053
UNS
1882
pt.2

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

053
UNS
1882
pt.2

Aus der
Bibliothek von
E. PREISS

Aus der
Bibliothek von
E. PREISS
945

Unſere Zeit.

Deutſche Revue der Gegenwart.

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Jahrgang 1882.

Zweiter Band.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1882.

053
UNS
1882
Pt. 2

Surrogate.

Novelle

von

O. Ernst.

I.

Der Vater hatte mich nachmittags mit nach Eupen genommen, wo eine landwirthschaftliche Versammlung stattfand, zu welcher die Gutsbesitzer der Umgegend zahlreich zusammengekommen waren. Es hatte mich eigentlich überrascht, daß er mir die Ausfahrt vorschlug; ich bin ja nicht verwöhnt durch väterliche Zärtlichkeit. Eine Tochter, welche ihrer Mutter das Leben raubte — einer schönen, jungen Mutter, deren Tod einer kaum einjährigen glücklichen Ehe ein jähes Ende bereitete — hat kaum einen Anspruch auf Duldung, geschweige denn auf Liebe. Doch wie dem auch sei, und entgegen der herben Art, mit welcher der Vater sonst seine älteste Tochter behandelt, während er für die Kinder seiner zweiten Frau einen Ueberschwang von zärtlichen Empfindungen zeigt, von deren verlorenen Brocken Clara ihr Herz wol noch zu sättigen vermöchte, war er heute unterwegs so ziemlich freundlich gegen mich gewesen. Als wir durch die Stoppelfelder fuhren, sprach er mir von der letzten, unbefriedigenden Ernte und meinte, er hätte sich doch übereilt, als er die Pachtung von der Stadt Aachen übernahm; ein Stückchen Romantik habe dabei mitgespielt; er hätte sich's gar so schön gedacht, in der Frankenburg zu residiren, die einst von dem großen Kaiser gegründet und bewohnt worden. Ein Landwirth solle sich freilich nicht von derartigen Gefühlen leiten lassen; aber er sei auch kein richtiger, der Soldat stecke ihm noch zu sehr in den Gliedern.

„Wer an der Majorsecke scheitert", sagte er verstimmt, „der sollte nur geradezu sein Lebensbuch zuklappen, seine Pension in irgendeiner Winkelstadt verzehren, sich auf nichts anderes mehr einlassen. Muß mich der Böse plagen, meine paar tausend Thaler Vermögen an die Landwirthschaft zu wagen! Die drei Pachtjahre, die wir auf der Frankenburg sitzen, habe ich kaum das liebe Leben gehabt, und lassen sich die zwei nächsten nicht besser an, so soll das ganze Ding der Henker holen!"

Ich hatte gemeint, wenn ich zu Weihnachten einundzwanzig Jahre alt und mündig würde, wollte ich ihm mein kleines Vermögen von der seligen Mutter mit Freuden als Hypothek auf seine Pachtung geben.

300956

„Dummes Zeug!“ sagte er da halb lachend, halb ärgerlich. „Hat man je so was gehört? Weißt du nicht, Mädchen, daß Hypotheken nur auf Grundbesitz eingetragen werden können? Da hast du nun jahrein jahraus in der Schule Gott weiß was alles studirt und dir noch nicht genug gethan — denn ich sehe dich wohl mit deinen Dichterbüchern hinter dem Röhricht sitzen, wenn ich auch dazu schweige — und kennst vom praktischen Leben so gut wie nichts.“

„Du weißt ja, Vater, mit den exacten Wissenschaften hat es bei mir nie recht gehen wollen.“

„Desto schlimmer! Da hapert's am Nothwendigsten. Rechnen ist die Basis eines vernünftigen Lebens. Zinseszins, Buchführung, Mathematik hättest du treiben sollen, statt fremde Sprachen, Literatur und Musik. Zum Teufel mit der verpfuschten Mädchenerziehung unserer Zeit! Du bist zu nichts Ordentlichem zu gebrauchen, weder im Hause noch in Garten und Ställen.“

„Ich unterrichte ja doch die Kleinen.“

„Die könnten ebenso gut zur Schule gehen.“

„Ich helfe im Hause, koche und plätte.“

„Unsinn! Du brauest mir hin und wieder eine Tasse Kaffee und plättest ein paar Krausen. Auch das nur, weil dich Pauline dazu anhält. Und das lohnst du ihr mit Maulen!“

So ging es nun weiter. Welche andere Tochter würde solche Reden als leidlich freundliche in ihrem Gedächtniß verzeichnen! Aber mir waren sie das schon. Ich habe ja gelernt, anspruchslos zu sein.

„Hier diese Wintersaat“, sagte der Vater bald darauf, „steht gut. Ich habe das Feld mit phosphorsaurem Kalk düngen lassen, wie mir der Eduard Marx gerathen, und der Erfolg beweist wieder, wie recht er hatte. Ein capitaler Mensch, der Chemiker! Freut mich noch heute, daß ich ihm Gastfreundschaft erwiesen, während er in Aachen auf der Polytechnischen Schule war. Er zahlt mir's mit Zinsen heim. Ja, an solchem Jungen kann ein Vater Freude haben! Schade, daß der seine, mein alter, biederer Kamerad, so früh hat ins Gras beißen müssen! Doch was ich sagen wollte: du solltest von Eduard's praktischem Sinn etwas haben, Clara. Warum benutzest du seine öftern Besuche bei uns nicht, um manches für die Haushaltung Nützliche von ihm zu lernen? Er weiß ja unzählige Kniffe und Mittelchen für alles und jedes, was zu einem rationellen Dasein gehört. Aber du gehst stumm und dumm an seiner Weisheit vorüber, und nach wie vor sind deine Kuchen klietschig, die Milch läuft zusammen, das Bier wird sauer, das Eingemachte verschimmelt.“

„Du mußt wissen, Vater“, gab ich nun freilich etwas gereizt zur Antwort — denn die Aufzählung meiner Haushaltungssünden hatte mich gekränkt — „daß mir nie im Leben etwas so zuwider gewesen ist als diese Wissenschaft der Chemie, deren sich dein Schützling befleißigt. Wenn ich ihn von Buttersäure, Schleimzucker und Blutkuchen sprechen höre, vergeht mir aller Appetit, und fängt er gar von Stickstoffoxydul, Phosphorhydrosäure und Schwefelwasserstoffgas zu reden an, so steht mir einfach der Verstand still.“

„Du bist ein dummes Ding“, meinte der Vater halb mitleidig, „und verstehst

die Kenntnisse des jungen Mannes gar nicht zu würdigen. Was denkst du, daß es bedeutet, wenn in unserer Zeit ein Chemiker erst seit zwei Jahren vom Polytechnikum fort und schon selbständiger Leiter einer großen Schwefelhütte, wie der bei Eupen, ist. Und er hat noch ganz andere Aussichten. Man macht ihm Avancen von den Hohöfen bei Osnabrück, denn auch mit der Technologie ist es bei ihm gut bestellt."

„Das freut mich", sagte ich ziemlich kühl; denn Herr Marx ist nun einmal kein Mann nach meinem Geschmack, und ich dachte bei mir, daß es nicht übel wäre, wenn er recht weit weg käme. So ein Schwefelmensch hat doch etwas entschieden Dämonisches an sich; man denkt unwillkürlich dabei an Mephisto, der beim Abgehen von der Scene nach Goethe's Willen ja eigentlich sich in eine solche Atmosphäre hüllen sollte! Ich sagte aber wohlweislich nichts zum Vater und declamirte mir nur leise die Verse aus dem „Gang nach dem Eisenhammer", welche Herrn Eduard's künftiges Gewerbe mehr anschaulich als reizend schildern.

Nun aber hatte auch der Vater geschwiegen, und als wir in Eupen angekommen waren, ließ er mich bis zum Abend bei der Frau Landräthin absteigen, um mich dann wiederzuholen. Die Landräthin hatte gerade einen Band Gedichte von ihrem Vetter, einem jungen, poetischen Dragonerlieutenant, erhalten, die er ihr gewidmet und „Sonnenstäubchen" genannt hat. In der That, reizende, kleine glitzernde Dinger, aus denen das Leben uns goldig anlacht. Ach wäre es so, wäre es so!

Und warum sollte es nicht so sein? Weil bei uns zu Hause der Vater brummt, die Stiefmutter schilt und die Kinder vor Clara's Autorität keinen Respect haben; weil die altberühmte Frankenburg zum Pachthof geworden, in welchem Stroh und Düngerhaufen die Stellen verunzieren, wo einst des großen Karl Paladine hoch zu Rosse hielten; weil im Schloßgraben, der den Ring der geliebten Leiche in seinen Schlammtiefen hegt, Röhricht wächst und Frösche quaken? O Gott, es muß doch irgendwo und irgendwie in der Welt ein Land der Poesie, und in ihm großangelegte, harmonische Menschen geben, die das Leben edel gestalten, dem Unschönen abschwören, alles Göttliche hegen und nähren! Eine Familie, in welcher Gatte und Gattin, Eins in frommem Denken und Empfinden, die Kinder an Liebesbanden lenken, ohne sie doch zu verziehen, ein Herd, der zum Altar seligen Gottesdienstes geworden, sind sie unfindbar — sind sie ein Utopien? Ich fragte die Landräthin, was sie darüber denke. Sie wurde etwas verlegen und klagte dann über ihren Gemahl, der so oft heftig würde, und das eigensinnige Söhnchen. Im Grunde aber gab sie mir recht.

„Es sollte so sein", sagte sie, „und ich glaube, ein Land der Welt zeichnet sich vor allen andern durch Heiligkeit der Familienbande aus. Ich meine England."

Sie erzählte mir nun, was ihre englischen Pensionsfreundinnen ihr von den Pas' und Mas' gesagt, und das klang sehr hübsch. Aehnliches erinnere auch ich mich auf der Schule von unserer Miß gehört zu haben. Ja, wer in England lebte! Da würde der Vater sich geniren müssen, und die Stiefmutter dürfte schon aus Furcht vor der öffentlichen Meinung, welche in Old-England sehr viel zu sagen hat, mich nicht mehr anfahren, wenn einmal die Suppe versalzen ist.

Nun aber, wie es Abend wurde und die Landräthin und ich noch immer so ein bischen schwärmten — obwol auch schon von anderm die Rede war als von meinem Familienideal — denn der erste Casinoball in Eupen stand ihr schon in vier Wochen bevor — klopfte es plötzlich sehr hart an die Hausthür, und der Vater kam mit etwas unsicherm Schritt herauf.

„Wir haben heute Abend noch eine Sitzung der Vereinsmitglieder", sagte er zu uns, „wer weiß, wie spät es wird. Pauline könnte sich ängstigen, wenn wir beide ausblieben. Du mußt nach Hause, Clara. Herr Marx, der hier ist und so wie so nach Aachen will, kann dich in unserm Gig nach der Frankenburg fahren und dann das Stückchen Weges bis Burtscheid laufen, wo er Wagen findet. Du sagst der Mutter, ich käme morgen auf dem Umwege mit der Bahn."

Es war mir nicht gerade angenehm, mit Herrn Marx die nächtliche Fahrt zu unternehmen; nicht etwa, daß er nicht gut führe oder sich unpassend benähme; nein, aber ich wußte voraus, daß er mir unterwegs von chemischen Processen sprechen würde, und das war eine schreckliche Perspective.

Die Landräthin fragte, ob ich nicht die Nacht bei ihr bleiben könne; es sei doch am Ende nicht schicklich, daß ein junges Mädchen mit einem Herrn, der weder ihr Bruder noch ihr Vetter —.

Da kam sie schön an. Der Vater wurde noch röther, als er schon war, und rief:

„Gnädige Frau, auf meine Verantwortung!"

Da war nun nichts weiter zu sagen. Ich zog mich rasch an und nahm Abschied; dann ging's vor die Thür. Am Gig stand Herr Eduard Marx, die Zügel in der Hand; die Laterne schien gerade auf sein schmales Gesicht mit dem dunkeln Bart und machte seine Brille funkeln.

Er nahm die Mütze ab und grüßte, gab mir dann eine seiner nervigen Hände und half mir auf den hohen Sitz. Darauf stieg er aufs Rad und schwang sich neben mich.

„Adieu, Kinder", rief der Vater mit sonderbar herzlichem Ton.

„Adieu, Herr Major", klang der Baß des Chemikers.

Mir blieb der Abschiedsgruß halb in der Kehle stecken.

Es war beinahe Nacht, als wir aus den schlecht gepflasterten Straßen Eupens auf die Chaussee herauskamen, die nach Aachen führt. Am Tage hatte ich den Weg ziemlich oft zurückgelegt, aber noch nie in der Dunkelheit. Wie groß war nun meine Verwunderung, als ich plötzlich ringsum am Horizont das prächtigste Feuerwerk gewahrte, das man sich vorstellen kann. Hier schossen kegelförmige, purpurrothe Flammen hoch in die Luft; dort schwebte eine blauleuchtende, durchscheinende Wolke über der Erde; dann wieder zeigten sich blendendweiße Lichtreflexe rechts und links am Himmel, und vor uns, in einiger Entfernung, glitzerte es goldgrün und violett.

Hätte jemand anderes neben mir gesessen als der kühle, wortkarge Herr Eduard Marx, der mit seiner Cigarre und den Zügeln so ausreichend beschäftigt schien, ich würde meinem Erstaunen über die bengalische Beleuchtung der ganzen Gegend ohne Zweifel Luft gemacht haben; doch eine Ahnung sagte mir, daß er,

sobald ich davon begönne, wol gleich mit einer wissenschaftlichen Erklärung bei der Hand sein würde; ich schwieg also und genoß mit poetischer Begeisterung ungestört das herrliche Schauspiel, ohne dem Woher und Warum nachzuforschen, für welche Fragen es in meiner Geistesrichtung überhaupt wenig Raum gibt.

Plötzlich aber erblickte ich etwas, das meiner gehobenen Stimmung ein gewaltsames Ende bereitete. Dicht am Wege, nahe einem weiten Thor, hinter dem sich eine Schmiede zu befinden schien, denn ein gewaltiges Feuer lohte dort, lagen ungeheuere, greulich anzuschauende — wie soll ich sie nur nennen — rothglühende Schlangen, wie von blutigem Rauch umgeben, und als ich von der Linken zur Rechten scheute, blitzten mir auch von dort, uns einengend, ähnliche Ungeheuer aus dem tiefen Dunkel entgegen.

„Um Gott, Herr Marx!“ schrie ich und faßte den Unbewegten am Arm. „Wohin fahren Sie mich?“

In demselben Augenblick machte das Pferd einen Seitensprung erst nach rechts, dann nach links und setzte sich darauf in wilden Galop.

„Lassen Sie mich los!“ rief der Chemiker.

Ich hielt ihn nur fester.

„Das Pferd geht durch“, schrie ich in Todesangst. „Die Schlangen rechts und links —“

Seine eine Hand drückte meine beiden energisch nieder, die andere zügelte gewaltsam das scheuende Pferd. Noch eine Minute — und die Ungeheuer lagen hinter uns; wir rollten gemächlich auf der weißschimmernden Landstraße weiter.

„Entschuldigen Sie, Fräulein Clara“, sagte der Chemiker nun, nachdem er meine Hände losließ, „daß ich Ihnen nicht gleich Rede stand; aber ich wußte voraus, daß Ihr Brauner vor den rothglühenden Eisenbahnschienen scheuen würde, die hier neben der Chaussee verkühlen, und mußte daher meine volle Aufmerksamkeit dem Durchgänger zuwenden. Jetzt aber, wenn Sie etwas fragen wollen, bin ich mit Vergnügen bereit, Auskunft zu geben.“

„Also die rothen Schlangen, Herr Marx, sind Schienen?“ fragte ich mit erleichtertem Herzen. „Ich dachte wahrhaftig, Goethe's Märchenschlange wäre uns in verschiedenen Exemplaren erschienen.“

„Die schillerte ja grün“, sagte er ruhig.

Richtig! Wie dumm von mir, so etwas nicht besser zu wissen als der Herr Chemiker!

„Aber was sind denn das für bengalische Flammen?“ fragte ich, um auf etwas anderes zu kommen, „die da rings um uns leuchten?“

„Aha“, meinte er „Sie sind bei Nacht noch nicht an den Hütten vorbeigekommen. Sehen Sie, die blaue Lichtwolke dort schwebt über meiner Schwefelhütte.“

„Ach, wie reizend!“ rief ich. „Aber ich glaubte immer, Schwefel sei gelb?“

„Er erzeugt bei der Sublimation blaue Dämpfe“, belehrte mich Herr Marx, und da ich voraussah, daß er mir den ganzen Kochapparat würde erklären wollen, rief ich rasch:

„Und der milchweiße Schein?“

„Kommt aus dem Giftfang der Arsenikhütte. Das violette und grüngoldige

Licht aus den Schloten jener chemischen Fabrik rührt von Jod- und Chlorpräparaten her."

„Ach, die abscheulichen Gifte!" rief ich ärgerlich. „Wie können sie nur so herrlich schimmern!"

„Ja", entgegnete er nachdenklich, „bei Nacht gleicht dieser District einem Schauspiel aus Märchenland. Sehen Sie nur die Glut der fernen Hohöfen dort links, den blendenden, weißen Schein über der Bleihütte daneben! Man sollte nicht denken, daß am Tage hier alles schwarz und wüst und schaurig aussieht!"

„Daran ist doch nur die Chemie schuld", sagte ich sehr entschieden.

„Sie ist Ihnen wol sehr zuwider?" fragte er fast scherzend.

„Aufrichtig gesagt, ja. Ich hasse das Zersetzen und Zerlegen der Dinge."

„Die Chemie bindet ebenso gut, wie sie trennt."

„Ja, aber was brauen Sie zusammen! Gifte und wieder Gifte! Mich wundert, daß es erlaubt ist."

„Gift ist ein relativer Begriff. Es kommt auf die Dosis an. Nehmen Sie zum Beispiel, Fräulein Clara, den Schwefel."

„O wie ich ihn hasse! Das Höllenproduct!"

„Und doch haben Sie ein gut Theil davon im eigenen Organismus."

„Herr Marx!" rief ich beleidigt.

„Verlassen Sie sich darauf. Er bildet mit den Organogenen —"

„Was ist das, Organogene?"

„Die vier Elemente: Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, aus denen alle Pflanzen- und Thierkörper bestehen."

„Nun, und der Schwefel?"

„Bildet mit ihnen in den verschiedensten Proportionen der Zusammensetzung Albumin, Globulin, Fibrin u. s. w., also Eiweiß-, Blut- und Fiberstoffe Ihres Körpers."

Jetzt hatte ich genug.

„Herr Marx", sagte ich zurechtweisend, „lassen Sie uns, bitte, von weniger prosaischen Dingen sprechen."

„Wie, mein Fräulein, bedenken Sie nicht, daß der Dichterfürst selbst, den Sie so hoch verehren, einen chemischen Proceß zum Ausgangspunkt eines seiner herrlichsten Erzeugnisse genommen!"

„Weil er gerade eine Analogie für die geistigen Wahlverwandtschaften brauchte, welche er zu schildern unternahm. Nein, Herr Marx, beschönigen Sie Ihre Beschäftigung mit einem so widerwärtigen Gewerbe nicht. Ich begreife ja recht gut, daß die Verhältnisse jemand zwingen können, Chemiker zu werden —"

„Sie sind zu gütig. Die Kunst geht nach Brot — warum sollte es die Wissenschaft nicht auch? Aber nein, Fräulein Clara, bei mir ist's nicht so. Ich bin mit Leib und Seele bei meinem Beruf. Ich verfolge ein Ziel, dessen Erreichung mich stolz und glücklich machen würde."

„Was ist es?" rief ich mit einiger Neugier.

„Das Ihnen klar zu machen, dazu muß ich etwas weit ausholen. Seien Sie unbesorgt, mit technischen Ausdrücken werde ich Sie verschonen. Aber etwas auf-

merksam dürfen Sie schon sein, denn es handelt sich um Wichtiges. Sie haben wol schon", fuhr er fort, als ich mich in Positur gesetzt, um seine Auslassungen wenigstens bequem mit anzuhören, „Sie haben wol schon von Surrogaten gehört, nicht wahr; Sie wissen, daß dies Stoffe sind, die vermöge einer oberflächlichen Aehnlichkeit, sei's in Farbe, Aussehen oder Gehalt, gewissermaßen für andere Substanzen einspringen, sie vertreten können, ohne sie doch vollkommen zu ersetzen. Die moderne Industrie treibt einen ungeheuern Misbrauch mit dieser Thatsache. Was wir essen, trinken, worin wir uns kleiden, sind ganz andere Dinge, als ihr Name besagt. Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen eine Analyse aller der Producte geben, deren Massenverbrauch einer allmählichen Vergiftung der ganzen civilisirten Menschheit gleichkommt. Ich betrachte es als eine der höchsten Aufgaben der Chemie, Untersuchungen der Substanzen anzustellen, welche auf den Markt des alltäglichen Lebens kommen, die Surrogate herauszufinden, welche zur Basis der Verfälschungen dienen, und durch ein Anslichtziehen betrügerischer Manipulationen dem drohenden Verderben Schranken zu ziehen."

„Das heißt, Sie wollen den Leuten das Essen und Trinken verleiden."

„Es thut mir leid, Fräulein Clara, daß Sie die Sache so auffassen. Dann freilich wird Ihnen auch mein Wunsch, das neuerstandene Deutsche Reich möchte officiell diese hygieinische Frage, welche für das Wohlergehen seiner Millionen Einwohner von so hoher Wichtigkeit ist, erörtern und regeln lassen; mein Streben, nach Kräften auf das Zustandekommen einer chemischen Prüfungsproduction hinzuwirken, keine Theilnahme einflößen."

„Ich muß Ihnen sagen, Herr Marx, daß ich im ganzen alles, so wie es ist, recht gut und schön finde, und mir nicht denken kann, daß die Surrogate wirklich im materiellen Leben eine so verhängnißvolle Rolle spielen könnten."

„Dennoch thun sie es, im materiellen wie im intellectuellen", sagte er beinahe finster.

„Was meinen Sie nur damit?"

„Daß es auch geistige Surrogate gibt, Ersatzmittel für das Gediegene, das Echte, die so listig den ursprünglichen, richtigen Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, Volk und Staat, Gemeinde und Priester untergeschoben worden, daß es einer genauen Analyse bedarf, um sie zu entdecken."

„Warum sie denn aber herausfinden wollen? Man zerstört sich dadurch nur alle Lebensfreude", rief ich.

„Wem Genuß das höchste Ziel ist, wonach er strebt, der freilich bleibe von solchen Untersuchungen fern, die den Illusionen nicht günstig sind. Es gibt aber auch Menschen, Fräulein Clara, in denen der Erkenntnißtrieb vorherrscht. Sie suchen die Wahrheit, selbst auf Kosten eines illusorischen Glückes."

„Wie thöricht!" rief ich. „Ich fürchte, viele Deutsche haben diese Sucht, hinter alles Verborgene zu kommen. Darum sind auch bei uns alle Verhältnisse meist so poesielos, so nüchtern. Jeder studirt so viel am andern, daß er sich seiner nicht mehr erfreut."

„Sprechen Sie aus Erfahrung?" fragte er etwas sarkastisch.

„Sie wissen es — leider ja. Oder sollte das Familienleben in unserm Hause Ihnen ideal erschienen sein?"

„Nicht das, allein ich halte seine Realität für eine gesunde, unverfälschte. Wenn der Vater ein wenig brummt, die Mutter maßvoll in ihrer Zuneigung zu Ihnen ist, die Kleinen die älteste Schwester nicht genug respectiren: so sind das geringe Unvollkommenheiten, die offen zu Tage liegen, und mit denen man daher leicht rechnen kann. Nun aber denken Sie sich den Fall, daß Ihr Facit in den Beziehungen zu den Ihren nie ganz gezogen werden könnte, weil im tiefsten Grunde ein Bruch verborgen läge, der auf keine Art aufginge!"

„Bruchrechnung ist nicht meine Sache", sagte ich rasch, „aber so viel weiß ich, daß meine Ansprüche an Glück ganz andere sind, als sie meine Umgebung befriedigt. Wohin ich blicke, ist kein Mann ritterlich und glaubensstark, keine Frau echt weiblich, fromm und sanft. Und doch sind diese Tugenden, wie ich höre, in andern Ländern, zum Beispiel in England, noch nicht ausgestorben."

„Wenn nicht etwa ihre Surrogate sich dort breit machen! Doch genug davon! Ich wollte Ihnen eigentlich von ganz andern Dingen sprechen, Fräulein Clara. Sehen Sie, die Lichterscheinungen sind hinter uns zurückgeblieben wie reizende Illusionen; unser Weg geht durch Dunkel. Aber das schadet nichts; denn wir werden bald zu Hause sein. — Das rechte zu Hause ist die Frankenburg für Sie freilich nicht, ich weiß es wohl. Und daß Sie kein Hehl daraus machen, flößt mir, ebenso wie Ihre jeweilige Unhöflichkeit, Zuversicht zu Ihrer Wahrhaftigkeit ein. Ich bin kein gläubiger Mensch, ich gestehe es; aber an dem tüchtigen Kern Ihres freilich noch etwas unreifen, kindlichen Wesens habe ich noch nie gezweifelt. Und andererseits sehen Sie wol klar, daß ich ohne Falsch bin; sonst würde ich mich liebenswürdiger und nachgiebiger gegen Sie benehmen. Auf solchem gegenseitigen Vertrauen als Basis läßt sich nun, dünkt mich, eine Uebereinstimmung in wichtigen Lebensfragen wol erzielen. Man darf einander manches bekennen, wenn man sich vor Zweifel an der Echtheit seiner Worte bei dem andern nicht zu fürchten hat. So sage ich Ihnen denn auch, was ich Ihnen schon lange hätte sagen mögen: daß ich Ihnen gut bin. Sie werden mich nicht misverstehen. Vielleicht ist meine herzliche Zuneigung nicht die ideale Liebe, die Sie von einem Mann erträumen — aber sie ist tief und wahr. Wollen Sie mich versuchen lassen, Sie glücklich zu machen, so gut ich's eben vermag? Wollen Sie mein Haus zu dem Ihren machen?"

Erst fesselte die starre Ueberraschung meine Zunge; dann entfuhr mir fast ein Schrei. „Die Schwefelhütte", rief es schaudernd in mir, daß ich die Lippen beißen mußte, um dem dreisten Werber den Hohn nicht ins Gesicht zu schleudern. Herr Marx machte mir eine Liebeserklärung — in der That! Das war denn doch zu stark! Wie, von all den abscheulichen Dingen, mit denen er mich zu unterhalten gewagt, ging er plötzlich, als sei das ganz in der Ordnung, auf einen Heirathsantrag über?! Ich hätte lachen mögen, wäre ich nicht so indignirt gewesen; so aber sagte ich nach längerer Fassungspause sehr kurz und kühl:

„Ich glaube nicht, daß wir zusammen passen würden, Herr Marx."

Er ließ die Zügel sinken, daß das Pferd ganz langsam ging.

„Sie haben mich nicht gern, Fräulein Clara?"

„Nicht — nicht so eigentlich, Herr Marx."

„Es lockt Sie nicht, ein eigenes, trauliches Heim zu haben, wo Sie schalten und walten können? Sie ziehen das Vaterhaus vor?"

„Am liebsten", sagte ich nun ganz resolut, „verließe ich das letztere und suchte mir den eigenen Weg. Sie werden mich vielleicht nicht verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mit Menschen leben möchte, die meine idealen Gesinnungen, mein Streben nach harmonischem Dasein theilen, zu denen ich emporsehen könnte."

„Sie möchten nach England?" fragte er nachdenklich.

„Das habe ich nicht gesagt. Aber ich sehne mich nach Anschluß an leuchtende Tugenden, offenbares Glaubensleben, und das finde ich hier nirgends."

„Vielleicht", meinte er, „wäre es gut, wenn Sie einmal nach eigenem Ermessen, in selbstgewähltem Kreise Ihre Principien erprobten. Wenn ich Ihnen dazu helfen kann — da Sie ja doch nicht meine Frau werden wollen —"

Er schien etwas traurig, und ich hätte ihm vielleicht ein paar tröstliche Worte gesagt, aber plötzlich fiel mir ein, wie der Vater das Ereigniß beurtheilen werde.

„Himmel", rief ich unwillkürlich, „wie böse wird der Vater sein, daß ich Sie nicht nehme, Herr Marx!"

„Er hatte mir allerdings seine Einwilligung gegeben", entgegnete er ruhig.

„Wie, Sie hatten zuerst mit ihm gesprochen?" fragte ich verletzt.

„Ich hielt das, dem Herrn Major gegenüber, für Pflicht."

„So steckt er mit Ihnen unter Einer Decke?" rief ich.

„Gewiß", scherzte er fast. „Die nächtliche Fahrt hat Ihr Papa arrangirt, weil ich, wie er meinte, Clara ein paar Stunden allein haben müsse, um ihr meinen Antrag recht eindringlich darzulegen."

„Sie sprachen ja aber zuerst von allem Möglichen", sagte ich vorwurfsvoll.

„Das that ich allerdings. Ich denke nämlich, eine Liebeserklärung soll kein Plaidoyer sein."

„Aber auch keine chemische Formel, Herr Marx!"

„War das die meine? Und wissen Sie so genau, was Formel ist, was Sinn? Doch vergeben Sie, wenn ich nicht nach Ihrem Geschmack sprach. Ich bin eben ein Chemiker, kein Dichter. Doch hier sind wir vor der Frankenburg. Ich habe den Thorschlüssel. Steigen Sie ab, Fräulein Clara."

Er sprach ganz gelassen, half mir vom Wagen, öffnete das Thor und übergab dem erwachenden Knechte das Gefährt. Ich stand in der Nähe und wußte nicht, was ich thun sollte. Da kam er noch einmal auf mich zu.

„Wegen des Vaters ängstigen Sie sich nur nicht. Er soll Ihnen kein böses Wort geben, weil Sie den Eduard Marx nicht wollen. Gute Nacht, Fräulein Clara, schlafen Sie wohl."

„Sie — Sie sind mir doch nicht böse, Herr Marx?"

„Weil Sie aufrichtig waren? O nein. Wenn Sie mir Neigung nicht bieten können, dann nur um des Himmels willen kein Surrogat dafür."

II.

Ich hatte mich darauf gefaßt gemacht, einen harten Stand mit dem Vater zu haben, wenn es herauskäme, daß ich, seinem ausdrücklichen Wunsch entgegen, den

Antrag des Herrn Eduard Marx abgelehnt, und ich ging am Morgen nach der nächtlichen Scene ziemlich unruhig im Hause herum; denn ich dachte jeden Augenblick, der Herr Major werde erscheinen, und dann müsse die Bombe platzen. Allein es wurde weniger schlimm, als ich gefürchtet. Als der Vater gegen Abend über Burtscheid nach Hause kam, begrüßte er zuerst, wie gewöhnlich, seine Pauline und die Kleinen, gab mir dann die Hand und hieß mich mit ihm in sein Zimmer kommen. Da ging er nun eine gute Weile auf und ab, während ich mit beklommenem Herzen am Fenster saß und auf die Explosion wartete. Er beherrschte sich aber sehr, als er zu sprechen anfing, sodaß seine barsche Stimme ordentlich weich klang, wie er nun sagte:

„Eduard hat mich heute Morgen vom Bahnhof abgeholt und mir über euer gestriges Gespräch berichtet."

Ich schwieg, denn das hatte ich ja erwartet.

„Ich brauche dir nicht zu sagen, Clara, wie sehr es mich schmerzt, daß du in thörichter Verblendung die Hand eines Mannes ausgeschlagen, der einem albernen Dinge wie du in der That eine Ehre erweist, wenn er sie ihr bietet. Doch von deiner Verkehrtheit war kaum etwas anderes zu erwarten, und ich mußte mich daher von vornherein darauf gefaßt machen, dich zu deinem Glücke zu zwingen."

Hier machte ich eine unwillkürliche Bewegung; denn es lag in der That sehr nahe, gegen drohende Vergewaltigung Einwendungen zu erheben. Doch der Vater winkte nur beschwichtigend mit der Hand und fuhr dann fort:

„Eduard hat mir aber aufs entschiedenste erklärt, er wolle nicht, daß deinen Gefühlen Gewalt angethan werde. Es ist die Rücksicht für ihn, Clara, die mich veranlaßt, statt mit einem Donnerwetter dreinzufahren, wie du es verdient hättest, deinen kindischen Widerstand zu berücksichtigen. Du wirst also nicht gezwungen werden, Herrn Marx dein Jawort zu geben."

Ich athmete auf und versuchte, des Vaters Hand dankbar zu ergreifen. Nicht daß ich mich überhaupt hätte zwingen lassen; aber ich war froh, daß mir der Kampf mit einem Manne, der, mag er auch ein Tyrann sein, doch immer mein Vater ist, erspart wurde.

„Eins wirst du begreifen", sagte er und trat vor mich hin, ohne mir doch die Hand zu überlassen, „daß deines Bleibens im Vaterhause nach der Entscheidung, die du getroffen, vorläufig nicht sein kann. Pauline hatte sich, ich darf es wol sagen, darauf gefreut, daß die eigenwillige, widerspenstige Stieftochter sich ein selbständiges Heim gründen solle; ich sah dein Glück in der Verbindung mit dem jungen achtungswerthen Manne; dieser Strich durch unsere Rechnung läßt sich nicht so rasch verschmerzen. Ich habe zudem für dich meine Vaterpflicht in ausreichendster Weise gethan. Deine Erziehung hat mich weit mehr gekostet, als die Zinsen deines kleinen Vermögens betragen. Jetzt ist es an der Zeit, an diejenige deiner Geschwister zu denken. Wie aber kann ich das, wenn ich dich weiter zu versorgen habe!"

„Genug, Vater", rief ich aufspringend; „es ist nicht meine Absicht, deinen Lieblingen die Ansprüche zu schmälern. Wenn mir nur die Wahl bleibt, entweder

einem unsympathischen Manne die Hand zu reichen oder sie zum Broterwerb zu rühren, so schwanke ich keinen Augenblick."

„Du brauchst die Sache nicht so schroff hinzustellen", begütigte er, als er sah, daß ich nahe daran war, in Thränen auszubrechen; „bedenke, daß es für dich selbst peinlich sein würde, Herrn Marx, nach der Beleidigung, die du ihm angethan, ferner im Vaterhause zu begegnen, — und daß ich auf den anregenden Verkehr mit ihm verzichten solle, blos weil es dir beliebt, ihn unsympathisch zu finden, wirst du doch nicht verlangen."

„O, ich verlange gar nichts. Ich bin bereit, sofort zu gehen."

Der Vater stampfte mit dem Fuße und murmelte etwas wie einen unterdrückten Fluch.

„Herr Marx will feurige Kohlen auf dein Haupt sammeln, Clara", sagte er dann, sich bemeisternd. „Er hat sich zu mir dahin ausgesprochen, daß dein Verlangen, fremde Verhältnisse kennen zu lernen und dich an Menschen anzuschließen, welche deinem Ideal mehr entsprechen als wir arme Sterbliche, unter den obwaltenden Umständen Berücksichtigung verdiene. Ja er selbst will dir dazu behülflich sein, deinen Plan auszuführen. Ich glaubte ihm die Genugthuung schuldig zu sein, in dieser Angelegenheit sein Urtheil als maßgebend für meine Entschließungen zu betrachten."

Es war bitter, das mit anhören zu müssen. Aus Rücksicht also für den fremden Mann wollte der Vater dem eigenen Kinde erlauben, sein ideales Streben zu verfolgen! Sonst hätte mein brennender Wunsch keine Erfüllung gefunden! O, wie ich diesen Marx haßte, der, wo er mit einer Hand mir Freiheit zu geben schien, mir mit der andern mein gutes Recht nahm!

Meine Miene mochte wol die Seelenvorgänge in mir abspiegeln; denn der Vater betrachtete mich aufmerksam und meinte dann:

„Deine Dankbarkeit für Eduard's Vermittelung scheint nicht eben lebhaft zu sein. Vielleicht erhöht es sie, wenn ich dir sage, daß er sogar einen Wirkungskreis für dich gefunden zu haben glaubt."

Ich blickte überrascht auf. Schon gestern hatte mir Herr Marx Andeutungen gemacht, die darauf hinzuweisen schienen, daß er, trotz meiner Abweisung, eine Einmischung in mein Los beabsichtige; heute aber hatte er sogar dem Vater gegenüber dieses Vorhaben ausgesprochen. Das ging zu weit! War ich denn bestimmt, unter der Vormundschaft des Mannes zu stehen, der sich mir zum Gatten aufdringen wollen? Nein, nimmermehr! Er sollte mich, wenn ich ging, nicht wie den entflatternden Vogel am Faden halten!

„Vater", sagte ich sehr entschieden, „meine Ansichten von einem Lebenskreise, in dem es der Mühe lohnt, seine Kräfte zu erproben, und die des Herrn Marx gehen himmelweit auseinander. Du wirst, er wird nicht verlangen, daß ich mich in ein Correctionshaus senden lasse. So groß war meine Schuld doch nicht, um das zu verdienen!"

„Dummes Ding!" rief der Vater ärgerlich. „Eduard will dir seine vernünftigen Ideen nicht aufdringen, beileibe nicht. Er hat nun einmal die Marotte, deine freie Entschließung zu respectiren. Sein Vorschlag ist ganz in deinem Sinne

gehalten. Du hast ihm, glaube ich, auseinandergesetzt, daß dir das deutsche Familienleben nicht zusage; die Männer wären dir zu derb und skeptisch, die Frauen nicht fromm genug. In England sei das alles anders. War es nicht so?"

„Herr Marx hat, wie es scheint, meine flüchtigen Worte besser behalten als ich selbst. Ich mag etwas derart gesagt haben, unbeschadet meines Patriotismus."

„Versteht sich, so nehme ich's auch; denn sonst sollte doch gleich eine Granate dreinfahren, wenn ein deutsches Mädchen sein Ideal wo anders suchte als unter Deutschen! — Doch genug davon! Es handelt sich um Thatsachen: Eduard würde dir gern dazu verhelfen, nach England zu gehen und dich da einzuleben; er hat aber dorthin nur geschäftliche Verbindungen. Dagegen vermag er mit Leichtigkeit dich in eine englische Familie im Auslande zu bringen, wenn dir das genügt."

„Da bin ich neugierig", rief ich überrascht.

„Es ist freilich etwas weit von hier."

„Desto besser!" rief ich unbedacht.

„Sehr schmeichelhaft für uns!" brummte der Vater. „Allein deine Zurechnungsfähigkeit ist mir seit kurzem so fraglich geworden, Clara, daß ich auch diese Aeußerung hinnehmen will. Höre also, was Eduard vorschlägt. Sein älterer Bruder Richard, welcher in Alexandria in Aegypten Techniker in einer großen Fabrik ist, deren Besitzer ein reicher Engländer, hat ihm kürzlich geschrieben und angefragt, ob Eduard nicht eine junge, gebildete Deutsche kenne, die geneigt sei, in die Familie des Fabrikherrn als Lehrerin und Gesellschafterin der einzigen, fast erwachsenen Tochter einzutreten. Die Leute seien als reich bekannt, nähmen den ersten Rang in der englischen Colonie ein und machten ein äußerst comfortables Haus; zugleich wären sie wegen ihrer Frömmigkeit und des innigen Familienlebens, das bei ihnen herrsche, hoch angesehen. Richard Marx selbst hat früher dem jungen Mädchen und einem kleinen Bruder desselben deutschen Unterricht ertheilt, sich aber neuerdings davon freigemacht; wol weil er es passender fand, die heranwachsende Schülerin weiblichen Händen zu überlassen. Kommt dir dieser Antrag gelegen, so brauchst du mir nur nach genügender Ueberlegung deine Einwilligung auszusprechen. Die beiden Brüder übernehmen dann die Vermittelung, und im nächsten Monat, wenn viele europäische Familien über Marseille für den Winter nach Aegypten zurückkehren, findet sich auch leicht ein Reiseanschluß für dich."

Meine Erregung, als ich diesen Vorschlag vernahm, war nicht gering. Ich hätte am liebsten gleich Ja gesagt; der Antrag war ja zu verlockend! Wie war es nur möglich, daß Herr Marx meinen Geschmack so ganz treffen konnte! Er mußte doch ein gewisses Verständniß für mich haben, das ließ sich nicht leugnen. Wie herrlich stimmte der Plan zu meinen tiefsten, heißesten Wünschen! In einem Lande zu leben, wo ein ewiger Sommer herrscht, bei Menschen, deren Häuslichkeit nach der bloßen Beschreibung einem Himmel glich: was konnte ich mir Schöneres, Befriedigenders denken!

Gewaltsam fast hielt mich der Vater zurück, mein Einverständniß sofort unwiderruflich zu bestätigen; er zwang mir Bedenkzeit auf. Es schien ihn zu betrüben, daß ich gleich so bereit war, in die Fremde zu gehen. Aber was blieb

mir noch übrig? Setzte er doch selbst mir den Stuhl vor die Thür, und wenn mir einmal das Vaterhaus keine Heimat mehr war, warum sollte ich mir dann nicht weitab eine andere suchen?

Ich konnte nicht umhin, Herrn Marx durch den Vater sagen zu lassen, wie erkenntlich ich ihm für seine Antheilnahme an meinem Streben sei. So etwas verpflichtet ja zu nichts, und es hilft am Ende dem guten Jungen über seinen Korb hinweg, wenn ich ihm ein paar freundliche Worte zurufe.

Doch nein, das ist wol eigentlich nicht der richtige Ausdruck. Den Korb scheint er ja recht gleichmüthig hingenommen zu haben; er muß auch an die Unwiderruflichkeit meiner Abweisung glauben; sonst hätte er nicht selbst den Plan befürwortet, daß ich fort solle, und nun gar so weit! Ja, sicherlich, er gibt mich ganz und für immer auf — ziemlich rasch, wie mich dünkt! Ein anderer hätte wol doch den Versuch gemacht, durch standhaftes Werben am Ende das Herz der Geliebten umzustimmen. Doch freilich, kann denn Eduard Marx lieben? Hat er mich zur Frau begehrt, weil ihn danach verlangte, sein Ideal zu besitzen, oder ging er nicht vielmehr darauf aus, eine Wirthschafterin, eine Gesellschafterin in das häßliche Haus neben der Schwefelhütte zu bringen, die ihm schließlich noch im Laboratorium die Schwefelblumen hätte aufzeichnen müssen, die er zu produciren wünscht, oder die Gase waschen und die Glanze poliren — obgleich ich keine Ahnung habe, ob und wie so etwas gemacht wird.

Dem Himmel sei Dank, daß ich diesem Lose entgangen bin! Mein Gefühl hatte mich richtig geleitet, als es mich veranlaßte, diesen Mann auszuschlagen, der sich so leicht über meine Absage tröstete. Wie pries er noch gestern die einfachen, unverfälschten Neigungen! Wie warnte er mich vor dem, was er Surrogate nannte! Und heute schon bewies er mir klar, daß sein Gefühl für mich auch kein ursprüngliches, echtes gewesen; denn sonst könnte es doch so schnell nicht vergehen.

Doch ich nahm mir vor, mich nicht weiter zu ärgern; ich hätte mich im Gegentheil freuen sollen, daß ich so leichten Kaufs aus meiner fatalen Lage gekommen war.

Acht Tage hielt der Vater meine Entscheidung zurück. Es schien mir, als seien während der Zeit alle im Hause besonders liebenswürdig gegen mich. Die Kinder waren wol aufgefordert worden, artig und fleißig zu sein, denn sie plagten mich nur wenig; die Stiefmutter ließ mich in Ruhe, und der Vater — ja der schien beinahe traurig, wie ich ihn nie gesehen. O hätte er mir ein gutes Wort gegeben, mich einmal recht rührend ermahnt; ich glaube, ja wahrhaftig, ihm zu Liebe hätte ich mich geopfert und Herrn Eduard Marx — den Tod im Herzen — meine Hand gereicht; doch er schien daran nicht mehr zu denken, und der Chemiker selbst ließ sich durchaus nicht auf der Frankenburg sehen, als wäre ich eine Art von Vogelscheuche, die seine Annäherung verhindere.

Endlich, nach einer vollen Woche, durfte ich mein Votum abgeben. Konnte es ein anderes sein als das gleich beschlossene?! Wenn selbst mein Herz mich nicht fortgetrieben hätte, würde nicht mein Stolz allein mir geboten haben, Herrn Eduard von meiner Nähe zu befreien?!

Der Vater nahm meine Entscheidung ruhig entgegen und theilte sie bald darauf seinem jungen Freunde mit. Die Stiefmutter lobte mich um meinen Entschluß und ging, als die telegraphische Nachricht von Alexandria einlief, daß die Bedingungen, welche Herr Richard Marx für einen zweijährigen Contract unterbreitet, angenommen seien, daran, mich für die Reise auszustatten.

Die letzten Wochen verrannen im Fluge; Abschiedsbesuche, Vorbereitungen hatten meine ganze Zeit in Anspruch genommen; ich kam kaum zu mir selbst. Oft ward es mir freilich heiß im Herzen, wenn ich dachte, daß ich nun bald des alten, barschen Vaters brummige, liebe Stimme nicht mehr hören, die Balgereien der kleinen Geschwister und ihre lustigen Streiche entbehren sollte; selbst die schrillen Töne, in welchen die Stiefmutter mir ihre Haushaltungsverordnungen auf die Seele zu binden pflegte, würde ich — so kam es mir jetzt vor — am Ende gar vermissen. Aber es war doch nun einmal zu spät, die Entschließung rückgängig zu machen, von deren Nothwendigkeit meine ganze Familie so überzeugt gewesen. Den Vater verlangte es wol schon recht nach der gewohnten, weisen Unterhaltung seines praktischen Freundes; denn wenn er allein über die regendurchweichten Aecker oder durch die dumpfigen Ställe ging, sah er oft ganz niedergeschlagen aus.

Der Abend vor meiner Abreise war gekommen. Bis Paris wollte der Vater mich begleiten; dort sollten wir mit der alten Mutter des Herrn Seymour, eben jenes Fabrikherrn und Bankiers, in dessen Hause mir die Stelle offen stand, zusammentreffen; die Dame kam von England und wollte mich unter ihrem Schutze bis nach Alexandria mitnehmen.

Ich hatte vom Hause Abschied genommen, war treppauf treppab getrollt, in die Bodenräume, von wo die stille, friedliche Aussicht auf den verwachsenen Schloßgraben und die jenseitige grüne Böschung am Wege mich so oft gefesselt; in die gewölbten Keller, deren Quadern allein noch der Kaiserzeit entstammen mögen, während der Oberbau oft erneuert worden, schlich endlich, als der Mond aufging, hinaus ans Röhricht zu der Stelle, wo er sich in einem kleinen Wasserbecken spiegelte. Ich recitirte dort zum letzten mal Lenau's „Auf dem Teich, dem regungslosen", das mir immer so ganz für dieses stille, schöne Bild gedichtet schien. Wie ich nun zu den Worten kam: „Weinend muß mein Blick sich senken", da stürzten mir wirklich die Thränen aus den Augen, obwol es kein „süßes Deingedenken" war, das mir durch die Seele ging. Ich hatte ja niemand lieb, so recht poetisch lieb, meine ich. Und doch hätte ich in diesem Augenblick viel darum gegeben, wenn das Lied ganz auf mich gepaßt hätte! Als ich mich umwandte, ins Haus zurückzugehen, erblickte ich plötzlich mitten im Mondschein die lange, schlanke Gestalt des Herrn Eduard Marx, der im bleichen Licht ganz geisterhaft aussah, mit seinem dunkeln Bart und den scharfen Augen, welche diesmal keine Brille deckte.

„Fräulein Clara", sagte er näher tretend, als er mich erschrecken sah, „ich will Sie nicht lange stören. Nur ein paar Worte erlauben Sie mir wol Ihnen zu sagen, bevor Sie abreisen. Ich habe ja doch eine Verantwortlichkeit für Ihr Ergehen in der Fremde, da es mehr oder minder mein Werk ist, daß Sie Ihr Vorhaben ausführen durften."

Es klang so stolz, was er sagte, daß ich wirklich nur höflich antworten konnte: „Ich habe Ihnen für Ihre Bemühung noch nicht einmal danken können, Herr Marx."

„Darum ist mir's nicht zu thun", meinte er abwehrend; „ich wollte Ihnen nur sagen, daß mein Bruder Richard stets bereit sein wird, Ihnen mit Rath und That beizustehen, wenn Sie eines Freundes bedürfen."

„Es ist mir sehr erfreulich", entgegnete ich etwas zweifelhaft.

„Ich wünsche, daß die dortigen Verhältnisse Ihrer Erwartung entsprechen möchten", fuhr er fort, neben mir zur Hofthür schreitend.

„Ich habe keinen Grund, das zu bezweifeln."

„Wenn es aber anders ist, Fräulein Clara? Wenn Sie sich enttäuscht fühlen sollten? Was würden Sie dann thun?"

„Daran habe ich, aufrichtig gesagt, noch nicht gedacht, Herr Marx. Im schlimmsten Falle komme ich zurück. Freilich steht mir das Vaterhaus kaum noch offen."

„Was ich thun kann, Ihnen die Heimat zu erhalten, soll geschehen", sagte er ernsthaft.

„Traurig genug für mich, daß Sie so sprechen dürfen, daß ein Fremder mehr Einfluß auf die Meinen hat als das Kind des Hauses!" rief ich mit Bitterkeit.

„Die Thatsache steht fest", behauptete er. „Sie werden mit Thatsachen rechnen lernen müssen, Fräulein Clara."

„O gewiß! Ich muß noch viel lernen. Vor allem darf ich die chemische Analyse nicht verabsäumen, Herr Marx!"

„Ebenso wenig wie die logische, die moralische, Fräulein Clara."

„Um jene Schreckgespenster, die Surrogate, zu entdecken, Herr Marx, nicht wahr, die Sie überall spuken sehen?"

Ich weiß nicht, warum ich so gereizt war. Aber ganz sicher: hätte ich den spitzen Ton nicht gewaltsam festgehalten, ich würde geweint haben.

„Ja", sagte er halblaut und langsam: „Vortheil für Neigung, Gleisnerei für Tugend, Trotz für Entschlossenheit, Frömmelei für Frömmigkeit, Lehrhaftigkeit für Weisheit, Buhlschaft für Liebe —"

„Genug, genug!" rief ich empört. „Glaubte man Ihnen, so glaubte man eben nur noch an Sie."

„Ich fordere keinen Glauben. Auch der ist ja nur Surrogat für Wissen", entgegnete er resignirt. „Nur Eins möchte ich von Ihnen erbitten, Fräulein Clara, zunächst in Ihrem eigenen Interesse."

„Was ist es?"

„Ehrlichkeit gegen sich selbst."

„Herr Marx, können Sie mich der Unaufrichtigkeit beschuldigen?"

„Durchaus nicht, mein Fräulein; meine eigenen Erfahrungen würden diese Anklage schlagend widerlegen. Nein, ich meine es anders: Sie gehen mit einer quasi fertigen Lebenstheorie in die Fremde; Treu und Glauben sind die Brille, durch welche Sie die Welt betrachten. Wenn nun Ihr Urtheil über Persönlichkeiten und Verhältnisse mit der Zeit Modificationen erleiden sollte, werden Sie dann nicht,

der ursprünglich vorgefaßten Meinung zu Liebe, der neuen Einsicht Trotz bieten, und das, was sich derselben als wirklich aufdrängt, dennoch nicht wahr haben wollen?"

„Nein, gewiß nicht", entgegnete ich zuversichtlich. „Verlassen Sie sich darauf, daß ich mir niemals selbst ein X für ein U machen werde. Ist meine Weltansicht irrig, so bin ich willig, sie zu verändern."

„Sie versprechen mir das?"

„Aus voller Seele. Und damit ich ganz sicher bin, mich nicht über vorgehende Wandlungen in mir zu täuschen, will ich sogar die Eindrücke, welche ich in den neuen Kreisen empfange, immer treulich niederschreiben. Genügt Ihnen das?"

„Vollkommen. Ich danke Ihnen, Fräulein Clara."

„Was kann es Ihnen ausmachen, wenn ich mich in meiner Anschauungsweise, wie ich davon fest überzeugt bin, mehr und mehr befestige?"

„Es würde mich für Sie freuen; denn beharrliche Illusion ist ein Glück. Im andern Falle aber, wenn Sie also dahinter kämen, daß wenig echt ist im Leben —"

„Aha, wenn ich die Surrogate entdeckte!? Nun, was dann?"

„Das würde mich für mich freuen", sagte er kurz abgebrochen.

„Wie so? In welcher Art?" stammelte ich.

„Begreifen Sie nicht, Clara", rief er plötzlich und faßte meine Hand, „daß ein Zusammenhang zwischen Modificationen des Urtheils und Gefühls besteht? Wenn mir Ihr Kopf erst beistimmt, wird auch Ihr Herz mir nicht länger verschlossen sein, ich bin dessen gewiß."

Er sprach mit mehr Ergriffenheit, als ich für möglich gehalten. So war ich ihm doch werth? Er hatte mich nicht aufgegeben? Ich kann nicht leugnen, daß es mich freute, ja mir schmeichelte. Aber zeigen wollte ich ihm doch nicht, daß mir an seiner wunderlichen Liebe etwas gelegen sei, und so sagte ich denn scherzend:

„Was also zwischen uns steht, sind nach Ihrer Meinung, Herr Marx, eigentlich nur die Surrogate, nicht wahr?"

„Wenn Sie es so nennen wollen", entgegnete er ernst und zog die Hand zurück, welche bisher die meine gehalten. Ich fühlte, daß ich ihn verletzt hatte.

„Sie haben meine volle Achtung, Herr Marx", sagte ich leise.

„Die geben Sie billig, Fräulein Clara. Erst wenn Sie verachten gelernt, wird Ihre Achtung mir werthvoll sein."

Wir standen uns stumm gegenüber. Ich hatte eine Frage auf den Lippen: „Muß ich auch erst hassen, um dann zu lieben?" Doch ich schwieg, denn daß ich ihn haßte, hatte er doch wol gemerkt.

„Leben Sie wohl", sagte er und berührte noch einmal leicht meine Hand.

„Wie, Sie kommen nicht mit ins Haus?"

„Nein, ich wollte Sie zum letzten mal allein sprechen, hier an Ihrem Lieblingsplatz. Werden Sie ihn je wieder betreten?"

Die Frage klang lange, lange nach. Ein Schluchzen faßte mich, daß ich nur rasch seine Hand drücken und auf mein stilles Zimmer eilen konnte, wo die

gepackten Koffer standen, um mich dort auszuweinen. Die Stiefmutter und die Kleinen waren schon zu Bett; der Vater und ich wollten früh morgens um fünf aufbrechen. Vor mir lag die lange, traurige Nacht, die letzte im Vaterhause. An Schlaf war nicht zu denken. Was thun? Ich nahm Papier und griff zur Feder. An wen sollte ich gleich schreiben? Alle Abschiedsbriefe waren ja längst fertig. Aber schreiben mußte ich, es trieb mich unwiderstehlich dazu.

So begann ich denn die Einleitung zu den Aufzeichnungen, welche ich Eduard Marx über meine Erlebnisse zu machen versprochen, und an denen meine Lebenstheorie sich erproben soll; aber nicht für ihn etwa, nein, natürlich nur für mich selbst. Wie sollte ich ihm auch je gestatten, in mein geheimstes Empfinden zu blicken, in dies Heiligthum eines Mädchens, auf dessen Offenbarung nur der geliebte Mann ein Recht hat!

Es war Morgen, als ich übersah und überdachte, was ich niedergeschrieben, — und sonderbar! Gleich hatte ich eine Prüfung meiner Ehrlichkeit zu bestehen. Ich fühlte nämlich die Versuchung, manches von dem, was ich in dieser letzten Zeit gesagt und gethan, auf dem Papier ein wenig zu verändern, um es vortheilhafter für mich zu gestalten; denn, aufrichtig gesagt, gefiel es mir nicht mehr so ganz.

III.

Die Reise nach Paris im trüben, kalten Novemberwetter wurde durch des Vaters und wahrlich auch durch meine Stimmung nicht heiterer gemacht. Wol sperrte ich die Augen auf, als die Riesenstadt uns ihre tausend Polypenarme öffnete, wir auf den Boulevards hinrollten und im Grand Hôtel abstiegen, von wo die Aussicht aus den Zimmern im dritten Stock, die wir bewohnten, eine prachtvolle, hochinteressante war; aber der Gedanke an den baldigen Abschied trübte mir doch den Genuß, und auch die nahende Vorstellung bei Mrs. Seymour erfüllte mich mit einiger Bangigkeit. Sie war schon ein paar Stunden vor uns von Calais in Paris eingetroffen, und als der Vater fragen ließ, wann sie uns empfangen wolle, kam die Antwort, so bald als möglich. Ich zog mich also rasch um und ging mit ihm in das erste Stockwerk, wo die Dame mit ihrer Kammerfrau wohnte.

Eine stattliche, weißhaarige Greisin in englischem Traueranzuge, schwarzseidener, glatter Robe mit hohem Crêpebesatz und Schneppenhäubchen, Kragen und Manschetten von weißem, gefaltetem Crêpe, trat mir mit großer, gewichtiger Freundlichkeit entgegen, küßte mich auf beide Wangen und begrüßte dann mit gütigem Händedruck den Vater. Wir setzten uns, und ich sah in ein lächelndes, rundes Gesicht mit frischer Hautfarbe, in dem hellblaue Augen lebhaft glänzten. Sie sprach mit einem gewissen Aplomb, als hätten ihre Worte etwas zu bedeuten; sie schien sich als reiche, ehrwürdige Frau zu fühlen, betonte mehr als einmal die angesehene Stellung ihrer Familie. Ihr wohlwollendes Lächeln erlosch mir gegenüber nicht ein einziges mal; nur wenn der Vater, der sein Englisch leuchten lassen wollte, Goddam sagte, worauf er sich noch etwas einzubilden schien, flog eine Art von Zucken über ihre strahlende Miene, die sich gleich darauf aber wieder glättete.

Sie wollte am nächsten Morgen schon reisen, um vor Mitternacht in Marseille einzutreffen; denn der übernächste Tag war ein Sonntag, an dem sie nicht reiste.

Dem Vater schien es nicht recht zu sein, daß unsere Trennungsstunde so bald schlagen sollte; er meinte zu Mrs. Seymour, er wolle mir in der kurzen Zeit noch so viel von Paris zeigen als möglich, das Louvre, die Große Oper.

Da kam das Zucken wieder in dem alten, freundlichen Gesicht. Sie schien sich zu überwinden, als sie uns viel Vergnügen wünschte, und wir gingen bald. Morgen früh um acht sollte ich zur Reise bereit sein.

„Mrs. Seymour hat es am Ende nicht gern, daß ich ins Theater gehe", sagte ich etwas bedrückt zum Vater.

„Unsinn, jetzt bin ich noch für dich verantwortlich, Kind. Du sollst nicht aus Paris, ohne die Nielson als Ophelia gehört zu haben."

Und wir hörten sie, und ich sog in vollen Zügen die Wunder der Musik, der Decorationen ein. Ich kam wie berauscht nach Hause. O göttliche Kunst! Wie tragen deine Schwingen über die Alltagswelt hinaus! O arme, beschränkte Menschen, die ihr nichts von ihr sehen und hören wollt! Ich weiß nicht, ob es Sünde, so etwas zu denken, aber es schien mir oft, als müsse der Blick aufs Weltalltheater für die Gottheit ein ähnlicher Genuß sein, als für uns Staubgeborene der auf die Breter, welche die Welt bedeuten, aber ein höherer, vollerer; denn der Weltgeist empfindet nicht nur als Zuschauer, nein auch als Autor, Decorateur und Maschinist des ewigen Dramas.

Den Abschied vom Vater am nächsten Morgen mag ich nicht schildern. Aus der Thräne, die er zerdrückte, dem rauhen Klang der kurz abgebrochenen Worte wehte es mich an wie die Gewißheit, daß er sein Kind doch liebe.

„Bleib' nicht zu lange fort", rief er zuletzt, „und wenn du wiederkommst, Clara —"

Ich wußte, was er sagen wollte, woran er dachte.

„Grüß' alle, alle von mir!" schluchzte ich, und gewiß, in diesem Augenblick haßte ich auch Eduard Marx nicht.

Ich faßte mich, um Mrs. Seymour ruhig gegenüberzutreten.

„Liebes Fräulein", sagte sie wohlwollend, als sie meine rothgeweinten Augen bemerkte, „es ist natürlich, daß Sie weinen. Auch ich weine, wenn ich von meiner Familie gehe. Ja, Sie können es glauben, auch ich. Also weinen Sie nur!"

Als ich aber dazu ermächtigt worden war, Thränen zu vergießen, versiegten sie plötzlich. Wir stiegen in den wartenden Hotelwagen, Mrs. Seymour und ich, der Vater, die Kammerfrau. Ich wollte den Vater vorwärts sitzen lassen, doch die Greisin litt es nicht.

„Die Damen gehören in den Fond", sagte sie freundlich, aber bestimmt.

Am Bahnhofe ein kürzerer, gehaltener Abschied, und nun stiegen wir in ein Nichtraucher-Coupé erster Klasse, und der Zug brauste davon.

Ich war allein mit der alten Dame, denn die Kammerfrau fuhr zweiter Klasse; bald begann sie mir von sich und ihrer Familie zu erzählen.

Ihr Mann war im Jahre 1820, noch unter Mehemed-Ali, nach Aegypten gekommen und hatte, als geschickter Ingenieur, den Mahmoudiehkanal nach Alexan-

dria führen helfen und sich überhaupt um die Regulirung der Kanalbauten im Delta verdient gemacht. Wenige Jahre darauf hatte er sie geheirathet, und in späterer Zeit, unter Said-Pascha, eine Fabrik künstlicher Steinblöcke errichtet, welche, aus Wüstensand und hydraulischem Kalk zusammengesetzt, zu den Hafen- und Kanalanlagen dienen. Vor mehrern Jahren war nun Mr. Seymour in hohem Alter gestorben und sein Sohn David Chef der Fabrik geworden, neben der er eine Bank errichtet.

Es war hübsch, ihr zuzuhören, wie sie die alten Zeiten schilderte, von denen alle Einzelheiten ihr im Gedächtniß hafteten. Aus jedem Wort leuchtete die ganz besonders ehrenvolle Stellung hervor, die ihre Familie immer in Aegypten eingenommen, die untadelhafte Rechtlichkeit ihres verstorbenen Gatten, die strenge Sittlichkeit der Matrone. Ich kann es wohl sagen, daß sie mir in der festen Geschlossenheit ihrer Principien, der Würde ihres Wesens sehr imponirte.

„Das ist eine Frau", dachte ich bei mir, „die entschieden vernünftig ist. Keine phantastischen Ideen, keine menschlichen Schwächen trüben das ruhige Gleichgewicht ihres Wesens. Von ihr geleitet zu werden, muß ein hohes Glück sein."

Sie machte nun auch mich sprechen, fragte um dieses und jenes, besonders um kirchliche Zustände bei uns, von denen ich, zu meiner Beschämung, nicht viel sagen konnte. Ein paarmal zuckte es in ihrem Gesicht, besonders als ich eines Tanzkränzchens am Sonntag erwähnte; doch das ging schnell vorüber, und ihr Lächeln war dann um so freundlicher.

Als wir um elf Uhr abends in Marseille eintrafen, waren wir schon recht gute Freunde geworden. Wir aßen rasch im Hotel zu Abend, und sie schickte mich auf mein Zimmer; es sei bald Mitternacht, und ein guter Christ dürfe den Sonntaganfang nur im Bett verleben. So etwas hatte ich freilich nie früher gehört, doch im vorliegenden Falle paßte es mir ganz gut; denn ich war herzlich müde.

Den folgenden Tag verbrachte Mrs. Seymour auf ihrem Zimmer, und ich lief in der Stadt herum und trat in ein paar Kirchen, um doch auch sagen zu können, daß ich fromm gewesen. Im ganzen war ich froh, als der Tag zu Ende ging. Beim Abendessen fragte mich die alte Dame, ob ich auch Sonntagsbücher bei mir führe. Ich wußte eigentlich nicht, was das war, gestand es aber nicht, denn ich fing an mich meines Heidenthums zu schämen; da schickte sie mir denn durch die Kammerfrau einige Tractätchen auf meine Stube, über denen ich, so erbaulich sie waren, zu meiner Schande sei's gesagt, bald einnickte.

Der Montag zauberte das heitere Lächeln auf das gestern so ernste Gesicht der Greisin zurück. Nachmittags schifften wir uns im Hafen ein, und als unser stolzes Postschiff dann durch die Reihen seiner vor Anker liegenden Gefährten ins offene Meer hinausdampfte, stand sie mit mir auf dem Verdeck und freute sich unbefangen an allem, wie ich.

„Mir thut es oft fast leid", sagte sie mit einem mal beinahe feierlich, „daß alle diese Herrlichkeiten der Erde, die Erzeugnisse menschlicher Industrie, so bald ein Ende nehmen werden. Ja, es thut mir leid, und Sie werden mein Bedauern gewiß theilen."

„Wie so, ein Ende?" fragte ich ganz harmlos.

„Je nun, liebes Fräulein, weil der Weltuntergang in nächster Zeit bevorsteht."

Ich starrte sie, wie ich fürchte, unhöflich verwundert an. „Der Weltuntergang?" stammelte ich.

„Ja, ja, glauben Sie es mir nur. Ich spreche nie eine Ueberzeugung leichtfertig aus. Alle prophetischen Bücher weisen darauf hin, daß er in achtzehn Monaten etwa stattfinden muß. Die innern Maße der großen Pyramide, deren Symbole kürzlich erst entdeckt worden, bestimmen sogar den Tag, die Stunde des furchtbaren Ereignisses. Wie gesagt, ich zweifle keinen Augenblick daran, daß es die höchste Zeit ist, Buße zu thun und um Erbarmen zu schreien."

Ich war noch immer nicht vor Staunen zu mir gekommen.

„Wohl uns, die wir den Schall der Posaune in Aegypten hören werden, so nahe dem heiligen Lande, wo das Tausendjährige Reich seinen Anfang haben soll. Möchten auch Sie, liebes Fräulein, gleich der Familie Seymour, dann zu denen gehören, die das Zeichen des Lammes an der Stirn tragen und nicht sterben, sondern nur verwandelt werden. Ja, ich wünsche es von Herzen."

Ich fuhr mit der Hand an meinen Kopf, den ein Schwindel ergriffen hatte. Die alte Dame glaubte, ich sei krank.

„Schnell", rief sie ihrer Kammerfrau zu, „Hirschhorngeist, Aether für das Fräulein herbei!"

„Mir fehlt nichts", wehrte ich ab, doch umsonst.

In meiner Koje liegend, von heftigen Gerüchen umduftet, begann ich später langsam, mir das Gehörte klar zu machen. Ein gräßliches Gefühl überkam mich, halb bange Scheu vor Phantasmagorien, halb brennende Neugier, Aussprüche kennen zu lernen, welche auf einen so klaren, maßvollen Geist wie den meiner alten Freundin so entschiedenen Einfluß ausgeübt. Wenn Mrs. Seymour recht hatte, o Gott, dann war meine ganze Vergangenheit mit ihrer immerhin rationalistischen Richtung ein Greuel vor dem Herrn! Hatte ich je ernstlich an das Ende der Welt gedacht? Sie schien mir so fest gegründet, so auf Dauer berechnet. Und nun das Verwandeln statt des Sterbens! Wie dachte Mrs. Seymour es sich nur?

Ich seufzte und weinte. O warum war niemand da, an dessen ruhiges Urtheil ich appelliren konnte, wo das meine sich verwirrte! Gab es denn keine wissenschaftliche Grundlage für Glauben oder Nichtglauben in dieser Sache, keine physikalischen, keine chemischen Gesetze, welche die Welt zusammenhielten? Chemische? Ach wie kamen mir die nur in den Sinn? Ich mußte unwillkürlich an Eduard Marx denken, der alle Elemente, ich glaube dreiundsechzig, so auf den Fingern hatte. Was der wol zum Weltuntergang meinen würde und zur Verwandlung? Von Grübeln und Herzweh bedrängt, schlief ich endlich ein.

Am nächsten stürmischen Morgen aber nahm die Seekrankheit mich in ihre erbarmungslosen Arme und demonstrirte mir den Weltuntergang so praktisch vor, daß ich den theoretischen darüber vergaß, und als wir nach sechs qualvollen Tagen in den Hafen von Alexandria einfuhren, bemächtigte sich die Erregung der Gegenwart so ausschließlich meines ganzen Seins, daß alle Gedanken an Vergangenheit und Zukunft dadurch zurückgedrängt wurden.

Welch ein Anblick bot sich mir aber auch dar! Der ungeheuere, glatte Wasserspiegel des durch mächtige Wellenbrecher vom wilden Meere geschiedenen Hafens war bedeckt mit großen und kleinen Fahrzeugen aller Nationen, und zwischen ihren Rümpfen wogte es überall von schwerbeladenen Barken, welche Waaren zu und von den Schiffen führten, und leichtern Booten, die nur Menschenfracht trugen. Dazu der wirre Lärm von tausend Stimmen, die in den mannichfaltigsten Sprachen einander anriefen und zuschrien. Aber die Gähnlaute der englischen, das Rasseln der französischen, die sonore Vocalisation der italienischen und die spitzen, scharfen Nasaltöne der griechischen Sprache überwog weitaus das gurgelnde, keuchende Arabisch, das mir ins Ohr klang wie die rauhen Artikulationen jener Taubstummen, welche Worte hervorzubringen gelernt haben, unfertig, aller Harmonie bar.

Als sie nun unsern Dampfer erkletterten, die braunen, halbnackten Gesellen, die Zähne fletschend, mit den Augen rollend, alle zehn Finger in den wildesten Gesten bewegend, mit schlenkernden Armen und Beinen auf uns zustürzend, und nur noch wenig fehlte, daß sie uns gleich gepackt und in ihre Boote geschleppt hätten: wurde mir wirklich ganz bange ums Herz, und ich stellte mich hinter Mrs. Seymour und ihre Kammerfrau, welche kaltblütig dem Ansturm widerstanden. Jetzt tauchte plötzlich aus dem dichsten Knäuel der wilden Kerle ein blonder Kopf, ein kraftvoller Körper in europäischer Tracht auf, brach sich mit Ellbogenstößen Bahn und stand nun schon vor der alten Dame, den Hut artig ziehend.

„Mr. David schickt mich her, Ihnen bei der Ausschiffung zu helfen", sagte er rasch.

„Mein Sohn kommt nicht selbst?" fragte die alte Dame, und das freundliche Lächeln, mit dem sie den Herrn begrüßt, wurde um einen Grad schwächer.

„Mrs. David Seymour hat Chorprobe in der Kirche und wünschte nicht, daß ihres Gatten kräftige Stimme dabei fehle."

„O gewiß", lachte meine alte Gönnerin etwas gezwungen, „das durfte mein Sohn nicht versäumen."

„Haben Sie, Mrs. Seymour, die junge Deutsche mitgebracht, welche Mrs. David erwartet?"

„Ja wohl, ja wohl. Ich hielt mein Versprechen. Ohne Zweifel; das pflege ich immer zu thun. Wo sind Sie, liebes Fräulein? Ah richtig, hier. Lassen Sie mich Sie Ihrem Landsmann, Mr. Richard Marx, vorstellen. Miß Fernau, Mr. Marx."

Der Bruder des Chemikers, welcher dem schlanken, dunkeln Eduard gar nicht ähnelte, schüttelte mir herzlich die Hand, sagte mir ein paar Worte der Bewillkommnung und widmete sich dann ausschließlich Mrs. Seymour, welche er die Schiffstreppe hinunter in ein bereit liegendes Boot führte, worauf er wieder an Bord kam, das Fortschaffen unsers Gepäcks besorgte und uns dann mit sämmtlichen Kisten und Kasten ans festé Land führte.

„Erlauben Sie mir, zuerst Sie nach Hause zu begleiten", sagte Herr Richard Marx zu der Mutter seines Principals, „später fahre ich dann mit Miß Fernau nach Ramleh."

Man brachte mich ins nahe Bureau der Firma Seymour and Son, wo ich

bleiben sollte, bis die alte Dame in ihr Haus, das in Alexandria selbst lag, während ihr Sohn eine Villa in der Vorstadt Ramleh bewohnte, geführt worden. Sie nahm außerordentlich herzlichen Abschied von mir, ladete mich ein, sie zu besuchen, und wiederholte mehrmals: „Ich hoffe, daß Sie bei meinen Kindern glücklich sein werden, liebes Fräulein."

Es war mir ein wohlthuendes Gefühl, ich darf es wol sagen, auf die schützende Theilnahme der würdigen Frau rechnen zu mögen, die, was nun auch immer ihre religiösen Ansichten sein mochten, sich menschlich mit so offener Herzlichkeit gab.

Die Bureauräume waren sehr stattlich; über einigen Thüren stand „Banking office", „Cash", über andern „Cotton", „Rice", „Rocks", also verschiedene Handelszweige. Danach zu schließen, mußte das Geschäft sehr ausgedehnt sein. Ich saß in einem großen, gewölbten Zimmer, über dessen Eingang „Private Entrance" zu lesen war und worin sich sonst niemand befand: daraus schloß ich, daß es Herrn David Seymour's Arbeitscabinet sei. Ueber dem Schreibtisch hing ein schön ausgemalter Bibelspruch: „Das Himmelreich ist gleich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte. Und da er eine köstliche Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte und kaufte dieselbe."

Wie schön ist der Gedanke, ein solches Motto für den Geschäftsbetrieb zu wählen! Ich konnte mir recht vorstellen, wie die armen Handwerker, welche nach Mrs. Seymour's Mittheilung so gern ihr ganzes Hab und Gut der Bank des frommen Handelsherrn anvertrauen, sich durch dies offene Bekenntniß zu dem höchsten Gut beruhigt fühlen mögen.

Die Stunde, die ich allein verlebte, wurde mir gar nicht sehr lang. Als Herr Richard Marx zurückkam, begrüßte er mich noch einmal freundlich und bat mich dann, in seinem Bureauzimmer mit ihm zu frühstücken, ehe ich mich nach Ramleh begäbe.

„Was macht mein Bruder?" war sein erstes Wort, als wir in dem Rocks-Office an einem zierlich gedeckten Tische saßen.

Ich versuchte unbefangen zu berichten; aber ich fürchte, es kam etwas confus heraus.

„Sie müssen wissen, daß ich großen Respect vor Eduard habe", sagte mein Gegenüber, „obwol er mein jüngerer Bruder ist. Er ist ein Zweckmensch, während ich, fürchte ich, nur ein Genußmensch bin."

„Sie fühlen sich wol außerordentlich glücklich hier?" fragte ich ihn, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Je nun, so so. Es ist nicht gerade sehr vergnüglich, immerfort mit künstlichen Steinen zu thun zu haben. Da hat Eduard doch eine viel interessantere Beschäftigung."

Ich schauderte unwillkürlich, als ich an die Schwefelhütte dachte, sagte aber, um meine Bewegung zu verbergen:

„Ihre Beziehungen zu der liebenswürdigen Familie Seymour sind gewiß die allerangenehmsten."

„Rein geschäftliche", entgegnete er sehr flüchtig, „abgerechnet die paar deutschen Stunden, welche ich Margaret und Francis gab."

„Erzählen Sie mir von den Kindern", bat ich.

„Margaret ist sechzehn, sehr groß und entwickelt für ihr Alter", sagte er mit niedergeschlagenen Augen; „Francis ist ein eigensinniger Bursche von neun Jahren, aber sonst ein Prachtkerl."

„Ich begreife, daß unter der Obhut solcher Aeltern die Kinder ausgezeichnet erzogen werden müssen."

„Mr. David ist ein gutmüthiger Mensch", sagte er sehr kühl.

„Und seine Frau, die mir einen so reizenden Brief geschrieben?" rief ich mit Feuereifer.

Er antwortete nicht und drehte Brotkügelchen.

„Man braucht ja überhaupt nur die Großmama zu sehen, um sich von der ganzen Familie gleich ein Bild machen zu können", fuhr ich fort. „Wissen Sie, daß ich mich als gewissermaßen unter dem Schutz der würdigen Greisin stehend betrachte, und daß dieser Gedanke mir sehr wohl thut?"

„Hat Sie ihren Schutz Ihnen ausdrücklich zugesagt?" fragte er mit sehr ungläubiger Miene.

„Nein, das nicht, Herr Marx, aber sie meint es entschieden gut mit mir. Sie hörten doch, wie sie mir mehrmals sagte, sie hoffte, ich werde bei ihren Kindern sehr glücklich sein."

„Hm, hm", hüstelte Herr Marx und sah mich von der Seite an.

Eine Pause entstand. Ich wußte nicht recht, was ich sagen sollte. Der Mensch war auch gar so trocken und wortkarg. Endlich fiel mir etwas ein, was ihn vielleicht interessiren könne. Ich begann daher ein wenig verlegen:

„Ist man hier allgemein der Ansicht, daß der Untergang der Welt —"

Er ließ mich nicht ausreden, sondern fing laut zu lachen an. „Hat die Alte Ihnen davon gesprochen?" rief er ausgelassen. „Das konnte ich mir wol denken. Nun, mein Fräulein, beruhigen Sie sich nur; seit dreißig Jahren schon soll Frau Seymour fortwährend prophetische Termine dafür ansetzen, welche von der unhöflichen Welt noch nie innegehalten wurden. Es ist ihre Manie."

Ich athmete ordentlich auf. Es war so beruhigend, daß man es nur mit Phantastereien zu thun hatte, nicht mit einer Thatsache.

Er lachte noch immer, was mich eigentlich verdroß. Ich sagte daher sehr ernsthaft:

„Sie müssen nicht etwa denken, daß ich daran geglaubt habe. Im Gegentheil, ich gab Mrs. Seymour gleich zu verstehen —"

„Also wirklich?" sagte er. „Dann haben Sie es also dadurch bei ihr verschüttet."

„Verschüttet?" fragte ich erstaunt. „Will sie mir denn nicht wohl? Sie war doch so freundlich zu mir."

„Sie ist freundlich gegen alle Menschen, das ist ihre Gewohnheit", entgegnete Herr Richard. „Aber sie sagt nie zu jemandem, was sie von ihm sagt."

„Was hat sie von mir gesagt?" fragte ich erregt.

„Je nun, wenn Sie es wissen wollen, sie fürchte, Sie paßten nicht für ihre Kinder."

„Wie, und mir sagt sie, sie hoffe, ich würde bei ihnen glücklich sein!"

„Nun, liebes Fräulein, Furcht und Hoffnung liegen ja oft recht nahe beisammen in demselben Gemüth."

„Aber was habe ich ihr denn gethan?" rief ich, und die Thränen traten mir in die Augen.

„Ihr persönlich nichts, nur ihren Principien. Sie sind in Marseille am Sonntag spazieren gegangen, und Sie haben ein paarmal «Mein Himmel» gesagt, abgerechnet, daß Sie in Paris in der Oper waren, was sie Ihrem Vater auf die Rechnung setzt."

„Um Himmels willen, warum soll man denn nicht «Mein Himmel» sagen?"

„St! St! Sie begehen einen Verstoß über den andern", lachte er. „So etwas betrachtet Mrs. Seymour als leichtfertige Verletzung eines göttlichen Gebotes. Der Himmel ist nämlich nach ihrer Meinung ein Aufenthalt für selige Geister und darf durch Anrufung nicht profanirt werden. Bemerken Sie im Englischen den feinen Unterschied zwischen sky, dem materiellen Himmel, und heaven, dem geistlichen. Sie haben nun ein paarmal «heavens» gesagt."

Ich war so verblüfft, daß ich gar nichts zu antworten wußte.

„Liebes Fräulein", sagte Herr Marx freundlich und reichte mir die Hand, „wollen Sie mir gestatten, Ihnen einen guten Rath zu geben? Meines Bruders Interesse für Sie legt mir dies sehr nahe."

Ich nickte nur. Da sagte er denn halb lächelnd, halb seufzend:

„Sehen Sie, die Anglogermanen, unsere Stammesbrüder, sind in manchen Dingen gar verschieden von uns. Was uns Nebensache erscheint, wird bei ihnen zur Hauptsache. Wenn wir Gehalt suchen, so verlangen sie Form. So ist es mit den religiösen Vorschriften. Das Gebot, den Sabbat zu heiligen und den Namen Gottes nicht unnütz im Munde zu führen, haben entschieden bei ihnen die erste Geltung als sittliche Vorschriften oder doch als gesellschaftliche Anstandsregeln. Nehmen Sie sich hierin in Acht, und man wird Ihnen sonst viel nachsehen."

„Aber ich bitte Sie, Herr Marx, wie viel höher steht die Barmherzigkeits-, die Wahrhaftigkeitspflicht!"

„Ich sage nicht Nein, und besonders was die letztere betrifft, ist man in England sehr streng gegen buchstäbliche, handgreifliche Lügen, während Umgehung der Wahrheit kaum gerügt wird. Daß Sie eine große Freundin dieser sind, weiß ich; so brauche ich Sie also nur darauf aufmerksam zu machen, daß auch bei Fopperei und Scherz immer ein Hinterpförtchen offen bleiben muß, um den Buchstaben zu retten."

„Ach", rief ich, „der ist ja doch nur ein ungenügender Stellvertreter für den Geist! Indessen kann einer neben dem andern bestehen, daran zweifle ich nicht. Aber ich hätte doch nie geglaubt, daß eine so fromme Dame wie Mrs. Seymour so —, so doppelzüngig sein könne. Wie soll ich glücklich bei ihren Kindern sein, wenn ich nicht für sie passe?"

„Es kann ja ein Wunder geschehen", sagte er so gelassen, daß ich einen Augenblick zweifelte, ob er im Scherz oder Ernst rede. „Mrs. Seymour ist sehr wundergläubig. Das hilft ihr über manches Dilemma hinweg."

„Ach, sie wird mir gleich von vornherein meine Stellung verderben", rief ich niedergeschlagen.

„Darüber sind Sie ganz unbesorgt", tröstete er. „Ihre Schwiegertochter hört durchaus nicht auf das, was die alte Dame sagt, und Mr. David sieht nur mit den Augen seiner Frau."

„Ich glaubte, sie seien alle ein Herz und eine Seele!"

„Das können sie schon wegen der religiösen Differenzen nicht sein", lächelte er. „Die Davids sind nämlich High Church und Mrs. Seymour ist Low Church."

„Was ist das?" fragte ich erstaunt.

„Wie, Sie wissen nicht, daß die englische Kirche sich in drei Richtungen spaltet, die Hochkirche, welche sich im Ritus und der Dogmatik der römisch-katholischen nähert, dabei Kunstgenüsse und gesellige Zerstreuungen billigt; die niedere Kirche, welche dem schottischen Presbyterianerthum die Hand bietet und weltliche Vergnügungen verwirft, und endlich die Broad Church, die auf breiter rationalistischer und moralischer Grundlage ruht?! Die beiden ersten befehden einander heftig und suchen gemeinsam die dritte, freiere Richtung zu ersticken."

Ich empfand bei dieser Auseinandersetzung kirchlicher Zwistigkeiten, welche meiner Erwartung einer einheitlichen Frömmigkeit so entschieden widersprachen, ein gewisses Unbehagen, und meine Miene drückte das wol aus; denn Herr Marx rief plötzlich in ermuthigendem Tone:

„Genug der theoretischen Vorbereitungen für Ihre neue Stellung. Machen Sie sich keine Sorgen, Fräulein Clara. Sie finden sich schon zurecht. Je nun, und sehen Sie, daß es gar nicht geht, so kehren Sie eben in die Heimat zurück."

„Es muß gehen", sagte ich und sprang auf. „Wie, ich sollte mich nicht in Verhältnisse schicken können, die doch nur in der Form von dem abweichen, was mir als Ideal vorschwebt. Wie sehr fürchte ich, daß wirklich an meiner religiösen Bildung manches versäumt worden! Aber verlassen Sie sich darauf, ich werde gern und willig allen Anforderungen an meine Gewissenhaftigkeit entsprechen und es wird meinem redlichen Willen sicher gelingen, jedes Vorurtheil gegen mich, wo ein solches platzgegriffen haben sollte, zu überwinden und mir die Achtung und Liebe der trefflichen Menschen zu erringen, die mir ihr Haus geöffnet haben. Für Ihre guten Rathschläge danke ich Ihnen herzlich und werde sie möglichst befolgen. Jetzt aber lassen Sie uns nach Ramleh aufbrechen."

Er ließ einen Wagen kommen, meine Koffer aufladen, und wir rollten bald durch die breiten, granitgepflasterten Straßen Alexandrias nach dem kleinen Bahnhofe am östlichen, versandeten Hafen, von wo die englische Localeisenbahn nach dem Villenort hinausführt, der seinen Namen „Sand" dem Dünengrund verdankt, auf welchem durch künstliche Berieselung prachtvolle Gartenanlagen um elegante Landhäuser hervorgezaubert wurden. Zuerst führte uns die Locomotive an öden Schutthügeln vorüber, die sich weithin am Meere entlang erstreckten.

„Hier lag das alte Nikopolis, die von Octavian nach seinem Siege über Antonius so benannte Siegesstadt", sagte Richard Marx; „ich stöbere oft zwischen den Ruinen der halbverschütteten Katakomben hinter jenen Hügeln umher und habe dort schon manche interessante Funde gemacht."

„So treiben Sie Alterthumskunde?“ fragte ich.

„Was soll man sonst in diesem langweiligen Lande thun?“

„Langweilig?“ rief ich. „Sehen Sie denn dort nicht die herrlichen Palmen herüberwinken, üppige Villen hingelagert, köstliche Blumen- und Fruchtgärten? Mich dünkt, die Betrachtung dieser Naturreize allein genügte, alle Mußestunden auszufüllen.“

„Was mir an der Natur hier gefällt, ist einzig die Wüste“, sagte er. „Dies alles ist Spielerei, Künstelei; aber die endlose, pfadlose Einöde: in der liegt etwas Dämonisches, Ueberwältigendes.“

Ich antwortete nicht, denn wir fuhren schon durch die Villenstraße, und meine Blicke flogen rechts und links durch die Waggonfenster, sich an dem entzückenden Schauspiel zu sättigen. An vier kleinen Stationshäuschen hielten wir, ohne auszusteigen, das fünfte, letzte war unser vorläufiges Ziel.

Herr Richard half mir aus dem Coupé und führte mich auf eine Gruppe brauner Männer und stämmiger Esel zu, welche sich um den Ausgang des Bahnhöfchens drängte.

„Wir haben noch einen kleinen Wüstenritt vor uns“, sagte er heiter, während er mir auf einen curiosen Sattel half; „die Villa Seymour liegt weitab am Meere.“

Wir brachen auf, wie eine kleine Karavane: Herr Richard und ich zu Esel, meine Koffer auf einem langhalsigen, graubärtigen Kamel; die muntern, schlanken Beduinenjungen hinter uns trieben die Thiere mit charakteristischen Rufen an. Gleich an der Station kamen wir auf gelben, knirschenden Sand, aus dem hin und wieder Palmen oder Feigencactusbüschel aufwuchsen. Ein azurfarbiger Himmel blaute über uns; in der Ferne blinkte das Meer auf, ein leichter Wind rauschte in den Palmenwedeln. Mir war so leicht und froh, so abenteuerlich zu Muthe. Munter galopirte mein flinkes Grauthier den Dünen zu, die sich gegen das Ufer hin erhoben. Auf ihrer Spitze lag ein rosa angestrichenes, niedriges Haus mit flachem Dach, von dem die englische Fahne wehte, inmitten buntfarbiger Blumen- und Baumpracht; links davon ein kleineres, auch sehr anmuthig umgrünt.

„Das große Haus ist die Villa Seymour“, sagte Herr Richard, „das andere gehört auch unserm Principal, steht aber jetzt leer.“

„Welch ein Paradies!“ rief ich entzückt. „O, ich weiß es gewiß, ich werde darin sehr, sehr glücklich sein!“

(Fortsetzung folgt.)

Französische Stimmen über Deutschland und die Deutschen.

Von

Leo Tellenbach.

I.

In einem frühern Jahrgange dieser Zeitschrift habe ich auf die Urtheile hingewiesen, welche die besten französischen Schriftsteller in den Jahren 1875—77 über Deutschland veröffentlicht hatten.*) Es ging aus ihnen hervor, daß die „Revue des deux Mondes" in dieser Zeit uns fortgesetzt bei der gebildeten Welt anklagte, ohne daß die Vertheidigung sich überall vernehmbar machen konnte. Im Jahre 1876, zu einer Zeit, da noch niemand an Irrungen zwischen Bismarck und Gortschakow dachte, hatte Julian Klaczko in seinem Aufsatze „Zwei Kanzler" mit seltener Geschicklichkeit alles zusammengefaßt, was Rußland eine Bundesgenossenschaft mit Deutschland verleiden und Gortschakow gegen Bismarck aufreizen konnte: es bleibt immerhin eine Thatsache, die zu denken gibt, daß Klaczko drei Jahre später seine Absicht vollständig erreicht sah. Solche Dinge mahnen daran, den Gegner auch in seinem literarischen Gebaren im Auge zu behalten, und dürfte es der Mühe werth sein, die Aeußerungen französischer Schriftsteller über Deutschland und die Deutschen auch in den seitdem erschienenen Jahrgängen der „Revue des deux Mondes" zu beleuchten.

Da zeigt sich denn gegen die Vorjahre eine ganz entschiedene Wendung zu größerer Unbefangenheit bei Beurtheilung der deutschen Dinge: unwürdige Angriffe hören fast ganz auf. Man wagt es sogar, hier und da deutsche Männer und deutsche Einrichtungen zu loben.

M. E. Vacherot spricht in einem werthvollen Aufsatze: „Das Leben und der Stoff", mit Auszeichnung von Virchow. „Die alte Physiologie hatte den Grundsatz aufgestellt, welcher das Gesetz der lebenden Schöpfung ist: omne vivum ex ovo, d. h. jedes Leben entspringt dem Leben selbst. Virchow hat den zweiten Grundsatz hinzugefügt, welcher den ersten einfach bestätigt: jede Zelle rührt von einer Zelle her. ... Ueber die Zurückführung organischer Elemente auf chemische Vorgänge sagt Virchow: «Ehe man mir die Eigenschaften der Kohle, des Wasserstoffs, des Sauerstoffs und des Stickstoffs so erklärt, daß ich verstehen kann, wie

*) Vgl. „Die «Revue des deux Mondes» und das Deutschthum" in „Unsere Zeit", Neue Folge, XIV, 1., 577 fg.

aus ihrer Zusammensetzung eine Seele entsteht, kann ich nicht anerkennen, daß wir berechtigt seien, die Seele der Plastidule in den Unterricht einzuführen oder auch nur von jedem gebildeten Geist zu fordern, daß er sie als eine wissenschaftliche Wahrheit gelten lasse.»" Vacherot stellt die Frage: „Werden die Anhänger der Abstammungslehre ein solches Zeugniß abzulehnen wagen?" Und weiter sagt er: „Bekennen wir mit allen großen Spiritualisten, welche die der Natur innewohnende Zweckmäßigkeit begriffen haben, mit Aristoteles, Leibniz, Kant und Hegel: Ja, das Leben hat aus der Materie hervorgehen, die höhern Arten haben aus den niedern entstehen können. Aber, man kann es nicht oft genug wiederholen, diese unermeßliche Arbeit der Metamorphosen der Natur hat sich nicht von selbst gemacht. Ein leitender Gedanke beherrscht das allgemeine Werden wie das des einzelnen lebenden Wesens."

R. Radau spricht mit Anerkennung von Dr. Oidtmann, einem deutschen Arzt, welcher jüngst darauf hingewiesen hat, wie wichtig Sammlungen photographischer Porträts für die Gesetze der Erblichkeit werden könnten, wenn sie mehrere Generationen umfaßten. Er hat selbst angefangen, auf diesem Wege die Stammbäume mehrerer Familien zusammenzusetzen, indem er alle Porträts von Ascendenten und Descendenten, welche er sich verschaffen konnte, in methodische Ordnung brachte.

Leicht wird es André Theuriet, den Dichter Lenau zu loben, denn „zwei deutlich zu unterscheidende Quellflüsse haben sich verbunden, um den großen Strom seiner Poesie zu bilden: der ungarische Quellfluß mit seinen schnell dahineilenden klaren, von Sonnenlicht übergossenen Gewässern, die in ihrem frischen Sprudeln einen Widerhall aus dem heldenmüthigen Lande der Magyaren bewahren, und der deutsche Quellfluß mit seinen schleichenden Gewässern, die zwar tief, aber getrübt sind und welche der Schleier ewigen Nebels mit Trauer umgibt".

Wunderbar bleibt der feine Instinct der Feindschaft! Vorliegende Andeutung des nationalen Gegensatzes zwischen Deutschen und Ungarn hat Theuriet geraume Zeit vor dem Ausbruch der Bewegung geschrieben, welche den Deutschen in Ungarn ihre Nationalität zu rauben versucht.

Aber nicht deutsche Männer allein finden Anerkennung, sondern auch deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft.

Henri Blaze de Bury sagt: „Man kennt den Zug, der seit einigen Jahren Italien zur deutschen Cultur hintreibt. In Mailand wie in Florenz sind Goethe und Heine heutzutage beliebter als Béranger und Musset, und die Musik folgte dieser Schwenkung nicht zuletzt."

Paul Janet, Mitglied des Institut de France, den wir bereits früher durch seine philosophischen Arbeiten vortheilhaft kennen gelernt haben, darf bei Besprechung der „Philosophie der Griechen" von Eduard Zeller heutzutage aussprechen: „Wir glauben uns nicht an der Vaterlandsliebe zu versündigen, wenn wir sagen, daß die Geschichte der Philosophie und besonders die Geschichte der alten Philosophie eine deutsche Wissenschaft sei.... Wir wissen, daß die französischen Leistungen im allgemeinen etwas Glänzendes und Umfassendes haben; voll Leben, verstehen sie Kunst und Wissenschaft harmonisch zu vereinigen, und erlangen dadurch eine unbestreitbare Originalität. Es ist darum nicht minder wahr, daß Deutschland in

Bezug auf Tiefe der Untersuchungen, Genauigkeit der Methode, in Bezug auf Anzahl und Ausdehnung der Arbeiten obenansteht."

„Dies kann übrigens nach dem Erscheinen des monumentalen Werkes von Eduard Zeller: «Die Philosophie der Griechen in ihrer historischen Entwickelung dargestellt», nicht mehr bestritten werden. . . . Die Menge der Mittheilungen, die Sicherheit der Methode, die Kunst der Untersuchung, die Unabhängigkeit des Urtheils, die Unbefangenheit der Schätzung und, was viele in Erstaunen setzen wird, die durchsichtige Klarheit und das Interesse der Darstellung machen dieses Buch zu einem wirklichen Meisterstück."

Selbst für das Werk des preußischen Generalstabes über den Deutsch-Französischen Krieg von 1870—71 hat die „Revue des deux Mondes" einige anerkennende Worte: „Der Bericht des preußischen Generalstabes hat das Verdienst, vor allem eine militärische Arbeit zu bleiben und verwickelte Operationen zu entwirren. Natürlich erzählt er nur den deutschen Theil, ohne immer klar und genau über das zu bleiben, was im französischen Lager vorgeht; er ist nichtsdestoweniger eins der werthvollsten Documente der Geschichte."

Mit rückhaltsloser Anerkennung spricht F. Jacqmin von der deutschen Post: „Die Postverwaltung des Deutschen Reiches ist vielleicht das größte Postamt von Europa. Sie verbindet mit dem Monopol der Depeschen das der kleinen Colli; der Dienst wird vortrefflich ausgeführt und jedes Jahr bringt wichtige Verbesserungen."

Paul Merruau, der Heißsporn, welcher in frühern Jahren der deutschen Marine nicht genug Böses nachsagen konnte, hat heute nur Worte der Anerkennung für dieselbe: „Die deutsche Admiralität hat soeben (1876) einen wichtigen und weisen Entschluß gefaßt: in Zukunft wird man keine großen Panzerschiffe mehr bauen; man wird sich damit begnügen, diejenigen fertig zu stellen, die auf Werft sind. Deutschland braucht zur Vertheidigung seiner Küsten nur zahlreiche Kanonenboote mit schwerem Geschütz, welche auf den seichten Gewässern fahren können, die den größern Theil seiner Meeresufer umsäumen. Die deutsche Flotte soll einen Kampf auf hoher See nur annehmen, wenn es durchaus unmöglich ist, ihn zu vermeiden, oder wenn sich eine sehr günstige Gelegenheit bietet. Die Begebenheiten zur See im letzten Russisch-Türkischen Kriege sind ein Beleg für die Zweckmäßigkeit der von dem deutschen Marineminister getroffenen Entscheidungen."

Solche unbefangene Aeußerungen stehen durchaus nicht vereinzelt da.

Ueber die deutschen Universitäten sagt Chauffard: „Besonders Deutschland vervielfältigte die Mittel zum Studium, richtete Laboratorien ein, vermehrte die Zahl seiner Lehrstühle, erhöhte die Stellung seiner Professoren, unterhielt in allen Universitäten ein reges Leben, welches von dort ausstrahlte und den Nationalstolz anfeuerte." Vom medicinischen Studium behauptet er, daß dasselbe in den deutschen Universitäten eine besondere Pflege gefunden hätte, „und diese Gunst zeigte sich in jeglicher Weise, in der Errichtung geräumiger Gebäude, wo alle Hülfsquellen der Wissenschaft vereinigt wurden, durch die großartige Stellung, welche man dem Lehramte schuf, durch die öffentliche Achtung, mit der man die Professoren umgab".

Bréal, der das Jahr zuvor noch so viel Ungünstiges den deutschen Universitäten

und Schulen nachzusagen wußte, stellt sie jetzt vielfach seinen Landsleuten als Muster hin. Er führt die „Fragmente republikanischer Institutionen" von Saint-Just an, um nachzuweisen, wie selbst verwegene Köpfe über die Erziehung der Mädchen in Frankreich dachten. Saint-Just beschränkt diese auf die beiden folgenden Punkte: „Die Mädchen werden im mütterlichen Hause erzogen. An den Festtagen darf eine Jungfrau über 10 Jahre nur in Begleitung ihrer Mutter, ihres Vaters oder ihres Vormunds öffentlich erscheinen." „Die protestantische Theorie folgte einer bessern und fruchtbarern Eingebung", fährt Bréal fort; „«die Heilige Schrift», so lautet die geistliche Verordnung für die Schulen der Stadt Halle (1526), «gehört nicht allein den Männern, sondern auch den Frauen, welche so gut wie jene sich des Himmels und eines ewigen Lebens getrösten». Es ist eine kaum glaubliche Sache, daß eine große, verständige und liberale Stadt wie Paris noch keine höhere Schule für junge Mädchen gegründet hat. Es gibt in Frankreich heute 79 Normalschulen für Lehrer, aber für Lehrerinnen nur 16. Die Universität Leipzig hatte in den Jahren 1874 und 1875 ein Jahresbudget von 2 Mill., ohne die Collegiengelder der Studenten zu rechnen. An der Universität Wien werden 370 Collegien gelesen. Ein einziges chemisches Laboratorium in Berlin hat 1,200000 Frs. gekostet. Die Besorgniß, daß wir zu viel für unsere Universitäten thun könnten, ist also noch verfrüht. Ein Theil unsers Universitätsunterrichts wird hauptsächlich von Fremden benutzt. Es gibt nicht einen Professor am Collége de France oder an der Sorbonne, der nicht jährlich einer Anzahl Fremden den Besuch seines Collegs testiren müßte. Nie hat ein französischer Zuhörer eine solche Forderung gestellt. Da das Zeugniß ihm nichts nützt, so bemüht er sich nicht darum, und durch eine zu natürliche Gedankenverbindung erläßt er sich auch gern den Besuch des Collegs." In würdiger Weise schließt Bréal seinen Aufsatz mit den Worten: „Eine ziemlich unerwartete Gefahr, vor der wir uns in Acht nehmen müssen, besteht in der Zufriedenheit mit uns selbst, welche nach einer vorübergehenden Verfinsterung wieder zu entstehen droht. Man hat soeben das großherzige Geständniß über die Nachlässigkeiten und Unterlassungen der Vergangenheit gelesen; aber die Macht der Gewohnheit ist so stark, daß schon anderwärts der alte Optimismus wieder auftaucht. Ich würde nicht erstaunen, wenn ich binnen kurzem in unsern Zeitschriften läse, daß unser Unterricht mit seinen drei Abstufungen (Universität, Gymnasium, Elementarschule), trotz mancher Lücken, der beste der Welt sei und immer sein würde. Man hat jüngst eine ähnliche Erklärung in Bezug auf unsern Gymnasialunterricht in der Kammer gehört. Wer hätte geglaubt, daß derartige Behauptungen sich so bald wieder hören lassen würden, und wie kann man nach solchem Selbstlob Verbesserungen vorschlagen!"

Francisque Bouillier hebt hervor, daß das Institut de France schlechter ausgestattet ist als die Societät von London, ja als die meisten großen Akademien von Europa. Länger verweilt er bei der berliner Akademie, die, von Leibniz gegründet, von vornherein die Richtung auf eine praktische Verwerthung der Wissenschaften zur Förderung des öffentlichen Wohles und der Annehmlichkeiten des Lebens erhalten habe. Bouillier erinnert gern an den Vorschlag des Bischofs Jablonski, der im Jahre 1711 bei der Eröffnung der berliner Akademie den Wunsch aus-

sprach, es möchten Weltakademien gebildet werden, an welchen die berühmtesten Gelehrten aller Völker theilnehmen und wo die Lebhaftigkeit des Franzosen, die Denkschärfe des Engländers, die Glut des Spaniers und Italieners und der geduldige Fleiß der Deutschen zur Förderung der Wissenschaften zusammenwirken könnten.

In durchaus würdiger Weise und frei von jedem kleinlichen Unmuth gegen die Deutschen, spricht sich ein verabschiedeter Offizier in einem Aufsatze aus: „Ueber die militärischen Einrichtungen und die Armeen", und liefert den Beweis, wenn derselbe nöthig wäre, daß auch ein Franzose voll Ernst und Tiefe und mit sittlichem Pathos seinen Gegenstand behandeln kann. „Preußen", meint er, „hat ein halbes Jahrhundert gebraucht, um seine Heereseinrichtungen und sein Heer auf die Höhe der Vollendung zu bringen, auf welcher sie sich befinden." Er will nachweisen, wovon das Bestehen, die Macht und die Dauer der Heere abhängen; er sieht voraus, daß er der peinlichen Pflicht sich wird unterziehen müssen, das französische Heer mit den andern zu vergleichen, wobei das Ergebniß nicht immer zum Vortheil des erstern ausfällt. „Diese Vergleichungen", sagt er, „werden, wie ich wohl weiß, natürliche, achtungswerthe Gefühle, welche ich selbst empfinde, verletzen können; aber man muß sie bekämpfen, weil sie gefährlich sind: das Uebermaß derselben hat unserm Lande die grausamsten und demüthigendsten Prüfungen auferlegt. Preußen hatte im Jahre 1807 mit der Hälfte seines Gebietes sein Heer verloren. Es hatte an Frankreich eine Kriegssteuer von 120 Mill. zu zahlen und die Ausführung des Vertrags wurde durch eine französische Besetzung des Landes überwacht. Diese verzweifelte Lage war der Ausgangspunkt für Männer wie Stein und Scharnhorst, deren Werk mir bei den nachfolgenden Ausführungen stets vor Augen schweben wird, um in der Politik und besonders in der Heerverwaltung ihre großartigen Verbesserungen zur Geltung zu bringen. Der Vertrag von Tilsit legte Preußen die Verpflichtung auf, die Friedensstärke seines Heeres auf die Zahl von 42000 Mann zu beschränken; indem die preußischen Staatsmänner diese lästige Bedingung zu umgehen suchten, entdeckten sie das große Gesetz der Heeresverfassung für den heutigen Krieg, sechzig Jahre vor dessen Annahme bei den andern militärischen Völkern, das Gesetz, welches an Stelle des Heeres, das die Nation vertheidigen soll, das ganze zu seiner eigenen Vertheidigung bewaffnete Volk setzt. So sollten die beschränkenden Bedingungen, welche im Jahre 1808 nach den Absichten Napoleon's die Erniedrigung Preußens vollendeten, im Rathschluß der Vorsehung zur Wiederherstellung des preußischen Glücks in den Jahren 1814 und 1815 und besonders 1870 eine der wirksamsten Ursachen des Verderbens für Frankreich und für die Napoleoniden werden." Er meint, Frankreich habe vor 1870 ein Minimum an Opfern für das Heerwesen gebracht: „Als Preußen, seit mehr als einem halben Jahrhundert, alle Klassen der Nation der Dienstpflicht unterwarf, waren seine Opfer für das Kriegswesen sicherlich ein Maximum, welchem jedoch auch ein Maximum von Macht und Sprungkraft in den militärischen Einrichtungen entsprach. Setzen wir uns über leidenschaftliche, ungerechte, unreife und jedenfalls untergeordnete Betrachtungen hinweg und fragen wir uns, welches das Ergebniß sein müßte, wenn dies Minimum und dies Maximum auf dem Schlachtfelde sich begegneten? Das Ergebniß, welches man 1866 von

Trautenau bis Sadowa, 1870 von Weißenburg bis Sedan gesehen hat, d. h. die Aufgabe des Krieges wurde mit einer Entschlossenheit, mit einer Schnelligkeit und mit Erfolgen gelöst, die ohne Beispiel in der Geschichte der Heere sind." Der Verfasser fordert seine Landsleute auf, sich von den meist übertriebenen Vorstellungen ihres frühern Kriegsruhmes abzuwenden, die eingebildete Lust am Kriege aufzugeben und dafür sich vom militärischen Geist erfüllen zu lassen. „Sie würden dann vor Europa ihren Ruf als Friedensstörer und Angreifer verlieren, welcher so großen, nur zu oft gerechtfertigten Haß gegen sie erzeugte." Diese Worte eines würdigen französischen Offiziers geben wir den Herren Coppée und Artois zu bedenken, welche behaupten, daß die öffentliche Meinung in Frankreich zu sehr nach dem ewigen Frieden strebe und sich dem Kriegswesen entfremde.

Der ungenannte Verfasser, dessen beide Aufsätze über die Heereseinrichtungen und die Heere die Aufmerksamkeit auch des deutschen Lesers — sei er Bürger oder Soldat — in hohem Grade verdienen, fährt also fort: „Wenn die Zeit den berechtigten oder unbilligen Zorn — beide Arten bestehen — besänftigt haben wird, welchen die Unfälle von 1870—71 wach riefen, wird niemand bestreiten können, daß das preußische Heer sich durch seine strenge Mannszucht und durch die Gewohnheit, seine Führer zu ehren, rühmlich ausgezeichnet hat." Der Verfasser schließt mit den Worten: „Ich weiß, weil ich es erfahren habe, daß viele Offiziere glauben, die Armee sei nur ein Mechanismus, dessen Gang gesichert ist, wenn er durch geschickte und kräftige Hände geleitet wird, und daß meine Ansichten rhetorische Bilder und philosophische Träume sind, gut genug für ein Buch, werthlos auf den Schlachtfeldern. Ich ergebe mich leicht in dies vorhergesehene Urtheil. Aber ich versichere die jungen Offiziere, welche die Hoffnung des neuen französischen Heeres sind und denen ich diese Arbeit ausdrücklich widme, daß eben mit dieser Rhetorik und mit diesen Träumereien Stein, Scharnhorst, Humboldt, Arndt, Fichte und andere mit und nach ihnen die Erfolge vorbereitet haben, deren sich ihr Vaterland heute erfreut."

Solche Aeußerungen, welche die Franzosen nach den jüngsten Erfahrungen in Algier und Tunis beherzigenswerth finden werden, begründen die Hoffnung auf die Wiederherstellung gesunder Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen. Sie sind erfreulich und dürfen unserer Aufmerksamkeit nicht entgehen; aber ebenso wenig können wir uns der Wahrnehmung entziehen, daß der Nationalhaß der Franzosen gegen uns viel häufiger noch hervortritt als die versöhnlichen Gefühle. Alle Ereignisse des Jahres 1878, der orientalische Krieg, der Berliner Congreß, die pariser Weltausstellung werden in einem deutschfeindlichen Sinne besprochen; mit Behagen wird der Finger auf unsere wunden Stellen gelegt, von den berliner Attentaten, vom Culturkampf, von der Verbreitung des Socialismus, vom Aufkommen einer pessimistischen Philosophie, von unserm Wirken in Elsaß-Lothringen oft und viel gesprochen. Man greift in die Vergangenheit zurück und weist uns unsere Unthaten, namentlich in den Jahren 1866 und 1870 nach: doch wollen wir anerkennen, daß es von Deutschlands Absicht, in fast allen Welttheilen Annexionen vorzunehmen, still geworden ist.

Wenn auch Fürst Bismarck nicht mehr so ganz als der alleinige Lenker der Welt erscheint, so bleibt er der Hauptgegenstand der Besprechung für unsere überrheinischen Nachbarn. In einem Aufsatze: „Die Sorgen Deutschlands", sagt G. Valbert: „Deutschland will von Bismarck regiert werden. Eine Beliebtheit, wie die seinige, ist noch von niemand erlangt worden, wie man auch noch niemals in einem Verfassungsstaate einen Minister gesehen hat, der mit allen Befugnissen und mit allen Gewalten ausgestattet gewesen wäre, welche in seiner Hand vereinigt sind.... Der Wahlspruch des Reichskanzlers ist, daß man fortgesetzt Verwickelungen herbeiführen müsse, wenn man immer der Herr bleiben wolle. Das Deutsche Reich, indem es die äußern Formen eines Bundesstaates annimmt, ist in Wahrheit die Vereinigung halbsouveräner Staaten mit einem souveränen Staat. Preußen ist der Vormund, wenn auch die Mündel sich zuweilen den Anschein geben, daran zu zweifeln. Deutschland sieht mit Misvergnügen, daß es von dem Belieben eines Einzelnen abhängt; es nimmt mit Erstaunen wahr, daß die Zeitschriften, welche im Rufe stehen, zuweilen vertrauliche Mittheilungen vom Reichskanzler zu erhalten, Rußland nicht vom Kriege gegen die Türkei abmahnten, sondern ihm verschwenderisch Ermunterungen zutheil werden ließen, ihm im voraus die Thore von Byzanz öffneten. «Der Augenblick sei gekommen», kündigten sie an, «die orientalische Frage zu lösen, und halbe Maßregeln befriedigten niemand.» Der Fürst Gortschakow sagte einmal bei einem Besuch in Berlin: «Herr von Bismarck erweist mir zuweilen die Ehre, sich meinen Schüler zu nennen. Verständigen wir uns», fügte der Fürst bescheiden hinzu, «er ist mein Schüler, wie Rafael der Schüler von Perugino war.»"

Ch. de Mazade meint: „Es ist klar, daß Herr von Bismarck, während er daran denkt, Waffen gegen die Demagogen zu fordern, anderswohin zielt. Er hat seit langer Zeit seine eigenen Gedanken über die Regelung der Reichsfinanzen mit Hülfe indirecter Steuern, über die Leitung des Handels im Reiche, über die Eisenbahnen. Für die Ausführung dieser Gedanken fand er im letzten Parlament nicht die gewünschte Unterstützung und mehr als einmal wurde er über dessen Widerstand ungeduldig: darum hat er es aufgelöst.... Man spricht selbst von mehr oder minder geheimen Unterhandlungen mit dem Vatican, seit der Wahl des neuen Papstes. Herr von Bismarck versteht, sich aller Welt zu bedienen, auch der Umsturzpartei, wenn er sie brauchen zu können glaubt; er bedient sich ihrer und hält sich von jeder Verpflichtung gegen sie frei, und er würde keinen Anstand nehmen, sie im Stiche zu lassen und zur Reaction zurückzukehren, wenn er es für nothwendig hielte, ohne auch nur einen Augenblick bei den Liberalen zu verweilen, welche ihn zurückzuhalten wünschten.... Hat doch die Politik des Herrn von Bismarck ehedem sogar den König Georg von Hannover nicht verschont, der sein Reich durch die Annexion ganz einfach in eine preußische Provinz verwandelt sah und den der Tod soeben in Paris ereilte. Dieser abgesetzte, wohlwollende, blinde König, Gast einer Republik, welche sich beeilte, ihm die letzten Ehren zu erweisen, hätte genügt, um darzuthun, daß die vom Volke ausgehenden Umwälzungen nicht die einzigen sind, welche die Fürsten ihrer Krone berauben."

Ch. de Mazade führt eine Aeußerung von Bismarck an, die er während des Krieges

1870 gethan hat: „In Frankreich gibt es weder eine dauernde Lage noch dauernde Institutionen. Die Dynastien und die Regierungen folgen aufeinander und natürlich ist die eine nicht gehalten auszuführen, was die andere versprochen hat. Bei dieser Lage der Dinge wäre es Thorheit, wenn wir unsere Erfolge nicht aufs äußerste ausbeuten wollten!" „Und das ist wahr", fügt Mazade hinzu, „der deutsche Kanzler hat seine Erfolge auf das äußerste ausgebeutet."

Dieses Wort von Bismarck ist aller Wahrscheinlichkeit nach dem Buche des Dr. Moritz Busch entnommen: „Graf Bismarck und seine Leute während des Krieges mit Frankreich." Es ließ sich voraussehen, daß die Franzosen sich dieses Werk nicht entgehen lassen würden, das ihnen in der That eine reiche Fundgrube von Angriffspunkten gegen Deutschland und seinen Kanzler bietet. Es ist wiederum G. Valbert, der sich der Aufgabe unterzieht, diese Fundgrube auszunutzen: „Wir sind geneigt, zu glauben, daß Busch, indem er seinen Mischmasch zusammensetzte, nicht die ganze Unterscheidungsgabe, nicht allen Takt bewährt hat, die man vom Geheimschreiber eines großen Mannes fordern darf." Valbert erzählt, wie Georg Hesekiel, dem auf Schloß Schönhausen Erdbeeren angeboten worden, ausrief: „Es war ein fast historischer Eindruck, in Bismarck's Garten gepflückte Erdbeeren zu genießen." „Busch denkt ähnlich; er hat mit Wärme der Genugthuung erwähnt, welche er empfand, als Bismarck ihm eines Abends die Ehre erwies, ihn um eine Cigarre zu bitten. So tief auch seine Geringschätzung für Frankreich und die Franzosen ist, so hätte er doch von Boileau lernen können, daß die Kunst des Schreibens darin besteht, nicht alles zu sagen. Busch sagt alles; desto schlimmer für seinen Helden! Mag der sehen, wie er sich aus der Sache zieht. Der Dr. Busch ist ein Sachse, der geringschätzig von Dresden, der reizenden Stadt, wo er geboren ist, spricht. Hätte man ihn zu Rathe gezogen, würde er den Himmel gebeten haben, ihn in Berlin das Licht der Welt erblicken zu lassen: er scheint eine heimliche Demüthigung darüber zu empfinden, nur ein Preuße zweiter Klasse zu sein. Busch theilt uns auch mit, daß, wie er das erste mal Thiers begegnete, dieser ihm das Aussehen eines Kaufmanns oder eines Professors zu haben schien. Warum war auch Thiers nicht so wohl berathen, sich einen Helm auf den Kopf zu setzen? Er würde vielleicht vor der feinen Malice des Dr. Busch Gnade gefunden haben. Busch gedenkt mit Achtung des Sprichworts: «Sage mir, was du issest, und ich werde dir sagen, wer du bist.» Dem entsprechend ist er bemüht, uns genau mitzutheilen, was Bismarck vom August 1870 bis zum März 1871 alles gegessen und was er getrunken hat. Plutarch würde wol dem Dr. Busch Dank wissen, daß er uns über den Aberglauben Bismarck's belehrt, daß er uns offenbart, wie dieser an den unheilvollen Einfluß des Freitags und der Zahl 13 glaubt, daß er meint, der Mond lasse Pflanzen und Haare wachsen. Aber wenn Cäsar wie der Reichskanzler harte Eier leidenschaftlich liebte, würde Plutarch es für nöthig erachtet haben, uns mitzutheilen, daß Cäsar in seiner Jugend deren elf hintereinander verzehren konnte und daß er im reifen Alter sich darüber betrübte, nur drei Stück vertragen zu können? Europa hatte sich eingebildet, daß im Jahre 1870 die preußischen Generale etwas wie Genie zeigten. Das ist ein Aberglaube, den Busch gebührend abfertigt. Er belehrt uns, daß Bismarck nicht

allein gewisse Generale als eitel und hartnäckig bezeichnete, sondern daß er nicht aufhörte, ihre Operationen zu kritisiren, die begangenen Fehler aufzudecken. «Bei uns ist es nicht die Führung», sagte Bismarck, «welche die Schlachten beginnt und lenkt, vielmehr sind es die Truppen selber. So begann auch die Schlacht bei Gravelotte, welche eigentlich erst am 19. stattfinden sollte.» Was wird Moltke dazu gesagt haben? Er hatte noch einen andern Klagepunkt gegen die Generale. Er warf ihnen vor, das Blut ihrer Soldaten zu verschwenden und das der Feinde zu sehr zu schonen. Er klagte sie an, gegen die Francs-Tireurs, gegen die schlechtgesinnten Bauern zu viel Nachsicht zu üben; er verurtheilte die übermäßige Milde der Kriegsgerichte, er beklagte sich, daß man zu viel Gefangene mache. «Ein wenig Hängen», rief er aus, «ist das beste Mittel, die patriotische Glut des Landmanns abzukühlen.» Sengen und Hängen! Diese beiden Ausdrücke kehren immer wieder mitten unter den Tafelgesprächen und den kochkünstlerischen Abhandlungen, welche Busch gesammelt hat, wie ein Strophenschluß, der aller Heiterkeit entbehrt."

Bismarck scheint wenig Werth auf die Berichte zu legen, welche seine diplomatischen Agenten an ihn richten. „Man sagt sich, wenn man sie liest: nun wird etwas kommen. In den meisten Fällen kommt es aber nicht." Valbert macht hierzu die Bemerkung: „Wenn man die beiden Bände des Herrn Busch liest, sagt man sich zuweilen auch: «Es kommt aber nicht.» Man erwartete wichtige Offenbarungen; im entscheidenden Augenblick bricht der Erzähler ab, um von Cognac und Caviar zu reden. Doch seien wir nicht ungerecht; wenngleich man Busch vorwerfen könne, daß er seinen Gegenstand verkleinert und einen Schirm zwischen den Ruhm und Bismarck gestellt habe, so ist doch in seinem Buche mehr als eine Stelle, wo der Held in seiner natürlichen Größe erscheint, wo ein Lichtstrahl um sein Haupt spielt."

Cucheval-Clarigny weiß oder ahnt, daß Bismarck den letzten Russisch-Türkischen Krieg angezettelt hat: „Wer ist der Anstifter der Unruhen in Bosnien und in der Herzegowina gewesen? Die Geschichte wird es erfahren und sagen. Die Zeitgenossen sind auf bloße Muthmaßungen angewiesen. Die Thatsache ist sicher, daß die Aufgewiegelten, welche aus Ragusa ihre Waffen und Munition bezogen, trotz der sprichwörtlichen Armuth ihres Landes, alle ihre Ankäufe mit der gewissenhaftesten Regelmäßigkeit bezahlten, und sie zahlten nicht mit italienischem oder mit österreichischem Papiergelde, sondern mit deutschem Golde." Die Wahrheit ist, daß der Russisch-Türkische Krieg den Deutschen in jeder Beziehung höchst unangenehm sein mußte. Weder die Stärkung Rußlands durch einen glücklichen Krieg noch seine Schwächung durch einen unglücklichen war für Deutschland vortheilhaft, und wenn die Franzosen in der That nach einem Rachekriege gelüsten, haben sie einen Fehler begangen, nicht die Zeit, da Rußland in einen ernsten Krieg mit der Türkei verwickelt war, zur Ausführung ihres Planes zu benutzen; an Verbündeten hätte es ihnen nicht gefehlt. Wir können der „Revue des deux Mondes" zu einem Politiker wie Cucheval-Clarigny nicht Glück wünschen. Er meint, daß Deutschland ein gutes Verhältniß zu Oesterreich schätze, daß es aber weder auf Rußland drücken, noch sich — sei es im Kriege, sei es im Frieden — von seinem Jahrhunderte alten Bundesgenossen trennen werde. Wir empfehlen Cucheval-Clarigny heute, nach dem

Berliner Congreß und nach dem Abschlusse eines Bündnisses zwischen Deutschland und Oesterreich, seine Worte noch einmal zu überdenken. Uebrigens thut Deutschland, nach Ansicht des Verfassers, nichts umsonst. „Wenn, was Gott verhüten möge, Herr von Bismarck von Rußland den Preis für die unermeßlichen Dienste fordert, welche Preußen jenem Lande soeben geleistet hat, und es unternähme, einen jener Plane zu verwirklichen, welche man ihm oft untergelegt hat, nämlich Luxemburg, Holland, Antwerpen, ja ganz Belgien zu annectiren: welches Hinderniß würde England der Ausführung einer Eroberung entgegensetzen können, durch die es so unmittelbar bedroht würde?"

Der Friede von San-Stefano, der den Russisch-Türkischen Krieg beendigte, gibt Julian Klaczko Gelegenheit, die Rückschritte zu beklagen, welche die europäische Politik seit dem Krimkriege gemacht haben solle. „Die Ueberlieferungen eines europäischen Gleichgewichts, der Solidarität zwischen den Staaten, der Achtung, welche man den Verträgen schuldet, sind immer mehr verblaßt und die prächtigen Lehren von localisirten Kriegen, von besondern Interessensphären, von aufmerksamer Neutralität, von ruhigem Zuwarten, von der Gewalt, die vor Recht geht, haben sich festgesetzt. Man hat die auflösende Wirkung dieser Grundsätze im Westen wie im Osten gesehen; man hat diese Wirkung bemerkt bei der Zerstückelung der dänischen Monarchie, bei dem Ausschluß Oesterreichs aus dem Deutschen Bunde, bei der Verstümmelung Frankreichs und bei der Theilung des Osmanischen Reiches." „Noch niemand", sagt Klaczko, „hat meines Wissens auf die überraschende Thatsache hingewiesen, daß der Vertrag von Berlin in seinem Haupttheile nur die unbewußte Wiederholung der geheimen Uebereinkunft ist, welche zu Tilsit am 8. Juli 1807 unterzeichnet wurde und nach welcher alles Gebiet bis zum Balkan an Rußland, Bosnien und Serbien an Oesterreich fallen sollte."

„Wie dem nun auch sein mag, Bismarck hat auf dem Congreß eine Schuld der Dankbarkeit reichlich gezahlt, welche er während der drei großen Unternehmungen gegen Dänemark, Oesterreich und Frankreich dem nordischen Nachbar gegenüber eingegangen war. Es ist erlaubt, zu fragen, ob der Fürst Gortschakow 1866 und 1870 die Hoffnungen im Orient nicht zu theuer bezahlt hat, indem er die Gründung eines einheitlichen, mächtigen Deutschlands im Herzen Europas begünstigte."

Wir erinnern uns, daß es einen Augenblick zweifelhaft wurde, ob der Congreß zu Stande kommen würde. Da ergreift der uns schon bekannte Politiker Cucheval-Clarigny die Feder und läßt sich in seinem Aufsatze „Der Congreß — eine Fehlgeburt" wie folgt vernehmen: „Herr von Bismarck hat sich nicht geweigert, den Gedanken einer Theilung der Türkei durch seine officiösen Zeitungen unterstützen zu lassen und die Cabinete von London und Wien in dieser Beziehung auszuhorchen. Wenn diese Eröffnungen Eingang gefunden hätten, würde Herr von Bismarck jeden seinen Theil haben nehmen lassen: nur wenn die Theilung vollendet gewesen wäre und jeder sein Stück von der Beute ergriffen hätte, würde der Kanzler zu bedenken geben, daß, während alle Staaten sich auf Kosten der Türkei abrundeten, Deutschland doch nicht allein ohne Vergrößerung bleiben könne, und er hätte als Ausgleich die Annexion von Antwerpen und Holland gefordert. Er hätte angeführt, daß, da das Haus Nassau-Oranien im Erlöschen sei, da der einzige

Thronerbe nicht heirathen wolle, die Annexion Hollands von seiten Deutschlands kaum etwas anderes als der beschleunigte Antritt einer Erbschaft wäre. Es genügt, die niederländischen Zeitungen, welche ihre Besorgnisse nicht verhehlt haben, zu lesen, um sich zu überzeugen, daß hier keine grundlose Muthmaßung vorliegt."

Inzwischen hat der Congreß, trotzdem er anfangs zu scheitern drohte, doch stattgefunden, und Ch. de Mazade findet, daß Bismarck bis zu einem gewissen Punkte befriedigt sein kann. „Wenn er sich auch nicht unter den beati possidentes befindet, wenigstens im Orient nicht, so sieht er sicherlich nichts, was seine Plane stören könnte, in allen Vereinbarungen, welche soeben angenommen worden sind. Nicht Oesterreich, das sich in das orientalische Wirrniß verwickelt und nach Bosnien, um Beschäftigung zu suchen, geht, nicht Oesterreich ist es, das ihm beschwerlich fallen kann; er würde lieber selbst das Vordringen Oesterreichs nach Osten beschleunigt haben. Auch kann ihn die erklärte Gegnerschaft zwischen Rußland und England nicht stören; im Gegentheil, nichts könnte ihm besser zusagen. Was ihn betrifft, er hat, was er wollte: er hat erstens den Frieden, dessen er bedarf, und dann Verhältnisse in Europa, welche ihm eine ziemlich große Freiheit sichern." Uebrigens, meint Mazade, sei der Congreß vielleicht nicht bestimmt, die rühmlichsten Spuren in der Geschichte zu hinterlassen. „Man hätte ohne Zweifel Herrn von Bismarck den Ehrgeiz zutrauen dürfen, frühere Congresse zu verdunkeln oder zu erreichen. Man hätte glauben können, daß er, wie alle Siegreichen und Uebermächtigen, seinen diplomatischen Gerichtstag in Berlin habe abhalten wollen, daß er Werth darauf gelegt hätte, seine Laufbahn mit neuem Glanz zu schmücken, mit dem blendenden Licht einer Berathung, welche Europa irgendeine dauerhafte Wohlthat sicherte. Ja man könnte glauben, daß, bei seinem Ansehen und bei seiner Willenskraft, er das Andenken an den ersten großen, in dem neuen Deutschen Reiche versammelten Congreß anders hätte verewigen können als durch ein bei einem deutschen Maler bestelltes Oelgemälde." Ch. de Mazade selbst ist mit den Ergebnissen des Berliner Congresses unzufrieden. Die an Gebiet und Ansehen geminderte europäische Türkei sieht er zwischen Rußland und Oesterreich eingekeilt, und die wichtiger Grenzfestungen beraubte asiatische Türkei lediglich auf den Schutz Englands angewiesen. Er kommt auch auf die Unzufriedenheit der Italiener mit dem Congreß zu sprechen und gibt ihnen zu verstehen, daß ihre Ansprüche auf Triest unerfüllbar sind; denn wenn auch Triest für Oesterreich verloren ginge, so fiele es nicht an Italien, sondern an Deutschland, welches sich beeilen würde, Rechte auf diese früher zum Deutschen Bunde gehörende Stadt geltend zu machen, die den Zugang zur Adria und den südlichen Meeren eröffnet.

„Trotz aller Erfolge, die dem Hochmuth schmeicheln mögen; trotz der Genugthuung, jüngst einen europäischen Congreß gehabt zu haben, der in Berlin unter dem Vorsitze des Reichskanzlers berieth, fühlt sich Deutschland durch ein tiefes, inneres Leiden zerwühlt und es hat die Unannehmlichkeit, uns nicht anklagen zu können und Frankreich frei von den socialistischen Unruhen zu sehen, welche im eigenen Hause gefährlich anwachsen." So läßt sich Mazade vernehmen und meint, daß der Hauptpunkt der innern Politik in Deutschland darin bestehe, die Fortschritte des Socialismus zu bekämpfen.

Mit breitem Behagen verweilt G. Valbert in seinem Aufsatze „Herr von Bismarck und die deutschen Socialisten" bei dem innern Schaden des Socialismus in Deutschland.

Er behauptet, daß Bismarck durch Aufnahme Bennigsen's und Forckenbeck's ins Ministerium die nationalliberale Partei enger an sich habe ziehen wollen; als dies nicht gelang, beschloß er, diese Partei zu beseitigen und eine neue ihm unbedingt ergebene zu gründen: darum und nicht wegen des Socialistengesetzes sei der Reichstag aufgelöst worden. „Dieses Gesetz wird 600000 Wähler und mehr als 2 Mill. Deutsche ihrer verfassungsmäßigen Rechte berauben, und Ausnahmegesetze sind immer eine ernste Sache und der Erfolg ungewiß, wenn sie sich auf fast 2 Mill. Menschen ausdehnen. Das Socialistengesetz kann auch gegen Feinde des Tabackmonopols, gegen Ultramontane, ja gegen Freidenker angewendet werden. Die Entwickelungslehre, hat man gesagt, führe nothwendig zum Communismus, und alles wäre verloren, wenn es dem Professor Haeckel gelänge, zu beweisen, daß im Menschen wie in der Gesellschaft alles durch die Zellentheorie erklärt wird und daß die Plastidule eine Seele habe. Deutschland glaubt zur Zeit weder an die Plastidule noch an deren Seele, aber es verlangt, daß man daran glauben dürfe. Gewissensfreiheit und Denkfreiheit werden, wie das Vereinsrecht, in diesem Falle über alles geschätzt."

„Die Lage ist für die Liberalen hart; sie ist für niemand sehr ruhmvoll. Eine österreichische Zeitschrift bemerkte letzthin, daß es dem Reichskanzler, der so große Thaten vollbracht, Könige, Kurfürsten, Kaiser entthront und die Karte von Europa verwandelt hat, schwer ankommen müsse, heute zu bekennen, daß Bebel eine öffentliche Gefahr sei, daß Liebknecht ihm Besorgniß einflöße und daß Hasenclever ihm den Schlaf raube. Dazu kommt, daß man Bismarck laut vorwirft, jenes Gespenst ehemals zu seinem Vergnügen heraufbeschworen zu haben, gegen welches er jetzt ganz Deutschland aufzuwiegeln sucht. Der «Standard» klagte unlängst den größten Staatsmann unserer Zeit an, gar keinen Unterschied zwischen staatlichen Rücksichten und seinen persönlichen Gefühlen zu machen, ein großer Geist zu sein, aber kein großes Herz zu besitzen. Ein Interesse gibt es, das muß anerkannt werden, auf das Herr von Bismarck alles bezieht, und welchem er alles opfert: das ist die Erhaltung des Werkes, das er geschaffen hat. Er mag früher geglaubt haben, daß die Socialisten ihm nützlich sein könnten. Er hat gesagt, daß er an dem Tage von seinen socialen Sympathien zurückgekommen wäre, an welchem Liebknecht im Reichstage eine Lobrede auf die Commune, diese Regierung von Mördern und Brandstiftern, hielt. Herr von Bismarck sollte nachsichtiger mit Liebknecht verfahren. Hatte er nicht selbst mildernde Umstände zu Gunsten des Communeaufstandes nachzuweisen gesucht, schmeichelte er sich nicht, einen Kern von Vernunft in demselben zu finden? Wir sind geneigt, zu glauben, daß ihm die Socialisten an dem Tage verhaßt wurden, da sie begannen, die Brüderlichkeit der Völker zu predigen, gegen die Blutsteuer, gegen die Heereslasten Verwahrung einzulegen, welche Handel und Gewerbfleiß in Deutschland vernichten. Die großen Fragen, rief Bismarck im Jahre 1863 aus, werden nicht durch Reden und parlamentarische Verhandlungen, sondern durch Blut und Eisen gelöst. Marx hat

seinerseits im Congreß vom Haag gesagt: «Die Gewalt muß man anrufen, um die Herrschaft der Arbeiter zu begründen.»"

Selbst Thucydides führt Valbert gegen Bismarck ins Gefecht. Man möge seine Geschichte der heftigen Unruhen nachlesen, die im fünften Jahre des Peloponnesischen Krieges das unglückliche Korcyra mit Blut befleckten. Es war eine Art Commune; die Requisitionen, die Beschlagnahmen, die Räubereien, die Feuersbrünste, die Niedermetzelung von Geiseln, nichts fehlte. Wo waren die Demokraten von Korcyra in die Lehre gegangen? Thucydides sagt es uns, bei jenen geschickten, realistischen Politikern, welche seit dem Anfang des Peloponnesischen Krieges die griechischen Städte regiert und ihrem Ehrgeiz und ihren Rachegelüsten stets nachgegeben hatten. „So wurde", sagt uns Thucydides, „die Unbefangenheit zum Gespött, und doch", fügt er hinzu, „ist eine große Seele immer unbefangen." Nach Valbert ist der Reichskanzler höchstens einmal unbefangen gewesen, nämlich als er Herrn Blowitz gewisse Dinge erzählte, die sich nicht zum Weitersagen eigneten: „Was alle Welt weiß, ist, daß im Frühjahr 1875 die preußische Militärpartei oder wenigstens einige hervorragende Mitglieder derselben böse Plane gegen Frankreich hegten. Wenn damals Frankreich Truppenbewegungen angeordnet hätte, so würden alle deutschen Zeitungen gedruckt haben, daß Frankreich den Krieg wolle. Glücklicherweise hat Frankreich nicht ein Regiment, nicht eine Schwadron marschiren lassen, sondern sich begnügt, «Diebe, Diebe!» zu rufen. Schnell eilten die Gensdarmen herbei: es kamen ihrer etliche aus Petersburg und etliche aus London. Herr von Bismarck behauptet, daß sie ohne Grund gekommen sind. Das ist verdrießlich, aber Gerüchte gewinnen leicht Geltung und zuweilen nimmt die Geschichte sie auf. Vielleicht wird die Geschichte einst erzählen, daß im Jahre 1875 die Männer, die Deutschland regierten, voll Unwillen darüber, daß Frankreich, welches sie für todt gehalten, hartnäckig weiter lebte, die Absicht faßten, mit diesem Lande zu Rande zu kommen, ehe es fähig wäre, sich zu vertheidigen, und daß sie drei Jahre danach dem Reichstage ein Ausnahmegesetz vorlegten, welches den Zweck verfolgte, das Gefühl für Recht und die Achtung vor dem Gesetz bei der deutschen Nation wieder emporzubringen."

Auch Emile de Laveleye läßt sich über den Socialismus unserer Tage in Deutschland vernehmen: „Das Ausnahmegesetz, welches das deutsche Parlament soeben angenommen hat, wird den Socialismus nicht vernichten, wie die Regierung es hofft. Weit gefehlt, es wird die Socialisten in ihren eigenen Augen wichtiger erscheinen lassen. Wenn man dem Socialismus die Gefährlichkeit nehmen will, muß man ihm freien Lauf lassen. Noch mehr muß man thun: man höre seine Klagen, man heile, wenn möglich, die Uebel, welche er aufdeckt, und begünstige sogar die praktische Anwendung seiner Systeme. Wir erfahren aus der letzten Rede des Reichskanzlers, daß der König Wilhelm eine beträchtliche Summe zu diesem Zwecke gegeben hat, und weder dieser noch der Kanzler bedauern es." Laveleye erzählt, daß Cavour das Bündniß zwischen Ultramontanen und Socialisten vorhergesagt habe. „Bismarck hat wiederholt von dem Bunde der rothen und der schwarzen Internationalen gesprochen. In Deutschland besteht die katholisch-socialistische Bewegung beinahe schon seit funfzehn Jahren, und bei den jüngsten

Reichstagswahlen haben Socialisten und Ultramontane, wo sie in der Minderheit waren, zusammen gestimmt." Diese Einleitung soll Laveleye auf die Flugschrift des Bischofs Ketteler führen: „Die Arbeiterfrage und das Christenthum", welche er hauptsächlich besprechen will, obwol sie schon vor vielen Jahren erschienen ist: „Ketteler hat in seinem Buche die Schattenseiten der heutigen Gesellschaft mit den Farben, ja mit den Ausdrücken von Lassalle geschildert. Auch Ketteler ist wie Lassalle der Ansicht, daß die Selbsthülfe nach Schulze-Delitzsch nicht genüge. Als der Culturkampf und die Maigesetze die Geistlichkeit auf das Aeußerste gebracht hatten, zögerte sie nicht mehr, den Socialisten die Hand zu reichen. Es wurde ein vollständiges Programm katholisch-socialistischer Reformen ausgearbeitet, und der Domkapitular Moufang erläuterte dasselbe vor einer Wählerversammlung am 27. Febr. 1871. «Das junge Mädchen und die Frau in die unsittliche Umgebung einer Fabrik schicken, heißt die christliche Familie zerstören. Ich greife weder den Reichthum noch die Reichen an», sagte Moufang, «aber was ich verurtheile, das ist die Art und Weise, wie sich heutzutage die Millionärs und die Milliardärs bereichern.»" Dann führt Laveleye die christlich-socialen Blätter an, die vor allen Dingen fordern, daß die christlich-socialen Vereine sich eng an die Kirche schließen: extra ecclesiam nulla salus. „Die Zahl der Vereine, welche sich unter dem Socialismus gebildet haben, ist unermeßlich groß und die Macht der christlich-socialen Partei wächst bei jeder Wahl und ist ein Hauptfactor der deutschen Politik geworden: offenbar ist der Triumph der Kirche der letzte Zweck der ganzen Bewegung. Sicher ist, daß die Kirche nicht ohne angestrengten Kampf auf die Allmacht verzichten wird, welche sie ehedem besessen hat und wieder zu erlangen hofft. Das Bürgerthum, stolz auf die errungenen Freiheiten, wird sie nicht freiwillig aufgeben und den Händen der Priester überlassen. Also kommt es darauf an, das Volk zu gewinnen, die Feld- und die Fabrikarbeiter. Aber wie? Indem man sie von ihren Leiden unterhält und indem man, wie der Socialismus, dieselben durch eine bessere Vertheilung der Güter dieser Welt zu beseitigen verspricht. Das ist für die Kirche sehr leicht; sie braucht nur zu den Ueberlieferungen der ersten Jahrhunderte zurückzukehren, und sie wird es überall wie jetzt in Deutschland thun, wenn ihr jeder politische Einfluß endgültig zu entschlüpfen droht."

Darum denkt wol Valbert, man könne nicht genug über den Socialismus in Deutschland schreiben: „Vor zwanzig Jahren bedeutete der Socialismus in Deutschland nichts, vor zwölf Jahren war er noch wenig, heute ist er eine Macht. Wenn der Socialismus noch kein Gegenstand des Schreckens geworden ist, so erfüllen doch seine schnelle Verbreitung, die erfolgreiche Kühnheit seiner Unternehmungen das deutsche Bürgerthum mit Erstaunen und Besorgniß. Bamberger weist nach, daß Deutschland im Jahre des Herrn 1878 das einzige Land ist, wo die Socialdemokratie eine wirkliche politische Partei ist. Der deutsche Socialismus verfügt über bedeutende Mittel; er hat 14 Druckereien gegründet und gibt 41 politische Blätter heraus, die zusammen über 150000 Abonnenten haben. Der deutsche Socialismus kann sich nur zu den Diensten Glück wünschen, welche die Katheder-socialisten ihm geleistet haben und noch leisten. Es scheint, daß die communistische Weltbeglückung bei den Studenten der Universität hoch in Gunsten steht. Es

scheint auch, daß die Bureaux der Ministerien mit jungen Beamten bevölkert sind, welche das berühmte und mustergültige Werk von Marx: «Das Kapital», gründlich studirt haben. Viele Staatsmänner glauben, es sei in ihrem Interesse, den Socialismus mit großer Schonung zu behandeln; der oder jener ultramontane Bischof hat ihn mehr als einmal absolvirt; die protestantische Orthodoxie findet, daß er etwas Gutes hat, und wäre es nur, weil er als Schreckmittel dient und die verschiedenen Schattirungen, aus denen die conservative Partei besteht, sind ihm öfter in schmeichlerischer Weise entgegengekommen. In Deutschland ist die conservative Partei eine Partei von blinden Rückschrittlern. Der Hauptgegenstand ihrer Antipathien ist die parlamentarische Regierung, der Liberalismus, die Herrschaft des aufgeklärten Bürgerthums. Wenn man die Herren Liebknecht und Bebel fragte, aus welchen Begebenheiten der letzten Jahre sie und ihre Anhänger den meisten Nutzen gezogen haben, würden sie wahrscheinlich antworten, daß sie den Fehlern, welche die liberale Partei beging, den besten Theil ihrer Erfolge verdanken. Die Nationalliberalen haben oft die Sprache einer Oppositionspartei geführt und gewohnheitsmäßig wie eine ministerielle Partei gestimmt. Sie gleichen ein wenig jenen jungen Leuten, die zu lange die Secretärs eines genialen Mannes geblieben sind: sie haben mit oder wider Willen die Gewohnheit der Unterordnung angenommen."

„Die sociale Frage ist nicht allein eine Magenfrage. Wenn der Socialismus nur bestrebt wäre, den Wilden oder die Bestie freizumachen, die jeder civilisirte Mensch im tiefen Grunde seines Wesens trägt, wenn er nur auf die Begierde sich beriefe, so würde er nicht den mindesten Einfluß auf edle Gemüther haben. Er besitzt auch ein Ideal; er auch fühlt sich als Wiederhersteller des Rechtes, und es gibt so viele Rechtsverletzungen in dieser elenden Welt! Was seine Kraft ausmacht, ist der Umstand, daß die Liberalen ihm zu oft die Sorge überlassen, für edle Interessen einzutreten. Der Socialismus allein wendet sich heutzutage gegen das Ueberwuchern des Soldatenthums, gegen die Vergötterung des Erfolgs, gegen die Eroberungskriege, gegen die Vergewaltigung durch das Schwert. Im Monat September 1870 sind Socialisten, mit Ketten beladen, wie Verbrecher auf der Landstraße transportirt und auf die Festung gebracht worden, weil sie nach Sedan gefordert hatten, daß mit Frankreich ein ehrenvoller Friede geschlossen und den beiden eroberten Landschaften das Recht eingeräumt würde, über sich selbst zu verfügen."

Wir sind G. Valbert für das belehrende Bild beschränktesten Franzosenthums, das er uns in seiner Person vor Augen führt, sehr verbunden. Er, der Meister der feinen Malice in der Form, hat wol keine Ahnung, wie ungeschlacht der Sinn aller seiner Schriften über Deutschland ist. Was den Deutschen schadet, ist gut; wer sich als Feind Deutschlands erweist, ist ein Held, ein braver Mann. Wir verweisen ihn auf das Beispiel vieler seiner Landsleute, die ihrem Vaterlande gewiß ebenso ergeben sind wie er, und doch zu unbefangener und menschlicher Betrachtung der Dinge in Deutschland sich emporgeschwungen haben.

Die Administration Garfield's und der Guiteau-Proceß.

Von

Rudolf Doehn.

I.

Die Inauguralrede, mit welcher James A. Garfield als der 20. Präsident der Nordamerikanischen Union die Regierung der Vereinigten Staaten am 4. März 1881 übernahm*), fand, geringe Ausnahmen abgerechnet, in dem ganzen amerikanischen Volke den entschiedensten Beifall. Die begeisterte Vaterlandsliebe, welche sich darin aussprach, das auf Versöhnung der einander gegenüberstehenden Parteien, vorzugsweise des republikanischen Nordens und des demokratischen Südens, gerichtete Streben und der feste Vorsatz, eine gesunde Reformpolitik in wahrhaft nationalem Sinne zu verfolgen, der sich in Garfield's Regierungsprogramm kundgab, konnten wol zu der Annahme berechtigen, daß seine Administration, wenigstens nach innen hin, eine eminent friedliche und für das Volk der Vereinigten Staaten heilsame sein würde. Allein schon in der Executivsitzung des Bundessenats am 5. März, dem auf die Inauguration folgenden Tage, zeigte es sich, daß die nähern Anhänger des Expräsidenten Grant, dessen heißes Ringen nach einer dritten Präsidentur mislungen war, der Administration des neuen Oberhauptes der Republik nicht allzu freundlich gesinnt waren. Als nämlich Präsident Garfield die Liste der von ihm ernannten Mitglieder seines Cabinets dem Senat zur Bestätigung eingesandt hatte, trugen verschiedene Senatoren Bedenken, alle in Vorschlag gebrachten Ministercandidaten sofort zu bestätigen. Nach reiflicher Ueberlegung hatte Garfield folgende Personen als seine Minister empfohlen: James Gillespie Blaine aus dem Staat Maine als Staatssecretär oder Ministerpräsidenten, William Windom aus Minnesota als Finanzminister, Wayne MacVeagh aus Pennsylvanien als Attorney-General oder Justizminister, William H. Hunt aus Louisiana als Marineminister, Robert T. Lincoln aus Illinois als Kriegsminister, Thomas L. James aus Neuyork als Generalpostmeister, und Samuel J. Kirkwood aus Jowa als Minister des Innern. Nach der Verlesung dieser Minister-

*) Vgl. „Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten im Jahre 1880" in „Unsere Zeit", 1881, II, 585 fg.

liste entspann sich sofort eine längere Debatte. Senator Cameron von Pennsylvanien, ein eifriger Republikaner und noch eifrigerer Anhänger des Generals Grant, dessen dritten Präsidenschaftstermin er im Verein mit seinen Collegen, den Bundessenatoren Roscoe Conkling von Neuyork und John A. Logan von Illinois, aus aller Kraft unterstützt hatte, opponirte entschieden dem zum Justizminister vorgeschlagenen Wayne MacVeagh, obschon letzterer sein engerer Landsmann und ihm durch Heirath verwandt war. MacVeagh hatte nämlich als warmer Reformfreund und unabhängiger Republikaner die dritte Präsidentur Grant's mit aller ihm zu Gebote stehenden Macht bekämpft; dafür wollte Cameron jetzt Rache nehmen. Auch der Senator David Davis von Illinois, der in mancher Hinsicht unter dem Einfluß Conkling's stand, suchte die von Garfield gewünschte Bestätigung der in Vorschlag gebrachten Minister zu verzögern. Nach der Geschäftsordnung des Senats konnte der Widerspruch (objection) eines einzigen Senators den Bestätigungsact um einen Tag vertagen; der Senator Garland erhob auch Widerspruch, zog denselben aber bald wieder zurück. Endlich wurden die Senatoren Blaine, Windom und Kirkwood aus collegialischen Rücksichten bestätigt; man sah dies als einen „Act der Höflichkeit" (an act of courtesy) gegen die Mitsenatoren an. Nach längerm Hin- und Herreden wurden auf Antrag der demokratischen Senatoren Voorhees aus Indiana und Jonas aus Louisiana auch Robert T. Lincoln und William H. Hunt bestätigt. Beachtenswerth für die amerikanischen Parteiverhältnisse war, daß der Senator Beck von Kentucky, ein Demokrat, erklärte, der geringste Widerspruch seitens der demokratischen Senatoren gegen Robert T. Lincoln, den Sohn Abraham Lincoln's, würde es der demokratischen Partei für einen Zeitraum von 20 Jahren unmöglich machen, bei einer Präsidentenwahl zu siegen; denn das Andenken an den ermordeten Lincoln sei dem amerikanischen Volke zu theuer. Schließlich stellte es sich heraus, daß die Mehrheit der Bundessenatoren zu Gunsten sämmtlicher Ministercandidaten war, und so wurde denn auch Wayne MacVeagh und Thomas L. James, ersterer auf Cameron's und letzterer auf Conkling's Antrag, für ihre betreffenden Aemter bestätigt. Im allgemeinen fand die vom Senat genehmigte Ministerliste nicht nur den Beifall der verschiedenen politischen Parteien, sondern wurde auch in den Kreisen des amerikanischen Volkes, die sich weniger direct um politische Fragen bekümmern, mit Beifall aufgenommen. Man erkannte, daß Garfield bemüht gewesen war, die verschiedenen Theile der Union in seinem Ministerrathe repräsentirt zu sehen; waren doch die Neuenglandstaaten oder der Osten in hervorragender Weise durch Blaine vertreten, der große Westen durch Windom und Kirkwood, der demokratische Süden durch Hunt und die bevölkerten Mittelstaaten durch Lincoln, MacVeagh und James. Nur ein Staat fühlte sich nicht befriedigt, und das war Indiana; die Congreßrepräsentanten dieses Staates behaupteten, Indiana hätte durchaus in Garfield's Ministerium vertreten sein müssen; denn wenn Indiana in den Octoberwahlen des Jahres 1880 nicht siegreich für die republikanische Partei gestimmt hätte, so würde Garfield's Erwählung zum Präsidenten im November desselben Jahres schwerlich gesichert gewesen sein. Es liegt auf der Hand, daß ein solches Raisonnement ohne jeden principiellen Werth war; nur verletzte Eitelkeit und gierige Aemter-

sucht machte die Vertreter von Indiana unzufrieden damit, daß aus ihrem Staate kein Bürger einen Ministerposten erhalten hatte. Aber diese Unzufriedenheit lieferte einen schlagenden Beweis für die corrumpirende Macht des Aemterwesens in den Vereinigten Staaten. Im übrigen war der Streit um die Besetzung der verschiedenen Ministerstellen nur ein kleines Vorspiel für viel heftigere Kämpfe, die sich bald im Bundessenat abspielen sollten. Inzwischen ernannte Präsident Garfield zu Vertretern der Vereinigten Staaten auf der internationalen Münzconferenz, die in der ersten Hälfte des März in Paris zusammentrat und dort bis in den Juli hinein tagte, von der man sich aber in Amerika in finanziellen Kreisen von vornherein keine allzu günstigen Resultate versprach, den frühern Ministerpräsidenten William M. Evarts und die frühern Bundessenatoren Allen G. Thurman von Ohio und Timothy Howe von Wisconsin, deren Bestätigung seitens des Senats sofort stattfand.

Die am 13. März 1881 in Petersburg erfolgte Ermordung des Kaisers Alexander II. von Rußland rief auch in den Vereinigten Staaten die allgemeinste Sympathie hervor, der im Auftrage Garfield's der Staatssecretär Blaine durch eine Specialdepesche an den amerikanischen Gesandten am russischen Hofe, Foster, passenden Ausdruck gab; auch der Bundessenat nahm auf Antrag des Senators Morgan eine Resolution an, welche das erschütternde Ereigniß tief beklagte, die langjährigen Freundschaftsbeziehungen zwischen Rußland und der Union gebührend hervorhob und ebenfalls durch Blaine der russischen Regierung mitgetheilt wurde. Bei dieser Gelegenheit mag erwähnt werden, daß der russische Nihilismus bei dem amerikanischen Volke wenig oder gar keinen Anklang fand; der bekannte Nihilist Hartmann sah sich sogar veranlaßt, nach kurzem Aufenthalte in den Vereinigten Staaten dieselben wieder zu verlassen. „Unser Land", erklärte unter anderm die „New-York Tribune", „vertheidigt die Königsmörder nicht; denn die wahre Freiheit greift zu ihrem Schutze und zu ihrer Vertheidigung nicht zum Mord." Doch kehren wir zu den Verhandlungen des Bundessenats nach der Erledigung der Ministercandidaturen zurück.

Der Senat war, wie oben erwähnt, zu einer Extrasitzung zusammengetreten, um Executivgeschäfte zu besorgen, namentlich um die Amtsernennungen der neuen Administration zu bestätigen. Die republikanischen Senatoren bildeten die Administrationspartei, ihre demokratischen Collegen die Opposition. Nun bot sich aber das eigenthümliche Schauspiel dar, daß die Demokraten im Senat Tag für Tag eine Executivsitzung beantragten, während die Republikaner diesen Antrag Tag für Tag niederstimmten, mit andern Worten: die Demokraten, die Oppositionsleute, wollten die von der Garfield-Administration dem Senat vorgelegten Geschäfte besorgen, während die Republikaner, die eigentliche Administrationspartei, dies verweigerten. Dies sah offenbar wie die verkehrte Welt aus. Mittlerweile beschäftigten sich die beiden Parteien im Senat damit, sich in langen und heftigen Reden gegenseitig ihre Fehler und Misgriffe vorzuwerfen. Um diese auffällige Verwirrung zu begreifen, müssen wir ein wenig zurückgreifen. Als der Senat am 4. März 1881 zusammentrat, befanden sich die Republikaner in der Minderheit. Der

Senator Mahone von Virginien, welcher bei der letzten Präsidentenwahl gegen Garfield und für dessen Gegencandidaten, den General Hancock, gestimmt hatte, trat zu den Republikanern über, als es sich um die wichtige Wahl der Senatsausschüsse handelte. Sein Uebertritt stellte zwischen den beiden rivalisirenden Parteien Stimmengleichheit (38 gegen 38 Stimmen) her, und die in solchem Falle entscheidende Stimme des republikanischen Vicepräsidenten Arthur gab den Republikanern die Majorität. Diese Majorität wurde dazu benutzt, um die Organisation der Senatsausschüsse im Sinne und zum Vortheil der Republikaner ins Werk zu setzen. Dann wurde von republikanischer Seite beantragt, die Neuwahlen für die Senatsämter, für das Amt des Senatssecretärs, des Thürstehers, des sogenannten Sergeant-at-Armes, d. h. des Beamten, der die Befehle des Senats ausführen hilft, u. s. w. vorzunehmen. Für das letztgenannte einträgliche Amt ernannten die republikanischen Senatoren in geheimer Parteisitzung, dem sogenannten „Caucus", einen Freund des Senators Mahone, Herrn Riddleberger aus Virginien, einen ehemaligen Offizier der Rebellenarmee und hervorragendes Mitglied desjenigen Flügels der demokratischen Partei in Virginien, welcher die Nichtbezahlung eines großen Theils der öffentlichen Schuld des genannten Staates befürwortete und dessen Führer Senator Mahone selbst war und noch ist. Die Ernennung Riddleberger's wurde von den demokratischen Senatoren als das Ergebniß eines politischen Schachers bezeichnet, als der Preis, welchen die Republikaner dem Senator Mahone für seinen Uebertritt bezahlen wollten; aus diesem Grunde suchten nun die Demokraten die Wahl Riddleberger's zu verhindern, indem sie beständig die Aufnahme der regelmäßigen Executivgeschäfte beantragten. Die Republikaner dagegen bestanden darauf, daß die so dringenden Executivgeschäfte nicht aufgenommen werden sollten, bis die Wahl der neuen Senatsbeamten, und unter ihnen die Riddleberger's, vollzogen worden sei. Da die Demokraten nicht Stimmen genug hatten, um ihre Absicht durchzusetzen, so suchten sie die Abstimmung über die Wahl der Senatsbeamten durch fortgesetztes Redehalten zu verhindern. Auf diese Weise blieben die Geschäfte, wegen deren die Extrasitzung berufen war, zur größten Betrübniß des Präsidenten Garfield und zum Nachtheil des Landes unbesorgt, und der Senat brachte seine Zeit mit unaufhörlichen und nicht selten sehr heftigen Wortkämpfen hin. Diese sogenannte „Geschäftssperre" (deadlock) währte mehrere Wochen.

Auf den ersten Anblick dürfte dieser unerquickliche Kampf um einige im Grunde unbedeutende Senatsämter nur durch seine Jämmerlichkeit bemerkenswerth erscheinen. Es lagen dabei aber andere Dinge unter der Oberfläche, und das waren große Befürchtungen auf der demokratischen und große Hoffnungen auf der republikanischen Seite. Diese Befürchtungen und Hoffnungen kamen indeß weniger in den Senatsdebatten zu Tage, als durch Privatäußerungen der Senatoren, die hier und da ihren Weg in die Oeffentlichkeit fanden. Was die Demokraten fürchteten und was ihren Angriffen auf Mahone und dessen Handel mit den Republikanern eine besondere Bitterkeit verlieh, war hauptsächlich die Möglichkeit, daß die Erwählung Riddleberger's zu einem Senatsamte als Belohnung für Mahone's Uebertritt zur republikanischen Partei der Anfang sein werde zu einem systematischen

Gebrauche der Aemterpatronage im Süden der Union, um einen demokratischen Führer nach dem andern zur Partei der Republikaner herüberzuziehen, die hier und da sich geltend machenden antidemokratischen Bewegungen in den Südstaaten zu stärken und dadurch ein für allemal die bisherige Einigkeit des Südens (the solid South) als einer demokratischen Masse zu brechen. Und da sich die Demokraten bei der Berechnung ihrer Chancen auf nationalem Gebiete und bei nationalen Wahlen daran gewöhnt hatten, in erster Linie auf den „geeinigten Süden" zu zählen, zu dem nur wenige Stimmen aus dem Norden der Union hinzugefügt zu werden brauchten, um z. B. bei der Präsidentenwahl zu siegen, so erschien ihnen der mögliche Bruch der demokratischen Einigkeit des Südens als eine Zerstörung aller ihrer Hoffnungen auf einen Sieg beim Präsidentenwahlkampfe. Manche von ihnen prophezeiten auch, falls der republikanische Plan erfolgreich sein sollte, eine Wiederholung der aus der Grant-Administration bekannten corrupten Wirthschaft der Carpetbagger- oder Schnappsäcklerregierungen in den Südstaaten durch die Einigung der Negerstimmen unter ehrgeizigen und gewissenlosen weißen Führern. Die Republikaner andererseits hofften durch die Wahl Riddleberger's den von Mahone geführten Flügel der demokratischen Partei in Virginien zu einem nähern Anschluß an die Republikaner zu ermuthigen und zunächst durch eine Coalition dieser beiden Elemente den genannten Staat bei den nächsten Herbstwahlen zu gewinnen. Nach der Gewinnung von Virginien, die in der That auch eintrat, gedachten die Republikaner die mehr unabhängigen Demokraten in Georgien und andern Südstaaten durch die Aussicht auf entsprechende Belohnung in der Aemtervertheilung zu ähnlichen Coalitionen zu ermuthigen, so einen großen Theil des Südens den Demokraten abspenstig zu machen und der republikanischen Partei zuzuwenden und damit die nationale Herrschaft der letztern auf unbestimmte Zeit zu verlängern. Der Kampf um einige Beutestücke in Gestalt von wenigen Senatsämtern war also im Grunde ein Kampf um den Besitz der nationalen Regierungsgewalt in der Zukunft.

Es liegt auf der Hand, daß beide Parteien, die Republikaner sowol wie die Demokraten, in dieser Frage nicht nur eine unwürdige, sondern auch eine unkluge Politik trieben. Die Demokraten waren entschieden im Irrthum, wenn sie an dem Glauben festhielten, daß der einige Süden unter demokratischer Fahne für sie ein dauerndes und zuverlässiges Element der Stärke sei. Der „einige Süden" (the solid South) hat stets viel dazu beigetragen, für die Republikaner einen „einigen Norden" (a solid North) möglich zu machen. Er hat nicht allein die Erinnerungen an den blutigen Bürgerkrieg wach gehalten, sondern auch das nationale Gefühl und den conservativen Geschäftsgeist des Nordens der Union alarmirt und dadurch die öffentliche Meinung geneigt gemacht, über manche Fehler und Schwächen der republikanischen Partei hinwegzusehen. Dies war deutlich noch bei der Erwählung Garfield's zum Präsidenten zu Tage getreten. Aber selbst was die innern Zustände des Südens anlangt, so hat das starre Festhalten der Weißen an der alten demokratischen Organisation und das rücksichtslose Speculiren auf einseitigen Parteivortheil manche Schritte verhindert, welche die beklagenswerthen Gegensätze zwischen der weißen und der schwarzen Rasse mildern konnten und geeignet gewesen wären,

ein harmonisches Zusammenwirken aller Elemente der Bevölkerung der Vereinigten Staaten für das Gemeinwohl der Nation zu befördern.

Andererseits gaben die Republikaner im Bundessenat sich einer ebenso gefährlichen Illusion hin. Wol durfte die Auflösung des „einigen Südens" als einer geschlossenen Parteimasse aus vielen Gründen als ein heilbringendes Ereigniß angesehen werden; aber das von den Republikanern gewählte Mittel der corrumpirenden Aemterpatronage war unstaatsmännisch und verderblich. Indem die republikanische Partei sich, um den einigen Süden zu brechen, auf demoralisirende Mittel und auf die Verbindung mit zweifelhaften politischen Elementen einließ, lief sie Gefahr, ihren reinen Charakter einzubüßen und für die Wiedereinführung der alten corrupten Wirthschaft im Süden die Verantwortlichkeit auf sich zu laden. Durch Befolgung einer solchen Politik mußte sie im Norden schließlich weit mehr verlieren, als sie hoffen konnte, im Süden zu gewinnen. Politiker sind nur zu oft in Gefahr, die schwersten Irrthümer zu begehen, wenn sie gar zu schlau sein wollen. Bei der oben geschilderten Klopffechterei im Bundessenat hat denn auch, wie die Erfahrung lehrte, niemand etwas gewonnen, am wenigsten in der öffentlichen Achtung. Man hatte den oft citirten und doch so selten befolgten Ausspruch des Präsidenten Hayes vergessen: „Derjenige dient seiner Partei am besten, der dem Lande am besten dient"; statt in einen ehrenhaften Wettstreit in der Besorgung der öffentlichen Geschäfte einzutreten, versuchte man zweifelhafte Manöver um Beute und Macht, und zog damit das Unheil groß.

Als der Haupturheber der vorstehend geschilderten „Geschäftssperre" darf mit Recht der Bundessenator Conkling von Neuyork angesehen werden, der im Bunde mit Cameron und andern, der Garfield-Administration nicht allzu freundlich gesinnten republikanischen Senatoren den Handel mit Mahone zu Stande gebracht hatte. Conkling lag daran, die Einigkeit im Senat zu stören; er wollte böses Blut machen und es verhindern, daß Garfield eine ziemlich geschlossene Majorität im Senat gewinne. Durch die Schwächung der Garfield-Administration, so rechnete er, würden er und die Grant-Partei an Macht und Ansehen gewinnen, um im Jahre 1884 noch einmal den Versuch zu machen, die dritte Präsidentschafts-Candidatur Grant's durchzusetzen. War aber Grant Präsident der Vereinigten Staaten, so war auch er, Conkling, wiederum der zweitmächtigste Mann in der ganzen Union. Bei diesem Plane fand er in Cameron von Pennsylvanien den treuesten Bundesgenossen; denn letzterer konnte es Garfield nicht verzeihen, daß dieser durch die Berufung MacVeagh's ins Ministerium seinen, d. h. Cameron's, fast allmächtigen Einfluß im Staate Pennsylvanien wesentlich geschwächt hatte. Der Bundessenator Logan aus Illinois, welcher im Jahre 1880 mit Conkling und Cameron das sogenannte „Grant-Triumvirat" gebildet hatte, war etwas milder gegen Garfield gesinnt, da er in dem Kriegsminister Lincoln, seinem engern Landsmann, einen zuverlässigen Vertreter seiner Interessen im Cabinet Garfield's zu finden glaubte. Conkling dagegen und Cameron hatten keine unbedingten Freunde im Ministerium; denn ersterm schenkte der Generalpostmeister James, obschon dieser ein Neuyorker und gemäßigter Grant-Mann war, kein volles Vertrauen; letzterer aber wußte, daß er in dem unabhängigen Republikaner MacVeagh keine Stütze

fand. Um ferner Garfield Schwierigkeiten zu bereiten, veranlaßte Conkling seinen Freund Gorham, den Redacteur eines einflußreichen Blattes in Washington City, bei jeder dazu geeigneten Gelegenheit der Garfield-Administration Steine in den Weg zu werfen und die Maßregeln derselben hämisch zu bekritteln. Unter diesen Umständen war es begreiflich, wenn nicht vollkommen gerechtfertigt, daß Garfield und sein erster Minister Blaine, der alte Rivale Conkling's, den Entschluß faßten, die ehrgeizigen und herrschsüchtigen Plane des letztern zu durchkreuzen. Hierzu aber gab es kein geeigneteres Mittel, als die Machtstellung Conkling's im Staate Neuyork, dem bevölkertsten und einflußreichsten aller Unionsstaaten, zu erschüttern oder ganz zu brechen. Seit einer Reihe von Jahren war Conkling der unbedingte Herrscher der republikanischen Partei dieses Staates gewesen, eine gebietende Stellung, die er vorzugsweise dadurch erlangt hatte, daß kein neuyorker Bürger ein öffentliches Amt erhielt, der nicht seiner, Conkling's, Parteifahne unbedingt folgte. Bei Bundesämtern war dies lange Zeit der Fall gewesen, aber auch bei Staatsämtern, sobald ein Republikaner das Gouverneursamt bekleidete; denn jeder republikanische Gouverneur von Neuyork gehorchte den bestimmt ausgesprochenen Wünschen Conkling's. Conkling war der Meister der politischen Maschine und der Gründer und das Haupt des sogenannten „Boßthums". Diesem Boßthum mußte die Axt an die Wurzel gelegt werden, und so ernannte Garfield eines Tages für das wichtige und einflußreiche Amt eines Collectors im Zollhause zu Neuyork den unabhängigen Republikaner Robertson, der sich von Conkling emancipirt und in der Nationalconvention zu Chicago im Jahre 1880 für Garfield und gegen Grant und Conkling gestimmt hatte. Der bisherige Collector, Merritt, sollte als Generalconsul nach London versetzt werden.

Unter der Hayes-Administration hatten sich die leitenden Politiker vielfach darüber beklagt, daß bei der Besetzung der öffentlichen Aemter vom Präsidenten nicht genug Rücksicht auf die Wünsche und Empfindlichkeiten der verschiedenen Parteiführer genommen worden sei. Es fehle daher, so hieß es, an der wünschenswerthen „Harmonie" zwischen der Administration und dem Congreß. Präsident Garfield gab bei seinem Amtsantritt seine Absicht dahin kund, daß er bemüht sein werde, bei der Vertheilung der Aemter, der hohen wie der niedrigen, ohne Schaden für den öffentlichen Dienst alle Schattirungen der Partei zu befriedigen und dadurch die unter seinem Amtsvorgänger vermißte Harmonie herzustellen. Dies bewies er zunächst durch die Zusammensetzung seines Cabinets. Zwar waren einige Parteihäuptlinge, wie wir gesehen haben, auch hiermit nicht ganz zufrieden; aber im ganzen wurde sein Ministerium doch mit so allgemeiner Befriedigung aufgenommen, daß die unzufriedenen Parteihäuptlinge es für gerathen hielten, ihren Groll nicht allzu laut werden zu lassen. Nach der Constituirung des Ministeriums schritt Garfield zur Besetzung der Bundesämter in den verschiedenen Theilen der Union und nominirte zunächst für bedeutendere Plätze einige Männer, die nicht nur dazu befähigt, sondern theilweise auch im Jahre 1880 Anhänger der Präsidentschaftscandidatur Grant's gewesen waren. Da trat die erwähnte Geschäftssperre ein, die länger als sechs Wochen dauerte, wichtige Regierungsmaßregeln, wie z. B. die dringende Finanzfrage, die Berathung der mit China abgeschlossenen Verträge u. s. w.,

unerledigt ließ und die Nothwendigkeit einer kostspieligen Extrasession des Congresses in Aussicht stellte. Nach langem Hin- und Herstreiten über die Besetzung der Senatsämter hielt es endlich Conkling doch für gerathen, die Aufhebung der Geschäftssperre am 4. Mai herbeizuführen. Er hatte zwar die Erwählung seiner Günstlinge für die genannten Aemter, namentlich die Riddleberger's und Gorham's, nicht durchsetzen können; aber er fürchtete andererseits doch durch ein zu langes Weiterspinnen des unfruchtbaren Wortstreites nicht nur das Ansehen der Regierung, die doch immerhin eine republikanische, d. h. seine Partei repräsentirende war, zu sehr zu schwächen, sondern vor allem den Unwillen des Volkes gegen sich selbst wach zu rufen, da es allgemein bekannt war, daß er, Conkling, durch seinen mächtigen Einfluß das Haupthinderniß der Wiederaufnahme der ihrer Erledigung harrenden Geschäfte war. Aus diesem Grunde unterstützte er den Antrag des Senators Dawes aus Massachusetts, den Streit um die Besetzung der Senatsämter einstweilen ruhen zu lassen und nach Bestätigung einiger durch den Präsidenten gemachten Ernennungen zur Berathung der mit China am 17. Nov. 1880 abgeschlossenen Verträge überzugehen.

Bekanntlich hatte der Präsident Rutherford B. Hayes im Jahre 1880 eine Commission von drei Männern nach China gesandt, um eine Revision der 1858 und 1868 zwischen den Vereinigten Staaten und dem chinesischen Reiche abgeschlossenen Verträge vorzunehmen und alle Punkte, die mit der chinesischen Einwanderung nach Amerika in Verbindung standen und den Handel berührten, in Gemeinschaft mit der Regierung von China zu untersuchen und neu festzustellen. Der Obmann dieser Commission war Dr. James Angell, Präsident der Universität von Michigan; ihm als außerordentlichem Gesandten und bevollmächtigtem Minister der Vereinigten Staaten waren als Hülfscommissare John F. Swift aus Californien und William Henry Trescott aus Südcarolina zur Seite gegeben. Der erste der von dieser Commission mit China neu zu Stande gebrachten Verträge bezog sich nun auf die Einschränkung der chinesischen Einwanderer nach den Vereinigten Staaten, eine Frage, die seit langer Zeit eine brennende war und noch jetzt nicht vollständig gelöst erscheint. Die Hauptbestimmungen des in Rede stehenden Vertrages waren kurz folgende: Den Vereinigten Staaten wurde das volle Recht gewahrt, nach ihrem Ermessen das Einwandern chinesischer „Arbeiter" (laborers) oder deren Aufenthalt in der Union gesetzlich „zu reguliren, zu beschränken oder zu suspendiren" (to regulate, limit or suspend), nur ein „vollständiges Ausschließen" (an absolute prohibition) chinesischer Arbeiter wurde nicht zugestanden; auch sollten die sich bereits in Amerika aufhaltenden Chinesen in keiner Weise belästigt oder schlecht und dem Völkerrecht zuwider behandelt werden. Chinesischen Lehrern dagegen, oder Studirenden, Kaufleuten und Reisenden sollte das Kommen und Gehen in den Vereinigten Staaten durchaus nicht beschränkt sein; ihnen sollten vielmehr alle die Rechte und Privilegien zustehen, welche den Angehörigen der meistbegünstigten Nation von der amerikanischen Regierung zugestanden wären. Der andere, vorzugsweise auf den Handel Bezug nehmende Vertrag enthielt, außer einem absoluten Verbot der Einfuhr von Opium von China

nach den Vereinigten Staaten und umgekehrt, Bestimmungen über die Einfuhrzölle in beiden Ländern und über die Art und Weise, wie etwaige Streitigkeiten zwischen Amerikanern und Chinesen, sei es in China oder in den Vereinigten Staaten, geschlichtet werden sollten. Beide Verträge wurden nach kurzer Berathung vom Senat gebilligt, der erstere mit allen gegen vier Stimmen, der letztere einstimmig. Außerdem ratificirte der Senat einen Vertrag mit den Vereinigten Staaten von Columbia und einen Consularvertrag mit Italien.

Die friedlichen Verhandlungen des Senats sollten jedoch nicht lange dauern, und die Störung des Friedens wurde wiederum durch die leidige Aemterpatronage veranlaßt, diesmal aber in einer Weise, wie sie bis dahin in den Vereinigten Staaten noch nicht vorgekommen war. Präsident Garfield hatte nämlich eine große Anzahl von Amtsernennungen eingesandt, darunter auch die bereits erwähnte von Robertson für die Stelle eines Zollhauscollectors im Hafen von Neuyork. Solange Garfield Persönlichkeiten im Staate Neuyork für Bundesämter in Vorschlag gebracht hatte, die zu dem Grant- und Conkling-Flügel zählten, waren Conkling und sein ihm unbedingt beistimmender Mitsenator T. C. Platt vollkommen zufrieden gewesen; als der Präsident es aber wagte, den ebenso unbescholtenen als fähigen Robertson, der im Staatssenat von Neuyork als Vorsitzender fungirte, für das genannte Amt zu ernennen, erklärte Conkling dies für eine „persönliche Beleidigung", die er mit allen Mitteln bekämpfen müsse und werde. Der stolze Parteidictator von Neuyork vermochte es nicht über sich zu gewinnen, einen Mann für ein höheres und einträgliches Bundesamt in seinem Staate ernannt zu sehen, der eine eigene politische Meinung hatte und den Muth besaß, das Boßthum Conkling's und die Präsidentur Grant's zu bekämpfen. Außerdem aber behauptete Conkling, daß die Nomination Robertson's einen unheilbaren Riß in der republikanischen Partei des Staates Neuyork hervorrufen und bei kommenden Wahlen eine Niederlage derselben zur Folge haben müsse. Dies wurde allgemein als eine Drohung verstanden, und, erschreckt von dieser Drohung, mutheten mehrere republikanische Senatoren, die gewohnt waren, sich Conkling's drohendem Machtworte zu fügen, dem Präsidenten zu, daß er um der Harmonie in der Partei willen Robertson's Nomination zurückziehen solle. So aber verstand Präsident Garfield die Parteiharmonie nicht und wies das sein eigenes Ansehen und seine eigene Würde gefährdende Ansinnen zurück. Nun beschlossen auf Betreiben Conkling's die republikanischen Senatoren in einem „Caucus", d. h. einer geheimen Parteisitzung, daß zunächst nur die Bestätigung derjenigen Nominationen vorgenommen werden sollte, welche nicht „beanstandet" waren, sondern die Zustimmung der beiden Senatoren desjenigen Staates hatten, dem der Nominirte angehörte. Einem künftigen Caucus sollte es vorbehalten bleiben, zu beschließen, was mit den „beanstandeten" Nominationen gemacht werden sollte, d. h. mit denen, die einem der beiden Senatoren des betreffenden Staates anstößig waren. Eine solche Rücksichtnahme nannte und nennt man noch jetzt „die Höflichkeit des Senats" (the Courtesy of the Senate). Da aber diese „Höflichkeit" unter Umständen von großer politischer Bedeutung werden kann und in dem vorliegenden Falle es auch wirklich wurde, so erscheint es angebracht, dieselbe etwas näher zu beleuchten.

Nach der Constitution der Vereinigten Staaten (Art. II, Sect. II, §. 2) nominirt der Präsident nach freier Auswahl Candidaten für gewisse Bundesämter „mit dem Beirath und der Zustimmung des Senats" (by and with the advice and consent of the Senat), und wenn der Senat durch Stimmenmehrheit die vorgeschlagenen Candidaten bestätigt, so verleiht der Präsident den Betreffenden ihre Amtspatente. Die von der Constitution nicht anerkannte, aber im Laufe der Zeit gebräuchlich gewordene „Höflichkeit des Senats" verlangt nun, daß ein vom Präsidenten in Vorschlag gebrachter Candidat, auch wenn er in Bezug auf Charakter und Fähigkeit ein für das betreffende Amt ganz passender Mann ist, vom Senat verworfen werden soll, sobald er beiden oder auch nur einem der Senatoren seines Staates aus irgendeinem persönlichen Grunde unliebsam erscheint. Es ist klar, daß in einem solchen Falle das Urtheil der Mehrheit des Senats dem Belieben und der Willkür der Senatoren eines einzigen Staates untergeordnet wird. Es wäre nicht mehr der Senat, wie die Constitution es vorschreibt, der die Nomination des Präsidenten mit Stimmenmehrheit bestätigt oder verwirft, sondern es wäre der einzelne Senator des betreffenden Staates. In dem Falle Robertson's wäre aber auch durch die „Höflichkeit des Senats" das constitutionelle Recht des Präsidenten, nach freier Wahl Nominationen zu machen, thatsächlich an die Senatoren Conkling und Platt übergegangen. Dieser Plan schien im besten Gange zu sein, als Präsident Garfield einen argen Strich durch die Rechnung machte. Er machte nämlich von dem ihm zustehenden Rechte, das allerdings nur selten angewandt wurde, Gebrauch und zog die Namen der noch nicht bestätigten Freunde Conkling's zurück, während er die Ernennung Robertson's allein vor dem Senat ließ. Diese unerwartete Taktik, welche durch die Umstände gerechtfertigt erscheinen durfte, entflammte den Zorn Conkling's bis zur Weißglühhitze, sodaß er sich zu den verhängnißvollen Worten hinreißen ließ: „Der Präsident zwingt mich, einen Mord oder einen Selbstmord zu begehen; ich wähle den Mord (the President forces me to commit murder or suicide; I choose murder)." Und in der That erfolgte nun ein Kampf auf Tod und Leben. In diesem Kampfe verdiente Garfield insofern alle Sympathie, als er es mit seinen Amtsernennungen nicht nur hinsichtlich der Beförderung der Harmonie in der republikanischen Partei, sondern auch mit Bezug auf den öffentlichen Dienst unzweifelhaft ehrlich meinte; auch stand ihm in der Person Conkling's eine Anmaßung und Herrschsucht gegenüber, die keine Grenzen kannte. Allein er hatte ein Duell angenommen und dabei zum Theil diejenigen Waffen gewählt, in deren Handhabung sein Gegner viel geschickter war als er selbst. Er bekämpfte Conkling auf dem Gebiete der Aemtervertheilung mit dessen eigenen Waffen und schlug ihn aus dem Felde, aber nicht ohne dabei selbst Wunden zu erhalten, vielleicht auch nicht ohne Schuld, die er in tragischer Weise büßen sollte. Robertson war allerdings ein fähiger und tadelloser Beamter, seine Ernennung erfolgte jedoch nicht einzig und allein des Gemeinwohls wegen, sondern zum guten Theil auch als Lohn für geleistete Parteidienste und um Conkling's Boßthum im Staate Neuyork zu brechen. Damit stellte sich Garfield bis zu einem gewissen Grade auf den Standpunkt Conkling's; und dies ist es, was einige idealer angelegte Naturen, wie z. B. Karl Schurz, dem Präsidenten sofort zum Vorwurf

machten. Schurz sprach sich schon zu jener Zeit öffentlich dahin aus, Garfield hätte eine Niederlage mit Robertson's Amtsernennung riskiren sollen und dann offen erklären, er habe es redlich versucht, die Harmonie in der Partei herzustellen, aber der Versuch sei fehlgeschlagen; durch eine solche Handlungsweise, so schloß Schurz, hätte der Präsident die überwältigende Mehrheit des amerikanischen Volkes auf seiner Seite gehabt; er würde sich in einer unangreifbaren und ungleich mächtigern Stellung befunden haben als vorher, Conkling aber wäre in der öffentlichen Meinung tief gesunken. Es ist nicht zu verkennen, daß diese Ansicht von Karl Schurz viel für sich hatte, jedenfalls hätte die ganze Angelegenheit dann eine andere und weniger verhängnißvolle Wendung genommen; aber man darf auch nicht vergessen, daß Garfield einerseits mit der Aufrechterhaltung von Robertson sein constitutionelles Recht vertheidigte; andererseits würde er durch ein Zurückweichen vor Conkling bei vielen seiner Landsleute, wenn nicht bei der Mehrheit des amerikanischen Volkes, das kühnen Muth nicht weniger liebt als kluge Vorsicht, sich den Vorwurf der Schwäche zugezogen und damit das für seine hohe Stellung so nothwendige Vertrauen verloren haben. Thatsache ist, daß Garfield durch sein festes Beharren auf dem einmal eingeschlagenen Wege, durch die energische Vertheidigung seines constitutionellen Rechts und durch die kräftige Entschiedenheit, womit er Conkling's Uebermuth entgegentrat, bei allen Gegnern der herrschsüchtigen und beutegierigen „Stalwarts", d. h. der Grant-Anhänger, an Ansehen und Vertrauen gewann. Man hatte es vielfach, innerhalb und außerhalb des Congresses, seinem gutmüthigen Wesen kaum zugetraut, daß er mit solcher Kraft und Festigkeit dem von Feind und Freund mehr gefürchteten als geliebten Conkling gegenüber auftrat.

Anfangs schien es zwar, als wenn die Mehrheit der Senatoren, die seit der Präsidentschaft Grant's gewohnt waren, sich dem Willen Conkling's zu beugen, bei dem entbrannten Kampfe sich auf die Seite des stolzen Senators von Neuyork stellen wollte. Manche Freunde Garfield's zagten und fürchteten, daß er das Schicksal seines Vorgängers, des Präsidenten Hayes, theilen würde, dessen beste Bestrebungen so oft durch Conkling gekreuzt wurden. Mehrere republikanische Senatoren suchten Garfield zum Nachgeben zu bewegen und manche demokratische Mitglieder des Senats neigten sich auf Conkling's Seite. Dieser selbst, von dem Vicepräsidenten Arthur unterstützt, hielt gewaltige Reden im republikanischen Caucus und ließ kein Mittel unversucht, seine Collegen auf seine Seite zu bringen. Aber der Kampf blieb unentschieden. Da faßte der „Boß" von Neuyork einen verzweifelten, in den Annalen der amerikanischen Parteigeschichte kaum dagewesenen Entschluß: er resignirte am 14. Mai auf seine Stellung als Bundessenator und bestimmte seinen nähern Collegen Platt, dasselbe zu thun. Bei der Wichtigkeit dieses entscheidenden Actes erscheint es angezeigt, etwas näher auf denselben einzugehen.

Nachdem Conkling und Platt dem Vicepräsidenten Arthur als dem Vorsitzenden des Senats ihren Austritt aus dieser Körperschaft angezeigt hatten, richteten sie ein längeres Schreiben an Cornell, den Gouverneur von Neuyork, in welchem sie ihm ihre Resignation anzeigten und dieselbe ausführlich zu motiviren versuchten. Hauptsächlich waren es zwei Punkte, welche dieselbe begründen und rechtfer-

tigen sollten: der eine bestand nach der Ansicht der beiden ausscheidenden Senatoren darin, daß Präsident Garfield es versucht haben sollte, den Senat zur Bestätigung Robertson's zu zwingen (to coerce); der andere darin, daß Robertson, als er auf der republikanischen Nationalconvention zu Chicago im Jahre 1880 gegen Grant's Präsidentschaftscandidatur stimmte, „eine schmachvolle und unehrenhafte Handlung" (a dishonest and dishonorable act) begangen habe. Es liegt auf der Hand, daß diese beiden Gründe nicht stichhaltig waren; denn Garfield hatte in keiner Weise Zwang gegen den Senat ausgeübt, als er Robertson für die Collectorstelle vorschlug; er hatte dazu auch weder die Macht noch den Willen; und was die Anklage gegen Robertson anlangt, so erfüllte dieser als Führer der unabhängigen Republikaner des Staates Neuyork nur seine Pflicht, wenn er mit seinen Parteigenossen gegen eine dritte Präsidentschaft Grant's, die Conkling allerdings mit allen Mitteln unterstützte, stimmte. Auch war es eine sophistische Verdrehung der wirklichen Sachlage, wenn Conkling und Platt erklärten: „Wir sehen uns der Frage gegenübergestellt, ob wir unser klares Recht und unsere beschworene Pflicht als Senatoren preisgeben, oder uns in eine Stellung der Illoyalität gegen die Administration drängen lassen wollen, welche wir ins Amt bringen halfen." Die beiden Herren konnten ruhig gegen die Nomination Robertson's stimmen, und niemand würde sie deshalb der Illoyalität gegen Garfield angeklagt haben. Ihre Rechnung war eben eine andere; sie gaben sich der festen Hoffnung hin, daß die Legislatur des Staates Neuyork, die gerade in Sitzung war, sie sofort mit großer Majorität wieder zu Bundessenatoren wählen würde und daß sie dann ruhmgekrönt und siegreich nach Washington City zurückkehren könnten, um, gestärkt durch das Vertrauen ihres Staates, der Garfield-Administration im Interesse der Stalwart- oder Grant-Partei neue Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Für unmöglich aber hielten es die Herren Conkling und Platt in ihrer Selbstüberschätzung, daß der Senat es wagen würde, wenige Tage nach ihrer Resignation die Nomination Robertson's zu bestätigen. Allein schon am 16. Mai, zwei Tage nachher, sprach sich der republikanische Caucus des Bundessenats mit allen gegen vier Stimmen für Robertson aus, dessen Bestätigung dann auch am 18. Mai erfolgte. Das war ein harter Schlag für den intriguanten und stolzen „Boß" von Neuyork, dem bald ein zweiter folgen sollte; denn einige Wochen später wurden weder er noch sein College Platt in den Bundessenat wiedergewählt, sondern die Herren Lapham und Miller, letzterer ein unabhängiger Republikaner. Robertson's Ernennung aber zum Collector wurde von der Legislatur des Staates Neuyork, auf die Conkling alle seine Hoffnung gesetzt hatte, mit Jubel begrüßt; es war in der That, als wenn die Bevölkerung des genannten Staates, des mächtigsten der Union, sich freute, daß sie endlich von dem Banne befreit sei, der durch Conkling's Parteiherrschaft so lange auf ihr gelastet. Alle seine Kunstgriffe waren umsonst gewesen; er war nicht rühmlich gefallen für eine hohe Idee, nicht für ein das Wohl der Nation betreffendes Gesetz, nicht für einen wichtigen Vertrag von internationaler Bedeutung, nein, für ein Stück Beute, für den Platz des Zollhauscollectors in Neuyork hatte er sein politisches Leben riskirt. Es war, wie Karl Schurz sich ausdrückte, „das unwürdigste, kindischste Schauspiel, das jemals von einem Bundessenator dem amerikanischen Volke geboten

wurde". Auch ein Brief des Generals Grant, den dieser aus Mexico, wo er sich in Eisenbahnangelegenheiten aufhielt, an den Senator Jones von Nevada schrieb, konnte Conkling's Sturz nicht verhindern. Wir schließen diese tragikomische Episode, die leider nur ein zu ernstes Nachspiel haben sollte, mit einer charakteristischen Aeußerung Garfield's über die hastige und unüberlegte Resignation Conkling's. „Es scheint", sagte der Präsident zu einem Bekannten, „als wenn Senator Conkling nicht gewillt ist, sich der Entscheidung der Mehrheit seiner Mitsenatoren zu fügen. Das erste, was ein Gesetzgeber lernen muß, ist: eine Niederlage zu ertragen und sich dem Willen der Majorität zu fügen. Fast in jedem Kampfe müssen einige brave Männer unterliegen. Heute siegt die eine Partei, morgen die andere. Ein guter Politiker und Staatsmann verzagt nicht so leicht; er steht fest im Kampfe, theilt Hiebe aus und empfängt sie; aber er läuft nicht davon, bevor der Kampf zu Ende; er schimpft und schmäht seinen Gegner nicht, der ihn besiegte. Aber noch etwas anderes muß jedermann lernen, nämlich daß er nicht unersetzlich ist. Kein Mann, sei er noch so groß, ist in der Welt absolut nothwendig. Der Platz eines jeden Menschen kann ausgefüllt werden, sei es in der Partei, in der Kirche oder in öffentlichen Geschäften. Man denke nur an Lincoln! Wir alle stützten uns auf ihn, alles schien von ihm abzuhängen; aber er wurde eines Nachts erschossen, und die Welt drehte sich weiter. Alles ging seinen regelmäßigen Gang, gerade so, als lebte er noch. Nein, niemand ist unersetzlich, nie wird das Ausscheiden irgendeines Mannes oder einer Clique von Männern aus dem öffentlichen Leben in unserm Volke eine unheilbare Erschütterung hervorrufen. Die Sonne wird morgen früh zur richtigen Stunde aufgehen, der Wind rauscht durch die Bäume, und die Natur ist so schön, als wären diese beiden Herren (Conkling und Platt) noch im Bundessenat. Ich aber werde auf der von mir eingeschlagenen Bahn beharren und meine Pflicht thun, gerade so, als wenn gar nichts vorgefallen wäre."

Am 20. Mai wurde die Extrasitzung des Senats geschlossen, da die nothwendigsten Executivgeschäfte erledigt waren. Auch die Anhänger Conkling's, deren Namen Garfield momentan zurückgezogen hatte, waren für ihre betreffenden Aemter bestätigt worden; nur Gorham war nicht Secretär des Senats geworden und ebenso wenig hatte Riddleberger die Stelle des Sergeant-at-Armes erhalten. Der Andrang nach Aemtern war ein äußerst starker gewesen; die Senatoren, die Minister und vor allen der Präsident waren von ämtergierigen Parteigängern förmlich überlaufen worden, sodaß es klar zu Tage lag, daß eine gründliche Civildienstreform eine absolute Nothwendigkeit geworden war. Jeder denkende Politiker, dem das Gemeinwohl höher stand als das Parteiinteresse, mußte sich gestehen, daß das Patronagesystem weder die Republik stärke, noch dem Parteiwesen wahrhaften Nutzen bringe.

Nach der vorstehenden Schilderung der während der ersten drei Monate der Garfield-Administration fast durchgängig sehr unerquicklichen parlamentarischen Vorgänge in den Vereinigten Staaten ist es erfreulich, constatiren zu können, daß nach anderer Richtung hin die Leistungen dieser Administration in mehrfacher Beziehung anerkennenswerth und erfolgreich waren. Dies gilt zunächst von den durch

Garfield gebilligten Finanzoperationen des Schatzsecretärs Windom, die nicht nur auf den Zustand der Nationalfinanzen der Union, sondern auch auf die materiellen Verhältnisse des Landes im weitern Sinne ein erfreuliches Licht warfen. Es handelte sich nämlich um die Abzahlung von 6proc. Bonds im Betrage von 195,690400 Doll., die am 1. Juli 1881 fällig wurden. Der letzte Congreß hatte sich vertagt, ohne für diese Abzahlung besondere Vorkehrungen zu treffen. Deshalb entstand die Frage, ob der Präsident genöthigt sein werde, aus diesem Grunde eine, wenn auch kurze, doch immerhin kostspielige Extrasitzung des Congresses vor dem 1. Juli 1881 zu berufen, oder ob das Schatzamt es versuchen solle, ohne ein specielles, diesen Punkt betreffendes Gesetz die Verbindlichkeiten der Union zu erfüllen. Nach reiflicher Ueberlegung und eingehender Berathung mit finanziellen Capacitäten in Neuyork, sowie mit einflußreichen Bundessenatoren, wie Sherman, Morrill und Bayard, entschloß sich die Administration für die letztere Alternative. Die im Schatzamte zum Zwecke dieser Auszahlung verwendbaren Hülfsmittel bestanden in dem Ueberschuß der laufenden Einnahmen über die Ausgaben, welcher für das Jahr 1881 auf wenigstens 80 Mill. Doll. veranschlagt werden konnte; ferner in der gesetzlichen Ermächtigung, 104 Mill. Doll. Bonds zu 4 und $4^1/_2$ Proc. verzinslich auszugeben, welche Bonds zu einer hohen Prämie verkauft werden konnten, und schließlich, im Nothfalle, in demjenigen Theil der Baarreserve, der unter Umständen zur sichern Deckung des Regierungspapiergeldes erforderlich sein mochte. Der Finanzminister Windom zeigte nun in Uebereinstimmung mit Garfield öffentlich an, daß die Unionsregierung bereit sei, die am 1. Juli fälligen 6proc. Bonds einzulösen; er stellte aber zugleich den Besitzern dieser Bonds anheim, statt des baaren Geldes eine Verlängerung der Obligationen der Regierung anzunehmen, die dann aber vom 1. Juli 1881 an nicht mehr 6 Doll., sondern nur $3^1/_2$ Proc. Zinsen tragen sollten. Diejenigen Nationalgläubiger, welche von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen wünschten, wurden angewiesen, ihre desfallsigen Gesuche dem Schatzamt vor dem 10. Mai einzuschicken. Dieses Arrangement war mithin gleichbedeutend mit einer zeitweiligen Refundirung der 6proc. Bonds in $3^1/_2$proc.; es konnte, wie vom Justizminister und den obengenannten Senatoren zugestanden wurde, ohne Verletzung der bestehenden Gesetze durch die Administration allein gemacht werden, weil daraus den Vereinigten Staaten keine neue Verbindlichkeit erwuchs und weil die Frage der definitiven Refundirung dieses Theils der Nationalschuld der gesetzgebenden Gewalt, d. h. dem Congreß, ohne hinderndes Vorgreifen zur endgültigen Entscheidung vollkommen offen blieb. Der Plan hatte, sehr geringe Ausnahmen abgerechnet, den Beifall der amerikanischen Finanzwelt und war auch von einem so vollständigen Erfolg gekrönt, daß der Finanzminister Windom denselben auf die fällig werdenden 5proc. Bonds ausdehnen konnte. Die Baarreserven der Regierung waren fast ganz unangefochten geblieben und die Summe, welche jährlich als Zinsen auf die 5- und 6proc. Bonds ausgezahlt werden mußte, wurde durch die zeitweilige Refundirung um etwa 14 Mill. Doll. jährlich verringert. Der Credit der Vereinigten Staaten bewährte sich glänzend und das Schatzamt hatte denselben auf geschickte Weise zu benutzen verstanden, ohne daß das Recht des Congresses, über die Fun-

dirungsfrage definitiv zu disponiren, beeinträchtigt worden war. Die Union hatte es also der Garfield-Administration zu danken, daß das Versäumniß des Congresses, ein annehmbares Fundirungsgesetz fertig zu stellen, dem Lande keinen Schaden brachte.

In ähnlich wohlthätiger Weise, wie der Finanzminister Windom in seinem Departement vorging, griff der Generalpostmeister James aufräumend und reformirend in das vielfach der Corruption unterworfene Postwesen ein, das seit geraumer Zeit, auch noch unter der Hayes-Administration, bei der jährlichen Abrechnung mit einem beträchtlichen Deficit abgeschlossen hatte. Daß übrigens Garfield mit der Ernennung James' zum Generalpostmeister einen glücklichen Griff gethan hatte, dafür spricht unter anderm auch ein Brief des genialen Leiters des deutschen Postwesens, Stephan, an seinen amerikanischen Collegen. Dies beiden Männern zur Ehre gereichende Glückwunschschreiben ist von Berlin am 10. März 1881 datirt. Wir lassen das interessante, wenig bekannte Actenstück in dem Wortlaut folgen, wie es seinerzeit von der zu Saint-Louis im Staate Missouri erscheinenden „Westlichen Post" veröffentlicht wurde: „Mein Herr! Durch telegraphische Nachricht von Amerika erfuhr ich, daß es dem Präsidenten der Vereinigten Staaten gefallen hat, Sie zum Generaldirector des Postdepartements Ihres Landes zu ernennen; ich erlaube mir daher, Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch zu der Ihnen zutheil gewordenen Auszeichnung auszudrücken. In Anbetracht des hohen Rufes, dessen sich die Verwaltung des neuyorker Postamtes während der mehrjährigen Periode erfreute, in der dieses bedeutende Amt unter Ihrer Leitung stand, hat mich die Kunde von Ihrer Beförderung ganz besonders erfreut, da sie zu der Hoffnung ermuthigt, daß die freundlichen Beziehungen, die bisher zwischen unsern beiderseitigen Aemtern bestanden, auch in Zukunft fortbestehen werden. Ich darf mich daher der Ueberzeugung hingeben, daß die Bemühungen zur Erleichterung des gegenseitigen Postverkehrs, welche die Verträge von Bern und Paris anstrebten, Ihre Gutheißung erhalten und durch Ihre Mithülfe zu einem für unsere beiden Postverwaltungen gleich befriedigenden Ausgang führen werden. Ich habe die Ehre zu sein Ihr ergebenster Dr. Stephan."

Ganz besonders verdient machte sich der Generalpostmeister James durch die Energie und Geschicklichkeit, mit welcher er die Misbräuche und großartigen Schwindeleien des sogenannten „Sternpostdienstes" bloßlegte. Es handelte sich um mehrere Millionen Dollars, welche angeblich für entfernt liegende Postlinien ausgegeben sein sollten, die aber in Wahrheit in die Taschen betrügerischer Unterbeamten, Contractoren und Speculanten geflossen waren. An der Spitze dieses Sternpostdienstringes standen höchst einflußreiche Personen, wie z. B. der General Brady, der frühere Senator Dorsey, der höhere Postbeamte Tyner und Conkling's Freund Gorham, der Redacteur des „Washington Republican". Der Umsicht des Ministers James gelang es, in den ersten Monaten der Garfield-Administration so hohe Summen zu ersparen, daß Aussicht vorhanden war, das Postdepartement werde sich, ohne große Zuschüsse zu erhalten, in nicht zu ferner Zeit selbst erhalten können. Wenn diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, so war daran in erster

Linie das nationale Unglück schuld, durch welches die Union am 2. Juli 1881 betroffen wurde.

Auch der neue Minister des Innern, Kirkwood, der Nachfolger von Karl Schurz, gab sich alle mögliche Mühe, sein Departement im Einklang mit der Reformpolitik Garfield's zu verwalten, und nahm dabei, soweit es in seinen Kräften stand, auf die von seinem Amtsvorgänger mit nicht geringem Erfolg beobachtete Methode Rücksicht. Dennoch hörte man hier und da bittere Klagen darüber führen, daß der Minister die Angelegenheiten seines Departements nicht bemeistern könne, indem manche damit in Verbindung stehenden Geschäfte keinen rechten Fortgang nähmen, vielmehr hier und da arg in Rückstand und Verwirrung geriethen. Diesen Klagen mochte etwas Wahres zu Grunde liegen; aber man bedachte nicht, daß das Departement ein äußerst complicirtes ist und daß der Chef desselben unbedingt einige Zeit gebraucht, sich über die verschiedenen Abzweigungen seines Ministeriums gehörig zu unterrichten. Das Ministerium des Innern ist nämlich aus acht Bureaus zusammengesetzt: dem des Ackerbaues und der öffentlichen Ländereien, der Indianerangelegenheiten, des Patentwesens, der Pensionen, der Erziehung, der Eisenbahnen, der geologischen Untersuchungen und Vermessungen und endlich des Census. Alle diese Dienstzweige sind durchaus ungleichartig und haben wenig oder gar nichts miteinander gemein, weshalb denn auch in jüngster Zeit davon die Rede gewesen ist, wenigstens ein besonderes Ackerbauministerium ins Leben zu rufen. Ein Cultusministerium gibt es bekanntlich in den Vereinigten Staaten nicht, weil dort bei vollkommener Religionsfreiheit die Trennung von Kirche und Staat eine vollständige ist. Mehrere der obengenannten Dienstzweige, besonders die Indianerangelegenheiten, die öffentlichen Ländereien und die Pensionen, zum Theil auch das Patent- und das Eisenbahnwesen, haben seit lange den Ruf gehabt, daß sie eine besondere Anziehungskraft ausüben auf die Beutegelüste von Leuten, die sich auf Staatskosten bereichern wollen. Der amerikanische Minister des Innern muß daher ganz besonders darauf rechnen, daß er mit einer großen Zahl von Menschen in Berührung kommt, die es auf Unterschleif und Betrügereien abgesehen haben und große Erfahrung und Geschicklichkeit in dieser Beziehung besitzen. Dazu kommt noch, daß eine nicht geringe Anzahl der Unterbeamten des Departements, z. B. die Indianeragenten und die Beamten der Landämter, Hunderte oder gar Tausende von (englischen) Meilen vom Regierungssitz entfernt sind, zum Theil in sehr dünn bevölkerten Gegenden, wo die Ueberwachung schwierig und daher die Versuchung zu Betrügereien doppelt stark ist. Ueberdies ist besonders der Indianerdienst, der mit der Regierung und Versorgung wilder Stämme zu thun hat, allen möglichen Zufällen ausgesetzt, welche sich weder vorhersehen noch verhüten lassen. Nichtsdestoweniger arbeitete sich Kirkwood in verhältnißmäßig kurzer Zeit in die ihm obliegenden Aufgaben hinein, sodaß selbst Schurz, dessen Verwaltung des Departements des Innern auch von seinen politischen Gegnern nahezu als mustergültig anerkannt worden war, die Leistungen seines Amtsnachfolgers vielfach öffentlich gegen ungerechte Angriffe in Schutz nahm. Namentlich war dies der Fall bei Gelegenheit der im Mai und Juni 1881 stattfindenden Unruhen der Ute-Indianer im Staate Colorado, wo es sich darum handelte, für

die verschiedenen Zweige des Ute-Stammes passende Ländereien für Ackerbau und Viehzucht auszuwählen. Die feste Ansiedelung der Utes war allerdings ein Experiment, das nicht gerade unter den günstigsten Umständen unternommen wurde; denn die Utes waren weniger als manche andere Indianerstämme an geregelte Arbeit gewöhnt, da bis in die jüngste Zeit hinein in ihren „Reservationen", d. h. größern Landstrichen, die sie als Gemeingut besaßen, die Jagd ergiebig genug gewesen war, um ihnen einen großen Theil ihres Lebensunterhalts zu liefern. Das sollte nun ein Ende nehmen, und sie mußten ihre bisherigen Gewohnheiten wesentlich ändern, weil sie fortan kleinere Stücke Landes zugewiesen erhielten, um dieselben als gesondertes Privateigenthum zu besitzen und sie als Familien oder Individuen zu bebauen und für sich nutzbar zu machen. Die Unionsregierung wollte ihnen Schulen bauen und mit Lieferungen von Ackerbauwerkzeugen, Vieh u. s. w. zur Civilisation behülflich sein. Dies Experiment erschien nothwendig, um sie vor gänzlicher Vertilgung durch weiße und rothe Feinde zu retten, und unter dem wachsamen Schutz und der thätigen Beihülfe der Regierung war gegründete Hoffnung da, daß es erfolgreich durchgeführt werden konnte. Das Reservationensystem, welches den Besitz des Landes als Gemeingut aufrecht erhält, kann überhaupt für die Zukunft nicht fortbestehen. Der Fortschritt der Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten und die riesige Ausdehnung des Eisenbahnsystems sind nicht aufzuhalten. Gegenden, die noch vor wenigen Jahren eine unbekannte Wildniß waren, sind jetzt durch Schienenwege bequem zugänglich gemacht. Die Einwanderung wälzt sich andauernd auf diesen neuen Verkehrswegen vorwärts, und wo es gutes Ackerland oder erzhaltiges Gestein gibt, da pocht der Ansiedler oder der Gold- und Silberjäger unwiderstehlich an. Die meisten Indianerreservationen liegen entweder auf diesen Verkehrslinien oder doch nahe dabei. Nur die entlegensten Reservationen im äußersten Norden der Union werden noch nicht davon berührt; aber auch das wird nicht lange mehr dauern. Es ist daher eine wahrhaft humane Politik, die Indianer zu veranlassen, sobald als möglich sich in kleinern Abtheilungen als Privateigenthümer auf Farmen anzusiedeln, damit die großen Strecken, die jetzt unbenutzt liegen, dem Fortschritt der Civilisation geöffnet werden können. Natürlich müßten, wie Schurz unter Hayes und Kirkwood unter Garfield es wollten, die Rechte der neuen Privateigenthümer in jeder Weise durch gesetzliche Bestimmungen gesichert und ebenso müßte dafür gesorgt werden, daß für die von den Indianern aufgegebenen Ländereien denselben eine angemessene Vergütung zutheil wird. Im Angesicht der raschen Culturentwickelung der Vereinigten Staaten ist dies eine von der Nothwendigkeit gebotene Politik. Daß einige herrschsüchtige und ehrgeizige Indianerhäuptlinge sich hiergegen sträuben, ist begreiflich; denn sie verlieren ihre herrschende Stellung durch die Einführung des Privateigenthums, sie müssen die von ihnen so geliebte Jagd als Hauptbeschäftigung aufgeben und sich einer geregelten Arbeit zuwenden. Dies wollen sie oft nicht, sondern wiegeln ihre Stammesgenossen auf, und so entstehen dann die kostspieligen und blutigen Indianerkriege, die aber doch stets mit der endlichen Niederlage, nicht selten mit dem vollkommenen Untergange der Rothhäute endigen.

Ueber die letzterschienenen Kometen.

Von

M. Wilhelm Meyer.

Daß wir gegenwärtig in einer besonders kometenreichen Zeit leben, ist durch die sich namentlich letzthin schnell folgenden Ankündigungen von Kometenentdeckungen allgemein auffällig geworden. Seit der Erscheinung des schönen Haarsterns, welcher im Juni 1881 von der südlichen Halbkugel herauf bei uns zu Gaste kam, ist das besondere Interesse des Publikums für diese sonderbaren Himmelswesen wieder geweckt worden, und jede neue Notiz über Kometen wird lebhafter Beachtung gewürdigt. Daher erscheint die Anzahl der Entdeckungen größer als sonst, während es doch im allgemeinen nicht zu den besondern Seltenheiten gehört, daß in einem Jahre sechs oder sieben Kometen beobachtet werden. Nur der Umstand ist allerdings merkwürdig, daß große Kometen jetzt häufiger aufzutreten scheinen wie gewöhnlich. Das Jahr 1880 brachte einen sehr großen und glänzenden Kometen, der zwar nur für unsere Antipoden sichtbar war, und einen zweiten, der wenigstens eine kurze Zeit lang mit bloßen Augen gesehen werden konnte, den Kometen von Hartwig. In dem Jahre 1881 aber hatten wir das Glück, rasch nacheinander zwei große und sehr merkwürdige Erscheinungen bewundern zu können, welche in den ersten Tagen des August sogar zugleich mit bloßem Auge bemerkt werden konnten. Damals waren beide Kometen für die Breiten Deutschlands circumpolar, d. h. sie tauchten während ihrer täglichen Bewegung niemals unter den Horizont herab. Beide waren allerdings um diese Zeit für das bloße Auge ziemlich unscheinbar. Der eine war stark im Abnehmen begriffen und sein in den letzten Tagen des Juni so intensiv glänzender Schweif war kaum noch erkennbar, während der andere sich uns zwar schnell näherte, aber eben erst einen schwachen Schweifansatz entwickelt hatte, der nur mit Mühe ohne optische Hülfsmittel unterschieden werden konnte. Bald darauf verschwand dann der erstere, während der andere zu einer ziemlich schönen, wenn auch nicht in dem Maße auffälligen Erscheinung wie der erstere war, anwuchs, um abermals Augen und Gedanken an diesen Gegenstand zu fesseln.

In der That hat zu keiner Zeit und bei keinem Volke ein Komet verfehlt, das lebhafteste Interesse der Menge anzuregen und zu allen möglichen phantastischen Ideen den Anstoß zu geben. Vom Standpunkte des rein naiv Denkenden aus ist es auch ganz begreiflich, daß man zu Zeiten, wo man eine so wunderbare und

auffällige Störung in der ewigen Ruhe des Firmaments auftreten sah, auch große Störungen auf der Erde bevorstehend glaubte, denn man war ja von jeher überzeugt, daß die Erde von dort oben herab regiert werde. Die letzten Spuren dieses Kometenaberglaubens sind heute noch keineswegs verwischt, und wenn man auch nicht mehr an blutige Einflüsse dieser fremdartigen Wesen glaubt, so ist doch die Meinung von ihnen geblieben, daß sie auf die klimatischen Verhältnisse einwirkten. Diese Ueberzeugung ist noch ganz allgemein und unglücklicherweise im Jahre 1881 durch die außergewöhnliche Sommerhitze wieder verstärkt worden. Besonders drollig gestaltete sich dieser Volksglaube in Genf, wo beim Erscheinen des zweiten großen Kometen plötzliche Abkühlung der Luft erfolgte. Anstatt nämlich durch diesen Widerspruch die Haltlosigkeit der vorgefaßten Meinung einzusehen, half man sich einfach dadurch aus der Verlegenheit, daß man von nun ab an warme und kalte Kometen glaubt.

Vorsichtige Denker müssen allerdings gestehen, daß die Waffen, welche man zur Bekämpfung solcher Meinungen anwenden kann, namentlich Laien gegenüber, nicht die erwünschte Schärfe besitzen. Denn wir können immer noch die Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten: was ist eigentlich ein Komet? Man kann also stets einwenden: solange man das Ding in seinen Bestandtheilen und Eigenschaften nicht kennt, kann man auch seine Einflüsse nicht beurtheilen und den vagen Meinungen bleibt ein weites Feld offen. Die empirische Forschung aber, welche beweist, daß ein Einfluß der Kometen auf die Temperatur im allgemeinen nicht zu constatiren ist, wird vom Publikum zu Gunsten eines einzelnen miterlebten Falles ignorirt.

Wir können in Bezug auf die Kometen noch nicht positiv vorgehen und sagen, was ein Komet sei, sondern höchstens was er sicher nicht ist, und dadurch wenigstens die Grenze des Forschungsgebietes immer enger ziehen. Ich will es im folgenden Aufsatz versuchen, die Fortschritte kurz anzugeben, welche in dieser Richtung die Kometenastronomie durch die Erscheinungen der letzten beiden Jahre machen konnte, und andererseits die Fragen berühren, welche durch dieselben theilweise wieder erneuert worden sind. Für die allgemeinen Gesichtspunkte über diese Gestirne muß ich auf die beiden Aufsätze verweisen, welche über diesen Gegenstand in „Unsere Zeit", Neue Folge, XIV, 1., 115 fg. und 343 fg., erschienen und später in mein „Kosmographisches Skizzenbuch" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1879) aufgenommen wurden.

Seit Frühjahr 1880 bis Ende Mai 1882 sind nicht weniger als 15 Kometen erschienen. Den Anfang dieser stattlichen Reihe machte eine sehr prächtige Erscheinung, die zu den interessantesten unter allen ihrer Art zu zählen ist. Leider war der „große Südkomet 1880" für unsere Breiten gar nicht sichtbar geworden, weshalb auch von seinem Auftreten in europäischen Laienkreisen nur Flüchtiges bekannt wurde, während allerdings die Astronomen aller Länder eine lange und lebhafte Discussion über dieses ganz eigenthümliche Gestirn unterhielten, die heute noch kaum als abgeschlossen zu betrachten ist.

Die europäischen Astronomen wurden von dem Erscheinen desselben durch ein Kabeltelegramm unterrichtet, welches Gould, Director der Sternwarte in Neu-

Cordova in der Argentinischen Republik, in den ersten Tagen des Februar absandte. Der Schweif des Kometen war plötzlich am Südhimmel aufgetreten. Er war sehr schmal und verbreitete sich mit hellem, weißem Lichte fast geradlinig über 40 Grade, während der Kopf desselben noch unter dem Horizont blieb. Das Gestirn war am Abendhimmel kurz nach Sonnenuntergang sichtbar. Unter denselben Umständen erschien es einige Tage später am Cap der Guten Hoffnung und schließlich in Melbourne. Als der Komet sich weit genug von der Sonne entfernt hatte, daß der Kopf in der Abenddämmerung sichtbar werden konnte, zeigte sich der letztere auffallend klein und schwachleuchtend im Vergleich mit dem mächtigen und imposanten Schweife, den er hinter sich, von der Sonne abgewendet, entwickelt hatte. Beide, Kopf und Schweif, nahmen nun schnell an Lichtintensität ab, und schon nach dem 19. Febr. war das Gestirn, auch in Fernrohren, für immer verschwunden.

Die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten seines Auftretens und äußern Anblickes theilt dieser Komet nur noch mit dreien seinesgleichen, wovon der eine im März 1843, der zweite in demselben Monat des Jahres 1668, endlich der dritte im Winter 371 v. Chr. gesehen worden ist. Der Komet von 1843 war in unsern Breiten sichtbar und ist z. B. in Genf von Professor Plantamour am Abendhimmel in der Nähe des Horizonts beobachtet worden. Auch der Schweif dieses Kometen war hell, gerade gestreckt, schmal und groß, dagegen der Kopf sehr unscheinbar. Sein Auftreten war noch plötzlicher als das des Februar-Kometen 1880. Er wurde nämlich am 28. Febr. 1843 am hellen Tage ganz nahe bei der Sonne wahrgenommen. An jenem Tage sah man ihn in Italien um Mittag nur 1.°4 von der Sonne entfernt und konnte, wenn man sich gegen die directen Strahlen dieser letztern schützte, seinen 4 bis 5 Grad langen Schweif erkennen. Der Komet von 1843 war von Anfang März bis zum 19. April sichtbar, an welchem Tage die letzte Beobachtung desselben am Cap der Guten Hoffnung gemacht wurde; er verschwand also nicht so auffallend schnell wie der von 1880.

Der Komet von 1668 war nur etwa drei Tage lang besonders hell, und die Beschreibungen, welche wir von dem Aussehen desselben besitzen, weisen eine frappante Aehnlichkeit mit dem von 1843 auf. Das Gestirn von 371 v. Chr. endlich wird von Aristoteles in seiner „Meteorologie" beschrieben. Er hatte es selber in seinem 13. Lebensjahre gesehen, und er erzählt, daß es bei strenger Winterkälte am Abendhimmel sehr nahe bei der Sonne gestanden habe. „Sein Schweif, wie eine Art Baumallee gestaltet, habe sich über ein Drittel des Himmels erstreckt und sei die Landstraße des Kometen genannt worden."

Der Laie würde unter solchen Umständen nicht anstehen, sofort den Schluß zu ziehen, daß diese vier so ähnlichen Erscheinungen nur einem einzigen Kometen angehören, der zu jenen angegebenen Zeiten in seine Sonnennähe zurückgekehrt sei. Nicht so der Astronom, der diese capriciösen Wesen näher kennt. Für diesen würde es, wenn weiter keine als die angegebenen Indicien aufzutreiben wären, sogar möglich sein, den vollkommen umgekehrten Schluß mit vieler Wahrscheinlichkeit zu unterstützen, nämlich gerade die große Aehnlichkeit jener Gestirne spreche dafür,

daß es verschiedene Individuen seien. Man sieht nämlich, daß die Kometen während sehr kurzer Zeit Gestalt und Richtung ihres Schweifes, sowie Größe und Lichtintensität ihres Kopfes verändern; es ist sogar selten, daß einer unter ihnen während der Dauer seiner Sichtbarkeit denselben Anblick gewähre, es sei denn, daß er sehr entfernt von Sonne und Erde bliebe, sodaß einerseits die Sonne nicht mehr kräftig genug jene noch nicht aufgeklärten, aber offenbar stattfindenden Wirkungen auf seine innere Constitution ausüben könne, oder daß andererseits diese wegen zu großer Entfernung von uns nicht mehr wahrzunehmen seien. Es würde deshalb unter diesem Gesichtspunkte mindestens merkwürdig erscheinen, daß ein Komet während zwei Jahrtausenden Eigenthümlichkeiten bewahrt habe, die ihn so wesentlich von andern Gestirnen seiner Gattung unterscheiden. Daß dagegen unter jenen Hunderten von Kometen, welche seit jener Zeit sichtbar gewesen sind, einige während einer gewissen Zeit und während einer bestimmten ähnlichen Lage zu Sonne und Erde einen ähnlichen Anblick gewährt haben können, dürfte deshalb ohne weiteres ganz wohl denkbar sein. Jedenfalls kann also der äußere Anblick verschiedener Erscheinungen für die Identität der betreffenden Kometen keinerlei Argumente beibringen, solange keine triftigern Gründe sich damit verbinden.

Solche kann nur die Theorie auftreiben, welche den wahren, von dem Scheineffect unsers bewegten Standpunktes befreiten Weg des Kometen um die Sonne erkennen läßt, und diese ist es, welche für den Kometen von 1880 zu jenen höchst eigenthümlichen und interessanten Resultaten geführt hat, von denen ich hier meine Leser zu unterhalten wünsche. Schon die ersten Berechner einer vorläufigen Bahn für diesen Kometen fanden, daß dieselbe der Bahn des Kometen von 1843 ungemein ähnlich sei, daß also die beiden Kometen fast genau denselben Weg gegangen sein müßten. Der Natur aber, welcher Unendlichkeiten in Raum und Zeit zu Gebote stehen, die Caprice zumuthen zu wollen, daß sie ohne weitere Veranlassung innerhalb 37 Jahren zwei ganz verschiedenen Himmelskörpern denselben Weg um die Sonne zu gehen geheißen habe, wäre doch jedenfalls ein wenig gewagt. Man müßte also annehmen, beide Erscheinungen gehörten demselben Gestirn an, das in einer sehr langgestreckten elliptischen Bahn um die Sonne läuft. Man hatte in ihm einen neuen periodischen Kometen von kurzer Umlaufszeit erkannt, deren es bis dahin nur eine kleine Zahl gab und von denen nur einer, der alle 76 Jahre wiederkehrende Halley'sche Komet, mit bloßem Auge sichtbar ist, sich aber bei weitem nicht zu der imposanten Pracht entwickelt hat wie der große Südkomet.

Eine sehr merkwürdige Eigenthümlichkeit jener Bahn aber machte hinter die soeben verfolgte Schlußreihe sofort ein starkes Fragezeichen. Es ist dies die ungemeine Nähe, bis zu welcher der Komet sich an den strahlenden Sonnenkörper herangewagt haben mußte. Für die Erscheinung von 1843 ergab eine erste Untersuchung, welche Professor Plantamour ausgeführt und der Französischen Akademie der Wissenschaften vorgelegt hatte, sogar das höchst befremdende Resultat, daß der Komet bis zu einer nicht unbeträchtlichen Tiefe in die Sonne eingedrungen sein mußte. Dieses Ergebniß der Rechnung war aus dem Laufe des Kometen abgeleitet, den er *nach* jenem Eindringen in den Sonnenkörper gezeigt hatte, und es war deshalb nicht zu begreifen, wie er diesen Weg gerade so ausführen konnte,

als ob er gar keinen Hindernissen begegnet, als ob er, wie in den übrigen Theilen seiner Bahn, auch während seiner größten Nähe zum Sonnencentrum durch den leeren Raum gegangen sei. Ausführlichere Rechnungen, welche jener ersten, nur aus den genfer Beobachtungen abgeleiteten, folgten, ergaben nun allerdings, daß der sonderbare Komet nur sehr nahe an der Sonnenoberfläche vorübergekommen sei, ohne dieselbe zu berühren, was auch für die Erscheinung von 1880 bestätigt wurde. Meine eigene Untersuchung über diesen Gegenstand, deren Resultate theilweise in den „Astronomischen Nachrichten", Nr. 2316 und 2326, vollständig in den „Mémoires de la Société de Physique et d'Histoire naturelle de Genève" (Tome XXVIII, première partie, Nr. 1), veröffentlicht worden sind, ergab den Abstand des großen Kometen von 1880 von der Sonnenoberfläche um die Mitternacht des 27. Jan. gleich 23000 geographischen Meilen oder 168000 Kilometer. Dieser Abstand ist immer noch achtmal geringer, als der Durchmesser der Sonne beträgt, und für den Astronomen wenigstens eine sehr geringe Größe. Die Eruptionen glühender Gase, welche wir von der Erde aus auf der Sonnenoberfläche wahrnehmen, schleudern oft ihre Producte bis zu weit größern Entfernungen über die Oberfläche hinaus, und es ist zweifellos, daß diese Regionen verhältnißmäßig dicht mit Gasen angefüllt sein werden, welche ihren Ursprung im glühenden Sonnenkörper hatten und dem durchfliegenden Kometen einen bedeutenden Widerstand entgegensetzen mußten. Die Protuberanzen, die Erhöhungen am Sonnenrande, deren Entwickelung und Ausdehnung man heute ohne Mühe mittels des Spectroskops verfolgen kann, hat man bis zu Höhen über der Oberfläche der Sonne emporsteigen sehen, welche selbst das Doppelte jener kürzesten Distanz des Kometen von 1880 übersteigen, und während Sonnenfinsternissen sieht man über diese röthlich glänzenden Zungen noch weit hinaus die unregelmäßigen Strahlenzweige der Corona sich ausdehnen. Wie man aber auch diese sonderbaren Erscheinungen erklären möge, immer wird man doch dazu Materie nöthig haben, von welcher jenes röthliche Licht der Protuberanz direct, oder das silberweiße Licht der Corona reflectirt ausgeht. Allerdings mag diese Materie dort wol in sehr fein vertheiltem Zustande existiren, denn die ungeheuere Hitze, welche in diesen Regionen herrscht, strebt fortwährend die Molecule möglichst voneinander zu entfernen. Auf keinen Fall aber wird man in Abrede stellen können, daß so ungemein nahe beim glühenden Centralherde unsers Systems Dunst, Aether, Materie in bedeutenderer Menge vorhanden sein müsse als anderswo sonst im freien Raume, und dieser Stoff muß der Bewegung des Kometen ein um so fühlbareres Hinderniß entgegenstellen, je bedeutender die Vehemenz ist, mit welcher er jenen Stoff durchdringt. Die Geschwindigkeit unsers Kometen war aber eine enorm große, als er seine Sonnennähe durcheilte. Sie erreichte 73 geographische Meilen in einer Secunde. Die Bedingungen scheinen hier also außerordentlich günstige, um die so interessante und vielbesprochene Frage nach dem Widerstande des Stoffes, welcher den Weltraum zwischen den massigen Körpern erfüllt, besonders aber die nach der diesbezüglichen Constitution der obern Sonnenatmosphäre, von einem neuen Standpunkte aus zu discutiren. Wie ungemein wichtig die Entscheidung dieser Frage ist, davon habe ich schon vor einigen Jahren die Leser der „Züricher

Zeitung" zu unterhalten gesucht.*) Damals habe ich auch davon gesprochen, wie es theoretisch leicht ist, zu zeigen, daß ein Hinderniß, welches sich in irgendeiner Form der Bewegung eines Himmelskörpers entgegensetzt, diese Bewegung nicht etwa verlangsamen, sondern im Gegentheil fortdauernd und progressiv beschleunigen muß. Während der Zeit nämlich, daß jene Hemmung die tangentiale Bahnbewegung zu verlangsamen sucht, hat die Sonne mehr Gelegenheit, den gestörten Körper zu sich heranzuziehen. Diese Annäherung aber bedingt eine intensivere Anziehungswirkung der Sonne, vermöge welcher der Körper schneller, aber in einer engern Bahn um ihr Centrum geführt wird. Man sieht aus dieser Betrachtung zugleich, daß eine solche „Widerstandskraft" eine endliche Vereinigung aller beeinflußten Körper mit der Sonne zur Folge haben muß. Unserer schönen Erde drohte nach dieser Betrachtung also das schreckliche Schicksal, mit dem glühenden Sonnenkörper dermaleinst wieder verschmolzen zu werden, und das wohlthätige Gestirn des Tages, dem wir unsere Existenz und alles Glück und alles Schöne danken, was uns hier umgibt, erscheint plötzlich als ein wüthender Kronos, der seine eigenen Kinder unbarmherzig verschlingt.

Mochte es nun aber auch von vornherein gar nicht zu bezweifeln sein, daß ein Stoff das Weltall erfüllen müsse, der allen darin sich bewegenden Körpern einen Widerstand entgegenstellt, so war es nichtsdestoweniger nothwendig, die thatsächliche Einwirkung desselben auf irgendeine beobachtete Bewegung im Himmelsraume zu constatiren, wenn man sicher sein wollte, daß nicht irgendein Umstand, auf welchen man bisher noch nicht aufmerksam geworden war, für die erstere Wirkung ein Gegengewicht zu Gunsten der Stabilität des Sonnensystems einsetze. Eine derartige Wahrnehmung glaubte nun wirklich Encke an dem nach ihm benannten periodischen Kometen gemacht zu haben, und in jüngster Zeit hat Theodor von Oppolzer gezeigt, daß auch die beobachteten Bewegungen des periodischen Kometen von Winnecke sich am besten mit der Theorie vereinbaren ließen, wenn man für den letztern eine gleiche Widerstandskraft des Aethers annimmt, wie solche aus den Untersuchungen über den Encke'schen Kometen geschlossen worden war. Aber die Berechner sind sich wohl bewußt, daß diese eingeführte Hypothese nicht die einzig mögliche ist, unter welcher sich die nothwendige Uebereinstimmung zwischen Rechnung und Beobachtung herstellen läßt; sie wissen wohl, daß veränderte Annahmen über die bei weitem noch nicht genau genug bekannten Massen der Planeten, welche den Lauf jener Kometen gleichfalls beeinflussen, zu dem gleichen Ziele führen könnten, ohne dabei andern Resultaten der Forschung Gewalt anzuthun, und diese vermeintlich beobachtete Wirkung einer Widerstandskraft wird namentlich durch den kleinen periodischen Kometen von Faye bedenklicherweise in Frage gestellt, durch dieses selbe Gestirn, welches gleichfalls im Jahre 1880 sichtbar war und dessen theoretisch vorausbestimmte Orte, ohne die Annahme eines Widerstand leistenden Mediums berechnet, mit seiner wirklich beobachteten Position nicht nur besser als die weiter oben angeführten Kometen, sondern ganz so gut wie die alten Planeten

*) In dem Feuilleton „Die Himmelsluft", auch in das „Kosmographische Skizzenbuch" aufgenommen.

übereinstimmen, deren Theorie in so minutiöser Weise ausgearbeitet worden ist. Es ist allerdings ohne weiteres einzusehen, daß der Aetherwiderstand nicht auf alle Körper gleichmäßig wirken kann, so wenig der Widerstand, welchen die Luft dem Fall einer Kanonenkugel oder dem einer Flaumfeder entgegensetzt, der gleiche ist. Derselbe hängt offenbar von der Dichtigkeit der beeinflußten Masse ab; aber wir finden im äußern Anblick durchaus keine Andeutung dafür, daß z. B. der Komet von Faye so besonders dicht oder auch nur von dem Encke'schen wesentlich verschieden aufgebaut sei. Was also von jener Widerstandskraft zu halten ist, die ohne anführbaren Grund einen Kometen vollständig verschont, während sie den andern der Sonne näher bringen soll, muß man dahingestellt sein lassen.

Der ausgezeichnete wiener Astronom von Oppolzer hat nun gezeigt, daß auf jeden Fall der Einfluß eines widerstehenden Mittels auf den Kometen von 1843 während der Dauer seiner Sichtbarkeit verschwindend klein gewesen sein muß. Damals hatte der Komet seine Sonnennähe, also jene verhängnißvolle Stelle, wo er die heiße Dunsthülle des Centralkörpers unsers Weltsystems zu durchdringen hatte, schon hinter sich. Die Beobachtungen müßten also jenen Einfluß auf den Lauf des Gestirns, welcher vor seinem Sichtbarwerden stattgefunden hatte, erkennen lassen, sie müßten, wenn die Kometen von 1843 und 1880 wirklich identisch sind, eine Umlaufszeit des Kometen von 37 Jahren ergeben. Dieses ist nun aber nicht der Fall. Unter allen Berechnern der Beobachtungen von 1843 hat sich Hubbard am eingehendsten mit der Bahn des Kometen beschäftigt. Derselbe findet, daß sich nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit alle angestellten Beobachtungen einer Ellipse mit der kleinsten Summe der übrigbleibenden Fehler anschließen ließen, in welcher der Komet nur alle 533 Jahre in seine Sonnennähe zurückkehren würde. Dagegen haben andere Rechner vollständig verschiedene Umlaufszeiten erhalten, und es gibt gut mit den Beobachtungen zu vereinigende Bahnen für dieses sonderbare Gestirn, welche von 7 bis zu 5000 Jahren Umlaufszeit variiren. Diese eigenthümliche Unsicherheit rührt davon her, daß der Komet während der Dauer seiner Sichtbarkeit fast eine gerade Linie im Raume beschrieben hat, deren geringere oder größere Krümmung die Umlaufszeit bestimmt. Die geringsten Beobachtungsfehler aber verändern in der Rechnung den Charakter dieser Krümmung sehr wesentlich, sodaß es ein wenig Glückssache für die Rechner ist, die rechten Beobachtungen zu treffen, welche sie zu Grunde legen wollen. Hubbard zwar hat alle Beobachtungen benutzt, und ist deshalb von einem unglücklichen Zufall weniger abhängig; in diesem Falle aber fragte es sich, ob eine Anzahl Beobachtungen, die mit constanten Fehlern behaftet sind, nicht das Resultat vollständig verfälschen konnten; kurz — um mich nicht in gar zu subtile Betrachtungen für den astronomischen Laien einzulassen — Hubbard kann durchaus kein absolutes Recht für sich beanspruchen, und Professor Weiß, Director der Sternwarte zu Wien, hat sich deshalb entschlossen, die Sache noch einmal einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen und zu sehen, ob die nach bestem Wissen genauesten Beobachtungen des Kometen von 1843 wirklich eine so große Umlaufszeit von 500 Jahren mit Nothwendigkeit in Anspruch nehmen, eine Frage, deren Entscheidung, wie wir sahen, von höchster Wichtigkeit ist.

Jedenfalls aber ist mit Sicherheit von Weiß nachgewiesen worden, daß die Bahn des Kometen von 1843 ungemein nahe an Orten vorübergeht, an welchen der Komet von 1880 beobachtet worden ist. Andererseits führte meine eigene Untersuchung, welche auf sämmtlichen vorhandenen Beobachtungen des Kometen von 1880 beruht, insofern direct auf die Erscheinung von 1843, als die Bahn, welche allen Beobachtungen mit der geringst möglichen Summe der unvermeidlichen Beobachtungsfehler Genüge thut, eine Ellipse von 37 Jahren Umlaufszeit ist. Unter solchen Umständen noch an der Identität beider Gestirne zu zweifeln, ist wol nur bei vorgefaßter Meinung noch möglich; denn die Uebereinstimmung des scheinbaren, von der Erde aus wahrgenommenen sowol als auch des daraus abgeleiteten wahren Weges eines Gestirns um die Sonne ist ja, mit der Aehnlichkeit des äußern Anblicks verbunden, das einzige Argument, welches uns für einen solchen Schluß zu Gebote steht. Für weiter ausgedehnte Zweifel schwindet uns alle Möglichkeit der Discussion.

Dagegen wäre es allerdings voreilig, von dieser Identität der Erscheinungen ausgehend, nun sofort zu schließen, daß der Komet auch vorher alle 37 Jahre in seiner Sonnennähe gewesen sei, oder daß er künftig nach einem gleichen Zeitintervall wiederkommen werde. Bei andern Kometen, die, wie unserer, keine besonders merkbaren Störungen durch die Anziehung der Planeten erfahren können, wäre das allerdings erlaubt; der Komet von 1843 und 1880 aber hat jenen verhängnißvollen Weg durch die Sonnenatmosphäre zu durchlaufen, auf welchem jedenfalls Störungen besonderer Art auf ihn einwirken, deren Effect eben praktisch ermittelt werden soll. Professor Weiß hat dessenungeachtet in den Beobachtungsannalen nachgeforscht, um Kometen aufzufinden, welche unter der Voraussetzung einer gleichbleibenden Umlaufszeit mit dem vom Jahre 1880 übereinstimmen könnten. Er findet allerdings eine Anzahl von Kometen, welche in Jahren erschienen sind, in denen unter jener Voraussetzung unser Komet seine Sonnennähe hätte passiren müssen. Von diesen Kometen verdienen aber nur die von 1695 und 1106 besondere Beachtung, während die Angaben betreffs der übrigen, den Aristotelischen vielleicht ausgenommen, der auch in die Reihe der von Weiß aufgeführten gehört, viel zu unbestimmt sind, um darauf Schlüsse mit einiger Sicherheit aufbauen zu können. Des Kometen von 1106 erwähnen die chinesischen Annalen, und die Beschreibung des äußern Anblicks des Gestirns würde mit denen von 1843 und 1880 gut übereinstimmen. Auch der ungefähr angegebene Lauf desselben am Himmel läßt sich mit der wahren Bahn des unserigen gut vereinigen.

Wenn Weiß einerseits durch diese Untersuchungen Argumente für seine Ueberzeugung aufbringen konnte, daß der Komet in seiner Sonnennähe gar keine Störung erlitten habe, so ist es andererseits doch höchst eigenthümlich, daß es ihm nicht gelang, Beobachtungen aufzufinden, welche auch nur eine der fünf Wiederkünfte beweisen könnten, die nach dieser seiner Ueberzeugung zwischen 1695 und 1843 stattgefunden haben müßten. Klinkerfues meint in Bezug hierauf: „Man bemerke noch, daß seit dem Jahre 1378 keine einzige der durchschnittlich in Beziehung auf Schweifentwickelung weniger auffallenden Erscheinungen des Halley'schen Kometen unbemerkt geblieben ist, obgleich derselbe vor Halley immer unangemeldet kam,

dann wird man es durchaus nicht wahrscheinlich finden, daß der Komet von 1668, 1843 und 1880 zwar alle 36 Jahre und 11 Monate wiedergekehrt, aber meist nirgends von den Augen gebildeter Menschen gesehen worden sei. Eine andere Erklärung bietet sich ungesucht, die denkbar natürlichste: der Komet ist zwischen 1668 und 1843 überhaupt nicht in seiner Sonnennähe gewesen, jetzt aber schon nach rund 37 Jahren zurückgekehrt, weil er bei jedem Umlaufe einen Theil der Sonnenatmosphäre durchschneiden muß und infolge des hierbei erlittenen Widerstandes seine Umlaufszeit bedeutend abkürzte."

Als der geistreiche Director der göttinger Sternwarte diese Zeilen schrieb, war von der möglichen Identität des Kometen von 1695 mit dem von 1843 noch nicht die Rede gewesen, aber sie können natürlich mit demselben Rechte auf das Intervall zwischen diesen beiden letztern Zeiten angewendet werden. In der That ist es kaum denkbar, daß im 18. Jahrhundert und nun gar im Anfange des 19., wo an allen Orten die südliche Halbkugel der Erde von Europäern bevölkert war, dieser imposante südliche Komet erschienen sein könne, ohne in den Annalen geordneter Auswandererstaaten auch nur eine Spur zurückzulassen. Halten wir also an dieser guten Meinung von jenen allerdings in erster Linie für den Handel interessirten Colonisten fest, d. h. ist der Komet seit seinem letzten Erscheinen im 17. Jahrhundert bis 1843 gar nicht wieder zurückgekehrt, so ist damit jene widerstehende Wirkung der Sonnenatmosphäre constatirt. Wir wollen uns hier nicht mit der Frage beschäftigen, ob in diesem Falle die Erscheinung im 17. Jahrhundert 1695, wie Weiß glaubt, oder nach der Meinnng von Klinkerfues 1668 stattgefunden habe; genug daß letzterer, indem er sich für 1668 entscheidet, durch Rechnung ermittelte, daß es nur einer Verminderung jener kolossalen Geschwindigkeit des Kometen in seiner Sonnennähe von 72 geographischen Meilen in einer Secunde um $^1/_{17}$ Meile auf Kosten jenes Widerstandes in der heißen Dunsthülle der Sonne bedürfe, um die drei Erscheinungen theoretisch in Einklang zu bringen, und daß endlich eben diese Annahme mit einer sehr geringfügigen Correctur des kleinsten Abstandes des Kometen von der Sonne genügte, um von der Erscheinung von 1668 direct auf den Kometen des Aristoteles vom Jahre 371 v. Chr. geführt zu werden. Danach betrügen also die drei letzten Umlaufszeiten des Kometen 2039, 175 und 37 Jahre, und die folgende würde unter der gleichen Voraussetzung nur $17^1/_2$ Jahre betragen, der Komet müßte also bereits im Jahre 1897 wiederkehren.

So sehen wir zwei gewiegte Astronomen sich diametral gegenüberstehen. Während der eine aus den Beobachtungsannalen mit genügender Wahrscheinlichkeit ableiten zu können glaubt, daß der Komet seit 371 v. Chr. regelmäßig in derselben Bahn einhergegangen sei, stützt der andere die Behauptung, daß dieses höchst merkwürdige Gestirn im Gegentheil seinen Bahnumfang nach jedem Umlauf bedeutend verändere, auf dieselben Beobachtungsannalen und die physikalische Nothwendigkeit des betreffenden Widerstandes, den er durch jene Betrachtungen selbst zu beziffern im Stande war. Ist diese letztere Ansicht in der That ohne weitere Correctur anzunehmen, so würde ohne Zweifel noch die gegenwärtige Generation dem außergewöhnlichen und Schrecken erregenden Schauspiele des Unterganges eines

weithin glänzenden Weltkörpers in den glühenden Fluten der Sonne beiwohnen. Aber ich glaube kaum, daß es die waltende Natur dazu kommen lassen wird, denn so bestimmt wir auch die physikalische Nothwendigkeit jenes verhängnißvollen Widerstandes behaupten können, so unaufgeklärt sind wir noch über die Wirkungskraft der Sonne in jenen Regionen, besonders Kometen gegenüber, diesen Himmelskörpern, welche sie schon aus denselben Entfernungen, aus welchen sie die Planeten nach feststehenden Regeln lenkt, ganz anders als diese letztern behandelt. Wir brauchen uns nicht einmal in das Gebiet wissenschaftlich begründeter Hypothesen zu begeben, um zu finden, daß mehr als eine Kraft in solcher Nähe zum Sonnenkörper thätig sein muß, welche jener sogenannten Widerstandskraft sicher theilweise die Wage zu halten im Stande ist. Alle diejenigen zunächst, welche nicht an eine Anziehungskraft der Sonne glauben, die sich durch den absolut leeren Raum augenblicklich in alle Richtungen ausbreitet — und eine solche Kraft ist als unbegreiflich zu verwerfen —, sondern die davon überzeugt sind, daß der Effect dieser Anziehung irgendwie durch Atomstöße bewirkt wird, deren Intensität die Sonne regelt: alle diese müssen sofort begreifen, daß jene scheinbare Anziehungskraft für sehr schnell bewegte Körper nothwendig geringer erscheinen muß als für ruhende, weil die zur Sonne hintreibenden Atomstöße unter einem spitzen Winkel auf die sich bewegenden Theile eines bewegten Körpers wirken, welcher Winkel durch die Relation der Geschwindigkeit der bewegenden zu den bewegten Theilen bestimmt ist. In seiner Sonnennähe besitzt aber unser Komet eine Geschwindigkeit, welche bisjetzt sonst nie an einem andern Himmelskörper constatirt worden ist. Die anziehende Wirkung der Sonne, welche durch jenen Widerstand scheinbar kräftiger wurde, erfährt hier im Gegentheil einen Abzug. Daß, um auf weitere Abzüge hinzudeuten, strahlende Wärme abstoßend wirkt, weiß jedes Kind aus dem Experiment der Windmühle, die man auf den Ofen stellt. Wenn hierbei allerdings die aufsteigende und einen Ausgleich suchende Luft der versteckte Motor ist, so bleibt man mit dem großen Weltofen, der Sonne, ihrer Atmosphäre und den federleichten Kometen durchaus in gleicher Lage. Auch das Licht, sei es immerhin durch Vermittelung anderer Kräfte, wirkt abstoßend. Die Sonnenstrahlen treiben im Schaufenster des Optikers die bekannten Lichtmühlen oder Radiometer. Weshalb sollte man den Sonnenstrahlen solche Wirkung auf Kometen absprechen, da man ja an jedem großen Kometen fast ganz ohne Ausnahme den glänzenden Beweis dafür vor Augen sieht; die Schweife der Kometen entwickeln sich bekanntlich unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen aus der Materie des Kernes, welche, nachdem sie letztern verlassen hat, intensiv von der Sonne abgestoßen wird; die Theorie der Kometen ist bis zu diesem Punkte mathematisch begründet und unantastbar. Die abstoßende Wirkung der Sonne auf einen Theil der Kometenmaterie muß aber in ihrer nächsten Nähe eine ganz eminente sein, besonders für unsern Kometen. Derselbe ist vor seiner Sonnennähe niemals gesehen worden und muß deshalb, bis er jene passirte, ganz unscheinbar und jedenfalls schweiflos gewesen sein. Bei seinem Durchgange durch die Sonnenatmosphäre entwickelte er 1843 plötzlich einen Schweif, der direct der Sonne abgewandt, so ungemein glänzend war, daß man ihn, wie bereits erwähnt, um Mittag dicht bei der Sonne mit bloßem Auge erkennen konnte. Im Jahre

1880 sah man den ungeheuern Schweif einige Tage nach dem Durchgang des Kometen durch seine Sonnennähe, als derselbe sich am Abendhimmel als schmaler, weißglänzender, der Sonne geradlinig abgewandter Streifen hinzog. Aus diesen Betrachtungen, denke ich, leuchtet ein, daß man theoretisch und aprioristisch über die Zukunft des merkwürdigen Kometen von 1880 gar nichts bestimmen kann. Alles was zu thun ist, bleibt vorderhand dem Rechner anheimgestellt, welcher aus dem Laufe des Kometen, wie er von der Erde aus gesehen worden ist, nach jeder Wiederkehr des Gestirns zur Sonne die factische Einwirkung der unbekannten Kräfte in jenen Regionen zu constatiren hat, die von der herrschenden Göttin des Tages mit einem Glanze erfüllt werden, dessen Uebermaß unserm forschenden Vordringen schwieriger zu überwindende Schranken entgegenstellt als die Nacht des Sternengewölbes.

Der zweite Komet des Jahres 1880 wurde im April von Schaeberle in Ann-Arbor (Nordamerika) entdeckt und blieb ein unscheinbares teleskopisches Object, welches nichts Bemerkenswerthes zeigte. Ihm folgte ein Komet, der von Hartwig, Assistenten der straßburger Sternwarte, am 29. Sept. am Abendhimmel, ganz in der Nähe der Sonne, aufgefunden wurde. Dieses Gestirn war Anfang October eine Zeit lang mit bloßem Auge zu unterscheiden und hatte einen kurzen, im Fernrohr bemerkbaren Schweif entwickelt. Winnecke, Director der vorgenannten Sternwarte, vermuthet, daß es mit dem Gestirn von 1506 identisch sei. Bestimmtes läßt sich hierüber gegenwärtig nicht sagen.

Der vierte unter den 1880 beobachteten Kometen ist der oben schon mehrfach erwähnte Komet von Faye. Derselbe bietet äußerlich nichts Interessantes dar, ist klein und schwach, sodaß er nur in bessern Instrumenten gesehen werden kann. Er ist nur insofern merkwürdig, als er, wie bereits angeführt wurde, sich vollkommen dem Newton'schen Gesetze gemäß bewegt. Als man ihn Ende August nach siebenjähriger Abwesenheit zuerst wieder aus den Tiefen des Weltalls auftauchen sah, nahm er so genau den vorausberechneten Ort ein, daß er den Meridian eines Beobachtungsortes nur um zwei Secunden zu früh in genau der vorher angegebenen Höhe über dem Horizont passirte. Jene zwei Secunden aber liegen durchaus innerhalb der Grenzen der Unsicherheit unserer Rechnungsgrundlagen für dieses Gestirn. Ich erwähne hier nebenher, daß man die Kometen nach der Reihenfolge der Zeiten numerirt, in welchen sie durch ihre Sonnennähe gehen. Deshalb habe ich den Kometen Faye als vierten genannt, obgleich er nach der Reihenfolge des ersten Sichtbarwerdens der dritte ist.

Die drei übrigen Kometen des Jahres 1880 werden nach ihren Entdeckern Swift, Pechule und Cooper benannt. Es ist von ihnen hier ebenso wenig zu sagen als von dem ersten Kometen von 1881, gleichfalls von Swift entdeckt. Alle diese Gestirne blieben teleskopisch.

Eine um so werthvollere Bereicherung erfuhr dagegen die Kometenastronomie durch das Erscheinen des zweiten Kometen von 1881, jenes prächtigen Gestirns, dessen Glanz unsere Sommernächte so eigenthümlich verschönert hat. Auch dieser

Komet trat, wie der große Komet von 1880, zuerst auf der südlichen Halbkugel auf, wurde am 23. Mai in Melbourne, einige Tage später am Cap der Guten Hoffnung und am 29. Mai in Rio de Janeiro von Cruls gesehen; aber die erste Nachricht in Europa von dem Vorhandensein des Gestirns erhielten wir wieder von Gould in Neu-Cordova durch ein Kabeltelegramm. Zu jener Zeit war der Komet zwar schon mit bloßen Augen sichtbar, aber noch unscheinbar. Er wendete sich dann in immer zunehmender Bewegung gegen Norden, erreichte am 16. Juni seine Sonnen- und am 18. seine Erdnähe, von etwa 42 Mill. Kilometer. Um diese Zeit stand er theoretisch auf der Höhe seines Glanzes, konnte aber seiner Stellung zu unserm Horizont und zur Sonne wegen von uns nicht gesehen werden. Erst am 22. Juni tauchte er am nördlichen Horizont auf und wurde auf den Sternwarten von Kiel und Paris beobachtet. Aber erst am 24. etwa entwickelte er für uns seine ganze Pracht, da er nun in schnellem Laufe sich immer mehr über die Dünste des Horizonts erhob und längere Zeit hindurch während der Nacht gesehen werden konnte. Er stellte sich dem bloßen Auge als vollkommen regulärer Kometentypus dar: von dem im Glanze eines Sternes erster Größe strahlenden kleinen Kerne breitete sich fächerförmig von der Sonne abgewendet ein merkwürdig hellglänzender Schweif aus, der in den ersten Tagen eine Länge von 12—15 Grad besaß und nur sehr wenig gegen Westen hin gekrümmt war. Man bemerkte deutlich, daß der Schweif auf der Ostseite, wo er also ausgebogen war, sich ziemlich scharf vom Himmelsraum abgrenzte, während er im Westen sich mehr allmählich verlor. Diesen Typus bewahrte er im wesentlichen während der ganzen Dauer seiner Sichtbarkeit mit dem bloßen Auge, für welches er bei wachsendem Monde im Anfang August verschwand. In bessern Fernröhren aber ist er noch sehr lange sichtbar gewesen. Ich habe ihn am 19. Dec. zuletzt mit Hülfe des großen genfer Refractors als sehr schwachen Nebel wahrgenommen, und in dem mächtigen neuen Refractor der Sternwarte zu Straßburg ist er noch Mitte Januar 1882 gesehen worden.

Während, wie ich vorher bemerkte, sein äußerer Anblick ohne Anwendung optischer Hülfsmittel keine ins Auge fallenden Veränderungen erfuhr, seine langsame Lichtabnahme ausgenommen, die eine Folge seiner wachsenden Entfernung von uns und von der Sonne ist, so wechselte dagegen die Gestalt und Structur seines Kopfes, in guten Fernrohren beobachtet, mit so wunderbarer Schnelligkeit, daß er oft schon wenige Stunden, nachdem man eine möglichst getreue Zeichnung von ihm aufgenommen hatte, derselben in keinem Stücke mehr ähnlich sah. Es ist ebendeshalb schwer, eine Beschreibung von dem äußern Anblick zu geben, und ich muß deswegen auf eine im Augustheft der „Archives des sciences physiques et naturelles“ von Professor Thury in Genf und mir veröffentlichten Schrift verweisen, welcher eine Reihe Zeichnungen, von obengenanntem Herrn mit Hülfe des großen Refractors von 10 Zoll Oeffnung auf unserer Sternwarte ausgeführt, beigegeben sind. Ich will nur die zwei ersten dieser Zeichnungen, welche zugleich die charakteristischsten sind, kurz zu beschreiben versuchen. Die erste ist am 26. Juni um $10^1/_2$ Uhr genfer Zeit ausgeführt. Sie zeigt zunächst einen hellen kleinen Kern, der etwa 6 Bogensecunden im Durchmesser hat und etwas länglich ist. Aus

diesem sternartig intensiv glänzenden Centralpunkte bricht ein langer, erst schmaler, sich dann aber verbreiternder Strahl hervor, und zwar gegen die Sonne hingewendet, der Schweifrichtung entgegengesetzt. Derselbe zeigt nirgends scharfe Abgrenzungen, wie überhaupt alle an diesem Kometen beobachtete Details verschwommene Umrisse besaßen, und biegt sich langsam nach links (im umkehrenden Fernrohre gesehen) um, indem er schließlich ganz zurückfallend eine parabolische, vag begrenzte Umhüllung des Kernes bildet, deren Ausläufer hinter dem Kern schließlich die äußern Contouren des Schweifes erzeugen. Das sind etwa die hervorstechenden Details dieser Zeichnung. In derselben Nacht, um 2 Uhr früh, habe ich wieder eine Skizze des Kometenkopfes entworfen, die der vorher beschriebenen in Bezug auf die Umhüllung des Kernes in keinem Stücke ähnlich sieht und bei weitem complicirtere Details aufweist. Es gehen jetzt rings um den Kern herum von demselben Strahlen aus, die aber alle viel kleiner als der zuerst beobachtete sind und alle früher nach links umwenden und so einen parabolischen, verhältnißmäßig gutbegrenzten hellen Raum bilden, welcher durchaus die Structur eines Spiralnebels hat. Diesen Raum umgibt dann eine zweite, viel weniger leuchtende Hülle, welche keine Details aufweist und sich allmählich in den Himmelsraum verliert. Am folgenden Tage um 10 Uhr nähert sich das Aussehen des Kometen wieder der erst beschriebenen Figur. Ein der Sonne zuströmender heller Strahl biegt langsam nach links um, eine äußere Hülle bildend, welche concentrisch mit einer kleinern und hellern ist, die jener Strahl scheinbar durchbricht. Beide Hüllen sind zum Kern excentrisch und scheinen gegen diesen nach links verschoben.

Eine Zeit lang zeigte der Komet im allgemeinen einen dieser letzten Form ähnlichen Charakter: nach der Sonne zu aufsteigende, links umwendende Strahlen, mehrere übereinanderliegende Umhüllungen des Kernes bildend. Aber diese Structur nahm an Prägnanz immer mehr ab, die Reactionen vom Innern des Kernes heraus wurden mit der Zeit träger, bis der Komet vom 22. auf den 23. Juli sein Aussehen völlig änderte. Der Kern hatte sich plötzlich in der Nebeleinhüllung verloren. Diese zeigte gar keine Details mehr, außer daß sie ganz allmählich nach der Mitte zu verdichtet erschien. Genau denselben Charakter besitzen eine große Anzahl von Nebelflecken am Himmel und auch die meisten kleinern Kometen. Doch am folgenden Abend war der Komet abermals gänzlich verändert. Ein Theil der Nebelmasse hatte sich nach der Mitte zu deutlicher condensirt und bildete nun einen neuen ziemlich scharf begrenzten Kern, von viel größerm Durchmesser als der früher beobachtete, um welchen sich die übrige Masse diffus ausbreitete, ohne besondere Details aufzuweisen. Diesen Charakter behielt er dann bei, immer schwächer, kleiner, verwaschener werdend.

Ende November hätte man ihn von einem jener schwachen kometarischen Nebelflecke, deren es eine große Anzahl am Himmel gibt, durchaus nicht unterscheiden können, wenn ihn nicht seine Position und seine damals nur noch sehr langsame Bewegung verrathen hätte. Er bewegte sich nahezu in der Richtung der Gesichtslinie von uns weg. Wenn seine Bewegung ganz genau in gerader Linie von uns weg stattgefunden hätte, oder wenn er so lange sichtbar geblieben wäre, bis dieselbe wegen der großen Entfernung des Kometen für uns unmerklich ge-

worden, so könnte man ihn von den obenerwähnten Nebelflecken nicht mehr unterscheiden. Selbst das Spectroskop, dessen analysirende Fähigkeit in die innere Constitution der Himmelskörper vorzudringen vermag, wüßte kein charakteristisches Merkmal mehr ausfindig zu machen, durch welches die Verschiedenartigkeit zwischen Komet und Nebelfleck constatirt werden könnte. Das Spectrum der meisten Nebelflecke ist nur aus vier glänzenden Linien gebildet, welche unter anderm auf glühend leuchtenden Wasserstoff deuten. Das Spectrum des sich bereits entfernenden Kometen bestand gleichfalls aus vier hellen Linien, welche etwas verbreitert erscheinen und deren Lage von denen der Nebelflecke nicht sehr bedeutend verschieden ist. Sie deuten auf glühenden Wasser- und Kohlenstoff hin. Zwar als uns der Komet näher stand, hatte das Spectrum ein ziemlich verschiedenes Aussehen. Dasselbe ward damals an vielen Orten genauester Untersuchung unterzogen, unter andern von Professor Vogel auf der Sonnenwarte in Potsdam, von Huggins in London, Wolf und Thollon in Paris, Fievez in Brüssel. Ich selbst habe es nur oberflächlich ansehen können, jedoch genügend gut, um den Charakter desselben aus eigener Anschauung beschreiben zu können.

Wenn man das Spectroskop auf den hellsten Punkt des Gestirns, also den Kern richtete, sah man ein helles, continuirliches, also aus allen Regenbogenfarben zusammengesetztes Spectrum, welches aber sehr schmal war und in welchem kein Beobachter, mit Ausnahme von Huggins, dunkle Linien gesehen hat. Dieser letztere wichtige Umstand wird besonders von Vogel, der mit einem zwölfzölligen Instrument beobachtete, und von Fievez, dem ein Fünfzehnzöller zu Gebote stand, besonders betont; es scheint demnach, daß Huggins, der mit schwächern optischen Mitteln arbeitete, sich in Bezug auf jene Linien getäuscht habe. Das Fehlen derselben bei sonst intensivem continuirlichem Spectrum macht es wahrscheinlich, daß ein großer Theil des uns vom Kerne zugesandten Lichtes dem Kometen selber angehört, also nicht reflectirtes Sonnenlicht ist, welches sonst die Fraunhofer'schen Absorptionslinien zeigen müßte. Jenes Spectrum zeigte zugleich an, daß das Licht des Kernes von glühend festen oder flüssigen Substanzen ausgeht, welche von keiner beträchtlichen Dunstzone umgeben sein können. Es sei hier gleich eingeschoben, daß ein anderes optisches Instrument, das Polariskop, mit welchem man directes von reflectirtem Lichte unterscheiden und die Richtung angeben kann, in welcher reflectirtes Licht auf die rückstrahlende Fläche auffiel, andererseits anzeigt, daß ein anderer merklicher Theil des Kernlichtes von der Sonne widergestrahlt ist. Die Resultate beider Instrumente stehen deshalb nicht im Widerspruch. Das Spectrum des reflectirten Lichtes allein würde dunkle Linien aufweisen; da sich aber über dasselbe das linienlose Spectrum des Eigenlichtes des Kometen hinlegt, werden durch dasselbe die dunkeln Linien überstrahlt und lassen sich nicht mehr unterscheiden. Ueber dieses schmale continuirliche Spectrum beiderseitig hinaus ragt ein Bandenspectrum, aus vier hellen Regionen bestehend, wovon sich die erste im gelben, die zweite im grünen, die dritte im blauen und die letzte im violetten Theile des Spectrums befindet. Alle diese Banden sind gegen die rothe Seite hin sehr scharf begrenzt, schneiden mit einer scharfen Linie ab, während sie sich nach der andern Seite hin allmählich verlieren. Diesen eigenthümlichen Spectral-

charakter haben bisjetzt alle mit Bezug hierauf näher untersuchten Kometen gezeigt. Er beweist das Vorhandensein von glühenden Gasen um den Kern herum, besonders wahrscheinlich sind Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff. Bemerkenswerth scheint mir der Umstand, daß das continuirliche Spectrum des Kernes an den Stellen nicht unterbrochen oder geschwächt erscheint, wo sich darüber jene hellen vier Banden befinden. Wenn man nämlich annimmt, daß jene glühende Gasmischung, welche die hellen Banden hervorbringt, gleichmäßig um den Kern herumlagernd, eine Art von Atmosphäre des Kometen bildet, so würde sie dieselben Strahlen, welche sie allein leuchtend aussendet, aus dem Spectrum des glühenden Kernes absorbiren und dasselbe in ein sogenanntes Säulenspectrum mit dunkeln Banden verwandeln, wenn jede Atmosphäre bedeutend kälter als der Kern und von beträchtlicher Ausdehnung ist. Da nun aber jene dunkeln Banden nicht vorhanden sind, muß man auf das Gegentheil schließen und annehmen, daß die Temperaturdifferenz zwischen Kern und Hülle keine beträchtliche sein kann.

Suchen wir die hier summarisch aufgeführten Resultate der Beobachtung zu einem allgemeinen Bilde zu vereinigen, indem wir aus den wahrgenommenen Vorgängen auf das innere Wesen dieses eigenthümlichen Himmelskörpers schließen, so drängt sich uns unwillkürlich die Zöllner'sche Kometentheorie auf, welche bereits an einer andern Stelle dieser Zeitschrift besprochen wurde. Bei wenigen Kometen ist eine so intensive und deutliche Einwirkung der Sonnenbestrahlung auf den Kern beobachtet worden. In Uebereinstimmung mit der Zöllner'schen Idee mußte der Kern aus einem Conglomerat von festen und flüssigen Stoffen bestehen, wie denn in der That nur solche ein continuirliches Spectrum und kräftige polarisirende Wirkung auf das rückstrahlende Licht zeigen konnten. Durch die Wärmestrahlung der Sonne muß nun bei Annäherung des Kometen jene immer stärkere Dampfentwickelung stattfinden, und diese wird naturgemäß auf der der Sonne zugewandten Halbkugel des Kometenkernes am intensivsten auftreten. Das zeigte sich in der schönsten Weise an unserm Kometen. Wenn auch zuweilen rings um den Kern herum jene verwaschenen begrenzten Strahlenausläufer beobachtet wurden, so war der der Sonne direct zuströmende doch immer der bedeutendste, und gewöhnlich war überhaupt nur ein solcher sichtbar. Der äußere Anblick allein deutete unwillkürlich auf eine Dampfausströmung aus dem Kerne hin, und die schnelle Veränderlichkeit der Contouren jener ins Auge gefaßten Structur des Kopfes läßt kaum einen Zweifel darüber, daß man es mit Vorgängen der beschriebenen Art zu thun hat.

Das Freiwerden der Molecule während der Dampfbildung entbindet stets eine gewisse Menge Elektricität, die den Dampftheilchen anhaftet und mit diesen von der Kernoberfläche emporgetragen wird. Die Art der so gebildeten Elektricität hängt von der chemischen Zusammensetzung der Stoffe ab, durch deren Verdampfung sie entstand. Für die meisten Kometen ist dieselbe derjenigen Elektricität gleichnamig, welche auf der Sonnenoberfläche durch die dort auftretenden Vorgänge erzeugt wird. Es entsteht deshalb eine abstoßende Wirkung zwischen der Sonne und den aufsteigenden Dampftheilchen des Kometen. Deren gegen die Sonne hingewandte Geschwindigkeit nimmt schnell ab, und endlich, sobald die beim Auswurf

erhaltene Energie verzehrt worden ist, muß der Strahl umwenden; er fällt, wie stets beobachtet wurde, wieder ganz zurück, indem er nun hinter dem Kopf des Kometen den Schweif bildet. Daß die Dampfstrahlen bei diesem Kometen fast ausnahmslos nach derselben, der östlichen Seite, also der linken im Fernrohr, umbiegen, ist vielleicht die Wirkung einer Rotationsbewegung des Kernes um seine Achse. Die nach Osten hin etwas convexe Begrenzung des Schweifes paßt zu jener spiraligen Structur des Kometenkopfes sehr gut und erklärt sich aus dem gleichen Grunde.

Wenn wir uns so im großen und ganzen einige der Vorgänge erklären können, welche sich um den Kometenkörper vor unsern Augen abspielen, so bleiben doch noch recht viele Fragen über diese merkwürdigsten aller Himmelsgeschöpfe offen, und wenn die Erscheinung eines desselben über einen bestimmten Punkt Licht verbreitet, so treten dadurch gewöhnlich gleichzeitig viele andere Punkte hervor, welche unaufgeklärt bleiben. Bei unserm Kometen speciell bleibt es wunderbar, wie die Bestrahlung der Sonne allein so überaus vehemente Wirkungen auf den kleinen Kern ausüben konnte, und wie in diesem letztern die Spannung der sich befreienden Gase sich vorher zu so bedeutender Höhe steigern konnte, um die Dampfstrahlen schließlich so weit hinauszuschleudern. Man bedenke nur, daß viele derselben an ihrer Basis schon mehr Durchmesser hatten als der ganze Kern, und die Höhe, in welcher die Strahlen umwandten, den Durchmesser des Kernes zwanzig und mehr mal übertraf. Wenn die Gase wirklich nach ihrer Entbindung im Innern des Kernes dadurch die ungemeine Kraft, welche sie später emportreibt, erhalten haben, daß sie keine Ausströmungsöffnung finden und diese schließlich erst nach genügend gesteigertem Druck selber bilden, so müßten sich dieselben wenigstens in größerer Nähe des Kernes als ziemlich dicht erweisen, was aber durchaus nicht der Fall ist. Ich habe den großen Juni-Kometen an mehrern Abenden in nächster Nähe von bekannten teleskopischen Sternen und am 13. Juli an einem Sterne 4. Größe, 1 Hevelii Draconis, vorübergehen sehen, sodaß die Sterne mitten durch die Nebelmasse, aus welcher der Kometenkopf besteht, hindurchschienen; aber eine Schwächung des Lichtes dieser Sterne während ihrer Conjunction mit dem Kometen war kaum bemerkbar, und die gleichzeitig ausgeführten mikrometrischen Messungen, welche ich diesen Winter einer genauern Discussion unterzogen habe, zeigen, daß höchstens nur eine sehr geringe Ablenkung der Strahlen von ihrem geraden Wege dadurch stattgefunden haben kann, als sie den beträchtlichen Raum des Kometenkopfes zu durchlaufen hatten. Die dort vorhandene Materie muß sich also im Zustande sehr feiner Vertheilung befinden. In der That läßt dies noch ein anderer Umstand nothwendig erscheinen. Der Schweif des Kometen ist zu sichtbar eine Folge jener beobachteten Ausströmungen des Kernes, als daß man ihn nicht aus Materie zusammengesetzt annehmen müßte, welche vordem einen Theil des Kernes ausmachte. Nun nimmt aber der Schweif ganz ungeheuere Dimensionen ein. Der unsers Kometen, welcher durchaus nicht zu den größern Erscheinungen gehört, hatte in den ersten Tagen seiner Sichtbarkeit in Europa eine Länge von 10—12 Mill. Kilometer, während der Kern kaum 1400 Kilo-

meter maß, also in dieser Dimension etwa zehnmal kleiner als unsere Erde war. Eine einfache Rechnung zeigt nun, daß unter den geringst möglichen Annahmen das Volum des Kernes viele Millionen mal in dem des Schweifes enthalten ist. Da nun dieser ganze ungeheuere Raum von Materie angefüllt werden muß, welche ihren Ursprung in dem kleinen Kern hat, und ferner noch dazu nachgewiesen werden kann, daß diese Materie sich schon in wenigen Tagen auf der ganzen Länge des Schweifes vollständig erneuern muß, trotzdem aber kein merkliches Kleinerwerden des Kernes durch diese Abgabe von Materie zu beobachten ist, so ist leicht einzusehen, daß es sich hier nur um ungemein geringe Quantitäten handeln kann. Wenn die Dichtigkeit der Schweifmaterie des Kometen nur wenige Millionen mal geringer wäre als die des Kernes, so würde derselbe schon in wenigen Tagen vollständig im Schweife aufgehen müssen. Unter solchen Umständen scheint es auf den ersten Blick höchst wunderbar, daß ein solches Nichts, wie ein Kometenschweif ist, doch so intensives Licht aussenden könne, wie es z. B. gerade bei unserm Juni-Kometen der Fall war. Diese Schwierigkeit wird indeß durch die jüngst von Crookes und andern Physikern angestellten Versuche auf die schönste Weise zurückgewiesen, indem man zeigen konnte, daß gerade die Luft und alle Gase in sehr verdünntem Zustande — bei einem Fünf- bis Zehnmillionstel Atmosphärendruck — plötzlich hellleuchtend werden. So mögen auch die wenigen Molecule, welche von dem Kometenkerne aus in den Schweif geführt werden und sich in dem umgebenden Aether noch fast frei bewegen können, diesem die Lichtwellen mittheilen, welche sich bis in unser Auge fortpflanzen. Das Spectroskop sagte von diesem Lichte aus, daß es von festen Theilen entweder direct oder reflectirt ausgeht, jedenfalls nicht von Gasen. Die Bande, welche die Molecule in expansibeln Gasen aneinanderknüpfen, sodaß sie zusammenwirkend jenen eigenthümlichen Linientypus des Spectrums hervorbringen, sind in den Kometenschweifen jedenfalls gelöst; diese sind nur mehr als Staubwolken von vereinzelten Moleculen zu betrachten, von welchen jedes für sich als fester Körper ein continuirliches Spectrum bildet.

Doch wie viel bleibt hier noch unerklärlich! Wir müssen das Studium über die Natur der Kometen noch als ein sehr junges bezeichnen, und die Spectralanalyse, welche ein höchst wichtiges Hülfsmittel zur Fortführung dieses Studiums ist, kann in ihren Annalen noch kaum mehr als drei jener Gestirne verzeichnen, auf welche sie ihre Methoden mit unzweideutigem Erfolge anwendete. Wünschen wir, daß die kometenreiche Epoche, in welcher wir gegenwärtig leben, noch lange andauert, damit endlich über diese capriciösen Geschöpfe mehr Licht verbreitet werde.

Es ist wol keinem unserer Leser unbekannt geblieben, daß man von dem Kometen, welcher uns jetzt speciell beschäftigt hat, vermuthet, er sei schon einmal im Jahre 1807 sichtbar gewesen. Gould, von dem wir, wie schon erwähnt, die erste Nachricht über sein Auftreten auf der südlichen Himmelshälfte erhielten, telegraphirte sogleich ausdrücklich: „Komet 1807 . . .“, da er nach einer ganz vorläufigen Bahnrechnung gefunden hatte, daß Lage und Dimensionen der Bahn dieses Kometen innerhalb der möglichen Unsicherheit jener ersten Rechnung mit denen des großen Kometen von 1807 übereinstimmten. Später hat sich aber diese Bahn von Gould als ziemlich richtig erwiesen, sodaß folgende genauere Rechnungen die nicht ganz unbedeutenden

Differenzen zwischen der Bahn des Kometen von 1881 und der namentlich von Bessel sehr exact ermittelten Bahn des Kometen von 1807 nicht verringern konnten. Aus diesem Grunde ist es unmöglich, die Identität beider Erscheinungen mit Sicherheit festzustellen, und da einige Astronomen so weit gingen, hierauf hin zu behaupten, beide Kometen hätten miteinander gar nichts zu thun, so entspann sich auch über dieses Gestirn, ganz so wie über das von 1880, eine lebhafte Discussion, die keineswegs abgeschlossen ist. Man kann zunächst angesichts der mächtigen Revolutionen, welche vor unsern Augen im Innern der Kometen vorgehen, nicht in Abrede stellen, daß hier Kräfte walten, deren Wirkung auf die Bewegung der ganzen Kometenmasse sehr beträchtlich sein können, aber noch nicht zu beziffern sind. Wenn ein Theil der vom Kern ausgestoßenen Gasmassen sich am äußersten Ende des Schweifes schließlich vollkommen vom Kometenkörper lostrennt und in den Weltraum verliert, so muß damit eine repulsive Wirkung auf die zurückbleibende Masse nothwendig verbunden sein, und ganz so wie eine Rakete durch den unten abbrennenden Zündstoff emporgetrieben wird, muß auch der Komet eine Bewegung erfahren, welche von ihm selbst abhängt und sich mit der durch die Sonnenanziehung erhaltenen combinirt. Unter solchen Umständen müssen all unsere Kometenrechnungen falsch werden, weil wir jene innere treibende Kraft des Kometen nicht berücksichtigen können. Da nun jene innere Kraft, welche in physischen oder chemischen Vorgängen im Kerne ihren Ursprung hat, Richtung und Intensität jedenfalls sehr schnell verändert, wie die rapiden Veränderungen im Aussehen des Kometenkopfes beweisen, so könnte man sehr wohl davon überzeugt sein, daß derselbe Komet während zwei verschiedener Rückkunfte zur Sonne hierdurch in ganz verschiedener Weise die Dimensionen und die Lage seiner Bahn zu beeinflussen vermag. Es ist nun aber noch die Frage, ob sich wirklich eine merkliche Menge der Kometenmaterie bei jenen mysteriösen Vorgängen um den Kern herum in den Weltraum verliert, und von dieser Menge hängt allein die Intensität des Einflusses auf die Bahnelemente ab. Da wir über diese Quantität gar keine Daten besitzen, so ist man durchaus nicht gezwungen, an einen derartigen Einfluß zu glauben, so nahe ihn auch der Augenschein legen mag.

Nur das eine kann man meiner Ansicht nach bestimmt behaupten: daß die Aehnlichkeit der beiden ins Auge gefaßten Bahnen nicht durchaus zufällig sein kann und folglich beide Kometen durch eine einheitliche Ursache miteinander verbunden sein müssen. Wenn es der Zufall unter der großen Anzahl von erschienenen Kometen vielleicht noch hervorbringen könnte, daß unter den vier Zahlen, welche Lage und Dimensionen einer Kometenparabel definiren, eine oder höchstens zwei bei zwei Kometen ähnlich werden, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß vier Elemente für zwei unabhängige Erscheinungen innerhalb engerer Grenzen zufällig übereinstimmen, eine so außerordentlich geringe, daß man davon ganz absehen muß.

In der That läßt sich unschwer eine Ursache angeben, wodurch zwei Kometen ähnliche Bahnen angewiesen werden können. Wir haben zu diesem Ende auf den wahrscheinlichen Ursprung der Kometen zurückzugreifen. Bis vor kurzem nahm man noch ziemlich allgemein mit Laplace an, die Kometen kämen aus den tiefsten Tiefen des Weltalls zu uns herab, bis wohin keine unserer feinsten

Forschungsmethoden mehr Licht werfen können, sodaß wir über Vergangenheit und Zukunft dieser Körper keinerlei Anhaltepunkte besitzen. Diese Ueberzeugung, die Kometen seien unserm Sonnensystem vollkommen fremd, wurzelte in einer analytischen Untersuchung des französischen Gelehrten, welche ergeben hatte, daß die Kometenbahnen, welche alle sehr nahe Parabeln zu sein scheinen, in Wirklichkeit Hyperbeln sein müßten. Die Entscheidung zwischen dieser letztern Figur als wahrscheinlichste Form der Kometenbahnen und der Ellipse war offenbar von der größten Wichtigkeit für die Frage nach dem Ursprung der Kometen, da die Hyperbel eine offene Figur ist, deren beide Enden, mathematisch „Aeste" genannt, sich ins Unendliche verlieren, während die Ellipse ein geschlossenes Rund ist, welches der Entfernung des auf ihrer Peripherie laufenden Körpers eine äußere Grenze setzt. Von der Parabel, die allerdings auch eine offene Figur ist wie die Hyperbel, konnte man von vornherein bei diesen Untersuchungen absehen, weil diese so gut wie der Kreis ein vollkommenes, ganz bestimmtes Verhältniß der für das Zustandekommen der Bewegung concurrirenden beiden Kräfte voraussetzt, welche unter einer Unendlichkeit von Fällen nur je einmal vorkommen wird. Laplace hatte also gefunden, daß die Kometen sich in Hyperbeln bewegen, mithin aus unendlicher Ferne mit einer ursprünglichen Geschwindigkeit zu uns gelangen, welche nicht von der Sonnenanziehung herrühren könne. Damit wären folglich die Kometen als Fremdlinge charakterisirt. Dem entgegen hat nun aber bereits Gauß nachgewiesen, daß sich in den Deductionen des Laplace Fehler befinden und daß das richtige Endresultat der Untersuchung auf das gerade Gegentheil hinauslief. Diese Abhandlung des berühmten Mathematikers ist leider gänzlich unbekannt geblieben, während die Resultate der Betrachtungen von Laplace vollkommen populär geworden sind. Viel später hat sich Schiaparelli, dem die Gauß'sche Arbeit gleichfalls unbekannt geblieben war, mit derselben Sache beschäftigt und ist von einer andern Seite wie Gauß gleichfalls zu dem Schlusse gekommen, daß die Kometenbahnen Ellipsen sein müßten, das heißt also nichts anderes, als daß alle Kometen streng genommen unserm Sonnensystem angehörten und in kleinern oder größern Intervallen zur Sonnennähe zurückkehren müßten. In der That führte noch eine ganz andersartige Betrachtung zu der gleichen Ueberzeugung. Da nämlich das ganze Sonnensystem im Raume eine bisjetzt geradlinig befundene Bewegung besitzt, so müßten wir doch offenbar aus der Richtung, gegen welche wir uns mit der Sonne hinbewegen, mehr Kometen hervorkommen sehen als aus der andern, und ihre Geschwindigkeit in Bezug auf die ruhend gedachte Sonne müßte uns größer erscheinen als die aus der entgegengesetzten Richtung kommende. Wir hätten hier offenbar eine ähnliche Beziehung zwischen der Sonne und den Kometen, wie sie zwischen der Erde und den Sternschnuppen wirklich existirt und durch die Beobachtung constatirt worden ist. Eine ähnliche Disposition der Kometenbahnen ist dagegen durchaus nicht beobachtet worden. Aus allen Richtungen kommen durchschnittlich eine gleiche Anzahl Kometen auf uns zu, und dieser Umstand beweist, daß diese Körper von vornherein mit der Sonne in Beziehung stehen und von Anfang an die translatorische Bewegung derselben getheilt haben müssen. Die Kometen gehen im Weltraum mit uns geradlinig weiter, während ihnen außerdem wie der

Erde eine Bewegung in geschlossener Linie um die Sonne herum durch deren Anziehung angewiesen ist. Diese gleiche, nahezu parallele Bewegung aber setzt offenbar einen ursprünglichen Zusammenhang dieses großen Schwarmes von Körpern mit der Sonne voraus, oder doch den Ursprung der Sonne und der Kometenschwärme aus derselben mütterlichen Masse. Den ungeheuern Nebel, aus welchem einst die Millionen von Sonnen des Milchstraßenringes geboren wurden, sehen wir in einzelne Nebelkerne zerfallen, aber zwischen diesen sonnenbildenden Kernen bleiben abgerissene Fetzen von Materie zurück, welche von der Condensationsarbeit der Kerne unberührt bleiben, aber die Bewegung des nächstliegenden Nebelsternes im allgemeinen mitmachen und, statt vollständig mit ihm vereinigt werden zu können, nur von ihm mitgeführt, eine sehr langgestreckte Ellipse beschreiben müssen. Hiernach sind also die Kometen mit den Sonnen gleichzeitig gebildet und kommen aus Räumen, deren Abstand von uns die ursprünglichen Grenzen des primitiven Nebelfleckes, welcher später zu unserm Sonnensystem umgearbeitet wurde, noch bei weitem überschreitet. Alle Planeten sind sehr viel jüngern Datums als die Kometen; aber diese letztern haben der Kleinheit ihrer Masse wegen, welche keine kräftige Condensation gestattet, ihren ursprünglichen Zustand nicht im wesentlichen ändern können. Diese Körper erscheinen uns also jetzt, anstatt wie vordem für Fremdlinge gehalten zu werden, als Ueberreste oder Proben des ureigenen Bildungsstoffes unserer Welt.

Nun begreifen wir auch leicht, wie zwei nicht weit voneinander befindliche kleinere Nebelwolken, welche sich von der großen Masse losgerissen haben, von vornherein in ganz ähnlicher Weise von dem Sonnennebel beeinflußt werden müssen, und nun, nach einer unbezifferbar langen Zeit, da sich das System zu schöner Ordnung gruppirt hat, in nahe parallelen Bahnen zu uns herabkommen können, etwa nebeneinander als Zwillingskometen, oder in verhältnißmäßig kurzen Zeitintervallen nacheinander, wie die Kometen von 1807 und 1881. Es ist ganz zweifellos, daß wir es in diesen letzten beiden mit Geschwistergestirnen zu thun haben, wenn beide Kometen nicht identisch sind, sodaß sie wenigstens ursprünglich in nahem Zusammenhange gewesen sein müssen.

Der seltsame Gast hatte seine Bewegung kaum wieder dem Weltall zugewendet und entfernte sich, immer noch dem bloßen Auge gut sichtbar, von der Erde, als ein amerikanischer Astronom Schaeberle, der schon ein Jahr vorher einen schwachen Kometen entdeckt hatte, am 14. Juli einen neuen Kometen sah, welcher, der Rechnung zufolge, uns gleichfalls nahe genug kommen mußte, um ohne optische Hülfsmittel gut wahrgenommen werden zu können. In Europa ist dieses Gestirn zuerst am 18. Juli gesehen. Er glich damals allen teleskopischen Kometen. Es war eine Nebelmasse, nach der Mitte zu verdichtet, aber ohne deutlichen Kern und ohne Schweif. Ende Juli bildete sich ein sternartiger Kern, zugleich mit einem kurzen Schweif. Am 27. Juli sah ich ihn hier in Genf zuerst mit bloßem Auge und Anfang August bot sich das seltene Schauspiel dar, zwei Haarsterne zugleich ohne Schwierigkeit wahrnehmen zu können, die in bleichem Glanze, große himmlische Fragezeichen, vor der Schar der wohlbekannten festen Sterne hinzogen, der eine

sich von uns entfernend, der andere nahend und beide in ihrem täglichen Laufe Kreise um den Pol des Himmels beschreibend, in welchen sie für uns nie unter den Horizont herabtauchten.

Das neue Gestirn nahm nun ziemlich schnell an Glanz zu, während das alte sich allmählich dem bloßen Auge entzog. Es entwickelte gegen Mitte August einen nicht unbedeutenden Schweif, der am 24. doch eine Länge von etwa 10 Grad erreicht hatte und sehr merkwürdige Formen zeigte. Von dem Kopfe aus breitete sich zunächst der Schweif fächerartig aus, aber mitten aus diesem Fächer brach ein schmaler Lichtstreif hervor, der sich fast geradlinig noch sehr weit hinaus verfolgen ließ. Am Kopfe des Kometen konnte ich bei dem stets ziemlich niedrigen Stande desselben keine Details wahrnehmen, und es ist mir auch nicht bekannt geworden, daß andere Beobachter irgendwelche auffällige Structur desselben gesehen hätten, welche den Ursprung jenes geraden Schweifstrahles im Kern verrathen konnte.

In dieser und mancher andern Beziehung unterschied sich also der eine Komet von dem ersten großen Gestirn dieses Jahres wesentlich. Während z. B. die Umgebung des Kernes ein in vielen Stücken ähnliches Spectrum zeigte, war hingegen das Spectrum des Kernes nicht continuirlich wie das des großen Juni-Kometen. Es scheint also, daß die kleine sternartige Scheibe, welche wir im Centrum des Kopfes sahen, nur eine starke Verdichtung derselben Gase war, welche den Kopf selber bildeten, und daß wir des eigentlichen Kernes niemals ansichtig geworden sind. Aus diesem Grunde erklärte es sich auch, daß wir keine besonders hervorstechenden Details am Kopfe entdecken konnten, weil die Vorgänge um den Kern herum, welche so äußerst interessant an dem großen Juni-Kometen waren, durch die überlagernde dichte Atmosphäre eingehüllt blieben. Daß die Gase in dem August-Kometen dichter oder doch weniger durchsichtig waren, beobachtete ich bei Gelegenheit von bedeutenden Annäherungen dieser beiden Kometen an Sterne, welche durch die Nebelmasse hindurchschienen. Bei dem Juni-Kometen fand gewöhnlich keine oder doch nur eine sehr schwache Spur von Abschwächung des Lichtes jener Sterne statt, wenn deren Licht durch den Kopf des Kometen zu uns gelangte, während ich einmal an dem August-Kometen eine bis zur Unkenntlichkeit gesteigerte Abschwächung an einem Sterne beobachtete, dem sich das schnell wandelnde Gestirn genähert hatte.

Am 21. Aug. passirte der Komet seine Sonnennähe und befand sich um dieselbe Zeit der Erde am nächsten. Man konnte ihn abends gleich nach Sonnenuntergang am Nordwesthimmel unter den sieben bekannten Sternen des Großen Bären wahrnehmen; aber er erhob sich leider nie über einige 20 Grad über den Horizont, an welchem er die Nacht hindurch sehr nahe hinzog, sodaß er niemals in eine günstige Lage kam. Sein Lauf war ziemlich schnell nach Westen gewendet und bereits Anfang September stand er zu nahe bei der Sonne und ging folglich nur so kurze Zeit nach derselben unter, daß er für das bloße Auge verschwand. Hier hat man ihn am 4. Sept. zuletzt gesehen. Tempel in Florenz beobachtete ihn noch am 13. und am 16. ist er in Windsor (Neusüdwales) von Tebbut wieder aufgefunden und für einen neuen Kometen gehalten worden. Um diese Zeit hatte

das Gestirn wieder sein ursprüngliches Aeußere angenommen. Er wird von jenem australischen Astronomen als kern- und schweiflose Nebelmasse mit schwacher centraler Condensation beschrieben. Die Beobachter der andern Halbkugel mögen ihn darauf wol noch kurze Zeit lang weiter verfolgt haben, ehe er gänzlich verschwand, aber er bot nun nichts Merkwürdiges mehr dar.

Zur Zeit, als dieser Komet noch nahezu in seiner größten Helligkeit glänzte und der große Juni-Komet wenigstens in Fernrohren von mittlerer Kraft gleichfalls noch sehr leicht zu beobachten war, erschien ein dritter Komet, der schon seit lange angekündigt war, der periodische Komet von Encke. Man sah ihn zuerst in Pulkowa bei Petersburg und in Straßburg am 25. Aug. als äußerst schwaches Lichtwölkchen sich vom dunkeln Himmelsgrunde abheben, und zwar befand sich das Gestirn an einer Stelle, die beinahe 40 Zeitsecunden hinter der durch die Vorausberechnung bestimmten zurücklag. Als ich den Kometen am 4. Sept. zuerst sah, war dieser Fehler bereits auf etwa 55 Secunden angewachsen, und derselbe stieg sogar bis auf mehr als $1^1/_2$ Minuten, während der Komet sich, in der zweiten Woche des October, in seiner Erdnähe befand. In Bezug auf diesen Fehler ist eine Mittheilung des Dr. Backlund von Pulkowa, der nach dem Tode von Asten's die Berechnung dieses interessanten Kometen übernommen hat, von sehr großer Bedeutung. Jener Gelehrte machte nämlich in einer der Sitzungen des letzten straßburger Astronomencongresses darauf aufmerksam, daß jener Fehler fast vollständig verschwände, sobald man aus der Rechnung den für diesen eigenthümlichen Kometen von seinem Vorgänger von Asten eingeführten Factor wegließe, durch welchen man den für das Gestirn wirksam angenommenen Einfluß eines widerstehenden Mittels im Weltraum berücksichtigt. Jener capriciöse Aether, dem man bei Gelegenheit des Encke'schen Kometen endlich auf sicherer Fährte zu sein glaubte, hatte also seit der letzten Erscheinung im Jahre 1877 nicht auf den Kometen gewirkt, welcher sich wie die übrigen Gestirne allein nach Vorschrift des Gravitationsgesetzes bewegte. Es ist dies nun bereits der vierte Fall, seit man diesen alle $3^1/_3$ Jahre in seine Sonnennähe zurückkehrenden Kometen verfolgt, daß jenes problematische Mittel wirkungslos geblieben ist, und es wird aus diesem Grunde immer wahrscheinlicher, daß man zur Erklärung jener allerdings merkwürdigen, sonst beobachteten Anomalien in seiner Bewegung zu andern Ursachen seine Zuflucht nehmen müsse. Man hat in dieser Beziehung schon wiederholt an die Sternschnuppenschwärme gedacht. Diese könnten unter Umständen wol auf Kometen Einflüsse ausüben, die denen eines widerstehenden Mittels sehr ähnlich sind, und da man weiß, daß die Materie in den Sternschnuppengürteln sehr ungleich vertheilt ist, so kann man sehr gut begreifen, warum ein solcher nicht immer denselben störenden Einfluß auf den Kometen ausübt. Jedenfalls ist aber durch die vorjährige Wiederkunft des Encke'schen Kometen die Hypothese vom widerstehenden Mittel aufs neue stark ins Schwanken gerathen. Wie schon bei früherer Gelegenheit bemerkt, muß man zwar von vornherein die Existenz eines raumausfüllenden Zwischenmittels als nothwendig erklären; aber dasselbe scheint so flüchtig und nichtig zu sein, daß es sich unsern feinsten Untersuchungen beharrlich entzieht.

Der Komet Encke ist dieses Jahr nicht mit bloßen Augen sichtbar gewesen, wäre es aber wol geworden, wenn die Zeit seiner größten Helligkeit diesmal nicht mit dem Vollmond des October coïncidirt hätte. Das Gestirn bot im Fernrohr weiter keine Eigenthümlichkeit dar, als daß die diffuse Nebelmasse nicht nach ihrer Mitte hin, sondern zu einem seitlich liegenden Kerne hin verdichtet erschien, was in ähnlicher Weise schon bei vorhergehenden Rückkunften beobachtet worden ist. Die ganze Gestalt war unregelmäßig länglich ohne eigentlichen Schweif. Diese irreguläre Form deutete entschieden auf eigenthümliche Anomalien in den innern physischen Vorgängen im Kometen hin, welche ganz wohl ihren Einfluß auf die Bewegung des Gestirns haben können, und andererseits die unangenehme Frage aufwerfen, wo man den Schwerpunkt des Gestirns annehmen solle, in seiner Mitte oder in der hellern seitlich liegenden Verdichtung. Solange der Komet noch weit entfernt war, sah man jene Verdichtung nicht und pointirte bei der Ortsbestimmung des Gestirns jedesmal die Mitte; später aber beobachtete man den seitlichen Kern und es entsteht dadurch eine Unsicherheit für die Rechnung, deren Folgen für das Resultat sehr merklich werden. Dieser Umstand ist meines Wissens noch nicht in Erwägung gezogen.

Ende September wurde von Amerika die Entdeckung eines neuen Kometen von Barnard angekündigt. Derselbe blieb aber von der Bedeutung jener großen Anzahl von teleskopischen Kometen, die, weder was ihre Gestalt noch was ihre Bahn anbetrifft, besonderes Interesse darbieten. Der ihm in der Reihe der Entdeckungen nun folgende, von dem Engländer Denning zuerst am Morgen des 4. Oct. gesehen, bietet dagegen in Bezug auf Form und Lage seiner Bahn eine Eigenthümlichkeit, die er nur mit wenigen theilt. Man erkannte nämlich sofort (Schulhof in Paris war der erste, welcher darauf hinwies), daß das schwache und unscheinbare Gestirn in einer sehr kleinen Ellipse läuft, in welcher es sogar schon alle $8^1/_2$ Jahre zur Sonne zurückkehren müßte. Zugleich wurde auf Veranlassung von Winnecke darauf aufmerksam gemacht, daß der Komet sehr nahe an den Bahnen von Venus, Erde, Mars und Jupiter vorüberkomme, sodaß seine Bewegung unter günstigen Umständen die beträchtlichsten Störungen erleiden kann. Ohne Zweifel gehört derselbe zu jener kleinen Anzahl von Kometen, welche erst in verhältnißmäßig junger Zeit durch beträchtliche Annäherung an einen Planeten aus ihrer ursprünglich nahezu parabolischen Bahn herausgerissen und so dem Sonnensystem auf längere oder kürzere Zeit einverleibt wurden. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit an den berühmten Kometen von Lexell von 1776, welcher durch den Einfluß des Jupiter zum periodischen Kometen von kurzer Umlaufszeit wurde, aber schon nach wenigen Umläufen von demselben Planeten wieder in einer hyperbolischen Bahn aus dem Sonnensystem ausgeschieden wurde. Es scheint, daß auch der Komet Denning erst seit kurzem in seiner gegenwärtigen Bahn geht, da man ihn, mit wahrscheinlicher Ausnahme der Kometen von 1855 und 1846, die nach Winnecke vielleicht mit ihm identisch sein könnten, früher nie gesehen hat. Spätere ausführlichere Untersuchungen werden jedenfalls mehr Licht über diesen interessanten Fall verbreiten und man wird vielleicht zurückrechnend im Stande sein, wie bei dem Kometen von Lexell, die Ursache anzugeben, welche ihn an das Sonnensystem gefesselt hat.

Endlich wurde Ende November eine siebente Kometenauffindung seit Jahresanfang 1881 gemeldet, welche wiederum dem eifrigen Kometenjäger Swift am 17. Nov. geglückt war. Dieser Komet hat nichts Bemerkenswerthes aufgewiesen.

Nun erfolgte eine Pause in den Kometenentdeckungen. Der nächstfolgende Komet wurde am 19. März 1882 von dem Amerikaner Wells aufgefunden. Derselbe ist Ende Mai mit bloßem Auge sichtbar geworden. Dieses Gestirn war gleich von Anfang an eine merkwürdige Erscheinung. Es trat gewissermaßen als großer Komet in Miniatur auf. Gewöhnlich haben die teleskopischen Kometen ein ganz apartes Aussehen und unterscheiden sich von den großen durch ihre Schweiflosigeit, ihre rundliche diffus begrenzte Form und mehrere andere Merkmale, die sie in eine besondere Kategorie verweisen. Der Komet Wells' dagegen erschien sogleich, obgleich teleskopisch, mit deutlichem, ziemlich hellem und gut begrenztem Schweif und einem schönen, sich zu einem deutlichen Kern condensirendem Kopfe, sodaß er in guten Fernrohren bei schwacher Vergrößerung genau so erschien wie im allgemeinen die großen Kometen mit freiem Auge. Während des Monats April nahm das Gestirn fortwährend an Glanz und Größe zu. Es wird sich nun zwar der Erde nicht mehr bedeutend nähern, von der es ziemlich weit entfernt ist, dagegen führt seine Bahn es ziemlich nahe an der Sonne vorüber, wodurch sein Glanz theoretisch bis zu 1500 mal die Lichtstärke übertreffen sollte, welche es am Tage der Entdeckung besaß. Unglücklicherweise wird der Komet während dieser Zeit seines größten Glanzes auch scheinbar für uns sehr nahe bei der Sonne, also am Taghimmel stehen, sodaß er höchstens mit guten Fernrohren am Tage wahrzunehmen sein wird.

Wir sind damit an das Ende der reichhaltigen Reihe von Entdeckungen auf dem großen und noch so unbekannten Gebiete der Kometenastronomie angelangt, welche mit dem großen Februar-Kometen von 1880 begann. In den Annalen der Himmelskunde werden diese letzten zwei Jahre als besonders denkwürdige und für den Fortschritt unsers Wissens das werthvollste Material darbietende stets hervorragend bleiben.

Die Parteien im Deutschen Reichstage.

Von

Johannes Berg.

III.

Der klerikale Socialismus. Der Bischof Wilhelm Emanuel von Ketteler in Mainz.

In meinem zweiten Artikel, in welchem ich versucht habe, eine Genesis des pseudoconservativen oder sogenannten „christlichen" Socialismus und Antisemitismus und eine historisch-pragmatische Darstellung seiner Entwickelung und seines Umsichgreifens in der Zeit von 1867 bis 1882 zu geben, habe ich mir vorbehalten, demnächst, neben den bereits geschilderten protestantischen Predigern, welche staatssocialistische Agitationen betreiben, auch der katholischen Prälaten und Priester zu gedenken, welche sich gleichzeitig mit dem Parlamentarismus und mit dem Socialismus beschäftigt haben.

Da ich Zuschriften erhalten habe, welche im Namen der Gerechtigkeit mahnen, „diesem Versprechen gerecht zu werden", so will ich dem nachkommen, obgleich ich wol ein förmliches „Versprechen" nicht gegeben habe.

Allein der Stoff ist interessant und bisher extra muros noch nicht behandelt. Dieses Wort „extra muros" bedarf, um nicht misverstanden zu werden, einer Erklärung. In England lesen die Tories die Bücher und die Zeitungen der Whigs, und umgekehrt; in Frankreich lesen die Republikaner die Publicationen der Bonapartisten und umgekehrt. Jede Partei hält sich für verpflichtet, die andere zu controliren, zu überwachen, zu kritisiren. In Deutschland ist das anders, wenigstens in Betreff Einer Partei. Diese Partei, welche sich selbst, soweit sie im Parlament vertreten ist, „das Centrum" nennt und im gemeinen Leben als die „klerikale" Partei bezeichnet zu werden pflegt — obgleich die parlamentarischen Führer nicht dem Klerus, sondern dem Beamtenstande angehören — diese Partei und ihre Literatur wird von den andern Parteien viel zu wenig beachtet. Und zwar ist sie unter allen unsern politischen Parteien die einzige, bei der dies der Fall ist. Wir haben eine sehr schätzbare Monographie über die neuere socialdemokratische Literatur in Deutschland von dem leider zu früh verstorbenen Professor Adolf Held.*)

*) Vgl. „Die deutsche Arbeiterpresse der Gegenwart" (Leipzig 1873).

Die klerikale Literatur aber kennen fast nur die Klerikalen. Die übrigen politischen Parteien, indem sie dieselbe ignoriren, begehen einen großen politischen Fehler. Auf diesem Gebiet gilt vor allem das „Et ab hoste doceri": jene Vorschrift, welche uns befiehlt, den Gegner zu studiren und von demselben zu lernen.

Wer von deutschen Politikern, mögen sie conservativ oder liberal sein, mögen sie dieser oder jener Confession angehören, kennt die specifisch klerikale Literatur der Gegenwart, namentlich die größern Zeitschriften der Klerikalen? Wer liest z. B. regelmäßig die „Historisch-politischen Blätter" von Dr. Joseph Edmund Jörg, wer die „Stimmen von Maria-Laach", wer den „Katholik" u. s. w.?

Fast niemand! Das deutsche Publikum hat in der That unrecht, wenn es das böse Beispiel der mittelalterlichen Mönche nachahmt. Diese Mönche verstanden zur Noth Latein, aber kein Griechisch. Wenn sie nun bei dem Lesen eines alten lateinischen Autors auf eine griechische Phrase stießen, welche dort beinahe ebenso häufig vorkommen wie lateinische, oder wenigstens wie französische Redensarten bei unsern deutschen Schriftstellern, dann sprachen sie die Zauberformel: „Jetzt kommt Griechisch und das wird nicht gelesen" („Graeca sunt, non leguntur"). Aehnlich machen wir es. Wir sagen: Wozu das klerikale Zeug lesen?

Das ist aber in der That eine Thorheit, welche wir von unsern Vorfahren aus der Franzosen- und Rheinbundszeit geerbt haben. Damals glaubte man, es sei für immer vorbei mit dem Papst und dem Klerikalismus; und nach dem Sturz Napoleon's war es sogar vor allem Preußen, welches dem Papstthum wieder in den Sattel half — vielleicht mit dem naiven Hintergedanken: „Schaden kann mir der Papst doch nichts und meinen neuerworbenen katholischen Unterthanen mache ich damit ein Vergnügen." So war es damals.

Heute ist die klerikale Partei, oder sagen wir lieber das „Centrum", eine Macht in Deutschland und in Preußen. Allerdings hat dies seinen Grund zum Theil in der Wendung, welche in der Politik des Fürsten-Reichskanzlers seit 1877 eingetreten. Er ist unzufrieden geworden mit den Liberalen; und infolge dessen ist die Partei, auf welche er sich in der Epoche von 1867—77 vorzugsweise stützte, in die Minorität gerathen und zersplittert worden. Der Reichskanzler war stark genug, um dies zu bewirken. Allein er war nicht stark genug, an die Stelle der liberal-gouvernementalen Partei eine conservativ-gouvernementale zu setzen, oder das „Centrum" vollkommen „regierungsfreundlich" zu machen. Diese „Reichsfeinde" von ehedem sind noch lange keine „Reichsstützen" geworden. Sie sind regierungsfreundlich mit Vorbehalt; und in der Regel ist der Vorbehalt ein wenig stärker als die Freundlichkeit. Man kann ihnen in der That keinen Vorwurf daraus machen. Sie verfolgen ihre eigenen Ziele und Zwecke; und die Zwecke sind — daran kann kein Vernünftiger zweifeln — mit denjenigen des Reichskanzlers durchaus nicht identisch: sie wollen den Reichskanzler in ihren Karren spannen und weder Peitsche noch Zügel aus der Hand geben. Es ist eben die alte Geschichte, eingekleidet in die neue Formel:

Und der Kanzler absolut,
Wenn er uns den Willen thut.

Jedenfalls aber bildet, solange die gegenwärtige Conjunctur und Disposition dauert, die Centrumspartei das Zünglein in der parlamentarischen Wage des Deutschen Reichstages, des preußischen Abgeordnetenhauses und einer ganzen Anzahl kleinerer Landtage — und mit einer solchen Partei muß man rechnen. Um das aber zu können, muß man ihre Literatur und ihre Presse studiren. Dies ist doppelt nothwendig in dem gegenwärtigen Augenblick, wo das Centrum im Begriff steht, zu den socialpolitischen Entwürfen der Reichsregierung Stellung zu nehmen, mag dies nun in einer Windthorst'schen Permanenzcommission oder in irgendeiner andern Weise geschehen.

Bei dieser Lage der Dinge erscheint es mir doppelt gerechtfertigt, einen Rückblick auf den Socialismus des Centrums zu werfen, den wir verfolgen können von den Schriften des Generals von Radowitz, deren ich in meinem zweiten Artikel gedenke, durch die Perioden des mainzer Bischofs Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler und des mainzer Domherrn Moufang und durch die des bairischen Archivbeamten Joseph Edmund Jörg, welcher schon im Jahre 1867 ein höchst lesenswerthes Buch, betitelt: „Geschichte der socialpolitischen Parteien in Deutschland" (Freiburg, Herder), publicirt hat, durch alle Phasen hindurch, welche der Socialismus seitdem in Deutschland sowol bei den Regierungen als auch bei dem Volk, in den Parteien und in den Parlamenten durchgemacht, durch alle diese Perioden, Epochen, Katastrophen, Verwickelungen und Entwickelungen hindurch bis zu den Artikeln, mittels deren das Centralorgan der Centrumspartei, die berliner „Germania", die socialpolitischen Projecte des Reichskanzlers beleuchtet und, soweit es die augenblickliche Lage der Dinge gestattet, die Stellung zu markiren versucht, welche ihre Gläubigen gegenüber diesen Projecten einzunehmen haben werden.

Es gibt Momente in der Geschichte, freilich nur ausnahmsweise und vorübergehende Momente, wo die Politik sich gewissermaßen in eine psychologische Aufgabe verwandelt. Solche Momente hat es z. B. zu verschiedenen Zeiten während der Herrschaft des „bas empire", des zweiten, verschlechterten Kaiserreiches in Frankreich, gegeben; wer damals Politik treiben wollte, der mußte die Weltanschauung und die jeweilige körperliche und geistige, moralische und unmoralische Disposition Napoleon's III. studiren.

Wenn wir annehmen müssen, daß auch für das Deutsche Reich ein solcher Moment gekommen sei — eine Frage, deren Beantwortung ich mit gutem Bedacht will dahingestellt sein lassen —, daß auch Deutschland sich in der Lage befinde, die Psychologie eines „Hercules am Scheidewege" zu studiren, dann würden wir in eine gewisse Verlegenheit gerathen, eine Verlegenheit, welche durch einen embarras de richesse hervorgerufen wird. Denn wir haben in Deutschland immer noch eine gewisse Nachwirkung der mittelalterlichen Theorie von den „zwei Schwertern", von dem weltlichen Schwerte des Kaisers und dem geistlichen Schwerte des Papstes — von den zwei Schwertern, welche berufen sein sollten, in vollstem Einvernehmen gemeinsam die Welt zu regieren, welche es aber in der Regel vorzogen, sich miteinander zu kreuzen und eins das andere schartig zu hauen.

So haben wir denn auch in Deutschland gegenwärtig im Grunde genommen

zwei Herculesse am Scheidewege. Der eine ist der Fürst Bismarck, der andere der Abgeordnete Windthorst, genannt „die Perle von Meppen". Die kleine und die große Excellenz, die welfische und die deutsche Excellenz, was werden sie machen? Das ist die Frage, welche sich viele Deutsche stellen, ohne sie beantworten zu können.

Die Frage ist ein wenig epinös und heikel; und ich fühle keinen Beruf, Räthsel zu lösen, sondern ziehe es vor, mit dem lustigen Sklaven in den Komödien des P. Terentius Afer zu sprechen: „Ich bin nur Euer Diener, und nicht gleich dem Könige Oedipus berufen, die Räthsel der Sphinx zu lösen" („Davus sum, non Oedipus").

Ich will nur Eine Differenz markiren und dann die zwei Wege bezeichnen, um die es sich handelt.

Was die erstere anlangt, so ist die Lage des Fürsten-Reichskanzlers und die des Führers des Centrums sehr verschieden. Der Reichskanzler, wenn er entschlossen sein sollte, die zur Zeit allerdings sehr complicirte und schwierige parlamentarische Constellation vorübergehend außer Berechnung zu lassen, hat im übrigen bei der Fülle unbedingten Vertrauens, womit ihn der Deutsche Kaiser beehrt, die vollständigste Freiheit seiner Entschließung.

Etwas ganz anderes ist dies bei dem verehrlichen Mitgliede für Meppen. Er ist nicht in dem Maße Beherrscher des Centrums, wie die Welt heute noch glaubt. Der vormalige Minister und Berather Sr. Maj. des Königs Georg V. von Hannover, der Vertrauensmann und Syndicus der hocharistokratischen Ritterschaft des Fürstenthums Osnabrück, der vormalige vorsitzende Rath des Consistoriums in Osnabrück, der Vertrauensmann des Herzogs von Cumberland, gehört zu der äußersten Rechten des Centrums, trotz aller der kleinen quasidemokratischen Lazzi, welche er in seinen Reden anzubringen liebt, jedoch nur als rein äußerliches decoratives Beiwerk.

Das Centrum hat — dies ist das große Geheimniß, welches ich hier ausplaudern will — ebenfalls seinen rechten und linken Flügel, wie vormals die Nationalliberalen. Die letztern sind infolge dieser geflügelten Körperbeschaffenheit auseinandergefallen, welcher Zersetzungsproceß, wie oben angedeutet, durch die Peripetie, die seit 1877 in der Politik des Fürsten-Reichskanzlers eingetreten, allerdings etwas befördert und beschleunigt wurde. Ob ein solches Schicksal auch das Centrum einmal treffen wird, namentlich ob dann, wenn einmal der sogenannte „Culturkampf" ganz in den Hintergrund getreten sein wird, läßt sich zur Zeit noch nicht ermessen. Gewiß ist aber, es herrscht in gewissen Schichten des Centrums ein geheimer Groll gegen die jetzige Führung, welche man für zu „aristokratisch", zu „staatsmännisch" oder zu intriguant, zu welfisch, ja sogar für zu preußisch oder zu bismarckisch hält. Nach Lage der Sache ist dies ziemlich begreiflich. Die katholische Kirche war im Mittelalter das am meisten demokratische Institut in Europa. Es existirte außer ihr kein corporativer Verband, kein Gesellschaftskörper, in welchem so, wie in ihr, selbst der Niedrigstgeborene principiell Zutritt zu den höchsten Würden hatte. Auch heute noch rekrutirt sich, namentlich in Süddeutschland, der katholische Klerus aus den ärmsten Schichten, und namentlich

aus dem Landvolke. Infolge dessen steht er den breitern Schichten der Bevölkerung außerordentlich nahe; ja, er theilt bis zu einem gewissen Grade deren Weltanschauung und Ausdrucksweise, deren Zu- und Abneigungen, deren Leiden und Freuden. Infolge dessen bildet er einen gewissen Gegensatz zu dem Beamtenthum und der vornehmen Welt, welcher der Abgeordnete Windthorst angehört. Auch für das Welfenthum hat der süddeutsche Katholik keine Sympathien, noch weniger als für das specifische Preußenthum. Und für das staatsmännische Diplomatisiren fehlt ihm jedes Verständniß. Es erregt sein Mistrauen. Das eine Zeit lang nicht allzu präcise und stets alle Eventualitäten und Hinterthüren offen haltende Benehmen des verehrlichen Mitgliedes für Meppen hat ihm namentlich in Baiern, wo man von dem Monopol nichts wissen will, keine Sympathien erworben. Man sagt, der Abgeordnete Windthorst habe sich bemüht, das Centrum dafür zu gewinnen, daß es sich unter gewissen Voraussetzungen, welche auf einem andern Gebiete liegen, dem Monopol nicht abgeneigt zeige; er sei aber hierbei auf einen so entschiedenen Widerstand gestoßen, daß er angesichts der Gefahr, bei Fortsetzung seiner Bemühungen das Centrum zu sprengen, von seinem Vorhaben abgestanden sei und nunmehr in dem Plenum des Reichstages im Namen des Centrums seine Rede gegen das Monopol gehalten habe. Den bairischen Katholiken aber hat die Antimonopolrede ihres Landsmannes, des Freiherrn Schenk von Stauffenberg, weit besser gefallen als die ihres Fractionsführers Windthorst. Denn der letztere konnte es auch in dieser Rede nicht unterlassen, allerlei Vorbehalte und Reservationen zu machen, welche wol schwerlich anders zu verstehen waren, als daß er möglicherweise dereinst auch einmal für das Monopol stimmen werde; — „temporum ratione habita", mit Berücksichtigung der Zeitläufe, pflegt in solchen Fällen der Heilige Vater zu sagen. Die Verweisung des in der ersten Berathung schon materiell zu Falle gebrachten Monopols an eine Commission war das Werk Windthorst's. Das Centrum hat dafür gestimmt, aber viele der Centrumsmänner haben es nur ungern gethan. Sie konnten nicht begreifen, wozu man eine Vorlage, welche die Majorität nicht will, an eine Commission verweisen solle, wodurch doch an dem Willen des Reichstages nichts geändert werden könne. Für die Diplomatenfinessen einer „dilatorischen Behandlung" hatten diese biedern Mitglieder des Centrums „leider wieder nicht das geringste Verständniß". Als aber endlich Windthorst den Plan einer permanenten Tabackcommission aus diätenbegabten Mitgliedern in die Oeffentlichkeit warf, ohne vorher die Genehmigung der Fraction hierzu erhalten oder auch nur nachgesucht zu haben: da fachten die glimmenden Funken des Misvergnügens, welche Kenner der Interna in der Fraction schon lange bemerkt haben wollen, sich zu einem mächtigen Brand an. Es drohte eine Palastrevolution, und Windthorst kann, für die nächste Zukunft wenigstens, auf seine Inpermanenzerklärung des Tabacks nicht wieder zurückkommen.

Durch alles das ist seine Autorität einem Theile seiner Fractionsgenossen gegenüber ein wenig erschüttert.

Man erzählt sich von einem französischen Abgeordneten, er habe auf die Vorwürfe, welche man ihm wegen Stellung eines unverständigen Antrags machte, geantwortet: „Ja freilich ist der Antrag recht unverständig; aber was wollen

Sie? Ich mußte ihn stellen. Denn die Partei wollte es so, und ich bin ja doch deren Führer!"

Das verehrliche Mitglied für Meppen ist zu klug, um sich zu dieser Rolle — zu der Rolle „des geführten Führers" herzugeben. Aber er muß, wenn er seine erhabene Stellung als Chef „der zur Zeit den Ausschlag gebenden Partei" sich erhalten, und ich kann hinzufügen, wenn er überhaupt diese Partei in ihrem bisherigen glorreichen Bestande erhalten will, auf die Stimmungen und Verstimmungen seiner Fractionsgenossen, und namentlich der süddeutschen, mehr Rücksicht nehmen.

Das ist die Differenz, die ich markiren wollte, wenn ich oben sagte: der Fürst Bismarck hat vermöge des Vertrauens, das ihm der Kaiser schenkt, die vollständigste Freiheit seiner Entschließung. Das verehrliche Mitglied für Meppen hat sie nicht, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ein Theil seiner eigenen Partei ihm nicht dasselbe unbedingte Vertrauen schenkt wie der Kaiser dem Kanzler. Dies gilt namentlich auf dem Gebiete des Tabacksmonopols. Bis zu einem gewissen Grade aber auch auf socialistischem Gebiete; und ich hatte dieses Gebiet vorzugsweise im Auge, als ich oben versprach, die zwei Wege zu bezeichnen, oder richtiger gesagt, die Stelle, wo die Wege der verbündeten Regierungen von denjenigen der Centrumspartei sich trennen. Es gilt dies namentlich auf dem Gebiet der Krankenkassen und der Unfallversicherung.

Fürst Bismarck, und mit ihm die verbündeten Regierungen der deutschen Staaten, wollen zwar auch corporative Verbände, wenigstens in ihren neuesten Vorlagen, welche sich dadurch sehr wesentlich von den frühern unterscheiden. Aber sie wollen je nach dem verschiedenen Zwecke verschiedene Verbände ad hoc unter der Aegide und der Leitung des Reiches und der Staaten. Das Centrum will aber was ganz anderes. Es will eine mittelalterlich-genossenschaftlich-corporative Organisation der gesammten bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft und damit auch des Staates, welcher letztere dadurch eine ganz andere Gestalt erhalten und, wenn nicht ganz verdunkelt, dann doch stark in den Hintergrund gedrängt werden würde. Das Centrum betont vor allem die sittlich-religiöse Bedeutung der einheitlichen corporativen Gestaltung des gesammten Berufslebens der ganzen Nation. Es will das gesammte Volksleben corporativ zusammenfassen, und anstatt dem Staate neue Functionen zu geben, ihm deren nehmen, um sie auf die gedachten Corporationen zu übertragen. Alle einzelnen Erwerbszweige sollen corporativ voneinander geschieden und geographisch in Gemeinde, Kreis und Bezirk u. s. w. gegliedert werden, damit ihnen die fraglichen Aufgaben überwiesen werden. Abgesehen davon, daß angesichts unserer heutigen technischen und wirthschaftlichen Entwickelung es absolut unmöglich ist, Grenzlinien zwischen den verschiedenen Erwerbszweigen zu ziehen, die ja alle mehr oder weniger ineinander überspielen, und wenn auch mit getheilten Geschäften, dann doch mit vereinigten Kräften zu arbeiten pflegen, abgesehen von diesen technischen und volkswirthschaftlichen Bedenken, dürfte es auch den Regierungen an sich nicht sehr willkommen erscheinen, sich selbst nur als decoratives Beiwerk für jene mächtigen und einheitlichen Körperschaften betrachtet und behandelt zu sehen.

In diesem Sinne versuchte der Staatssecretär des Innern, Minister von Bötticher, bei der ersten Lesung der Gesetzentwürfe über Kranken- und Unfallversicherung die Ausführungen der klerikalen Blätter, namentlich aber eines eingehenden Artikels in Nr. 187 der „Germania", zu rectificiren, indem er bemerkte:

„Meine Herren, man hat unserer Organisation den Vorwurf gemacht, daß sie eine gewisse Buntscheckigkeit zur Schau trage; man hat, und zwar in einem Aufsatze, der recht viel Richtiges enthält, gesagt, man habe den Gedanken, der in der Allerhöchsten Botschaft vom 17. Nov. 1881 zum Ausdruck gebracht worden ist, daß es sich nämlich darum handle, die realen Kräfte des Volkslebens zusammenzufassen zur Erfüllung der auf dem Gebiete der Socialreform zu lösenden Aufgaben, so aufgefaßt, als ob es sich darum handle, Corporationen zu bilden, welche nun Träger aller auf dem Gebiete der Socialpolitik auftretenden Aufgaben sein könnten. Meine Herren, das ist ein Irrthum, ich werde sogleich mit einigen Worten die Ehre haben, Ihnen darzulegen, daß es ganz unmöglich ist, von denselben corporativen Verbänden alle Aufgaben lösen zu lassen."

Sofort replicirt darauf die „Germania" im entschiedensten Tone.

„Ob die Ansicht unsers Artikels ein Irrthum ist", schreibt sie in Nr. 226, „hängt einerseits doch davon ab, wie die betreffende Stelle der kaiserlichen Botschaft vom 17. Nov. 1881 zu verstehen ist. Nach Hervorhebung der Schwierigkeit, für Kranken- und Unfallversicherung und Alters- und Invaliditätsversorgung «die rechten Mittel und Wege zu finden», heißt es aber nun in der Botschaft wörtlich:

„«Der engere Anschluß an die realen Kräfte des Volkslebens und das Zusammenfassen der letztern in der Form corporativer Genossenschaften unter staatlichem Schutz und staatlicher Förderung werden, wie wir hoffen, die Lösung auch von Aufgaben möglich machen, denen die Staatsgewalt allein in gleichem Umfange nicht gewachsen sein würde.»

„Wir glauben kaum, daß irgendjemand im Deutschen Reiche diese Worte anders verstanden hat, als von einer einheitlichen, die einzelnen Berufsstände oder verwandten Berufsstände und Corporationen zusammenfassenden Ordnung zum Zwecke der Lösung der in der Botschaft genannten und noch anderer Aufgaben. Wenigstens ist uns keine einzige Stimme in der Presse begegnet, welche eine andere Auffassung vertreten hätte, und gerade wegen dieser Auffassung wurde die betreffende Stelle der Botschaft von den Freunden lebenskräftiger Zusammenfassung der Berufsstände in großen Corporationen mit inniger Freude, von den Gegnern mit Abneigung und zum Theil sogar mit Furcht wegen der ernsten Gefährdung ihres manchesterlichen Individualismus begrüßt. Und als dann Einzelheiten aus den Regierungsvorlagen bekannt wurden, in welchen diesem Programm der Botschaft nicht entsprochen, sondern für die verschiedenen Aufgaben immer wieder verschiedene Organisationen geschaffen wurden — das Gegentheil eines «Zusammenfassens» der realen Kräfte des Volkslebens — da wurde sofort von den Freunden positiver Socialreform in der katholischen und conservativen Presse widersprochen, von den Manchestermännern aber theils mit Anerkennung, theils mit Spott diese Seite der Leistung der Regierungsvorlagen begrüßt. Die charakteristischste Aeußerung

war die der «National-Zeitung», welcher diese «Trennung» als «ganz naturgemäß» erschien, und die hervorhob, «daß die Trennung nicht dem neuen (in der Botschaft verkündeten) gouvernementalen Programm der Lösung dieser und anderer socialpolitischen Aufgaben durch die nämlichen «corporativen Verbände» entspreche, und außerdem, daß die (in den Regierungsvorlagen) vorgeschlagene Organisation des Krankenkassenwesens nicht geeignet sei für eine Fortbildung im Sinne der spätern Uebernahme auch anderer socialpolitischen Aufgaben durch die betreffenden Kassenvereinigungen.

„Das manchesterliche Blatt hatte unbedingt recht. Die Organisationen, welche jetzt in den beiden Gesetzesvorlagen für die Krankheits- und Unfallversorgung vorgeschlagen werden, sind unbrauchbar für die weitern Aufgaben der Alters- und Invaliditätsversorgung, ebnen für weitere Ausbildung der Corporationen, z. B. zu Creditzwecken, zu Rohstoffvereinigungen, und was alles in der Zukunft noch sich anschließen könnte, nicht im mindesten den Boden. Sie lassen aber vor allem die sittliche Bedeutung corporativer Gestaltungen des Berufslebens ganz und gar außer Acht, da dieselben Personen zu den verschiedenen Zwecken immer verschiedenen Vereinigungen angehören, immer wieder mit andern Personen nach andern Gesichtspunkten zusammengewürfelt werden, sodaß ein festes Band — woher die «Innung» ihren schönen Namen führt! — durch zahlreiche gemeinschaftliche, sittliche und wirthschaftliche Interessen nicht entstehen kann. Haben doch z. B. an der Verwaltung der Unfallversicherung nach der neuen Vorlage die Arbeiter keinen Antheil, und doch ist gerade der Verkehr zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern und ihr gemeinschaftliches Arbeiten zu beiderseitigem Wohle eine der aussichtsvollsten Seiten des zu erstrebenden Corporationslebens! Der Herr Minister meint aber nun, dieselben corporativen Verbände könnten nicht alle Aufgaben lösen, und er sucht das in einer Weise zu begründen, gegen die er in unserm Artikel, in welchem er doch «recht viel Richtiges» anerkennt, die Antwort schon findet. Wir sagen da:

„Man hätte bei dem Aufbau der einzelnen Versicherungsvereinigungen und -Kassen nicht zunächst von der Einzelaufgabe, sondern von dem größern, die ganze Summe der Aufgaben im Auge behaltenden Gesichtspunkte ausgehen müssen: wie haben wir die verschiedenen Erwerbszweige voneinander corporativ zu scheiden und dann nach Gemeinden, Bezirken, Staaten und Reich die Corporationen in sich zu gliedern, damit sie zur Uebernahme aller ihnen allmählich zu überweisenden Aufgaben geeignet werden? Und nachdem man so feste Richtpunkte gewonnen, hätte man an die Einzelconstructionen gehen sollen. Aus solchem Verfahren wäre auch nicht im mindesten eine Zwangsjacke geworden; denn auch innerhalb der vollständig hergestellten berufsständischen Corporationen — und dahin gelangen wir ja erst sehr allmählich — würde es außer den genannten geographischen Gliederungen auch noch andere Gliederungen für Einzelaufgaben geben müssen, und ferner hätte ja auch der eifrigste Corporationsfreund vernünftigerweise gegen Uebergangsbestimmungen nichts einwenden können.

„In diesen Worten, richtig und eingehend durchdacht, ist die Antwort auf die Einwendungen des Ministers zu finden. Er hob z. B. hervor, bei der Unfallversicherung müßten die Lasten auf möglichst breite Schultern gelegt und deshalb

auch weite Bildungen vorgenommen werden, während die Krankenkassen nur im engern Kreise gedeihen würden, unter Personen, die sich gegenseitig controliren könnten; hier müsse schnelle Hülfe geleistet werden, ohne weitläufiges Verfahren, ohne Hineinziehung eines an einem andern Orte, vielleicht weit von dem Sitze des Erkrankten entfernt wohnenden Vorstandes. Sehr richtig: die Krankenkassen können nur locale sein oder nur benachbarte kleine Orte zusammenfassen; gerade das hatten wir im Auge, wenn wir im eben citirten Alinea von Gliederungen innerhalb der Berufscorporationen sprachen; und wo die einzelnen Berufscorporationen örtlich oder in engen Bezirken nicht ausreichend zahlreich vertreten sind, können sogar Conföderationen unter den Corporationen zu diesem Zwecke eintreten, wie das ja auch im Innungsgesetz vorgesehen ist, das ja nebenbei über der localen Innung größere Verbände zu verschiedenen Zwecken aufbaut. Aber die Vorlage über die Krankenversicherung läßt z. B. sogar zu, daß der Beitritt zu einer freien «eingeschriebenen» Hülfskasse von dem Eintritt in die Innungs- oder Fabrikkrankenkasse entbindet!"

So die „Germania", das dominirende und centrale Organ der Centrumspartei, das seine Informationen bezieht von deren hervorragendsten Capacitäten.

In meinem vorigen Artikel habe ich Auszüge aus den Schriften der Staatssocialisten gegeben. Hier habe ich die klerikal-sociale Anschauung sich mit ihren eigenen Worten aussprechen lassen.

Man stelle beide Aeußerungen nebeneinander, und der Unterschied springt sofort in die Augen. Nennen wir einmal beides Socialismus. Hat doch noch kürzlich im Reichstage der jetzige Redacteur der „Kreuzzeitung", der pommersche Herr von Hammerstein, gleichsam begehrt, daß man es so nenne; und wir unsererseits wollen, „pour être bien avec tout le monde", ihm gern den Gefallen erweisen. Nehmen wir einmal an, daß es beide Theile, sowol die Christlichsocialen, Staatssocialisten und Socialconservativen als auch die socialpolitischen Centrumsmänner oder klerikalen Socialisten, mit den industriellen und den landwirthschaftlichen Arbeitern aufrichtig meinen, und daß sowol die protestantische Aristokratie als auch die katholische Hierarchie in erster Linie darauf aus ist, so wie sie es verstehen die Lage der Arbeiter zu verbessern, so läßt sich doch nicht bestreiten, daß sie dabei sich selbst nicht vergessen. Die erstern denken dabei an den Staat, und die letztern an die Kirche; und wenn sie sagen „die Kirche", so meinen sie damit natürlich die katholische Kirche. Die erstern wollen durch „Lösung der socialen Frage" die Macht des Staates vermehren; sie haben lange im Staate geherrscht und hoffen ihn auch in Zukunft zu beherrschen; fast könnten sie geneigt sein, mit Louis XIV. zu sprechen: „L'état c'est moi!"

Die letztern hegen eine ähnliche Anschauung in Betreff der Kirche. Sie sagen: „L'église c'est l'état; et l'église c'est moi." Pio Nono, der alles unter einem persönlichen Gesichtspunkte auffaßte, sagte — und zwar schon lange bevor er die Zustimmung des Concils zum Unfehlbarkeitsdogma ausgewirkt hatte — in einer noch drastischern Form:

„. . . Die Kirche ist die Ueberlieferung; und die Ueberlieferung — das bin Ich" („la tradizione sono Jo").

Jener weltliche und dieser geistliche, jener staatliche und dieser kirchliche Socialismus verrathen ziemlich deutlich die Absicht, die Arbeiterbewegung nicht als eine Culturfrage, oder eine gesellschaftliche und volkswirthschaftliche, sondern als eine Machtfrage zu betrachten und zu behandeln. Auch jene Finanzmänner, welche, wie vormals der „römische Graf" (comes romanus) Langrand-Dumonceau in Belgien, und neuerdings der ebenfalls mit dem päpstlichen Segen begnadigte Herr Bontoux in Wien und Paris, sich die Aufgabe gesetzt hatten, das bewegliche Kapital „katholisch zu machen" und „aus jüdischen Händen in christliche zu bringen", wurden von der Hierarchie als Werkzeuge für die wirthschaftliche und sociale Machtfrage betrachtet und behandelt; und obgleich man schon so oft üble Erfahrungen mit den „frommen" Finanzgenies gemacht hatte, so konnte man doch der Versuchung nicht widerstehen, immer und immer wieder den Versuch mit ihnen zu machen. Der Erfolg war stets derselbe. Das Einmaleins erwies sich als der stärkere Theil; und diejenigen, welche in gutem Glauben ihr Kapital für dergleichen Unternehmungen hergaben, sahen dasselbe auf Nimmerwiedersehen verschwinden, ohne daß auch nur ein einziger Nickel „katholisch geworden" wäre. Das Kapital ist nun einmal nicht confessionell und kann es nicht werden, ohne seine Natur zu verleugnen; und wer ihm Gewalt anthun will, dem entflieht es.

Es liegt nahe, zu glauben, dergleichen traurige Erfahrungen müßten eine Warnung abgeben, sich in Zukunft wieder mit solchen Planemachern einzulassen. Denn der lateinische Vers sagt, daß ein Esel sich nicht zweimal an den nämlichen Stein stößt („Asinus in lapidem non bis offendit eundem"). Man vergißt jedoch, daß dieser Vers nur von Eseln spricht und nicht auch von Menschen.

Doch kehren wir von diesem finanziellen Excurs zurück zu den socialistischen Projecten, welche gefährlicher sind, weil hier der Miserfolg sich langsamer vollzieht und weit gemeinschädlichere Wirkungen hat als bei jenen Börsengeschäften, bei welchen der Verlust zum größern Theil Leute trifft, die schon einen Puff vertragen können, wobei aber im übrigen der Staat nicht in Gefahr kommt.

Ich habe im vorigen Artikel schon den General von Radowitz angeführt und seine vormärzlichen „Gespräche". Unmittelbar, nachdem er seine „Gespräche" publicirt hatte, welche damals in den wohlmeinenden, aber schlecht unterrichteten höhern Cirkeln gleichsam als geheimnißvolle Offenbarungen einer fast übermenschlichen Weisheit aufgenommen wurden, passirte ihm ein eigenthümliches Unglück. Er wurde von König Friedrich Wilhelm IV., der ihn mit seinem allerhöchsten Vertrauen beehrte, in einer außerordentlichen Mission nach Paris geschickt und erstattete von da aus seine Berichte. In einem derselben hieß es wörtlich:

„Der Thron der Julidynastie steht fester als jemals."

Kaum vier Wochen nach dieser Prophezeiung des großen romantisch-socialistischen Cagliostro war der Thron Louis Philipp's in der jämmerlichsten Art zusammengebrochen.

Dies hielt jedoch den General von Radowitz nicht ab, 1848 auch in der Paulskirche zu erscheinen, um dort seinen geheimnißvollen Zauber von neuem zu beginnen. Und nicht ohne Erfolg.

Freilich wir jüngern von damals — inzwischen sind auch wir alt geworden — wir nahmen den großen General, von welchem die Soldaten versicherten, daß er ein großer Diplomat, und die Diplomaten, daß er ein großer Soldat sei, keineswegs ernsthaft. Aber die Mehrzahl war anderer Meinung. Wenn er mit seinem unbeweglichen, eisernen — vielleicht sollte ich lieber sagen ledernen — Gesicht seine bei der Lampe geschmiedeten und gut memorirten Reden aufsagte, staccato, Silbe vor Silbe, als wäre in jedem Wort eine weltbewegende Offenbarung enthalten, während es doch nichts waren als Gemeinplätze und Plattheiten, dann mußten wir lachen. Unsere ältern Collegen hielten uns darob für „frivol". Heutzutage wird wol niemand mehr daran zweifeln, daß wir recht hatten, und daß von Radowitz auf diesem Gebiet ebenso impotent war wie später auf dem der „Erfurter" Unionsbestrebungen.

Wenden wir uns daher von ihm zu einem katholischen Socialisten, von welchem jeder anerkennen muß, daß er ein ernsthafter Mann war. So grimmig ernsthaft beinahe, wie der im vorigen Artikel besprochene antisemitisch-socialdemokratische Dr. Eugen Dühring.

Es ist der verstorbene Bischof von Ketteler in Mainz, der ja auch vormals Mitglied des Deutschen Reichstages gewesen. Dieser Mann, der zugleich römisch-katholischer Bischof, deutsch-westfälischer Freiherr war und quasi socialistischer Arbeiterfreund sein wollte, und an den sich daraus ergebenden Collisionen und Conflicten zu Grunde ging, ist eine typische Figur; und da die Culturentwickelung und Culturverwickelung an einem solchen Typus leichter anschaulich zu machen ist als in bogenlangen Deductionen, so will ich in dem Nächstfolgenden zunächst von den socialistischen Lehren des Bischofs und dann von seinem Leben, seinen Thaten und seinem Tode handeln.

Kaum hatte Ferdinand Lassalle seine socialdemokratische Campagne begonnen, so beeilte sich Bischof Ketteler, ihm die Hand zu drücken; und dieser Händedruck wurde von Lassalle mit verdoppelter Wärme erwidert.

Der Bischof schrieb 1863 in dem Augenblicke, da die Lassalle'sche Agitation ihren Höhepunkt erreicht hatte, eine in mehrern Auflagen erschienene Schrift: „Die Arbeiterfrage und das Christenthum", in welcher er anerkennt, Lassalle sei in seinem Kampfe wider die Bourgeoisie und den Fortschritt auf dem richtigen Wege, und hinzufügt, zur definitiven Lösung der socialen Frage sei aber doch niemand als die Hierarchie und die (katholische) Kirche berufen, für welche dann das „Ad nos, ad salutares undas, ad nos venite miseri!" angestimmt wird.

Lassalle blieb dem Bischof nichts schuldig. In seiner berühmten ronsdorfer Rede heißt es:

„... Vor kurzem hat sich niemand anders als ein Fürst der Kirche, der Bischof von Mainz, Freiherr von Ketteler, in seinem Gewissen gedrungen gesehen, in der Arbeiterfrage das Wort zu ergreifen. Es ist dies ein Mann, der am Rhein fast für einen Heiligen gilt. In seinem Buche hat er sich Punkt vor Punkt für alle meine ökonomischen Sätze und Thesen, den Fortschrittlern gegenüber, ausgesprochen", u. s. w.

Am 16. Aug. 1864 macht die Gräfin Sophie Hatzfeld — die ja inzwischen

auch post varios casus, post tot discrimina rerum, im Zustande der Reue und Gnade verstorben und in Frauenstein mit großem kirchlichem Pomp begraben worden ist — dem Bischof ihren Besuch und meldet ihrem Liebhaber Lassalle, den sie, im Bewußtsein ihres kanonischen Alters wahrscheinlich, „liebes Kind!" anredet, wie sehr der hochwürdigste Herr sein Streben und Wirken billige.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, die ganze Confusion der bischöflichen Beweisführung darzulegen. Denn sein Buch ist wissenschaftlich werthlos. Es handelt sich hier nur darum, seine Agitationsweise zu charakterisiren.

Hierzu aber dient uns am besten das Schriftchen: „Die Arbeiterbewegung und ihr Streben im Verhältniß zu Religion und Sittlichkeit. Eine Ansprache gehalten auf der Liebfrauenheide am 25. Juli 1869 von Wilhelm Emanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz" (3. Aufl., Mainz 1869). In einem kurzen Vorwort erzählt uns der Bischof, er habe damals das Dekanat Seeligenstadt visitirt, und da in dortiger Gegend „die Arbeiterbewegung zunehme", so habe er sich kraft seines bischöflichen Amtes für verpflichtet gehalten, „den in jener Gegend zahlreich vertretenen Arbeiterstand zu einer Schlußandacht in der unweit Offenbach gelegenen Kapelle auf der Liebfrauenheide einzuladen und vor demselben das Verhältniß der gegenwärtigen Forderungen und Bestrebungen der Arbeiter zu Religion und Christenthum zu besprechen".

„Um den dort versammelten Arbeitern eine Erinnerung an jenen Tag zu geben, habe ich die Ansprache drucken lassen und widme sie allen christlichen Arbeitern meiner Diöcese."

So schließt der Bischof sein Vorwort.

Hier also spricht er ganz unzweifelhaft als „Kirchenfürst" zu den Gläubigen seiner Diöcese. „Ex cathedra" nennt man es bei dem Papste.

Ein so einsichtsvoller und gewissenhafter Mann wie der Bischof von Mainz wird, als er jene Predigt hielt und sie zu Papier brachte, um sie in vielen Tausenden von Exemplaren zu verbreiten, ohne Zweifel im Klaren darüber gewesen sein, welche Verantwortung er auf sich nahm, als er eine Bevölkerung, welche geneigt ist, der Autorität ihres Kirchenfürsten blindlings zu folgen, darüber belehrte, welche Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft sie einnimmt, welche wirthschaftlichen Rechte ihr zustehen und welche wirthschaftlichen Pflichten ihr auferlegt sind. Ganz gewiß kannte der Bischof auch den Charakter der dortigen, zwar gutmüthigen, aber leicht verführbaren Bevölkerung. Er wußte, wie schnell entzündbar dieselbe ist, wie rasch sie sich begeistern, hinreißen, fanatisiren läßt, zum Schlechten sowol als auch zum Guten. Denn der Bischof hat ja seinerzeit selbst die Leichenrede gehalten bei dem Begräbniß des Fürsten von Lichnowsky und des Herrn von Auerswald, welche beide dort 1848 der Leidenschaft und dem Unverstand der Menge zum Opfer gefallen.

Wir können daher fest überzeugt sein, daß der Freiherr von Ketteler, als er jene oberhirtenamtliche Ansprache hielt, und noch mehr, als er sie später zu Papier brachte und in die Druckerei gab, jedes Wort auf das sorgfältigste erwogen und die feste Absicht gehabt hat, in seiner Eigenschaft als Bischof, in welcher er sprach und schrieb, nichts zu verkündigen, was geeignet wäre, das Wohl der seinem

Hirtenamt anvertrauten Schafe zu gefährden; nichts zu sagen, das er nicht auf das sorgfältigste und reiflichste erwogen und als unumstößliche Wahrheit anerkannt hat. Hören wir nun, was er sagt.

„Wenn ich", heißt es also in dieser bei der Liebfrauenkapelle gehaltenen Heidepredigt, „wenn ich euch Arbeiter hierher eingeladen habe, so hatte ich dazu vielfachen Grund. Ihr bildet den größten Theil der Gesammtbevölkerung dieser Gegend. Entweder sind euere Dörfer vielfach in Fabriken umgewandelt, oder ihr zieht in großer Zahl nach den Fabrikstädten, die in euerer Nähe liegen. Ich nehme daher auch den innigsten und wärmsten Antheil an allem, was euere Wohlfahrt betrifft. Dazu treibt mich schon die innige Liebe, welche ich zu euch allen habe, und die durch die Reihe von Jahren, seitdem ich euer Bischof bin und euch kenne und euch besuchte, nur immer mehr gewachsen ist. Dazu treibt mich aber insbesondere der Gedanke, daß ich in euerer Mitte die Stelle dessen vertrete, der selbst ein Arbeiter, des Zimmermanns Sohn, sein wollte, um sich der Menschen in ihrer Noth zu erbarmen. Die Mutter dieses göttlichen Zimmermannskindes, deren Bild wir hier verehren, die mit ihrer mütterlichen Liebe den Arbeitern und Arbeiterinnen in allen ihren Anliegen so nahe steht, wird es daher gewiß billigen, wenn ich in dieser Stunde das, was man die Arbeiterfrage nennt, in Beziehung zur Religion bespreche.

„Diese Frage will ich nun so kurz wie möglich, aber mit vollkommener Offenheit euch beantworten; mit jener rücksichtslosen Offenheit, welche die Wahrheit fordert und die allein dem Verhältniß, in dem ich als Vertreter dessen, der die Wahrheit selbst ist, zu euch stehe, würdig und entsprechend ist.

„Die Grundeinrichtung, welche der ganzen Bewegung im Arbeiterstande ihre Bedeutung gibt und ihr eigentliches Wesen ausmacht, ist auf Verbindung, auf Vereinigung der Arbeiter gerichtet, um so mit vereinter Kraft die Interessen der Arbeiter geltend zu machen.

„Diese Richtung der Arbeiter ist nun infolge der volkswirthschaftlichen Grundsätze, die seit der Französischen Revolution zur Geltung gekommen sind" (die Grundsätze der wirthschaftlichen Freiheit sind, wie sich der Bischof aus der englischen und holländischen Literatur sehr leicht überzeugen konnte, weit älter und nicht von den Franzosen erfunden) „und in allen Staaten die unbedingte Herrschaft mehr und mehr erlangt haben, eine wahre Naturnothwendigkeit geworden, und die Religion hat daher gegen diese Bestrebungen an sich nichts zu erinnern; sie kann sie nur segnen, ihnen zum Heil des Arbeiterstandes Erfolg wünschen und sie unterstützen. Die unbedingte Freiheit auf allen Gebieten der Volkswirthschaft hat den Arbeiterstand in eine ganz verzweiflungsvolle Lage gebracht. Durch Auflösung aller alten Verbindungen wurde der Arbeiter gänzlich isolirt und lediglich auf sich angewiesen. Jeder Arbeiter stand mit seiner Arbeitskraft, die sein ganzes Vermögen ausmacht, allein da. Ihm gegenüber aber stand die Geldmacht, welche in demselben Maße dem Arbeiter gefährlich wird, wie ihr Inhaber ohne Gewissen, ohne Religion ist und sie daher nur zur Befriedigung des Egoismus benutzt. Ein Rothschild, der seinen Kindern 1700 Mill. Frs. hinterläßt, ist so recht ein Product dieser volkswirthschaftlichen Richtung. Der Menschenverband wurde zerstört und an dessen

Stelle trat der Geldverband in furchtbarer Ausdehnung. Daraus entstanden nun überall, wo sich diese Verhältnisse schrankenlos entwickeln konnten, für den Arbeiterstand die fürchterlichsten Zustände.

„Gegen diese Isolirung des Arbeiterstandes, gegen dieses Zertreten der Menschenkraft durch die Geldmacht ist nun von demselben England, von welchem das Verderben ausgegangen ist, der mächtige Antrieb zur Verbindung, zur Organisation gegeben worden.

„Aber auch hier zeigt sich, wie diese Bestrebungen, den Arbeiterstand zu vereinigen, ohne Religion keinen bleibenden Erfolg haben werden. Die Arbeiter bedürfen bei diesen Bestrebungen vielfacher Hülfeleistungen. Sie können nicht alle diese Vereinsangelegenheiten einzeln besorgen. Sie haben Führer und Leiter nöthig, welche die gemeinschaftlichen Angelegenheiten des Arbeiterstandes besorgen. Aber diese Arbeiterführer sind selbst Menschen mit derselben Natur, wie die Kapitalisten sie haben. Wenn ein Mensch, der die Macht des Kapitals zu seiner Verfügung hat, seine Arbeiter rücksichtslos zu seinem Vortheil ausnutzt, sofern er ohne Religion und ohne Gott ist; wer gibt diesen Arbeitern die Gewißheit, daß nicht auch ein sogenannter Volksfreund und Volksführer sie ausbeuten werde lediglich zu seinem Interesse, wenn er ein gewissenloser, ein gottloser, ein religionsloser Mensch ist? Gerade wie die Geldmacht sie ausgebeutet hat, so werden solche Volksführer sie ausbeuten, solange sie das Christenthum verachten, ja von Haß dagegen erfüllt sind.

„Ihr seht es ja vor euern Augen, wie immer wieder unter diesen Männern, die sich an die Spitze der Arbeiterbewegung stellen, periodisch die heftigsten Kämpfe ausbrechen, was im gegenwärtigen Augenblick“ (damals stand der Kampf Liebknecht wider Schweitzer auf der Tagesordnung) „eben wieder der Fall ist, und wie sich dann diese Männer gegenseitig all die Selbstsucht vorwerfen, die sie noch eben den Kapitalisten vorgeworfen haben.“

Das ist die Einleitung der Predigt.

Der Bischof wußte ohne Zweifel, daß ein jeglicher Mensch seine Bürde auf sich hat, und daß es eine Hauptaufgabe jeder Religion, und folglich auch der römisch-katholischen Confession ist, die Gläubigen zu lehren, „das Unvermeidliche mit Würde zu ertragen“, d. h. mit Ergebung in die Wege der Vorsehung und in den Willen des Herrn. Wenn nun der Bischof, statt die Arbeiter zu beruhigen, sie aufregt, wenn er ihnen im Namen „des göttlichen Zimmermannskindes, dessen Stelle er vertritt“, die Versicherung ertheilt, sie befänden sich in „dem fürchterlichsten Zustande“, sie würden nicht nur von den Kapitalisten auf das gottloseste ausgebeutet — da der Bischof in der Nähe von Frankfurt predigt, so gebrauchte er nicht ohne Geschick den Namen „Rothschild“ als Popanz —, sondern auch von ihren eigenen Führern schamlos betrogen, so verfolgte er bei diesem etwas eigenthümlichen und den sonstigen Vorschriften des geistlichen Amtes nicht völlig entsprechenden Verfahren offenbar besondere Zwecke.

Wir vermuthen, daß dieselben rein himmlischer Natur sind. Wenn es sich um rein profane Dinge handelte, dann würden wir allerdings so raisonniren: Dieser Autor versichert den Arbeitern, sie befänden sich in einer verzweifelten Lage. Er

behauptet weiter, sie würden von dem Kapital ausgebeutet, aber ihre Führer, welche sie von dem Kapital befreien wollten, litten an der nämlichen Selbstsucht, Gewissen- und Gottlosigkeit wie die Kapitalisten, es sei keine Rettung als bei der Kirche. Der Autor fügt hinzu, er vertrete nicht nur die Stelle der Kirche, sondern auch die des göttlichen „Zimmermannssohnes". Was geht daraus hervor? Der Autor will die Epigonen Lassalle's beiseiteschieben. Er will die Bebel und Liebknecht, Volmar und Hasenclever, die Schweitzer und Roller discreditiren, um sich an deren Stelle zu setzen. Er will herrschen, um dasselbe zu thun, wie das „gottlose" Kapital und die „selbstsüchtigen" Arbeiterführer, um, wie er sagt, „die Arbeiter schamlos auszubeuten".

Wie gesagt, so würden wir schließen, wenn es sich um profane Dinge handelte. Gegenüber dem Kirchenfürsten bescheiden wir uns.

In dem Munde eines gewöhnlichen Menschen hätte vielleicht die Berufung auf die besondere Protection „des göttlichen Zimmermannskindes und seiner Mutter" und die Behauptung: „Ich vertrete die Stelle dessen, der selbst ein Arbeiter, des Zimmermanns Sohn, sein wollte, um sich der Menschen in ihrer Noth zu erbarmen", den Charakter der Blasphemie, oder wenigstens einer starken Selbstüberhebung. Gegenüber dem Kirchenfürsten enthalten die Laien sich jeglichen Urtheils.

Nachdem der Bischof den allgemeinen Theil so erledigt, geht er über zu dem besondern:

„Die erste Forderung des Arbeiterstandes ist: eine dem wahren Werth der Arbeit entsprechende Erhöhung des Arbeiterlohnes.

„Diese Forderung ist im allgemeinen höchst billig; auch die Religion fordert, daß die menschliche Arbeit nicht wie eine Waare behandelt und lediglich durch An- und Abgebot abgeschätzt werde.

„Man hat oft behauptet, daß Strikes durch die Störung des Geschäfts und durch die Entbehrung des Lohnes auf seiten der Arbeiter, welche die Arbeit einstellen, den Arbeitern mehr geschadet als genützt haben. Das ist aber im großen und ganzen unwahr. Die Strikes haben, wie dies soeben der Engländer Thornton überzeugend nachgewiesen, den Arbeitslohn bedeutend gehoben. Dieser ist in den letzten 40 Jahren, seitdem die Trades-Unions ihre Thätigkeit begonnen, in einigen Gewerben um 50 Proc., in manchen andern um 25—30 und in allen mindestens um 15 Proc. gestiegen. Thornton macht auch darauf aufmerksam, daß zwar bei den Strikes die Arbeiter in der Regel scheinbar unterlegen seien, daß aber dennoch infolge derselben überall bald nachher eine Erhöhung des Arbeiterlohnes bewilligt worden sei, sodaß die Niederlage nur eine scheinbare gewesen. Nach dem Vorbild dieser Trades-Unions sind nun auch in Deutschland die Genossenschaften gebildet, denen nicht wenige unter euch angehören. Dieses Bestreben nach rechtmäßiger Erhöhung des Lohnes ist gewiß nicht verwerflich. Daß die menschliche Arbeit auch entsprechenden Lohn empfange, ist eine Forderung der Gerechtigkeit und des Christenthums.

„Die Gottlosigkeit des Kapitals, das den Arbeiter als Arbeitskraft und Maschine bis zur Zerstörung ausnutzt, muß gebrochen werden. Sie ist ein Verbrechen am

Arbeiterstande und eine Entwürdigung desselben; sie paßt nur zur Theorie jener Menschen, die unsere Abstammung vom Affen ableiten. Die Geldmacht ohne Religion ist vom Bösen. Ebenso aber auch die Arbeitermacht ohne Religion. Beide führen zum Verderben."

Damit thut der Bischof die Lohnfrage ab; in der That etwas cavalièrement, will uns bedünken.

Er beschuldigt schließlich das Kapital schlechtweg der Gottlosigkeit, nachdem er im Eingang sowol die Kapitalisten als auch die Arbeiterführer als „religionslose, gottlose, gewissenlose Menschen" wenigstens bedingterweise bezeichnet hat. Wir wissen nicht, ob der Bischof die „Essays and Treatises" des berühmten englischen Philosophen und Historikers David Hume kennt. Sie sind schon 140 Jahre alt; aber es gibt Dinge, die niemals veralten, und darunter gehört folgender Ausspruch Hume's in dem genannten Buche.

Hume führt aus, wie auch der Stand und Beruf den Menschen zuweilen einen besondern Charakter geben. Bei den Juristen, den Kaufleuten, den Aerzten trete das Standesbewußtsein nicht so stark hervor, weil von ihnen jeder für sich seinen eigenen Geschäften nachgehe; etwas anderes sei es mit der Geistlichkeit des nämlichen Glaubens; denn diese Genossenschaft gewinne für die Gemeinschaft und jeden einzelnen am meisten durch die Verehrung, welche ihren gemeinsamen Lehren erwiesen wird, und durch die Unterdrückung ihrer Antagonisten. „Nur wenige Menschen", heißt es weiter, „können Widerspruch mit Geduld ertragen; aber die Geistlichkeit wird zum Aeußersten, bis zur Wuth dadurch aufgebracht, weil ihr ganzer Credit, ihre Existenz und ihr Einkommen von dem Glauben abhängt, welchen ihre Lehren finden, und weil sie allein auf eine übernatürliche, göttliche Autorität Anspruch machen, und auch einen Vorwand haben, ihre Gegner als gewissenlose und gottlose Menschen zu schildern. Das odium theologicum, der theologische Haß ist zum Sprichwort geworden. Er bezeichnet jenen Grad von Groll, welchen man für den wüthendsten und unversöhnlichsten hält. Der Drang, sich zu rächen, ist allen Menschen gemeinsam. Bei den Priestern und Weibern scheint er jedoch am stärksten zu sein. Denn diesen ist es nicht gestattet, sofort ihrem Zorn auf dem Wege des Kampfes und der Explosion Luft zu verschaffen, und sie glauben sich deshalb verachtet. So kommt es, daß der verletzte Stolz beiträgt zu der Erhöhung der rachsüchtigen Gesinnung."

Herr von Ketteler gibt deutlich zu verstehen, der gegenwärtige Lohn sei zu niedrig, der Arbeiter werde von den Fabrikanten bis zur Zerstörung ausgenutzt; er verlangt, daß der Lohn bis auf den „wahren Werth der Arbeit" erhöht werde.

Was ist der „wahre Werth" der Arbeit?

Will uns der Herr Bischof die Ziffer nennen? Wenn nicht, kann er uns einen Richter bezeichnen, der die Ziffer fixirt?

Nein, das alles kann er nicht. Heißt das aber nicht, wüste demagogische Agitation treiben, wenn man den Leuten etwas verspricht, von dem man selbst nicht weiß, was es ist?

Der Herr Bischof versichert, seit Einführung der wirthschaftlichen Freiheit sei die Lage der Arbeiter immer schlechter geworden, und gegenwärtig befänden sie

sich in den „fürchterlichsten Zuständen". Unmittelbar nachdem er dieses Bild mit den schwärzesten Farben gemalt, behauptet er, in den letzten Jahrzehnten sei der Arbeitslohn um 15, 20 ja 50 Proc. gestiegen. Wären beide Behauptungen richtig, so würde das Elend desto größer geworden sein, je höher der Lohn stieg. Glücklicherweise ist dies nicht der Fall. Die Behauptung über die Erhöhung des Lohnes ist richtig, die über die Vermehrung des Elends ist falsch; und der Lohn hat sein Steigen nur der „Gottlosigkeit" des Kapitals zu verdanken, welches, je mehr es wuchs, desto mehr gestattete, guten Lohn zu bezahlen. Das „gottlose" Kapital, die Erhöhung des Lohnes und die Verbesserung der Zustände marschiren miteinander.

Der Herr Bischof freilich behauptet, nicht das Kapital, sondern die Arbeitseinstellungen hätten den Lohn in die Höhe getrieben. Er beruft sich hierfür auf den „Engländer" Thornton. Hätte der Bischof das Buch von Thornton vollständig gelesen, so würde er entweder eine andere Ueberzeugung gewonnen oder für seine jetzige Autorität eine andere angerufen haben. Wir wollen zum Beleg dessen nur zwei Stellen aus Thornton's Buch: „Die Arbeit, ihre unberechtigten Ansprüche und ihre berechtigten Forderungen, ihr wirkliche Gegenwart und ihre mögliche Zukunft", hierher setzen.

„Für die speciellen Interessen der Arbeiter", sagt Thornton, „kann der Lohn, der durch Strikes erzielt wird, auch zu hoch sein, nämlich dann, wenn er höher ist, als ihn das Geschäft, in welchem die Arbeiter angestellt sind, auf die Dauer zu zahlen vermag. Wenn die Arbeiter diese Grenze überschreiten, laufen sie große Gefahr, selbst ihre eigenen Interessen zu verletzen."

Und von den Gewerkvereinen und Strikes gibt Thornton folgende Schilderung:

„Natürlich dürfen Rekruten, die gegen ihren Willen einer Genossenschaft einverleibt sind, darin nicht anfangen, was sie wollen.

„Im günstigsten Falle hätten sie sich der Majorität unterwerfen müssen. Jeder Maßregel, die von der Mehrzahl beschlossen wird, hat die Minderzahl sich zu fügen. Ihr bleibt keine andere Wahl, wenn sie nicht austreten will: und dazu wird sich niemand leicht entschließen, schon aus denselben Gründen, die ihn bewogen haben, sich aufnehmen zu lassen; dann aber auch, weil er ungern sein Anrecht auf die Unionskasse (Gewerks-Vereinskasse) verliert, das er sich durch seine Beiträge erkauft hat. Zu zeiten wird die Fügsamkeit der Minorität auf eine harte Probe gestellt, namentlich während der Dauer eines Strike. Dieser Name klingt zwar recht kriegerisch, drückt aber, wie jedermann weiß, viel mehr eine passive als eine active Opposition aus. Zum wirklichen Handgemenge mit den Fabrikherren kommt es nur in seltenen Ausnahmefällen; sie lassen sie einfach im Stich, gehen insgesammt auf und davon und ahmen damit oftmals in mehr als einer Hinsicht die römischen Plebejer nach, als diese sich auf den Mons Sacer zurückgezogen und dadurch die Moral der Fabel vom «Bauche und den Gliedern» schätzen lernten. Haben sie nun die Arbeit eingestellt und beziehen infolge dessen zur Zeit keinen Lohn mehr, so sind sie für ihren Unterhalt auf ihren Reservefonds angewiesen und auf die Unterstützung anderer Arbeitervereine und theilnehmender

Bundesgenossen. Diese ergibt alles in allem oft einen so ansehnlichen Betrag, daß den Familien wöchentlich 10, 12 und 14 Sh. ausgezahlt werden können.

„Allein so starken Anforderungen an die Vereinskassen vermag nur dann auf lange Zeit entsprochen zu werden, wenn die Feiernden nur einen kleinen Bruchtheil der gesammten Genossenschaft ausmachen. Wenn der Strike, anstatt sich auf einige wenige Werkstätten zu beschränken, sich auf das ganze Gebiet des Vereins erstreckt, dann werden die Beiträge rasch kleiner und kleiner und der Empfänger immer weniger, bis die erstern auf beinahe nichts reducirt sind. Unterdessen befinden sich Hunderte, vielleicht Tausende von Familien in der schrecklichsten Noth. Gleich anfangs war es ihnen schon hart genug angekommen, von einem Gesammtverdienste von 4 oder 5 Pfd. St. die Woche auf ein Wartegeld von blos etwa doppelt so viel Shilling heruntergesetzt zu werden. Aber wenn selbst dies Scherflein ausbleibt, dann sind sie, um nicht umzukommen, gezwungen, jedes Stück ihrer Habe zu veräußern, wofür Brot gekauft werden kann. Uhren, Ohrringe und Trauringe, Tische und Stühle, Bettwäsche und Kleider: alles verschwindet, eins nach dem andern, und mit jedem wird die Hoffnung geringer, daß mit so vielen Opfern endlich ein Erfolg erkauft werden kann.

„Und unter denen, die sich so ganz ihres Besitzes berauben, gibt es immer viele, die keineswegs überzeugt sind, daß dies in einer gerechten Sache geschieht. Manche mögen von Anfang an den Kampf für hoffnungslos, oder den Gegenstand, um den es sich handelt, für verhältnißmäßig gering gehalten haben. Andere, nachdem sie kurze Zeit die bittern Früchte dieses Streites gekostet, würden herzlich froh sein, könnten sie ihr früheres friedliches Leben wieder aufnehmen. Fragt nur einen oder den andern von ihnen unter vier Augen, ohne daß die Kameraden euch hören können, warum sie nicht arbeiten, da sie es doch so nöthig hätten und blos die Hand danach auszustrecken brauchten; warum sie lieber den ganzen Tag faulenzen — und ihr werdet wenige finden, die hinlängliches Vertrauen zu dem eingeschlagenen Verfahren haben, um eine Rechtfertigung desselben zu versuchen. Sie werden vielmehr die Schuld ihrer stillschweigend zugegebenen Thorheit auf «ihre Kameraden oder den Verein oder den Vorstand» schieben. Sie werden auch zu verstehen geben, daß, wenn es nach ihnen ginge, sie ihre Arbeit sofort wieder aufnehmen würden, und daß sie nur ihren Genossen zu Liebe müßig umherlungern, selber darben und Frau und Kinder darben sehen.“

Wenn der Herr Bischof kraft seines hohen Kirchenamtes sich berufen fühlte, „den Engländer Thornton“ zu studiren und den Cigarrenarbeitern am Main Vorlesungen darüber zu halten, so würde er vielleicht besser daran gethan haben, den letztern diese authentische Stelle aus dem Buche mitzutheilen, statt ihnen ein oberflächliches und ungenaues Résumé zu geben.

Wer die Arbeiter zum Strike ermuthigt, übernimmt eine schwere Verantwortung. Denn nicht alle Strikes gelingen, und wenn nur einer mislingt, so bringt er die furchtbarsten Leiden über die Bevölkerung. Unter dem bekannten waldenburger Strike z. B. haben alle, und zumeist die Arbeiter, gelitten. Die letztern haben ihren Zweck nicht nur nicht erreicht, sondern auch an directem Schaden und entgangenem Lohn so viel geopfert, daß drei Jahre nicht hinreichen, um den Verlust zu ersetzen, durch

den Ueberschuß, den sie zu erzielen gedachten. Man sieht also, die Chancen sind sehr ungleich. Ohne Zweifel gibt es auch gerechte Strikes, d. h. solche, welche eine Lohnerhöhung erzielen, welche die Umstände gestatten, und welche der Arbeitgeber freiwillig hätte gewähren sollen, anstatt sich durch die Arbeiter zwingen zu lassen. Allein auch hier empfiehlt sich für das unbetheiligte Publikum die strengste Einhaltung des Grundsatzes der Nichtintervention. Man soll weder für noch gegen die Arbeiter Partei ergreifen. Denn nur wenn der Kampf sich selbst überlassen bleibt, wenn kein dritter sein Gewicht in die eine oder die andere Wagschale wirft, gewinnt die gerechte Sache den Sieg. Würden wir bei jedem Strike zu Gunsten der Arbeiter interveniren, so würde schließlich niemand mehr arbeiten; jeder würde das (aus den Beiträgen unbetheiligter Dritter zusammenfließende) Geld ohne Arbeit der Arbeit mit Geld vorziehen.

Eine wirksame Intervention für die Arbeiter besteht in der That nur darin, daß man Geld aufbringt, um den Arbeitern während des Strike das Dasein zu fristen. Mit Reden und Predigten kann man die Strikekasse nicht füllen; und wer mit Worten zum Strike antreibt, ohne Thaten folgen zu lassen, der stürzt die Arbeiter in den Krieg, um sie dann erbarmungslos ihrem Schicksal zu überlassen.

Denn Strike ist Krieg; Krieg um Geld und Macht. In dem von dem Herrn Bischof so sehr gelobten Lande der Strikes, in England, tritt bei jedem Strike der Coalition der Arbeitnehmer sofort eine Coalition der Arbeitgeber entgegen, welche letztere Coalition ebenfalls die äußersten Mittel aufbietet, um die Lohnsteigerung abzuwenden, eventuell um sie wieder rückgängig zu machen; gelingt aber letzteres — und es gelingt erfahrungsmäßig zum öftern — dann ist die Lage der Arbeiter schlimmer als vorher. Wenn aber auch der Strike gelingt und die Lohnerhöhung bleibt, so gereicht auch das keineswegs immer, wie dies der Herr Bischof ohne weiteres anzunehmen scheint, den Arbeitern zum Vortheil. Oft endet der Strike mit Gleichstellung des Lohnes für alle Arbeiter, für gute wie für schlechte. Hier opfert der Gute, entweder infolge von Zwang oder Unkenntniß, seine berechtigten Ansprüche dem Schlechten; und darunter haben alle Interessenten auf die Dauer zu leiden. Oder man gleicht die Sache wieder aus durch Versäumniß- und Fehlerstrafen, welche dem Trägen oder Fahrlässigen auferlegt werden. Dann führt man die Ungleichheit durch die Hinterthür wieder herein, nachdem man sie zur Vorderthür hinausgeworfen hatte. In diesem Falle ist es nur „Viel Lärm um Nichts".

Endlich aber — und das ist die Hauptsache — wird kein Mensch behaupten wollen, wol auch Herr von Ketteler nicht, daß durch jede erzwungene Lohnerhöhung sofort das Nationalvermögen um die Differenz zwischen dem neuen und dem ältern Lohnsatz steige. Der Nationalreichthum wird an sich nicht vermehrt, sondern deplacirt. Irgendjemand hat also den Schaden zu tragen, und manchmal sind das die Arbeiter selber.

Wir erwähnten bereits den Fall, wenn das Geschäft den erhöhten Lohn auf die Dauer nicht zu zahlen vermag. Es geht dann zu Grunde und die Arbeiter werden brotlos. Sie haben den Baum umgehauen, um den Apfel zu bekommen.

Besteht aber das Geschäft fort, so hat natürlich der Unternehmer das Bestreben, die ihm auferlegte höhere Last, womöglich noch mit einem Aufschlag, der ihm zugute kommt, auf andere abzuwälzen. Gelingt dies, wie es z. B. bei den Baugewerben, vermöge ihres localen Monopols, häufig der Fall ist, so stockt die Baulust und die Miethe der Wohnungen steigt. Das Product ist also die Wohnungsnoth, unter welcher besonders die Arbeiterfamilien leiden. Allein noch mehr: sobald ich den Baugewerben 30 Proc. mehr bezahle, so bin ich, wenn inzwischen nicht das Nationalvermögen oder mein Antheil an demselben entsprechend gestiegen ist, gezwungen, meine andern Ausgaben entsprechend zu reduciren. Ich schränke also meinen Verbrauch ein und damit den Absatz und die Production in allen betreffenden Gewerben. Infolge dessen muß in letztern der Arbeitslohn sinken. Was die Bauhandwerker gewinnen, müßten alle übrigen Arbeiter verlieren. Das Gute, das jenen zutheil ward, wird mehr als aufgewogen durch ein doppeltes Uebel, das erstens die Masse der Consumenten und zweitens die Masse der Arbeiter trifft.

Bei der heutigen Organisation der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft ist ein jeder Arbeitgeber und Arbeitnehmer Consument und Producent zugleich. Wäre es möglich, daß gleichzeitig alle Arbeiter striken und alle eine dauernde Lohnerhöhung erzwingen, so würde um die Differenz das Geld entwerthet und der Preis der Producte gesteigert, es würde alles theuerer werden und der erhöhte Lohn würde nicht mehr Kaufkraft besitzen als der niedrige alte. Natürlich würden die Arbeiter mit allen ihren Bedürfnissen nicht minder getroffen werden von der Theuerung, als die übrigen Menschen.

Der Kopf des Herrn Bischofs ist beherrscht von der unklaren Idee, der Arbeiter producire blos, der Nichtarbeiter consumire blos. Eine solche Vorstellung war bei ihm natürlich. Wenn man den Bischof lediglich mit den profanen und nüchternen Augen eines „Manchestermannes“ betrachtet, so ist er allerdings in wirthschaftlicher Beziehung nur Consument und gar nicht Producent. Allein bei uns andern Menschen — und wir bilden die ungeheuere Mehrzahl — ist das ganz anders. Der producirende Arbeiter consumirt auch, der consumirende Unternehmer producirt auch. Es ist überhaupt unmöglich, unser deutsches Volk nach der chinesischen Schablone in zwei Kasten, in die der Arbeiter und die der Nichtarbeiter, zu theilen. Die Eimer steigen vielmehr auf und nieder. Hier ist ein großer Industrieller, dessen Großvater ein armer Schlossergeselle war; und dort ist ein Schlossergeselle, dessen Vater ein reicher Kaufherr gewesen; und beide gehören derselben Nation an und sind vor dem Gesetze gleichberechtigte Bürger. Die Abstractionen, mit welchen der Herr Bischof operirt, existiren nicht im wirklichen Leben.

Am liebsten möchte der Herr Bischof alle Arbeiter zu Geschäftstheilhabern machen. Er behauptet sogar, „ein Kapital“ — also immer doch Kapital, trotz all seiner „Gottlosigkeit“ — „von 30000 Thlrn. genüge, um in bedeutendem Umfange mit einer bedeutenden Partnerschaft für Cigarrenarbeiter in Mitteldeutschland den Anfang zu machen“. Warum hat der Herr Bischof selbst nicht den Anfang gemacht in den langen Jahren, welche verflossen sind, seit er den Cigarren-

arbeitern seine socialistische Rede gehalten? Jenes Kapital bei den Gläubigen aufzubringen, wäre ihm bei seiner erhabenen und einflußreichen Stellung ohne Zweifel leicht gewesen. Er muß also doch wol Bedenken in der Sache selbst gehabt haben.

Die Wahrheit ist, daß jeder Arbeiter zwar den Marschallstab in seinem Tornister hat, daß aber ebenso wenig jeder Mensch Unternehmer, wie jeder Unterthan Baron oder jeder Katholik Bischof werden kann. Gewiß, der Kaiser kann jemand zum Freiherrn und der Papst und das Kapitel kann jemand zum Bischof machen, und dann bleibt er es bis zum Ende seiner Tage. Aber mit dem Unternehmer ist es etwas anderes. Wenn ich heute jemand den Antheil an einer Fabrik schenke, so wird er bald aufhören, denselben zu besitzen, wenn ihm die zur Führung eines solchen Unternehmens erforderlichen Eigenschaften fehlen. Für die Lösung der Frage der Partnerschaft hat z. B. von Thünen in Mecklenburg mehr gethan als alle Bischöfe der Welt mit ihren Predigten. Wären alle Gutsbesitzer Männer wie von Thünen, und könnten sich die Arbeiter alle diejenigen Eigenschaften aneignen, welche der Unternehmer im Interesse des Unternehmens nöthig hat, dann hätte man weder die 30000 Thlr., noch die Predigt des Herrn von Ketteler nöthig. Dann wäre die Frage der Partnerschaft thatsächlich gelöst.

Wenn ich zum Schluß meine Meinung über die mit so viel Ostentation in Scene gesetzte Predigt zusammenfassen soll, so ist es das: die volkswirthschaftlichen Lehren, die der Herr Bischof den Arbeitern gegeben hat, sind irrig.

Wir sind aber weit entfernt, jeden, dessen Meinung wir für unrichtig halten, für ruch- und gottlos zu erklären. Vielmehr haben wir keinen genügenden Grund daran zu zweifeln, daß Herr von Ketteler nach bestem Wissen und Gewissen gesprochen, und daß er glaubte, was er gesagt hat. Er hat nur von Volkswirthschaft zu wenig gelernt; und auch das aus einem sehr triftigen Grunde, nämlich weil ihm sein geistliches Oberhirtenamt wahrscheinlich dazu nicht die Zeit ließ.

Alles das aber sind nur subjective Entschuldigungen. Objectiv ist und bleibt es sehr bedenklich, wenn ein Kirchenfürst unter Berufung auf sein „geistliches Amt" und seine „himmlische" Mission über profane Dinge predigt, von denen er nichts versteht, wenn er Aeußerungen thut, die zu sehr gefährlichen Misverständnissen zu führen geeignet sind, und wenn er Erwartungen und Hoffnungen weckt, welche mit Täuschungen enden und enden müssen.

Auch möchten wir dem Kirchenfürsten noch zu erwägen geben, ob er sein Verhalten der Kirche gegenüber verantworten kann.

Die Existenz der Kirche beruht unter andern auch darauf, daß die Angehörigen derselben der Kirche und ihren Organen glauben.

Diesen Glauben fordert der Bischof von Ketteler auch als Schriftsteller und Redner für seine Aeußerungen über weltliche Dinge; denn er beruft sich zur Erhärtung seiner Behauptungen wiederholt auf Gott und seine heiligen Gesetze sowie auf sein bischöfliches Amt, kraft dessen er „die Stelle des Zimmermannssohnes" vertrete.

Das letztere ist nun vor allem entschieden falsch. Nach der Verfassung und der Lehre der katholischen Kirche hat kein einzelner Bischof das Recht, sich als den Stellvertreter Christi auf Erden zu bezeichnen.

Darf er dies nicht einmal in geistlichen Angelegenheiten, so darf er es noch viel weniger in weltlichen Dingen. Hier aber handelt es sich um Fragen der Wissenschaft, um Fragen einer ohne allen Zweifel profanen Wissenschaft, um Fragen der Nationalökonomie.

Daß der Herr Bischof weder in seiner Broschüre: „Das Christenthum und die Arbeiterfrage", noch in seiner Predigt es auch nur versucht, seine, meist in den Tag hineingeworfenen, unklaren Behauptungen wissenschaftlich zu begründen, das ist seine Sache. Aber wenn er den Mangel an Thatsachen und Beweisen durch Vorschieben der Religion maskiren, wenn er die Blößen, welche sich der profane Schriftsteller gibt, durch die geistliche Autorität des Bischofs zu decken sucht — so ist das Misbrauch; doppelter Misbrauch, wenn es sich um eine Frage handelt, bei welcher die Gefahr sehr nahe liegt, Misverständnisse hervorzurufen, Klassenkämpfe anzufachen und die Fackel der Zwietracht in den Schos der Gesellschaft zu schleudern.

Worauf beruht denn die geistliche, die kirchliche Autorität? Darauf, daß sie sich auf Fragen beschränkt, welche sowol der Wissenschaft als auch der Praxis des gemeinen Lebens entrückt sind. Ich will mich hier nicht auf speculative Erörterungen einlassen, sondern einfach constatiren, daß Fragen, wie die über die Existenz und die Eigenschaften Gottes, über den Ursprung des Bösen, über die Unsterblichkeit, über Belohnung und Bestrafung im Jenseits, über die Präbestination, die Rechtfertigung durch den Glauben u. s. w., bisjetzt weder durch die Wissenschaft noch die Erfahrung in einer befriedigenden und allgemein anerkannten Weise gelöst worden sind, daß wir vielmehr heute gerade so viel davon wissen wie zu allen andern Zeitaltern, d. h. wenig oder nichts.

Da, wo das Wissen aufhört, fängt der Glaube an; und die geistlichen Autoritäten haben auf diesem Gebiete so leicht nichts zu fürchten, weil dieselben bis dahin weder von der Wissenschaft, noch von den Erfindungen und Erfahrungen berührt worden sind. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, des Pulvers und des Compasses, die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien, Dampfschiffe und Eisenbahnen, Gas und Telegraph sind hierauf erfahrungsmäßig ohne Einfluß geblieben. Was also innerhalb jenes Kreises die geistliche Autorität behauptet, das kann man glauben oder nicht glauben. Es zu widerlegen ist schwer, ja nach der Meinung der Mehrzahl der Menschen unmöglich.

Darauf beruht zum Theil die Autorität der Kirche. Wenn aber die Kirche oder die Hierarchie dies Gebiet verläßt und aufhört, sich auf das eigentliche und wahre Gebiet der Religion zu beschränken, so begibt sie sich in große Gefahren.

Wenn die heiligen Väter der Inquisition behaupten, die Erde drehe sich nicht um die Sonne, sondern die Sonne um die Erde, wenn der Pastor Knak abermals den mislungenen Versuch macht, die Erde festzunageln, so stoßen sie auf Widerspruch, oder gar auf Gelächter, selbst bei solchen, welche ihnen sonst zu glauben geneigt sind. Wenn der Bischof von Ketteler behauptet, zweimal vier sei nicht acht, sondern zwei, oder je mehr Lohn der Arbeiter bekomme, desto schlechter gehe es ihm, so ist er ebenfalls in Gefahr, einem ähnlichen Geschick zu verfallen.

Die frommen Herren sollten dabei bedenken, daß es der kirchlichen Autorität

schwerlich förderlich ist, wenn im Namen derselben Dinge behauptet werden, welche sich prima vista als unwahr erweisen.

Sie sollten sich an den Spruch Goethe's erinnern:

Wie einer ist, so ist sein Gott.
Darum ward Gott so oft zu Spott.

Verfolgen wir nun weiter das Leben und die Schicksale des Herrn von Ketteler, so läßt sich darin eine gewisse Tragik nicht verkennen.

Der selige Cardinal Antonelli nannte in seinen vertraulichen Gesprächen den streitbaren Bischof und Freiherrn nie anders als „den groben deutschen Bauer", und Pius IX., dessen Lazzi alle Anerkennung verdienen, sprudelte förmlich von geistreichen Witzen, wenn er darauf zu sprechen kam, wie Ketteler am 15. Juli 1870 ihm pathetisch zu Füßen gefallen, um ihn zu bewegen, auf die Unfehlbarkeit zu verzichten. Er begriff nicht, wie ein Mensch, und noch dazu ein katholischer Bischof, der schon öfters in Rom war, so naiv sein konnte.

Pio Nono war ein gutmüthiger und nobler alter Herr: das müssen ihm auch seine erbittertsten Feinde lassen. Er ging nicht so weit wie jene ultramontanen Fanatiker, welche in dem Todestag des Bischofs den „Finger Gottes" erblicken, indem sie sagen: „Er ist am 13. Juli (1877) gestorben. Am 13. Juli (1870) hat er in Rom den Herrn verleugnet (d. h. er hat auf dem Vaticanischen Concil gegen die Unfehlbarkeit gestimmt), am 13. Juli hat ihn der Herr vor seinen Richterstuhl geladen."

Dr. Sigl in München schrieb nämlich wörtlich: „Bischof Ketteler ist am 18. Juli in Mainz bestattet worden, dem siebenten Jahrestage (18. Juli 1870) der Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit, deren heftiger Gegner er gewesen, gegen die er gestimmt, geschrieben und agitirt hatte; der Schlußabstimmung ist er wie die andern deutschen Oppositionsbischöfe durch Abreise von Rom aus dem Wege gegangen. Am 13. Juli ist er in Burghausen gestorben, dem siebenten Jahrestage der Abstimmung beim Concil über das Dogma, bei der er als Mann der Opposition mit Non placet stimmte. Am 15. Juli abends trug man seine Leiche hinaus aus Burghausen, begleitet vom zahlreichen Klerus im Ornat und vielem Volk, da brach, wie die Blätter berichten, über den Leichenzug ein wolkenbruchartiger Regen los; die ganze Leichenbegleitung, Klerus und Volk, flüchtete eilig in die Häuser und ließ den todten Bischof im Stich, am siebenten Jahrestage, da Ketteler in Rom vor dem Papste den bekannten Fußfall gemacht, um dann ihn und das Concil zu verlassen und von Rom abzureisen. Gewiß ein merkwürdiges Zusammentreffen. Von den preußischen Oppositionsbischöfen beim Concil ist heute, nach sieben Jahren, ein jeder von seinem Sitze getrieben und preußisch «abgesetzt» und Ketteler ist todt."

Der Baron Ketteler ist also auf dem Rückwege von Rom in einem bairischen Kloster gestorben, wo er einen andern westfälischen Baron und Klosterbruder, von Korff, aufsuchte, dem er sein Herz ausschütten wollte. Vielleicht war dies Herz schwer. Er war nach Rom gegangen, um in Gemeinschaft mit andern von ihren Stühlen durch Richterspruch entfernten deutschen Bischöfen in Sachen von „Staat und Kirche in Deutschland" Rath zu ertheilen. Man erwartete, sein Rath werde

maßgebend sein und er werde mit dem Cardinalshute bekleidet zurückkehren in die rheinischen Lande. Das letztere war nicht der Fall. Das erstere vielleicht auch nicht. Pio Nono hielt große Stücke auf Ledochowski. Der feine Pole (oder eigentlich Rumänier) galt mehr bei ihm als der grobe westfälische „Bauer", der, mochte er es auch noch so gut meinen, doch wirklich manchmal recht unbequem war. Auch sagt man, daß Ketteler und Lodochowski einander nicht liebten. Da ist denn ein weiter Spielraum für Muthmaßungen eröffnet. Gewiß ist nur, daß der Baron Ketteler in großer nervöser Aufregung von Rom zurückkehrte, daß diese Aufregung in ein heftiges Fieber ausartete, und daß der kräftige Mann diesem bösartigen Fieber erlegen.

Ich bin mit dem Freiherrn von Ketteler dreimal in persönliche Berührung gekommen. Das erste mal 1848 in Frankfurt, als er Mitglied der Paulskirchenversammlung war, das zweite mal 1862 in Mainz, wo er in vollster bischöflicher Machtvollkommenheit thronte, das dritte mal 1871 in Berlin, wo er kurze Zeit dem Deutschen Reichstage angehört hat. Das erste mal war er in ascendente domo, das zweite mal in summo coelo, das dritte mal war er bereits in descendente domo, er wußte es aber noch selbst nicht.

Das erste mal war er Pastor in einem Dorfe seiner Heimat; das zweite mal war er Bischof und „Mitregent"; das dritte mal versuchte er es, sich als gleichberechtigte Großmacht mit dem Fürsten Bismarck auseinanderzusetzen. Es ist bekannt, daß früher der Erzbischof von Mainz zugleich Erzkanzler des Heiligen Römischen Reiches war. In diesen Erinnerungen schwelgte der westfälische Freiherr. Es war daher sehr natürlich, daß Ketteler, welcher nicht gewohnt war, sich zu unterschätzen und sein Licht unter den Scheffel zu stellen, den Beruf fühlte, als Nachfolger des ehemaligen Kanzlers des Römischen Reiches nun mit dem gegenwärtigen Kanzler des Deutschen Reichs das Verhältniß zwischen Kaiser und Papst entweder grundrechtlich oder concordatlich zu regeln und sich den Dank des „weltlichen" und des „geistlichen Schwerts" zu verdienen. Ketteler glaubte die Wege zum Ziele geebnet. Bis dahin rabiater „Großdeutscher", hatte er nach dem Tage von Königgrätz eine Broschüre geschrieben (in Broschüren war er sehr stark, er hat deren im ganzen 39 veröffentlicht) unter dem Titel: „Deutschland nach dem Kriege von Sechsundsechzig", in welcher er sich wider Erwarten weit nach Preußen hinüberbeugte, um ihm die Friedenspalme zu reichen, natürlich unter der Bedingung (das versteht sich bei einem Ketteler immer von selbst), daß es sich dem hierarchischen System unterwerfe. Ich werde den Verlauf seiner Bestrebungen von 1871 und deren klägliches Ende erzählen, wie ich solches aus keinem geringern Munde als aus dem des Fürsten Bismarck selber vernommen. Zuvor aber noch ein Wort über das Gesammtcharakterbild unsers Helden.

Wenn man auf einen Kirchenfürsten die Worte eines profanen und ketzerischen Dichters anwenden dürfte, so möchte man beinahe von Ketteler sagen:

He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.

In erster Linie steht sein Charakter. Er war an Ausdauer, Zähigkeit, Unermüdlichkeit, Schlagfertigkeit und nachhaltiger Willenskraft ein echter Sohn der Rothen Erde, welche dem preußischen Staat seine besten Juristen — ich nenne Sethe und Waldeck — und seine tapfersten Klerikalen — ich nenne Mallinckrodt und den Freiherrn von Schorlemer-Alst — lieferte. Er hatte wenig von der Demuth des christlichen Priesters und viel von der streitbaren Tapferkeit des westfälischen Freiherrn. Auch die diplomatische Feinheit der frühern hierarchischen Aristokratie war ihm völlig fremd, nicht aber ein ausgeprägt westfälisch-aristokratisches Bewußtsein. Leute, welche ihm sehr nahe standen, versichern, er sei stets in erster Linie Freiherr und erst in zweiter Priester gewesen. Ich will darüber nicht urtheilen, sondern mich darauf beschränken, zwei unbedeutende Charakterzüge zu erwähnen. Die deutschen Bischöfe pflegten nach ihrer „Inthronisation" (so nennt man den Act der Besitzübertragung des bischöflichen Stuhles) den Familiennamen fallen zu lassen und nur noch ihre Vornamen, unter Vorsetzung eines Kreuzes, zu zeichnen. Nur Ketteler machte eine Ausnahme. Er zeichnete stets in zwei Zeilen:

Wilhelm Emanuel,
Freiherr von Ketteler.

Den Freiherrn konnte er niemals vergessen.

In Mainz lebte neben Ketteler die Gräfin Hahn-Hahn, welche, nachdem sie eine ganze Reihe sehr weltlicher Romane theoretisch und praktisch verübt hatte, plötzlich fromm ward und ein Buch, betitelt „Von Babylon nach Jerusalem", schrieb, zur Motivirung ihrer Bekehrung; worauf man in Darmstadt, die bekannten Verse aus dem „Wallenstein" parodirend, das Motto erfand:

Spät kommt Ihr, doch Ihr kommt, Frau Gräfin Hahn;
Der weite Weg entschuldigt Euer Säumen.

Sie war in Mainz Vorsteherin des Büßerinnenklosters der „Grauen Schwestern", wenn ich nicht irre, und kam als solche oft mit Ketteler in Berührung. Wenn der Bischof von der Aebtissin sprach, nannte er sie immer „die Gräfin", und wenn die Aebtissin von dem Bischof sprach, nannte sie ihn immer „den Baron".

Es war zum Theil der Stolz des westfälischen Freiherrn, welcher ihn trieb, sich von der fürstlichen Territorialgewalt mit Hülfe des Papstes zu emancipiren, um „souveräner Bischof" zu werden. Nun wurde diese Souveränetät 1870 durch das Unfehlbarkeitsdogma und durch denselben Papst, mit dessen Beistand sie Ketteler vormals errungen, wieder bedroht, da dies Dogma der Infallibilität den Bischöfen ihre Selbständigkeit nimmt und sie beinahe zu einfachen Beamten, zu Vollstreckungswerkzeugen für die Römische Curie macht. Dagegen wehrte sich der westfälische Freiherr. Deshalb that er den Fußfall. Allein es half nichts. Er setzte sich zwischen zwei Stühle. Er hat Buße dafür gethan, aber vielleicht hat man ihm doch nicht vollständig vergeben.

Ich sah Ketteler zum ersten mal am 18. Mai 1848. Das Parlament war im Kaisersaal auf dem „Römer" in Frankfurt a. M. feierlich eröffnet worden.

Dann zog es über den Römerberg, über die Neue Kräme und an der Börse vorbei, nach seinem Sitzungsraum, nach der Paulskirche. Unter einer ununterbrochenen Bogenlaube von grünen Zweigen und schwarz-roth-goldenen Fahnen schritten die Auserwählten der deutschen Nation paarweise und barhäuptig einher, während die Geschütze donnerten und die Glocken läuteten. Neben dem Professor von Lasaulx aus München, einem geistreichen, bairischen Ultramontanen, der sich sogar zuweilen den ketzerhaften Luxus einer eigenen Meinung erlaubte, schritt eine hohe knochige Gestalt mit einem markirten Gesicht, ein Mann von mittlern Jahren. Weniger die Haltung des Mannes, als Schnitt und Farbe seiner Kleidung verrieth den katholischen Geistlichen; der breitgerandete niedrige schwarze Hut trug eine riesige schwarz-roth-goldene Cocarde. Das war, wie ihn das Bulletin vom 20. Mai nannte, „der Abgeordnete von Ketteler aus Hopoten". In Wirklichkeit hieß das westfälische Dorf, wo Ketteler Pfarrer war, nicht Hopoten, sondern Hopsten.

Anfangs verschwand Ketteler in der Masse der Reichsboten. Allmählich erst machte er sich bemerklich. In Frankfurt a. M. grassirte damals, insbesondere auch unter den Frauen, ein Cultus der „interessanten Persönlichkeiten". Namentlich die Abgeordneten der Extreme, der äußersten Rechten und der äußersten Linken, waren gesucht. Ketteler gehörte zu jener klerikal-reactionären Partei, welche sich noch eine extremste Extrabank an die äußerste Rechte angenagelt hatte. Außerdem hatte sich, natürlich ohne sein Zuthun, ein romantischer Mythus um seine Person gelagert; er war, so hieß es, früher Husarenoffizier gewesen und hatte infolge einer Liebesgeschichte, die jeder, welcher sie erzählte, in seiner Art aufputzte, nicht nur ein Duell gehabt und in demselben die Nasenspitze verloren, sondern auch der Welt Valet gesagt, um in einem einsamen Winkel der Rothen Erde Dorfpastor zu werden. Das zog, obgleich es alles nicht wahr war. Ketteler hatte die Nasenspitze auf einer gewöhnlichen Studentenmensur verloren, ich glaube gar in Göttingen, wo er Jurisprudenz studirte, und wo auch Fürst Bismarck sich die stattliche Narbe geholt hat, welche von seinem linken Ohr bis über seinen linken Mundwinkel hinausläuft. Husarenoffizier war Ketteler niemals, er hat nur wie jeder andere Student als Einjähriger gedient. Dann ist er more solito Referendar geworden, und erst, da er sich als solcher sträflich langweilte, und die Verhaftung des Erzbischofs Clemens August in Köln einen mächtigen Sturm hervorrief, war in dem Referendar der Glaube zum Durchbruch gekommen; er ist, nachdem er sein „gehaltloses" Amt an den Nagel gehängt, nach München gegangen, wo er unter Görres, der allmählich vom rheinischen Liberalismus zum bairischen Ultramontanismus, vom „Rheinischen Merkur" zu den „Historisch-politischen Blättern" versauert und verbauert war, und unter Döllinger, welcher, damals Liebling von Rom, jetzt als geistiger Vater des Altkatholicismus zu betrachten ist, katholische Theologie studirte, um am 1. Juni 1844 die Priesterweihe zu empfangen und irgendwo Kaplan zu werden.

In Frankfurt a. M. wurde Herr von Ketteler, der, obgleich Priester, doch als vornehmer Herr galt und die Manieren eines Weltmannes hatte, gesellschaftlich ausgezeichnet. Auch bestieg er dort einigemal die Kanzel, und seine Predigten

packten. Dann kam die Katastrophe, bei welcher Herr von Ketteler durch eine Leichenpredigt excellirte.

Im August und September wußte das Parlament nichts Besseres zu thun, als mit unergründlicher Gründlichkeit Grundrechte zu berathen: Staat und Kirche, Kirche und Schule, Schule und Staat u. s. w. Auch Ketteler sprach. Es war das einzige mal. Er machte keine Wirkung. Wer hatte auch Lust, einem Kirchen- und Schultag zuzuhören, während sich der Friede von Malmö und mit ihm die Peripetie vorbereitete! Am 1. Sept. sprach der Fürst Felix Lichnowsky wider Adolf Wiesner, genannt das „Wiener Tränkchen". Die Zuhörergalerie pfiff und bedrohte den Fürsten, ohne daß der Präsident die Entschlossenheit hatte, sie räumen zu lassen.

Am 17. Sept. 1848 wurde Fürst Lichnowsky von fanatisirten Haufen aus der Umgegend von Frankfurt auf das scheußlichste ermordet. Der Waffenstillstand von Malmö wurde genehmigt. Die Parlamentsstadt wurde militärisch occupirt.

Es war der Pfarrer von Hopsten, welcher dem oberschlesischen Fürsten die Leichenrede hielt. Es war keine Predigt, sondern ein donnerndes Manifest wider den Unglauben und die Revolution. Damit hatte Herr von Ketteler den Fuß in den Bügel gesetzt. Er hatte die Aufmerksamkeit des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des breslauer Fürstbischofs von Diepenbrock auf sich gezogen. Nicht lange danach wurde er Propst von Sanct-Hedwig in Berlin. Von dieser Propstei pflegt man, wie dies sich auch im Jahre 1882 wieder bewährt hat, zum Bischofssitz aufzusteigen.

Der bischöfliche Stuhl in Mainz wurde 1850 vacant. Das Kapitel hatte einen Professor der Theologie an der Universität Gießen zum Bischof gewählt. Er hieß Schmidt und stand im Verdacht, ein „Hermesianer" oder etwas dergleichen zu sein. Rom verwarf ihn und wußte in Mainz und in Darmstadt, wo man sich verzweiflungsvoll der Reaction in die Arme geworfen, zu bewirken, daß man den berliner Propst von Sanct-Hedwig erwählte. Derselbe bestieg am 25. Juli 1850 den bischöflichen Stuhl von Mainz, um sofort seine mächtigen Schwingen zu entfalten.

Im Jahre 1864 — das sei hier im Vorbeigehen eingeschaltet — bemühte sich die ultramontane Partei, den Herrn von Ketteler auf den Bischofstuhl von Köln zu erheben. Dieser Versuch scheiterte jedoch an dem Widerstand der preußischen Regierung. Letztere hatte in Betreff seiner bei Perthes in Bonn angefragt, und dieser schreibt im November 1864 an Roon: „Das ist eine Mannsperson vom Wirbel bis zur Sohle, ein Mann, den man als Freund gern zur Seite hat und als Gegner achtet und ehrt; ihm ist es Ernst um seinen Katholicismus; er legt ohne Zweifel den Kopf auf den Block für seine Ueberzeugung. Manches haben wir mit ihm gemeinsam zu bekämpfen, aber der Ultramontanismus ist nach allen seinen Richtungen in ihm Fleisch geworden. Als Erzbischof von Köln würde er einen Brand in unsere Provinz und in unser ganzes Land werfen, gegen den alles, was Droste-Vischering herbeiführte, nur als Kinderspiel erscheinen würde. Gott wolle uns in Gnaden vor diesem ungewöhnlichen Mann bewahren."

Ketteler blieb also in Mainz. Dort wurde er bald das thatsächliche Oberhaupt des deutschen Episkopats, was Rom eine Zeit lang gehen ließ, um ihm dann 1870 die Zügel zu entreißen und fortan allein und selbst zu regieren. Namentlich commandirte er in dem Kampf der Bischöfe der „oberrheinischen Kirchenprovinz" wider die Regierungen des südlichen und westlichen Deutschlands. Nominell stand zwar der freiburger Erzbischof Herr von Vicari an der Spitze, in Wirklichkeit aber Ketteler. Vicari war so altersschwach, daß er weder mehr lesen noch schreiben konnte; nur seinen Namen vermochte er nothdürftig zu zeichnen. Aber er unterschrieb alles, was ihm Ketteler schickte. Das genügte. Bekanntlich haben in Preußen die katholischen Bischöfe die Staatsgewalt dadurch beiseitegeschoben, daß sie sich auf die Grundrechte der preußischen Verfassung beriefen, um auf dieser Grundlage belgische Zustände zu schaffen. In der oberrheinischen Kirchenprovinz (Baden, Würtemberg, beide Hessen, Frankfurt und Nassau) fehlte eine solche Handhabe. Man war daher anfangs darauf angewiesen, bei den Regierungen zu petitioniren. Allein die Regierungen, welche sich „durch Niederwerfung der Revolution erstarkt" glaubten, ließen sich auf nichts ein. Sie wollten wieder regieren wie vor 1848. Da kündigte ihnen von Ketteler den Gehorsam. „Euere Gesetze", sagte er (obgleich es damals noch keine Maigesetze gab), „stehen in unvereinbarem Widerspruch mit dem göttlichen Glauben; wir, die Bischöfe, sind daher vor Gott und unserm Gewissen nicht mehr im Stande, uns nach euern Gesetzen zu richten." Es folgte nun das sogenannte „factische Vorschreiten", das „Procedere via facti", d. h. die Bischöfe, Ketteler an der Spitze, thaten so, als sei der Staat mit seinen Gesetzen überhaupt nicht mehr vorhanden. Die Regierungen wehrten sich eine Zeit lang mittels polizeilicher und strafrechtlicher Maßregeln, mittels Temporaliensperre u. dgl., um schließlich jämmerlich zu Kreuz zu kriechen; dies geschah namentlich, seitdem Oesterreich am 18. Aug. 1855 sein Concordat mit dem Papst geschlossen, und seit die nationale Bewegung in Deutschland, von 1859 ab, wieder Macht zu gewinnen und die particularistischen Cabinete in Schrecken zu versetzen begann. Die letztern suchten Schutz bei den Bischöfen.

Der darmstädter Minister von Dalwigk war der erste, der sich unterwarf. Er schloß mit Herrn von Ketteler eine Convention, in welcher er dem Bischof mehr gewährt, als der Papst selbst verlangt hätte. Dem Landtage gegenüber leugnete er längere Zeit hindurch alles ab. Endlich 1866 legte er den Kammern die Convention vor, aber nur verstümmelt. Die Kammern verwarfen dieselbe. Aber Dalwigk hielt sie aufrecht. Endlich nach dem Umschwung von 1866 war er genöthigt, die Convention formell aufzuheben, aber thatsächlich wurde sie noch immer gehandhabt, solange Dalwigk regierte. Pio Nono war anfänglich wüthend über diese Convention. „Wie kann sich ein Bischof unterstehen, auf eigene Faust mit dem Staat zu pactiren? Er hätte den letztern nach Rom verweisen sollen, damit er dort ein Concordat nach österreichischem Muster abschlösse!" Nur ungern ließ sich Pio Nono endlich dazu herbei, die Convention zu genehmigen, nachdem er vorher — zur Wahrung seines Rechts — einige Aenderungen durchgesetzt hatte.

Der Bischof Ketteler verstand den Minister Dalwigk zu nehmen, wie er war. Auf der hessischen Hochschule Gießen bestand eine Facultät für katholische Theo-

logen, auf welcher die Priester des Landes studiren sollten. Das gefiel Herrn von Ketteler nicht; lehrte doch dort jener Professor Schmidt, der beinahe statt seiner Bischof geworden. Ketteler errichtete in Mainz ein Priesterseminar und verkündete: „Nur wer in Mainz, aber nicht wer in Gießen studirt hat, wird Priester." Von da an sahen sich die Professoren in Gießen vergeblich nach Studenten um. Der Bischof hatte den Staat und die Hochschule trocken gelegt. Herr von Dalwigk protestirte; Herr von Ketteler nahm nicht die geringste Notiz davon und siegte natürlich.

Der Bischof berief die Jesuiten nach der Pfarrei Sanct-Stephan in Mainz, dies war gesetzlich nicht statthaft. Die Staats- und Gemeindebehörden in Mainz führten Beschwerde, der hessische Landtag desgleichen. Der Minister versprach Prüfung. Der Bischof schrieb einige grobe Broschüren. Er siegte abermals. Die Jesuiten blieben, bis sie endlich dem Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 weichen mußten.

Herr von Ketteler ist es, der jene Katholischen Casinos und die Katholikenvereine organisirt hat, die alle Länder Deutschlands mit ihrem Netz umspannen. Er ist es, der in seinem Bischofssprengel die Vereine des Heiligen Grabes, der Sanct-Michaelsbruderschaft, des heiligen Bonifacius und des heiligen Rafael, die Frauen vom guten Hirten, die Schwestern des heiligen Franciscus und die Niederbronner Schwestern, sowie zahlreiche sonstige Congregationen und Orden eingeführt, der die Schulbrüder, die Jesuiten und die Kapuziner sowie die Bruderschaft des Sacré-Coeur importirt hat.

Er hat auch die sogenannten „Volksmissionen" der Jesuiten und Kapuziner eingeführt, wodurch die Pfarrgeistlichkeit sehr unangenehm berührt wurde. Er hat seine Pfarrer durch geistliche Exercitien und strenge Sittenvorschriften seiner Disciplin unterworfen, und namentlich auch das strenge Einhalten des kanonischen Alters für Pfarrköchinnen befohlen. Als er 1870, wie es schien, im Begriff war, mit dem Papst in Conflict zu gerathen, da waren die Pfarrer bereit, auf die Seite des Papstes zu treten. Der Bischof hatte sie, so sagte man, „zu scharf gehalten".

Ich sah den Bischof seit 1848 zum ersten mal wieder im Jahre 1862; er begegnete mir in Mainz auf der Straße. Ich erkannte ihn anfangs nicht wieder. Er ging mit mächtigen Schritten einher, in schwarzen wallenden Gewändern. Auf dem Kopf hatte er einen schwarzen Schlapphut mit grüner Hutschnur und Quaste. Dies war das Abzeichen einer ihm vom Papst verliehenen römischen Würde (Thron-Assistent, glaube ich). Als ich nicht grüßte, schleuderte er mir einen wahrhaft vernichtenden Blick zu. Man klagte sehr über seine Strenge.

Allein er war nicht nur gegen andere streng, sondern auch gegen sich selber. Während es im vorigen Jahrhundert in Mainz unter den Erzbischöfen, welche den ersten Rittergeschlechtern entstammten — unter den Grafen von Neuburg, von Elz und von Ostein, unter den Herren von Breidbach und von Erthal — außerordentlich lustig zuging, lebte Herr von Ketteler wie ein Ascet, oder wie ein westfälischer Bauer. Seine Einkünfte widmete er der Kirche, der Schule, der Mildthätigkeit. Und dies Einkommen war groß. Einen Hauptposten darunter bildete

unter anderm auch das Schriftstellerhonorar. Ketteler hat nie ein ernsthaftes wissenschaftliches Buch geschrieben; denn er war weder als Theolog noch als Jurist ein Gelehrter. Nichtsdestoweniger waren seine Broschüren, Pamphlete und Streitschriften außerordentlich wirksam. Sie sind in zahlreichen Auflagen erschienen. Sie behandeln die jeweilige Frage des Tages in gemeinverständlicher, packender und wirksamer Weise. Oft sind es auch bloße „Lesefrüchte". Den Priestern dienten sie als Instruction für die Predigt, und so drang ihr Inhalt auch unter die, welche nichts lesen.

Denjenigen, welche lesen oder sich in den Katholischen Casinos u. s. w. vorlesen lassen, wurden die Ketteler'schen Schriften durch jene Unzahl kleinerer Blätter, welche die hierarchischen Interessen in Deutschland vertreten, zugänglich gemacht. Sie füllten ihre Spalten vorzugsweise mit den Producten der ebenso furchtbaren als fruchtbaren Ketteler'schen Feder.

Diese Fruchtbarkeit ist vielfach bewundert worden, und doch ist sie leicht zu begreifen. Die Ketteler'schen Schriften sind nicht reich an Neuem, weder an Thatsachen noch an Gedanken. Sie variiren stets das nämliche Thema: „Die Leiden der Kirche." Schon lange bevor die „diocletianische Verfolgung durch den grausamen Bismarck", welche bekanntlich mit dem „faulen Stroh" und der „babylonischen Gefangenschaft des Heiligen Vaters" auf gleiche Linie zu setzen, erfunden war, behauptete Herr von Ketteler, „die Kirche sei verfolgt". Je mehr die darmstadter Regierung nachgab und zurückwich, desto mehr klagte er über Verfolgung. Als er den Jesuiten im Widerspruch mit weltlichen und geistlichen Gesetzen eine mainzer Stadtpfarre einräumte, klagte er über Verfolgung. Als er die Abschaffung der gießener Facultät decretirte, klagte er über Verfolgung. Als ihm Herr von Dalwigk die ganze Machtvollkommenheit des Staates zu Füßen legte, klagte er lauter als je über Verfolgung. Das war aber keineswegs Heuchelei, sondern er glaubte das wirklich. Seiner ganzen Persönlichkeit nach war Herr von Ketteler zum Dulden und Leiden durchaus nicht geschaffen. Er hat vielmehr einen durchaus aggressiven Charakter. Da aber die Rolle des Dulders einmal im Programm stand, so wußte sich Herr von Ketteler dieselbe auf seinen Leib anzupassen, derart, daß er jeden Tag dem Gegner eine Provinz entriß und ihn dabei täglich der „Verfolgung" anklagte.

So schrieb er denn über den „Kampf gegen die Kirche", über den „Bruch des Religionsfriedens", über „das Recht und den Rechtsschutz der katholischen Kirche". Ein anderer Büchertitel lautet: „Soll die Kirche allein rechtlos sein?" u. s. w.

Es war immer dasselbe.

Seit 1864, seit den Zeiten der Encyclica und des Syllabus, war es das offen proclamirte Bestreben der Hierarchie, nicht nur auf dem Gebiet des Glaubens zu herrschen, sondern auch in „allem Zeitlichen und Weltlichen" blinde Unterwerfung zu verlangen, „das Zeitliche und Weltliche" habe sich dem „Ewigen und dem Göttlichen" zu fügen; was aber das Göttliche und Ewige sei, das wisse niemand als der Papst und die Priester.

Der zeitliche und weltliche Staat wollte sich dieser Lehre nicht unterwerfen; er erklärte sie für eine Neuerung und wehrte sich dagegen. Folglich war er ein

Rebell und Verfolger. Denn die Lehre war ja uralt. Sie stammte von Gregor VII., welcher alle Fürsten der Erde für seine „Knechte" erklärte.

Des Bischofs Hauptfreude war die Polemik. Er turnierte auf der Reihe herum mit Dr. Hieronimy in Mainz, in welchem er die Deutschkatholiken bekämpfte, mit Seydel, in welchem er die Freimaurer, mit Friedrich, Döllinger und Reinkens, in welchen er die Altkatholiken, mit dem Professor Nippold und dem Prälaten Zimmermann, in welchen er die Protestanten, mit Professor Dr. Friedberg, in welchem er das moderne Kirchenrecht, mit Minister Falk, in welchem er die Maigesetze bekämpfte. Seine Kampfweise war von einer wahrhaft mittelalterlichen Rücksichtslosigkeit. Zuweilen erlitt er freilich empfindliche Niederlagen. So gegenüber Reinkens und Friedberg, welche ihm an Geist und Kenntnissen weit überlegen sind.

Allein was schadet das dem Bischof? Sein Publikum, bei welchem er Ankläger und Richter, erste und oberste Instanz, kurz alles in Einer Person war, las und erfuhr nur was er schrieb. Den Schriften der Gegner war jeder Zutritt verschlossen, weil sie „ketzerisch" waren. So kam es denn, daß Herr von Ketteler immer recht behielt, wenigstens bei seinem Publikum, vor welchem kein anderer zum Wort gelangte. Da war es denn leicht, zu polemisiren.

Anders war es im Parlament. Man erstaunte da über die oberflächliche und namentlich in juristischer Beziehung nicht sehr glückliche Beweisführung des Bischofs. Er fand einigemal eine schlagende Widerlegung, und einmal eine Zurechtweisung durch den Präsidenten, von welcher selbst die Parteigenossen zugeben, daß sie nicht unverdient war.

Man sagte sogar, das alles zusammengenommen habe veranlaßt, daß von Rom aus ein Wink erfolgt sei, der Bischof möge sich aus dem Parlament zurückziehen und die Führung des Centrums erprobtern Händen überlassen.

Er zog sich zurück, aber gleich dem Parther, welcher fliehend sich umdreht und dem Feinde noch einen Pfeil zusendet. Herr von Ketteler schrieb eine Broschüre, welche den Reichstag einer herben Kritik unterwirft und zu beweisen versucht, er, als Bischof, könne sich mit einer solchen Versammlung nicht mehr abgeben.

Ich habe schon erwähnt, wie Herr von Ketteler in Rom 1870 wider die Unfehlbarkeit sprach und schrieb, wie er am 13. Juli 1870 mit „Non placet" stimmte, am 15. dem Papst zu Füßen fiel, ohne etwas damit zu erreichen, und dann sofort von Rom abreiste, um sich der Schlußabstimmung vom 18. zu entziehen. Er wußte sehr wohl, daß mit der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas seine dominirende Stellung gegenüber den Bischöfen, der Geistlichkeit und den Regierungen Deutschlands aufhören mußte, und daß vielleicht jene Zeit wiederkommen konnte, wo ein päpstlicher Legat, natürlich ein Italiener, beim Anblick der prachtvoll gekleideten deutschen Bischöfe lächelnd sagte: „Was haben wir doch für vornehme Knechte!"

Vielleicht erklärt sich auch aus diesem Bewußtsein das Verhalten des Herrn von Ketteler gegenüber der einheitlichen Constituirung Deutschlands. Seine Schrift von 1867 habe ich schon erwähnt. Ende 1870 bot er nicht ohne Erfolg seinen Einfluß bei den süddeutschen Ultramontanen auf, damit sich dieselben den versaille

Beitrittsverträgen nicht widersetzten, was ihm sowol Pio Nono in Rom als auch Sigl in München bis zum Tode nicht verzeihen konnten. Endlich 1871 erschien er im Deutschen Reichstage, jedoch nur um ihn schon 1872 wieder zu verlassen.

Sein Auftreten im Reichstage machte Sensation. Er erschien in der Versammlung nie ohne Abzeichen der bischöflichen Würde. Gewöhnlich trug er Kreuz und Ring; bei feierlichern Gelegenheiten aber die violetten Gewänder. Seine Haltung war etwas vorgebeugt, aber doch voll Energie und Selbstbewußtsein. Sein Ausdruck hatte mit zunehmendem Alter etwas Schroffes und Hartes angenommen. Das Fehlen der Nasenspitze ließ den Zwischenraum zwischen Mund und Nase außerordentlich groß erscheinen, was nicht paßte zu der sonstigen Concentrirung der markirten Gesichtszüge. Zwischen den buschigen grauen Brauen ging ein Paar harter grauer Augen unruhig hin und her. Der große Mund war energisch zusammengekniffen. Es fehlte nur der Bart, um einen jener mittelalterlichen Bischöfe vor sich zu haben, welche besser als die Inful das Schwert zu führen verstanden. In den Sitzungen fehlte Herr von Ketteler selten. Er folgte den Verhandlungen mit großer Aufmerksamkeit und mit Geberden der Zustimmung oder des Widerspruches; letztere erfolgten beinahe ununterbrochen, und zwar in ostensibler, um nicht zu sagen provocirender Weise. Anfangs sprach er sehr häufig; zuletzt selten und nicht mit Glück. Sein Rencontre mit dem bairischen Abgeordneten Fischer-Augsburg machte einen peinlichen Eindruck. Er hatte gegen Fischer, obgleich er gegen denselben zu Wort gekommen, außerdem noch ein gedrucktes Flugblatt vertheilt, und zwar mit den Drucksachen des Hauses. Diese Einschmuggelung wurde von dem Präsidenten als ordnungswidrig bezeichnet.

Anfangs glaubte man, der Bischof habe nunmehr ausschließlich die Leitung des Centrums übernommen. Allein bald zeigte es sich, daß dieselbe unverändert in den Händen der bisherigen Häupter Windthorst und Mallinckrodt, Meistern der parlamentarischen Taktik, geblieben. Bekanntlich begann der Reichstag mit der Adreßdebatte und mit einem Antrag auf Einführung derjenigen Grundrechte über Staat, Kirche und Schule, welche dem hierarchischen System entsprachen, kurz, der sogenannten „schwarzen Grundrechte" der preußischen Verfassung, welche inzwischen erheblich modificirt worden sind. Bei der Adreßdebatte suchte man Raum offen zu behalten für eine Intervention, wenn auch nur eine diplomatische, zu Gunsten der weltlichen Macht des Papstes. Der Reichstag wies diese Bestrebungen, welche Ketteler befürwortete, mit großer Majorität zurück.

Als der Bischof aus dem Reichstage wieder austrat, veröffentlichte er eine Broschüre, betitelt: „Die Centrumsfraction auf dem ersten Deutschen Reichstage", zunächst um den Männern von Tauberbischofsheim, welche ihn nach Berlin gesandt hatten, die Gründe darzulegen, „warum ihm nichts übrigbleibe, als sein Mandat niederzulegen". „Ich ging hin", sagte der Bischof, „um für das gesammte Deutsche Reich eine neue allgemeine Verfassung zu berathen; statt dessen beließ man es bei den Versailler Verträgen; damit fiel der Grund weg, welcher mich, trotz meiner außerordentlichen (d. i. bischöflichen) Lage, bestimmt hatte, ein Mandat anzunehmen; ich wollte nur an dem Verfassungswerk, aber nicht an den «regelmäßigen fortlaufenden Arbeiten» theilnehmen."

Mit dieser Erklärung verwickelte er sich in unlösbare Widersprüche. Als der Abgeordnete Büsing und Genossen aus Mecklenburg ein Gesetz über die Nothwendigkeit einer Volksvertretung in jedem deutschen Staate, als der Abgeordnete Lasker und Genossen die Ausdehnung der Reichsgesetzgebung auf das bürgerliche Recht beantragt hatten, widersprach der Bischof sehr lebhaft. Er bestritt dem Reichstage jede Competenz, irgendeine, auch noch so geringe Veränderung der Verfassung vorzunehmen.

In seinem Abschiedsmanifest dagegen überschüttete er ihn mit Vorwürfen, weil er sich nicht competent erachtet habe, eine ganz neue Verfassung oder wenigstens Grundrechte zu machen.

Jedenfalls hatte der Bischof einmal unrecht, entweder in der Broschüre, nach welcher der Reichstag ein verfassunggebender, oder im Reichstage, wo die Versammlung nicht einmal zu der geringsten Verfassungsänderung oder Competenzerweiterung befugt sein sollte.

Unter diesen Umständen zweifelten viele Politiker, ob der angegebene Grund des Austritts der richtige oder der alleinige wäre. Einige, wie gesagt, behaupteten geradezu — auf Grund welcher Information, sagten sie nicht — Herr von Ketteler habe von Rom den Befehl zum Austritt erhalten, entweder weil man jene „gemischte Gesellschaft" der Ehre, einen katholischen „Kirchenfürsten" in ihrer Mitte zu haben, nicht würdig befunden (womit indeß der spätere Eintritt der Bischöfe von Metz und von Straßburg auffallend contrastiren würde), oder weil Rom mit seinem parlamentarischen Gebaren nicht zufrieden war und ihn — man staune! — für „zu reichsfreundlich" hielt. Ueber den Werth dieser Behauptungen will ich mir kein Urtheil erlauben.

Gewiß ist, der Bischof war in Berlin in den höchsten Kreisen, selbst von dem Kaiser, mit Auszeichnung empfangen. Auch mit dem Reichskanzler, welchen er aus der Universitätszeit kannte, hatte er häufig vertrauliche Conferenzen. Plötzlich hatten dieselben total aufgehört.

Der Bischof hatte dem Kanzler seine Vorschläge gemacht zu einem Frieden oder zu einer gemeinsamen Operation. Dieselben enthielten unter anderm auch die Bedingung, daß das Reich die Forderungen der Hierarchie anerkenne. Letzteres hatte der Kanzler sofort zurückgewiesen. Er bestand damals auf der Autonomie des Staates und seiner Gesetzgebung, die ein unveräußerliches Hoheitsrecht sei. Endlich hatte der Bischof mit dem Bürgerkriege gedroht. Diese Drohung blieb ohne die gewünschte Wirkung. „Wir suchen den Krieg nicht", hatte der Reichskanzler geantwortet, „aber wir gehen ihm auch nicht aus dem Wege; wir haben die bisherigen Kriege in Ehren bestanden und werden dies auch thun, wenn Sie uns mit Krieg überziehen."

Nach einer andern Version soll ihm der Reichskanzler bei der Ankündigung des Bürgerkrieges geradezu in das Gesicht gelacht und spottend gesagt haben: „Das wird ja recht interessant! Zuerst Krieg mit Oesterreich — dann Krieg mit Frankreich — und nun, damit das Menu vollständig werde, auch noch einen Bürgerkrieg! Nur los damit, Herr Bischof!" Der Fürst würdigte die Kriegsdrohung keines weitern Wortes. Die Sache war aus.

Der Bischof war gescheitert. Seitdem war er „unversöhnlich“. Er warf sich den Infallibilisten in die Arme und verbot sogar die Sedanfeier. Trotzdem wurde er nie wieder persona grata bei der Römischen Curie. Man konnte ihm das Jahr 1870 nicht vergessen. Bei Verleihung des Cardinalpurpurs wurde der streitbarste und opferfreudigste aller Kirchenfürsten stets übergangen.

Der Bischof Ketteler ist bisher von seinen Freunden allzu sehr gepriesen und von seinen Gegnern allzu sehr herabgesetzt worden, sodaß man auch von ihm sagen kann:

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Es lohnte der Mühe, eine unparteiische, pragmatische Geschichte dieses höchst interessanten Mannes zu schreiben. Sein Geschick ist für uns eine Warnung. Es erinnert uns an den Ausspruch von Ernest Renan in seinem „Antichrist“ (Autorisirte deutsche Ausgabe, Leipzig 1873, S. 181), welcher lautet:

„. . . Politisches Leben wird für eine Nation unmöglich, die sich ganz religiösen und socialen Streitfragen hingibt; und daher war es von dem Tage an, da Israel ein Eigenthum Gottes, ein Priesterreich und eine heilige Nation (Exodus, XIX, 5, 6) wurde, bestimmt, daß es aufhörte, ein Volk und ein Staat zu sein.“

Afghaniſtan und der engliſch-afghaniſche Krieg.

Von

William Balck.

III.

Das Lager von Sherpur befand ſich unweit der Stelle, wo im Jahre 1841 das engliſche Heer unter Elphinſtone eingeſchloſſen wurde; Roberts hatte aber diesmal die Behmaruhöhen mit in den Kreis der Vertheidigung hineingezogen und beherrſchte ſomit alle von der Stadt nach dem Lager führenden Wege. Die Wichtigkeit dieſes Punktes hatte ſchon Schir-Ali erkannt und den Bau einer Feſtung begonnen, die zugleich ſeinen Palaſt und die von ruſſiſchen Offizieren geſchaffenen techniſchen Anſtalten einſchließen ſollte. Die Feſtung ſollte die Form eines Quadrats von 2500 Meter Seitenlänge haben und die Behmaruhöhen auf allen Seiten umgeben. Als im October 1879 die Engländer Sherpur betraten, war nur die Kabul zugewandte Süd- und die Weſtſeite zur Hälfte vollendet. Die Oſtſeite wurde von den Engländern durch eine einfache Reihe Baracken geſchloſſen. Vor dem nördlichen Flügel der Oſtſeite lag das Dorf Behmaru, vor dem Südpunkte derſelben ein großer Thurm.

Ohne durch die Afghanen geſtört zu werden, konnten die Engländer die nöthigen fortificatoriſchen Arbeiten ausführen. An dem Nordpunkte der Weſtſeite wurde eine große Barrikade angelegt, auf der Weſtſeite das Dorf Behmaru ſtark befeſtigt und die nördlichen Abhänge der Behmaruhöhen mit Schützengräben verſehen. Zu Vertheidigungszwecken verfügte die Artillerie über 12 Feld-, 10 Gebirgsgeſchütze und 12 Gatlings; ferner noch 20 ſchwere afghaniſche Geſchütze und 7 in der Balahiſſar erbeutete Gebirgsgeſchütze. Bis auf 6 Feld- und 6 Gebirgsgeſchütze, die vorläufig der Reſerve überwieſen wurden, waren ſämmtliche Geſchütze auf den Wällen untergebracht. Die Infanterie war in kleinen Detachements längs der Bruſtwehren vertheilt; in der Südfront, der vermuthlichen Angriffsfront, ſtanden je vier Compagnien der drei engliſchen Bataillone. In den Schützengräben der Nordfront, der nächſt der Südfront gefährdetſten Seite des Lagers, ſtanden drei indiſche Bataillone, die in ihren Reihen überwiegend kriegeriſche Elemente der Bevölkerung zählen.

Die Westfront wurde von einem eingeborenen Bataillon und einer Sappeurcompagnie besetzt. Ein eingeborenes Bataillon stand im Dorfe Behmaru, eine englische Compagnie in dem Thurm an der Südwestecke, und zwei andere englische Compagnien waren zur Besetzung der Westseite bestimmt.

Im Innern des Lagers blieb eine Generalreserve, aus je drei Compagnien der drei englischen Bataillone, zwei Batterien und der Cavaleriebrigade bestehend, zur Verfügung des Generals Roberts. An eine regelrechte Besetzung der Umfassung, die, abgesehen von der Reserve, 8000 Mann erfordert hätte, konnte man bei der geringen Stärke der Division nicht denken.

Ohne erhebliche Störung verliefen die nächsten Tage; die Scharen der Belagerer nahmen mit jedem anbrechenden Morgen zu, und betrugen am 22. nach Schätzung der Engländer ungefähr 60000 Mann. Aber der Anblick der neuen Befestigungen hatte ihren Unternehmungsgeist erheblich abgekühlt, und es bedurfte eines besondern Impulses von außen, um sie zum Angriff zu veranlassen. Diesen gab den Ghazi der uns schon bekannte Mollah Musk-i-Alam, der am 20. in Kabul eintraf. Seine Predigten fesselten das Volk; kein anderer verstand es wie er, den Kampfeseifer der wilden Bergstämme zu entflammen.

Das Fest Hussein's und Ali's sollte der Tag des Sturmes sein; es war der Tag, an dem jeder im Kampfe gefallene Mohammedaner von den Huris sofort ins Paradies getragen wird. Wie dies bei allen republikanisch organisirten Genossenschaften der Fall zu sein pflegt, wurde dieser Beschluß unter Lärm und Streit gefaßt, und man kümmerte sich nicht darum, ob unberufene Horcher sich in der Nähe fänden oder nicht. Den Spionen Roberts' war es somit nicht schwer gewesen, Zeit und Stunde des Angriffs zu erfahren. Früh, am Morgen des 23., sollte das Anzünden eines Fanals auf dem Koh-i-Asmai das Signal zum Angriff sein. Wenn auch somit der Angreifer eines Vortheils, der freien Wahl der Angriffszeit, verlustig ging, so waren dennoch die Schwierigkeiten der Engländer nicht zu unterschätzen.

Stürmisch und kalt war der afghanische Winter eingetreten, wie derjenige, der im Jahre 1842 mit der Kugel der Afghanen und dem Hunger den gleichen Antheil an der Vernichtung der Armee Elphinstone's hatte. Die englischen Truppen, besonders die Leute der beiden Hochländerregimenter, kannten Kälte, Schnee und Eis, aber ein langer Aufenthalt in Indien hatte sie gegen kalte Witterungsverhältnisse empfindlicher gemacht. Schlimmer noch waren die Inder gestellt; ihre Kräfte waren durch die Kälte gelähmt, und ein gewisser Stumpfsinn bemächtigte sich ihrer Sinne, aus dem sie nur die Schüsse der Afghanen erwecken konnten. Wenige kannten den Schnee aus eigener Anschauung, nur diejenigen, die am Peiwar gefochten hatten oder mit ihren Herren als Diener in den Bergen des Himalaja gewesen waren. In den Erzählungen des Volkes hatten die Entbehrungen des Feldzuges 1841 und 1842 übermäßige Dimensionen angenommen; die Inder glaubten, daß ihnen auch jetzt ein ähnlicher Rückzug bevorstehe. Auf der andern Seite brachte der abgehärtete, kräftige Afghane die Nacht in Kabul zu; ein dicker Pelz schützte ihn vor der Kälte; wohl verpflegt, gut bewaffnet konnte er mit Zuversicht den Engländern entgegentreten.

Am Abend des 23. merkten die Patrouillen große Bewegung in der feindlichen Armee, und alle Anzeichen schienen die Aussagen der Spione zu bestätigen. Man hatte den Sturm kurz vor Tagesanbruch zu erwarten; Roberts befahl daher, daß sämmtliche Truppen um 4 Uhr früh in ihren Gefechtsstellungen bereit stehen und daß von 4 Uhr ab stärkere Abtheilungen alle Zugänge zum Lager beobachten sollten. Die Morgenstunden wurden dazu benutzt, an die Truppen Thee, warme Getränke und eine gekochte Mahlzeit zu vertheilen; niemand wußte, ob man im Laufe des Tages Zeit haben würde, zu kochen. Schon zwei Stunden hatten die Truppen unthätig unter dem Gewehr gestanden; nur ab und zu unterbrachen einzelne Schüsse die Stille der Nacht. Endlich, um 6 Uhr, loderte auf dem hohen Koh-i-Asmai das Fanal hell auf; ein wildes Gebrüll im Süden, Osten und Westen der Stellung war die Antwort.

Im vollen Lauf suchen sich die Afghanen den Werken zu nähern, finden aber Widerstand an den langsam zurückweichenden Feldwachen. Das Fehlen elektrischer Beleuchtungsapparate machte sich sehr fühlbar; unthätig mußten die englischen Kanoniere bei ihren Geschützen stehen und auf eine Gelegenheit warten, ihre Geschosse zu versenden. Doch das Glück will, daß aus Fahrlässigkeit der Ghazi ein Haus in Brand geräth; ehe aber diese noch ihren Fehler einsehen können, sausen verderbenbringend Granaten und Shrapnels in ihre Reihen. Das unerwartete Geschützfeuer bringt die Afghanen zum Halten, und anstatt zum sofortigen Angriff vorzugehen, entspinnt sich ein stehendes Feuergefecht, das ungefähr zwei Stunden dauert. Ueber den eigentlichen Angriffspunkt sollten die Engländer aber nicht lange im Unklaren bleiben: die ersten Strahlen der Morgensonne zeigen ihnen der Ostfront gegenüber dichte Haufen des Feindes. Noch hatte der Vertheidiger keinen Zoll breit Terrain verloren, noch hatte der Angreifer keine besondern Vortheile erringen können. Von den Behmaruhöhen aus leitete Sir Frederick Roberts mit Flaggensignalen, mit dem Heliograph und dem elektrischen Telegraphen das Gefecht. Richtig hatten die Afghanen den schwachen Punkt, die Ostfront, erkannt, und hierhin sandte Roberts jetzt drei Compagnien der Reserve und die Gebirgsbatterie, die sofort Stellung nahm und ihr Feuer eröffnete. Die Verluste des Feindes mehrten sich und zwangen die Führer, einen Angriff zu wagen. Die Infanterieverstärkungen der Engländer rückten ein; es gelang denselben, den Angriff bald zum Stehen zu bringen; doch vermochten sie nicht, die Afghanen zum Verlassen ihrer neugewonnenen Stellung zu nöthigen. Eine einheitliche Leitung scheint bei den Afghanen geherrscht zu haben, da in demselben Moment ein Versuch gemacht wurde, mit Leitern die Westfront zu ersteigen. Dieser Angriff wurde mit wenig Energie unternommen, sodaß es der Infanterie nicht schwer wurde, denselben abzuweisen, und die Absicht des Angreifers, die Aufmerksamkeit der Vertheidiger von der eigentlichen Angriffsfront abzulenken, nicht zu verkennen war. Der Kampf war wiederum auf der ganzen Linie zum Stehen gekommen und konnte in dieser Weise noch stundenlang fortdauern; die Afghanen mußten zu der Ueberzeugung kommen, daß ein Sturm ohne vorbereitendes Geschützfeuer nicht gelingen könne; dieses Bewußtsein verlieh ihren Bewegungen den Stempel des Unsichern, und veranlaßte Roberts, durch einen Ausfall die Entscheidung herbeizuführen.

Die Nordfront war noch nicht angegriffen; ein Bataillon sollte von dort nach Behmaru rücken, die Gurkhas vorgehen, rechts schwenken und sich gegen die rechte Flanke der Afghanen entwickeln. Ein Cavalerieregiment und die Feldbatterie sollten folgen. Eine Terrainfalte entzog die Truppen dem Blick der Afghanen, sodaß sie ungestört ihren Aufmarsch vollenden konnten. Die Flankirung wirkte durch die Ueberraschung; die Granaten der Feldbatterie und der Geschütze des Walles bringen die Infanterie in Verwirrung, sie schwenkt und nun bricht die Cavalerie zur Attake ein; nichts vermag mehr die Insurgenten zu halten, in wilder Flucht fliehen sie nach der Brücke über den Kabul. Die Panique des rechten Flügels theilt sich den übrigen Truppen mit, die hervorbrechende Cavaleriebrigade findet leichte Arbeit. Hier und da versuchen einzelne Abtheilungen sich zu sammeln, werden aber gleich durch das Feuer der Artillerie auseinandergesprengt. Der Ausfall hatte das Geschick der Vertheidiger entschieden; die Einschließungsarmee war nach allen Richtungen hin zersprengt, und wiederum war die Division frei.

Die englischen Verluste waren überaus gering, was man der guten Deckung der Truppen zuzuschreiben hat; die Verluste der britischen Truppen betrugen nur 2 Offiziere und 36 Mann. Bedeutend größer waren die Verluste der Inder, finden sich aber nirgends angegeben. Bald nach dem Gefecht hörte man aber viele Klagen über die geringe Anzahl der vorhandenen Chargen bei den eingeborenen Bataillonen.

Am Nachmittage des 24. erschien auf den Höhen bei Buthak die Tête der Brigade Gough, und bezog dort ein Lager. Dem General Gough wurde vorgeworfen, daß er nicht wie Roberts seine Verbindungen preisgegeben habe und ohne weiteres rücksichtslos nach Kabul marschirt sei. Welches Schicksal aber die Division betroffen haben würde, wenn Sherpur mit Sturm genommen worden wäre, und man ohne gesicherte Verbindungen nach Gundamuk sich hätte durchschlagen müssen, ist leicht vorauszusehen. Das Schicksal Elphinstone's muß Gough unzweifelhaft vorgeschwebt und ihn veranlaßt haben, die Rolle eines Fabius Cunctator zu spielen.

Am 25. besuchte Gough Kabul; alles, was sich irgendwie schuldig fühlte, hatte die Stadt verlassen; die Bazare waren ohne Verkehr, Brandstätten bezeichneten die Stellen, wo die Insurgenten gehaust hatten. Erst als General Roberts allen, mit Ausnahme der obern Führer, Verzeihung des Geschehenen versprach, belebte sich die Stadt langsam wieder; der Adel traute aber dem Versprechen Roberts nicht und wandte sich zum großen Theil nach Herat, um Schutz und Hülfe bei Ayub zu suchen.

Der Rest des Jahres verging mit Fourragirungen und kleinern Expeditionen, um Insurgentenversammlungen zu zersprengen. Die Aufgabe, den Herd aller aufrührerischen Bewegungen, Ghuzni, in Besitz zu nehmen, sollte erst im nächsten Jahre (1880), und zwar von Kandahar aus geschehen.

Verschaffte die Abwehr des Angriffes auf Sherpur den englischen Truppen für die nächsten Wochen einige Ruhe, so vermochte dieser Sieg nicht, die Insur-

genten zur Rückkehr in ihre Berge zu veranlassen. Hierzu bedurfte es weitgehender Operationen. Die Truppen mußten den Insurgenten bis in ihre abgelegensten Schlupfwinkel folgen, Kohistan selbst zum Schauplatz der Operationen gemacht werden. Am Nachmittage des 24. gingen Cavaleriepatrouillen auf Ghuzni vor; überall fanden sie Anzeichen übereilter Flucht und großer Verwirrung. Bei Tscharasiab machten die Reiter eine Weile halt; vom Feinde war nichts zu sehen gewesen, die Dörfer schienen nur von Greisen, Kindern und Weibern bewohnt; alles, was Waffen zu tragen vermochte, war bei der Armee. In dunkler Winternacht die Défilés von Tscharasiab zu passiren, schien nicht rathsam; hierzu wären stärkere Cavalerieabtheilungen nothwendig gewesen. Zu ausgreifenden Unternehmungen dieser Art war aber die Reiterei nicht mehr im Stande. Die gesammte Cavalerie ist auf trefflichen arabischen Pferden beritten, deren Leistungsfähigkeit mit der Kälte und mit dem Mangel an Grünfutter abnimmt. Die angloindische Cavalerie hatte einen Winterfeldzug hinter sich, der große Verluste an Pferden gefordert hatte; als Parallele muß erwähnt werden, daß die russischen Cavaleriedivisionen im Jahre 1829 von Adrianopel nach ähnlichen Leistungen zu Fuß zurückkehrten. Vorläufig konnte man aber nicht daran denken, durch eine kräftige Offensive die günstige strategische Situation auszunutzen.

Die Regimenter mußten sich nun completiren und die Pferde und Tragthiere von den Strapazen erholen. Zwei Regimenter Cavalerie mit 4000 Tragthieren wurden zu diesem Zwecke nach Jellalabad gesandt. Das Material zur Aufklärung fehlte, und man suchte daher durch eine große Recognoscirung sich Klarheit über die Verhältnisse in Kohistan zu verschaffen. General Baker sollte zu diesem Zwecke mit 2000 Mann nach Maidan marschiren und gleichzeitig durch Gefangennahme Mir-Batschas', eines berüchtigten Agitators und Freibeuters, dem Aufstande in der dortigen Gegend die treibende Kraft entziehen. Kälte und starker Schneefall hinderten den Vormarsch, sodaß Mir-Batschas von dem Nahen der Engländer Kunde erhielt und seine Flucht nach Ghuzni bewerkstelligen konnte. Ohne den Zweck erreicht zu haben, kehrten die Truppen nach Sherpur zurück; das Resultat der Expedition war gewesen, daß man feststellte, ungefähr 60000 Ghazi ständen bei Ghuzni. Ferner erfuhr man, daß in Afghanistan allgemein der Glaube verbreitet sei, daß Rußland im Frühling 1880 in Afghanistan zur Vertreibung der Engländer einmarschiren werde, und gleichzeitig mit dem Beginn der Operationen Skobelew's gegen die Achal-Oase begann der Vormarsch der Wahabis auf Ghuzni.

Die Bedeutung dieser Bewegungen werden wir weiter unten kennen lernen. Ayub-Khan suchte ebenfalls durch alle erdenklichen Gerüchte die Insurgenten zusammenzuhalten; er gab vor, die Engländer geschlagen und sie bei Quetta in die Enge getrieben zu haben. Für ihn war das Zusammenhalten der Ghazi bei Ghuzni von der höchsten Bedeutung, da er immer noch an der Reorganisation und Neubildung seiner Armee in Herat arbeitete. Hierzu kamen noch Gerüchte, daß der Schützling Rußlands, Abdurrahman-Khan, Taschkend verlassen und mit einem großen Heere Balkh erreicht habe. Weder in Kandahar noch in Kabul wußten Stewart und Roberts, wie man sich zu ihm zu stellen habe. Beide be-

gannen daher ihre Position politisch und militärisch zu befestigen. Das Versprechen der Amnestie hatte die Tochter Akbar's in das englische Lager getrieben; die Hoffnung, durch ihren Einfluß auch den elfjährigen Sohn Jakub's, Musa-Khan, von Ghuzni nach Sherpur zu locken, erwies sich als falsch.

Ein Durbar (Versammlung der Stammeshäupter) wurde ausgeschrieben, in dem Roberts erklärte, daß England nichts an der Staatsverfassung Afghanistans zu ändern beabsichtige; England wolle nicht den Krieg, es wolle den Frieden, es wolle Afghanistan zum Freunde, nicht zum Feinde haben. Die Versammlung schloß mit der feierlichen Ernennung eines Gouverneurs von Kohistan; aber so lange Mohammed-Jan noch bei Ghuzni stand, hätte Roberts ebenso gut eine Statthalterschaft im Monde vergeben können. In Kabul wurde die englische Verwaltung durch eine afghanische ersetzt, doch besaß der neue Gouverneur nicht die geringste Autorität und war ein willenloses Werkzeug in den Händen der Engländer.

Die Werke von Sherpur hatten glücklich die erste Probe bestanden, aber um sie völlig widerstandsfähig zu machen, bedurfte es noch manchen Spatenstichs und mancher Stunde harter Arbeit. In den ersten Tagen des neuen Jahres sehen wir Arbeitercommandos in allen Richtungen thätig. Im Westen sollte Kabul durch eine Reihe detachirter Forts geschützt, die Balahissar und Sherpur die Stützpunkte der englischen Stellung werden. Die Höhen von Siah-Sungh wurden befestigt, der Kabulfluß überbrückt und große Werke angelegt, um die Communication sicherzustellen. Die Werke von Sherpur wurden erheblich verstärkt und das Vorterrain im Umkreise von 1000 Metern rasirt. Zur Unterstützung in diesen Arbeiten wurden der Division drei Pionniercompagnien beigegeben, Nachschübe hatten sämmtliche Bataillone auf 800 Mann gebracht. Die Anwesenheit der Brigade Gough machte eine neue Ordre de Bataille nothwendig. Die Division zählte im Februar 1 Cavalerie- (3 englische und 9 eingeborene Escadrons) und 3 Infanteriebrigaden (zu je 1 englischen und 2 eingeborenen Bataillonen); an Divisionstruppen ferner 2 Infanteriebataillone, 4 Pionniercompagnien, 6 Feld-, 6 reitende und 10 Gebirgsgeschütze. Die Zahl der Combattanten betrug 230 Offiziere, 3000 Engländer und 9000 Eingeborene. Bei der Formation der Brigaden war man bestrebt gewesen, die Bataillone, die sich im eigentlichen Hindostan rekrutiren, mit denen zu vereinigen, deren Rekrutirungsdepot im Himalaja und an der Grenze Afghanistans liegt: so stellte man neben den schwächlichen Bengalen den kräftigen und leistungsfähigen Sikh oder Gurkhas. Die guten kriegerischen Eigenschaften der letztern mußten sich dann naturgemäß auf die erstern theilweise übertragen. Die Cavalerie hatte an einem Bataillon berittener Infanterie eine schätzbare Zugabe erhalten. Die Infanteriebataillone hatten zur Formirung desselben 1 Offizier und 60 Mann abzugeben. Die Leute waren auf Maulthieren und Ponies beritten, führten das Henry-Martini-Gewehr und waren mit 60 Patronen und für drei Tage mit Proviant und Fourrage ausgerüstet.

Ohne nennenswerthe Ereignisse vergingen die ersten Monate des Jahres; im März erhielt Roberts eine Verstärkung durch vier eingeborene Bataillone, sodaß er jetzt zum vierten mal seit Beginn des zweiten Feldzugs eine neue Eintheilung

vornehmen mußte. Der ewige Wechsel zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ließ nie jenes Verhältniß des gegenseitigen Vertrauens entstehen, welches nicht wenig für den Erfolg bürgt und einer Truppe im Felde über die schwierigsten Situationen forthilft. Die Truppen in Kabul wurden zu zwei Divisionen formirt, deren erste Roberts und deren zweite General Roß führte. Den Oberbefehl über beide Divisionen behielt General Roberts auch noch fernerhin bei. Den Etappendienst im Khyber versahen 20000 Mann mit 54 Geschützen unter Generalmajor Bright. Im Khyber waren nur kleinere unbedeutende Gefechte vorgefallen.

In Südafghanistan bildete die Vollendung der Eisenbahn von Inkkur nach Sibi das wichtigste Ereigniß. Am 5. Oct. begonnen, waren nach 101 Arbeitstagen 205 Kilometer Bahnlinie mit vier großen Brücken hergestellt, was eine Arbeitsleistung von 2 Kilometern für den Tag gibt. Eine Fortsetzung der Bahn bis Kandahar wurde in Aussicht genommen. Bei einem Kriege zwischen Rußland und England mußte die Bedeutung dieser Bahnlinie vor allem hervortreten, die Leichtigkeit, mit der es möglich war, englische Truppen in die rechte Flanke der Russen zu werfen und deren Rückzugslinie zu bedrohen, eine Forcirung des Khyber nicht unerheblich erschweren.

Schon zu Anfang des Jahres war bestimmt, daß die Truppen in Kandahar abgelöst werden und unter dem General Stewart den Rückmarsch über Ghuzni nehmen sollten, um die Ansammlungen der Insurgenten zu zersprengen und durch ihren Durchmarsch den Ghilzais Achtung vor den britischen Waffen einzuflößen. Nur vorübergehend sollte Ghuzni besetzt werden, da die Räumung Nordafghanistans in Aussicht genommen war.

Um 20. März traf der Marschbefehl telegraphisch von Simla ein, aber obwol man denselben seit dem 1. Jan. erwartete, so bedurfte es noch voller acht Tage, ehe der Marsch beginnen konnte. Schwierigkeiten machte die Completirung der Trains. Eine Epidemie hatte unter den Kamelen grassirt und ihre Zahl erheblich verringert; die meisten waren bei Beginn des Marsches noch sehr schwach, und nur dem Umstande, daß man ihnen ihre eingeborenen Treiber ließ, die mit ihrer Wartung besser als gemiethete Inder vertraut waren, hatte man es zuzuschreiben, daß die Verluste auf dem Marsche 3 Proc. nicht überstiegen. Die Bagage war nach Möglichkeit reducirt; die wärmere Witterung gestattete, die schweren Schafpelze und einen Theil der Zelte zurückzulassen; dennoch bedeckten die Tragthiere auf dem Marsche, in einer Colonne formirt, eine Strecke von 15 Kilometern.

Die Division zählte 2150 Mann Engländer, 5100 Mann Eingeborene, 24 Geschütze, 7300 Mann Troß (camp-followers), 768 Maulthiere und 6700 Kamele. Die Truppen waren zu einer Cavaleriebrigade (Palliser) und zwei Infanteriebrigaden (Hughes und Barter) formirt, und zählten 1 englisches, 6 eingeborene Bataillone, 4 Batterien (darunter eine schwere Batterie von Elefanten getragen und eine Gebirgsbatterie) und 2 eingeborene Pioniercompagnien. Die Cavalerie war im Sinne einer Divisionscavalerie auf die beiden Infanteriebrigaden vertheilt. Der Division war noch ein Ingenieur- und Artilleriepark beigegeben, da eine Be-

lagerung Ghuznis nicht unwahrscheinlich war. Als Marschstraße benutzte man nicht die Straße von Kandahar nach Ghuzni, sondern die Thäler des Parnak und Arganſan, die besser angebaut waren und wo man mehr Wasser zu finden hoffte. Rechts im Parnakthale marschirte die Brigade Barter, links der Rest der Division unter dem General Palliser. Vom Feinde wußte man nur, daß starke Insurgentenscharen noch immer bei Ghuzni ständen und von Westen starke Zuzüge erhalten hätten, ferner, daß heftige Kämpfe zwischen den Insurgenten und dem Stamme der Hazaras stattgefunden hätten, die sich weigerten, am Kampfe gegen die Engländer theilzunehmen. Es war nicht unbekannt, daß Mohammed-Jan Unterhandlungen mit den Engländern in Kabul angeknüpft hatte; man glaubte aus diesem Grunde keinen energischen Widerstand im offenen Felde vorzufinden. Der Marsch Stewart's gewinnt um so mehr Interesse, da er über das Terrain führt, welches bei einem anglo-russischen Kriege von großer Bedeutung sein wird, und da wir hier ein neues Element in den Bewegungen des Islam kennen lernen, welches, bisher nur auf Arabien und den Pendschab beschränkt, berufen ist, eine hervorragende Rolle in Centralasien zu spielen: es sind die Bestrebungen der Wahabiten.

Beim Abmarsch Stewart's wurde der Gouverneur von Kandahar, Sirdar Schir-Ali, zum Wali ernannt; er sollte mit seinen eigenen Truppen seine Herrschaft in der Richtung auf Herat bis Furrah und in der Richtung auf Kabul bis Kelat-i-Ghilzai ausdehnen. Eine englische Besatzung in Kandahar sollte ihm vorläufig den nöthigen Rückhalt gewähren. Am 28. März begann der Vormarsch in der angedeuteten Weise in mehrern Staffeln. Das Land war wohl bebaut und lieferte die Verpflegung für die Truppen in reicher Menge. Anders wurde es, als man jenseit Kelat das Gebiet der feindseligen Ghilzai betrat; die Bewohner hatten ihre Dörfer verlassen und das Getreide vergraben. Das englische System nicht zu requiriren, sondern alles anzukaufen und baar zu bezahlen, schlug fehl; der politische Offizier bei der Colonne theilte brieflich das Nahen der Engländer auf einige Tage im voraus mit und gab so den Ghilzais Gelegenheit, ihre Vorräthe zu verbergen. Am 17. April stand die ganze Division bei Karabagh vereint; nirgends war man auf Widerstand gestoßen. Seit dem Abmarsch aus Kandahar hatten die Truppen keine Ruhe gehabt, und es war dringend nothwendig, hier einen Tag zu halten, um Schäden in dem Schuhzeug auszubessern, der Cavalerie einen Vorsprung zu verschaffen und die Hazaras zu einer regelrechten Unterstützung zu veranlassen. Aber alles schlug fehl.... Sengend und mordend durchzogen die Hazaras das Land, die Nähe der Engländer verschaffte ihnen ein zeitweiliges Uebergewicht über die Ghilzai, und sie schienen fest entschlossen, dasselbe bis zum Aeußersten auszunutzen. Alle Bemühungen der Engländer, diese Grausamkeiten zu verhindern, scheiterten. Beide Stämme haben entschieden die gleiche Schuld, eine Zeit lang schienen die Ghilzai von Angriffen abgelassen zu haben, als sie die Hazaras zum Kampf gegen die Engländer aufforderten. Die Ablehnung dieser Forderung war das Signal zu neuen Grausamkeiten und Fehden. Der Kampf war resultatlos geblieben; zeitweilig waren im April die Hazaras im Uebergewicht; sechs Monate später hatte sich aber das Blatt gewendet; sie mußten ihre Dörfer verlassen und

Zuflucht im Gebirge suchen. Mohammed-Jan hatte aussprengen lassen, als er den Abmarsch Stewart's erfuhr, daß die Hazaras im Einverständniß mit den Engländern diese Grausamkeiten begingen, was nicht wenig dazu beitrug, die Scharen der Insurgenten zu mehren.

Am 18. April stießen Cavaleriepatrouillen auf die Vortruppen des Feindes; in der rechten Flanke zeigten sich stärkere Schwärme, die von den Hazaras in die Gebirge geworfen waren und nun Ghuzni zu erreichen suchten. Am ersten Tage stieß die Avantgarde auf größere Abtheilungen in guter Position, in der Nähe von Achmed-Khel; man glaubte den Feind auf 20000 Köpfe schätzen zu können. Die Insurgenten standen in einem einzigen großen Viereck, zahlreiche weiße und rothe Banner bezeichneten die einzelnen Stämme. Die Begeisterung dieser Krieger machte sich in wildem Jauchzen und im Abfeuern ihrer Gewehre Luft. Mit lautem Allah-il-Allah begrüßten sie die nahenden Engländer; unter Trommelschlag und unter dem Absingen religiöser Lieder zogen sie den Engländern entgegen. Stewart verfügte in diesem Augenblick nur über die Brigade Hughes, da die Brigade Barter zur Deckung der Bagage verwendet wurde; sie erhielt aber Befehl, sofort zwei Bataillone und zwei Escadrons zur Verstärkung vorzusenden. Die Infanterie mit je zwei Escadrons auf den Flügeln entfaltete sich in Bataillonscolonnen mit Entwickelungsraum zu beiden Seiten der Straße, während die Artillerie auf derselben verblieb. Ein Bataillon und die Stabswache bildeten die Reserve. Die leichten Batterien trabten kleinen Terrainerhebungen zu, von denen sie auf ungefähr 1500 Meter ihr Feuer mit solchem Erfolge gegen das große Viereck eröffneten, daß dasselbe sich zum Halten und zum Auflösen in kleinere Formationen gezwungen sah. Die schwere Elefantenbatterie hatte halt gemacht, und wurden die Geschütze durch Ochsen ins Gefecht gezogen; angeblich weil sich keine günstige Artilleriestellung fand, eröffnete sie 1000 Meter rückwärts von den leichten Batterien ihr Feuer. Wahrscheinlicher ist aber, daß die Batterie bei ihrem langsamen Vorgehen durch den unerwarteten Angriff der Afghanen überrascht wurde und sich gezwungen sah, schon hier das Feuer zu eröffnen, um überhaupt nur wirken zu können.

Das Geschützfeuer hatte eine dieser kleinen Abtheilungen zu beschleunigtem Vorgehen veranlaßt; dieser Haufen war aus Reitern und Fußgängern gemischt und wurde auf ungefähr 6000 Köpfe geschätzt, die sich durch das heftige Schützenfeuer der Engländer nicht aufhalten ließen. Bei den Afghanen fiel kein Schuß; keine Feuerwaffe war zu sehen, alle führten das lange Schwert. Im vollen Lauf, mit ihren Mollahs an der Spitze, stürzten sie sich auf die Engländer; Granaten und Shrapnels rissen breite Lücken, ganze Reihen wurden von dem Salvenfeuer der Engländer niedergestreckt. Die Colonne läßt ein breites Feld, mit Todten, Verwundeten und Sterbenden bedeckt, hinter sich; aber rücksichtslos geht es vorwärts mit einer Todesverachtung, wie sie nur religiöser Fanatismus verleihen kann. Vor dem heftigen Feuer biegen die Pferde rechts und links aus, während die Fußkämpfer unbeirrt vorwärts stürmen.

Stewart hatte alle verfügbaren Truppen in erster Linie zum Feuergefecht entwickelt, und als die Reiterei um seinen rechten Flügel herumbraust, hat er keine Abtheilung, um sie ihr entgegenzuwerfen; er selbst muß mit seinem Stabe

zur Selbstvertheidigung den Säbel ziehen. Einige Infanteristen bemerken die Gefahr ihrer Führer, machen kehrt und geben auf die Reiter Schnellfeuer. Kaum noch 5 Meter von Stewart entfernt fielen die meisten Ghazi. In der Front sah es ähnlich aus, gegen solchen Elan waren Henry-Martinis und Shrapnels wirkungslos. Kaum hatten noch alle Infanteristen Zeit, Seitengewehr aufzupflanzen, als schon die Ghazi unter ihnen sind. Die Truppe schwankt, als wenn sie ihr Gleichgewicht wiedergewinnen wollte, doch die Disciplin siegt.

Es entspinnt sich ein kurzer Kampf, Mann gegen Mann, in dem endlich die Afghanen erliegen. Die Geschütze waren, um feuern zu können, 100 Meter in diesem kritischen Moment zurückgegangen, aber viele Ghazi fielen noch 30 Meter von dieser zweiten Stellung. Doch die Krisis ist hiermit noch nicht überstanden. Zwei Schluchten treffen sich unter einem spitzen Winkel am rechten Flügel der Engländer, wo die Cavalerie hielt, und als diese eben zur Degagirung ihrer Infanterie anreiten will, fällt ihr aus den beiden Schluchten ein Schwarm afghanischer Reiter in die Flanke, und mit solcher Wucht, daß beide Escadrons wie Spreu zerstieben. Die Infanterie muß nun nach Abwehr des Frontangriffs Quarré formiren, und nur dem rechtzeitigen Eintreffen der vorgesandten Verstärkungen ist es zuzuschreiben, daß dieser Angriff abgewiesen wird. In ähnlicher Weise haben die Truppen noch manchen Anprall auszuhalten, bis endlich nach einstündigem Ringen die Afghanen den Kampf aufgeben und sich nach Ghuzni zurückziehen. Der Verlust war groß; von Anbeginn an hatten nur zwei englische Batterien im Gefecht gestanden; erst später trafen noch vier englische Compagnien zur Unterstützung ein. Der englische Verlust betrug 17 Mann todt und 173 Mann verwundet. Der Verlust der Afghanen wurde auf 5—6000 Mann geschätzt.

Die Größe der Verluste in der Schlacht von Achmed-Khel, wie diese Action officiell genannt wird, spricht für die Tapferkeit der Afghanen, und wer die Leistungsfähigkeit moderner Hinterlader kennt, wird eine solche zu würdigen wissen. In der zweiten Schlacht von Plewna brachen vor dem ungeregelten Feuer der Türken die russischen Bataillone machtlos zusammen, obschon eine zahlreiche Artillerie den Angriff vorbereitete und sie die Vortheile besserer Ausbildung und überlegener Taktik auf ihrer Seite hatten. Um einen solchen Angriff ausführen zu können, bedarf es aber stärkerer Triebfedern als Disciplin und Ehrgefühl, es bedarf des religiösen Fanatismus. Eine Truppe, für die das Scheiden vom Leben keinen Schrecken hat, für die der Tod auf dem Schlachtfelde eine Belohnung, für welche die Verwundung ein gottgefälliges Werk ist, ist unbesiegbar. Dies war es, was die Türken drei Jahrhunderte lang zum Schrecken von Europa machte; und diesen Geist wollen die Wahabiten neu beleben.

Kehren wir nun nach dieser Abschweifung zu den Ereignissen bei der Colonne Stewart zurück. Eine Verfolgung nach der Schlacht fand nicht statt, die indische Cavalerie hatte eine empfindliche Lehre erhalten, und da sich noch intacte, stärkere Reitermassen beim Feinde befanden, beschränkte man sich darauf, durch Patrouillen den Abmarsch des Feindes beobachten zu lassen. Die Truppen bezogen ein Lager, und waren am Nachmittag damit beschäftigt, ihre Todten zu bestatten. Am näch-

sten Morgen begann der Weitermarsch; in unmittelbarer Nähe der Marschstraße zählte man 1200 Todte des Feindes, unter ihnen auch zwei Frauen in voller Rüstung, die von ein und derselben Granate zerrissen waren. Am 20. stand man nur noch eine deutsche Meile von Ghuzni entfernt. Cavaleriepatrouillen fanden die Stadt unbesetzt und die Befestigungen in einem äußerst verfallenen Zustande. Die Einwohner kamen den Engländern auf das bereitwilligste entgegen, und nichts verrieth, daß hier noch gestern die Häupter der Rebellion geherrscht hatten. Am nächsten Tage rückte Stewart ein; ein Detachement besetzte die inmitten der Stadt gelegene Citadelle, während die Division außerhalb der Stadt ein Lager bezog.

In 21 Tagen wurde die 375 Kilometer betragende Entfernung zwischen Ghuzni und Kandahar zurückgelegt, und wenn wir die beiden Ruhetage bei Kelat-i-Ghilzai und Karabagh abrechnen, so erhalten wir eine durchschnittliche Marschleistung von 18 Kilometer für den Tag. Für eine indische Armee eine recht erhebliche Leistung, um so mehr, wenn man bedenkt, daß Mannschaften und Material nicht an längere Märsche gewöhnt und Mann und Thier durch Krankheiten erschöpft waren.

In Ghuzni sollten die Truppen eine längere Ruhe genießen, doch wurden sie schon am 23. zu neuer Thätigkeit gerufen. Cavaleriepatrouillen hatten feindliche Abtheilungen in der ungefähren Stärke von 6—800 Mann in starker Stellung zwischen den beiden Dörfern Urzu und Saleh recognoscirt.

Am Morgen des 23., 3 Uhr früh, verließ General Palliser mit 4 Bataillonen, 6 Escadrons und 2 Feldbatterien das Lager. Nach zweistündigem Marsche traf er angesichts des Feindes ein; ein dichter Wald verbarg den Aufmarsch, und ehe der Feind noch einen Angriff vermuthen konnte, waren die Feldwachen überfallen und das Dorf Urzu genommen. Die Artillerie eröffnete ein heftiges Granat- und Shrapnelfeuer gegen die Stellung, und es gelang, die aus Feldsteinen zusammengetragenen Brustwehren der Schützengräben sehr zu beschädigen. Doch trotzdem wagte General Palliser nicht, einen Angriff zu unternehmen. Er trat den Rückzug an, in der Hoffnung, die Afghanen, die jetzt nicht unbedeutend verstärkt waren, aus ihrer festen Stellung herauszulocken und sie dann im offenen Felde zu schlagen. Doch als sie nicht folgten, besetzte er die Lisière des obenerwähnten Waldes und ließ um Unterstützungen bitten. Auf diese Meldung hin ließ Stewart sofort die Division alarmiren und südwestlich der Stadt eine Bereitschaftsstellung beziehen. Er selbst begab sich auf das Gefechtsfeld, und nachdem er die Stellung des Feindes recognoscirt hatte, befahl er den sofortigen Angriff. Ohne erheblichen Widerstand wurde die Stellung genommen und der Feind mit einem Verlust von 400 Mann in westlicher Richtung verfolgt. Wie sich später herausstellte, hatte man es hier mit der Avantgarde eines 60—80000 Mann starken Heeres zu thun gehabt, welches ebenfalls in westlicher Richtung zurückging und sich dann nach einigen Wochen völlig auflöste. Interessant ist in diesem Gefecht die Verwendung des Heliographen. Schon während des Vorgehens hatten die Ingenieure mehrere Signalstationen eingerichtet, die eine bei dem General Palliser, die andere in der zweiten Stellung, die dritte halbwegs Urzu und Ghuzni, die vierte auf der Citadelle von Ghuzni und die fünfte im Lager. Am nächsten Tage gelang es sogar, mit dem 65 Kilometer entfernten General Roß, der von Kabul aus der Division Stewart entgegen-

gesandt war, die Verbindung zu eröffnen. Am 28. begann der Weitermarsch, nachdem man dem Sirdar Mohammed-Alum die Herrschaft über Ghuzni übertragen hatte. Am 29. vereinte man sich im Wardakthale mit dem General Roß.

Auf Befehl von Simla aus war dieser mit 3000 Mann und 12 Geschützen von Kabul abgerückt und hatte bei Maidan Stellung genommen. Am 25. kam es hier zu einem Gefecht, in dem die englischen Truppen in ihrer Stellung zusammengedrängt wurden und erst nach dem Eintreffen von Verstärkungen aus Kabul die Offensive wieder ergreifen konnten. Durchschnittlich hatte jeder Mann 10 Patronen verfeuert, und dennoch betrug der Verlust der Afghanen nur ungefähr 100 Mann.

Am 30. verließ Stewart die vereinte Colonne; infolge seines ältern Patents war er zum Oberbefehlshaber sämmtlicher bei Kabul vereinten Streitkräfte ernannt. Die Vertheilung der Truppen für die nächste Zeit war nun folgende: die Division Stewart blieb im Logarthale, die Division Roberts rückte nach Maidan und der General Roß verblieb in Sherpur.

Aus deutschen Ateliers in Rom.

Von

E. Vely.

Tausendfach und schön entfließe
Form aus Formen deiner Hand,
Und im Menschenbild genieße,
Daß ein Gott sich hergewandt.

Diesen Goethe'schen Ausspruch möchte ich über die unscheinbare grüne Holzthür im Vicolo degli Incurabili schreiben, welche auf kleinem Schilde den Namen Joseph Kopf trägt. Wer seine Schritte in diese stille Gasse leitet, welche seitwärts vom Corso, der Hauptader des geschäftlichen Treibens und Lebens der Stadt, ausläuft, der weiß, was jener deutsche Name in der Kunst und fürs Vaterland bedeutet. Und hat sich ihm die Pforte des Studio erschlossen, so sieht er Räume hüben und drüben angefüllt mit Marmorbildern, in denen ihn hier und da bereits liebe, wohlbekannte Gestalten grüßen, und die Wände bedeckt mit Porträtreliefs und Büsten, welche hohe und berühmte Namen tragen, mit lebensvoll wiedergegebenen schönen Frauen- und ernsten Mädchenköpfen.

Wer die königliche Villa Berg bei Stuttgart gesehen, der kennt Kopf's Jahreszeiten, jene charakteristischen Frauengestalten, mit welchen die kunstsinnige Schloßherrin den reizenden Sommersitz schmückte: den Frühling, lieblich und unbefangen dreinschauend, den Sommer voll sicherer Ruhe, das etwas traurig gesenkte Köpfchen des Herbstes, den frierenden Winter mit der Amorette, die sich im Gewand birgt. In Büsten zeigen sie sich hier im Studio, dazwischen steht das Goldschmiedstöchterlein, beängstigt das goldene Ringlein am Finger beschauend; eine keusche Diana schreitet mit dem Jagdgeräth einher; ein lachender Knabe trägt sein schreiendes Brüderlein, ein kleiner frecher Amor blickt mit siegesgewisser Unverschämtheit in die Welt. Auf einer Säule steht die berühmte Büste des Deutschen Kaisers, welche Kopf für die Stadt Baden-Baden anfertigte, und dort unter den Frauenköpfen sind zahllose, die eine Krone tragen. Die Deutsche Kaiserin und die Königin von Würtemberg eröffnen den Reigen. Joseph Kopf gilt als bester Porträtbildner; so geistvoll und lebenswahr zugleich, so von innen heraus wie er weiß nicht leicht jemand aufzufassen. Warum? Weil der treffliche Künstler zugleich ein hoch- und seelisch gebildeter Mann ist. Unter den Männerbildnissen finden wir die ersten unter den Gelehrten auf allen Gebieten; da ist

Ferdinand Gregorovius, den Rom seinen Ehrenbürger nennt, Wilhelm Lübke, der Kunsthistoriker mit seinen geistvoll beweglichen Zügen, Ernst Curtius und Georg Ebers, Künstler und bedeutende Frauen: alle nach ihrer Individualität wiedergegeben. In der großen Welt ist es jetzt Mode, von Kopf modellirt zu werden. Die Stadt Baden baute ihm ein Atelier, um ihn dort jeden Sommer zu fesseln, und dasselbe wird nicht leer von Besuchern und Sitzenden.

Von den großen untern Räumen führt eine Holztreppe in das eigentliche Studio des Meisters, und dort tritt er uns entgegen im weißen Flausrock, sein Arbeitsgeräth in der Hand, freundlich, mit weltmännischen Formen, etwas bleich; denn das römische Klima macht, daß er viel an Fieber leidet. Er ist vielleicht gerade beschäftigt, einer Frauenbüste in Marmor die letzte Nachhülfe zu geben, denn das thut er stets selber, und während er sich der Arbeit wieder zuneigt, erzählt er, wie gern er gerade dies feine Gesichtchen mit dem guten, sanften Ausdruck modellirt hat. Seitwärts steht das Modell eines Grabmals, das in vornehmer Weise einen wahrhaft classischen Gedanken zum Ausdruck bringt und, ausgeführt, ihm neue Ehren erwerben wird. Drüben dehnt eine Nymphe die schlanken Glieder, an den Wänden hängen alte Sculpturreste — Kopf ist ein eifriger Sammler und guter Finder solcher Dinge.

Das Vorgemach zu seinem Allerheiligsten birgt die ersten Werke des Künstlers, und nicht mit Unrecht verweilt man vor seinen Anfängen — sein Relief „Hagar" war das erste, welches sein Landes- und Schutzherr König Karl von Würtemberg von ihm ankaufte.

Der Mann, welcher heute Französisch und Italienisch gleich geläufig redet, der in fürstlichen Salons verkehrt und mit den Gelehrten ernste Dinge spricht, bei dem man mit Befriedigung jene herkömmliche Einseitigkeit des Künstlers vermißt, kam zu Fuß nach Rom, das Ränzel auf dem Rücken. Am 10. März 1827 geboren auf dem Dorfe Unlingen in Schwaben, hatte er eine freudlose Kindheit, eine harte Jugend hinter sich — zweimal war er seinem strengen Vater, einem Ziegeleibesitzer, der nichts von einer künstlerischen Laufbahn wissen wollte, entflohen; als Steinhauer hatte er sich bis zum 25. Jahre ernährt, immer zäh festhaltend an dem Gedanken: Es wird — es muß etwas aus dir werden!

Rom war zu Anfang eine schwere Schule, durch Noth und harte Arbeit rang sich der junge Mann hindurch, bis ihm sein „Stern" aufging. Overbeck und Cornelius entdeckten ihn und sein König verlieh ihm die Mittel zur Ausbildung. Nun konnten sich Geist und Hände regen, und wie das geschah, hat der Mann und Künstler bewiesen. Und daß nun das Leben fortan freundlich war gegen den, der sich so beharrlich aufgerungen, wen muß das nicht mit Freude erfüllen, der ihn im Kreise seiner Familie, in einer behaglichen Häuslichkeit sieht, und wer wird nicht wünschen, daß es Joseph Kopf noch lange vergönnt sein möge, sich und der Welt zur Freude zu wirken?

Wohl erfunden, klug ersonnen,
Schön gebildet, zart vollbracht —

ich hoffe, das Publikum und die Kritik werden das noch unter manche Schöpfung des deutschen Künstlers in Rom schreiben.

Im Vicolo degli Incurabili hat noch ein anderer Künstler, ein Meister im Reich der Farben, seine Werkstatt aufgeschlagen, der Schweizer Corrodi. Sein Name steht unter manchem heitern südlichen Bilde und unter mancher ernsten Composition, die ihren Weg aus diesem Atelier in die Welt hinaus gefunden haben. Da sind Motive aus Rom und Venedig, hier ein Stück Kirchenleben, dort Lagunenfischer — Gemach reiht sich an Gemach, es ist, als ob Fee Abunde hier ihr buntes Reich erschlossen. Aber wir müssen zugleich über des Künstlers Fleiß staunen. Seit er nach dem Orient gewandert, in das Heilige Land, hat er eine Fülle von Gestalten und Motiven geschaffen, zu denen er dort seine Studien gemacht: der gelbe Wüstensand und die Sphinx, Pyramiden und Karavanen, Tempelleben und Lagerscenen, Einsiedler und Pilgerzüge, die Schädelstätte von düstern Wetterwolken umzogen und ein sonnenhelles Stück Jerusalem. Man macht, Raum und Zeit überspringend, große Reisen mit dem Künstler, dessen „Malertafel" Unerschöpfliches bietet.

Allen Sonnenschein und alle Bäume,
Alles Meergestad' und alle Träume —

und welch ein Rahmen für jene Bilder sind die Räume, die sie einschließen! Hier hat der Alterthümler allein eine Welt um sich, liebevolles Einsammeln, geschmackvolles Aufspeichern. Mit feinem Lächeln läßt der Künstler diesen Ausspruch über sich ergehen.

Es freut mich nichts mehr auf der Welt,
Als wenn euch je mein Werk gefällt!

An der Passeggiata della Ripetta, wo ein freier Ausblick auf den Tiber und ins Grüne, in fast ländlicher Abgeschiedenheit, hat ein großer Deutscher sein Atelier, Eduard Müller aus Koburg — Prometheus-Müller wird verständlicher sein.

Wer aus der deutschen Reichshauptstadt, oder wer dieselbe betreten, seitdem die Nationalgalerie dort den „Prometheus" aufgestellt, hätte nicht vor demselben gestanden und das Bildwerk bewundernd des Bildners gedacht?

Ueber das Werk selber ist nichts mehr zu sagen; aber dem Schöpfer sah ich mit Neugier in die guten blauen Augen, und hat man das gethan, so drückt man auch warm die Hand, die den Gedanken ausgeführt, welcher aus den Blicken leuchtet.

Eduard Müller ist auch ein self-made man, hat sich ebenfalls durch Noth und harte Arbeit hindurchgerungen, um jetzt auf der Höhe zu stehen. Aber er blickt nicht übermüthig von dort herab auf die, welche im Thale zurückgeblieben sind, wenn er auch trotzig wie sein Prometheus zu Zeus und sich selber sprechen kann:

Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz?

Eduard Müller war zum Koch bestimmt und hat in der herzoglichen Küche zu Koburg seine ersten Studien gemacht; aber sein Wünschen und Wollen ging hinaus über das Formen von Pasteten und Kuchen — und so griff auch er zum Wanderstabe. Ausländische Akademien waren seine Ziele, und da, wo der Erwerb nicht in der Kunst ausreichen wollte, kehrte er zu seinem Metier zurück, und man

erzählt, daß ihn bei einem Festmahl sein Lehrer unter den servirenden Köchen erblickte und den hoffnungsvollen Schüler durch Fürsprache aus dieser Situation erlöste. Natürlich wurde auch Rom sein Mekka und seine Heimat!

Heute ist der Herzog von Koburg ein häufiger Gast in seines ehemaligen Küchenjungen Atelier.

Hier sitz' ich, forme Menschen!

Müller ist ein fleißiger schaffender Künstler, die Räume ringsum zeugen davon. Da ist eine Eva von packender Wirkung, der gute Abel schmiegt sich sanft an die Mutterbrust, trotzig strebt Kain fort — sorgenvoll, schmerzlich ahnend ist der Ausdruck der Mutter; sie sieht die Folgen dieses früh ausbrechenden Bruderhasses und ihr Herz zittert. Ecco il moccolo! ruft eine Cioccare, ihr Licht schwingend, ein Faun flüstert bestrickend einer Nymphe ein uraltes Geheimniß zu: Nymphen, Amoretten — eine köstliche Welt. Im Arbeitsgemach steht des Künstlers Modell zu dem Prometheus-Pendant — Hercules den Gefesselten befreiend — die Kraft dem Gedanken die Banden lösend. Auch hier ist einer Nymphe, der Repräsentantin der Weiblichkeit, Mithülfe gestattet.

Großartig — und doch wahr sind alle Schöpfungen Müller's, und er scheint sich Goethe's Wort zum Motto genommen zu haben:

Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Eduard Müller lebt mit seinem Zwillingsbruder Gustav, dem trefflichen Maler, zusammen, still, ein wenig entfernt vom Trubel des Gesellschaftstreibens. Außer der großen Leidenschaft für seine Kunst hat er nur eine Passion gemeinsam mit seinem Bruder: die Jagd. Und fast so stolz wie auf seine Schöpfungen ist er auf Ruf und Rasse seiner Jagdhunde, die neben dem Atelier hausen — bewacht von dem lebendigen Adler, welchen ihm der König von Italien zur Nachbildung für den Adler des Prometheus schenkte.

Von den Statuen wieder ins Reich der Farben! Via del Babuino 39 steigt man zu Lindemann-Frommel's, des Badensers, Künstlerheim empor. Ach, welch köstliche Landschaften!

So morgenthaulich Gras und Baum!
So herrlich blau der Berge Saum!
Seht nur das Wölkchen, wie es spielt
Und sich im reinen Aether kühlt!

Lindemann-Frommel ist der Italien-Maler par excellence! Rom von hundert Seiten und seine stimmungsvolle Campagna mit ihrem Frühlingsgrün und der Sommereintönigkeit, dem fröhlichen Leben hier und da unter den Resten ihrer baulichen Vergangenheit, das Sabinergebirge und das von Albano — ach, man möchte sie sämmtlich mit sich nehmen, diese Landschafts- und Stimmungsbilder: so herrlich ausgeführt sind sie, so geistig belebt.

Nun Neapel und sein Golf, das schroffe Capri, das reizende Sorrent — aber nicht immer hat der Pinsel Lindemann-Frommel's Licht- und Sonnenstücke fest-

gehalten. Dort um das Cap Misenum brandet die Meeresflut, drohende schwere Wolken stehen am Himmel — Sturm wird der Gewitterschwüle folgen. Drüben ragt aus den Sümpfen der große Tempel von Pästum — seine gewaltigen schönen Säulen haben alles überlebt, Größe und Verfall der Stadt, nur er gibt noch Zeugniß von „vergangener Pracht". Und was er redet, weiß nur dann und wann ein fahrender Gelehrter oder ein Künstler sich in seine Sprache zu übersetzen — das Fieber lauert auf der Stätte, wo einst die Stadt Poseidonia stand.

Wer in des Künstlers Aquarellenmappe blättern darf, dem wird es gewaltig schwer, sie endlich wieder zu schließen! Lindemann-Frommel selber, mit voller Schaffenslust und Kraft jeden Tag begrüßend, macht den Eindruck einer harmonischen Natur! Er hat volle Anerkennung gefunden und freut sich dessen und nimmt das Leben und was es ihm darbietet mit einer weisen Dankbarkeit hin. Es ist nichts Zerfahrenes in ihm, und es ist ein Genuß, ihn über seine Lebensauffassung geistvoll reden zu hören, und es ist heilsam wirkend, über seine Einfälle und guten Scherze zu lachen.

Rom ist der Ort, wohin jeder deutsche Künstler und jeder, der ein solcher werden will, pilgert. Viele läßt die Ewige Stadt nicht wieder hinaus aus ihren Mauern, und so ging's mit dem obigen Künstlerkleeblatt, das ich willkürlich zusammengestellt. Noch vielen trefflichen andern ist sie ebenfalls Heimat geworden, ein reicher Künstlerkranz schlingt sich um sie. Zahllose aber auch sind ihre Opfer; sie sinken ungenannt und unbekannt auf dem heißen Boden kraftlos danieder, mancher Grabstein und mancher Hügel ohne Grabschrift weisen das nach auf dem Friedhof der Deutschen und Protestanten draußen bei der Pyramide des Cestius. Statt des Ruhmes, der bis zu den Wolken fliegen sollte, ein Grab in römischer Erde — aber es ist doch wenigstens von Cypressen überragt, und dieselbe Sonne umlacht es, die um die Mauern des Colosseums spielt und deren Strahlen in die Ruinen der Kaiserpaläste dringen.

Reiseskizzen aus dem westlichen Himalaya- und dem Karakorumgebirge.

Von

Karl Eugen von Ujfalvy.

I.

1) Bombay und Simla.

Man kann es einem Reisenden, der Centralasien, d. h. Russisch-Turkestan, durchwandert, nicht übel nehmen, wenn er ein unbezwingliches Verlangen danach spürt, die dem Pamirplateau südöstlich gelegenen Gebirgslandschaften Kaschmir und Klein-Tibet durchforschen zu wollen. Auf der einen Seite des Daches der Welt, des Pamirplateaus, russische Besitzungen oder doch russischer Einfluß, auf der andern Seite britische Länder und britische Machtsphäre. Wer beide Länderstrecken gesehen, geräth leicht in Versuchung, russische Zustände, die Resultate der moskowitischen Civilisation, mit englischen Einrichtungen und englischer Colonisation zu vergleichen. Nimmt man dazu noch den beständigen Drang, anthropologische und ethnographische Studien zu machen, so wird man das Project einer Reise nach Ostindien, bis in die westlichsten Winkel des Himalaya, begreiflich finden, ja man wird es uns sogar nicht übel nehmen, wenn wir es gewagt, auf Schlagintweit'schen Spuren wandelnd, bis auf die nackten Vorläufer des Karakorumgebirges zu klettern.

Im April 1881 schiffte ich mich in Begleitung meiner muthigen Frau, die schon zweimal mit mir in Centralasien gewesen, nach Bombay ein. Es war die schönste Jahreszeit, und von Triest bis Bombay hatten wir eine herrliche Fahrt. Ich versäume es absichtlich, meine Leser mit Schilderungen des Suezkanals, Aegyptens oder Arabiens aufzuhalten. Im Rothen Meere hatten wir erträgliche Hitze; Aden, einer der heißesten Punkte der Erde, bot einen interessanten Anblick, und sogar die zehn Tage auf dem Indischen Ocean verstrichen schnell und angenehm.

Am 14. Mai, um 4 Uhr nachmittags, waren wir in Bombay. Es gibt wol kaum eine zweite Stadt auf der Welt, die auf den Reisenden einen so überraschenden Eindruck macht wie Bombay. Der Anblick vom Meere aus ist ein herrlicher. Sowie man in den Hafen fährt, der sich groß und bequem zwischen der Inselgruppe von Bombay und dem ostindischen Festlande öffnet, sieht man zur

Linken die zweitgrößte, wenn nicht größte Stadt Indiens, mit schönen Thürmen, blanken Häusern und Palmenhainen, und zur Rechten die nebeligen Umrisse der Insel Elephanta und der westlichen Gats, von den brennenden, aber auch unvergeßlich glänzenden Strahlen der tropischen Sonne beschienen. Das Schiff steht still, und in kurzer Zeit landen wir am Apollo Bunder, dem fashionabelsten Punkte der Stadt. Wir bemerken einen großen Andrang von Spaziergängern, Reitern und Equipagen. Bleiche Europäerinnen, sich langweilende Engländer und klug vor sich blickende Natives, d. h. Eingeborene, bilden in ihren mannichfaltigen Trachten gar seltsame Gruppen, an die sich das Auge des Reisenden erst gewöhnen muß. Rasch ist alles beim Zollamt abgefertigt, die englischen Beamten hantieren schnell und schweigsam, und ein ganz geschlossener Wagen, der mehr einer wandelnden Todtentruhe als einem Gefährt von Lebenden gleicht, bringt uns in einigen Augenblicken nach Watson's Esplanade Hotel, dem umfangreichsten Gasthaus Indiens. Eine Anzahl Aufwärter, deren Hautfarbe zwischen Lichtkaffeebraun und Dunkelchocoladeschwarz spielt, nehmen unsere Effecten in Beschlag, und es wird uns im zweiten Stock ein großes luftiges Zimmer angewiesen, mit Aussicht nach dem Meere, für das wir sammt Kost täglich 10 Rupies oder circa 10 österr. Fl. zu bezahlen haben. Der große luftige Gasthof, ganz aus Eisen zusammengesetzt, was fast jede Feuersgefahr ausschließt, mit seinen unzähligen Gängen und Stiegen und seiner vierfachen Krone von Erkern sieht mehr einem großen Vogelhause als einer menschlichen Behausung ähnlich. Die Bedienung ist für einen Ankömmling aus Europa eine sehr schlechte; denn alle Fremden haben die Gewohnheit, ihre Diener mitzuführen, sodaß die Hotelbediensteten den dienerlosen Ankömmling fast gar nicht oder doch möglichst wenig bedienen. Uebrigens sind Diener in Indien ein ebenso unerläßliches als wenig störendes impedimentum; man braucht sich weder um ihre Kost noch um ihr Unterkommen zu kümmern; sie essen überall und nirgends, stets und nie und halten sich gewöhnlich Tag und Nacht vor dem Zimmer ihrer Herrschaft liegend in stetem Nichtsthun auf. Theuer sind sie auch nicht, doch muß man deren verhältnißmäßig viele haben. Doch davon später. Die Communicationsmittel in Bombay sind zahlreich und bequem. Die Eisenbahn hält in fünf Orten in der Stadt; die Tramway erlaubt von Colaba, dem äußersten südlichen Stadttheil, bis ins Centrum der Native-town und bis zum Victoria Garden schnell und billig zu gelangen; die Droschken sind schnell zur Hand und nicht übertrieben theuer. Es gibt vierräderige und zweiräderige Wagen und sogar Karren, welche letztere von Ochsen gezogen werden und natürlich als rasches Beförderungsmittel viel zu wünschen übriglassen. Ochsenkarren werden auch gewöhnlich nur von Natives benutzt.

Unter diesen letztern, den Eingeborenen nämlich, nehmen die Parsis unstreitig die erste Stelle ein. Es sind dies die Nachkommen der feueranbetenden Perser, die vor Jahrhunderten bei der Mohammedanisirung ihres Vaterlandes geflohen und an den Westküsten Indiens eine Freistätte gefunden. Sie haben Sitte und Typus der iranischen Voräitern bewahrt. Sie sind meines Wissens nach das einzige brachycephale Volk Indiens; der indicium cephalicum von 22 von mir in Bombay gemessenen Parsis betrug 82 —, und ihre Physiognomie ist eine scharf

ausgeprägte und besonders charakteristische. Sie haben stets abgesondert von den andern Einheimischen gelebt, stets untereinander geheirathet und die Sitten und Gebräuche ihrer Vorältern gewissenhaft bewahrt. Die Männer in ihren weißen Röcken mit roth- oder grünseidenen Beinkleidern und ihrer Bischofsmütze, die sie vor den Sonnenstrahlen durchaus nicht schützt; die Frauen in ihren hellfarbigen, faltenreichen Gewändern, mit Gold und Silber gestickt, ihren kleidsamen Stirnbinden und zierlichen Sandalen, und die Kinder mit ihren bunten Röckchen, golddurchwirkten Mützen machen einen angenehmen Eindruck auf den Reisenden, sowie ihr heiteres und leutseliges Wesen den Europäer sofort für sie einnimmt. Wir haben einer Parsihochzeit beigewohnt, ihre Grabthürme besucht; wir haben Abende bei reichen Parsifamilien verbracht und überall gefällige, zuvorkommende Menschen getroffen, die mit einer ausgezeichneten Artigkeit ein gewinnendes Wesen verbinden. Von allen Natives sind sie uns entschieden die liebsten; sie sind auch entschieden die nützlichsten in Indien, und es steht ihnen, wenigstens nach unserer Ansicht, noch eine große Zukunft bevor.

Von den andern Einheimischen Bombays sind vor allem die sogenannten Portugiesen zu nennen; sie haben auch von diesen nichts als den Namen. Es sind dunkle, negerartige Gestalten, die in fast europäischen Gewändern wandeln, denen aber der Freimuth, das Wissen und die bescheidene Einfachheit des Farbigen gleich noththut. Sie sind jedenfalls ein lebender Beleg für die notorische Inferiorität von Mischvölkern, die immer mehr und mehr entarten. Es ist begreiflich, daß beim steten Anblick solcher Resultate der stolze Brite mehr denn je auf die Wahrung seines weißen Blutes, d. h. seiner weißen Hautfarbe, hält. Die andern Einheimischen gehören allen möglichen Volksstämmen an, unter denen die Mahratten sich besonders durch unliebsame Gesichtszüge auszeichnen. Die indischen Frauen in Bombay sind zwar selten schön von Antlitz, aber sie sind äußerst anmuthig gebaut und haben eine angeborene Grazie, um die sie manche Europäerin beneiden möchte. Wenn sie so in ihrer duftigen Kleidung, hochaufgeschürzt, die eine Hand den Krug am Kopfe stützend, die andere in die Seite gestemmt, lautlos beim Brunnen stehen oder durch die Gassen längs dem Schatten der Häuser gleiten, so mahnen sie uns an die Cenaphoren des Alterthums und wir denken unwillkürlich der liebenswürdigen Prinzessinnen aus der altindischen Heldensage! Eine gewisse ernste Schwermuth, die auf ihren Zügen lagert, steht ihnen ganz gut und sticht vortheilhaft von dem oft brutalen Gesichtsausdruck der Männer ab. Die Native-town ist trotz des Menschengewühls reinlich und gut unterhalten, bei indischen Städten eine selten vorkommende Eigenschaft.

Nach kurzem Aufenthalt in Bombay fahren wir mit der großen Indischen Centralbahn über Allahabad nach Umballah, um von dort, aus tropischer Hitze, nach dem frischen, luftigen Simla zu eilen. Die Eisenbahnen in Indien sind sehr gut eingerichtet und bieten neben absoluter Bequemlichkeit möglichst viel Kühle, was natürlich für uns Europäer noch immer eine ganz passable Hitze bedeutet. Von Umballah fährt man in einem sehr bequemen Postwagen bis Kalka, und von dort dann steil aufwärts bis Simla in einem zweiräderigen Dack. Simla liegt auf einer Meereshöhe von 7156 englischen Fuß, und der Uebergang der Vege-

tation von Kalka bis Simla ist einer der überraschendsten, den man sich denken kann. Am Fuße des Himalaya Palmen und kolossale Cactuspflanzen, hierauf prachtvolle baumhohe Rhododendrons, die im herrlichsten Blütenschmuck prangen, rothblumiger Lorber, riesige Bambusstauden mit ihren zierlichen, spitzen Blättern, weißblühende Zwergbäumchen, die sich dem Epheu gleich an Felsen emporranken, und in kurzer Frist duftiges Nadelholz, unter welchem die stolze Ceder Deodara, die Eiche des Himalaya, durch ihren wirklich majestätischen Wuchs prangt. Dies alles bietet einen herrlichen Anblick, welchen der Beschauer nie vergißt. Nach einer zehnstündigen Fahrt ist man in Simla, einer der merkwürdigsten Städte der Welt, denn sie ist auf einer Unzahl Bergrücken gelegen und beherrscht die ganze Umgebung.

Simla ist das bedeutendste englische Sanitarium im Himalaya. Der Vicekönig von Indien und sein ganzer Hofstaat, der oberste Commandirende aller Truppen und der Lieutenant-Governor von Pendschab residiren hier den Sommer über, und selbstverständlich befindet sich fast die ganze höhere Beamtenwelt von Kalkutta und Lahore in ihrem Gefolge. Simla besitzt alles, was eine europäische Stadt bieten kann: Kirchen, Kaufläden, Promenaden, Villen u. s. w., und überdies einen einheimischen Bazar mit seinem classischen Schmuz und seinen bunten Bewohnern. Wir wohnten in Barens-Court, der Residenz Sir Robert Egerton's, Lieutenant-Governors von Pendschab, und genossen dort der liebenswürdigsten Gastfreundschaft. Der Unterschied zwischen dem Russen und dem Briten ist ein großer und bedarf wol keiner nähern Erörterung; doch am meisten fällt er wol in der Art und Weise auf, wie beide die Gastfreundschaft zu üben pflegen. Der Russe ist bei erster Bekanntschaft äußerst liebenswürdig und bestechend, bietet rasch Haus und Hof dem neu gekommenen Gaste an und verspricht alles, was man nur verlangen kann und noch mehr mit einer überraschenden Leichtigkeit und Zuvorkommenheit. Der Engländer, kalt und einsilbig bei erster Begegnung, ladet den empfohlenen Fremden ruhig und gemessen ein, mit ihm sein Heim zu theilen; er verspricht wenig und erst nach reiflicher Ueberlegung. Doch nach kurzem Aufenthalte unter russischem Dache sieht man aus Mienen und Wesen des Gastgebers, daß man ihm zur Last ist; die Liebenswürdigkeit macht schnell einer gewissen Gleichgültigkeit Platz, und von dem Versprochenen ist nicht mehr die Rede, geschweige denn von seiner Ausführung. Der Brite im Gegentheil wird herzlicher bei näherer Bekanntschaft, er läßt den Gast nur ungern wieder aus dem Hause, und auf das Versprochene kann man wie auf Felsen bauen.

Unser mehrwöchentlicher Aufenthalt im Simla verstrich rasch und angenehm. Wir fanden bei den englischen Behörden die nöthige Bereitwilligkeit, um uns bei unserer projectirten Reise zu unterstützen. Wir kauften Pferde, Zelte und alle möglichen Lebensmittel, und Anfang Juni machten wir uns auf den Weg, um über das Kululand und das kleine Fürstenthum Tschamba nach Kaschmir und Klein-Tibet vorzudringen. Herr Purdon-Clarke, Beamter des Kensington-Museums, der im Auftrage und auf Kosten dieser Anstalt reiste, war gewillt, uns zu begleiten, was uns um so angenehmer, als dieser Gelehrte an indische Reisen gewöhnt war und uns sein Rath von größtem Nutzen sein konnte.

Dank der Hülfe des durch seine philologischen und ethnographischen Studien bekannten Gelehrten Dr. Leitner, der seiner angegriffenen Gesundheit halber in Simla weilte, war es mir möglich, in dieser Stadt selbst zahlreiche anthropologische Messungen an Bewohnern von Klein-Tibet und Dardistan vornehmen zu können. Die Resultate, zu denen ich gelangte, waren nicht unwichtiger Natur, und wurden durch meine spätern Messungen in Kaschmir und Klein-Tibet bestätigt. Schon damals erkannte ich und schrieb der Anthropologischen Gesellschaft in Paris, daß die Balti (Bewohner Baltistans, die eine tibetanische Mundart sprechen), keine Tibeto-Mongolen seien, sondern Arier, fast mit demselben Rechte als die Darden, ihre nächsten Nachbarn. Die Bewohner von Klein-Tibet, gewöhnlich sehr arbeitsame Leute, strömen zu gewissen Jahreszeiten in großer Anzahl nach Simla, um dort bei den Straßenbauten verwendet zu werden. Dr. Leitner, welcher die Sprachen aller dieser Leute geläufig spricht, war mir bei diesen anthropologischen und ethnographischen Arbeiten von unberechenbarem Nutzen, und kann ich ihm dafür nicht genug dankbar sein.

2) Kulu; Land und Volk. Sultanpur.

„Aller Anfang ist schwer!" sagt das deutsche Sprichwort; auf Reisen ist es aber ganz das Gegentheil. Der Anfang ist immer schön und leicht, doch es kommt bald anders. Der Weg von Simla bis an die Grenze des unmittelbar britischen Territoriums ist ein herrlicher. Wir besitzen keine besser unterhaltene Chaussee in Europa, jedenfalls aber keine herrlichere Gegend als die der südlichen Himalayaabhänge! Wer den Himalaya nicht gesehen, der macht sich wol keinen Begriff von der Großartigkeit einer solchen Landschaft. Ich habe von Simla bis Sultanpur wenigstens 20 Punkte gesehen, zu denen, wenn sie z. B. in den Alpen wären, die Europäer zu Tausenden hinpilgern würden, um sich an diesen großartigen Cedernwaldungen und prächtigen Wasserfällen satt zu sehen. Hier eine ungeheuere Einsamkeit, nur von schweigsamen englischen Jägern oder dahinwandernden, kauflustigen Indiern unterbrochen. Die ersten Stationen hinter Simla besitzen sehr gute Bungalows, d. h. Posthäuser, in welchen man gegen äußerst mäßige Bezahlung luftige Zimmer und ganz gute Küche findet. Dies letztere war für uns um so nöthiger, als mein portugiesischer Diener und der Hindu meines Reisebegleiters Purdon-Clarke nur eine ganz mittelmäßige Küche zu bereiten im Stande waren. In Kumarsin, hart über dem Strande des Sutledsch, des einen und nicht des unbedeutendsten der fünf Ströme, welche dem Pendschab (Fünfstromland) seinen Namen verleihen, des alten indischen Catadrû, des Ζαδαδρης der Griechen, Hesidrus bei Plinius, machten wir das erste mal auf einer geräumigen Wiese halt, um dort unser Zeltlager aufzuschlagen. Kumarsin gehört einem sehr unbedeutenden indischen Fürsten, der, so behaupten nämlich seine Unterthanen, an Anfällen periodischen Wahnsinns leidet. Alle Zustände dieses kleinen Landes mahnen auch lebhaft an den beklagenswerthen Geisteszustand des Landesherrn. Wir bekamen nur mit aller Mühe die nöthigen Lebensmittel für uns und unsere Leute, und als wir tags darauf Kumarsin verlassen, um bis zum Sutledsch hinabzusteigen, so thun wir es auf einem Wege, der wirklich der schlechteste ist, den man sich überhaupt vorstellen kann, sodaß wir selbst in Klein-Tibet nichts Aehn-

liches gesehen. Dabei liegt die Thalsohle des Sutledsch sehr tief, kaum über 1000 englische Fuß Seehöhe, sodaß längs des Flusses eine feuchte Hitze herrscht, die leicht Fieber erzeugen soll. Wir überschreiten eine möglichst schlecht unterhaltene Holzbrücke, klettern einen fast senkrecht sich erhebenden Bergrücken hinauf, verlassen das felsige und nackte Sutledschthal und gelangen nach einem wirklich höchst mühevollen Marsche zu sehr vorgeschrittener Tageszeit endlich nach Dularsch, das erste Kuludorf. Wie mit einem Zauberschlage änderte sich plötzlich alles: Gegend, Weg und Leute, wir sind wieder auf englischem Gebiete angelangt.

Das Kululand ist, wie ich schon früher erwähnte, eins der schönsten des westlichen Himalaya. Ohne die majestätische Schneekrone zu besitzen, welche das grüne Hochthal von Kaschmir umrahmt, ohne die gewaltigen Felspartien des Himalaya und des Karakorumgebirges in der Umgebung von Iskardo, bietet uns das Kululand einen so lieblichen Anblick, wie kaum eine andere Gegend. Während am Ufer des Sutledsch hohe Cactusstauden und Rhododendronbäume die felsigen Abhänge spärlich bedecken, finden wir im Kululand eine ununterbrochene Reihenfolge der dichtesten Waldungen, bestehend aus schattigem Laubholz, schlanken Bambusstauden, Cedern (Deodara) und einer besonders schönen Nadelholzgattung (Pinus excelsea). Zu unsern Füßen erblicken wir niedliche Dörfer, von terrassenartig aufsteigenden Reispflanzungen und Getreidefeldern umgeben.

In diesem gottbegnadeten Lande wohnt eine friedsame, heitere Bevölkerung, das kleine Kuluvölkchen, das theilweise wenigstens noch höchst sonderbare Sitten besitzt. In einigen Theilen des Landes nämlich herrscht die Polyandrie, d. h. Vielmännerei. Eine Frau besitzt vier, sechs bis acht Männer, meistentheils, man kann fast sagen ausschließlich, Brüder. Diese sonderbaren Familien leben in der größten Eintracht, ohne eine Spur von Eifersucht. Die Männer arbeiten auf den Feldern oder verdingen sich als Lastträger für Reisende, die Frau steht dem Hause vor und waltet der Kinder. Wol in keinem Theile Indiens sind, bei Berücksichtigung der relativen Armuth, die Frauen mit einer solchen Unmasse von Schmuckgegenständen bedeckt als in Kulu. Auf dem Kopfe wird eine Stirnbinde aus massiven Silberplättchen getragen, welche über Stirn und Wangen herabhängen, Nase und Ohren sind mit einer Unzahl von Ringen geziert, man kann wol sagen verunstaltet, der Hals und die Achseln mit schwerem Silberschmuck beladen und an Armen und Knöcheln der Füße prangen massive schwere silberne Spangen. Ja an den Fußzehen sogar stecken Ringe! Dabei ist die Tracht der Weiber eine ganz kleidsame. Als ich einmal einem Kuln mein Erstaunen über eine solche Ueberladung mit Schmuck geäußert, erwiderte er mir: „Wir sind fünf oder sechs, um dasselbe Weib zu schmücken, es kommt uns so billiger und die Weiber sind auch zufriedener als in einem Lande, wo sie nur einer schmückt!“ Welch sonderbare Principien einer gewiß ganz originellen Nationalökonomie! Um übrigens einen Begriff von den ganz eigenthümlichen Anschauungen dieses Völkchens zu bekommen, will ich eine Geschichte erzählen, deren Wahrheit mir von einem englischen Obersten verbürgt wurde, der schon seit vielen Jahren Gelegenheit hatte, in seiner administrativen Stellung Land und Leute zu studiren.

Ein englischer Jäger war zu Anfang eines der letzten Jahre im Begriff, das

Kululand zu durchstreifen, und kam dabei an die Ufer eines Bergwassers, welches hoch angeschwollen, eine Brücke weggerissen und daher nur höchst schwierig passirt werden konnte. Ein hübsches junges Kuluweib hatte ihre sechs Männer begleitet, um ihnen beim Tragen des Gepäcks des englischen Sâb (für Sâhib, Herr, Meister) behülflich zu sein. Sie wagte es, die erste, die Kraft der Gewässer zu erproben; doch kaum war sie bis in die Mitte des Baches gelangt, so wurde sie von der Gewalt des Wassers erfaßt und fortgerissen. Die sechs Männer, welche der kritischen Lage ihres Weibes gewahr wurden, blieben ruhig und fast theilnahmlos am Ufer; nicht so der Engländer, der ebenfalls dem Schauspiel beigewohnt; ein geübter Schwimmer, stürzte er sich sofort in die Flut und brachte das junge Kuluweib nicht ohne eigene Lebensgefahr glücklich ans Ufer. Die Männer drängten sich sofort um den Retter ihres Weibes, doch keiner meiner Leser dürfte errathen, was sie vom englischen Sâb verlangten! „Du hast unserm Weibe mit Gefahr deines eigenen Lebens das Leben gerettet, es liegt dir daher wol sehr an ihrer Erhaltung, und wir denken daher, daß du nicht anstehen wirst, auch fernerhin für ihren Lebensunterhalt zu sorgen!" Auf ein solches Anliegen war wol niemand gefaßt. Was der Engländer gethan und erwidert hat, darüber schweigt die Geschichte!

Glücklicherweise fanden wir überall gut unterhaltene Brücken, und nachdem wir den Dschaloripaß überschritten, Kot, Dschibi, Manglaur und Lardschi durchwandert, kamen wir nach Sultanpur, der Hauptstadt des Kululandes, wo uns der englische Deputy-Commissioner, so etwas wie Districtschef, aufs zuvorkommendste empfing. Ueberall auf englischem Territorium sind die Einwohner der britischen Herrschaft froh. Die guten Straßen erleichtern die commerziellen Beziehungen, die Sicherheit ist überall eine vollständige. Dabei sind die englischen Beamten beliebt und genießen einer allgemeinen verdienten Achtung, die sie sich durch ihr gerechtes, leutseliges Betragen und durch ihre fleckenlose Ehrenhaftigkeit erworben. Welch ein Unterschied von den russischen Zuständen in Turkestan, wo im Jahre 1877 z. B. mehrere hohe Beamte in Untersuchung gezogen werden mußten wegen Erpressungen, die sie sich den Einwohnern gegenüber hatten zu Schulden kommen lassen. Als mildernden Umstand muß man übrigens anführen, daß die englischen Beamten in Indien reichlich besoldet werden, während die Mehrzahl der russischen Tschinowniks in Turkestan nur jämmerlich ihr Leben fristet. „Die Folge davon ist", sagte mir ein englischer Minister in Simla, „daß die Elite unserer Jugend danach strebt, in Indien Civildienste nehmen zu können"; während in Turkestan, füge ich hinzu, mit Ausnahme der Offiziere, die der schnellern Beförderung halber dahin gehen, eine Beamtenkaste existirt, die mit der anerkannten Tüchtigkeit der russischen Offiziere lebhaft contrastirt und auf die primitivsten gesellschaftlichen Zustände ein grelles Streiflicht wirft. Man braucht zur Erbauung nur Skyler's Buch über Turkestan zu lesen, und mir selbst wurde versichert, daß z. B. einmal ein Districtschef dem reisenden Generalgouverneur ein Fest gab, das über 12000 Rub. kostete, und der betreffende Bezirkschef hatte kaum 4000 Rub. Gehalt! Die turkestanischen Zustände mahnen lebhaft an die gemalten Coulissen, welche seinerzeit Potemkin in der Krim aufstellen ließ, um seiner Herrin die Oede des Landes zu verbergen. Auf britischem Boden freilich geht es anders zu.

In Sultanpur, der reizend gelegenen Hauptstadt des Kululandes, war es mir verstattet, zahlreiche anthropologische Messungen vorzunehmen und den physischen Typus dieses kleinen Bergvolkes eingehend zu studiren. Der Kulu ist von mittlerer Statur; sein Knochengerüst ist zart und die Knöchel an Armen und Beinen fein und zierlich. Er hat eine meist hohe Stirn, hoch geschweifte Brauen, lebhafte dunkle Augen, eine schön geformte, meist gebogene Nase, verschwindende Backenknochen, aber scharf vorspringende Jochbögen. Sein Mund ist klein, die Zähne meist gesund und mittelgroß, sein Kinn ebenmäßig. Der Ausdruck seines Gesichts ist im allgemeinen ein sanfter, schüchterner. Der Hals des Kulu ist meist schmal, der Brustkasten wenig entwickelt, Arme und Beine hager, Füße und Hände klein; trotz des vielen Bergsteigens fehlen ihm die Waden fast gänzlich. Die Weiber sind äußerst zierlich gebaut und oft von auffallender Schönheit und Grazie. Ich hatte in Sultanpur auch Gelegenheit, Männer und Weiber aus Lahul und dem kleinen Nachbarfürstenthum Mundi zu sehen und zu messen, und konnte dabei constatiren, daß sie sich absolut dem Typus der Kulu anschließen; in der Tracht allein liegt ein geringer Unterschied. Die Bewohner von Lahul sind der klimatischen Verhältnisse ihres Landes wegen gezwungen, sich wärmer zu kleiden als die Kulu, und in Mundi tragen die Weiber einen Kopfputz, der von dem in Kulu üblichen abweicht.

In Sultanpur machte ich die Bekanntschaft eines Abkömmlings der einheimischen, ehemals souveränen Fürstenfamilie, eines kleinen dicken, eitlen Indiers, der meinen anthropologischen Arbeiten neugierig und kopfschüttelnd zusah und mir wohlgefällig seinen mit Lophophorfedern (Lophophurus impeyanus, was die Engländer moonal nennen) verbrämten Rock und seine zahlreichen Schmuckgegenstände zeigte. Tags darauf besuchten wir seine Behausung, wo neben schmuzigen Höfen und verfallenen Sälen noch einige recht hübsche Wandmalereien zu sehen waren, Scenen aus der indischen Mythologie vorstellend.

Nichts scheint wol unserer nüchternen Auffassung sonderbarer als der indische Parnaß mit seinen vielarmigen, häßlichen Göttern und seinen, wenn möglich, noch vielarmigern und noch häßlichern Göttinnen! Der abstracte Glaube Bramah's und die auf geistige Selbstvernichtung ausgehende Religion Buddha's existiren nur noch dem Namen nach, und haben einer götzenhaften Anbetung des bösen Princips, d. h. Schiwa's und seiner Frau, Platz gemacht. Und doch darf man mit diesem Volke nicht zu streng ins Gericht gehen; denn bei dieser überwältigenden Natur, welche die Kräfte des Menschen fast auf nichts reducirt und seine Initiative lahm legt, darf man sich nicht wundern, wenn er sich einer geisttödtenden, erschlaffenden Religion in die Arme geworfen, die ihm, wenn auch nicht Trost, so doch geistigen Schlaf und Selbstvergessen spendet. Dieser sonderbare Glaube gipfelt in Tibet, wo Tausende von Mönchen, beim Anblick der gewaltigsten Natur unsers Erdballes in Schmuz und Unrath begraben, ein beschauliches Parasitenleben führen. Und doch hat diese eigenthümliche Religion numerisch die meisten Anhänger, was doch entschieden für den maßgebenden Einfluß der klimatischen Verhältnisse auf den menschlichen Geist spricht!

Chronik der Gegenwart.

Literarische Revue.

Daß in Deutschland die Lyrik keineswegs einen Todtenschlaf schlummert, wenn man auch kaum noch ihre Echos in den Salons vernimmt: das beweist die von Paul Heyse herausgegebene Sammlung: „Neues Münchener Dichterbuch" (Stuttgart, Gebrüder Kröner). In der That finden sich hier einzelne sehr schöne Gedichte, wenn wir auch die Auswahl nicht durchweg billigen können: die altbairischen und oberbairischen Dialektgedichte von Karl Stieler und Franz von Kobell und die Gedichte in straßburger Mundart von Ludwig Schneegans hätten wir, ohne ihr Verdienst schmälern zu wollen, doch aus der sonst stilvollen Sammlung mehr hinweggewünscht, und auch die Fragmente aus dem „Klostermärchen" von Wilhelm Herz und „Frau Rata" von Ludwig Leistner, zwei längere Dichtungen im mittelalterlichem Ton, geben der Sammlung ein etwas einseitiges Gepräge. Zuletzt ist sie noch mit einem Drama: „Alcibiades", von dem Herausgeber, belastet, welches gegenüber den Gedichten der Lyriker doch einen unverhältnißmäßigen Umfang einnimmt. Auch können wir nicht finden, daß dies Drama, trotz seiner goethisirenden, formschönen Diction, zu den bessern Werken des Dichters gehört. Der Held ist durchaus passiv, ein echter Weiberheld: die Perserin Mandane, deren Schwester den Alcibiades geliebt und die an dieser Liebe starb, als er nach Griechenland zurückging, will sich an ihm rächen: sie schwankt zwischen Haß und Liebe. Der Hellene besiegt auch ihr Herz; sie will ihn nach Susa zum König geleiten: doch er kehrt, als er schon zugesagt, schon in den Wagen gestiegen, um die Fahrt zu unternehmen, plötzlich wieder um zu seiner Timandra, der Korintherin, die ihm in freier Liebe gefolgt ist, einer Hetäre, die zu einem hellenischen Käthchen von Heilbronn wird. Mandane verwandelt sich nun in eine Medea, verbrennt das Haus des Alcibiades und läßt ihn durch die Pfeile ihrer Perser tödten. Dann stürzt sie sich mit ihrem Gespann vom Felsen ins Meer. Sie ist die eigentliche Heldin der Dichtung: der unentschlossene Alcibiades kann kein Interesse einflößen; es ist kein männlicher Zug in ihm; auch fehlt ihm die geniale Lebensanschauung, die doch mit dem Namen des übermüthigen Atheners verbunden ist.

Die schönsten Beiträge zur Sammlung haben Graf von Schack und Julius Grosse beigesteuert. Wie leicht gaukelt das Gedicht „Libellen" dahin, graziös auf anmuthigen Florfittichen, wie stimmungsvoll sind Gedichte wie „Ines" und „Dolores", wie gedankenvoll die „Allerseelennacht". Die Jugendlieder und Tagebuchblätter von Julius Grosse sind formvollendet und schwunghaft. Frisch-kräftig sind die Beiträge von Scheffel, gewürzt mit dem originellen Humor des Dichters, anmuthend die Beiträge von Kalbeck und Herz, schwermüthig diejenigen von Amelie Godin; eine uns unbekannte Dichterin Frieda Port hat manches Tiefsinnige in ihren Gedichten. Die Elegien von Emanuel Geibel beweisen wol die sichere Beherrschung der Form; diese Distichen sind tadellos, doch können wir den Inhalt nicht bedeutend finden: wir meinen, Venedig ist oft viel schöner besungen worden. Hermann

Lingg besingt in freien Rhythmen: „Girgenti", „Palermos Dom", „Ixion" und eine „Nachtfahrt im Gebirge"; hier und dort großer Stil und tiefe Anschauung; aber den gereimten „freien Rhythmen" fehlt der melodische Erguß, das geheime Taktgefühl, das ihre Seele sein muß; sie sind ungelenk und ihr freier Erguß bricht sich an allerlei metrischen Klippen. Unter den Sprüchen von Paul Heyse findet sich manches treffende Wort; so lautet gleich das erste Epigramm: „Im neuen Reich":

Das neue Haus ist fest gefügt; inmitten
Der Stürme steht es hoch und hehr;
Nur die Akustik hat gelitten,
Der Muse Ruf vernimmt man drin nicht mehr.

Ein anderes in Schlesien erschienenes Dichterbuch: „Für Haus und Herz", herausgegeben von Marie Haußer (Breslau, Schletter'sche Buchhandlung), enthält eine Reihe poetischer Beiträge von Felix Dahn, J. G. Fischer, Albert Moeser, Robert Hamerling, Max Kalbeck, Julius Lohmaier, Konrad von Prittwitz-Gaffron, August und Julius Sturm und andern namhaften Dichtern, unter denen sich viel Ansprechendes findet.

A. und P. Heinze haben einen „Musenalmanach für 1882" (Dresden, Heinze) herausgegeben, in welchem sich Beiträge vieler bekannter Poeten finden. Geibel hat eine lyrische Plauderei: „Frühstücksschale", beigesteuert, Wilhelm Jensen stimmungsvolle Beiträge, ebenso Felix Dahn, Emil Rittershaus, Otto Roquette u. a. Wenig abgeschlossen und bedeutend ist Hermann Lingg's „Albertus Magnus". Der Almanach ist geschmückt mit dem Bilde Elisabeth's von Rumänien, die sich von vielen andern Dichterinnen dadurch unterscheidet, daß sie Königin und eine schöne Frau ist.

Eine neue von Ferdinand Avenarius herausgegebene Anthologie: „Deutsche Lyrik der Gegenwart" (Dresden, Ehlermann), ist zwar vom Standpunkte des Herausgebers aus fleißig zusammengestellt, gibt aber durchaus kein rechtes Bild der neuen deutschen Dichtung, da der Gesichtswinkel, aus dem er sie aufnimmt, nur ein beschränkter ist. Das Princip der Ursprünglichkeit, das er hervorhebt, ist gewiß berechtigt: doch bei ihm kommt es nur jener stillen lyrischen Gemeinde zugute, welche sich einer geist- und gedankenvollen Originalität nicht rühmen darf. So sind z. B. Paul Heyse und Theodor Storm von Avenarius ganz ausnahmsweise bevorzugt: die Mehrzahl der mitgetheilten Storm'schen Gedichte finden wir überaus nichtssagend und auch Paul Heyse hat als Lyriker wenig Ursprünglichkeit, Gefühls- und Gedankentiefe.

Von neuen Gedichtsammlungen erwähnen wir „Schauen und Schaffen" von Albert Moeser (Stuttgart, Levy u. Müller). Moeser ist ein gedankenvoller Dichter. Wenn früher seine Weltanschauung oft einen traumhaft-elegischen Zug hatte, etwas Zerfließendes in die Schatten- und Traumwelt: so schließt sie sich jetzt mehr an den wissenschaftlich nachgewiesenen Zusammenhang der Welt an und läßt seine Muse von der Forschung der Naturwissenschaften begeistern. Die Sammlung ist reich an Naturbildern, die oft mit anmuthigen Genrebildern verknüpft sind, oft, wie in dem Gedicht „Auf der Höhe des Grimselpasses", sich in gedankenreiche Symphonien verwandeln. Frühlingslust und Schönheitsbegeisternng athmen die formschönen Sonette. Die Oden sind theils in frei sich ergießenden Rhythmen, theils in antiken Strophen gedichtet, welche letztern dem schwunghaften Ausdruck im Deutschen weniger förderlich sind: wir heben „Phaeton" und die „Asteroiden" hervor. Die „Idyllen", in epigrammatischen Distichen, in Dialogform, sind schon einzeln erschienen und haben viel Anerkennung gefunden. Die „Romanzen und Balladen" wählen ihre Stoffe besonders aus Alterthum und Mittelalter, seltener aus neuester Zeit, obwol eine der stimmungsvollsten: „Das Grab im Passeyerthal", der Geschichte unsers Jahrhunderts entnommen ist. Unter den übrigen finden sich

einige schwunghafte Geschichtsbilder, doch auch unter den Kaiserfresken manche, die wir nach Analogie der dramatischen Dichtung als „historienhaft" bezeichnen möchten, als blos poetisch illuminirte Geschichtsbilder.

Zu den hervorragendsten österreichischen Lyrikern muß jedenfalls Stephan Milow gezählt werden, dessen „Gedichte" in einer revidirten und beträchtlich vermehrten Gesammtausgabe vorliegen (Stuttgart, Bonz u. Comp.). Auch Stephan Milow folgt der Losung, welche Moeser in einer seiner Oden den Dichtern zuruft:

Ein jeder schaffe, was ihm der Geist gebeut.
Dem Höchsten tracht' er nach, und ruhig
Harr' er des richtenden Spruchs der Zukunft!

Der eigenthümliche Reiz und Werth der Milow'schen Gedichte besteht in der Vertiefung der Gefühle: der Dichter befindet sich immer wie im Mittelpunkt der Welt; er sieht alles sub specie aeternitatis. Das gibt seinen Natur- und Liebesgedichten einen von den Reliefbildern flacher Lyrik wesentlich abweichenden Charakter: gleichwol bleiben die Lieder leichtgeflügelt ohne philosophische Schwere: so sind namentlich die Frühlings- und Sommer- und Herbstlieder durchaus anmuthend; eher findet sich in den Liebesgedichten bisweilen ein reflectirender Zug, der die Empfindung zergliedert. Doch oft strömt derselbe auch aus vollem Quell hervor. Berechtigt ist die Verkettung sinnvoller Reflexionen im Sonett: einige der Milow'schen „Sonette" lassen in Bezug auf Architektonik und die Gliederung des Grundgedankens nichts zu wünschen übrig. Auch Oden in antiken Strophen und fromme Hymnen finden sich, darunter ein sehr umfangreicher Cyklus: „Hymnen der Liebe", die natürlich nicht immer sich auf den Höhen des Hymnus halten, sondern bisweilen auch in reflectirende Lyrik übergehen. Ein anderer Cyklus: „In der Einsamkeit", ist ein Gewebe sinnvoller Reflexionen, oft mit düsterm Anklang. Crucifix und Todtenkopf fehlt in der Eremitage des Siedlers nicht.

Ein anderer österreichischer Dichter, Ferdinand von Saar, schlägt in seinen „Gedichten" (Heidelberg, Georg Weiß) ähnliche Klänge an; nur ist er schlichter und wendet sein Auge oft dem kleinen Naturbilde zu, man möchte sagen dem Genrebilde der Natur: er besingt den Brombeerzweig, einen kleinen Feuerfalter, das Brünnelein, ja selbst in den freien Rhythmen weiht er den Melonen und Primeln, der Lerche und dem Trauermantel seine Klänge und weiß für alle eine sinnvolle Wendung zu finden; auch in dem „Tagebuch der Liebe" überwiegt das Genrehafte. Einige Frauenbilder, wie „Amara" und „Lydia", sind scharf gezeichnet, nicht ohne üppige Sinnlichkeit, die sich auch in „High-life" ausprägt. Moderne Genrebilder sind: „Die Wandertruppe", „Die Postelevin", „Der Leiermann". Auch zeitgeschichtliche Sonette finden sich in dem Cyklus „Laienpolitik" (gedichtet 1881); wir möchten die politische Lyrik, deren Stimme in jüngster Zeit etwas dünn geworden ist, nicht unter den Gedichten der neuern lyrischen Sänger missen. In den „freien Rhythmen" findet sich manches Schwunghafte, so das Gedicht an die Lyrik selbst, die ein überkluges Geschlecht als Unverstand belächeln, der bananisische Schwarm, der in den Tempel der Kunst sich drängt, verachten mag, weil sie den Mann nicht nährt:

Indeß ein Heer frecher Stümper
Dich entweiht zu nichtigem Spiel,
Immer und ewig
Bleibst du, hoch aufstrebende Lyrik,
Blüte und Krone der Dichtkunst.

Der schlesische Platenide Konrad von Prittwitz-Gaffron hat eine neue Sammlung von Gedichten unter dem Titel „Lieder und Balladen" herausgegeben, welche von der Formgewandtheit des Dichters und seinem edeln Streben wiederum das beste Zeugniß ablegen. Die Sammlung enthält zahlreiche Sonette, eine Lieblingsform der Platen'schen Schule; Oden in antiken Strophen, auch Ottave Rime und Siciliana fehlen nicht. Die leichtgeschürzten Lieder sind alle formenschön,

auch die kleinsten Strophen künstlerisch gegliedert. In doppelter Hinsicht unterscheidet sich indeß Konrad von Prittwitz von seinem Vorbilde: einmal durch den frommen religiösen Sinn, der in einzelnen Wendungen das specifisch Christliche herauskehrt; dann aber durch seine Bescheidenheit; er bekennt, „daß ihm des Ruhmes duftiger Kranz versagt" sei, den ja Platen selbst mit solcher Siegesgewißheit sich aufs Haupt drückte.

Gänzlich verschieden von den Klängen der hochtönenden Lyra der Plateniden sind diejenigen, welche der „Fahrende Gesell" Rudolf Baumbach wieder in seinen „Spielmannsliedern" (Leipzig, F. G. Liebeskind) anschlägt. Das ist ganz derselbe frische Ton wie in den frühern Sammlungen: es sind moderne Vagantenlieder, eine Feier der Wanderlust mit vollem Behagen bei größter Beschränkung, alles hochgeschürzt, ohne jede lyrische Schleppe. Die Sammlung enthält artige Lieder mit allerliebsten Pointen, welche auch den zahlreichen Romanzen und der oft hingehauchten Miniaturepik nicht fehlen. Der Dichter hat sehr launige Einfälle. Niemand wird ohne Ergötzen das Lied „Die kleine Thür" lesen, in welcher der Dichter mit epigrammatischer Kürze die Seitenthüren verherrlicht, durch die er im Leben hereingeschritten:

Und wenn an Weib, Wein und Gesang
Die Lust ich einst verlor,
Dann klopf' ich wol ein wenig bang
Ans große Himmelsthor.
Sanct-Peter aber schaut herfür,
Er drückt ein Auge zu
Und läßt mich durch die kleine Thür
Herein zur ew'gen Ruh'.

Ebenso launig ist die Schlußpointe des Gedichts „Lacrymae Christi". Als der schwäbische Geiger in Neapel diesen Wein trinkt und hört, daß es Thränen des Herrn sind,

Da sank er betend nieder,
Den Blick emporgewandt:
„Herr, weinst du einmal wieder,
So wein' im Schwabenland."

Die neue Dichtung Otto Franz Gensichen's: „Felicia", ein Minnesang (Berlin, Eugen Großer), hat viel von sich sprechen gemacht, weil die Staatsanwaltschaft gegen dieselbe wegen unsittlicher Schilderungen einschreiten wollte, das Gericht aber auf die Klage derselben nicht einging. Der Held ist zwar ein Ehebrecher, die Dichtung aber keine Apotheose des Ehebruchs. Bedenklich waren einige Stellen des Gedichts erschienen: die Schilderungen von Bordellscenen in einer kopenhagener Wirthschaft, welche allerdings in ihren Nuditäten an das ästhetisch Unschöne streifen, aber doch gerade die Wendung zu einer edlern Richtung des Helden bezeichnen, der den Muth findet, zu seiner verlassenen Geliebten, welche die Frau eines andern, aber zur Scheidung bereit war, während er selbst sie zu heirathen zögerte, zurückzukehren. Glücklicherweise brach der störende Gatte bei einem Pferderennen den Hals. Die innere Buße und Sühne der Liebenden und Vermählten wird anschaulich geschildert, den Hintergrund bilden berliner Lebensbilder; ein Opernhausball, ein Frühjahrsmeeting auf der Rennbahn Hoppegarten, umrahmen zugleich mit allerlei Reflexionen über Liebe und Ehe die Handlung. Es fehlt nicht an einzelnen poetischen Stimmungen und Schilderungen, auch schön ausgeprägten Gedanken: daneben geht indeß auch viel gereimte Prosa; es fehlt die durchgängige stilvolle Haltung.

In der deutschen Romandichtung merkt man neuerdings die herüberwinkenden Einflüsse von jenseit des Rheins. Der Erfolg von Zola's „Nana", der Haupterfolg eines Romans, gelesen zu werden, und gerade in den Boudoirs unserer

anständigen Damen, hat unsere Autoren kühner gemacht in Bezug auf gewagte Probleme und drastische Situationen. Auch die Zola'sche Theorie findet ihre Anhänger. Hans Wachenhusen schickt seinem neuesten Roman „Was die Straße verschlingt" (3 Bde., Berlin, Hofmann) ein Vorwort voraus, in welchem er erklärt, nichts Erfundenes bieten zu wollen, sondern eine schlichte und wahre Nacherzählung trauriger Lebensgänge. „Ich schrieb", sagt er, „wie etwa der Staatsanwalt den Lebenslauf eines Verbrechers zusammenstellt, um daraus die Schuld desselben zu resumiren. Versteht man also unter dem Roman etwas Erfundenes, das straffreie Gegentheil der Wahrheit, so ist in diesem Sinne das Nachfolgende kein Roman, sondern ein wahres Lebensbild ohne Retouche." Das ist also der Naturalismus de pur sang. Nach der Ansicht des Autors waten wir bis an das Knie im Grundwasser der Corruption, und zwar gibt er auch dem weiblichen Geschlecht Schuld an dem Verderbniß des männlichen. Der Roman erzählt, „wie durch die Unnatur sich vererbenden Blutes Mutter und Tochter verloren gehen auf demselben Wege, den leider so viele wandeln und den beim Wachsen unserer socialen Uebelstände immer mehr noch wandeln werden". Die Heldin, die in der Ouverture des Romans die Führung hat, ist eine junge Amerikanerin, welche den Sohn eines reichen Fabrikherrn heirathet. Doch die Fabrik fallirt und auch ihr eigenes Vermögen ist durch einen finanziellen Unglücksfall in Amerika verloren gegangen. Die schöne Frau wird die Geliebte eines Prinzen; der Mann erleidet eine Beförderung zum Hofstaatssecretär; später, als seine Ansprüche an die Kasse der Frau sich steigern, wird er entlassen. Eliza läßt sich von ihm scheiden, verkauft ihre Villa, nicht ohne dem Käufer auch noch geheime Bedingungen zu bewilligen, und eilt zu ihrem Geliebten, dem Sänger Donato, nach Italien. Wir sehen sie erst wieder in den trostlosesten Verhältnissen; sie ist Aufwärterin in einem Affentheater geworden, ein schwindsüchtiges Weib, und nimmt sterbend im Lazareth Abschied von ihrer Tochter. Der Lebenslauf der letztern bewegt sich in derselben absteigenden Linie; verheirathet mit einem tüchtigen und braven Mann, Richter, wird sie ihm untreu, sie liebt einen Offizier, Erwin von Fürth, der sie aber auch im Stiche läßt, als sie von ihrem Mann geschieden worden. Sie heirathet nun einen Jugendgespielen, der stets mit schwärmerischer Liebe an ihr gehangen, den Fabrikanten Karl Holstein, ruinirt ihn, bringt dessen Vermögen auf Reisen durch, hat ein Verhältniß mit einem Engländer, Norton, dann wieder mit dem Sänger Donato, dem ihre Mutter zum Opfer gefallen, und das Ende ist die Prostitution auf der Gasse und der Selbstmord. Ein paar Mädchen aus dem Volke, welche das gleiche Ende nehmen, und eine Gattenmörderin illustriren die unheimlichen Kapitel von der Schmach und Schande der Frauen.

Hans Wachenhusen ist indeß durchaus kein Autor, der in frivolen Schilderungen schwelgt, auch kein Anhänger der Makart'schen Schule in der Poesie; er hat eine resolute Art der Erzählung und Darstellung, alles keck hingeworfen, die Charakteristik frappant, die Schilderung lebendig und oft stimmungsvoll, wie z. B. die Scene des Selbstmordes der jungen Heldin. Hier ist echt poetische Beleuchtung. Doch hält der Stil sich nicht immer auf gleicher Höhe. Es ist der Roman eines Lebemannes, der die Dinge beim rechten Namen nennt, ohne Retouche und ohne Vertuschung; doch der deutsche Naturalismus ist nicht so herausfordernd und brüsk wie bei Zola, und vermeidet alles abschreckend Cynische.

Von sehr verschiedenem Gepräge ist der Roman von Hans Hopfen: „Die Einsame" (2 Bde., Dresden und Leipzig, Heinrich Münder), das Werk eines Dichters, der absonderlichen psychologischen Entwickelungen nachzugehen liebt und in der Einkleidung eine barocke Laune bevorzugt. Hopfen malt uns ein weibliches Lebens- und Charakterbild „nach der Natur". Auch er findet in der Beobachtung des Lebens den Stoff für seine Erzählungen. „Ich gehöre nicht zu denen, welche sich berufen fühlen, an der Menschennatur Schönfärberei zu treiben und das gerade

für Poesie zu halten. Die Natur lacht solcher Kindereien. Ihr nachahmend nahe zu kommen, das ist die höchste Kunst!" Er verzichtet darauf, ein „groß Publikum zu haben". Die Heldin der Erzählung, die uns als gänzlich vereinsamt in einem Bade entgegentritt, erzählt einem jungen Kaufmannssohn, den sie seiner Braut abwendig macht, ihre Vergangenheit: die Liebe zu einem amerikanischen Architekten, dem sie aus Gehorsam gegen ihre Aeltern untreu wird, und ihre Verheirathung mit einem aus dem Posenschen stammenden Gutsbesitzer, Herrn von Althen, eine Ehe, die durch den plötzlichen Tod des Gatten ein rasches Ende findet. Auch der junge Kaufmann kann das Herz der Einsamen nicht gewinnen, und ob es dem Justizrath gelingen wird, der am Schluß eine regelrechte Belagerung der uneinnehmbaren Schönen unternimmt, darüber läßt uns der Autor in Zweifel. Es ist eben ein Stück Leben, nach der Theorie der Naturalisten abphotographirt, ohne künstlerischen Abschluß, ja denselben mit einem gewissen Trotz verschmähend. Clementine's Wesen, dem eines steifleinenen Kaufmannes gegenüber, hat jedenfalls etwas Capriciöses und Provocirendes. Die Einsame mußte schon früher das Unheil merken, das sie damit anzurichten vermochte. Doch Clementine ist ja eben eine Sphinx, nicht blos andern, sondern auch sich selbst ein Räthsel. Dergleichen lieben unsere modernen Autoren zu schildern; bleibt etwas Unaufgelöstes zurück, so ist es eben das menschliche Leben, das der Dichter abschreibt. Im übrigen enthält das Lebensbild viele feine psychologische Entwickelungen und stimmungsvolle Schilderungen; namentlich die Liebe zu dem jungen Baumeister, die Begegnung im Waldkirchlein, die wilden Ritte der jungen Dame vom Lande haben einen anmuthigen Zug, und um die stilvolle Darstellung schweift ein Barockrahmen von humoristischen Arabesken.

Noch eigenartiger als Hans Hopfen ist Wilhelm Jensen, dessen Roman „Versunkene Welten" (2 Bde., Breslau, Schottländer) wieder ganz jenen romantischen Zug zur Schau trägt, der nicht blos an die Brentano und Arnim, sondern auch an Victor Hugo erinnert. Es ist ein geschichtlicher Roman; er spielt in Wendingstedt, einem Ort der schleswigschen Westküste, welche von den Fluten der Nordsee verschlungen wird. Diese gewaltige Katastrophe ist auch diejenige des Romans, ähnlich wie in der „Sturmflut" von Spielhagen; nur werden hier die kämpfenden Wendingstedter zugleich mit den Rittern und Heerhaufen der Bischöfe und ihren schlimmen Nachbarn aus der Stadt Runhold, die auch gegen sie ins Feld ziehen, von den gewaltigen Fluten verschlungen. Die bekannten Inseln Sylt und Föhr sind übriggebliebene Reste des versunkenen Landes; nur die Helden des Romans trägt eine Art von Arche, die der Riese gezimmert, nach dem heiligen Lande, der Felseninsel Helgoland, hinüber. Vieles in diesem merkwürdigen Gemälde ist grotesk-phantastisch; so der alte Riese mit seiner gigantischen Körperkraft und der auf seinen Lippen und in seinem Herzen lebenden alten Götterwelt, deren traumhafte Nebelbilder sich mit den Gestalten der Dichtung verschlingen; so der auf dem Wolfshund reitende Zwerg, der mehr aus dem Zwergalbum Victor Hugo's als aus dem Walter Scott's herzustammen scheint; so der halb irrsinnige Pfarrer, der mit mechanischen Erfindungen sich abarbeitet und das Glockenspiel auf den Kirchthurm von Wendingstedt gerade zur rechten Zeit hinaufbringt, um zum Weltuntergang zu läuten. Auch der geheimnißvolle Königssohn hat etwas Märchenhaftes, ebenso die Liebesscene in der Grotte der Venus. Einzelne Schilderungen sind hochpoetisch. Das ganze Werk athmet wieder den eigenartigen Zauber eines über den Geheimnissen von Natur und Geschichte brütenden Tiefsinnes. Alle Vorgänge sind in eine magische Beleuchtung gerückt; man fühlt nirgends den festen Boden unter sich; man ahnt bereits die furchtbare elementarische Katastrophe, der gegenüber die Streitigkeiten der Menschen nicht ernst genommen werden, sondern als Schattenspiele.

Eine phantasiereiche, unsern Lesern wohlbekannte Schriftstellerin, E. Bely, hat

außer einer Novellensammlung: „Südlicher Himmel“ (Herzberg und Leipzig, C. F. Simon), in welcher auch die in unserer Zeitschrift veröffentlichte, so beifällig aufgenommene Novelle „Josa Dario“ enthalten ist, auch einen neuen Roman erscheinen lassen: „Drei Generationen“ (3 Bde., Herzberg und Leipzig, C. F. Simon), in welchem wir alle Vorzüge ihrer lebendigen Darstellungsweise wiederfinden. Zwei nahe verwandte, nebeneinanderwohnende Adelsfamilien sind die Helden dieses Cyklus von Erzählungen; wir befinden uns bei Beginn des Romans im Rococozeitalter, kurz vor Ausbruch der Revolution; die Baronin Françoise von Ungleich und ihr Gatte, der Kammerherr und spätere Minister, gehen ganz in dem frivolen Treiben des Hofes auf; sie möchte eine kleinstaatliche Pompadour spielen, doch kommt es nicht dazu. Das Haupt der andern Linie, Wolf, ist ein Anhänger revolutionärer Ansichten; er heirathet eine Schulzentochter und legt seinen Adel ab. Sein Sohn wird im Befreiungskriege schwer verwundet und heirathet eine Jüdin; seine Tochter Hildegard aber liebt den Baron von drüben, welcher, obschon der Sohn so leichtfertiger Aeltern, ein charakterfester junger Mann ist und sich an den patriotischen Bestrebungen der Jugend nach den Befreiungskriegen betheiligt, verhaftet, zum Tode verurtheilt und zu langer Haft begnadigt wird und es vorzieht, mit Hildegard durch Gift zu sterben. Erst der jüngste Sproß der bürgerlichen Ungleich, seines Zeichens ein Techniker, erringt die Hand der Cousine und versöhnt die feindlichen Geschlechter. Es sind das sehr figurenreiche Bilder, oft von lebendigem Hauch der Poesie durchweht, manches vielleicht etwas zu hastig, zu unruhig hingeworfen, manches nicht ausreichend motivirt; wohl aber enthält der Roman Charaktere und Situationen, welche sich der Phantasie lebhaft einprägen.

Der Roman „Unversöhnlich“ von Robert Byr (3 Bde., Jena, Costenoble) hat die Vorzüge der frühern Romane dieses Autors: consequente Charakteristik der Hauptpersonen und viele gedankenreiche Darlegungen. Nur ist die Grundlage des Romans, der Haß zwischen zwei Schwägern, wenig sympathisch und der sehr hervortretende Charakter des einen von ihnen hat im Grunde eine durch nichts gemilderte Widerwärtigkeit. Desto anziehender ist die Bekehrung Marcellinens durch Jörg von Langenbeck, dem allerdings die Schläge des Schicksals zu Hülfe kamen. Diese Wandlung des übermüthigen Weltkindes in ein bescheidenes und tüchtiges Mädchen ist psychologisch interessant, die Schilderung der Ueberschwemmung lebendig und anschaulich. Bedenklich bleibt die Vernichtung des Testamentes der Tante durch Jörg, denn wenn sie auch in der besten Absicht geschah, erscheint sie immerhin strafbar; das Gericht konnte ihn nicht freisprechen. Der Stil des Romans hat oft geistige Prägnanz; hin und wieder ist er aber etwas schwerfällig, wie auch die Erzählung selbst sich nicht immer leicht fortbewegt, sondern einige Zwischenglieder etwas ungelenk eingefügt sind.

Die Novelle von Alfred Meißner: „Die Prinzessin von Portugal“ (Breslau, Schottländer), erinnert durch die Fülle der buntesten Abenteuer auf dem Hintergrunde des mittelalterlichen Lebens an altitalienische Geschichten. Nacherzählt ist sie den Aufzeichnungen eines schwäbischen Knappen, der seinem Herrn nach Portugal und in den Orient folgte. Die Heldin selbst verliebt sich zuerst in einen jungen deutschen Ritter, Arbogast, der, als er sie gegen seeräuberische Sarazenen vertheidigte, von ihnen mit fortgeschleppt wurde. Ihn aufzusuchen folgt sie dem mächtigen Herrn von Werdenberg, der sich ebenfalls in Portugal aufhielt, auf sein Schiff, in der Meinung, in Rhodus jenen Arbogast zu finden. Der Ritter liebt sie und opfert sich für sie, nachdem er den Schmerz der Enttäuschung überwunden: doch der Arbogast in Rhodus ist der rechte nicht und der rechte, den sie in Jerusalem finden, ist entstellt und verstümmelt, nur der Schatten des Jünglings, der in Lissabon das Herz der Prinzessin gewonnen hatte. So gibt sie sich denn ganz ihrem edeln Beschützer hin. Die Darstellung ist frei von Reflexionen und modernem Aufputz, chronikenhaft sich an das Thatsächliche haltend; einzelne Schilde-

rungen, wie die des Seesturms, der die kleine Feluke zum Wrack macht, sind überaus lebendig und tragen das volle Gepräge eines so oft bewährten dichterischen Talents.

Aus dem Bereich der Aesthetik, in welchem keine allzu große Productivität herrscht, erwähnen wir die interessante Schrift von Max Schasler: „Das System der Künste" (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Der Verfasser, in der trefflichen Schule der Hegel'schen Philosophie gebildet, deren Vernachlässigung in jüngster Zeit sich durch die überhandnehmende Gedankenlosigkeit der Tageskritik bestraft, veröffentlicht in dieser Arbeit einen neuen Theil seines „Systems der Aesthetik", dessen erster als „Kritische Geschichte der Aesthetik" vor zehn Jahren erschienen ist. Die neue Schrift sucht die Künste auf Grund eines, aus dem Wesen der Kunst selbst geschöpften Princips zu gliedern. Nach dem Gegensatz des Successiven und Simultanen theilt er die Künste in zwei Hauptgruppen: Künste der Raumanschauung (Architektur, Plastik und Malerei) und Künste der Zeitanschauung (Musik, Mimik, Poesie). Das Drama erscheint ihm als Universalkunst; es verwendet die andern Künste als elementare Mittel seiner Universalwirkung; hier muß sich nun Schasler mit dem Kunstwerk der Zukunft auseinandersetzen. Es geschieht dies in treffender Weise, wie überhaupt die Aesthetik des Dramas bei Schasler, wenn sie auch im ganzen nichts wesentlich Neues bringt, doch überall die richtigen Gesichtspunkte voranstellt.

Als ein sehr umfassendes Werk kündigt sich Dr. C. Beyer's „Deutsche Poetik. Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtkunst" (Stuttgart, G. T. Göschen'sche Verlagshandlung) an, von welcher zunächst der erste Band vorliegt, der schon an Umfang die ganze „Poetik" des Herausgebers dieser Zeitschrift übertrifft. Er enthält die Vorbegriffe, die Grundzüge der Aesthetik, die Lehre von den Tropen und Figuren, die Prosodik und Rhythmik, die Metrik, die Lehre vom Reim und die Lehre von den Strophen. Es ist ein überaus fleißiges Werk, und da es überall sehr ins Detail geht, ein willkommener Leitfaden für eine Production, die der Lehre und des Anschlusses an zurechtgelegte Muster bedarf. Die Beispiele sind zahlreich und zeugen von großer Belesenheit. Hauptquelle für die dichterischen Proben ist Fr. Rückert, dem ja der Verfasser einen in zahlreichen Werken bewährten Cultus gewidmet hat. Mit Einzelnem mag man sich indeß nicht einverstanden erklären: so mit der Behandlung des Rhythmus vor der Metrik, obschon wir schon dort von trochäischen, iambischen, daktylischen Compositionen hören; die Vorliebe für den Stabreim und die deutschen Hebungsverse geht zwar mit einer Zeitmode Hand in Hand, wird sich aber kaum dauernd behaupten können. Etwas ganz Neues bietet der letzte Abschnitt des Werkes. C. Beyer behandelt hier nicht blos die antiken, italienischen, französischen, orientalischen, althochdeutschen Strophenformen, sondern auch die deutsch-nationalen Strophen der Gegenwart, indem er die allerverschiedensten Strophenbildungen, wie sie in der neuern Lyrik vorkommen, analysirt und zusammenstellt, und sie mit dem Namen der Dichter tauft, die sie vorzugsweise angewendet oder zuerst in Curs gesetzt haben. Man hat bisher diese freizügigen Strophenbildungen nicht klassificirt; es geschieht hier zum ersten mal. Eine solche Klassifikation mag manchen müßig erscheinen; wir selbst glaubten, bei dem beschränkten Raum unserer „Poetik", auch in der jetzt erscheinenden fünften Auflage derselben, nicht darauf eingehen zu müssen. Doch ein so umfangreiches Werk wie das von C. Beyer hat Platz genug, auch die Tabulaturen unserer neuesten Lyrik aufzuzeichnen, und wird damit strebenden Talenten manchen erwünschten Anhalt bieten.

Auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, besonders was unsere Classiker betrifft, herrscht, gegenüber der Stille im Reich der Aesthetik, eine Ueberproduction, welche nach wie vor lähmend auf die Gegenwart wirkt. Namentlich stehen die biogra-

phischen Forschungen in Blüte. Soll doch die neue Literaturgeschichte, gemäß dem sogenannten historischen Geist, der jetzt zum Scepter gelangt ist, in erster Linie Geschichte sein, d. h. die genauesten biographischen Daten enthalten, den Zusammenhang der Dichtungen mit den Lebensverhältnissen der Poeten nachweisen, streng nach chronologischer Folge sie rubriciren u. dgl. m. Diese Anforderungen sind von der classischen und germanischen Philologie herübergenommen. Doch die Literaturgeschichte hat in Wahrheit die geistige Entwickelung der Nation, die vorherrschenden Richtungen, die sich oft nach Jahrzehnten gar nicht messen lassen, darzustellen und ein Charakterbild der einzelnen Dichter selbst zu geben; es heißt ihr Wesen und ihre letzten Zwecke verfälschen, wenn man sie zu einer Registratur oder einer Sammlung philologisch-kritischer Studien macht. Das Leben der Dichter in seinen Hauptzügen hat sie vorzuführen, auch den Zusammenhang ihrer Dichtungen mit demselben, wie er nachweisbar besteht. Doch gibt es bedeutende Dichter, bei denen alles Biographische von untergeordnetem Werth ist. Wer Jahrzehnte hindurch mitten in der modernen Literaturbewegung lebte, der weiß am besten, daß jene Art Literaturgeschichte die Nebensache zur Hauptsache macht, immerfort nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn sie Regenwürmer findet. Selbständige biographische Beiträge zum Leben unserer Dichter werden uns indeß stets willkommen sein; so die Schrift: „Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethe's Privatacten herausgegeben von Richard und Robert Keil" (Leipzig, Schloemp). Sie bringt in der That manches Neue, besonders über Goethe's Beziehungen zu Fräulein Vulpius, über die Abenteuer der Franzosenzeit, und ergänzt durch Knebel's Briefe den früher herausgegebenen Briefwechsel von Goethe und Knebel. Eine Sammlung der „Jugendbriefe Goethe's" hat Wilhelm Fielitz (Berlin, Weidmann) herausgegeben. Zu Goethe's „Faust" sind zwei Commentare erschienen, von K. J. Schröer (Heilbronn, Henniger) und Oswald Marbach (Stuttgart, Göschen), von denen der erstere besonders eingehend die Entstehungsgeschichte der Dichtung behandelt und sich gegen die Annahme einer ursprünglichen Fassung der Faustdichtung in Prosa erklärt, während Oswald Marbach den Inhalt der Dichtung zergliedert und auf alles Schöne und Herrliche, was sie enthält, die Leser hinzuweisen sucht, dabei aber auf die überflüssigen Commentare der gelehrten Thebaner und auf ihre Klatschgeschichten aus dem Privatleben unfreundliche Seitenblicke wirft. Die Schrift: „Faust und das christliche Volksbewußtsein", von Max Bergedorf (Dresden, Grumbkow), betrachtet das Goethe'sche Drama weniger vom ästhetischen als vom menschlichen und christlichen Standpunkt aus, und zwar in einer sehr einseitigen Weise, wie es die orthodoxe Auffassung mit sich bringt.

„Die Dramaturgie der Classiker", von Heinrich Bulthaupt (Oldenburg, Schulze), hat das Verdienst, die Schöpfungen der deutschen Meister in ihren Beziehungen zur Bühne zu betrachten, ein Standpunkt, der von dem blos ästhetischen immerhin verschieden ist. Die Schrift enthält viele treffende Bemerkungen.

Nachdem Schelling's und Schlegel's Karoline in ihrem moralischen Négligé hinlänglich photographirt worden ist, tritt jetzt auch Friedrich von Schlegel's Gattin Dorothea in den Vordergrund des literarischen Interesses, in der Schrift von J. M. Raisch: „Dorothea von Schlegel und deren Söhne, Johannes und Philipp Veit" (2 Bde., Mainz, Kirchheim), und zwar ist die Schrift nicht vom einseitigen kirchlichen Standpunkt abgefaßt. Vielfach neue Aufschlüsse und wichtige Beiträge zur Charakteristik des dramatischen Dichters bringt die Schrift von Theophil Zolling: „Heinrich von Kleist in der Schweiz" (Stuttgart, Spemann).

Daß Karl Goedeke's überaus fleißiger „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" (Dresden, Ehlermann) mit dem siebenten Heft des dritten Bandes zu vorläufigem Abschluß gekommen ist, wird alle Freunde der deutschen Literatur lebhaft interessiren; doch nicht minder lebhaft wird der Wunsch sein, Goedeke möchte sein Werk bis zur Gegenwart fortführen.

Die historische Literatur treibt jährlich eine solche Ueberzahl von Blüten, daß es auch dem schärfsten Auge kaum möglich ist, alle genau zu würdigen; bei einer einfachen Umschau aber begnügt es sich, um nicht zu ermüden, mit der Betrachtung der wesentlichsten und eigenartigsten. So können aus der Fülle von geschichtlichen Werken, die uns seit Beginn dieses Jahres geboten wurden, hier nur die hervorgehoben werden, die besondern Werth zu besitzen scheinen. Die Vorzüge Leopold von Ranke's, des schärfsten und geistvollsten Kritikers und Erforschers der Quellen, aus denen die Nachwelt ihr Wissen schöpft, sind wie der allzu objective Charakter seiner Darstellung zu allgemein bekannt, um ein weiteres Urtheil über den Fortgang seines neuesten großartig angelegten, geschichtsphilosophischen Werkes: „Weltgeschichte" (3. und 4. Bd., Leipzig, Duncker u. Humblot), die Geschichte Roms, zu benöthigen. Ihm steht würdig als Mann von eminentem Fleiße und unbeugsamer Schaffenskraft Georg Weber zur Seite, der trotz seiner 74 Jahre soeben die zweite Auflage seiner 15 Bände umfassenden „Allgemeinen Weltgeschichte" (Leipzig, W. Engelmann) beginnt und sie in sechs Jahren fertig zu stellen hofft. Da beide Historiker mit ihren Werken ganz verschiedene Bahnen einschlagen und andere Ziele verfolgen, ist von einer Concurrenz derselben keine Rede.

Die preußische Regierung geht allen deutschen Colleginnen in anerkennenswerther und glücklicher Weise mit dem Erschließen ihrer archivalischen Schätze voran, und im stolzen Hinblick auf Preußens ruhmvolle Geschichte scheut sie sich nicht, Enthüllungen auch über noch naheliegende Tage zu bringen, hält nicht wie manche andere ängstlich den Schleier fest, der über der Neuzeit liegt; sie braucht ungünstige Urtheile nicht zu befürchten. Als 11. Band der „Publicationen aus den königlich preußischen Staatsarchiven" (Leipzig, S. Hirzel) erschien der zweite Theil von Rudolf Stadelmann's „Preußens Könige in ihrer Thätigkeit für die Landescultur". Hatte der erste Theil die weitgreifenden und segensvollen Arbeiten Friedrich Wilhelm's I. auf dem Gebiete der Landescultur gewürdigt, so beschäftigt sich der zweite mit der bisher lückenhaft gebliebenen Betrachtung und Darstellung der Verdienste Friedrich's des Großen um den Aufschwung des preußischen Landbaues, um die Landesmelioration und alle Zweige der culturellen Entwickelung seiner Staaten; bisher hauptsächlich als Kriegsfürst, als Staatsmann, als Philosoph, als Schriftsteller geschildert, erhebt sich Friedrich II. als Hort der Landescultur aus den zahllosen Urkunden des werthvollen Werkes, dessen Quintessenz in erster Linie aus seinen Cabinetsordres gezogen ist; welches Glück für Friedrich, bei seiner Riesenaufgabe Männer von den Talenten und der Thatkraft eines Brenkenhoff zur Hand gehabt zu haben!

Der 12. Band bringt den 1. Theil (1851—54) von „Preußen im Bundestag 1851—59. Documente der königlich preußischen Bundestagsgesandtschaft", herausgegeben von Ritter von Poschinger. Das Hauptinteresse wendet sich in diesem hervorragenden Werke Bismarck zu, der von 1851—59 als Rochow's Nachfolger Preußen im restaurirten Bundestage vertrat und infolge der letzten Ergebnisse der deutschen Politik eine mühevollere und bedeutsamere Aufgabe als irgendeiner seiner Vorgänger erledigen mußte; die Documente betreffen größtentheils Preußens Stellung im Bunde, sein Verhältniß zu Oesterreich und den Mittelstaaten, die Krise des Zollvereins, die schleswig-holsteinische Frage und das immer deutlicher auftretende Bedürfniß der Bundesreform. Wußte man bisher herzlich wenig über Bismarck in Frankfurt, so erkennt man hier eine glänzende Etappenstation auf der Bahn seines Weltruhmes; wir müssen seine ungewöhnliche Menschenkenntniß, seine feine Beobachtungsgabe, sein bei allem Maßhalten entschiedenes und selbstbewußtes Auftreten, seine im gegebenen Augenblicke beobachtete Selbstbeherrschung bewundern; fast ausnahmslos finden wir, daß Friedrich Wilhelm IV. und Freiherr von Manteuffel, der leitende Minister, seinen Vorschlägen und Berichten ihre vollste Billigung schenken, und gar oft bitten sie in bundesrechtlichen und europäischen Fragen um

sein Gutachten; noch unmittelbar berührt die Theilnahme der Gegenwart das Kapitel der Kirchenconflicte in Baden und Nassau, da wir wieder in einer leider für das Reich recht ungünstig auslaufenden Epoche des Kirchenconflicts stehen. Ueberall zeigt sich die Unzulänglichkeit der Bundesverfassung, der Widerspruch zwischen formellem Rechte und reeller Macht, die Rivalität Oesterreichs, das im Bunde sich überall Anhänger zu verschaffen weiß, und des wegen seiner Ansprüche auf Gleichberechtigung und europäische Machtstellung gehaßten Preußens; die ganze, glücklicherweise abgewirthschaftete Misère der Bundestagspolitik mit ihren Rancunen und Stürmen im Glase Wasser zieht nochmals an unserm Blicke vorüber, und wir gratuliren uns, von ihr erlöst zu sein. Manches mag noch in den Archiven schlummern, weil es die Mitlebenden zu sehr berührt; das meiste aber ist gegeben, und erfahren wir auch dadurch im ganzen nicht viel, was uns andere Anschauungen der Dinge beibrächte, so bleibt es doch durch die Zeit, die Stellung und die Person des Berichterstatters denkwürdiges Material zur preußischen Geschichte; besonders anziehend ist seine Manteuffel eingereichte Charakteristik der einzelnen Bundestagsgesandten von Prokesch-Osten bis zu Holzhausen; es sind köstliche Photographien, freilich vom specifisch preußischen Standpunkte aufgenommen; denn nur selten erhebt sich der conservative Preuße zu national-deutscher Anschauung.

Als Fortsetzung des Werkes Kluckhohn's über Friedrich den Frommen von der Pfalz gibt Friedrich von Bezold „Briefe des Pfalzgrafen Johann Kasimir mit verwandten Schriftstücken" heraus, deren erster Band, die Jahre 1576—82 umfassend (München, M. Rieger) vorliegt. Die Kirchengeschichte wurde ganz in den Hintergrund gerückt und die politische Correspondenz des unermüdlich thätigen und wagenden Pfalzgrafen zum Hauptgegenstande; hierzu sind massenhaft Archivalien in Deutschland, Frankreich und der Schweiz benutzt und auf andere noch zu hebende Ausbeute weist Bezold selbst hin. In naher Beziehung zu der bei ihm geschilderten Epoche und den darin agirenden Persönlichkeiten steht der von Max Lossen behandelte „Kölnische Krieg", dessen erster Band als Vorgeschichte der Zeit von 1565—81 (Gotha, F. A. Perthes) erschien. Auch hier ist ungemein viel Neues aus deutschen, österreichischen und straßburger Archiven geboten, die Sprache ist klar, ruhig und fließt ohne Phrasenschwall dahin. Lossen will zeigen, daß der kölnische Krieg eins der wichtigsten Ereignisse in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts war, weil in ihm die Frage ausgefochten wurde, ob im Kurcolleg die Majorität katholisch bleiben und ihr damit die Entscheidung bei der Königswahl belassen werden sollte, und er will darthun, daß nicht, wie es gewöhnlich heißt, die Liebschaft des Kurfürsten Gebhard mit Agnes von Mansfeld der Urgrund zu seiner Conversion zum Protestantismus und zum Kriege um den Besitz des Erzstifts zwischen ihm und dem Katholicismus war, sondern dieser Krieg das letzte nothwendige Glied einer langen Kette von Ursachen und Wirkungen gewesen ist. Seit Kurfürst Friedrich (von Wied) sehen wir Rom im Kampfe mit dem Besitzer des Erzstuhls, aber schließlich siegt es; Kurfürst Salentin (von Isenburg) ist vortrefflich geschildert, ein ganzer Mann, der sich nicht scheut, den römischen Ansprüchen ein offenes „Nein" entgegenzurufen; ebenso glücklich gelang die Darstellung Ernst's von Baiern. Meiner Ansicht nach wurde hingegen für den Zweck des Buches die bairische Geschichte und die der verschiedenen sächsischen, westfälischen und belgischen Stifter, der jülicher Herzoge u. s. w. viel zu ausführlich behandelt. Die Hauptquelle über die Isenburger: Simon, „Die Geschichte des reichsständischen Hauses Ysenburg und Büdingen" (3 Bde., Frankfurt a. M., Brönner 1865), erwähnt Lossen bei seiner sonst minutiösen Angabe der Hülfsmittel nicht. Schließlich möchte ich wissen, wer unter „dem jungen Vetter" Ernst's von Baiern, „Markgraf Hans Jakob von Baden" (S. 86), zu verstehen ist? Mir ist ein solcher unbekannt.

Hermann Baumgarten schildert in der gründlichen und gediegenen Schrift „Vor der Bartholomäusnacht" (Straßburg, K. J. Trübner) die Bewegung, welche seit 1570 darauf hinarbeitete, Frankreich in seine natürliche Stellung als Gegnerin anstatt als enge Alliirte Spaniens zurückzuführen, und die nahezu den Bruch mit Spanien herbeiführte, da Karl IX. und Katharina, seine Mutter, sich mit England gut stellen wollten, der Herzog von Anjou um Elisabeth von England, Heinrich von Navarra um Margarethe von Valois warb, Karl und Katharina die Türken gegen die Liga Pius' V., die Niederlande gegen Spanien unterstützten und mit den deutschen Protestanten unterhandelten. Vorzüglich durch persönliche Interessen Katharina's, die stets eine Schaukelpolitik trieb, änderte sich diese Constellation; als sie ihren beherrschenden Einfluß auf Karl IX. durch Coligny gefährdet sah und bemerkte, daß er mit Leidenschaft den Machtplanen, die der Admiral vor ihm entrollte, lauschte, gab sie Befehl, Coligny zu ermorden, und brach somit der Bartholomäusnacht Bahn. Dies Ereigniß war durchaus nicht ein lange vorbereitetes, sondern ein plötzlicher Entschluß Katharina's, zu dem sie den verblendeten König bekehrte. Seit dieser Nacht lenkte sie wieder in das Gleis Spaniens ein. Die Ausbeutung der verschiedenen Gesandtschaftsberichte, besonders der spanischen, verleiht der Arbeit eine große Reichhaltigkeit, der Stil ist oft hart und ungefeilt; wiederholt hat der Autor irrige Ansichten, besonders von Bordier und Wuttke, widerlegt.

Mit dem zweiten Bande seiner „Geschichte des Kirchenstaats", welcher die Jahre 1700—1870, den Termin seines Unterganges, behandelt, hat Moritz Brosch (Gotha, F. A. Perthes) sein epochemachendes Buch beschlossen. Der bearbeitete Stoff bietet mehr als viele allgemeinstes Interesse, die Darstellungsweise ist populär und verdient oft das Attribut „meisterhaft". Dabei ist das Buch eigentlich die einzige ausführlichere neue Darstellung der Geschichte des Kirchenstaats im Zusammenhange und verfolgt ganz andere Zwecke als Ranke's „römische Päpste", denn im Gegensatze zu Ranke schildert Brosch weniger die Geschichte der Päpste als die des Kirchenstaats und die Päpste nur in der Eigenschaft als Beherrscher des letztern; bisweilen berücksichtigt er vielleicht zu wenig ihre Welt- und Weltmachtstellung. Als vorzüglichste Quellen dienten ihm wie im ersten Bande die Gesandtschaftsberichte im venetianischen Staatsarchive.

Alfred von Reumont's „Kleine historische Schriften" (Gotha, F. A. Perthes) umschließen theils noch ungedruckte, theils wesentlich umgestaltete Aufsätze aus den letzten 25 Jahren seiner Thätigkeit; sie reichen von der Epoche der Renaissance bis in unsere Gegenwart und bieten, mit Angabe der einschlägigen Literatur, eine im höchsten Grade fesselnde Lektüre. Alle Vorzüge Reumont's treten in dem Werk hervor. Die schicksalvolle Familiengeschichte der Strozzi in Florenz, der Briefwechsel der geistreichen Alessandra Strozzi während dreiundzwanzigjähriger ernster Parteikämpfe wird jedem Interesse abnöthigen; die vielen irrthümlichen, manchmal absichtlich erfundenen Gerüchte über die Thronentsagung und das Ende König Victor Amadeus' II. von Sardinien, des mistrauischen und scrupellosen Intriguanten, der das moderne Piemont schuf, werden an der Hand der Thatsachen widerlegt und es bietet sich uns ein erschütterndes Gemälde dieses Lebensabschlusses; im Gegensatze zu der landläufigen Annahme, daß die Jahrhunderte währende Herrschaft Venedigs über die Jonischen Inseln, über die Levante Veneto, eine Zeit ärgsten Druckes und schonungsloser Ausbeutung gewesen, beweist Reumont, wie viel Segen sie auch gebracht hat und wie die verständige Politik der Venetianer im ganzen zu scharfes Eingreifen mied, sich den nationalen Eigenthümlichkeiten mehr, als dies meist bei Fremdherren geschieht, anzupassen und eher durch Benutzung der Uneinigkeit der Parteien als durch Störung des municipalen Lebens sich zu behaupten wußte. Indem er die Bedeutung Gustav's III. für Schweden, seine Beziehungen zu Ludwig XV. und XVI., zur Emigration, zu Fersen u. a. treffend würdigt, den eigenthümlichen Charakter eines Mannes beleuchtet, der gleichzeitig der Bewunderer

Voltaire's und der Encyklopädisten und ein abergläubischer Geisterseher und Geheimbündler war, zeigt Reumont ihn auf seinen Besuchen in Aachen 1780 und 1791.

Politische Revue.

20. Juni 1882.

Jetzt ist der Deutsche Reichstag vertagt worden, nachdem er noch in einem viertägigen Kampf um das Tabacksmonopol, einem Kampf, dessen Ausgang von Haus aus nicht zweifelhaft war, seine rhetorischen Kräfte erprobt hatte. Das dreimalige Eingreifen des Reichskanzlers selbst in die Debatte brachte wol die vielen unerwünschte Klarheit, daß die Regierung das Tabacksmonopol nicht definitiv fallen lassen werde; wo immer indeß Fürst Bismarck das Wort ergreift, eröffnet er weitere Perspectiven, und wenn seine Gegner rügen, daß er seine Persönlichkeit in den Vordergrund stellt, so muß man doch eben hervorheben, daß dies keinen Widerspruch bildet, indem er in seiner Person ein großes und gewaltiges Stück Zeitgeschichte vertritt und alle seine persönlichen Erinnerungen nur Blätter aus den Kapiteln der Weltgeschichte sind. Jedenfalls bedarf eine große Versammlung wie der Reichstag bisweilen einer Erhebung über die Detailfragen, welche auch der parlamentarischen Beredsamkeit zugute kommt. Wir denken nicht gering von der letztern und halten sie für eine geistige Zierde der Nation, müssen aber zugestehen, daß ihre Blüte gerade in den letzten Jahren etwas verkümmert ist unter trockener Sachlichkeit und einer sich auf Stoß und Gegenstoß beschränkenden Polemik, die es in dem Hinundher ihrer Epigramme nicht zum vollen Wurf und großen Gang oratorischer Leistungen kommen läßt. Wenn Fürst Bismarck spricht, so wirkt er durch das Vollgewicht seiner Persönlichkeit, seiner großen Gesichtspunkte, trotz aller eingeflochtenen persönlichen Polemik und trotz eines gewissen Mangels an oratorischem Fluß und Guß, doch stets als ein Redner im großen Stil, und wenn er einmal diesen Ton angeschlagen, so klingt dieser wieder in den andern Reden, besonders wenn ein so gewandter Politiker von so ausgesprochenem oratorischem Talent wie von Bennigsen auf die Rednertribüne tritt, dessen letzte Rede noch mehr als seine frühere über das hannoverische Kronfideicommiß den erfreulichen Beweis lieferte, daß die parlamentarische Beredsamkeit in Deutschland noch nicht zum alten Eisen geworfen ist.

Am 12. Juni begann die Debatte über die Tabacksmonopolvorlage, deren Ablehnung in allen ihren Theilen von §. 1—12 die Commission beantragt hatte. Fürst Bismarck ergriff zuerst das Wort. Er hebt hervor, daß das Tabacksmonopol nicht Selbstzweck sei, sondern zur Erreichung anderer Zwecke dienen solle, zur Beschaffung der Mittel, welche nothwendig seien, Steuererleichterungen herbeizuführen. Das Monopol erscheine als die zweckmäßigste, ausgiebigste und wirksamste Form der Besteuerung: erst nach dessen Ablehnung könne sich die Regierung nach andern Mitteln umsehen. „Wir brauchen diese Ablehnung", sagte der Fürst, „um unsere Verantwortlichkeit zu decken und unsern Verpflichtungen zu genügen. Sonst könnte man uns in spätern Zeiten den Vorwurf machen, wir hätten Ihnen dies allein zweckmäßige Mittel nicht vorgeschlagen. Diese Verantwortlichkeit wollen wir nicht auf uns laden, sondern auf den Reichstag überwälzen." Nachdem der Reichskanzler in solcher Weise erklärt hatte, warum die Regierung trotz aller Aussichtslosigkeit doch eine Entscheidung des Reichstags provociren müsse, wandte er sich zur Bedürfnißfrage, die vor dem preußischen Landtage nicht klar gelegt worden sei. In Preußen seien Steuern vorhanden, die nur in frühern Zeiten des Feudalrechtes

berechtigt gewesen seien; alle Staaten, die einem gesunden Fortschritt huldigten, perhorrescirten die directen Steuern. Und nun entwirft der Fürst auf Grundlage der Motive zum Verwendungsgesetz ein Bild der preußischen Steuerzustände, welches allerdings von der äußersten Linken als tief einschneidende Kritik der bestehenden Zustände in gleicher Weise hätte entworfen werden können: er bringt den ziffermäßigen Nachweis der erfolglosen und sonstigen Pfändungen und Executionen, die sich von 1879—81 auf jährlich 1,110000 beliefen; er hebt außerdem die Höhe der Communalzuschläge hervor, die Nothwendigkeit einer gerechtern Vertheilung der Grundsteuer, die Belastung durch die Salzsteuer, das Schulgeld, den hohen Stempel bei Veränderungen des Besitzstandes in Immobilien und für Pachtverträge: und nachdem er so die Bedürfnißfrage mit schwarz-pessimistischer Färbung erörtert hat, betont er von neuem, unter Berufung auf volkswirthschaftliche Autoritäten, die Zweckmäßigkeit des Monopols, seine große Rentabilität, die Möglichkeit, die Tabacksarbeiter und Tabackshändler ohne Schwierigkeit im Dienst der Monopolverwaltung unterzubringen. Etwas Socialismus sei immer unvermeidlich, wo es gelte, die socialen Schäden zu heilen: ein paar Tropfen socialistischen Oels müßten dem Recept beigesetzt werden. Dann wendet sich der Fürst zu einer scharfen Kritik des Fractionswesens und des Fractionsparticularismus und schließt mit einer trüben und resignirten Betrachtung: er verspricht sich vom Reichstage nicht mehr eine Stärkung des Einheitsgedankens, sondern nur von den Dynastien; der Einheitsgedanke sei augenblicklich in der Verfinsterung begriffen. Hierauf folgte Abgeordneter von Treitschke mit einigen allgemeinen Redewendungen über die Finanzlage des Reiches und die Monopolfrage, dann Bamberger, welcher behauptete, der Reichskanzler wolle seine Quittung und deshalb müßte der Reichstag offene Thüren einschlagen und Todte begraben. Er sei kein fanatischer Gegner des Tabacksmonopols, erklärte Bamberger, aber ein Gegner desselben unter den jetzigen Umständen in der Art seiner Einführung.

Am zweiten Kampftage, dem 13., begann der Abgeordnete Richter seinen Sturmlauf gegen das Monopol, den er mit dem gewohnten Sturmlauf gegen den Reichskanzler vereinigte. Ueber statistische Thatsachen verfügte Richter wie immer mit großer Kenntniß und wußte sie auch so gewandt wie immer zu gruppiren. Die große Zahl der Executionen, welche Fürst Bismarck gegen die directen Steuern geltend macht, führt Richter gerade auf die indirecten Steuern zurück; dem Executor, welcher jene einfordere, könne einfach nichts gegeben werden, weil der Executor der indirecten Steuern, der Hunger, den kleinen Leuten alles vorweggenommen habe. Die ganze neue Wirthschaftspolitik laufe darauf hinaus, daß die Lasten von den Wohlhabenden auf die Unbemittelten abgewälzt werden sollten. Den preußischen Landtag nahm Richter gegen die Anklage in Schutz, daß er gestrikt habe in Bezug auf das Verwendungsgesetz: das Abgeordnetenhaus sei so conservativ gewesen wie keins seit 1858. Niemand habe Verwendungszwecke festsetzen wollen, ehe die zu verwendende Summe vorhanden sei. „Der Landtag hat sich geweigert, das Fell des Bären zu theilen, der noch nicht geschossen ist; wir sind noch schlimmer, wir wagen uns sogar den Bären zu schießen. Wenn der Landtag schon aufgelöst werden soll, weil er das Fell nicht vertheilen will, so sind wir viel mehr der Auflösung werth: warum löst man uns nicht auf?“ Richter spricht entschieden zu Gunsten der Resolution Lingen's, welche gegen die Erhöhung der Tabacksteuer protestire. Man müsse dem Kanzler auf seine Plane eine runde Antwort geben: die dilatorische Behandlung, wie sie die Mittelparteien anwendeten, tauge nichts. Ein Rückblick auf die Conflictszeit, eine Wendung gegen die absolutistischen Tendenzen des Kanzlers, die Behauptung, die Ablehnung des Monopols sei eine nationale That: das waren die Schlußsteine einer Rede, die zu den heftigsten Philippiken gehörte, welche der Führer der Fortschrittspartei gegen den Reichskanzler richtete. Schatzsecretär Scholz übernahm die Vertheidigung

desselben und führte sie mit vielem Geschick und vieler Gewandtheit durch. Abgeordneter von Minnigerode erklärte, das Monopol sei keine Parteifrage: nur eine Minderheit seiner Partei werde für dasselbe stimmen; jedenfalls aber sei es, wenn der Taback besteuert werden solle, die beste Form der Besteuerung, da sie eine Qualitätssteuer zulasse. Auch Windthorst ersuchte die Regierung, gegenüber der großen, gegen das Monopol vorhandenen Mehrheit im Volke dasselbe fallen zu lassen. Wie Richter, nahm auch Windthorst das preußische Abgeordnetenhaus in Schutz, welches sich gegen das Verwendungsgesetz nur deshalb ablehnend verhalten, weil das preußische Gesetz als Präjudiz und Etappe für das Monopol offen angekündigt worden sei. Auffallend war es, daß ein so eifriger Anhänger der Wirthschaftspolitik des Reichskanzlers wie Abgeordneter von Kardorff gegen das Monopol sprach. Der Hauptgrund war wol, wie er selbst anführt: er würde gegen das Monopol votiren, weil man mit den Wählern, die einmal gegen dasselbe seien, rechnen müsse. Das war die Bestätigung dessen, was Richter in derselben Sitzung gesagt hatte: „Die Mehrheit der conservativen Partei ist für das Monopol; aber alle diejenigen, denen ihr Wahlkreis lieb ist und die mit demselben nicht durch amtliche Stellung verbunden sind, hüten sich, für dasselbe zu stimmen.“ Einen neuen und sehr überraschenden Grund gegen das Monopol führte Kardorff an, indem er erklärte, Staatsbetriebe hätten bei den jetzigen parlamentarischen Einflüssen für die Conservativen etwas sehr Bedenkliches; man hätte ja bei den Wahlen zum Reichstage und zum preußischen Abgeordnetenhause zur Genüge gesehen, wie es gemacht worden. Während also die Linke in der großen Vermehrung des Beamtenpersonals bei Einführung des Tabacksmonopols die Möglichkeit einer Beeinflussung bei den Wahlen zu Gunsten der Regierung fürchtet, hegt von Kardorff die entgegengesetzte Furcht: das Für und Wider hebt sich offenbar auf.

Der dritte parlamentarische Schlachttag, der 14. Juni, wurde durch eine lebhafte Polemik zwischen dem Reichskanzler und seinen Gegnern Bamberger und Richter charakterisirt. Weniger über das Tabacksmonopol sprach Fürst Bismarck, als über sein ganzes Steuersystem. Er habe alle Anstrengungen gemacht, den Executor zu beseitigen; bisher sei ihm dies noch nicht gelungen, dank den Bemühungen der Opposition; er werde aber weiter kämpfen, solange er im Amte bleibe, bis er selbst oder der Executor todt sei. Dann sprach Fürst Bismarck über den Druck der landwirthschaftlichen Zölle, über die Gebäudesteuer, über deren Veranlagung er sich beschwerte, namentlich erklärte er sich gegen die Clausel der Besteuerung auch der Verschuldung auf den Gebäuden. Einen politischen Aufschwung nahm die Rede erst, als der Fürst auf das Militärbudget zu sprechen kam, dessen Abänderung im Hintergrunde des Tadels der Luxusbauten der Kasernen liege. „Denken Sie denn“, rief er aus, „daß es mir Vergnügen macht, eine so große Armee auf den Beinen zu halten? Ich weiß nicht, ob dies bei Frankreich oder Rußland der Fall ist; ich kann Sie aber versichern, daß die polare Lage der Millionen von Bajonneten unserer Nachbarn nach dem Centrum Europas zu gerichtet ist. Wir werden immer nach unserer geographischen Lage der Gegenstand der Coalitionen unserer Nachbarn sein. Früher war uns dabei unsere Schwäche hinderlich. Warum können Coalitionen wie unter Friedrich dem Großen nicht wiederkehren? Ich habe in der auswärtigen Politik solche übermächtigen Coalitionen immer verhindert; meine Bemühungen wären aber gescheitert ohne die deutsche Militärorganisation und ohne den Respect, den man hatte, mit unsern Bajonneten anzubinden.“

Weiterhin erklärte sich Bismarck entschieden für das Staatsbahnsystem, durch welches Preußen einen bedeutenden Einnahmetitel erhalten habe. Die Behauptung, daß es für ihn immer schwieriger werde, mit einem Parlament zu regieren, erklärt er unter Hinweis auf die gleiche Lage Gladstone's, der französischen und österreichischen Minister, für wahr: Schuld daran trage die Vermehrung der

Parteien und ihre Fortentwickelung nach den Extremen hin. Die Anspielung auf die österreichischen „Herbstzeitlosen", eine Partei, die nie etwas zur rechten Zeit gethan und die Regierung genöthigt habe, im Interesse ihrer Erhaltung sich an eine andere Partei anzulehnen, hat inzwischen in der liberalen Presse Wiens viel Staub aufgewirbelt. Dann stellte sich Fürst Bismarck mit vollem Aplomb auf das Piedestal seiner historischen Größe als Schöpfer der nationalen Einheit Deutschlands, und indem er Bamberger und Richter mit diesem Maß mißt, mußten sie natürlich zu kurz kommen. Von Bamberger, den er wegen seines langen Aufenthalts in Paris ein „sujet mixte" nannte, sagte er: „Sein Baum auf dem Boden wächst nicht bis an die erste Zweigtheilung des meinigen heran", und von Richter, wenn er als Rivale in den Verdiensten für Schaffung des Reiches und den nationalen Gedanken auftreten wolle, dann müsse der Fürst ihm einfach sagen: „Da kommen Sie mit mir nicht mit." Einige Misstimmung erregte die scharfe Kritik, mit welcher sich der Fürst gegen dasjenige wandte, was man wol als deutschen Idealismus bezeichnen könnte, indem er die Aeußerung Richter's bekämpfte, daß die Nation, besonders Männer von der liberalen Seite, den deutschen Gedanken im Widerspruch mit den Dynastien lebendig erhalten hätten. „Ja, meine Herren", rief Fürst Bismarck aus, „lebendig, wie man einen Vogel, einen Spatz im Käfig hält oder einen Papagai. Man hat darüber gesungen, Schützen- und Turnfeste gefeiert — und da war der Gedanke lebendig." Als auf die Aeußerung, was jene Männer riskirt hätten, der Zwischenruf ertönte: „Gefängniß, alles", da erkannte der Fürst selbst das Streben derer an, welche, statt dafür zu sorgen, daß eine Armee geschaffen werde, selbst irrthümlicherweise auf den Barrikaden für den nationalen Gedanken kämpften. Aus der maßvollen Entgegnung Bamberger's heben wir nur die Behauptung hervor, daß der Kanzler seit Jahren nichts anderes thue, als fremde Institutionen in Deutschland einzuführen. Aus Frankreich stamme die ganze Schutzzollpolitik, der Volkswirthschaftsrath und das Monopol. Noch einmal ergriff Fürst Bismarck das Wort, um die Schutzzollpolitik zu rechtfertigen. Auch Richter befliß sich in seiner Gegenrede maßvoller Haltung: er suchte die Ansicht zu widerlegen, daß die Fortschrittspartei die ganze Heeresorganisation bekämpft habe; sie habe sich nur gegen die zweijährige Dienstzeit erklärt. Das Tabacksmonopol trat in dieser ganzen Debatte vollständig in den Hintergrund: es war ja zunächst eine von allen Parteien und von der Regierung selbst aufgegebene Sache. Der erste Paragraph der Vorlage wurde mit 276 gegen 43 Stimmen abgelehnt. Dagegen stimmte, außer Fortschritt, Secession, Nationalliberalen und Socialdemokraten, in deren Namen Hasenclever sich gegen das Monopol erklärt hatte, das Centrum und der größte Theil der Conservativen und der Reichspartei. Die Quittung, welche die Regierung verlangte, war ihr mit einer genügenden Zahl von Unterschriften ausgestellt worden: wir glauben aber nicht, daß durch diese Abstimmung das Tabacksmonopol für immer begraben ist.

Am 15. Juni wurde über das mit dem §. 1 im Princip verworfene Gesetz rasch nach den Hauptabtheilungen abgestimmt. Es handelte sich nur noch um die Resolutionen. Diejenige Lingen's protestirte gegen jede weitere Erhöhung der Tabacksteuer und wandte sich auch gegen die Steuerreform im allgemeinen, indem sie ausdrücklich erklärte, daß die vorhandenen und in Zunahme begriffenen Einnahmen sowol im Reiche als in den Einzelstaaten bei angemessener Sparsamkeit voraussichtlich Mittel böten, die öffentlichen Bedürfnisse zu befriedigen und bestehende Mängel in der Steuer- und Zollgesetzgebung auszugleichen. Abgeordneter von Bennigsen wollte diesen motivirenden Passus gestrichen sehen und brachte eine in solcher Weise umgestaltete Resolution ein, während die Resolution Windthorst's der dilatorischen Haltung des Centrums entsprach und das Project einer neuen Erhöhung der Tabacksteuer zunächst für inopportun erklärte, bis sich der finanzielle Erfolg der Erhöhung der Tabacksteuer vom 16. Juni 1879 übersehen lasse. Das

Resultat der Debatte war die Annahme der durch Bennigsen amendirten Resolution mit 155 gegen 150 Stimmen. Wesentlich zu diesem Resultat hat wol die Rede Bennigsen's beigetragen, die einen der Glanzpunkte der ganzen Debatten des Reichstages in letzter Zeit bildet und in edler, maßvoller Haltung den Standpunkt der Opposition gegen die Finanzprojecte des Reichskanzlers mit Entschiedenheit vertrat, sodaß in Bezug hierauf die liberale Partei jetzt als eine große geeinigte der Regierung gegenübersteht. Bennigsen vertheidigte den Landtag wie Richter und Windthorst, er vertheidigte die Parteien, die Verfassung und den ganzen Parlamentarismus; die liberale Partei habe nie verlangt, eine Parteiregierung zu bilden; er erklärte sich gegen das übertriebene Maß legislatorischer Arbeit, welches in Deutschland und Preußen dem Parlament zugemuthet werde. Der Reichskanzler beschwere sich über das geringe Entgegenkommen, das er beim Reichstage finde. Zum Theil hänge das davon ab, daß er finanzielle Projecte mit andern Vorlagen, wo ein erfolgreiches Wirken leicht möglich ist, zusammenwirft. Was aber hat der vorige Reichstag ihm versagt? Er brachte den Abschluß der Steuergesetzgebung, er gab dem Staate die Mittel, wieder für längere Zeit die socialdemokratische Bewegung niederzuhalten, er vergrößerte das Heer um 200000 Mann. Gegenüber dem Socialistengesetz und seinen Zwangsmaßregeln hob Bennigsen die Nothwendigkeit hervor, zur Förderung der socialpolitischen Aufgaben der Arbeiter etwas zu thun. „Ich glaube", sagte er, „daß wir hier an einem Wendepunkt der ganzen Geschichte der Menschheit angelangt sind, daß es nöthig ist, zu prüfen, was in der Bewegung, die eine so ungeheuere Masse mit fortgerissen, der gesunde Kern ist und was die Auswüchse und agitatorischen Zuthaten. Der Staat und die bürgerliche Gesellschaft hat aus Gründen der Religiosität und Humanität oder auch aus beiden die Pflicht, an diese Sache heranzutreten und dasjenige, was wirklich darin berechtigt ist, zu einer ernsten und nachhaltigen Aufgabe der Gesetzgebung zu machen. Es ist eine Aufgabe, an der ganz Europa mitwirken muß, vor deren Vollendung erst unsere Kinder und Enkel stehen werden. Daß aber der Staat den Anfang gemacht hat, thut er zu seiner Sicherheit und schuldet er der Bevölkerung, und daß der Reichskanzler mit aller Energie seines Willens, in allem Feuereifer diese ergriffen hat, dafür sind wir ihm alle Dank schuldig. Daraus folgt aber noch nicht, daß wir jeden Paragraphen acceptiren; aber eine unbefangene patriotische Mitarbeit muß man von allen Parteien verlangen. Das geschieht auch; ich verweise nur aufs Krankenkassengesetz. Wie sieht da der Kanzler unsere Zukunft so schwarz!"

Und hier erhob sich Bennigsen zu einer schwunghaften, auf die höchsten Gesichtspunkte zurückgreifenden Erklärung der Gemüthsstimmung des Kanzlers und ihrer pessimistischen Resignation, sowie zu einem Dithyrambus auf die jüngste Entwickelung der deutschen Geschichte, Stellen von seltener oratorischer Schönheit:

„Es ist das Schicksal großer historischer Persönlichkeiten, denen es gestattet ist, umwälzend und aufbauend zu wirken, daß dies nur möglich ist durch ungewöhnliche Kraft des Willens, ungewöhnliche Gewalt des Geistes, und nur sie sind im Stande, solche Ziele auch durchzuführen. Aber es liegt im ganzen menschlichen Dasein, daß niemand vollständig glücklich sein kann, weder im äußern Schicksal noch in seinem Innern. An der tragischen Schuld des menschlichen Daseins nehmen Groß und Klein ihren Antheil, und den größten Antheil gerade diejenigen, welche die Führer ihres Volkes sind, welche die Kraft ihres Geistes und ihres Willens befähigt hat, in die Bahn der Völker historisch bestimmend einzugreifen. Das Feuer, welches erforderlich war, so Großes zu schaffen, der nachhaltige Wille, die Kraft des Geistes zehren an dem innern Mark dieser Männer, und bei dem Gedanken, welch große Hindernisse sie überwunden, muß ein verzehrendes Feuer sie ergreifen, wenn sie sehen, daß sie auf Hindernisse stoßen, die sie nicht überwinden können. Das ist ein tragisches Schicksal, mit dem man Mitgefühl haben

muß, das man historisch begreifen kann. Aber ein solcher Mann, der ungewohnte Hindernisse überwunden, der überschätzt leicht die innere Gewalt seiner Projecte und irrt sich in der Größe und Natur der Hindernisse. Er ist geneigt, seine Projecte für gereifter und abgeschlossener zu halten, als sie die mitlebende Menschheit erkennen kann; er sieht persönliche Gegensätze und bösen Willen, wo die Schwierigkeit nur in den Verhältnissen und der Erkenntniß der übrigen Mitlebenden liegt, die sich von der Größe und Durchführbarkeit solcher Maßregeln noch nicht haben überzeugen können. Wenn der Kanzler der großen Erfolge seiner Vergangenheit gedenkt und nun den einen erheblichen Miserfolg auf einem einzelnen finanzpolitischen Gebiete sieht, so darf das ihn nicht irremachen an dem Geiste seiner Nation und der Zuverlässigkeit der Institutionen, welche die Nation und ihre Vertreter in Verbindung mit ihm geschaffen haben. Der Kanzler mag sich in einsamen Stunden die politische Zukunft unsers Staates noch so unsicher und schwierig ausmalen, auf diesem Gebiete wird ihm das deutsche Volk nicht folgen. Das deutsche Volk gibt die Hoffnung auf seine Zukunft nie auf; es verzweifelt nicht an den Rechtsgrundlagen der Institutionen, welche für seine Verfassung geschaffen sind unter wesentlicher Mitwirkung des Fürsten-Reichskanzlers, aber auch unter Zustimmung und Mitwirkung des Volkes. Für das Deutsche Reich hat sich als das einzig Zutreffende und Heilsame bewährt die Verbindung des monarchischen Gedankens mit den parlamentarischen Institutionen und die Ausgleichung der einheitlichen Idee mit der föderativen, wie wir sie in der Reichsverfassung haben. Diese Elemente sind im wesentlichen nicht nur für den Fortbestand der Verfassung, sondern auch für den Fortbestand einer ruhigen und gedeihlichen Entwickelung in Deutschland nothwendig. Nehmen Sie eins dieser Elemente heraus, und Sie eröffnen die Bahn für Umwälzungen aller Art. Ich halte es für ein gefährliches Beginnen, an die Möglichkeit zu denken, daß die parlamentarischen und constitutionellen Formen auf die Dauer ihren Dienst versagen, daß die Parlamente in Parteikämpfen versinken, daß die deutschen Staatsmänner gezwungen werden könnten, auf alte, abgestorbene, absolutistische Formen zurückzugreifen. Schwierigkeiten sind ja mit dem constitutionellen System verbunden, aber wenn wir die erfolgreiche Thätigkeit in Deutschland seit 1867 bedenken und vergleichen sie mit den Erfolgen in derselben Zeit in andern Staaten, so brauchen wir nicht beschämt vor den andern Völkern zu stehen; im Gegentheil, die große Umwälzung unter der Führung des Herrn Reichskanzlers in der kurzen Spanne Zeit ist ohne Beispiel in der ganzen menschlichen Geschichte."

Die positiven Vorschläge Bennigsen's betreffs der Steuerreform bewegten sich in enger umschriebenen Grenzen als diejenigen der Regierung: eine weitere Ausbildung des Gesetzes vom Juli 1880 in Bezug auf die Reform der Klassensteuer, Fortfall der einen untersten Stufe derselben, Entlastung einzelner Communen dadurch, daß sie sich selbst durch Consumtions- oder andere indirecte Steuern helfen.

Das Resultat der Berathungen des Reichstages über die Zollpolitik zeigte, daß man auf diesem Gebiete die Zustände sich auf der einmal gegebenen Grundlage zunächst weiter entwickeln lassen will, ohne Eingriffe, Erhöhungen und Herabsetzungen. Lebhafter waren nur die Debatten am 9. Juni, als es sich um den Honig- und Schieferzoll handelte. Die vom Bundesrathe für Schieferbau und Bienenzucht vorgeschlagenen verstärkten Schutzzölle wurden abgelehnt, die Erleichterungen für die Mühlenindustrie angenommen, der Antrag auf Aufhebung des Schmalzzolles, den der Abgeordnete Barth gestellt hatte, verworfen. In der letzten Sitzung vom 16. Juni wurde eine Correctur zur Zolltarifnovelle, die der Bundesrath vorbrachte, betreffend die Asbestwaaren, einstimmig angenommen, dann mit großer Majorität der Antrag des Reichskanzlers auf Vertagung des Reichstages bis zum 30. Nov. Durch diese Vertagung werden die wichtigen Vorarbeiten der Com-

missionen für die socialpolitischen Vorlagen vor dem Schicksal behütet, im Schos derselben begraben zu werden.

Auf dem Gebiete der auswärtigen Politik bildet die ägyptische Frage den Knotenpunkt der Verwickelungen, und zwar ist dieser Knoten ein sehr verworrener. Die Westmächte, welche anfangs ihren ausschließlichen Einfluß zur Geltung bringen wollten, sind mit diesem Versuch gescheitert. Der Hochdruck, den eine Flottendemonstration ausüben sollte, hat sich als machtlos erwiesen, wie überhaupt die Flottendemonstrationen als Pressionsmittel fast immer versagt haben und deshalb aus dem Codex der diplomatischen Hülfsmittel verschwinden sollten. Den Westmächten blieb nichts übrig, als das Einschreiten des Sultans, gegen das sie früher aufs heftigste protestirten, selbst anzurufen. Der Sultan sandte als Commissar Derwisch-Pascha, der den Albanesen gegenüber eine vor nichts zurückschreckende Energie bewiesen hatte, nach Kairo: es war dem Beherrscher der Gläubigen sehr willkommen, seine Souveränetätsrechte über Aegypten in solcher Weise recht augenfällig beweisen zu können. Dabei lag es keinesfalls in seiner Absicht, den Führer der Nationalpartei, Arabi-Bei, als einen politischen Verbrecher gefangen zum Goldenen Horn schleppen zu lassen, wie es die Westmächte wünschten. War doch Arabi-Bei ein Vorkämpfer jenes Panislamismus, welcher in dem Khalifen am Bosporus sein Haupt verehrt. Während Derwisch-Pascha mit dem Vicekönig, den Notabeln und der Nationalpartei in Kairo verhandelte, brachen in Alexandria am 11. Juni Unruhen aus, denen eine beträchtliche Zahl von Europäern zum Opfer fiel und bei denen auch mehrere Consuln, darunter der englische, verwundet wurden. Dieser Zwischenfall ist für die türkische Politik ungünstig, weil er den europäischen Mächten neue Handhaben zur Intervention gibt. So wird auch die Conferenz, gegen welche die Regierung des Sultans bisher energisch protestirt hat, in Konstantinopel zu Stande kommen und zwar ohne Betheiligung der Pforte. Es ist keine Frage, daß auf dieser Conferenz besonders die deutsche Regierung die Souveränetätsrechte des Sultans energisch wahren wird: denn Abd-ul-Hamid ist ihr ein mächtiger Bundesgenosse, dessen Hülfsquellen sie zu vergrößern, dessen Macht sie zu verstärken sucht durch die nach Konstantinopel gesandten Militär- und Finanzbeamten. Im Hafen von Alexandria sind inzwischen Kriegsschiffe aller europäischen Völker eingelaufen. Die Panique ist allgemein; alles flüchtet auf die Schiffe; die Umgegend von Alexandria ist unsicher geworden durch das Volk, das die Mollahs aufgewiegelt haben. Inzwischen hat Ragnet-Pascha in Kairo ein neues Ministerium gebildet, unter dessen Mitgliedern die Westmächte mit vielem Unbehagen den missliebigen Charakterkopf Arabi-Bei's bemerken werden.

Aus Rußland kommt die Nachricht von der Ungnade und Entlassung Ignatiew's, des gefürchteten Friedensstörers, der in jüngster Zeit mit dem Liberalismus zu kokettiren anfing (10. Juni). Sein Nachfolger, Graf Tolstoi, ist ein Vertreter des starren Russenthums, ein Mann nach dem Herzen Katkow's; es ist für Rußland und Europa mit diesem Wechsel wenig gewonnen. Eine ausnehmend wichtige Maßregel ist die Aufhebung der gerade auf den unbemittelten Klassen lastenden Kopfsteuer.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Surrogate.

Novelle

von

O. Ernst.

(Fortsetzung.)

IV.

„Hier scheiden sich unsere Wege", sagte Herr Marx, als wir an der Gitterthür des Vorgartens hielten.

„Wie, Sie kommen nicht mit ins Haus?"

„Nein, ich muß nach Alexandria zurück. Die Post geht morgen früh und ich habe noch Briefe zu schreiben."

Ich wußte, an wen; aber ich sagte nichts darüber.

„Ich hoffe Sie bald wiederzusehen", bemerkte ich endlich.

„Ich habe sehr viel zu thun. Doch um Ihretwillen will ich gern zuweilen herkommen. Und wenn Sie meiner in irgendeiner Art bedürfen sollten, zählen Sie auf meine Bereitwilligkeit."

Wir drückten uns die Hand, und er sagte einige arabische Worte zu den Beduinen, die meine Koffer abluden. Ein dunkler Gesell mit Hacke und Schaufel kam aus dem Garten; hinter ihm ein kräftiger Junge in Matrosentracht, der mich aus braunen, schelmischen Augen neugierig anschaute.

„Du bist gewiß der kleine Francis?" sagte ich zu ihm, als ich in den Garten trat.

„Klein?" entgegnete er piquirt. „Je nun, ein Baby bin ich doch wahrhaftig nicht mehr."

„Was bist du denn?" fragte ich, belustigt durch seine Entrüstung.

„Ein Gentleman", entgegnete er ruhig, nahm mir die Handtasche und den Schirm ab und führte mich ins Haus.

„Wo ist deine Mutter?" fragte ich.

„In ihrem Schlafzimmer. Sie ist müde nach der Chorprobe. Soll ich Sie ihr melden?"

„Ja, sage nur, Miß Fernau sei angekommen."

„Ah so, Sie sind Margaret's neue Erzieherin!"

„Und deine auch."

„Ich ziehe einen Lehrer vor", sagte er ungenirt.

„Warum?"

„Gegen den darf man unartig sein, aber gegen eine Lady nicht."

„Du bist ja erstaunlich galant, mein Junge. Wenn ich dir nun aber erlaubte, auch gegen mich zuweilen unartig zu sein?"

„O dann bin ich zufrieden", lachte er fröhlich.

Er führte mich in die weite Halle, die mit Blumentöpfen in geschmackvoller Gruppirung und Korbmöbeln fast zu eng gefüllt war.

„Da ist Margaret", sagte er, auf eine Thür zeigend, aus der eine reizende Mädchenerscheinung schritt. Schlank wie ein Reh, weiß wie eine Taube, trat das blonde Mädchen, die Augen niedergeschlagen, das Roth der Verlegenheit auf den Wangen, vor mich hin und reichte mir mit einem leisen „Guten Abend" die Hand. Ich sah sie lange an und küßte sie dann auf die Stirn.

„Schlagen Sie die Augen auf, Margaret, Sie werden sich doch nicht fürchten?"

Ein paar große, lichtblaue Augensterne blickten verschämt hinter den langen Wimpern vor.

„Ich hoffe, wir werden uns lieb haben", sagte ich und schloß das anmuthige Kind in meine Arme.

„Die Mutter erwartet Sie", rief der muntere Junge von der Treppe herunter, die er inzwischen erstiegen hatte.

Ich ging, von Margaret gefolgt, die breiten Stufen hinauf, welche ins erste Stockwerk führten. Auf dem Vorplatz schon kam mir eine kleine, bewegliche Gestalt entgegen, umfaßte und küßte mich und zog mich in ein Seitenzimmer, in dem ein großes Bett, von Mosquitonetzen umgeben, stand, das aber sonst wie ein Wohngemach eingerichtet war.

Erst als wir auf einem Divan am Fenster saßen, erholte ich mich von der herzlichen Bewillkommnung so weit, daß ich Mrs. David Seymour anzusehen vermochte. Sie war eine eigenthümliche Erscheinung, klein und rundlich, mit hübschem, feinem Gesicht, dessen untere Theile aber wie von einer kupferrothen Maske bedeckt waren, während die Stirn die natürliche Weiße hatte. Sie sprach viel und sehr lebhaft, drückte mir fortwährend die Hände und sagte mir tausend schöne Dinge. Eigentlich war es aber keine Rede, sondern ein Sprudeln. Ich kam nicht dazu, eine einzige Frage zu beantworten, weil schon wieder neue drängten.

Die Kinder standen schweigend vor uns, Margaret schüchtern, Francis neugierig.

„Sage John, er solle den Thee bringen, Duckey", sagte Mrs. David zu Francis.

„Sorge für Miß Fernau's Koffer, Darling", zu Margaret.

Eilig stoben sie zu verschiedenen Thüren hinaus, nachdem sie die Mutter noch umarmt.

„Sie kamen mit meiner Schwiegermutter?" fragte sie. „Ich hoffe, sie befindet sich wohl. Mr. Seymour haben Sie noch nicht gesehen? Er war heute Morgen freilich nicht im Geschäft. Doch er muß bald kommen. Wir wohnen recht abgelegen, nicht wahr? Aber sehen Sie, liebes Fräulein, ich kann mir kein Familienleben anders als isolirt vorstellen, und Mr. Seymour auch nicht. Es muß schrecklich sein, neugierige Nachbarn zu haben, die sich um alles kümmern, was im

Hause vorgeht. Wir sehen aber doch gern Freunde. Wir haben dieses Jahr einen Lawn-Tennis-Platz im Garten angelegt, und jeden Sonnabend Nachmittag bin ich at home. Die große Welt reizt uns nicht. Mr. Seymour geht nicht gern abends aus. Natürlich erfordert seine Stellung, daß wir an Bällen beim Khedive und den Paschas theilnehmen und auch selbst Gesellschaften geben; wir machen Ausflüge, haben Pickenicks mit Freunden. Aber unser Leben concentrirt sich doch im Hause. Margaret soll noch lange nicht auftreten, Mr. Seymour will das durchaus nicht. Francis muß in zwei Jahren nach England; bis dahin, meint Mr. Seymour, müsse häuslicher Unterricht ihm genügen. Werden Sie sich nun in ein so stilles Leben schicken können? Sie müssen ja nicht zu viel arbeiten. Mr. Seymour hält davon nichts. Unsere Hausordnung ist sehr einfach. Morgens und abends hält Mr. Seymour natürlich Familienandacht. Wir lunchen um zwei, wir speisen um sieben zu Mittag. Ihr Zimmer ist neben dem Margaret's. Sie werden sie liebgewinnen, Mr. Seymour ist stolz auf seine engelhafte Tochter. Francis ist ein kleiner Kobold. Doch wo bleibt der Thee? Sie entschuldigen mich einen Augenblick, nicht wahr?"

Und fort war sie, ehe ich noch ein Wort hatte einwerfen können. Ich sah mich während ihrer Abwesenheit im Zimmer um. Dicht neben mir stand an der Wand ein schön geschnitztes Betpult, mit einem Regal darüber, worin eine Sammlung geistlicher Bücher sich befand, Blumenvasen zur Seite und einem Crucifix. Es sah recht katholisch, aber doch sehr andachterweckend aus. Nun bemerkte ich auch, daß die Wände des Schlafgemachs beinahe vollständig mit ähnlichen bunten Texten bekleidet waren wie jener im Bureau des Herrn Seymour. „Der Herr ist mein Hirte", „Friede sei mit euch", „Betet ohne Unterlaß", „Liebet euch untereinander", und zahllose andere erbauliche Sprüche schienen in leuchtenden Farben auf mich herab; dazwischen hingen geistliche Bilder und Symbole. In den Ecken hielten Engelstatuetten Immortellenkränze. Ueber dem ganzen Gemach lag eine Weihe, die mir sehr imponirte. Wie sah zu Hause die Schlafstube der Aeltern aus? Zwei hölzerne Betten, zwei Waschtische, ein Kleiderschrank, Kattungardinen, des Vaters Gewehre, der Mutter Morgenrock an der Wand. Nein, Frau Pauline verstand es nicht, der intimsten Häuslichkeit selbst einen Zauber zu verleihen, wie Mrs. David Seymour es that.

Ich war noch im Anschauen verloren, als sie wiederkam und mir selbst die Theetasse brachte.

„Wir müssen Freundinnen werden", sagte sie, mich küssend.

Inzwischen kamen Margaret und ein sehr junger, magerer Mann in englischer Marineuniform, jeder mit einer Tasse in der Hand, ins Schlafzimmer und machten Miene, sich zu setzen.

„Mr. Cornwell, Unterlieutenant auf Ihrer Majestät Schiff Terrible", stellte Mrs. David vor, „ein Freund unsers Hauses."

Ich sah auf den knabenhaften Menschen, der so eifrig mit Margaret sprach, und dachte bei mir, die Intimität, in die man ihn aufnahm, habe wol ihren Grund in der Voraussicht auf nähere Bande; aber es that mir eigentlich leid, daß das blutjunge Kind schon für jemand bestimmt sein solle.

„Führe Miß Fernan in ihr Zimmer, Margaret, Dearest", sagte Mrs. David, nachdem wir uns genügend an Thee gelabt; und so geschah es. Das Mädchen war noch ziemlich scheu und verließ mich bald; aber Francis kam und half mir auspacken, wobei er mir allerlei Streiche spielte und ausgelassen lachte. Nach einer Stunde etwa hörten wir in der Schulstube nebenan Geräusch.

„Das Gebet geht an, kommen Sie!" sagte der kleine Bursche sehr unceremoniös.

Ich ging mit ihm hinaus und fand mich einem großen, etwas plumpen, blonden Manne mit frischem, angenehmem Gesicht gegenüber, welchen Mrs. David, die ihm zärtlich am Arme hing, mir als ihren Gatten vorstellte. Er gab mir freundlich die Hand, hüstelte etwas verlegen und sagte mir ein paar gütige Worte. Dann kniete seine Frau mit den Kindern rings um den Tisch, ich sank in einer Ecke nieder, und nun entfaltete der Hausherr das officielle „Prayer-book" und las eine lange Zeit, wobei die Familie im Chor antwortete. Als wir endlich aufstanden, schmerzten mich die Knie von der ungewohnten Lage, aber das Herz war mir voll heiliger Rührung über die schöne Sitte. Man sang nun stehend im raschesten Tempo ein geistliches Lied nach der Melodie „O Tannenbaum, o Tannenbaum", die mich etwas störte, und dann ging es zu Tische, wo ein opulentes Mahl unserer wartete. Herr Cornwell war schon fortgegangen; sein Schiff lag schon seit Monaten im Hafen von Alexandria, und er kam öfter zum Besuch.

Nach Tische gingen wir noch in den dämmernden Garten; die Kinder jagten sich herum, das glückliche Ehepaar wandelte langsam neben mir durch die Gänge, von Zeit zu Zeit innige Küsse, zärtliche Worte tauschend, und immer eng umschlungen.

Am nächsten Morgen nach Familiengebet und Frühstück begannen meine Stunden. Ich fand Margaret ein wenig träumerisch und indolent, mit großer Schwierigkeit aus sich herausgehend; den Jungen lebendig, aber schwer zu zügeln. Nachmittags mußte ich schon freigeben, da Mr. Cornwell eine Bootfahrt auf dem Meere geplant hatte, an der wir alle theilnahmen. Später spielte man Lawn-Tennis, das ich auch lernen soll.

Die erste Woche meines Aufenthalts bildete eine Reihenfolge friedlicher, in ihrer Monotonie anziehender Tage, und ich begann, mich bei Seymours wirklich heimisch zu fühlen. Ein Hauch der Eintracht, der Liebe, der Heiligkeit möchte ich fast sagen, lag über diesem schönen Hause. Nie hörte man ein böses, ein heftiges Wort; was einer von dem andern wollte, erbat er mit den zärtlichsten Lauten als eine Gunst. Jede vorübergehende Trennung zwischen den Gatten oder Aeltern und Kindern brachte tausend innige Liebkosungen mit sich. Besonders bewunderte ich Mr. David's unermüdliche Gefälligkeit und Sanftmuth. Er schien nicht der Hausherr zu sein, sondern der Hausdiener. Bei den Partien, die wir fast täglich en famille, oft auch mit Mr. Cornwell, an den Strand oder in die Wüste machten, fiel die ganze Last der Veranstaltungen auf den guten Mann. Er kochte Thee, er schnitt Brot, er bediente alle, und wir andern ließen es uns gefallen. Nie hatte ich vorher einen so zufriedenen Menschen gesehen. Sein drittes Wort war immer: „Alles in Richtigkeit." Er spielte Ball und Versteck

mit den Kindern, las ihnen biblische Geschichten vor, sang fromme Liedchen mit rührender Andacht. Und dabei mußte er doch ein sorgsamer Geschäftsmann sein; denn er ging täglich morgens in die Stadt. Die freie Zeit aber widmete er seinem idealen Familienleben. Es ist wahr, die Summe seiner Kenntnisse schien auffallend gering; ein gediegenes Gespräch über wissenschaftliche oder sonst geistige Fragen hätte er wol nicht zu führen vermocht; er hüstelte und lachte ja gleich ganz verlegen, sobald er nur das Einfachste zu erzählen sich unterfing, und verwirrte sich vollständig; auch sah ich ihn nie mit einem andern als dem Gebetbuch oder der Bibel in der Hand; aber er wollte ja auch kein Gelehrter sein. Er bekannte frei, daß er alles glaube, was seine Kirche lehre, weil er sich nicht für berufen halte, zu untersuchen, ob es gegründet sei, und hatte einen unbegrenzten Respect vor Theologen und geistlichen Erziehungsanstalten, wogegen er die Naturforscher mit großem Mistrauen betrachtete.

Was soll ich nun aber von seiner herzigen, einfachen, frommen Frau sagen? Sie schien in der That nur für ihren Gatten zu leben und zeigte recht offenkundig ihre unbegrenzte Neigung für ihn. Ihre Gedanken gingen so ganz in den seinen auf, daß „Mr. Seymour wünscht", „Mr. Seymour meint", jede ihrer Aeußerungen schloß. Woher sie eigentlich wußte, was er wünschte oder meinte, begriff ich freilich nicht recht; denn er äußerte nie einen eigenen Willen. Es war eben ein so wunderbares Verschmelzen der beiden Seelen, wie ich es früher nur ahnungsvoll für möglich gehalten; denn der gute, starrköpfige Vater und die heftige Pauline zankten sich doch zuweilen etwas, und auch in andern bekannten Familien in Deutschland hatte ich unerfreuliche Meinungsverschiedenheiten bemerken müssen.

Wie gut, wie aufopfernd Mrs. David war, bewies am deutlichsten ihr Verhalten zu Mr. Cornwell. Dieser uninteressante Grünschnabel erschien fast täglich in der Villa, wo ein Zimmer für ihn reservirt war, und lief der Hausfrau nach wie ein junger Hund. Oft hörten wir während der Stunden ihn auf der Guitarre klimpern oder ein Liedchen pfeifen. Sonst schien er nichts zu können. Meine Besorgniß, daß er für Margaret bestimmt sein möge, verflog, als Mrs. David, die mir bald mit der liebenswürdigsten Offenherzigkeit ihre Gedanken erschloß, mir anvertraut hatte, sie selbst nehme sich Cornwell's nur so sehr an, damit der junge, unerfahrene Mensch nicht in schlechte Gesellschaft gerathe; doch nächstens werde ihr Schutz ihm leider fehlen, da sein Schiff in wenigen Wochen nach Indien gehe.

Margaret war ein eigenthümliches Wesen. Ohne Interesse an Kunst und Wissenschaft, schien sie mit dem Vergnügen eine Art von Cultus zu treiben; ihre Wangen glühten, ihre Augen brannten, wenn sie mit einigen Partnern auf dem Rasengrunde spielte, ihren Esel peitschte, das Ruder führte oder im Tanz herumflog. So reservirt sie sich mir gegenüber verhielt, erkannte ich doch bald, daß sie ein warmes Herz habe; es that mir nur leid, daß sie zu sehr auf Händen getragen und umschmeichelt wurde. Sie hörte oft von dem Reichthum und der angesehenen Stellung ihrer Familie sprechen und war sichtlich stolz darauf. Im übrigen war ihre Frömmigkeit exemplarisch; sie trank keine Tasse Thee, ohne vor-

her und nachher mit geschlossenen Augen und tiefer Verbeugung Dank zu sagen, und oft mußte ich sie abends, wenn sie vor ihrem Betschemel in Andacht versunken kniete, mit Gewalt ins Bett schicken. Sie kannte zahllose Bibelverse auswendig und sagte sie ohne Anstoß her. Auch ihre Wahrheitsliebe war außerordentlich, fast krankhaft entwickelt. So weigerte sie sich, als Aufsatz eine erfundene Geschichte niederzuschreiben, weil sie Dichtung mit Unwahrheit verwechselte.

Der Junge, von dessen Fähigkeiten niemand in der Familie viel hielt, schien mir im Gegentheil sehr geweckt und klug, nur nicht ganz so aufrichtig und fromm wie seine Schwester. Die Kinder entwickeln sich übrigens ganz frei in ihren Eigenthümlichkeiten, da ihre Aeltern nie Scheltworte oder Strafen anwenden.

Einmal kam es vor, daß wir ein paar Tage lang kein Abendgebet hatten, weil es über allerlei Ausflügen immer zu spät wurde.

Als ich Francis nun den nächsten Abend, wo gerade zwei fremde Geschäftsfreunde zum Diner geladen waren, fragte, ob wir heute Hausandacht haben würden, sagte er ganz schnippisch:

„Versteht sich. Merken Sie sich das, Fräulein; wenn Fremde da sind, wird immer gebetet."

Das klang recht frech und skeptisch, und ich verwies dem kleinen Mann solche Bemerkungen. Noch böser aber war ich ein andermal, als ich ihn während der Stunden zur Mama schickte, um Federn zu holen, und er wiederkam und keine brachte, dagegen auf meine Frage, ob seine Mutter denn nicht in ihrem Zimmer sei, kurz antwortete:

„Ja, sie ist dort."

„Warum hast du denn die Federn nicht gebracht?"

„Ich darf nicht hinein."

„Warum nicht?"

„Weil Mr. Cornwell bei ihr ist."

„Unsinn", sagte ich und fühlte, daß ich ganz roth wurde, „das sagst du nur so."

„Nein, nein."

Ich kannte schon seinen Eigensinn. Wenn er mit „No" anfing, war nichts mehr zu machen. So sagte ich nur: „Du wirst dich geirrt haben, geh' noch einmal."

„Nein, ich darf nicht hinein."

„Du willst nur nicht."

„Nein, nein."

Ich stellte ihn zur Strafe seines Eigensinns in eine Ecke des Schulzimmers; aber er blieb weinend und trampelnd bei seinem „Nein".

Da kam Margaret, sah den Sträfling und hörte von seiner Verstocktheit.

„Aber Miß Fernau", sagte sie und sah mich treuherzig an, „es ist ja so, wie Frank sagt. Ich darf auch nicht ins Zimmer, wenn Mr. Cornwell allein bei Mutter ist. Wundert Sie das?"

Es wunderte mich allerdings; aber ich konnte doch ihre Frage nicht dahin beantworten. Ich schwieg daher und ließ den schuldlosen Gefangenen frei und die Geschichte auf sich beruhen. Mrs. David wird ja ihre Gründe haben, das

Ab- und Zulaufen der Kinder nicht gern zu sehen; aber es klingt so sonderbar, wenn diese von einem derartigen Verbot sprechen.

Ich konnte den Vorfall eine Weile nicht aus dem Gedächtniß bringen. Wie dumm ich war! Man brauchte ja diese Frau nur mit ihrem Gatten zu sehen, um zu begreifen, daß sie ihn über alles liebte. Ja, ich muß gestehen, sie zeigte ihm ihre Liebe fast zu augenfällig; ich hätte sie vor fremden Leuten weniger demonstrativ in ihren Liebkosungen gewünscht. Die hingebende Zärtlichkeit einer Frau sollte sich, nach meiner Idee, nur unter vier Augen ans Licht wagen. Doch was rede ich da! Kommt es mir überhaupt zu, über derartiges zu urtheilen? Meine einzige Entschuldigung ist, daß ich eben gelobt habe, in diesen Aufzeichnungen ganz ehrlich zu sein, und Wort halten will. Ich denke zuweilen an Eduard Marx, ja ich wünschte, er wäre hier und sähe dies Schauspiel friedlichen, häuslichen Glückes sich vor seinen erstaunten Augen entfalten, fände in seiner schnöden Zweifelsucht nichts heraus, was ihm erlaubte, die Echtheit so inniger Frömmigkeit, so zärtlicher Liebe zu bemäkeln, wäre gezwungen, meinem Glauben an die Verwirklichung des schönen Ideals, das ich zu suchen gegangen, beizustimmen. Welch ein Triumph für meine instinctiv höhere Weisheit, könnte ich ihm zeigen, was ich täglich sehe und höre, und ihn dann fragen: „Wo sind hier die Surrogate?"

Der Sonnabend kam heran, und alles rüstete sich zum Empfangsnachmittag. Es war ein fröhliches Treiben im Hause, von Unterricht keine Rede; die Kinder mußten Blumen pflücken und Fähnchen um den Rasenplatz abstecken, wo gespielt werden sollte. Mrs. David, die von Zeit zu Zeit kleine, vertrauliche Zwiegespräche mit mir hat, in denen sie sich ungezwungen über dies und jenes ausläßt, rief mich in den Garten, schlang ihren Arm um mich, legte ihren Kopf an meine Schulter; denn sie ist ganz schwesterlich zu mir, und ging mit mir in einem Bananenbosquet auf und ab.

„Sie wissen, liebstes Fräulein", sagte sie in ihrer lebhaften, sprudelnden Art, „daß Ihr Landsmann heute auch kommen wird. Ich dachte, es würde Sie freuen, ihn zu sehen, und Mr. Seymour hat ihn expreß eingeladen. Sie werden sich vielleicht gewundert haben, daß er noch nicht hier war; aber sehen Sie, zu Ihnen gesagt, Mr. Seymour hielt es für gut, daß seinem intimen Verkehr bei uns ein Ende gemacht werde. Ich glaubte bemerkt zu haben, daß Mr. Marx sich etwas mehr als gut für seine junge Schülerin interessire, und da Mr. Seymour natürlich nicht daran denkt, Margaret einem seiner Commis zu geben — er ist zudem nicht einmal in der Bank, sondern nur in der Fabrik — so war es am passendsten, ihn auf gute Art zu entfernen."

„Ich dachte, er selbst hätte die Stunden aufgegeben", sagte ich verwundert.

„Hat er Ihnen das gesagt?" rief sie rasch, und ihr rothes Gesicht wurde noch dunkler.

„Er hat es damals an seinen Bruder geschrieben, als er wegen einer Lehrerin für Margaret anfragte."

„Ah so. Nun, ich will nicht behaupten, daß er die Unwahrheit gesagt habe; in der That, er sprach wol das entscheidende Wort; aber was ihn dazu bewog,

war doch Mr. Seymour's Verhalten. Doch das ist vorüber, und ich glaube sicher zu sein, daß, wenn er jetzt wieder öfter kommt, eine ganz andere Neigung ihn hierher ziehen wird."

Ich blickte Mrs. David fragend an.

„Je nun", lachte sie und küßte mich, „wenn man eine so hübsche, süße Landsmännin hat, braucht man nicht nach fremden Mädchen auszuschauen. Ich — ja ich würde mich wahrhaft freuen, wenn sich zwischen Mr. Marx und meiner jungen Freundin ein zärtliches Verständniß bildete. Das Herz hat seine Rechte; ich bin gewiß die letzte, das zu bestreiten. Später führt das wol zu einer Heirath. Aber wenn Ihnen anfänglich Verschwiegenheit passend erscheint, so zählen Sie auf mich als Vertraute."

„Aber beste Mrs. David", rief ich im höchsten Erstaunen, „Herr Richard Marx denkt gewiß so wenig an mich als ich an ihn. Meinetwegen brauchen Sie ihm Ihr Haus nicht wieder zu eröffnen, wenn seine Gegenwart Sie irgendwie besorgt für Margaret's Herzensruhe macht. Ich bin so glücklich in Ihrem Familienkreise, daß ich den Landsmann ganz gut entbehren kann."

„Sie liebes Mädchen", rief sie zärtlich und umarmte mich, „ja, ja, ich weiß, daß ich an Ihnen eine Freundin gefunden habe. Ach, wie wohl das thut, nachdem man erfahren, wie arg die Welt ist! Glauben Sie nur, ich habe schon bitter von Verleumdungen gelitten. Wäre Mr. Seymour nicht so engelgut und vertraute er mir nicht so fest: böse Zungen hätten auch zwischen uns schon Zwietracht säen können."

„Ist es möglich?" rief ich entrüstet. „Wer dürfte es wagen, den Ruf einer Heiligen anzutasten!"

„Meine eigenen Dienstboten", flüsterte sie mir geheimnißvoll zu, „Leute, die ich mit der größten Güte behandle."

„Davon bin ich Zeugin", rief ich eifrig, „welche andere Dame würde wol die impertinente Art des Dieners John ertragen, der Ihnen, wie es scheint, oft nur widerwillig gehorcht."

„Ist Ihnen das aufgefallen?" fragte sie hastig.

„Ja gewiß, recht unangenehm. Sie sind eben zu gut, beste Mrs. David. Manchmal muß man doch auch ein Exempel statuiren."

„Mr. Seymour liebt das nicht", entgegnete sie; „er hat die Ueberzeugung, daß alles im Leben mit Freundlichkeit abgemacht werden muß. Höchstens hält er Ermahnungen für gerechtfertigt. O Sie glauben nicht, wie glücklich ich mit ihm bin! Ach, könnte er immer bei mir sein! Aber leider fesselt ihn am Tage das Geschäft. Und ich habe zu Hause gar nichts zu thun."

„Aber Ihre Wirthschaft?" fragte ich; denn es war mir schon aufgefallen, daß sie sich um dieselbe gar nicht kümmerte.

„Ach, die besorgen die Dienstboten."

„Und die Kinder?"

„O, die lieben Engel! Aber Sie nehmen mir ja die Sorge für sie ab. Bisjetzt leistete mir James Cornwell doch wenigstens Gesellschaft; aber nun soll er schon in acht Tagen fort. Ich werde ihn recht vermissen."

„Aber ich bitte Sie, Mrs. David, es kann doch für Sie nur ein Opfer sein, sich mit diesem einfältigen Menschen überhaupt abzugeben!“

Sie ließ meinen Arm los und sagte nach einer Pause:

„Er ist freilich kein großer Geist; aber sehen Sie, liebstes, theuerstes Fräulein, ich bin nun einmal eine Person, der es nur auf das Herz ankommt. Ich habe sogar eine Scheu vor geistreichen Leuten, und Mr. Seymour auch. Sie setzen sich so leicht über das Heiligste hinweg; sie bezweifeln die Dogmen, von denen unsere Seligkeit abhängt. Zum Beispiel Mr. Marx!“

„Halten Sie den für geistreich?“

„Ach, die Deutschen sind es ja alle mehr oder weniger. Sie sind es auch, liebes Fräulein, und ich fürchte, es wird Sie unglücklich machen.“

Ich versicherte ihr, daß ich nicht die geringste Prätension auf höhere Begabung habe.

„Ach, wie freut mich das!“ sagte sie. „Aber es wird Sie doch interessiren, morgen unsern Geistlichen kennen zu lernen, der Sonntags immer die Abendgottesdienste in unserm Hause hält. Ein erstaunlich gelehrter Mann, und so amusant, so harmlos dabei. Er erzählt tausend lustige Histörchen und macht uns so herzlich lachen. Ich wollte, Sie fragten ihn über die Unterrichtsbücher, welche Sie für die Kinder wählen sollen. Denken Sie nur, Mr. Marx hatte Margaret einmal ein Buch über Naturwissenschaft gegeben, worin stand — Sie werden es nicht glauben! — daß die sechs Schöpfungstage nicht buchstäblich zu nehmen seien, sondern ebenso viele Perioden darstellten.“

Ich schwieg, denn mir waren derartige Ansichten leider schon ganz in Fleisch und Blut übergegangen.

„O man kann ja gar nicht vorsichtig genug in der geistigen Nahrung sein, die man den Kindern gibt. Mr. Seymour hält so sehr auf reine Dogmen. Wie recht er hat! Könnte ich Sie davon nur auch überzeugen! Sehen Sie, James ist auch durch mich bekehrt worden; er war früher ungläubig.“

„Ah, nun begreife ich, Mrs. David, warum Sie nicht gestört sein wollen, wenn er bei Ihnen ist. So wichtige Erörterungen —“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“ rief sie fast heftig.

„Je nun, die Kinder; ich verstand erst nicht recht, warum dies Verbot —“

„Sie müssen mir nie mistrauen“, rief sie mit leidenschaftlicher Wärme. „Liebstes, süßestes Mädchen, was Sie auch immer von mir hören oder sehen mögen — verlieren Sie nie den Glauben an mich!“

„Ich bin überzeugt, daß ich stets nur das Beste sehen und hören werde“, sagte ich mit ehrfurchtsvollem Ton. „Sie sind ein Engel, Mrs. David — ich wollte, ich könnte Ihnen gleichen.“

Sie zog mich in ihre Arme, und ich sah Thränen in ihren Augen. Unsere Freundschaft war besiegelt. Was noch zwischen ihr und mir lag, der abscheuliche Rationalismus, welcher mir eingeimpft worden, das mußte ich überwinden. Glauben mußte ich lernen wie die Seymours, ohne Rücksicht auf Vernunft, auf thörichte Schulweisheit. O, und wenn ich dann in die Heimat zurückkehrte, wie wollte ich Verkünderin der Heilswahrheiten sein, meine Familie bekehren, ja und

auch den skeptischen Freund des Vaters, den Materialisten Eduard Marx, der an seinen Elementen und Atomen hing, statt an den Dogmen der Kirche.

Dabei fiel mir ein, daß ich auch auf Richard Marx vielleicht einen segensreichen Einfluß haben könne. War ich auch noch nicht gereift in der Gnade, so saß ich doch nicht, wo die Spötter sitzen, zu denen er gehörte. Und da Mrs. David es mir so nahe gelegt, mit ihm frei zu verkehren, ohne daß jemand etwas daran auszusetzen fände, konnte ich ja auch mein Vorhaben ungehindert ausführen. Wie würde sie sich freuen, wenn ich ihr später dann von einem ähnlichen Erfolge meines Bekehrungseifers erzählen könnte, wie sie ihn bei Cornwell errungen! Der junge, unbedeutende Mensch wurde mir jetzt plötzlich ganz interessant. Wie schön doch diese Sitte ist, junge Hausfreunde in Familien aufzunehmen; und wie lächerlich prüde die Stiefmutter sich zeigte, die nie mit einem der Herren, welche unser Haus besuchten, auch nur ein Weilchen allein sein wollte! Ja die guten deutschen Frauen sind eben doch sehr hausbacken!

Der Nachmittag kam, und mit ihm stellte sich eine heitere Gesellschaft in den — ja, wie sage ich nur gleich — extravagantesten Costümen ein. Mrs. David selbst hatte ein kurzes, feuerrothes Kleid, mit maisgelben Spitzen garnirt, an, und eine lila Toque mit frischgepflückten Rosenknöspchen; Margaret war im kniefreien, weißen Linonkleide, mit rosaseidenen Strümpfen und buntgestickter Tändelschürze. Die wenigen Damen, welche erschienen, waren alle in Sportkleidern; die Herren trugen weiße oder bunte Flanellanzüge und Kappen oder Helme. Alle hatten schwerfällige Kautschukschuhe an und schwangen Bats in den Händen, die Bälle damit zu schleudern. Ich war noch nicht weit genug in die Mysterien des Lawn-Tennis eingedrungen, um mich am Turnier zu betheiligen, hielt mich daher abseits, kam mir auch in meinem grauen Kleide recht nüchtern vor. Als ich einen Augenblick ins Haus trat, kam mir Kassandra, das griechische Kammermädchen, ein junges Ding von kaum sechzehn Jahren, aus dem Eßzimmer, wo sie John den Thee bereiten helfen, weinend entgegen.

„Was haben Sie, Kassandra?" fragte ich und nahm sie mit auf mein Zimmer, daß sie mir wenigstens ein paar blaue Schleifen anstecke.

„Ach, Fräulein, ich muß fort aus dem Hause", sagte sie in ihrem jämmerlichen Englisch.

„Warum denn?"

„Der garstige John verfolgt mich so; ich kann mich vor ihm nicht retten. Heute Nacht hat er sogar versucht, in meine Stube zu dringen."

„Himmel", rief ich, in der Empörung ganz vergessend, daß ich mir meine Zunge zu zügeln vorgenommen, „wie abscheulich! Aber warum beklagen Sie sich denn nicht bei Mrs. David? Ich bin überzeugt, wenn sie eine Ahnung davon hätte, daß ihr Haus durch die Gegenwart eines solchen Sünders entweiht wird: sie würde außer sich sein und ihm sofort die Thür weisen."

„Ach nein, Fräulein, das dürfte sie wol nicht. Der John weiß so mancherlei."

Da war es heraus! Wie recht Mrs. David gehabt hatte, als sie mir von der Undankbarkeit ihrer Dienstboten erzählte!

„Sie sollten sich schämen, Kassandra", rief ich. „Verdient haben Sie es frei-

lich nicht, aber um Ihnen zu beweisen, wie sehr Sie sich irren, wenn Sie denken, daß irgendetwas Mrs. David Seymour verhindern könne, Ihnen zu Ihrem Rechte zu verhelfen, will ich selbst mit ihr sprechen, und Sie sollen sehen, wie das wirkt."

„Es wird nichts helfen, Fräulein, aber ich danke Ihnen", sagte sie niedergeschlagen. „Ich will nichts gegen die Madame sagen, denn ich brauche ein Zeugniß von ihr, um einen andern Dienst zu bekommen; aber Ihnen, Fräulein, werden schon noch die Augen aufgehen."

Ich verließ sie unwillig und ging in den Garten zurück, wo ich Herrn Richard Marx fand, der eben mit der alten Dame gekommen war, bei der er in Gunst zu stehen schien. Wir schüttelten uns die Hand und ich fragte:

„Sie sind nicht im Sportcostüm?"

„Nein", sagte er fast höhnisch, „den Schulbubenjahren bin ich entwachsen."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine damit, daß ich nicht begreife, wie erwachsene Leute sich an so läppischem Zeitvertreib genügen lassen können. Sehen Sie nur den Principal! Hopst nicht der Koloß wie toll auf dem Rasen herum?"

Es sah allerdings nicht schön aus, wie Mr. David, heftig schwitzend und keuchend, in weißer Flanellbluse und Pluderhose umherstampfte; aber es schien ihm doch Vergnügen zu machen. Herr Richard brauchte sich über eine so harmlose Unterhaltung nicht lustig zu machen. Ich sagte ihm das.

„Harmlos?" entgegnete er. „Ja, das ist sie. Aber wissen Sie, Fräulein Clara, daß Harmlosigkeit und Blödsinn eng verwandt sind?"

„So schätzen Sie also Bosheit höher?"

„Das will ich nicht gerade sagen; aber ich bedarf des attischen Salzes als Würze des Lebens. Finden Sie davon eine Spur in diesem Hause!"

Ich dachte nach — nein, so eigentlich wol nicht. Es schmeckte alles mehr nach Zucker. Aber das Geisthaben führte ja zu nichts Gutem. Das deutete ich Richard Marx an.

„Wie, so weit sind Sie in dieser Woche schon gekommen!" rief er mit komischem Entsetzen. „Das hätte ich nicht erwartet."

„Ich leugne nicht", entgegnete ich sehr ernst, „daß es mich anfänglich Ueberwindung kosten wird, die Anregung eines interessanten, belehrenden Gespräches zu entbehren. Mir ist leider die kindliche Einfachheit nicht anerzogen, mit der diese guten Menschen in idyllischer Beschaulichkeit die Tage verbringen."

„Lernen denn dabei die Kinder was?" fragte er kurz.

Ich wurde etwas verlegen. „Man hält nicht gerade darauf", sagte ich. „Unsere Nachmittagsstunden fallen immer aus."

„Und Sie billigen das?"

„Nein doch, aber ich denke, wenn ich nur erst mit dem würdigen Geistlichen den Stundenplan verabredet, werden wir wol regelmäßiger arbeiten."

„Viel Glück zu Ihrer Unterredung mit dem gelehrten Herrn! Es wäre übrigens schade, wenn Frank's Begabung vernachlässigt würde."

„Also halten Sie ihn auch für gescheit?"

„Ob ich ihn dafür halte! Der Junge ist ein geborener Beobachter, nichts entgeht seinem Scharfblick. Beachten Sie nur seine Aperçus."

„Das heißt, er hat eine lebhafte Einbildungskraft, dabei einen skeptischen Zug."

„Gott segne ihn. Er wird nicht im Ignorantismus versumpfen. Fräulein Clara, ich binde ihn Ihnen auf die Seele."

„Was sagen Sie von Margaret?" fragte ich einigermaßen verlegen.

Er sah mich forschend an.

„Sie hat Ihnen gesagt, daß ich ihre Tochter liebe?"

Ich vermochte nicht zu antworten; so bestürzt machte mich sein Errathen. Da sagte er, indem er in einen einsamern Gang abbog:

„Es ist wahr, ich interessire mich für dies reizende, indolente Geschöpf, in dessen Wangen das wilde Blut einer Julia glüht."

„Um Gott, Herr Marx, wie verkennen Sie das Kind!"

„Nicht doch, nicht doch! Glauben Sie, weil sie scheu und zurückhaltend gegen Sie ist, sie sei es überhaupt? Haben Sie sie jetzt beobachtet, als sie mit diesem Laffen Cornwell spielte, der ihr so vertraulich begegnete. Die Taubenaugen sprühten Blitze, die zarte Gestalt wogte —"

Er packte im Eifer der Schilderung meine Hand.

„Sie sind eifersüchtig", rief ich rasch.

„Auf Cornwell? Beileibe nicht. Nach ihm wird ein anderer kommen, ein Mr. Ridley, erster Commis in der Bank, der jetzt in England auf Urlaub ist; vor dem, vor dem behüten Sie das Kind, Fräulein Clara."

„Man hat mir schon von ihm erzählt. Er ist von Jugend auf im Hause bekannt gewesen; doch wird er jetzt erst ins Geschäft eintreten, da Mr. David Seymour ihn engagirt."

„Mr. David —?" fragte Herr Marx mit sonderbarer Betonung.

„Alle haben ihn gern. Er soll lustig und klug sein, dabei von exemplarischem Lebenswandel und sehr kirchlich."

„Ja, den braucht sie nicht mehr zu bekehren. Welch ein Vorwand wird denn da für die Zusammenkünfte herhalten müssen?" murmelte er leise und halb abgewendet.

Ich hatte es aber doch verstanden. Also Herr Richard Marx war auch einer jener Undankbaren, welche in diesem Hause Wohlthaten empfingen und dafür mit entehrendem Verdacht lohnten! Ich konnte das nicht länger mit anhören.

„Herr Marx", sagte ich, „wenn Sie zu mir über Mrs. David sprechen, so thun Sie es, bitte, nur mit Ausdrücken der verdienten Hochachtung."

„Fräulein Clara, ich bin Ihnen verbunden für Ihren Verweis. Sie haben ganz recht, so zu sprechen, wie Sie denken. Wenn Sie je anders denken sollten —"

„Nie, nie", schnitt ich ab.

„So lassen Sie es mich gefälligst wissen", sagte er höflich, zog den Hut und ließ mich stehen.

Ich konnte mir nicht verhehlen, daß er schwer zu bekehren sein würde, und ging nach einer Weile sehr nachdenklich und verstimmt zum Spielplatz zurück. Mr. David spielte gerade mit drei Besuchern; seine Frau bemerkte ich nicht, auch

Mr. Cornwell befand sich nicht unter den Zuschauern; aber Margaret und Francis standen bei Richard. Der Junge unterhielt sich angelegentlich mit dem frühern Lehrer, den er bei der Hand gefaßt; das schüchterne Mädchen aber blickte kaum auf.

„Das Blut einer Julia!“ rief es in mir. „Das Kind einer solchen Mutter.“ Dieser Beweis schmeckte freilich nach der gottlosen Vererbungslehre, von der ich Herrn Eduard zu Hause öfter hatte sprechen hören; aber zugleich erinnerte er ja auch indirect an die biblische Erbsünde, der wol eine Erbtugend entsprechen dürfte.

Der Nachmittag ging ohne weitern Zwischenfall vorüber. Ziemlich gegen Ende des Turniers erst kam Mrs. David aus einem der entferntern Gänge wieder auf den Platz und hing sich zärtlich an ihres erhitzten und athemlosen Mannes Arm. Die alte Dame trat herzu und schien sich des bewährten Liebesglückes ihrer Kinder zu freuen. Ich begrüßte sie mit einer gewissen Zurückhaltung, welche durch Herrn Richard's neuliche Klatschereien hervorgerufen worden war; aber ihre strahlende Freundlichkeit überkam meine Befangenheit. Sie sagte mir, wie viel Gutes ihr Sohn und ihre Schwiegertochter ihr von mir gesagt, und freute sich so, daß es mir bei ihnen gefiele.

„Dieses Lawn-Tennis ist ein durchaus unschuldiges Vergnügen“, meinte sie dann. „Ich habe gar nichts dagegen. Es ist nicht wie Tanz oder Kartenspiel. Ja ich glaube, wenn ich jung wäre, würde ich es selbst spielen. Lernen Sie es also nur, liebes Fräulein.“

Ich verneigte mich, da ich ja bereits vor der mir gewährten Erlaubniß damit begonnen hatte.

„In welche Kirche werden Sie morgen gehen?“ fragte sie plötzlich forschend. „Wir haben High Church- und Low Church-Gottesdienst in Alexandria.“

„In die deutsche“, entgegnete ich.

„Das ist recht“, lobte sie. „Da hören Sie wenigstens nichts von Popery.“

Mrs. David, die jetzt zu uns trat und das fatale letzte Wort noch hören mußte, schlug vor, daß statt des Herrn Marx ihr Gatte seine Mutter in die Stadt zurückbegleiten solle. Den erschöpften, von Schweiß durchnäßten Principal schien das einen Augenblick zu erschrecken; doch gleich darauf eilte er, sich mit tausend Freuden umzukleiden. Jetzt kam auch Mr. Cornwell wieder zum Vorschein und sagte, er könne den Abend hier verleben, da er nachts die letzte Wache auf dem Terrible hätte.

Meine gütige Freundin faßte mich bei der Hand und führte mich abseits.

„Laden Sie Richard ein, zu bleiben“, sagte sie heimlich; „Sie sehen, ich habe ihn für Sie freigemacht.“

„Warum nur?“ fragte ich erstaunt; denn es gefiel mir eigentlich nicht, daß der gute, müde Mr. David deshalb fort mußte.

„Leugnen Sie nicht, liebste, theuerste Clara! Wir waren in der Bananenlaube, als Sie mit ihm im Gange daneben spazierten, und sahen, wie feurig er Ihnen die Hand drückte.“

Wer waren *wir*, fragte ich mich erstaunt, rief dann aber gleich: „Ich versichere Ihnen, Herr Marx und ich haben uns im Gegentheil gezankt.“

„So ist die Gelegenheit heute Abend günstig, sich zu versöhnen. Sehen Sie,

der Mond kommt eben herauf. Wie herrlich ein Spaziergang zu zweien! Wir schicken die Kinder zu Bett."

„Nein, nein, ich mag es nicht", rief ich, von unerklärlicher Unruhe gepeinigt.

„Nun, wie Sie wollen." Sie zog ihren Arm aus dem meinen.

„Bleiben Sie noch einen Augenblick, liebe Mrs. David. Ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu sagen. Aber es wird mir schwer, Ihre reinen Ohren damit zu beleidigen. Wie soll ich nur anfangen! Denken Sie, Kassandra — hat mir weinend vertraut, daß — daß John ihr — nachstellt; sogar — nächtlicherweile — in ihr Zimmer zu dringen versucht. Sie will fort. Ich begreife es nicht, denn welches Haus könnte einem unerfahrenen Kinde sicherern Schutz verleihen als das Ihre!? Ich versprach ihr in Ihrem Namen, daß John fort müsse. Habe ich zu viel gesagt?"

Es entstand eine lange Pause. Das Entsetzen darüber, daß solche Dinge sich in ihrem Hause zutragen konnten, überwältigte die arme Frau beinahe. Ich wollte sie stützen; aber sie wehrte mich rasch und etwas unsanft ab.

„Ich werde mit Mr. David sprechen", sagte sie dann, „und er wird, wenn er es für nöthig findet, John ermahnen."

„Aber er muß doch aus dem Hause", rief ich voll Feuereifer.

„Er ist ein sehr nützlicher Diener", entgegnete sie sanft, „und die menschliche Schwäche — hm, hm — er ist wol noch nicht von der Gnade durchdrungen. Es wird ihm gut thun, wenn Mr. David ihn auf seinen Fehler aufmerksam macht."

„Aber Kassandra", rief ich unzufrieden.

„Glauben Sie nur, sie ist ein kokettes Ding, das es wol darauf angelegt hatte, John den Kopf zu verdrehen, und nun er Ernst macht, zurückweicht. Ich kenne das; es scheint mir, daß sie einen großen Theil der Schuld trägt."

„Aber ich versichere Ihnen, sie sprach mit einer moralischen Entrüstung —"

„Hat sie Ihnen sonst noch etwas gesagt, als daß sie gehen wolle?"

„Sie erwähnte eines Zeugnisses von Ihnen, das ihr behülflich sein solle, einen andern Platz —"

„Ich muß mich doch besinnen, ob ich es ihr gebe. Sie hat einen losen Mund. Sie begreifen, liebes Fräulein, daß es für mich eine Gewissenssache ist, einen Dienstboten zu empfehlen. Eine Klätscherin ist eine böse Hausgenossin. Ich habe bisher immer verstanden, mich solcher Geschöpfe zu entledigen, und werde das auch ferner thun."

Sie sprach mit einer ganz sonderbaren Gereiztheit, beinahe anzüglich, ja dem Tone nach drohend. Doch da ich mir bewußt war, Kassandra schon abgetrumpft zu haben, brauchte ich mich nicht getroffen zu fühlen. Es that mir aber leid, daß Mrs. David sich von einer begreiflichen Empfindlichkeit so — verblenden ließ; denn, wie es auch sein mochte, das Haus wurde doch jedenfalls gründlicher gereinigt, wenn John, als wenn Kassandra es verließ.

Indem ich noch nachdenklich stand, rief sie plötzlich:

„Lassen Sie uns zur Gesellschaft zurückkehren, Miß Fernau; Mr. David kommt eben aus dem Hause. Ich will ihn und die Mama bis ans Gartenthor begleiten."

Richard Marx war schon fort, Margaret ging mit Cornwell auf und ab. Wir

brachten alle den Principal und seine Mutter bis an den Wagen, speisten dann hastig, ohne daß eine Hausandacht stattgefunden hätte, da der Marinelieutenant Mrs. David doch wol nicht gottesfürchtig genug erschien, um ihm die Rolle ihres Gatten aufzudringen, und ich zog mich, sobald die Kinder zur Ruhe geschickt worden, trotz des herrlichen Mondscheins, auf mein Zimmer zurück. Mir war recht bedrückt und trübe zu Muthe, ohne daß ich eigentlich gewußt hätte, warum. Es mochte sein, daß mir das heilige Haus durch John's Verhalten entweiht vorkam — doch nein, nein! Ich will ehrlich gegen mich selbst sein, wie ich es Eduard Marx versprochen: es war, weil mir durch allerdings wesenlose Schatten, vielleicht durch Misverständnisse meinerseits — das Bild der edeln Frau getrübt worden, der ich mich heute erst in verehrungsvoller Freundschaft verbunden hatte.

V.

Der Sonntag brach an, und nichts regte sich im Hause. Ich stand, wie gewöhnlich, früh auf und ging in den Garten, den herrlichen, warmen Decembermorgen zu genießen. Ich dachte an die Lieben daheim, die sich nun vor der Kälte wahren mußten, an die ernste, düstere Frankenburg, in der heute wol der alte Sonntagsgast, Eduard Marx, erschien, um den Braten mit zu verzehren und hernach beim Kaffee mit dem Vater gelehrte Gespräche zu führen. Ich weiß nicht, welches Gefühl der Leere mich plötzlich überkam; welche Sehnsucht nach einem gediegenen Buche, einer geistvollen Unterhaltung. Warum mußte man auf mächtigen Gedankenflug, auf das elektrische Leuchten des Witzes, auf die Tiefen freiforschender Erkenntniß verzichten, wenn man fromm sein wollte?! Stimmte denn der offenbarte Gott nicht mit der Weltseele, vor der selbst Skeptiker sich ehrfurchtsvoll neigen; widersprach eine reiche Entfaltung unserer anerschaffenen Geistesgaben dem Zwecke der Gottähnlichkeit, den wir verfolgen sollen?

Ich begriff nicht, wie mir heute gerade der eine Mangel meiner hiesigen Stellung klar wurde. Ich war doch sonst nie begierig auf das Studium der Wissenschaften gewesen, hatte die Dichter den Philosophen weit übergeordnet; nun mit einem mal verlangte es mich nach Erkenntniß und Weisheit, und ich warf im stillen Mr. David seine kindliche Einfalt vor, welche dem ganzen Hause ihren Stempel aufdrückte.

Indem ich das that, kam der Principal gerade in den Garten und schritt ahnungslos auf mich Verlegene zu, mich zum Frühstück einzuladen, das heute erst um halb zehn Uhr stattfand.

„Wir schlafen an diesem Tage immer viel länger", sagte er hüstelnd, „es geschieht — es geschieht — um den Sabbat abzukürzen."

Im Eßzimmer saß schon die Familie bei Tisch, Mrs. David freundlich wie immer, Margaret sehr ernst, der Junge mühsam den sonntäglichen Anstand wahrend. Wir fuhren alle zusammen mit der Bahn nach der Stadt und fanden uns mittags um ein Uhr wieder auf dem kleinen Bahnhofe ein; ich in Begleitung von Herrn Richard, der mich aus der deutschen Kirche abgeholt und somit eine Aussöhnung angebahnt hatte.

„Ich war gestern recht thöricht", sagte er zu mir, „und Sie hatten ganz recht, mich zu schelten. Aber Sie müssen mir vergeben; es war die Angst, Sie könnten durch Ihren Aufenthalt im Seymour'schen Hause in eine falsche Richtung gedrängt werden, die aus mir sprach."

„Gestehen Sie selbst", fiel ich ein, „daß, nachdem Sie mich in dieses Haus geführt, Sie es mir nicht verdächtigen dürfen?"

„Gewiß", rief er, „aber bedenken Sie, daß, als ich an Eduard um eine deutsche Lehrerin für Margaret schrieb, ich eben nur das Wohl des jungen Kindes ins Auge gefaßt hatte und nicht voraussehen konnte, wen Eduard hersenden würde. Wie werth Sie ihm seien, erfuhr ich erst kurze Zeit vor Ihrer Ankunft. Meine Wünsche sind jetzt wunderlich getheilt: halb möchte ich Sie halten, halb Sie fortsenden. Aber von nun an will ich nichts mehr über Seymours sagen, was Ihr eigenes Urtheil beirren könnte."

„Ich danke Ihnen", sagte ich und fuhr gleich, wie von einem unwiderstehlichen Impulse getrieben, fort: „Ich möchte deutsche Bücher lesen. Können Sie mir nichts leihen?"

„Ich habe nur eine Fachbibliothek; Mechanik, Chemie, Physik bilden ihre Hauptbestandtheile. Damit ist Ihnen doch nicht gedient?"

„Warum nicht?" fragte ich zögernd. „Haben Sie nichts Leichtfaßliches darin?"

„O doch, ich besitze auch populäre Werke, und wenn Sie meiner Einsicht vertrauen wollen, so wähle ich etwas für Sie aus."

„Das nehme ich dankbar an. Aber Sie sind heute ganz anders als gestern, Herr Marx."

„Sie auch, Fräulein Clara."

Wir lachten und sagten uns Adieu. Seymours warteten schon auf mich; Francis hatte mich mit Richard kommen sehen und fragte sehr eifrig, warum er nicht mit nach Ramleh fahre; Margaret öffnete ihr Gebetbuch und starrte hinein.

Zu Hause empfing uns ein überreiches Mahl, und nach Tische zog sich jeder in sein Zimmer zurück. Nur ich ging in den Garten und setzte mich in die Bananenlaube. Bald kam der Junge mir nach.

„Sie sollten jetzt nicht dort sitzen", meinte er aus der Ferne.

„Warum nicht?"

„Weil mittags die Schlangen im Garten spazieren gehen."

„Welche Schlangen?" rief ich, erschreckt aufspringend.

„Die graugesprenkelten mit dreieckigem Kopf. Denken Sie nur, unser Gärtner, der Ferik, machte sie tanzen. Ich hab' es selbst gesehen. Und dann brachte er sie um. Aber Pa' hat es ihm verboten, weil das Beschwören eine Sünde sein soll. Das seh' ich nicht ein. Die Schlange hat keine Seele, der kann's nicht schaden."

„Aber der Ferik?" prüfte ich.

„Der thut ja Gutes, wenn er die häßlichen Thiere lockt und todt macht."

Richard Marx würde sich gefreut haben. Mein skeptischer kleiner Freund blieb plaudernd bei mir auf der Veranda, bis die Familie und Herr Cornwell, der sich eben eingefunden, zum Spaziergang gerüstet, aus dem Hause traten. Wir gingen paarweise, die Kinder voran, nach dem Meere; Mr. David war an meiner Seite

und sprach mir von der Erneuerung der apostolischen Gemeinde, welche die Hochkirche anstrebe. Mr. Brookland, der gelehrte Geistliche, den sie diesen Abend, wie jeden Sonntag, erwarteten, beschäftige sich jetzt mit eingehenden Studien über die Form der ersten Abendmahlsgefäße und Taufbecken, den Schnitt der priesterlichen Kleider und den Aufbau der Altäre. Er habe heute über das koptische, griechische und lateinische Kreuz gepredigt, was sehr erbaulich gewesen sei.

Als wir unter derartigen geistlichen Gesprächen eben nach Hause zurückgekehrt waren, erschien denn auch der ehrwürdige Herr, auf den ich schon sehr neugierig gemacht worden. Er war lang und dünn, hatte ein sehr weißes, von grauen Haaren umsäumtes Gesicht von eigenthümlicher, abgeplatteter Structur, eine leise Stimme, langsame Bewegungen und in seinem Wesen etwas Petrefactenartiges. Der Abendgottesdienst schleppte sich bei seinem eintönigen Murmeln sehr lange hin, und ich glaube, wir waren alle froh, als wir hernach bei Tische saßen. Nun thaute auch Mr. Brookland auf seine Weise auf und erzählte in der That eine Menge lustige Schulhistörchen, worüber alle herzlich lachten. Ich konnte mir aber nicht helfen; es kam mir vor, als spräche er mit dem Hausherrn und Mrs. David wie mit ganz jungen, unmündigen Kindern; gegen mich schlug er bisweilen, wie tastend, diesen Ton an, besonders als wir auf den Unterricht meiner Schüler zu sprechen kamen.

„Ich habe", murmelte er, „Ihnen eine von mir erfundene Methode vorzuschlagen, mit welcher ich in verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten Erfolge erzielt habe. Sie ist auf eine Combination der Bibel mit der Grammatik gegründet. Die Kinder müssen einen Spruch lernen, und sobald sie denselben fließend hergesagt haben, dictirt man ihnen denselben, verbessert die Fehler und läßt ihn dann noch aus dem Gedächtniß nachschreiben, bis er orthographisch richtig dasteht. Darauf erklärt man in demselben Spruch die Etymologie jedes Wortes, ferner die Syntax, den Satzbau und endlich die Interpunktion. Wenn dies alles geschehen, sitzt er fest im Kopfe, darauf können Sie sich verlassen."

Mr. Brookland schien nicht zu bedenken, daß das Bibelwort durch solche Manipulationen ja aller seiner Weihe entkleidet werden müsse. Ich mochte ihn darauf nicht aufmerksam machen, sondern sagte nur:

„Aber wie ordnen sich die verschiedenen Regeln ohne den Anhalt einer logischen und grammatikalischen Folge im Gedächtniß des Schülers?"

„Das findet sich später", meinte er, „hängt auch von der Wahl der Sprüche ab. Ich selbst habe zum Beispiel solche zusammengestellt mit Rücksicht auf Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen, sie stehen zu Ihrer Verfügung. Zugleich empfehle ich Ihnen eine biblische Zoologie, in welcher alle Thiere, die in den heiligen Schriften genannt werden, in alphabetischer Ordnung behandelt werden, und eine Geographie, welche ebenso die angeführten Länder- und Städtenamen bespricht."

„Aber dies scheint mir doch etwas lückenhaft", sagte ich mit überaus peinlichem Gefühl. „Und ein fabelhaftes Thier, wie das Einhorn zum Beispiel, brauchen ja die Kinder gar nicht zu kennen, da es zu keiner naturwissenschaftlichen Ordnung gehört."

Ein allgemeines verlegenes Schweigen entstand, und ich merkte, daß ich wol etwas Unpassendes gesagt habe. Als wir uns erhoben, kam Mrs. David auf mich zu, zog mich in eine Ecke und sagte:

„Bitte, Miß Fernau, widersprechen Sie Mr. Brookland lieber nicht, Mr. David hat es nicht gern. Er hat hohen Respect vor seiner Gelehrsamkeit. Sie brauchen ja, wenn Ihnen die Methode nicht zusagt, sie nicht wirklich zu benutzen. Mr. Brookland ist schon zufrieden, wenn er nur denkt, daß man seinem Rathe folgt. Mr. Seymour liebt es, wenn ein Geistlicher bei uns aus- und eingeht; es gibt dem Hause eine gewisse Würde. Zudem könnte es dem Geschäft schaden, wenn Mr. Brookland aufhörte, mit uns so intim befreundet zu sein. Unsere Bank ist eine christliche Bank; die Kapitalien fließen zu edeln Zwecken aus und ein. Also seien Sie vorsichtig und verletzen Sie ihn nicht. Er nimmt sehr leicht etwas übel."

Wie langsam und eintönig zog sich mir nach diesem Verweise der Sonntagabend hin, während man Hymnen sang und der Geistliche eine kürzlich von ihm verfaßte Abhandlung über den Linnensaum am Gewande des jüdischen Hohenpriesters vortrug. Als ich endlich in mein Zimmer kam, lag eine lastende, drückende Schwere und Lebensunlust auf meinen Sinnen, meinem Geist. Ich mußte mich zusammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen. War es das einseitige Gepräge, welches dieser Tag getragen, die fortwährende Beschäftigung mit religiösen Dingen, die mich so abgespannt hatte; oder empfand ich vielmehr Unbefriedigung über mangelnden Aufschwung des Gefühls, über Formeln ohne Inhalt, über eine trockene Andächtelei, welche die erquickliche Andacht ersetzen sollte?

Ich trat wie aufgelöst an den Tisch am Fenster. Da lag ein Packet, an mich adressirt. Ich riß es auf. Es enthielt nichts als Liebig's „Chemische Briefe".

Und nun — ich schäme mich fast, es zu gestehen — warf ich mich auf seine Blätter, tauchte in die Geistestiefe, die sich schon auf den ersten Seiten mir erschloß, wie eine Verschmachtende und badete mich rein im krystallklaren Quell der Gottesanschauung des großen Gelehrten von dem Staube, der mir aus der Wüstenregion des Pedanten anklebte.

Die Tage kamen und gingen nach diesem ersten Sonntag, ohne besondere Ereignisse zu bringen. Mir that es leid, als Kassandra, das arme Ding, aus dem Hause mußte und John, der, wenn er überhaupt von Mr. Seymour ermahnt worden, sich's wenig zu Herzen nahm, triumphirend das Feld behauptete.

Nach einiger Zeit verließ uns auch Mr. Cornwell. Er war in den letzten Tagen öfter als je gekommen und beschenkt und gefeiert worden wie ein Kind des Hauses. Stundenlang war Mrs. David mit ihm in seinem oder ihrem Zimmer allein geblieben; wol nur, denke ich, um ihre Bemühungen um sein Seelenheil schließlich recht eindringlich zu machen. Er schien in der That der sittlichen Grundlage vielleicht noch ebenso sehr als der dogmatischen zu ermangeln; denn ich überraschte ihn eines Tages, als er mit seiner mütterlichen Freundin, die ihren Gatten erwartete, im Salon am Fenster stand, im Begriff, ihr den Arm um die Taille zu legen, den er bei meinem unerwarteten Anblick rasch zurückzog. So hatte mein zufälliges Erscheinen allein also Mrs. David die peinliche Entdeckung erspart, daß

selbst in der keuschesten Vertraulichkeit zwischen Mann und Weib noch eine Gefahr für den erstern liegen kann. Wenn sie dennoch etwas von der Neigung des leichtsinnigen, ehrlosen Burschen gemerkt haben sollte, so wird diese Erfahrung gewiß dazu beitragen, sie in Zukunft vorsichtiger in ihrem Verkehr mit jungen Hausfreunden zu machen. Es kommt mir ja nicht zu, einer so viel ältern Frau Vorschriften machen zu wollen; aber ich wünschte doch, sie schlösse sich nun mehr an ein weibliches Wesen, da Anschluß ihrem liebevollen Herzen so sehr Bedürfniß scheint. Ob ich Anwartschaft darauf haben werde, sie, nachdem nun Cornwell abgereist, mir näher treten zu sehen, bezweifle ich fast; sie ist zwar immer sehr herzlich und zärtlich gegen mich, aber seit jenem Abend, als ich Kassandra's Sache führte, hat sie mich eher vermieden als gesucht.

Dazu kommt, daß sie in der letzten Zeit recht leidend war; ein paarmal stellten sich, wenn sie allein in ihrem Zimmer saß, hysterische Zufälle ein, und Mr. Seymour war sehr besorgt um ihren Gesundheitszustand. Endlich sagte er zu mir:

„Es ist ohne Zweifel alles in Richtigkeit, aber Mrs. David muß mehr Zerstreuung haben. Hm, hm — Cornwell fehlt ihr sehr. Ich würde sie ausführen; aber ich habe jetzt im Geschäft viel zu thun. Ridley kommt leider erst in acht Tagen. Ich werde inzwischen Mr. Marx zuweilen beurlauben, damit der mit Ihnen allen Ausflüge macht. Die Kinder arbeiten auch zu viel. Nicht, daß ich Ihnen Vorwürfe machte; o nein, es ist alles in Richtigkeit; aber wozu nützt das viele Lernen?"

So kam denn wirklich Richard Marx eines schönen Morgens mit großen Planen für einen Tagesausflug. Mrs. David empfing ihn mit mattem Lächeln und stimmte sehr niedergeschlagen bei, als er vorschlug, einen Eselritt am Meer entlang nach dem alten Nikopolis zu unternehmen, am Cäsarium des Tiberius, dessen Ruinen auf einer Düne liegen, ein Zelt aufzuschlagen und von dort aus nachmittags die halbverschütteten Katakomben zu besuchen. Wir andern waren voller Freude über die Partie und rüsteten uns mit Macht. Ferik, der Beduine, welcher den Garten besorgt und der mir durch Frank's Mittheilungen über seine Zauber- und Beschwörungskünste interessant geworden, übernahm die Vorbereitungen für körperliches Behagen, und bald brach unsere kleine Reiterkaravane, der die bepackten Saumthiere vorangegangen, auf dem Strande zu.

Es war ein köstlicher warmer Januartag; der Azur des Meeres, das rothe Gold des Wüstensandes zogen sich in weichen Linien nebeneinander hin, darüber ein wolkenloser Vergißmeinnichthimmel, mit dem großen gelben Sonnencentrum in der Riesenblume. Die Kinder und Richard Marx waren von den Eseln abgesprungen und folgten, Muscheln suchend, dem Ufer; ich ritt neben Mrs. David, deren Gesicht einen abwesenden und schwermüthigen Ausdruck zeigte.

„Warum sind Sie so trübe gestimmt?" fragte ich sie leise und vertraulich. „Ist es nicht wunderschön hier? Sehen Sie die Ruinen vor uns sich in anmuthigen Umrissen vom Horizont abheben; denken Sie, daß wir unter rauschenden Palmen, inmitten der Reste einer classischen Vergangenheit lagern und später in

die Geheimnisse der Unterwelt eindringen werden! Macht Ihnen das alles nicht Freude?"

„Sie sind geistreich, liebes Fräulein", sagte sie seufzend, „ich habe es ja immer gesagt. Für Sie mögen alle diese Dinge Interesse haben; aber ich lebe nur mit dem Herzen — und mein Herz ist leer."

„Wie", rief ich erstaunt, „sind nicht Ihre Kinder bei Ihnen, wird nicht Ihr Gatte in wenigen Stunden an Ihrer Seite sein?"

„Ach, das weiß ich wohl. Aber niemand ersetzt mir James."

„Um Gott", rief ich entsetzt, „vermissen Sie den Menschen wirklich so sehr?"

Sie seufzte nur und brach dann in Thränen aus.

„Aber theuere Mrs. David, Sie sind krank", rief ich. „Es ist doch unmöglich, daß die Anhänglichkeit jenes halben Knaben Ihnen ernstlich fehlen könnte. Und dann, bedenken Sie! Es lag vielleicht eine große Gefahr für ihn in der vertraulichen Stellung, die Sie ihm einräumten. Wenn der junge Mann — ich scheue mich fast es auszusprechen — nun eine Neigung für Sie gefaßt hätte!"

„Ach, das hatte er ja wirklich", flüsterte sie, sich näher an mich drängend, „und das war eben der Reiz unsers traulichen Verkehrs."

„Aber Mrs. David", rief ich, „diese Neigung Mr. Cornwell's war sündhaft!"

„Ich weiß es wohl; aber das Bekämpfen der Sünde, das Ringen mit der Versuchung ist so interessant. Ach, liebes Fräulein, Sie können nicht verstehen, wie unerträglich zuweilen für eine verheirathete Frau das sichere, erlaubte Glück, die fertige Harmonie mit ihrem Gatten werden kann. Sehen Sie, Mr. Seymour ist ein Engel, ein Muster von Tugend und Güte; aber wir haben uns längst so vollständig ausgesprochen, ausgeliebt; es ist alles so abgemacht und selbstverständlich zwischen uns, daß mich zuweilen das Gefühl einer tödlichen Langeweile überschleicht und ich nach Nervenerregung dürste."

„Jetzt sprechen Sie geistreich", rief ich, beängstigt von ihren sonderbaren Reden. „Bekämpfen Sie, theuerste Mrs. David, diese gefährlichen Regungen, die in einer großen nervösen Reizbarkeit ihren Ursprung haben müssen; sonst kann ich mir nicht vorstellen —"

Ich brach ab, denn indem ich sie ansah, fiel mir plötzlich ein, daß die rothe Glut ihres Gesichts ein Zeichen furchtbaren Blutandranges nach dem Gehirn sein müsse, daß vielleicht momentane Verwirrung des Geistes hier mit im Spiel sei.

„Sie begreifen mich nicht", rief sie heftig. „Gehen Sie zu den Kindern und schicken Sie mir Richard. Oder sind Sie etwa eifersüchtig auf ihn?"

Wie wunderlich Mrs. David doch heute sprach! Allein ich war froh, ihrer Unterhaltung zu entrinnen, und führte ihren Auftrag schnell aus. Francis machte Einwendungen gegen seines Freundes Weggehen, Margaret sah ihm lange nach, als er auf seinem Thier zur Mutter hinritt; ich versuchte, beim Muschelsuchen seine Stelle einzunehmen; aber mir war recht trübe zu Muthe.

Als wir am Cäsarium ankamen und unter dem bereits aufgespannten Zelt lagerten, hatte Mrs. David ihre Verstimmung überwunden; sie scherzte und lachte, indem sie sich dabei meist an Richard Marx wandte, und nahm später, zur Besichtigung der Ruinen und zum Gange nach den Katakomben, seinen Arm.

Es war darüber Nachmittag geworden, und unser Führer hatte uns eben, mit Hülfe Ferik's, glücklich wieder aus den dunkeln Erdhöhlen herausbugsirt, die wir durchforscht, als er uns vorschlug, nach einem benachbarten arabischen Dorfe zu gehen, das dicht am Eisenbahndamm lag, und dann von der nächsten Station den Zug zurückzunehmen. Es war zum ersten mal, daß ich mich den Wohnstätten der Eingeborenen näherte, und ein Schauer ergriff mich, als ich die häßlichen Lehmkasten erblickte, die, oft fensterlos und mit einem Loch statt der Thür, ganze Familien mit ihren Hühnern und Ziegen beherbergen. Halbnackte Kinder waren überall beschäftigt, die ekelhaften Feuerungsfladen zu kneten; Weiber, mit schwarzen Zeugflicken vor der Stirn und dem untern Theil des Gesichts, hockten gruppenweise vor den Schwellen oder schleppten auf dem Kopfe Lasten über die Wege; auf den flachen, niedrigen Dächern flatterte das Federvieh und lagerten herrenlose Hunde. Ein widriger, stinkender Brodem schwebte in der Luft; kein Baum, kein Strauch wuchs in dem öden Dorfe, hinter welchem der trostlose Gräberhof mit seinen Lehmkatafalken lag, die von den Wohnungen der Lebenden nur eine Wiederholung im Kleinen zu sein schienen.

Richard Marx wechselte ein paar arabische Worte mit Ferik und sagte dann:

„Wollen Sie etwas Merkwürdiges sehen, so kommen Sie mit auf diesen Hügel. Hinter demselben, abseits vom Dorfe, liegt eine der berühmtesten Haschischschenken der Gegend. Dies ist die Stunde, wo die Raucher sich versammeln."

Wir waren alle neugierig und folgten unsern Begleitern auf jene Erhöhung. Da sahen wir denn vor uns in einer Dünensenkung, welche sich bis an die Schienen hinzog, ein blau angestrichenes Erdhaus mit einem Bretterverschlage davor, welchen Schnüre mit bunten Papierlaternen umgaben. Auf Palmenstumpfen saßen einzelne Gäste, die Wasserpfeife neben sich, aus der sie gurgelnde Züge thaten. Von Zeit zu Zeit sprang einer auf und machte heftige Bewegungen, warf den Kopf zurück und stieß einen drohend klingenden Wortschwall heraus; oder es packten sich ein paar Hocherregte bei den Armen und rangen unter gellendem Lachgewieher halb scherzhaft, halb wüthend miteinander; endlich sahen wir einen großen, hagern Mann mit grünem Turban und im kamelhaarenen sandfarbenen Beduinenmantel, der bisher stumm auf einer Erhöhung gesessen, mit einem Satz sich aufrichten und nun in der Stellung eines begeisterten Redners lebhaft auf seine Gefährten einsprechen, die sich nach und nach voll heißer Antheilnahme um ihn drängten.

Es war ein eigenthümlicher Anblick, den die rollenden Augen und schäumenden Lippen des braunen Predigers und seine heftigen zitterigen Bewegungen darboten, und obgleich ich seine wilden Worte nicht verstand, fühlte ich doch heraus, daß er ein finsterer Fanatiker war, der seine Zuhörer zu großen, vielleicht furchtbaren Dingen aufrief.

Wir hatten uns alle stumm aneinandergedrängt, als wir plötzlich merkten, daß seine glühenden Blicke sich hinauf zu uns richteten.

Nun sagte Ferik etwas zu Richard Marx, was mir besorglich klang.

„Brechen wir auf", rief dieser, „und lassen Sie uns neben dem Eisenbahn-

damm bis zur nächsten Station gehen. Ich glaube, ich höre den kommenden Zug schon in der Entfernung."

Wir folgten ihm den Abhang hinunter und mußten in der Nähe der Haschischschenke vorüber, wo noch immer der Redner wilde Bewegungen und Worte um sich schleuderte. Richard Marx und Ferik hielten sich zwischen uns und dem Bretterverschlag, an dem die Papierlaternen jetzt allgemach entzündet wurden. Mit einem mal, als wir Frauen schon vorüber waren, sprang der Mann mit dem grünen Turban von der Erhöhung und lief uns, mit weit ausgebreiteten Armen, schwankend nach, indem er heisere Schreie ausstieß und drohend die Fäuste schüttelte.

Obwol Richard Marx und Ferik uns zuriefen, ruhig zu sein, setzten wir Damen und Frank uns doch in eiligen Trab und rannten über die Schienen nach der jenseitigen Böschung der Bahn, wo wir uns sicher fühlend athemlos innehielten.

Hinter uns kamen unsere Beschützer, denen der Berauschte auffällig nahe gekommen war und die ihn zu beschwichtigen suchten. Sie waren am Auswege der jenseitigen Schlucht angelangt, und nur noch die Schienen trennten uns von ihnen, als wir in einiger Entfernung Rauch aufsteigen sahen und das Rollen des nahenden Zuges rasselnd zu uns herandröhnte.

Es war ein aufregendes Schauspiel, jetzt den Wüthenden zu sehen, der sich von Richard Marx loszuringen suchte, um, auf seine eigene furchtbare Gefahr, noch ehe der Zug herbeiraste, die Schienen zu überspringen. Hinter ihm hatten sich die braunen Kerle aus der Schenke zu einer bewegten Gruppe gesammelt; aber keiner schien ihn berühren zu wollen; auch Ferik stand scheu und furchtsam abseits, sodaß Richard allein mit ihm kämpfte.

Mit einem mal sprang der Wahnwitzige, Richard's starken Armen entschlüpfend, auf das Bahngleis und stellte sich, Allah, Allah! schreiend, mit weitausgebreiteten Händen, dem nahenden Zuge entgegen. Es war klar, daß er ihn mit machtvollen Beschwörungen hemmen zu können glaubte; die Locomotive aber, auf der Heizer und Maschinist laute Warnungsschreie ausstießen, brauste nichtsdestoweniger schnaubend und keuchend mit Windeseile auf den Rasenden zu. Wir drehten uns schaudernd ab; noch eine Minute, und der zermalmte Körper des berauschten Fanatikers mußte vor uns liegen, als plötzlich ein gellender Schrei und dann ein Geheul der drüben versammelten Beduinen ertönte. Weitab stürmte schon der Zug, als Ferik's Anruf uns endlich aus der Erstarrung des Schreckens riß:

„Seht auf", jubelte er, „der gute Herr Riccardo hat den Scheikh gerettet."

Wir schauten hinüber und erblickten Herrn Marx, der den Wüthenden im letzten Moment von den Schienen gerissen und auf den Sand an der Seite des Bahndammes geschleudert, über ihn gebeugt, die Beduinen ehrfurchtsvoll zur Seite stehend. Der Gestürzte richtete sich jetzt, wie es schien ernüchtert, auf; wir wagten uns zwar nicht näher; aber wir konnten doch sehen, daß er vor Herrn Marx die Arme über der Brust kreuzte, dann ein Stück von seinem Turban riß, es Richard mit vielen lebhaften Worten einhändigte. Darauf überließ er sich der Führung seiner Landsleute, welche den Erschöpften, Gedemüthigten in feierlichem Zuge nach der Schenke zurückbegleiteten, und sein Retter sprang leichtfüßig über das Bahngleis auf uns zu.

„Die Damen sind wol sehr erschrocken?“ fragte er mit lebhafter Theilnahme. „Und ich bin schuld daran; denn ohne meine unglückliche Idee, Ihnen die Haschischschenke zu zeigen, wäre es nie zu diesem Auftritt gekommen. Dennoch bedauere ich persönlich denselben keineswegs, denn er kann für mich von den wichtigsten Folgen sein.“

Er rief Ferik herbei und sprach eine Weile arabisch mit ihm.

„Sie müssen nämlich wissen“, wandte Richard Marx sich dann an uns, als wir zusammen nach dem Stationsgebäude schritten, „daß dieser Berauschte nach Ferik's Aussage niemand anderes war als ein großer Berberscheikh Namens Abu-Tâlib, aus der Oase Siwa, und daß er selbst soeben dankbar anerkannte, ich habe ihm das Leben gerettet, da der große, feurige Drache taub für die heiligen Worte war, welche er ihm entgegengeschleudert. Der Lohn, den er mir gab, war das Stück grüner Musselin, welches er von seinem Turban abriß und welches, wie Sie sehen, mit sonderbaren Schriftzeichen benäht ist. Er sagte mir dabei, daß ich auf diesen Paß hin Siwa unbelästigt besuchen könne, und das ist keine Kleinigkeit; denn, wie man weiß, hat dort die christenfeindliche, fanatische Ordensverbindung der Senusi mehrere wichtige Niederlassungen und erschwert den Europäern das Eindringen in die alte Ammonsoase.“

Ferik machte hier eine Bemerkung.

„Wie!“ rief Richard Marx erstaunt, „du sagst, daß Abu-Tâlib selbst ein Oberhaupt der Senusibrüderschaft ist? Das wird ja immer interessanter! Nun erklärt sich auch, daß er das fränkische Zauberwesen, die Locomotive, mit seinen Koransprüchen bannen wollte; nun erklärt sich die feige Ehrfurcht der Beduinen vor ihm. Wie dem aber auch sei, ich werde nicht ermangeln, nächstens einmal einen Wüstenritt zu meinem mächtigen Freunde zu unternehmen.“

Unter lebhaften Glückwünschen, Scherzen und Ausrufungen gelangten wir zur Station. Mrs. David, die, gleich mir, von dem Ereigniß wahrhaft erschüttert worden und ihre persönlichen Klagen über der Bewunderung von Richard's Energie und Geistesgegenwart vergessen zu haben schien, drang dort mit vielen Bitten in ihn, mit uns nach Hause zu fahren; er aber lehnte, wie mir schien, etwas kühl ab, da er durchaus noch an demselben Abend zu ihrer Schwiegermutter müsse.

Als Richard Marx am Sonnabend nach unserm Abenteuer zum Empfangsnachmittag nach der Villa kam, suchte er bald Gelegenheit, mit mir allein zu sprechen, und sagte:

„Ich komme eben von der alten Dame, mit der ich eine lange Berathung hatte.“

„Sie scheinen wirklich in hoher Gunst bei ihr zu stehen.“

„Durchaus nicht, sie mag mich sogar nicht; aber sie bedarf meiner im Geschäft. Sie benutzt eben jeden gern für ihre Zwecke.“

„Was hat sie denn mit dem Geschäft zu thun?“

„Ihr verstorbener Mann, der von Mr. David's kaufmännischen Anlagen keinen hohen Begriff hatte, hinterließ einen großen Theil seines Vermögens, unter anderm das Grundstück, auf welchem die Fabrik künstlicher Felsen steht, und die Gebäude selbst seiner Witwe. Ihr Sohn zahlt ihr einen bestimmten Procentsatz der Ein-

nahme, die wir haben, als Miethzins. Sie begreifen nun, daß sie besondern Antheil an den Erfolgen nimmt, die wir erzielen. Da sie so sehr auf das Ansehen der Familie hält, ist sie fortwährend damit beschäftigt, deren Besitztitel einträglich zu machen. Vor längerer Zeit schon hatte sie mir erzählt, daß ihr Gatte Alaunsteinlager in der Oase Siwa besessen und dieselben früher zu bearbeiten versucht habe, daß aber schwierige Transportverhältnisse, ungenügender Absatz im Lande und vor allem die Hindernisse, welche seit der Entstehung der Senusibrüderschaft die Berberscheikhs der Oase den Karavanen, welche das Erdmetall beförderten, entgegenstellten, ihn bewogen hätten, die Ausbeutung der Brüche aufzugeben. Ich that der alten Dame damals den Gefallen, Proben des Gesteins an meinen Bruder Eduard zu senden, der durch chemische Analyse feststellte, daß dieses Naturproduct dem so hochgeschätzten Alunit von Tolfa, aus dem man den sogenannten römischen Alaun durch Abdampfen krystallisirt, an Reinheit fast gleichkommt, und daher für Farbengebung dem künstlich erzeugten Doppelsalz gleichen Namens bedeutend vorzuziehen sei. Doch ich langweile Sie mit dieser chemischen Auseinandersetzung, Fräulein Clara."

„Durchaus nicht, fahren Sie nur fort."

„Diese Antwort Eduard's machte nun einen bedeutenden Eindruck auf den geschäftlichen Unternehmungsgeist von Mrs. Seymour, und sie ging mich seitdem oft eindringlich darum an, auf irgendeine Art die Ausbeutung der reichen mineralischen Schätze zu ermöglichen."

„Ja, bedenkt sie denn gar nicht, daß der Weltuntergang nächstes Jahr dazwischenkommen muß?" war ich boshaft genug zu fragen.

„Von dem abstrahirt sie im Geschäft ganz, er dient ihr nur als Schreckbild für Privatverhältnisse", entgegnete Richard Marx lachend. „Bisher hatte ich ihr keine Vorschläge unterbreiten können, welche einen sichern Erfolg verbürgt hätten; seit meinem Begegnen mit dem Senusischeikh aber glaube ich die Handhabe entdeckt zu haben, bei welcher ich das Ding packen kann. Es ist so gut wie entschieden, daß ich mit der nächsten Kairokaravane nach Siwa aufbrechen werde, um zu versuchen, ob ich vermittels Bakhschisch bei dem ägyptischen Gouverneur nicht auf den alten Besitztitel hin Erlaubniß erhalte, die Steinbrüche wieder auszubeuten, und mich über den Transport hierher mit den einflußreichsten Berberscheikhs der Oase dann zu einigen."

„Ihr Unternehmen wird kein leichtes sein, Herr Marx", gab ich besorgt zur Antwort. „Ich vermag zwar die Verhältnisse nicht eingehend zu beurtheilen; aber ich muß Ihnen doch gestehen, daß ich mich über Ihre Bereitwilligkeit wundere, sich einem Wagniß zu unterziehen, von dem schließlich aller Vortheil auf Seite Fremder sein wird, während die Gefahren Sie allein bedrohen."

Er schwieg einen Augenblick, drehte dann den Kopf nach dem Rasenplatze, wo Margaret eben mit glühenden Wangen den Ball fing und schleuderte, und sagte halblaut:

„Können Sie sich wirklich keinen Grund vorstellen, der mich veranlaßte, mir um die Firma Seymour and Son Verdienste zu erwerben?"

„Ah, wenn Sie es so meinen, so habe ich nur herzlich volles Gelingen zu wünschen", rief ich, unwillkürlich lachend.

„Ich danke Ihnen. Wollen Sie mir denn aber dazu auch ein wenig beistehen?" fragte er geheimnißvoll.

„Wie kann ich das?"

„Indem Sie Margaret behüten, für mich behüten."

„Das liebe Mädchen ist leider so reservirt und entschlossen, sich nicht beeinflussen zu lassen, daß ich schwerlich in diesem Sinne etwas werde thun können. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß sie ganz entschieden, obwol still, ihren eigenen Weg geht, aller Welt gegenüber. Sie bekundet ihren Willen fast nie durch Worte, nur durch Handlungen; sie widerspricht auch nicht, wenn ihr etwas geboten oder gerathen wird; sie thut es einfach nicht, wenn es ihr nicht zusagt, als ginge sie über unnöthiges Einreden zur Tagesordnung über. Doch verzeihen Sie mir, daß ich an Ihrem Ideal Ausstellungen zu machen wage. Ihr Auftrag machte diese Auseinandersetzung nöthig."

„Meine Bitte, wollen Sie sagen. Sie irren übrigens, Fräulein Clara, wenn Sie annehmen, daß Margaret's Fehler mir verborgen seien. Ich sagte Ihnen schon, daß ich sie für leidenschaftlich halte; sie ist auch, wie Sie richtig bemerkten, eigenwillig und überdies eitel. Die erste Anlage liegt in ihrem Blut; die Entwickelung der zweiten und dritten verschulden energielose Aeltern, die mit entnervenden Liebkosungen ihrer erziehlichen Pflicht Genüge gethan zu haben glauben, und selbstsüchtige Schmeichler und Parasiten, denen der Weihrauch, mit welchem sie das Kind umnebeln, einen Zauber vorstellt, der ihnen den Geldschrank oder das gastliche Haus des Vaters öffnet. Margaret selbst ist bei mir also entschuldigt, und nichts hindert mein Herz, sich in zärtlicher Bewunderung ihres Liebreizes genugzuthun. Wenn sie einst mein werden sollte, würde ich keinen leichten Stand mit der Verzogenen haben, das weiß ich wohl; allein ein echter Mann muß sich vor keinem Mädchen fürchten. Wenn sie nur mein wird! Es genügt dazu nicht, daß der Vater sie mir gibt; ich muß auch ihr Herz festhalten, das vielleicht während meiner Abwesenheit von manchem Ansturm bedroht wird."

„Sie ist ja noch so jung", sagte ich beruhigend.

„Ich wollte, sie wäre älter. Sie ist eigentlich zu jung für mich bemooftes Haupt. Bedenken Sie, daß Eduard mein jüngerer Bruder ist. Er ist achtundzwanzig; ich habe zwei Jahre mehr auf dem Rücken. Margaret aber zählt mehrere Jahre weniger als ihre vor kurzem erst mündig gewordene Lehrerin."

„Sie ist sechzehn", sagte ich. „Doch da Sie gerade von meiner Mündigkeit sprechen, Herr Marx, „rathen Sie mir nicht dazu, mein kleines Vermögen auf Herrn Seymour's Bank anzulegen, wo es so ganz sicher stände?"

„Auf keinen Fall", fuhr er mich an. „Halten Sie auf einfache Verhältnisse, Fräulein Clara. Der Mann, der Sie bezahlt, darf Ihr Eigenthum nicht verwalten."

„Warum nicht?"

„Gesetzt den Fall, Sie wollten sein Haus verlassen, so stände dem nichts im Wege, wenn Sie nur Ihr Bündel zu schnüren und ihm Quittung über empfangenes

Gehalt zu geben haben. Wenn er aber Ihr Bankier ist, muß schon ein Doppelband durchschnitten werden."

„Was kann ihm mein geringes Erbtheil ausmachen! Ein Mann, der über Hunderttausende gebietet! Und ich wüßte wenigstens, daß es zu guten Zwecken mitarbeitete."

„Aha, die kostbare Perle ködert auch Sie! Doch ich sage Ihnen, hüten Sie sich davor, Ihr Geld in der Seymour'schen Bank anzulegen", rief Richard Marx mit großem Eifer.

„Wie sonderbar Sie das sagen."

„Ich will die Ehrenhaftigkeit des Principals nicht verdächtigen. Aber er ist ein Schwachkopf. Und wenn jetzt dieser Ridley kommt, wird der ihn ohne Zweifel in Speculationen zu verflechten suchen, denn der junge Herr intriguirt gern. Es würde mich schmerzen, wenn Ridley sich während meiner Abwesenheit auch um die Angelegenheiten der Fabrik kümmern sollte."

„Da ist doch schwerlich etwas zu verderben."

„Wer weiß! Ich habe böse Ahnungen. Doch vor diesem Menschen besonders, Fräulein Clara, suchen Sie Margaret's Herz nach Kräften zu schützen. Nicht daß er ihre Liebe wird erringen wollen. Aber er wird ihr auffallend den Hof machen."

„Woher wissen Sie das?"

„Weil ich ihn kenne."

Ich wandte mich der Gesellschaft zu, denn wir hatten lange genug Zwiesprache gehalten. Er aber kam mir nach.

„Meine Abwesenheit von hier kann lange dauern."

„Das thut mir aufrichtig leid."

„Es wird Eduard noch mehr leidthun, denn er wird von mir nichts mehr über Sie hören."

Ich war sehr roth und verlegen geworden und beschleunigte meine Schritte.

„Darf ich Sie nicht einmal an den Bruder erinnern?" fragte er vorwurfsvoll. „Hassen Sie ihn so sehr?"

Ich vermochte nichts zu antworten; es war mir wohl und weh ums Herz. Daß Eduard Marx noch meiner gedachte, bewies, daß seine Neigung keine oberflächliche gewesen; aber es berührte mich peinlich, daß sein Bruder so in alle Beziehungen zwischen uns eingeweiht schien. Fast sah es aus, als sei mir Richard zum Wächter und Aufseher gegeben. Konnte denn der Chemiker noch immer glauben, daß ich mich zu seinen Ansichten bekehren würde?! Gesetzt selbst den Fall, daß die Familie Seymour mir nicht mehr ganz so ideal erschienen wäre wie anfänglich, daß geringe, menschliche Schwächen diesem Hause ebenfalls anklebten: war das genug, um Eduard's Theorie von den verhängnißvollen Surrogaten nun anzuerkennen?

Ich konnte selbst ja nicht leugnen, daß meine Gedanken in mancher Beziehung gereift waren, seitdem ich die Heimat verlassen; die Thatsache allein, daß mir die religiöse Richtung der Seymours nicht volle Befriedigung gewährte; daß ich mich von einer freisinnigen Naturphilosophie, die mir in gediegenen Werken

aus Richard's Bibliothek entgegentrat, angezogen fühlte; daß mir namentlich eine Art von Verständniß für die sonst so gering geschätzte Wissenschaft der Chemie aufgegangen war, der Eduard Marx sich aus Neigung zugewendet: bewies genugsam, daß der Contrast zwischen seiner und meiner Lebensauffassung nicht mehr ein so schneidender war wie damals, als ich die Hand des unwillkommenen Werbers zurückwies; aber den Glauben an die Echtheit offen zu Tage liegender Tugenden und Güter hatte ich darum doch nicht verloren, und dieser war mir Hauptsache. Richard hatte mich verlassen, als er merkte, daß ich allein sein wollte; er brachte auch vor seiner Abreise nach Kairo und weiterhin das Gespräch nicht mehr auf seinen Bruder. Es war mir schmerzlich, den Freund scheiden zu sehen, der trotz seiner Spottsucht und Schärfe mir werth geworden war, und ich machte so wenig ein Hehl aus meiner Betrübniß, daß Mrs. David mich einigemal damit etwas aufzog, sogar in Gegenwart Margaret's, die darauf einen sonderbaren, forschenden Blick auf mich richtete. Das Kind wird mir immer unverständlicher; sie nennt nie Richard's Namen; doch wenn von ihm und seinem Unternehmen im Familienkreise die Rede ist, horcht sie auf, trotz Francis, der am liebsten mit in die Wüste pilgerte, um Alaunstein zu holen.

(Fortsetzung folgt.)

Aegypten und die Consulate.

Von

Hans Wachenhusen.

In einem Märchenlande wird nichts gearbeitet; die Faulheit liegt da nach des Spaniers Sprichwort in der Sonne und krabbelt sich den Bauch, und Gottes Allmacht erhält sie ohne ihr Zuthun.

Ich will nun keineswegs gesagt haben, daß in Aegypten nicht gearbeitet würde; aber was da geschieht, ist nach unsern europäischen Begriffen nichts als Spielerei. Der Fellah arbeitet, er ist der Schaffende, der Sorgende, der Geprügelte und der Geplünderte, der Hiob von alters her; aber auch ihm verrichtet sozusagen der liebe Gott die schwerste Arbeit; denn er gießt ihm den Nil über seine Fluren, der ihm den Boden düngt; danach duselt der Fellah mit dem ursprünglichen alten römischen Pflug, der (oft gleichzeitig von einem Kamel und einem Büffel bespannt) über den Boden hopst und diesen kaum ritzt, nur um die Couche des düngenden Nilschlamms zu brechen; er säet seine Baumwolle, seinen Mais, seinen Weizen, seine Durrah, die Hirse, den Reis, den Flachs, die Bohne, die Erbse u. s. w., und die Saaten sprießen aus dem Boden hervor ohne Wettersgefahr, und so folgt eine Ernte der andern im Jahre auf einem Boden, von dem ich früher einmal äußerte: stecke ich einen Finger in dieses unerschöpfliche Erdreich, so wachsen mir zehn Hände daran.

Der Fellah ist der Schaffende, aber die mühelose Arbeit, so gesegnet sie ist, bringt ihm keinen Segen; denn da kommen der Schech, der Mamur, der Mudir und der Pascha und holen die Steuer; der Schech gibt dem Vorgesetzten, dem Mudir, was er nicht für sich einstreicht; der Mudir liefert ebenso gewissenhaft nach Kairo ab und der Vicekönig nimmt alles und wirft es zum Fenster hinaus.

Es ist unglaublich, was in Aegypten gesteuert wird; von jedem Palmbaum ein ägyptisches Pfund, von jedem Feddan Landes, je nach seiner Fruchtbarkeit, so und so viel Pfund, von aller übrigen Crescenz verhältniß- oder vielmehr unverhältnißmäßig nach demselben Steuerfuße, und wächst auch alljährlich alles in unglaublichem Segen: es wird verschlungen, vergeudet, kein Mensch weiß, wo es bleibt!

Man stelle sich diese Fruchtbarkeit vor: die Baumwolle, deren Cultur schon Mehemed-Ali begünstigte, wächst mannshoch; zu Dutzenden stehen im Winter zur Erntezeit die gelben und braunen Dirnen in ihren blauen Hemden zwischen den

Stauden, die reifen, weit aufgebrochenen, einem Schneeball ähnlichen Kapseln brechend, während die gelbe Blüte, die noch geschlossene Knospe neben derselben die reichste Nachernte verheißt. Zwischen der Baumwolle wächst die Bersime, der hohe Klee; die schwarzen Büffel stehen bis über die Knie in demselben, und was sie heute gefressen, ist morgen schon überreich nachgewachsen.

Dazwischen ragt die hohe Dattelpalme mit dem rothgelben Fruchtkranz zum Himmel auf; dazwischen wächst die Sykomore (die Judasfeige), die hohe Nil-Akazie (der Gummibaum), der Pfefferbaum, der Liebesapfel, die Mandarine (hier Jussuf-Efendi genannt nach ihrem ersten Anpflanzer), die Blutorange, das Zuckerrohr, der Mandelbaum, der Ricinus, der Rhabarber, und wer zählt alle die andern Droguen! Sie geben alle gleichzeitig eine Ernte, und der Fellah säet und erntet noch und noch einmal, bis der Nil wiederkommt und alles von neuem düngt. Und droben im „Saïd", im Fayum, dem glücklichen, in der obern Provinz, wächst auch der Wein noch, den Allah verflucht, der aber einst die Wonne der Pharaonen gewesen. Und hat der Fellah große Arbeit, so muß sein Esel die Sakieh, den Schaduf bewegen, müssen seine Kinder in Körben das Wasser aus dem großen Kanal schöpfen und über den Acker laufen lassen, muß er den weichen Deich mit den Händen repariren, damit der Nil sich nicht über seine Ernte stürze und sie ersäufe. Alles übrige macht der liebe Gott; aber, wie gesagt, nur zum Frommen der Gewalthaber, die ihm die leichtgewonnene Ernte nehmen.

Es wäre eine interessante Aufgabe, sich einmal umständlich über die heutige Bodencultur des Delta gegenüber dem unrettbaren Bankrott des Landes auszulassen, aber mein Thema ist hier ein anderes; es sei mir deshalb nur ein flüchtiger Blick auf dieses, den unwürdigsten Händen überlassene Wunderland gestattet, speciell auf das Delta, dessen Inneres uns fast ebenso unbekannt ist wie die obern Aequatorialländer. Unsere Reisenden jagen eben nur mit der Bahn von Alexandria nach Kairo; sie besteigen die Pyramiden von Gizeh, besuchen die Insel Roda, den Marienbaum, den versteinerten Wald, fahren den Nil aufwärts, aber auf seinen Ufern thun sie keine zehn Schritte landeinwärts. Das eigentliche Delta, das der Nil mit seinen beiden Armen von Damiette und Rosette umfaßt, kümmert ja niemand; selbst unter den in Kairo angesessenen Europäern, die Gelehrten und Aegyptologen mitgezählt, sind kaum einige, die diese beiden Arme befahren, und so erklärte sich's, daß mir während eines sechsmonatlichen Aufenthalts bei den Fellachen des Delta kein einziges europäisches Gesicht begegnete, während eine Touristenbarke nach der andern von Bulak den Nil hinanfährt.

Schon Mehemed-Ali erklärte so ziemlich alles fruchtbare oder fruchtbar zu machende Land für sein Eigenthum; per fas et nefas ist dasselbe zum Besitzthum der ägyptischen Statthalter geworden; aber erst Ismael-Pascha, bei all seiner angeborenen, türkischen Verschwendungssucht ein tüchtiger Geschäftsmann, der bei dem Wandel alles Irdischen nur für seinen eigenen Beutel besorgt war, erst dieser Statthalter hatte Sinn, Verständniß und Speculationsgabe genug, seinen enormen Besitzungen eine Cultur zu geben, die noch viel reicher sein würde, wenn er seine Intentionen, seine Ameliorationen, mit Einem Wort: die Bewirthschaftung nicht

so vielen unfähigen und unzuverlässigen Händen hätte anvertrauen müssen. Wo jeder stiehlt, hat niemand Sinn für rationelle Thätigkeit, und was er an Verständniß besitzt, das nutzt er aus zu eigenem Vortheil.

Ismael-Pascha ist wol der einzige Statthalter gewesen, der das ganze Delta nach eigenem Augenschein kannte; er versäumte keine neue Erfindung; die Faulheit seiner Leute kennend, schaffte er Locomobilen, Dampfpflüge u. s. w. auf seine Plantagen, die sich dadurch der ausgezeichnetsten Cultur erfreuen, so weit nicht durch Fahrlässigkeit veranlaßte Dammbrüche dieselbe auf Jahre verwüsteten. Die Baumwolle war sein Hauptaugenmerk; Baumwolle sollte selbst in Nubien, im Sennaar, in Kordofan für ihn gebaut werden; dem Transport seiner Baumwolle dienten seine Dampfschiffe, seine Eisenbahnen. Er sandte seine Beamten nach England, um sie zur Verwaltung seiner Egrainirwerke zu instruiren, sann auf alle Verbesserungen in seinen großen Zuckerfabriken und war endlich — freilich immer in seinem Interesse — auf die Urbarmachung auch der sogenannten Berieh oder Barari, der noch unbebauten enormen Strecken im Delta, bedacht.

Man findet diese Strecken auf der einzigen Specialkarte, der Linant-Bei's, durch eine Demarcationslinie bezeichnet. Durch diese hatte der Khedive einen klaren Ueberblick über das, was ihm zu thun eine dankbare Aufgabe werden konnte, und nach ihr ließ er immer neue Kanäle graben, um diese Ländereien zu bewässern, die Sodapflanze auszurotten und den Boden durch Reispflanzung für bessere Cultur empfänglich zu machen. Einen Theil derselben gab er den Fellachen in „Schirk", in Halbpacht; er lieferte ihnen auch, wenn sie zu arm waren, die erste Aussaat. Die Ernte theilte er mit ihnen, natürlich wie der Löwe zu theilen pflegt; aber die Bodencultur ging doch voran und die Baumwolle begann auf großen, bisher wüsten Strecken zu gedeihen, und durch Fortsetzung geschickter Ueberrieselung, namentlich durch Herstellung von Serayerkanälen (die im Sommer nicht austrocknen), hätte Ismael's landwirthschaftliches Talent die Ertragsfähigkeit des Delta noch bedeutend erhöhen können, wenn er am Ruder geblieben wäre — freilich zu wessen Frommen! Sein Nachfolger Tewfik aber ist zu träge, zu gleichgültig und unwissend; man sagt mir, es sei nach Ismael's Abgang alles im Innern liegen geblieben. Indeß die Schechs werden wol ihren Vortheil daraus gezogen haben.

Was man nun auch gegen Ismael sagen mag — und ich bin der letzte, der ihn in Schutz zu nehmen geneigt ist — er war der einzige in der Vicedynastie Mehemed-Ali's, der mit seiner pariser Erziehung einen Culturstaat aus Aegypten zu machen sich bemühte, allerdings immer in seiner türkischen Weise und genöthigt, die Freiheit seiner Actionen immer wieder durch neue Geschenke von seinem Lehnsherrn zu erkaufen. Dinge, wie sie jetzt in Alexandria geschehen, wären unter seiner Regierung unmöglich gewesen. Er war der erste, der wirkliche Cultur erstreben wollte, der unter ihrem Namen die kostspielige und unglückliche Expedition Baker's gegen die sklavenhaltenden Negerfürsten ausrüstete, wenn er auch die Sklaverei vor seinen Augen im Delta nicht einmal hindern konnte; er glaubte auch dem noch unglücklichern Annexionsversuch gegen das nördliche Abessinien einen gleichen Titel geben zu können, und man erinnert sich, wie er im

Jahre 1869 so stolz die „esprits éclairés" der ganzen Welt zur Einweihung des unter ihm vollendeten Riesenwerkes, des Suezkanals, einlud. Er endlich war es auch, der in seinem Staate mit einer Tradition brach, die immer noch an ihren Ursprung, an die Unsicherheit der Barbareskenstaaten, erinnerte.

Die Jurisdiction der christlichen Consuln im Orient war ihm ein Dorn im Auge, wenn auch vielleicht nicht nur in sittlicher Beziehung, denn auch bei ihm war alles auf den Egoismus zurückzuführen. Wenn er, ganz im Sinne seines Lehnsherrn, die europäische Presse zu überzeugen suchte, daß dieses Rechtsinstitut einer düstern und wüsten, längst abgethanen Zeit entstamme, in welcher der Fanatismus, der Glaubensantagonismus die Christen in mohammedanischen Ländern eines heimischen Schutzes bedürftig machten, wovon heute nicht mehr die Rede sei, so leitete ihn doch hauptsächlich die Absicht, die täglichen Händel mit den juridischen Consuln in Kairo los zu werden, die den Vicekönigen eine Quelle endlosen, übrigens oft selbstverschuldeten Verdrusses waren.

Allerdings, wer den Misbrauch kennt, der in und mit dieser Consularjurisdiction getrieben wurde, der mochte den Gedanken ihrer Abschaffung in Aegypten wenigstens billigen und der Einführung eines internationalen Tribunals das Wort reden. Aegypten war schon durch die Ueberlandpost, dann in viel höherm Grade durch den Suezkanal die große Straße nach Indien geworden; Aegypten war alljährlich das Reiseziel zahlloser Touristen und Heilbedürftigen. Alle, die Geschäftsleute sowol wie die müßigen Reisenden, fanden in Aegypten bis zu den Katarakten, also bis zum nördlichen Nubien, eine in ihr Schicksal ergebene, friedliche, für Geld und gute Worte stets bereite Bevölkerung; man hörte aus Aegypten nie von Gewaltthätigkeiten, Araber- und Fellachenthum waren gleich leutselig; sie hielten zwar immer die Hände offen, aber sie zeigten dem Abendlande, das zu ihnen kam, den größten Respect, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die obern Klassen eben nur gute Miene machten und das massenhafte Eindringen der Nasrani, der Nazarener, nicht mit günstigem Auge ansahen. Und so wäre es sicher auch geblieben, wenn man es so gewollt hätte.

Aegypten war durch die europäischen Colonien, die sich namentlich in Alexandria und Kairo ansammelten, ein internationaler Boden geworden; die Geschäftsbeziehungen mit dem Abendlande wurden so eng und so vielseitig, daß die Europäer schweigend ein gewisses Heimatsrecht gewannen; Port-Saïd und Suez wurden europäische Comptoire. Das Aufblühen, das Anwachsen dieser Colonien stand in keinem Verhältniß mehr zu der Aufgabe, welche die juridischen Consulate bei ihrer Gründung vor 6—700 Jahren hatten; jedes einzelne bildete noch immer einen Gerichtshof im Lande, welcher der Autorität des Regierenden gegenüber durch die Zahl seiner Clienten unbequem werden mußte. Durch die Masse wuchs die Möglichkeit des Misbrauchs, und was früher für die Christen ein Schutz gegen Unbill, ward nur zu oft jetzt zur Unbill auch für die Eingeborenen.

Ihr seid euerer genug in unserm Lande, um euch sicher zu fühlen; tretet mit unsern Eingeborenen zu einem gemischten Tribunal zusammen; ihr habt dadurch, daß ihr selber mit uns zu Gericht sitzet, eine Garantie gegen das Unrecht, gegen das euch bisher die zwischen den christlichen Staaten und der Pforte geschlossenen

Verträge, die Capitulationen, zu schützen bestimmt waren! So hieß es in Aegypten, und unter den christlichen wie muselmanischen Geschäftsleuten herrschte vielfach die Ueberzeugung, daß die Capitulationen sich überlebt hätten.

Inzwischen hatte auch der Sultan schon seit Decennien die Initiative ergriffen, in allen seinen Landestheilen der Exterritorialität der Ausländer ein Ende zu machen. Er pochte sogar auf sein Recht, denn schon im Pariser Friedenscongreß von 1856 hatte man die Türkei, freilich mit mehr Sentimentalität als Einsicht, als einen „civilisirten Staat" anerkannt, sich also mit ihr auf einen Fuß gestellt, ohne zu erwägen, daß ein Land, in welchem der Koran herrscht, überhaupt kein Culturstaat sein, noch mit diesem werden kann. Man hatte der Pforte Aussicht auf Abschaffung der Capitulationen gemacht, als der Bevollmächtigte derselben, Ali-Pascha, so schöne hohle Worte von den guten Absichten des Sultans machte, selbst wohl wissend, daß er eine Lüge aussprach, daß sein Gesetzbuch überhaupt keinen Frieden, höchstens einen Waffenstillstand mit den Ungläubigen gestattete. Die europäischen Bevollmächtigten vergaßen also, daß die völkerrechtlichen Beziehungen christlicher Staaten zum Orient immer mit Vorsicht, ja mit Mistrauen gewahrt sein wollen.

Als der Pariser Congreß vorüber, erwog man alles mit mehr Ruhe; die Sache rückte deshalb in der Türkei nicht weiter. Mehr Glück hatte Ismael-Pascha, der Khedive, einestheils weil er die Sache klüger anzufangen wußte, anderntheils weil sein Land mehr Garantien zu bieten schien, und weil endlich die christlichen Colonien in demselben von Anfang günstigern Boden gefunden hatten als in den übrigen türkischen Ländern.

Schon zu den Zeiten der Kreuzzüge nämlich bestanden zwischen den italienischen Staaten und Aegypten völkerrechtliche Beziehungen; die glückliche Lage Alexandrias zog bereits im 7. Jahrhundert italienische Geschäftsleute nach dieser Stadt, die Wilhelm von Tyrus ein „forum publicum utrique orbi" nannte, und so erklärt es sich, daß die erste Capitulation zwischen italienischen Republiken und Aegypten schon im 12., nach andern im 13. Jahrhundert, und zwar mit der Republik von Pisa geschlossen, auch, wie es scheint, selbst durch die Kreuzzüge nicht wesentlich beeinträchtigt ward. Diese Capitulation vom Jahre 1154 gestand den Pisanern Freiheit und Unverletzbarkeit des Eigenthums, auch das Recht einer eigenen Gerichtsbarkeit zu. Nach dem Sturze der Fatimiden bestätigte auch Saladin dieselbe; er gestattete den Pisanern sogar, in Alexandria eine Factorei und eine Kirche mit ungehindertem eigenem Gottesdienst zu halten.

Vermuthlich besaßen die Pisaner damals schon einen Consul in Aegypten; indeß lassen die Ueberlieferungen vermuthen, daß es trotz aller Privilegien doch zu manchen Ausschreitungen gegen die Christen gekommen und einzelne von diesen als Sklaven verkauft wurden; denn im Jahre 1215 schloß Pisa mit Aegypten einen neuen Vertrag, in welchem seinen Angehörigen sogar gestattet sein sollte, nach erlittener Unbill sich direct an den höhern Staatsbeamten, sogar an den Sultan zu wenden. Thatsache ist, daß, während Pisa 1218 und 1219 an den Kreuzzügen theilnahm, sich doch pisanische Consuln in Aegypten befanden.

Wie es scheint, waren es die Päpste, die hindernd auf den Verkehr der christ-

lichen Kaufleute mit den Sarazenen wirkten und ihnen den Verkehr mit Aegypten unter Androhung schwerer Strafen verboten. Aber die Päpste hatten gut befehlen; als im Mittelalter Indien seine Waaren nach Aegypten und von da nach Europa führte, gaben sie selbst gegen gutes Geld Dispensationen, und die mächtige venetianische Republik kümmerte sich gar nicht um dieses Verbot; sie trat in enge Beziehung zu Aegypten und schloß 1238 mit diesem eine Capitulation, die im Laufe der Zeit mehrmals bestätigt und nach Beendigung des Krieges 1302 noch ausgedehnt wurde.

In dieser Capitulation tritt zum ersten mal das Institut der Consularjurisdiction deutlich zu Tage; denn sie bestimmte, daß, wenn ein Christ oder ein Muselman Klage gegen einen Venetianer habe, er diese bei dem venetianischen Consul anbringen solle; sei dagegen der Beklagte ein Muselman, so gehöre die Sache vor das ägyptische Gericht. Dem Consul ward auch das Recht zugestanden, alle Beziehungen zu vermitteln, auch zum Schutze des Eigenthums eines verstorbenen Venetianers die nöthigen Maßnahmen zu treffen. Ein späterer Vertrag von 1344 bestimmte die Rechte des Consuls noch genauer; nur durfte er als Richter keine Todesstrafe dictiren und vollziehen, was ihm vorher also eingeräumt gewesen sein muß. Als im Jahre 1517 Aegypten durch die Türken erobert ward, bestätigten diese die von den ägyptischen Sultanen geschlossenen Consularverträge mit Venedig. Weiter geht noch der Vertrag, den Genua schloß; derselbe bestimmte, daß die Landesbehörde jeden Genuesen, der sich der Gerichtsbarkeit seines Consuls entziehe oder sich ihr widersetze, ergreifen und dem letztern überliefern solle. Auch Florenz hatte Verträge mit Aegypten geschlossen, die ersterm noch größere Rechte, namentlich bei Collisionen von Florentinern mit andern christlichen Unterthanen, gestattete; ebenso Catalonien und endlich Frankreich, von dem es heißt, Ludwig der Heilige selbst, als er in ägyptischer Gefangenschaft, habe mit dem Sultan einen Vertrag geschlossen, infolge dessen in Aegypten und Syrien je ein französischer Consul residiren sollte. Die Sache ist unwahrscheinlich; die Franzosen etablirten sich vielmehr erst im 14. Jahrhundert in Aegypten und hielten hier allerdings einen Consul „der Franken und Fremdlinge", der zugleich die Befugniß hatte, die Angehörigen der Nationen zu schützen, die nicht consularisch vertreten waren.

Schon von Anfang scheint man die Wichtigkeit dieser Consulate erkannt zu haben; denn man wählte hierzu nicht Handelsleute, sondern zuverlässige Beamte, und deren bedurfte man allerdings, denn die Stellung der Consuln inmitten einer fanatischen, bei den geringsten Collisionen mit den Christen zu Gewaltthätigkeiten geneigten Bevölkerung war nie ohne Gefahr; der Consul erschien derselben immer als der Schuldige, wenigstens Verantwortliche, und gegen ihn richtete sich die Volkswuth, denn die Menge betrachtete ihn gewissermaßen als Geisel.

Eine schwere Erschütterung erlitten diese Verträge, als um Mitte des 15. Jahrhunderts die Türken sich auf Europa warfen, um nach Vorschrift des Koran alle Ungläubigen zu bekämpfen. Die Republiken Genua und Venedig erneuerten nach der Eroberung von Konstantinopel zuerst ihre Verträge mit der Türkei; dann trat auch Frankreich wieder in die alten Beziehungen zu ihr. Indeß kam es erst 1535 zum Abschluß einer wirklichen Capitulation, in welcher die Rechte der französischen

Landesangehörigen ausreichend gewährleistet wurden. Frankreich bemühte sich auf Grund derselben mit einer gewissen Eifersucht, auch die übrigen Nationen unter seinen Schutz zu nehmen; doch machten sich die übrigen Mächte eine nach der andern von diesem Protectorat los, und namentlich England schloß 1580 seinen eigenen Vertrag mit dem Sultan.

Aber auch für Frankreich bedurfte es wieder einer Erneuerung der Capitulation, da die ihm gewährten Rechte in der Praxis immer wieder hinfällig wurden; dies geschah 1569, 1597 und 1604; der letzte Vertrag stellte sogar wiederum die Angehörigen fremder Nationen unter sein Protectorat. Da aber Frankreichs Consuln nie auf der Höhe ihrer Mission und alle diese Rechte eben nur auf dem Papier standen und nach Belieben von den Türken, zuweilen auch von den Christen gemisbraucht wurden, mußte der letzte Vertrag 1673 wiederum erneuert werden. Die französische Regierung sah auch ernstlich ein, daß das Consulatswesen einer gründlichen Reorganisation unterworfen werden müsse, und so kam denn 1681 die „Ordonnance de la marine" zu Stande, die auch von den übrigen Staaten als Muster adoptirt wurde. Ein späterer Vertrag von 1740, den die sich enger gestaltenden Beziehungen Frankreichs zur Türkei und die wachsende Zahl in diese eingewanderter Franzosen bedingten, gilt noch heute als maßgebend; er formulirte die Rechte und Privilegien Frankreichs aufs genaueste, gewährte den französischen Consuln und Gesandten die Jurisdiction in allen Processen der Franzosen gegeneinander, und untersagte den türkischen Beamten das Betreten des Hauses eines Franzosen ohne Theilnahme des Consuls. Unerörtert dagegen blieb die Frage, wo das Forum für Streitigkeiten zwischen Franzosen und andern christlichen Unterthanen zu suchen sei, und man nahm deshalb als Praxis an, wenn die Parteien sich nicht anders verständigten, die Sache vor die türkischen Gerichte zu bringen. Wesentliche Veränderungen trug auch die spätere Zeit in diese Capitulation nicht hinein.

Auch England hatte, wie erwähnt, im Jahre 1580 seine Capitulation mit der Türkei geschlossen, um sich von der französischen Bevormundung loszumachen; doch erst in spätern Jahren, und zwar 1662, erhielt es das Recht, in türkischen Städten Consulate mit eigener Jurisdiction zu gründen. Die Bedeutung indeß, welche die Handelsbeziehungen zum Orient namentlich durch tüchtige und energische Repräsentation der Consuln erreichten, machten immer neue Concessionen nothwendig, und diese gewährte denn auch die Capitulation von 1675, die noch heute die Basis der Rechte Englands in der Türkei bildet, gleichzeitig aber auch der Ausgangspunkt der noch heute bestehenden Rivalität Englands und Frankreichs im Orient, namentlich in Aegypten, geworden ist.

Holland emancipirte sich erst durch den Vertrag von 1680 von der französischen Bevormundung und ist dieser Vertrag heute noch maßgebend; Oesterreich, das seit dem Eindringen der Türken in Europa mit diesen in Feindseligkeit lebte, erhielt erst durch den Tractat von 1615 das Recht, seine Unterthanen in der Türkei durch einen Consul mit eigener Jurisdiction zu schützen: ein Recht, das vom Sultan in hochtrabender Weise durch einen Ferman im Jahre 1617 und dann durch spätere, bis zum Jahre 1791 datirende Verträge bekräftigt,

resp. ausgedehnt wurde. Die ersten Bemühungen Preußens, seine Angehörigen im Orient zu schützen, datiren vom Jahre 1718; einen wirklichen Vertrag, der die preußischen Consuln denen der übrigen Mächte gleichstellte, schloß erst 1761 Friedrich der Große. Schweden und Dänemark schlossen den ihrigen 1737 und 1756, Spanien folgte im Jahre 1782. Rußlands erster Tractat mit der Türkei hat das Datum von 1783; ihm folgte jedoch später die überaus günstige Convention von Akjerman im Jahre 1826 und die von Adrianopel im Jahre 1829. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika schlossen 1823 einen Handelsvertrag mit der Pforte, dem 1830 ein noch günstigerer folgte; Sardinien trat ebenfalls 1823 in die Rechte der übrigen Staaten ein, Belgien und die Hansestädte im Jahre 1839.

Alle diese Verträge, mit den größern Mächten zu einer Zeit geschlossen, da die internationalen Beziehungen durch die Feindseligkeit der Culten, die Abschließung vor Pest und Blattern noch von keiner Bedeutung sein konnten, haben, wie gesagt, durch das Anschwellen der christlichen Colonien in den Hauptstädten des Orients die Consulatsjurisdictionen einen Einfluß gewinnen lassen, der mehr als früher zu unaufhörlichen Collisionen mit den türkischen, resp. ägyptischen Behörden führte. Soviel Consulate im Lande, soviel fremde Staaten haben in demselben ihren eigenen Gerichtshof; jeder Consul darf der Staatsbehörde sein Veto entgegenrufen. Die Exemtion der Ausländer entzieht dadurch oft die elendesten, verworfensten Strolche der Verantwortung, zumal wenn sich diese unter den Schutz bald dieses, bald jenes Consuls stellen, und so ist nicht selten die Frage aufgeworfen worden, was schlimmer sei: daß ein Christ der Willkür eines ihm schon durch die Religion feindseligen türkischen Beamten preisgegeben, oder daß die christliche Religion durch einen straflos bleibenden christlichen Taugenichts geschändet werde.

Aber der Misbrauch einer guten Sache macht dieselbe an sich nicht verwerflich; die völkerrechtliche Bedeutung dieser Verträge durfte nicht unterschätzt werden, und daß dies dennoch in Paris geschehen, sollte sich strafen. Die Pforte nahm nach den Zugeständnissen der christlichen Mächte mit dem Finger die ganze Hand, die europäischen Regierungen der Wortbrüchigkeit beschuldigend und behauptend, man habe ja damals in Paris schon die Abschaffung der Capitulationen *vereinbart*. Da sie aber keine positiven Vorschläge machte, welche Europa plausibel hätten erscheinen können, vielmehr eigenmächtig in ihrem Lande die Consulargerichte zu beschränken suchte, kam sie nicht vorwärts.

Praktischer ging ihr Statthalter in Aegypten zu Werke. Ismael berief sich auf den Culturzustand seines Landes, er unterbreitete den Mächten den Entwurf einer Justizreform in Aegypten, motivirte seine Vorschläge dadurch, daß er als Geschäftsmann auf alle die Misbräuche der bisherigen Justiz hinwies und nachrechnete, dieselbe habe ihn während vier Jahren gezwungen, den Reclamationen der Fremden 72 Mill. Frs. zu opfern; wenn das so fortgehe, müsse er ein armer Mann werden und alle seine Bemühungen für Civilisirung des Landes würden nach wie vor durch die von den Consuln angemaßte Autorität vereitelt bleiben.

Ismael ließ sich's auch Geld kosten; er macht *alles* durch Geld; kein Wunder

also, daß er dessen so viel brauchte. Er warf noch einige Millionen hinterdrein, um die französische und englische Presse für sein Project zu stimmen. Nubar-Pascha lebte in Paris und schrieb eine Million nach der andern auf Conto der Justizreform.

Aber die Sache nahm doch Gestalt an, seine Vorschläge erschienen plausibler; man prüfte sie und übergab sie einer Commission. Frankreich machte einen Bericht, der einer im Jahre 1869 nach Kairo zu berufenden internationalen Commission zur Reform der Consulargerichtsbarkeit vorgelegt werden sollte.

Es fehlt mir hier der Raum, um mich über die Details dieser Reformen auszusprechen. Frankreich wollte von einer wirklichen Abschaffung der Capitulationen nichts wissen; es wollte nur Mängel und Unbequemlichkeiten beseitigen, und Frankreichs Ideen waren vernünftig, weil sie vorsichtig waren. Auch England war nicht geneigt, die alten, bewährten Gerichtsfundamente niederzureißen, wie es der Khedive begehrte. Auch die Pforte ihrerseits machte jetzt Schwierigkeiten; sie wünschte nicht, daß durch Abschaffung der Capitulationen ihr Vasall Vortheile erreiche, die ihr trotz aller ihr gemachten Versprechungen nicht gewährt wurden, worauf hin denn England und Frankreich sie mit der Versicherung zu beruhigen suchten, man wolle ja nur die bisherigen Misbräuche abschaffen und neue Garantien für die Rechte der Europäer suchen. Die Pforte begehrte darauf wenigstens eine Revision der Capitulationen.

Danach trat denn 1869, vor Beginn der Suezfeierlichkeiten, die europäische Commission unter dem Vorsitz Nubar-Pascha's in Kairo zusammen. Ihr Mandat ging indeß nur so weit: unter Prüfung der ägyptischen Propositionen diese neuen Garantien zu berathen, die Capitulationen aber nicht anzutasten.

Die Beschlüsse dieser Commission befriedigten Nubar-Pascha's Ansprüche; ich sehe ihn heute noch, wie er nach jeder Sitzung sich vergnügt die Hände rieb und erzählte, er habe diesen und jenen Paragraphen heute durchgesetzt. Und diese Beschlüsse waren denn endlich in der Hauptsache folgende: Gerichte erster Instanz in Kairo, Alexandria und Zagazig, bestehend aus je drei Europäern und zwei Eingeborenen; ein Appellhof in Alexandria von vier Europäern und drei Inländern; ein Cassationshof in Kairo, bestehend aus fünf Europäern und vier Einheimischen. Auf die weitern Details, Criminalgesetzgebung u. s. w., muß ich hier verzichten.

Die Sitzungen waren kaum geschlossen, als der Lärm der Suezfeierlichkeiten begann. Nubar-Pascha reiste nach denselben nach Konstantinopel, kam aber mit dem niederschlagenden Bescheide zurück, die Pforte bleibe bei ihrem Entschluß, daß in ihrem Vasallenstaate keine andere Ordnung herrschen dürfe als in den übrigen Theilen ihres Reiches. Dieser Bescheid war um so sicherer zu erwarten gewesen, als der Khedive damals auf sehr schlechtem Fuße mit dem Sultan stand.

Danach brach der Deutsch-Französische Krieg aus. Als derselbe beendet, nahm Ismael, der Praktikus, die Sache wieder in die Hand; er reiste nach Stambul, opferte Geld über Geld, veranstaltete Festlichkeiten über Festlichkeiten und erreichte die formelle Zustimmung des Sultans.

Auf sein Betreiben kam es 1873 zum Zusammentreten einer neuen Commission in Konstantinopel; diese arbeitete ein umständliches Referat aus, das allerdings

mancherlei neue Garantien in die alte Vereinbarung hineintrug, aber die ägyptische Regierung war zufrieden mit dem Erreichbaren und glaubte an einen successiven Ausbau desselben. Sie faßte das Reglement ab, und so war denn die Justizreform in Aegypten eine Thatsache.

Die europäischen Mächte glaubten offenbar mit aller Vorsicht für sich und mit aller Rücksicht für berechtigte Ansprüche dieses Landes gehandelt zu haben. Auch ihre Commissare, als sie 1869 ihre berathenden Sitzungen inmitten der glänzenden Vorbereitungen und unter dem Zustrom der Fremden für die großen Suezfeierlichkeiten abhielten, mochten vielleicht, soweit ihre Vollmachten gingen, dem Vorsitzenden Nubar-Pascha, dem schlauesten, aber glattesten und galantesten Armenier, manche kleine Concession gemacht haben. Wenn nämlich irgendein Zeitpunkt günstig auf diese Commissare wirken konnte, so war es gerade der vom Khedive gewählte. Alles, was Europa an hervorragenden Namen aufzählte, zog eben nach Aegypten und ward mit Pomp als Gast empfangen; die Commissare fühlten sich also zu Hause. Kairo erglänzte in einer wunderbar gelungenen Verquickung europäischen und orientalischen Schmuckes; die Fremden drückten sich auf der Esbekieh die Hand; sie begegneten sich an den fürstlich garnirten Tafeln der Hotels, in dem Empfangssalon des vicekönigliches Palastes; der Khedive berauschte seine „erleuchteten Gäste" mit einem Zauberwerk, das auf jedes Gemüth wirkte. Er ließ die Kaiserin Eugenie auf Eseln und Kamelen reiten, erwies dem Grafen Beust die Ehre, ihn in seinem Haremsgebäude von Gesireh wohnen zu lassen, das eben die genannte Kaiserin verlassen hatte; er veranstaltete kolossale Feuerwerke auf großen Plätzen und ließ die schönsten Almehs in dieser Feenbeleuchtung vor ihnen tanzen; er ließ glühende Kohlen verschlingen und die Schlangenfresser die Köpfe der Reptilien verzehren; er gab enorme Festins, in welchen an langen Tafeln die illustre Christenwelt schwelgte, und alles hatte einen Schick, einen Stil, den Paris selbst nicht gelungener hätte aufweisen können, weil eben alles bis auf die kleinsten Confituren aus Paris herbeigeschafft war.

Das alles war nur Coulisse, hinter der dieser gewandte Zauberer die ganze Elendigkeit des Araber- und Fellachenthums versteckte. Daß den Beamten zur Bestreitung dieser Millionen kostenden Festlichkeiten ein Drittel ihrer Gehälter abgezogen wurde, wen kümmerte das! Und schließlich war man in einem orientalischen Lande, dessen guten Willen und Freundschaft für das Abendland, dessen Gastfreiheit man dankbar anerkennen mußte.

Wer aber hätte damals ahnen oder fürchten können, daß das arabische und fellachische Gesindel, das damals in Staub und Schmuz zusammengekrochen ehrfurchtsvoll zu dem fremden „Kawacha" aufschaute, das durch den Bambus und den Kurbatsch in viehischer Demuth erhalten, durch die Aussaugung von seiten der Steuererheber geistig und körperlich zerlumpt, kaum über sein Elend zu seufzen wagte, daß diese scheinbar so friedlichen Menschen kaum 12 Jahre später das Zeichen erhalten würden, wie eine Heerde räudiger Hunde über die Christen herzufallen! Wer hätte es damals für möglich gehalten, daß diese Bestien mit dem Knittel, der einzigen ihnen verstatteten Sklavenwaffe, unter den Europäern ein Blut-

bad anrichten könnten, würdig jener düstern Zeit, in welcher man durch alle die genannten Verträge die letztern zu schützen genöthigt war!

Selbst ein Anhänger dieser Justizreform, äußerte ich damals einem unserer deutschen Commissare die Ansicht, unter dem gegenwärtigen Khedive werde dieselbe sicher von gutem Erfolge sein; aber wer bürge dafür, daß der Nachfolger sie misbrauche, in einem Lande, wo ein Statthalter gewohnt ist, niederzureißen, zu verwüsten, was der andere gestiftet. Die directe Erbfolge! erhielt ich zur Antwort, Wer aber garantirte diese directe Erbfolge? Wer die Erbfolge überhaupt, die nicht freiwillig gegeben, sondern ertrotzt worden?

Ich bin auch heute überzeugt, daß unter Ismael diese Greuel nicht, oder wenigstens nicht unter solchen Umständen geschehen wären; aber vielleicht war es gerade Ismael's grenzenlose Selbstsucht, welche dieselben herbeigeführt, indem er dem schwächsten und unfähigsten seiner Söhne den Vicethron überließ, in der Ueberzeugung, daß man ihn zurückrufen werde. Seine Habsucht, seine Verschwendung machten ihn selbst unmöglich, die Zustände in Aegypten unhaltbar; eine Sequestration ward unerläßlich, und die erste Berechtigung hierzu hatte unzweifelhaft der Lehnsherr; es fragte sich nur, welche Garantien die schwer interessirten Westmächte in einer solchen fanden.

Ein Putsch konnte die Sache zeitigen. Es entstand wie aus der Erde aufgestiegen eine nationale Partei; ein Haufe von fanatischen Lumpen ward von ihr aufgeboten; wer aber gab die Parole zu diesem Massacre, und fällt sie nicht vielleicht mit jener zusammen, die schon von Stambul ausgegeben, mit der des Panislamismus? Vielleicht auch ward sie in ihrer Bedeutung und Tragweite misverstanden; aber wer anders konnte Arabi-Pascha, diesen brutalen Fellachen, inspiriren, des Padischah eigenen Statthalter wie einen Popanz zu behandeln; wer gab ihm die Drohung ein, die Stämme der Wüste zum Schutze des nationalen Princips aufrufen zu wollen — wer anders als der die große Parole ausgab, diese Horden aus ihrem Wüstenschlaf zu wecken und um die Fahne des Propheten zu scharen? Wer anders endlich, und wenn auch nur indirect, als der, welcher die Blutthat dieses stupiden Fanatikers mit hoher Auszeichnung und einer Belobigung seiner Soldaten anerkannte, die sammt der Sicherheitsbehörde müßige und einverstandene Zuschauer dieses Blutbades waren!

Hätte nun auch keine der oft erwähnten Capitulationen dasselbe abwenden können, so beweisen doch diese Vorgänge, daß die europäischen Mächte, als sie die Türkei als einen Culturstaat anerkannten, sich zu einem Entgegenkommen verleiten ließen, das selbst in dem vorgeschrittensten Lande desselben, in Aegypten, den schwersten Undank fand.

Ist es schon traurig genug, daß, was früher zur Bestrafung von dergleichen blutigen Excessen geschah, heute unmöglich ist, daß die beschädigte Macht auf eigene Faust ihre Schiffe aussendet, mit Einäscherung des Schauplatzes dieser Verbrechen droht und diese Drohung ohne weiteres vollzieht, wenn die Sühne verweigert wird; ist es schon unerhört, daß eine ganze europäische Panzerflotte müßig vor Alexandria liegen und sich auf die Bergung der Flüchtenden beschränken mußte, nur weil dieser Fellache mit weiterm Blutvergießen droht — was wird aus der inter-

nationalen Gerichtsbarkeit, die man vereinbart und geschaffen? Ist es nur denkbar, daß ohne neue Garantien fortab mit den Eingeborenen noch ein Europäer in diesen Tribunalen beisammensitzen und Recht sprechen kann, wenn man ihn noch im Lande duldet, und gibt es hier überhaupt noch ein Recht?

Es wird viel zu thun, viel wieder aufzubauen geben; denn es ist alles zusammengerissen durch diese Vorgänge. Aegypten kann die Ausländer nicht mehr entbehren; denn selbst der letzte, ärmste Fellache ist auf ihre Hülfe und Kasse angewiesen, wenn er seine Steuern zahlen soll. Es mag sein — ja es ist unbestritten —, daß diese vieles verschuldet haben; es ist Thatsache, daß der vorige Khedive eine Schar von europäischen Schmarotzern um sich gesammelt, daß dieselben die Unfähigkeit Tewfik's in noch höherm Grade gemisbraucht; aber das war schon so seit Mehemed-Ali's Zeit, der diese Schmarotzer zuerst ins Land rief, und Aegypten wird wie jedes Colonialland immer ein Feld der Ausbeutung für die Fremden bleiben, wenn auch die nationale Partei in ihrer fanatischen Stupidität es vorzieht, sich abzusperren und in ihrem Schmuz, ihrer Armuth sich wohl zu befinden; denn diese Absperrung ist einfach unmöglich, seit die Fremden, seit Europa Millionen an Kapitalien in diesem Lande angelegt hat. Es wird als Durchgangsstraße zwischen zwei Meeren ein neutraler Boden bleiben müssen, und wie diese Neutralität angesichts des Geschehenen vor fernern Gewaltthätigkeiten zu schützen ist, das wird uns die Zukunft lehren.

Die nächste Folge dieser Blutthat wird aber eine von den europäischen Regierungen für ihre an Leib und Gut beschädigten Angehörigen aufzustellende kolossale Schadenrechnung sein, zu deren Eintreibung, wenn wie immer die Kassen leer sind, die europäische Execution unausbleiblich sein dürfte, für die eben der Modus zu suchen bleibt.

Charles Robert Darwin.

Von

J. Victor Carus.

Wiederholt ist es schon in der Geschichte der Wissenschaften vorgekommen, daß durch das Auftreten eines neuen, die Thatsachen der einzelnen Wissenszweige vereinigenden Gedankens nicht blos diese selbst, sondern theils nahe verwandte, theils ferner abliegende Disciplinen in neue Bahnen geleitet, von hellerm Lichte durchstrahlt und mit plötzlich reger werdendem Interesse sowol von Fachleuten als auch von Gebildeten überhaupt betrachtet und ihre Fortschritte verfolgt wurden. Kaum jemals aber hat sich ein Gedankengang als so universell anregend und fruchtbar fortwirkend herausgestellt wie der, welchen Charles Darwin erdacht und für die zunächst von ihm berührten Wissenschaften in weitgehendsten Einzelheiten auf seine Klärung schaffende Kraft geprüft und in seiner Richtigkeit erprobt hat. Völlig untergeordnet, verglichen mit dem eigentlichen, die Wissenschaft von den organischen Wesen neu belebenden Einfluß seiner Lehre ist die Unruhe, welche sich einer Anzahl meist nicht naturwissenschaftlich vorgebildeter Geister in Betreff der durch dieselbe wieder angeregten, schon von Blumenbach besprochenen „allgemeinen Familienangelegenheit" bemächtigt hat. Auf dieselben Schlüsse hätte hier die Untersuchung, freilich wol auf mancherlei Umwegen, früher oder später doch geführt; Darwin hat den Weg wesentlich verkürzt. Gleich aussichtslos ist auch der von ängstlichen Kleingläubigen unternommene, den einseitigen Parteistandpunkt nur zu sehr verrathende Versuch, die Ausbreitung der Darwin'schen Lehre auf alle die Anwendung derselben gestattende und deshalb auch methodisch fordernde Wissens- und Erkenntnißzweige zu hemmen.

Von ganz besonderm Interesse für die geschichtliche Seite der so tief in das Geistesleben eingreifenden und so vieles von Grund aus umgestaltenden Erscheinung ist die in allen oder fast allen ähnlichen Fällen beobachtete, hier sich wiederholende Thatsache, daß die einzelnen Elemente der durch Darwin's genialen Blick zu einer so einfachen wie natürlichen Auffassung sich gestaltenden Darstellung der einschlagenden Verhältnisse, gleich den zerstückelten Gliedern eines Riesenleibes, in ihrer Zerstückelung haltlos, unverständlich und kraftlos, bereits gegeben und vorhanden waren. Es war nicht nur auf die in außerordentlichem Verhältniß erfolgende Vermehrung der Individuenzahl organischer Wesen mehrfach bereits vor

Darwin hingewiesen worden, ebenso wie auf das so wichtige und in Darwin's Hand sich als so überaus fruchtbar herausstellende Princip der Concurrenz oder, mit dem allgemeinern Ausdrucke, des Kampfes ums Dasein: die Gärtner und Landwirthe hatten auch schon seit langer Zeit — und Darwin weist hier ein noch viel längeres und allgemeineres Bestehen nach — den Grundsatz der Auslese bei der Züchtung, der Zuchtwahl befolgt. Physiologen, Züchtern, Aerzten waren die Thatsachen der Vererbung in all ihrer wunderlichen Mannichfaltigkeit, sowie der individuellen Verschiedenheit, welche auf eine allgemeine, allen Lebewesen zukommende Eigenthümlichkeit, auf die Veränderlichkeit zurückzuführen ist, längst bekannt. Es war auch, besonders im Anschluß an die in die Augen springende Verwandtschaft fossiler Formen mit lebenden, welche beide zusammen ein großes System bilden, ausdrücklich, bald in ausführlicherer, bald in kürzerer Form die Umwandlung der einzelnen Formen in andere behauptet und gelehrt worden. Eine naturgemäße Erklärung hatte niemand gefunden oder auch nur ernstlich gesucht; das große Räthsel blieb ungelöst. Es kam hier darauf an, daß ein genialer Scharfblick in Verbindung mit fruchtbringender Gedankenarbeit die einzelnen Momente zu einem Lehrgebäude verband. Hierzu war es nothwendig, daß eine lebendige Phantasie die Gestaltungsprocesse und deren Triebfedern, gewissermaßen durchleuchtet vor dem geistigen Auge, in den einzelnen Stadien ihres Verlaufs sich vergegenwärtigen konnte, daß diesem Bedürfniß entgegenkommend in glücklicher und wissenschaftlich erlaubter und sicherer Weise verallgemeinert wurde und daß mit Ausdauer und Umsicht Beobachtungen gesammelt und mit Scharfsinn und Geschick Versuche erdacht und angestellt wurden, soweit solche bei den in Rede stehenden Verhältnissen möglich waren. Diese Erfordernisse vereinigte der Mann in sich, von welchem, als einem der strahlendsten Gestirne am geistigen Himmel dieses Jahrhunderts, über Leben, Natur, Welt freudigst begrüßtes und immer weiter dringendes Licht ausgegangen ist.

Darwin's Lebens- und Entwickelungsgang ohne eingehendste Berücksichtigung der von ihm selbst als so fruchtbringend nachgewiesenen Grundsätze der Entwickelungslehre darstellen zu wollen, wäre widersinnig. Es muß daher mit jedem derartigen Versuche bis zu der Zeit gewartet werden, wo sämmtliche Einzelheiten seines geistigen Wachsens und Entfaltens mit allen den bestimmenden und Einfluß äußernden Momenten, welche auf den verschiedenen Perioden seines Lebens wirksam auftraten — soweit solche nachweisbar oder überhaupt der Ermittelung zugänglich sind — übersehen und in ihrer Wirkung verfolgt werden können. Alles, was bisjetzt gegeben werden kann und auch bereits in verschiedener Form gegeben worden ist, muß sich auf die wenigen Thatsachen beschränken, welche den äußerlich sichtbaren Rahmen seines geistig so wunderbar fruchtbaren Lebens bilden. Um nun wenigstens in einem bestimmten Sinne seine ganze Erscheinung als ein Bedingtes und Gewordenes erkennen zu lassen, mögen unter Anlehnung an die von ihm selbst gegebenen Notizen einige Worte über seine Vorfahren hier Platz finden. Im Jahre 1644 starb ein William Darwin, welcher einen kleinen (erst 1760 aus den Familienhänden verkauften) Landsitz bei Cleatham besaß und daneben

eine untergeordnete Stellung am Hofe bekleidete (als Inspector an der Rüstkammer in Greenwich). Ihm war 1620 ein Sohn geboren, William (II.); derselbe wurde Kapitänlieutenant und focht unter Sir W. Pelham für die Sache des Königs; er ging deshalb seines Gutes verlustig, wurde aber gegen ein hohes Lösegeld begnadigt. Er wurde darauf wahrscheinlich Anwalt und heirathete die Tochter des Obersachwalters Erasmus Earle, wodurch der Vorname Erasmus in die Familie kam. Sein Sohn war William Darwin (III.), geboren 1655, wie es scheint auch Jurist; er heirathete die Erbin von Robert Waring von Wilsford in Nottinghamshire, welche später auch noch den seitdem in dem Familienbesitz gebliebenen Landsitz Elston*) erbte. Von deren Söhnen erbte der älteste, welcher wieder William hieß und kein bestimmtes Amt gehabt zu haben scheint, vermuthlich Cleatham und Wilsford. Der zweite, Robert, wurde Advocat und der Vater von Erasmus Darwin, dem Biologen, dem Großvater unsers Charles Darwin. Er war 1682 geboren und starb am 20. Nov. 1754, 72 Jahre alt. Er erbte Elston und zog bei seiner Verheirathung nach Aufgabe seiner juristischen Thätigkeit dorthin. Seine Frau, welche ihm sieben Kinder brachte, soll sehr unterrichtet gewesen sein. Der älteste Sohn hieß Robert Waring Darwin; er erbte den Familiensitz Elston und starb daselbst unverheirathet, 92 Jahre alt. Er war Botaniker; seine „Principia botanica" sind in mehrern Auflagen erschienen und enthalten, nach dem Urtheil seines Großneffen Charles, viele merkwürdige biologische Bemerkungen. Vom zweiten Sohn, William Alvey, ist nichts Näheres bekannt; der dritte, John, wurde Rector (Pfarrer) in Elston; dann folgte als das jüngste Kind Erasmus, der Verfasser der „Zoonomy". Derselbe war am 12./23. Febr. 17(31)—32**) in Elston Hall geboren, kam mit zehn Jahren auf die Schule von Chesterfield, wo er neun Jahre blieb, und bezog 1750 die Universität Cambridge. Hier blieb er, mit Unterbrechung einer Vorlesungsperiode, welche er in London zubrachte, um John Hunter, den berühmten Anatomen und Chirurgen, zu hören, bis 1754, in welchem Jahre er den Grad eines Baccalaureus artium sich erwarb. Im Herbst desselben Jahres ging er nach Edinburgh, welches schon damals die angesehenste medicinische Schule Großbritanniens war, kam 1755 auf kurze Zeit nach Cambridge, um den Grad eines Baccalaureus medicinae zu erwerben, und kehrte dann nochmals nach Edinburgh zurück. Anfang September 1756 zog er nach Nottingham als praktischer Arzt, blieb aber, da er keine Patienten bekam, nur ein paar Monate dort, und ließ sich dann im November in Lichfield nieder. Hier wurde er bald ein gesuchter Arzt und heirathete 1757 Miß Howard. Dieselbe verlor er 1770 durch den Tod. Nach elfjähriger Witwerschaft vermählte er sich 1781 zum zweiten mal mit der Witwe des Colonel Chandos Pole, welchen er als Arzt behandelt hatte, zog nach der Verheirathung nach der Besitzung der Witwe, Radburn Hall, 1783 nach Derby und wenige Jahre darauf in die von ihm erwor-

*) Nicht Elton, wie Poggendorff im Nachtrage unrichtigerweise corrigirt.

**) Bis 1752 galt in England der alte Kalender, nach welchem das Jahr mit dem 25. März begann. Das nach dem alten Stil gegebene Datum, 12. Febr. 1731, ist daher in obiger Weise zu ergänzen.

bene Breadsall Priory, wenige englische Meilen von Derby entfernt. Aus seiner Ehe mit Miß Howard gingen fünf Kinder, drei Söhne und zwei Töchter, aus der zweiten vier Söhne und drei Töchter hervor. Sein ältester Sohn Charles (geb. 3. Sept. 1758) war ein sehr viel versprechender Jüngling. Er erbte von seinem Vater aber nicht blos den scharfen Verstand, sondern auch einen functionellen Fehler: er stotterte wie Erasmus. Die Aesculapische Gesellschaft in Edinburgh verlieh ihm für eine im Druck erschienene Arbeit über die Unterschiede zwischen Eiter und Schleim die Goldene Medaille. Noch nicht ganz 20 Jahre alt, starb er an Blutvergiftung, welche er sich bei einer Section zugezogen hatte. Der zweite Sohn, Erasmus (geb. 1759), wurde beschäftigter Rechtsanwalt in Lichfield, aber ertränkte sich in einem Anfall von geistiger Störung am 30. Dec. 1799. Der dritte Sohn Erasmus Darwin's tritt uns als Vater Charles Darwin's nahe. Robert Waring Darwin (II.) war am 30. Mai 1766 in Lichfield geboren, studirte Medicin und wurde von seinem Vater noch vor Vollendung seines 21. Lebensjahres, mit einer kleinen Summe ausgerüstet, nach Shrewsbury gebracht, um dort seine praktische Thätigkeit als Arzt zu beginnen. Dabei war er außerordentlich erfolgreich, sodaß er nach sechs Monaten zwischen 40 und 50 Patienten hatte und schon nach einem Jahre zwei Pferde und einen Diener halten konnte, wie er später selbst seinem Sohne Charles erzählt hat. Er war ein äußerst scharfblickender Beobachter, was ihn in seiner ärztlichen Thätigkeit zum ausgezeichnetsten Diagnostiker machte. Außer mehrern in seines Vaters „Zoonomy" aufgenommenen Beobachtungen ist eine Arbeit von ihm bekannt geworden: „New experiments on the ocular spectra of light and colours", welche 1786 in den „Philosophical Transactions" der Royal Society in London erschien. Diese Gesellschaft machte ihn 1788 zu ihrem Mitgliede. Er verheirathete sich mit einer Tochter des berühmten Steingutfabrikanten und Erfinders des nach ihm genannten Pyrometers, Josiah Wedgwood, eines auch um das öffentliche Leben seiner heimischen Grafschaft Staffordshire vielfach verdienten Mannes. Dieser Ehe entstammen zwei Söhne und vier Töchter. Sein Sohn Charles rühmt sein ausgezeichnetes Gedächtniß und seine, auf reinster Herzensgüte beruhende warme Sympathie, Mitfreude und Mittrauer bei Glück und bei Leid anderer. Er starb am 13. Nov. 1849. Von den Kindern aus Erasmus Darwin's zweiter Ehe ist die älteste Tochter Violetta durch ihre Verheirathung mit S. Tertius Galton die Mutter des Verfassers des vortrefflichen Buches über erbliches Genie, Francis Galton, geworden. In sehr erklärlicher Weise macht Charles Darwin darauf aufmerksam, daß hier wol eine Vererbung einer glücklichen geistigen Anlage von Galton's Großvater mütterlicherseits her vorliege.

Ueberblickt man die hier wesentlich in der männlichen Linie aufgezählten Ascendenten, so stellt sich eine sehr glückliche Weiterentwickelung der besonders seit der drittletzten Generation auftretenden Beobachtungsgabe und speculativen Anlage heraus. Wie am ältern Robert Waring Darwin eine scharfe Beobachtungsgabe gerühmt wurde, so ist der jüngere Bruder desselben, Erasmus, durch seinen stets auf das Ganze gerichteten Blick, welcher dessen Schriften einen so besondern Reiz verleiht, doch nicht von den einzelnen Details in seinen Beobachtungsreihen abge-

zogen worden, und es ist da vieles zu finden, was in den Arbeiten seines Enkels in ausführlicher Darstellung noch erhöhtere Bedeutung erlangt hat. Die scharfe Beobachtungs- und Unterscheidungsgabe war dann wieder in der folgenden Generation vorzüglich ausgeprägt. Charles Darwin erwähnt von seinem Vater, dem jüngern Robert Waring Darwin, daß er nach den denkbar wenigsten Fragen nicht blos eine Diagnose zu stellen, sondern die im Geiste der Patienten ablaufenden Gedankenreihen gewissermaßen aus den Gesichtszügen abzulesen im Stande gewesen sei. Und auch dessen älterer Bruder, der so jung gestorbene Charles, ist durch Beobachtungstalent und Scharfblick ausgezeichnet gewesen. Aber nicht blos die geistigen Eigenschaften sind hier in entschieden nachweisbarer Art vererbt worden; auch die Gaben eines reichen Gemüths, die Anlagen eines feinempfindenden Herzens zeigen in den aufeinanderfolgenden Generationen eine entsprechende Steigerung. Erasmus Darwin, der Biolog, war seines stets bereiten Wohlwollens, seiner allezeit lebendigen Theilnahme und Sympathie wegen bekannt und allgemein verehrt. Das Urtheil des Sohnes über Robert Waring wurde schon oben erwähnt. Von Charles Darwin wird sofort speciell die Rede sein. Wohl konnte derselbe sagen: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt!“

Charles Darwin wurde am 12. Febr. 1809, an einem Sonntag, in Shrewsbury geboren und erhielt nach seinem Vater und seinem früh verstorbenen Oheim die Namen Charles Robert. Er empfing in der Schule zu Shrewsbury den ersten Unterricht und wurde 1825 nach Edinburgh geschickt, um seines Vaters und Großvaters Beispiel zu folgen und Medicin zu studiren. Er sollte besonders unter der Leitung des Geologen Professor Jameson arbeiten, dessen Einfluß auf den jungen Mann aber eher abschreckend als anregend und fördernd gewesen zu sein scheint. Der später als Professor an die Universität London berufene Dr. R. E. Grant führte Darwin in das Studium und die Anatomie der Seethiere ein. Bei dieser Gelegenheit beobachtete Darwin zum ersten mal wimpernde Jugendzustände von Moosthierchen, welche Entdeckung Grant der Werner'schen Gesellschaft in Edinburgh mitgetheilt haben soll. Eine hierauf bezügliche Notiz ist vielleicht die, welche sich im 6. Bande der „Memoirs of the Wernerian Society“ in den kurzgefaßten Sitzungsberichten auf S. 564 (Sitzung vom 24. März 1827) findet; indessen ist Darwin's Name dabei nicht erwähnt. Da ihm die Beschäftigung mit der menschlichen Anatomie besonders widerwärtig war und er in den übrigen Fächern nicht die gehoffte Befriedigung fand, gab er die Medicin auf, verließ 1827 Edinburgh und ging nach Cambridge, um sich auf eine Stellung in der Kirche vorzubereiten. Im Sommer 1831 machte er sein erstes Examen zur Erlangung des Baccalaureus artium. Zum größten Glück für die Wissenschaft erregte der junge Mann die Aufmerksamkeit des Professors S. Henslow, welcher ihn nicht allein durch seine wissenschaftliche Bedeutung, sondern auch durch seine stets wohlwollend theilnehmende Freundlichkeit und seinen durch selbstlose Bescheidenheit, ehrliche Offenheit und reinste Lauterkeit ausgezeichneten Charakter für die von ihm vertretenen Wissenszweige enthusiasmirte und begeisterte und durch enge Bande dankbarster Freundschaft an ihn fesselte. Kurz ehe Darwin nach Cambridge kam, hatte Henslow die

Professur der Mineralogie, welche er bis dahin innegehabt hatte, mit der der Botanik vertauscht. Wie tüchtig er als Geolog war, beweist seine Arbeit über die Geologie von Anglesea. Auf gemeinsam mit ihm ausgeführten Excursionen, wobei alle Zweige des Naturerkennens durch den vortrefflichen Lehrer gepflegt und berücksichtigt wurden, erwachte in Darwin die Lust an ernsterer Betrachtung der Natur und gleichzeitig das Vergnügen am Sammeln, am Beobachten, am Vergleichen. Obgleich ihn besonders die Insekten anzogen, wurden doch alle Klassen gesammelt. Mit dieser Zeit des Suchens und Sammelns hängt auch das erste Erscheinen seines Namens in der Oeffentlichkeit zusammen, indem er in einem Sammelbericht als Finder einer besondern Insektenart auf den Marschgründen um Cambridge genannt wurde. Er erwähnt später ausdrücklich, daß das Sammeln und Beobachten so verschiedenartiger Gegenstände sein Beobachtungsvermögen geschärft haben dürfte. Durch Henslow wurde Darwin auch in die Kunst, geologische Beobachtungen anzustellen und sie wissenschaftlich zu verwerthen, eingeführt; und die Geologie war es, auf deren Gebiet er zuerst einflußreich auftrat. Auf einer der erwähnten Excursionen geschah es nun aber auch, daß ihm Professor Henslow im Namen des Kapitäns Fitzroy das Anerbieten machte, diesen als Gast auf der Reise des Schiffes Beagle zu begleiten. Darwin erklärte später, daß wol kaum je ein Naturforscher so unvollkommen auf eine solche Reise vorbereitet gewesen sei wie er; ehe er Professor Henslow kennen gelernt habe, habe er sich unter den Naturgegenständen nur für „Füchse und Rebhühner" interessirt. Da er indessen große Neigung zum Reisen hatte und schon ein von ihm entworfener Plan, mit einer Gesellschaft jüngerer Forscher nach den Canarischen Inseln zu gehen, der Ausführung ziemlich nahe gerückt war, die Bedenken seines Vaters wegen der durch die Reise möglicherweise getrübten Aussichten in dem kirchlichen Fortkommen gehoben wurden, so nahm er das Anerbieten an unter Verzicht auf irgendeinen Gehalt und unter der einzigen Bedingung, daß ihm die freie Disposition über die von ihm anzulegenden Sammlungen überlassen bleibe. Die Reise bezeichnet nun nach allen Richtungen hin einen völligen Umschwung im Leben Darwin's. Früher ein großer Sportsman und kein großer Liebhaber vom Lesen, ging er mit einer ziemlich ansehnlichen und eifrigst benutzten Bibliothek an Bord; früher noch nie an methodisches Arbeiten und Studiren gewöhnt, ohne Uebung im Mikroskopiren u. s. w., wurde er nun zu einem der am planmäßigsten, gewissenhaftesten und ausdauerndsten thätigen Beobachter, Zergliederer und Zeichner. Er, der früher noch nicht die Freßwerkzeuge eines Insekts sich genau angesehen hatte, bildete sich hier zu dem Detailforscher aus, welcher später die so schwierigen anatomischen und biologischen Verhältnisse der Rankenfüßer enträthselte.

Leider bezeichnet aber die Reise auch einen Umschwung in der Gesundheit Darwin's. Denn während er früher kräftig und rüstig war, litt er während seiner Weltreise, solange er an Bord war, an beständiger Seekrankheit, sodaß er oft seine Arbeiten unterbrechen und durch zeitweiliges Liegen seinen Zustand erträglich machen mußte. Dies, sowie die wol gar zu gleichförmige Kost an Bord des Schiffes und die bei den tage-, ja wochenlangen Expeditionen auf dem Festlande ihm auferlegten Mühsale und Entbehrungen aller Art hatten sein Nervensystem so reizbar gemacht,

daß er bei der geringsten Erregung unterlag, daher sowol der Geselligkeit als auch den ihm wiederholt angetragenen Ehrenämtern entsagen mußte. Der Beagle segelte nach ein paar durch Stürme vereitelten Versuchen am 27. Dec. 1831 von Devonport ab, berührte die Capverdischen Inseln, Brasilien, Patagonien, das Feuerland, die Falklandsinseln, Cap Horn, Valparaiso, Chiloe, Valdivia, Concepcion, Galapagos-Archipel, Tahiti, Neuseeland, Australien, Mauritius, Cap der Guten Hoffnung, Ascension, nochmals Brasilien und die Capverdischen Inseln, und lief am 2. Oct. 1836 wieder in Falmouth ein. Zunächst nun mit dem Vertheilen und Aufarbeiten des mitgebrachten Materials beschäftigt, blieb Darwin ein paar Jahre in London und ging dann zum Bruder seiner Mutter, Mr. Wedgwood, nach Maer Hall in Staffordshire. Hier verheirathete er sich 1839 mit seiner Cousine, Miß C. Wedgwood. Im Jahre 1842 erwarb er den Landsitz in Down bei Bromley und Beckenham, im Südosten von London, und lebte mit seiner im Verlaufe seiner glücklichen Ehe durch fünf Söhne und zwei Töchter erweiterten Familie ohne Unterbrechung daselbst, arbeitend, als Gärtner, Landwirth und Pflanzen- und Thierliebhaber beobachtend, züchtend, zergliedernd, und vor allem denkend, speculirend und im Anschluß hieran experimentirend und so beständig geistig schaffend. In der Nacht vom 18. zum 19. April 1882 nahm sein seit kurzer Zeit durch bedeutende Kräfteabnahme bedenklich gewordener Zustand einen äußerst besorgnißerregenden Charakter an; namentlich wurde die Herzthätigkeit immer schwächer; es traten Ohnmachten und ohnmachtähnliche Schwächeanfälle ein, und am 19. April Nachmittag 4 Uhr erlosch das Leben eines der größten Forscher. Am 25. April wurde sein Körper in der Westminsterabtei, in der Nähe der Ruhestätte Isaak Newton's, neben der Gruft Herschel's beigesetzt.

Wie viel Hunderte sind ausgezogen, um auf Erdumsegelungen, auf langen Reisen in wenig oder noch gar nicht durchforschte Gebiete der Erde und Oceane der Wissenschaft Pionnierdienste zu leisten! Ist auch die Zahl derer, welchen die einzelnen, namentlich die beschreibenden Naturwissenschaften wegen gewissenhaften und fleißigsten Sammelns von Material zu großem Dank verpflichtet sind, nicht gering: so fruchtbar und so umgestaltend auf verschiedene Wissenszweige war kaum eine der frühern großen Reisen wie die Darwin's; vielleicht läßt sich noch am ehesten die Reise A. von Humboldt's damit vergleichen, indem dieser auf derselben die Anregung zur Begründung und zu dem von ihm selbst schon begonnenen Ausbau der kosmischen und tellurischen Physik erhielt und weiter verpflanzte. Unermeßlich größer und mit dem keines andern Menschen zu vergleichen ist aber Darwin's Einfluß auf alles, was mit dem Leben im engsten und weitesten Sinne zusammenhängt; und derselbe ist in seiner letzten Quelle auf die Reise zurückzuführen. Beiläufig sei hier nur auf die Umwälzung hingewiesen, welche die Lehre von der geographischen Verbreitung der Pflanzen und Thiere durch Darwin's biologische Grundgedanken erfuhr: eine zuerst von Humboldt in ihrer wissenschaftlichen Gesammtheit erfaßte Disciplin. Wenn angesichts der wunderbaren Folgen dieser Reise besonders dankbar Professor Henslow's gedacht werden soll, so rechtfertigt sich dies durch den Umstand, daß bei der eigenthümlich befangenen Scheu nicht blos vor gewagten

Verallgemeinerungen, sondern selbst vor eingehenden fachgemäßen Speculationen, welche die organischen Naturwissenschaften im Anfang und bis weit gegen die Mitte unsers Jahrhunderts hin in einem merkwürdigen Bann hielt, schon ein gewisser Muth dazu gehörte, nicht blos einen Träger des Namens Darwin, sondern den directen Enkel jenes Erasmus Darwin zu einer derartigen Reise zu empfehlen, mit dessen Namen, ähnlich wie in der Jetztzeit mit dem seines Enkels, eine in gewissen Kreisen geradezu verpönte wissenschaftliche Richtung bezeichnet wurde.

Was in Darwin's ganzer Erscheinung so wohlthuend berührt, ist, daß man hier nicht, wie leider nicht so ganz selten, den Menschen vom Gelehrten zu trennen braucht, daß man nicht blos für das, was er wissenschaftlich geleistet hat, dankbar sein darf. In seltener Weise vereinigte er die Eigenschaften eines im höchsten und eminentesten Sinne genial zu nennenden Forschers — unermüdliche Geduld und Ausdauer, Fähigkeit, sich auf das Einzelnste geistig zu concentriren, schnelle und glückliche Combinationsgabe — mit denen eines im edelsten Sinne liebenswerth zu nennenden Menschen. Der Verfasser einer der zahlreichen, bald nach seinem Tode erschienenen Nachrufe sagt in dieser Beziehung sehr treffend: „Daran, zu schildern, nicht was er geleistet hat, sondern was er war, müssen nothwendig alle biographischen Versuche scheitern. Für diejenigen, welche mit ihm in nähere Berührung gekommen sind, wird jeder noch so anerkennende und rühmende Ausdruck nicht zureichend, für alle andern aber enthusiastisch übertrieben erscheinen." Wenn ihn als Forscher die alles andere in den Hintergrund drängende Begierde, die Wahrheit um der Wahrheit selbst willen zu erforschen, die Umsicht, Geduld und Ehrlichkeit seines Arbeitens, die innere Befriedigung charakterisirt, welche er empfand, wenn er sah, daß einer seiner Gedanken, eins seiner Resultate unabhängig von ihm und selbständig von irgendeinem andern Arbeiter auf gleichem oder verwandtem Gebiete erfaßt oder erlangt worden war, so muß man dankbar und freudig anerkennen, daß er als Mensch das verkörperte Ideal der edelsten Liebenswürdigkeit war. Wie er selbst in seinen vergleichend-psychologischen Untersuchungen die socialen Gefühle oder Instincte als die Quelle der Moral bezeichnete, so waren dieselben bei ihm persönlich zu der vollkommensten Sympathie entwickelt; und nur auf dieser beruht, aus dieser fließt, in dieser besteht das, was man die wahre Liebenswürdigkeit des Herzens nennen muß. Theilnehmendstes Mitgefühl, unbegrenztes Wohlwollen für alle, zarte Feinfühligkeit für die Interessen, Wünsche, für die individuellen Eigenthümlichkeiten anderer Menschen, edelstes Selbstvergessen, freudigstes und rückhaltsloses Anerkennen der Leistungen anderer, selbst der schwächsten Versuche, Achtung jeder andern Meinung und in aufrichtiger und ehrlicher Bescheidenheit williges, ja ihm geradezu als Pflicht erscheinendes Eingehen in die Gedanken anderer: das waren die Charakterzüge und Herzenseigenschaften, welche auch für diejenigen, die nicht das Glück hatten, ihn persönlich zu kennen, aus seinen Briefen und seinen Schriften überall wohlthuend, erwärmend und erquickend hervorleuchten. Wenn von den letztern vielleicht die größere Zahl, als sich mit Specialfragen beschäftigend, einem allgemeinen Leserkreise nicht ohne weiteres zugänglich und verständlich sein dürfte, so ist doch eine seiner ersten Schriften als Muster der durch sie repräsentirten Art und als in jeder Weise anregend, wohlthuend und auf-

richtigste Bewunderung erweckend zu bezeichnen. Das ist die Schilderung seiner Erdumsegelung. Sie erschien zuerst als dritter Band des Berichtes über die Fahrt der beiden zusammen ausgesandten Schiffe Adventure und Beagle (in dieser Form übersetzt von E. Dieffenbach 1844), und wurde 1846 in umgearbeiteter, stellenweise erweiterter, an andern Orten zusammengedrängter Form selbständig herausgegeben (unter dem Titel „Reise eines Naturforschers u. s. w.", übersetzt vom Verfasser dieser Zeilen 1875). Was beim Lesen dieses merkwürdigen Buches so sehr überrascht, ist nicht blos die jederzeit bereite und niemals sich abstumpfende Aufmerksamkeit des Verfassers auf jeden ihn umgebenden Vorgang und Gegenstand, auf jedes für gewisse Processe sprechende Zeugniß, auf jeden landschaftlichen Reiz, auf jeden eigenthümlichen Charakterzug der menschlichen und thierischen Bevölkerung, nicht blos die kaum in irgendeiner andern Reiseschilderung zu findende natürliche Art und Weise, eine Erklärung des Beobachteten zu versuchen, dies nicht lediglich als Material, trocken und unfruchtbar zu registriren: es ist vor allem der Umstand, daß man nicht ein einziges mal an den Reisenden, an den Schreiber der Schilderung erinnert, an ihn als an das Wichtigste dabei zu denken veranlaßt wird. Man sieht mit eigenthümlicher Klarheit das Geschilderte wie durch ein von dem Verfasser vorgehaltenes verdeutlichendes Glas, sieht aber die Hand nicht, die es hält. Am bezeichnendsten ist wol, daß man von seiner langen Krankheit, welche ihn in Valparaiso vier Wochen lang im Bett festhielt, nur in der Vorrede beiläufig etwas erfährt, wo er sich bei dem Schiffsarzt für die treue ihm gewährte Hülfe bedankt. So mancher andere moderne Reisende würde es sich kaum haben entgehen lassen, sich bei einer solchen Gelegenheit als das interessante Opfer seines Wissens- und Forscherdranges hinstellen zu können.

Ebenso selten, wie die Fülle von Resultaten ist, welche Darwin entweder direct von seiner Reise mitbrachte oder welche sich aus den auf ihr gesammelten Beobachtungen entwickelten, ist auch der Eifer, mit welchem er sich der Bearbeitung seines reichen Materials sofort nach seiner Rückkehr zu unterziehen anfing. Am 2. Oct. 1836 hatte er den englischen Boden wieder betreten, und schon im Jahre nachher (nicht erst 1840, wie gewöhnlich angegeben wird) begann die Herausgabe der „Zoology of the Voyage of H. M. S. Beagle"; die erste Lieferung dieses wichtigen Werkes mit einer von Darwin geschriebenen Einleitung und der Schilderung und Reconstruction der beiden fossilen Säugethierformen Toxodon und Macrauchenia von R. Owen ist im Winter 1837 zu 1838 (vermuthlich Januar 1838) erschienen; denn die Geologische Gesellschaft in London hat in ihrer Sitzung vom 16. Febr. 1838 Owen die Wollaston-Medaille verliehen, in „Anerkennung seiner Verdienste um die Paläontologie und besonders seiner auf Bearbeitung der von Darwin gesammelten fossilen Säugethiere verwandten Sorgfalt und Mühe". Diese erste, mit sieben lithographischen Tafeln ausgestattete Lieferung ist auch bereits in der Nummer vom Juni 1838 der „Annals of Natural History" ausführlich kritisch angezeigt worden, wobei besonders der infolge einer Subvention seitens der Regierung (zu welcher später noch persönliche Opfer Darwin's traten) ermöglichte billige Preis gerühmt wird. Gleichzeitig mit der Bearbeitung seiner Sammlungen fing aber Darwin auch an, die Beobachtungsresultate seiner Reise, und

zwar zunächst die geologischen zu veröffentlichen. Denn außer ein paar kleinen biologischen Mittheilungen über südamerikanische Strauße (eine neue Art nannte damals Gould ihm zu Ehren Rhea Darwinii) und über einige Vögel von den Galapagosinseln betreffen die in den ersten Jahren gedruckten Aufsätze nur geologische Gegenstände. Im Winter (1836 zu) 1837 (in welchem er auch den Grad eines Magister artium in Cambridge erhielt) las er in der Geologischen Gesellschaft vier Arbeiten, welche sich wesentlich auf die Geologie Südamerikas beziehen. Im November 1837 theilte er derselben Gesellschaft seine Resultate über die Bildung der Ackererde mit, welche er bei Beobachtungen in Maer Hall auf der Besitzung seines Oheims erhalten hatte. Diesen Arbeiten folgten dann noch in den Jahren 1839—46 mehrere kleine Aufsätze über Salzlager, die Parallelzüge in Glen Roy, die Sandsteinbarre von Pernambuco, Geologie der Falklandsinseln u. a. m. Sein Reisetagebuch erschien dazwischen, wie erwähnt, in der ersten Form 1839. Wichtig für die Geschichte des Hauptwerks des wunderbaren Mannes ist die allmähliche Entwickelung, das langsam, aber desto sicherer erfolgende Ausreifen der Resultate. Wie er die Thätigkeit der Regenwürmer nie ganz aus den Augen verlor und 44 Jahre nach dem Lesen des ersten Entwurfes seiner Arbeit einen Band mit neuen und interessanten Belegen für seine Ansicht veröffentlichen konnte, so ist die ganze Tragweite seiner paläontologischen und zoogeographischen Beobachtungen bereits in der obenerwähnten Einleitung zu Owen's fossilen Säugethieren des Beagle enthalten. Ich kann es mir nicht versagen, hier die Worte anzuführen, mit welchen damals schon W. Whewell, der berühmte Geschichtschreiber der inductiven Wissenschaften, welcher in jenem Jahre Präsident der Geologischen Gesellschaft war, die Verleihung der Wollaston-Medaille an Owen begleitete: „Ich will diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne zu erwähnen, daß die tiefsinnigen und weitumblickenden Speculationen über die Verbreitung, Erhaltung und Zerstörung der Thierrassen, auf welche Darwin durch die von ihm mitgebrachten thierischen Reste geführt worden ist, den von ihm gesammelten Schätzen einen weitern, besonders hohen Werth verleihen und es passend erscheinen lassen, außer Owen auch ihm unsere Glückwünsche zu den glänzenden Resultaten auszusprechen, zu welchen seine Expedition geführt hat und wahrscheinlich noch weiter führen wird." Dies prophetische Wort eines Altmeisters der Wissenschaft ist wahrlich wunderbar in Erfüllung gegangen.

Es ist aber für die ganze Weiterentwickelung Darwin's von der größten Bedeutung gewesen, daß er mit geologischen Arbeiten begonnen hat. Wie er nämlich bei der allmählich immer klarer sich herausbildenden biologischen Hypothese dem Umstande einen wesentlichen Antheil am Erfolge zu danken hatte, daß er mit alten Vorurtheilen brechend den Muth hatte, Naturerscheinungen durch die von der Natur selbst dargebotenen Vorgänge erklären zu wollen, ohne supernaturalistische Momente zu Hülfe zu rufen, so war ihm, allgemein methodisch genommen, Charles Lyell hierin vorausgegangen, indem dieser mit Beiseitelassung aller nicht direct zu beobachtenden oder gar nicht nachweisbaren Umwälzungsursachen die geologischen Erscheinungen der Vergangenheit durch die der Jetztzeit, also durch die Einflüsse

der beständig thätigen meteorischen Agentien und ähnliches zu erklären unternahm. Zur festern Begründung und weitern Verbreitung dieser Anschauungsweise hat kaum jemand so viel beigetragen wie Darwin, indem er von der ganzen Erde her Materialien als Beweismittel für die Richtigkeit der Lyell'schen Behauptungen zusammentrug. Lyell's Darstellungen haben einen so nachhaltigen Einfluß auf Darwin's ganze Gedankenrichtung geäußert, daß, als er Lyell die neue Bearbeitung seiner Reiseschilderung widmete, er in der kurzen Widmung ausdrücklich ausspricht, daß „die etwaigen Verdienste seiner Reise sowie seiner andern Werke nur auf das Studium der berühmten «Principles of Geology» von Lyell zurückzuführen seien".

Während nun aber Darwin im Hinblick auf die sich ihm von innen heraus entwickelnde Hauptaufgabe seiner ganzen wissenschaftlichen Bestrebungen beharrlich fortfuhr, Beobachtungen von allen Seiten her zu sammeln, Versuche, häufig in langen mühsamen, Zeit und Geduld in außergewöhnlichem Grade in Anspruch nehmenden Reihen, nach allen Richtungen hin anzustellen, mit penetrirender Schärfe und beispielloser Ausdauer Gründe und Gegengründe für und wider sich ihm etwa auftretende Folgerungen zu prüfen und abzuwägen, suchte er zunächst die officielle Veröffentlichung der Resultate seiner Reise zum Abschluß zu bringen. Für den die Vögel behandelnden, von J. Gould bearbeiteten Theil der Zoologie des Beagle schrieb er, wie zu den fossilen Säugethieren, eine besonders die Lebensweise und die Verbreitung der beobachteten Arten behandelnde Einleitung. Da aber mit der Veröffentlichung der die Wirbelthiere umfassenden Theile (bis 1844) nicht blos die von der Regierung zur Förderung des Werkes bewilligte Summe, sondern auch die zum Theil von ihm selbst gewährten Privatbeiträge verbraucht waren, so wurde das Werk damit als abgeschlossen betrachtet. Die geologischen Theile der Reise erschienen daher gesondert, und zwar zunächst (1842) die durch die darin aufgestellten neuen Ansichten einen völligen Umschwung der bisherigen Ansichten bewirkende Schrift über die Bildung der Korallenriffe (eine zweite Auflage erschien 1874, die Uebersetzung 1876). Hat man auch in neuester Zeit hier und da Veranlassung gefunden, die von Darwin aufgestellte, sich wesentlich auf säculare Hebungen und Senkungen stützende Theorie in einzelnen Punkten zu modificiren, so war doch die ganze Untersuchung, wie die Art der Ableitung und der Darstellung als eins der glänzendsten Resultate umfassender und allseitig erwogener Beobachtungen zu bezeichnen und wird als solche immer mustergültig bleiben. Zwei Jahre später (1844) erschien die als zweiter Theil der geologischen Ausbeute des Beagle bezeichnete Schrift über die vulkanischen Inseln (mit der folgenden Schrift zusammen in zweiter Auflage 1876 herausgegeben, in Uebersetzung 1877), und wiederum zwei Jahre danach (1846) die etwas größere, eine Anzahl von Einzelbeobachtungen vereinigende Schrift unter dem Titel: „Geologische Beobachtungen über Südamerika" (mit voriger zusammen in zweiter Auflage 1876, in Uebersetzung 1878). Daß Darwin als Autorität in Bezug auf geologische Untersuchung von seinen fachgenössischen Landsleuten angesehen wurde, beweist der Umstand, daß er für das von der englischen Admiralität herausgegebene, von W. Herschel redigirte „Manual of Scientific Enquiry" u. s. w. den geologischen

Theil zu schreiben aufgefordert wurde (es erschien in erster Auflage 1849, in zweiter 1851, in dritter 1859). In den spätern Jahren erschienen nur ganz vereinzelt noch geologische Aufsätze (wie 1848 über den „Transport erratischer Blöcke", 1851 „Analogie in der Structur gewisser vulkanischer Gesteine mit der der Gletscher" u. a. m., bis zum letzten 1863 erschienenen über die „Mächtigkeit der Pampasformation").

Inzwischen hatte Darwin aber auch angefangen, sich unabhängig von seinen auf das Wesen der Art gerichteten Arbeiten speciell mit systematischer Zoologie und Morphologie zu beschäftigen. Zwei kleine im Jahre 1844 veröffentlichte Arbeiten (über die Pfeilwürmer, Sagitta, und über Landplanarien) stammen gewissermaßen noch aus seiner Reisemappe. Mit der ihn auszeichnenden Energie hatte er sich aber, auch durch Material seiner Sammlung veranlaßt, auf eine der merkwürdigsten und schwierigsten Gruppen der niedern Krustenthiere geworfen, auf die Cirripedier oder Rankenfüßer, welche noch von Cuvier für Mollusken gehalten und zu diesen gestellt worden waren, bis deren Crustaceennatur durch Darwin's Landsmann J. V. Thompson und bald darauf durch Burmeister aus der Entwickelung, namentlich aus der Form ihrer freischwimmenden Larven nachgewiesen worden war. In zwei stattlichen, reichlich mit Abbildungen versehenen Bänden (herausgegeben von der als Publicationsgesellschaft bekannten Ray Society) behandelt er die beiden Hauptgruppen der Meereicheln, Balaniden (1851) und der Entenmuscheln, Lepadiden (1854), und in je zwei gleichzeitig erschienenen (von der gleichfalls nur publicirenden Palaeontographical Society herausgegebenen) Abhandlungen die fossilen Repräsentanten der beiden Gruppen. Die Anatomie, die bei einigen Formen so äußerst merkwürdigen Verhältnisse der Geschlechtsverschiedenheit, die Entwickelung: alles dies ist in diesen Mustermonographien mit gleicher Meisterschaft behandelt, wie die Beschreibung der einzelnen Formen. Einen kleinen dabei begangenen Irrthum über den von ihm sogenannten Hörsack (jetzt als Kittdrüse erkannt) bespricht er später (1863) mit dem ihm eigenen bescheidenen Freimuth und weist dabei noch auf manche zu lösende Aufgabe hin. In den Jahren 1855—59, d. h. bis zur Herausgabe seines Werkes über die Entstehung der Arten, erschienen nur kleine Aufsätze, wie der über die „Schrammenbildung durch Eisberge", über die „Einwirkung des Seewassers auf Samen" und über die „Thätigkeit der Bienen bei der Befruchtung der schmetterlingsblütigen Pflanzen", namentlich von der Bohne ausgehend. Wenn man nun die sich an das Werk über die Entstehung der Arten anschließenden Schriften, wie besonders die über das Variiren der Thiere und Pflanzen und die den Menschen betreffenden, für sich betrachtet und von einigen kleinen zoologischen, besonders biologischen Notizen, über Instinct u. dgl., absieht, so behandeln die nach dem Erscheinen des Hauptwerkes veröffentlichten, zum Theil diesem an wissenschaftlicher Bedeutung und Tragweite kaum nachstehenden Schriften fast ausschließlich Specialitäten der Pflanzenphysiologie und Pflanzenmorphologie. Alle aber, auch die scheinbar sich ganz in den Einzelheiten verlierenden, zeichnet jener weiter, immer und überall auf das Ganze und Allgemeine gerichtete Blick, jener den großen Zusammenhang aller Erscheinungen der belebten

Natur beständig vor Augen haltende erhöhte Standpunkt, jene sich niemals mit einer oberflächlichen Betrachtung begnügende, sondern überall auf die ursächlichen Momente vordringende Gründlichkeit aus. Die beiden Werke über das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication und über die Wirkungen der Kreuz- und Selbstbefruchtung im Pflanzenreich gehören nicht blos wegen der darin enthaltenen, eine fast übermenschlich zu nennende Ausdauer im Sammeln, Beobachten, Experimentiren u. s. f. bekundenden Arbeit zu den merkwürdigsten Erscheinungen der neuern wissenschaftlichen Literatur, sondern auch wegen der darin entwickelten physiologischen und biologischen Resultate zu den bedeutungsvollsten Leistungen des in allen seinen Arbeiten zu bewundernden Mannes.

Und doch wurden diese Arbeiten sämmtlich von einem Werke weit überragt, welches zunächst schon durch zahlreiche neue Thatsachen sowie durch die besondere Art der Anordnung des reichen Stoffes eine große Bedeutung erhält, welches aber vor allem durch die darin entwickelte und in ihren sämmtlichen Theilen ausführlich behandelte, kritisch untersuchte und entfaltete Hypothese, welche in der Erklärung des Ursprungs der naturhistorischen Art, Species, gipfelt, einen in Bezug auf seine allgemeine Tragweite alle andern Werke der ganzen modernen naturwissenschaftlichen Literatur so weit übertreffenden Werth besitzt, daß sein Erscheinen ganz zweifellos den Beginn einer neuen Periode in der Geschichte der Wissenschaft des Lebens und seiner Formen bezeichnet. Dabei ist die ganze Form wie die Geschichte des Buches außerordentlich bezeichnend für die Eigenartigkeit Darwin's. Die selbstlose, nur auf das Ziel, die Erforschung der Wahrheit gerichtete, bescheidene Hingebung, die Natürlichkeit, die ebenso von allem Schwülstigen wie von allem übertrieben Gefeilten sich gleich fern haltende Einfachheit der Darstellung, die absolut parteilose Aufnahme und das stets mit offenem, rückhaltlosem Danke verbundene Eingehen auf alle möglichen (und unmöglichen, möchte man dazusetzen) Einwendungen: dies sind Eigenthümlichkeiten, welche beim Lesen des Buches dessen Verfasser, zunächst schon und ohne den Inhalt in den Vordergrund zu stellen, als besonders verehrungswürdig erscheinen lassen. Gleiche Achtung und Bewunderung erweckt die Geschichte des Buches von der ersten Conception des darin ausgeführten Gedankens bis zur endlich erfolgenden Veröffentlichung. Darwin selbst gibt darüber in der Vorrede einigen Aufschluß. Schon während seiner Reise fielen ihm gewisse Thatsachen der geographischen Verbreitung mancher Thierformen auf, namentlich bei gleichzeitiger Berücksichtigung des Aufeinanderfolgens (im geologischen Sinne) verwandter Formen in einem und demselben Gebiete, und er begann darüber nachzudenken und sich nach verwandten Thatsachen umzusehen. Es wurde oben erwähnt, wie Whewell schon 1838 ausdrücklich anzuerkennen sich gedrungen fühlte, wie bedeutsam Darwin's Speculationen über die Verbreitung, Erhaltung und Zerstörung von Thierformen gewesen seien. Mit der Weiterentwickelung seiner Vorstellungen von den dabei in Frage kommenden Vorgängen wurde er aber auf immer weitere Klassen von Thatsachen geführt, welche eingehend zu berücksichtigen, zu untersuchen, zu prüfen er veranlaßt wurde. Wenn auch im Bewußtsein so mancher Forscher die Ueberzeugung von der Unnatürlichkeit und deshalb Unhaltbarkeit des ganzen alten systematischen Schematismus aufzu-

leuchten begann: die beiden Dogmen, das alte von der Selbständigkeit der naturhistorischen Art und das neuere, nur eine Erweiterung desselben darstellende von den thierischen Typen, waren ja zu fest mit der ganzen Anschauung der belebten Natur im Geiste der Naturforscher verwachsen, als daß auf ein allmähliches Befreien aus diesen metaphysischen Fesseln zu rechnen gewesen wäre. Hier setzte nun Darwin seine Hebel ein, aber nicht einfach um zu zerstören, sondern um an die Stelle des nicht mehr haltbaren Alten gleich ein vollendetes und in sich abgeschlossenes Gebäude setzend. Für die gewissenhafte Gründlichkeit, mit welcher er hierbei verfuhr, spricht zunächst die Thatsache, daß er, mit dem ungefähren Entwurf schon in seiner Seele, fünf Jahre lang (1837—42) Thatsachen sammelte, Versuche anstellte, Meinungen befragte, kurz die Sache erst möglichst allseitig sich vorführte, durchdachte, vorübergehend einmal ruhen ließ, um seinen Blick durch inzwischen vorgenommene Arbeit wieder neu zu schärfen, und dann wieder aufnahm, ehe er sich, wie er sagt, „gestattete, allgemeine Speculationen darüber anzustellen" und in der Form kurzer Notizen seine Ansicht niederzuschreiben. Wiederum erst nach zwei weitern Jahren (1844) führte er diese Notizen zu einer kurzen zusammenfassenden Skizze seiner Folgerungen aus; und auch jetzt wieder, einmal nicht willens, sich der Gefahr einer einseitigen Beurtheilung auszusetzen, und in der Hoffnung, durch Discussion der Frage mit bewährten Specialforschern in seinen Ansichten befestigt und gefördert zu werden, legte er diese Skizze seinen Freunden J. D. Hooker und Ch. Lyell vor. Seit jenem Jahre ruhte der Entwurf wieder unter Darwin's Papieren, und er wäre vielleicht selbst 1858 noch nicht zur Veröffentlichung gelangt, wenn nicht ein in der Geschichte der Wissenschaft wol in gleicher Form nicht wieder vorgekommenes Ereigniß eingetreten wäre, daß nämlich ein anderer, auf der entgegengesetzten Hälfte der Erde arbeitender, sammelnder, beobachtender und denkender Naturforscher auf eine fast identische, sogar einzelne identische Ausdrücke benutzende allgemeine Anschauung gekommen war und diese in einer schriftlichen Fassung (sogar durch Darwin's eigene Vermittelung) denselben Männern zur Mittheilung in der Linnean Society in London einschickte. Es gewährt das größte Interesse, den Aufsatz von A. R. Wallace, den 14 Jahre ältern Entwurf Darwin's und die gleichzeitig veröffentlichten Briefe Darwin's aus dem Jahre 1857, in welchen er sich ebenso klar und bestimmt und im wesentlichen unverändert wie früher über seine Hypothese ausspricht, nebeneinander sehen, lesen und vergleichen zu können. Mit selten vorkommender neidloser Bescheidenheit erkannten die beiden befreundeten Männer ihre Verdienste gegenseitig an. Namentlich berührt es äußerst wohlthuend, mit welch selbstloser Freude Wallace die Palme des Sieges Darwin überläßt und noch ausdrücklich seine Befriedigung darüber erklärt, daß es nicht ihm obgelegen habe, das Werk über den Ursprung der Arten zu schreiben. Ganz abgesehen von dem Vorsprung von 20 Jahren gebührt der Vortritt schon deshalb Darwin, als er, wie die zum Theil später erschienenen, aber nachweisbar fast alle von langer Zeit her vorbereiteten und experimentell begründeten Schriften erhärten, von Anfang an und je länger desto nachdrücklicher und eindringlicher auf die unendlich zahlreichen Punkte, auf die verschiedenen Seiten und Beziehungen der biologischen Disciplinen im weitesten

Umfange hinwies, welche durch seine Hypothese — die einen neues Licht erhalten, die andern verständlich werden, noch andere überhaupt erst erkannt werden.

Hiermit ist ein Punkt berührt, welcher zur Beurtheilung von Darwin's historischer Bedeutung von größter Wichtigkeit ist. Es war ihm allerdings, wol zunächst aus praktischen Gründen, daran gelegen, schärfer bestimmen zu können, was man eine naturhistorische Art nennen solle. Er faßte aber diese wesentlich formale Frage als eine die ganze Auffassung der belebten Natur nur beiläufig begleitende oder sich aus ihr mit Nothwendigkeit von selbst ergebende auf. Den eigentlichen Kern und Drehpunkt der ganzen Sache erblickte er in der Entwickelung, in dem Nachweise der Thatsache, daß das Pflanzen- und Thierreich nicht aus starren, unveränderten Formen bestände, sondern im beständigen Flusse wäre. Er war Evolutionist, wie es sein Großvater und vorzugsweise durch diesen beeinflußt auch Lamarck gewesen waren. Seitdem aber diese beiden Männer ihre Ansichten veröffentlicht hatten, war für die Descendenz- und Evolutionslehre in der Gründung und Ausbildung der Embryologie oder individuellen Entwickelungsgeschichte ein wesentlich unterstützendes Moment erstanden, was besonders auch noch durch den Nachweis der Gleichheit oder fundamentalen Aehnlichkeit des elementaren Baues eine außerordentliche Kräftigung erhielt. Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß im gleichen Jahre mit Darwin (am 11. Jan.) der fast zwei Jahre jüngere Mann starb, Theodor Schwann, durch dessen wenig umfangreiches, aber um so tiefer anregendes Schriftchen („Mikroskopische Untersuchungen über die Uebereinstimmung in der Structur und dem Wachsthum der Thiere und Pflanzen", 1839), welchem die ganze histologische Arbeitsfülle nur als weitere Ausführung folgte, die Auffassung einer wirklich praktischen Zusammengehörigkeit und Abhängigkeit einzelner Formen von andern wesentlich erleichtert, ja von einer Seite her geradezu gefordert wurde. Wohl kann man fragen, woher es komme, daß trotz der von verschiedenen Seiten ausgesprochenen Ueberzeugung von einer Entwickelung der lebenden Wesen, trotz des Nachweises einer besonders in den jüngern Stadien der Existenz immer mehr sich der Identität nähernde Aehnlichkeit des Baues und anderer schwer wiegender Umstände die Entwickelungslehre nicht früher schon die ganze Auffassung der Lebewelt umgestaltete.

Man gibt sich neuerdings ganz besondere Mühe, in der Geschichte der Naturwissenschaften, bis weit zurück in deren dunkelste Zeiten, „Vorläufer Darwin's" aufzufinden. In dieser Form ausgedrückt dürfte dies Suchen kaum als eine historische Arbeit zu bezeichnen sein. Was Darwin so groß gemacht und was seinen Namen zum Träger einer ganz besondern Richtung gemacht hat, ist ganz und vollständig sein eigen; darin hat er so wenig einen Vorgänger, daß man nur in der glücklicherweise sehr entwickelten Neigung und günstigsten Anlage, Beobachtungen in bestimmten Richtungen anzustellen und mit logischer Schärfe und glücklichster Phantasie allgemeine Folgerungen zu ziehen, zu verallgemeinern, eine ihm erblich verliehene Mitgabe, in der evolutionistischen Auffassung der belebten Natur eine durch die Entwickelung der Wissenschaft bedingte, in ihm immer fester werdende Ueberzeugung erblicken kann. Was die ihm durch Vererbung überlieferten Momente betrifft, so tritt in ihm das geistige Leben seines Großvaters wieder ins

Leben. Erasmus Darwin war Evolutionist und hat, wie erwähnt, auch einen besondern Einfluß auf Lamarck geäußert. Er stellt aber nicht blos die fragweise Vermuthung auf, ob nicht etwa durch langsame Umänderung ihrer Form u. s. f. manche Thiere zu andern Arten oder Gattungen werden, sondern er gibt auch über einzelne Punkte Andeutungen, welche in den Arbeiten seines Enkels eine hervorragende Stellung einzunehmen bestimmt waren. So weist er auf Fälle hin, wo Blüten durch besondere Formveränderungen eine täuschende Aehnlichkeit mit andern Gegenständen erhielten, hierdurch also auf die später sogenannte Mimicry weisend; er macht auf Anpassungserscheinungen aufmerksam, auf Schutzmittel bei Pflanzen, ja selbst auf die sexuellen Kämpfe und deren Resultate (sexuelle Zuchtwahl), zuweilen sogar in ähnlicher Form, wie es sein Enkel that, aber ohne überall die richtigen biologischen Voraussetzungen, und ganz besonders ohne das geistige, alle diese Erscheinung einende Band zu haben. Will man nun noch weiter von Vorläufern sprechen, so kann man darunter eben nur die frühern Anhänger einer entwickelungsgeschichtlichen Auffassung der belebten Natur verstehen. Diese sind nun in jüngster Zeit mit solchem Eifer in den verschiedensten Zeitaltern gesucht worden, daß hier ganz von ihnen abgesehen werden kann. Wol ist es aber von Bedeutung, es zu verfolgen, wie sich die Opposition gegen die Annahme starrer, von der Natur gegebener Formen, welche nur in ganz bestimmten engen Grenzen eine gewisse Accommodationsfähigkeit haben sollen, allmählich verstärkt. Daß sie nicht früher schon zu allgemeiner Anerkennung gelangt ist, lag vor allem an dem Fehlen eines Mannes, welcher in der Weise, wie es Darwin später that, die einzelnen Elemente durch das Aufstellen eines einheitlichen Gedankens vereint hätte; und dies wiederum war Folge des in der Natur der Sache begründeten Umstandes, daß die sich immer weiter ausbreitenden embryologischen und histologischen Untersuchungen nur langsam eine Einwirkung auf die Geister äußerten. Die Naturbeschreibung, zu welcher ja thatsächlich Anatomie und Morphologie gehören, hatte ja bis dahin kaum überhaupt daran gedacht, daß es auch für sie ursächliche Verhältnisse zu erörtern geben könne, obschon bereits Erasmus Darwin ausdrücklich gesagt hatte, daß es Aufgabe der Wissenschaft sei zu erklären, warum ein Thier oder eine Pflanze diese oder jene Form erhalten habe, in den Besitz dieses oder jenes Organs, dieser oder jener functionellen oder sonstigen biologischen Eigenthümlichkeit gelangt sei. Als eine der wichtigsten, Darwin's Lehre vorbereitenden Erscheinungen ist endlich noch die, jahrhundertelang ausgeübte, besonders aber in der neuern Zeit methodisch und wissenschaftlich gepflegte Thätigkeit der Thier- und Pflanzenzüchter zu bezeichnen. Dieselbe hat nicht sowol dadurch eine so außerordentliche Bedeutung für Darwin gewonnen, als sie durch etwaige ganz besondere Resultate der Umänderung thierischer oder pflanzlicher Formen zu einer besondern Auffassung veranlaßt hätte, sondern vielmehr weil sie den praktischen Ausdruck der Ueberzeugung der Züchter enthält, daß der Organismus der Pflanzen und Thiere veränderlich, ja geradezu plastisch unter den Händen der Züchter ist. Und wie ein Züchter nicht anders als mit der felsenfesten Ueberzeugung von der Veränderlichkeit der Form an seine Arbeit gehen kann, so gibt diese auch den unumstößlichen praktischen Beweis für die Vererbungsfähigkeit,

welche eine zweite, ebenso nothwendige Voraussetzung ist. Die Thier- und Pflanzenzüchtung hat aber Darwin außerdem noch das wichtigste Moment von allen von ihm zur Erklärung des Formenreichthums der organischen Welt herangezogenen dargeboten, die Zuchtwahl oder Auslese, welche seiner Hypothese einen so vorwiegend charakteristischen Zug verliehen hat, daß sie mit vollem Recht als Selectionstheorie bezeichnet wird.

Nach der vorstehend gegebenen kurzen Darstellung waren also sämmtliche einzelne Theile der Darwin'schen Lehre bereits im ausgesprochenen Besitze der Wissenschaft. Man wußte, daß die verschiedenen Formen veränderlich sind, und wenn man auch von seiten der Systematiker die Grenzen dieser Abänderungsfähigkeit ziemlich eng fassen zu müssen glaubte, so war doch schon mit dem Zugeständniß, daß sie sich überhaupt änderten, den immer allgemeiner werdenden Zweifeln an der Selbständigkeit und Fixirtheit der Arten neuer Vorschub geleistet. Züchter wiesen durch ihre mit Aufwand an Zeit, Material und beträchtlichen Kosten erhaltenen Resultate direct nach, daß die Veränderungen in allen Richtungen auftreten, sich häufen lassen, und vor allem, daß sie erblich sind, also dauernd gemacht werden können; waren dies auch nicht solche Abänderungen, welche zu erhalten und zu häufen im Interesse der Züchter lag, so waren doch auch andererseits bereits einzelne Fälle bekannt geworden, wo die Erhaltung solcher, die lebenden Formen im Naturzustande nach irgendeiner Richtung hin fördernden Abweichungen von den älterlichen Merkmalen die wenigstens im höchsten Grade wahrscheinliche Ursache der Divergenz einzelner Gruppen von andern war. Die nach einer andern Seite hin ziehende wissenschaftliche Strömung war aber zu mächtig, als daß sich eine Combination dieser Momente mit Leichtigkeit hätte bewirken lassen. Man muß sich hier daran erinnern, in welchem Entwickelungsstadium sich die Biologie (im weitesten Sinne des Wortes) in den ersten Jahrzehnten bis gegen die Mitte des Jahrhunderts befand. Formell herrschte noch immer das den anatomischen Untersuchungen wie der Systematik zu Grunde liegende Dogma der Art, Species. Von alters her hatte man schon von „Verwandtschaft" gesprochen; aber man glaubte nur, mit diesem Ausdruck einen verschiedenen Grad von Aehnlichkeit im Bau der betreffenden Formen bezeichnen zu dürfen; der Gedanke an eine wirkliche Blutsverwandtschaft lag fern. Man sprach zwar ferner von einem natürlichen System, hatte aber dabei streuggenommen nur die Linné'sche Vorschrift vor Augen, daß die Stellung der einzelnen Formen im System durch ihren Bau bestimmt werde. Deshalb bezeichnete man es als einen großen Fortschritt, daß Cuvier den größten, „verwandten" Gruppen von Thieren nicht mehr eine rein formell klassificatorische Bezeichnung gab, sondern einen auf den einheitlichen Bau derselben sich beziehenden Namen, den der thierischen Typen, ohne sich (und in vielen einzelnen Fällen selbst jetzt noch) dabei bewußt zu werden, daß mit dem Begriff eines Typus oder Bauplans ein ebenso supernaturalistisches Element Eingang gefunden hatte, wie in dem doch verworfenen Dogma der selbständig geschaffenen Art enthalten war, daß also mit der Aufstellung der Typen doch nur eine Erweiterung und, wenn man will, eine für den weitesten Umfang ausgesprochene Bestätigung eben

dieses Dogmas von der Art gegeben sei. Nun kam allerdings durch die Entwickelungsgeschichte und namentlich durch die höchst bedeutungsvollen Streiflichter, welche der genial die Verhältnisse überschauende K. E. von Baer von ihr aus auf das individuelle und Gesammtleben thierischer Formen fallen ließ, ein äußerst glückliches, besonders die morphologischen Untersuchungen neu belebendes und befruchtendes Ferment in die Biologie. Sobald aber damit mehr geleistet werden sollte, als das Verständniß der thierischen Formen anatomisch innerhalb der für dieselben erkannten Gruppen und systematisch in Bezug auf ihre nach K. E. von Baer's Andeutungen schärfer zu bestimmende Stellung innerhalb derselben zu fördern, mußte sich auch dies als unzureichend herausstellen. Gegenüber dieser mehr formalen Seite der Betrachtung lebender Wesen war die, vielleicht nicht ganz glücklich die dynamische genannte, gleichfalls im Zustande der Unsicherheit, des Uebergangs, der Gärung. Bei der immer evidenter nachgewiesenen Identität der im lebenden Körper ablaufenden Processe mit den außerhalb desselben in der unbelebten Natur vor sich gehenden mußte die Natur einer das Leben erklären sollenden besondern Lebenskraft, wie sie seit alten Zeiten unter den verschiedensten Namen stets von neuem wieder aufgestellt worden war, immer unnatürlicher erscheinen. Man fing an, die lebenden Pflanzen- und Thierkörper denselben Methoden der Untersuchung wie jeden andern Naturgegenstand zu unterwerfen, und erhielt damit eine Reihe zum Theil äußerst merkwürdiger und werthvoller Resultate. Einer ganzen großen Klasse von Erscheinungen hat sich aber die neuere exacte Physiologie bisjetzt immer noch fremd und mehr oder weniger theilnahmlos gegenübergestellt: den Formerscheinungen der lebenden Wesen. Es ist dies in verschiedenen Beziehungen merkwürdig, da ja die Form in mehr als einem Sinne Function der lebensfähigen und lebenden Substanz ist. In einer Hinsicht hat sie bei diesem, wenn nicht ablehnenden, doch negativen Verhalten recht: sie kann hier, behufs Erklärung der Form, noch weniger als bei andern Untersuchungen, welche trotz des Mangels einer auf Maß- und Gewichtsbestimmungen sich gründenden Genauigkeit doch exacte genannt werden, mit Wage und Maßstab ankommen.

Mit diesen auf dem Gebiete der anatomischen, systematischen und physiologischen Arbeit auftretenden Erscheinungen ging nun noch ein auf philosophischer Seite ablaufender Proceß Hand in Hand. Die Kant-Laplace'sche Entwickelungshypothese des Sonnensystems konnte nicht auf Einzelheiten der Lebewelt, wie Art, Gestalt und Bau der lebenden Wesen, angewandt werden. Außerdem hatte Kant durch Einführung des Zweckmäßigkeitsbegriffs in die organische Schöpfung ein unberechenbares, außerhalb der Thier- und Pflanzenwelt selbst liegendes Etwas seiner, auch für die lebenden Wesen evolutionistischen Auffassung hinzugefügt, was vielleicht deshalb, weil es das unzweideutigste Zeichen des Anthropomorphismus unserer ganzen Naturauffassung ist, am zähesten und festesten hängen geblieben ist, mag man es nun Zweckmäßigkeit oder mit K. E. von Baer Zielstrebigkeit, oder sonst wie nennen. Dem allen gegenüber hatte die sogenannte Naturphilosophie die ganze Welt mit allen Entwickelungsphasen, mit Pflanzen und Thieren und den Menschen als ein nach und nach Gewordenes aus dem innersten Grunde des Bewußtseins neu zu reconstruiren unternommen, ohne weiter nach dem Wodurch,

nicht einmal ernstlich nach dem Wie zu fragen. Die alleroberflächlichste, zuweilen geradezu banalste Analogie mußte als Erkenntniß des Wie, d. h. des eigentlichen Vorganges nach seiner Form und seinem Verlauf dienen; ein ursächlicher Zusammenhang wurde noch öfter dem bloßen Neben- und Nacheinander untergeschoben. Wenn man auch diese ganze Richtung als eine Auflehnung gegen den dogmatisirenden Formalismus der gäng und geben Auffassung von Natur und Leben ansehen kann, welcher besonders die streng biologischen Wissenszweige gefesselt hielt, so rief sie doch selbst wieder sehr bald durch die subjective Willkürlichkeit ihrer wilden Speculationen eine Reaction und Opposition hervor. Diese traf nun gerade mit den ersten glänzenden Untersuchungen auf den durch G. Cuvier und K. E. von Baer neu erschlossenen Wegen, mit den ersten Resultaten der neuen Physiologie, mit der scheinbaren Abrundung und Vollendung der systematischen Versuche durch Hereinziehen der embryologischen Thatsachen zusammen. Kein Wunder, daß im Vergleich hiermit alle evolutionistischen Gedanken für Anklänge und Reste der für glücklich überwunden erklärten naturphilosophischen Richtung, für das eigentlichste, ein Eingehen in die Tiefen der Natur erschwerende oder vereitelnde Hemmniß erklärt wurden.

Während diese Umstände ein früheres Eingehen auf irgendeinen Versuch, die Lebenserscheinungen und den Formenreichthum der lebenden Wesen zu erklären, hinderten, gaben sie Darwin Zeit, die zur sichern Begründung seiner genialen Combination nothwendigen Materialien zu sammeln, sodaß, als er nach zwanzigjähriger Arbeit damit an die Oeffentlichkeit trat, die Fülle, Mannichfaltigkeit, Vielseitigkeit nicht minder als die Zuverlässigkeit der Thatsachen in einer Weise die staunende Bewunderung der Naturforscher und des ganzen gebildeten Theiles der Menschheit hervorrief wie kaum irgendein anderes Werk. Fragt man, was bei dem Zustande der Wissenschaft die zu leistende Aufgabe war, so war es die Aufstellung einer Hypothese, welche nicht blos die verschiedenartigen, durch Beobachtung ermittelten Thatsachen unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zusammenzufassen gestattete, sondern welche auch die Erklärungsgründe für die nun geistig verbundenen Erscheinungen enthielt. Nach der ersten Richtung hin war eine Hypothese bereits wiederholt ausgesprochen worden, dieselbe, welche auch Darwin aufnahm und weiter ausführte, dieselbe, welche durch alle philosophischen Bestrebungen der letzten hundert Jahre wie ein rother Faden hindurchgeht, die Hypothese der Entwickelung, Evolution, Descendenz, oder welchen der verschiedenen dafür aufgestellten technischen Namen man dafür wählen will. Soll aber eine Hypothese als heuristisches Princip wirklich fruchtbar und wirksam werden, dann ist es nothwendig, daß sie nicht blos die Möglichkeit gewährt, die zu verbindenden Thatsachen als der Vorstellung nach vereinbar und verwandt nachzuweisen, sondern sie muß auch, wie oben angedeutet, Momente enthalten, welche die ursächlichen Bedingungen darstellen, zu denen die zu erklärenden Thatsachen als die nothwendigen Folgen auftreten. Und hier trat Darwin's geniale Combinationsgabe in Thätigkeit, indem er die der Lamarck'schen, wie jeder andern evolutionistischen Anschauung zu Grunde liegende Idee der Entwickelung der ganzen organischen Natur als den Ausdruck des thatsächlichen Verhaltens, die natürliche Zuchtwahl oder Auslese, die Selection,

als das vorwiegend thätige ursächliche Element hinstellte. Wenn Darwin auch selbst infolge verschiedener Einwendungen später ausgesprochen hat, daß er vielleicht den Einfluß der natürlichen Zuchtwahl überschätzt oder als zu groß hingestellt habe: immerhin ist sie das wesentlichste, bedeutungsvollste Moment, was sich nicht blos äußerlich in der, nur eine andere Fassung desselben Gedankens enthaltenden Bezeichnung „Ueberleben des Passendsten", sondern vorzüglich auch in jener kürzesten Form anerkannt wird, auf welche sich ganz allgemein genommen die Darwin'sche Hypothese bringen läßt: nämlich, daß nur das lebt, was leben kann.

Der wesentliche Inhalt der sich streng an die im Thier- und Pflanzenleben auftretenden Erscheinungen und die sich mit Nothwendigkeit aus diesen ergebenden Folgen haltenden Darwin'schen Lehre ist zunächst, d. h. in der zur Erklärung des Ursprungs der Arten, beziehentlich des Formenreichthums der lebenden Schöpfung gewählten Darstellungsweise, der folgende: Einmal, es ist über allen Zweifel festgestellt, daß sich infolge des von allen lebenden Wesen dargebotenen, das organische Leben vor dem gänzlichen Untergang bewahrenden Zeugungsprocesses die Zahl der Individuen in einem viel höhern Verhältniß vermehrt als die zur Erhaltung derselben dienenden, deren Leben ermöglichenden Lebensbedingungen. Die nothwendige Folge hiervon ist, daß eine große Zahl (deren Höhe durch die Größe des Misverhältnisses bestimmt wird) der Individuen nicht leben bleiben kann, sondern untergehen muß, und daß nur ein Theil derselben leben bleibt. Zu genau derselben Frage war Malthus in seinen Studien über Populationistik gekommen und hatte zur Beantwortung derselben auf die Concurrenz hingewiesen. Dies nahm Darwin auf und erweiterte den Begriff der Concurrenz zu dem des Kampfes ums Dasein. Es ist ferner eine ebenso sicher wie die Vermehrung selbst erwiesene Thatsache, daß die Individuen verschieden voneinander sind, in geringerm oder größerm Grade, daß sie abändern. Selbst die Systematiker sind genöthigt gewesen, oft und in einzelnen Gruppen häufiger als in andern neben den eigentlichen Arten noch feststehende, beständig wiederkehrende Varietäten oder Rassen zu beschreiben und zu benennen, in manchen Fällen sogar einzelne für verschieden gehaltene Arten durch eine ganze Reihe von vermittelnden Varietäten miteinander zu verbinden. Weiter ist thatsächlich nachgewiesen — und für diese ganzen Klassen von Thatsachen bringt Darwin ein weiteres kolossales Beweismaterial bei — daß nicht blos die für physiologisch unwichtig und bedeutungslos gehaltenen Merkmale, wie Farbe, Größe u. dgl., sondern auch die bedeutungsvollsten, daß Organe und auch deren Leistungen, daß auch Instincte, geistige Anlagen u. s. w., kurz daß alles ohne irgendeine Ausnahme variirt. Da nun nur eine bestimmte Anzahl leben bleiben kann, so wird das Resultat der Concurrenz, der Ausgang des Kampfes ums Dasein, welcher hier zu entscheiden hat, wer leben bleiben soll, in diesen Fällen dadurch bestimmt, daß unter den beständig auftretenden Abänderungen einzelne für die dieselben darbietenden Individuen von Vortheil in Bezug auf diesen Kampf sind, daß sie also die Individuen begünstigen. Hiernach bezeichnet Darwin die Bildungsweise der Arten als „Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein". Die Individuen werden daher für die Verhältnisse passender. Dies wird besonders dann sehr fühlbar werden, wenn, wie es

ja in der Geschichte der Erde so häufig aufgetreten ist, die äußern Lebensbedingungen sich langsam ändern oder geändert haben. Unter den gleichzeitig auftretenden Varietäten werden einzelne sein, welche die Thiere und Pflanzen den neuen Bedingungen immer entsprechender erscheinen lassen, immer passender, wie man es nennt, gestalten. Dies ist überhaupt der Weg, auf welchem sich, wie man sagt, die Organismen anpassen. Derartig erhaltene Adaptationsmerkmale sind von größter systematischer Bedeutung. Im allgemeinen überlebt also, wie Herbert Spencer es bezeichnet, das Passendste; d. h. diejenigen Formen, welche für eine gewisse Summe oder Form äußerer Lebensbedingungen nicht die diesen entsprechenden nothwendigen Organisationsverhältnisse besitzen, gehen unter; Formen dagegen, welche solche darbieten, bleiben leben. Es sei schon hier ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß es also bei diesem Vorgang sich durchaus nur um Erfüllung nothwendiger Voraussetzungen, um die nothwendigen Folgen gewisser Bedingungen handelt. Dieses Erhaltenwerden einzelner aus einer großen Zahl von Individuen vergleicht Darwin mit der Handlungsweise der Thier- und Pflanzenzüchter, welche ihrerseits bestimmen, welche Individuen zu beseitigen, welche andere zur Nachzucht zu erhalten sind. Im Anschluß an diese künstliche Zuchtwahl oder Auslese nennt Darwin den mit dem gleichen Resultat (der Erhaltung gewisser Individuen) in der Natur ablaufenden Vorgang die natürliche Zuchtwahl, Auslese oder Selection. Er denkt dabei nicht an eine Personificirung der Natur, welche dann selbständig, bewußt, frei wähle, sondern will damit wie gesagt nur den in seinem Endresultat gleichen Proceß bezeichnen und bildlich verständlicher machen.

Die hier kurz ihrem wesentlichen Inhalt nach geschilderte Darwin'sche Hypothese beschränkt sich nun durchaus nicht etwa auf den Versuch einer Erklärung des Ursprungs der sogenannten naturhistorischen Arten. Es war dies wol der Punkt, von welchem aus die Haltlosigkeit der frühern allgemein biologischen Anschauung am erfolgreichsten bekämpft werden konnte. Doch enthält schon das diese Frage im Titel nennende Hauptwerk die weitgehendsten Hinweise auf alle übrigen Zweige biologischer Wissenschaft. Man muß eben schon jetzt, nachdem dies Buch noch nicht ganz 23 Jahre hat wirken können, anerkennen, daß Darwin damit die ganze wissenschaftliche Anschauung vom Leben umgewandelt und auf alle Wissenszweige, in denen es sich um lebende Wesen, mit Einschluß des Menschen, handelt, einen eigenartig anregenden, befruchtenden, ja umgestaltenden Einfluß ausgeübt hat. Selbstverständlich handelt es sich dabei nicht um die chemischen und physikalischen Vorgänge, welche in ihrer Besonderheit unter den vom Organismus dargebotenen Bedingungen die einzelnen Theilleistungen des lebenden Körpers darstellen, wenigstens nicht in erster Linie. Aber die sich in letzter Instanz doch nur als Folgen dieser Processe ergebenden Formzustände lebender Wesen, in ihrer ganzen Ausdehnung und Mannichfaltigkeit, wie sich dieselbe vom Aufbau des Thierleibes aus Zellen, Zellengruppen, Organen und Systemen an bis zu der Vielgestaltigkeit und dem Formenreichthum der ganzen lebenden Schöpfung in allen ihren einzelnen Gliedern, Ordnungen, Klassen und noch größern einheitlichen Abtheilungen mit dem gleichzeitigen Bestehen niederer und höherer und höchster Formen darbietet, in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge und räumlichen Verbreitung, in ihren Lebens-

äußerungen, wie sie namentlich durch die vor allem so hoch bedeutungsvollen, vielfach verwickelten Beziehungen von Organismus zu Organismus einerseits bedingt werden, andererseits die ganze Lebewelt selbst wieder als ein großes Ganze, nach einheitlichen Gesetzen entfaltet, erkennen lassen: alles dies erscheint unter Berücksichtigung der Darwin'schen Lehre in neuem, überall Aufschluß gebenden und eine Erklärung überhaupt erst als möglich erscheinen lassenden Lichte.

Es sind nun besonders zwei Punkte, welche als Schwierigkeiten oder geradezu als bedenkliche Hindernisse für eine ganz allgemeine Anerkennung der Darwin'schen Hypothese bezeichnet worden sind. Sagt man nämlich, daß nach Darwin's Auffassung nur das Passende lebt, oder daß nur das lebt, was die Möglichkeit des Lebens besitzt, so wird man damit allerdings wol zunächst auf die Organisationsverhältnisse geführt, welche die wesentlichsten Lebensbedingungen darstellen. Daneben besitzen aber wol sämmtliche lebende Wesen noch eine Menge einzelner Züge in Form, Bau und Function, welche, soweit wir es zu beurtheilen vermögen, ganz beliebig ändern können, bei nahe verwandten Formen auch oft ganz verschieden sind, ohne daß deshalb das Leben der einen Form unmöglich würde, und welche doch strenggenommen zu den jede Form charakterisirenden Merkmalen gehören. Da kann man wol die Frage aufwerfen, ob auch solche einzelnste, nebensächlichste (wenn dieser Ausdruck gestattet ist) Details auch unter dem Gesetz der natürlichen Zuchtwahl stehen und von ihr beeinflußt werden. Als Antwort hierauf ist einmal zu bemerken, daß man die Wirksamkeit der Zuchtwahl, die Ausdehnung des von ihr zu Erreichenden wol eher zu unter- als zu überschätzen geneigt ist, da man besonders in Anbetracht der so verwickelten Beziehungen aller lebenden Wesen zueinander selten (wenn überhaupt jemals) bis in die kleinsten Details der Form, des Baues u. s. f. eingehen und deren Bedeutung beurtheilen kann. Aber selbst wenn hier notorisch kein Aufschluß zu erlangen wäre, so bestehen im lebenden Organismus so viele Beziehungen von Correlation, von functionellen und anatomischen Zusammenhängen, von gegenseitiger Abhängigkeit oder wenigstens Beeinflussung verschiedener Organe und Theile mit- und zwischeneinander, daß man jetzt, wo man erst im Beginn der durch Darwin auch nach dieser Richtung hin angeregten Untersuchungen steht, noch gar nicht übersehen kann, ob sich da nicht wunderbare, bisjetzt gar nicht oder kaum geahnte Beziehungen werden nachweisen lassen.

Der andere, von mancher Seite für fast noch schwerer wiegend erklärte Einwand besteht darin, daß man sagt, die natürliche Zuchtwahl könne zwar wol im allgemeinen die praktische Durchführung der Varietätenbildung erklären; sie könne aber doch die im Thierreiche in dessen einzelnen Formen dargestellte, eine allmähliche Vervollkommnung einschließende Entwickelungsreihe nicht erklären. Man gibt also zwar im allgemeinen zu, daß die von Darwin zum Ausbau seiner Hypothese benutzten Momente die Mittel sind, durch welche die allmähliche Umwandlung einer Form in die andere, einer Klasse in die andere, niederer Form in höhere aus- und durchgeführt worden ist, glaubt aber, sie eben nur im engsten Sinne als Mittel bezeichnen zu dürfen, denen man noch ein dieselben benutzendes oder sie selbst erst auswählendes, außerhalb der Organismen liegendes Agens zuzugesellen hat. Man will sich zwar vom Dogma der Art freihalten, gibt auch viel-

leicht selbst die Typen oder die ideellen Baupläne preis, kommt aber doch schließlich auf einen großen Bauplan zurück, welcher als ein über die Lebewelt schwebender Gedanke die Entwickelungsrichtung bestimmen soll, d. h. also als ein immaterielles Etwas die lebende Substanz leitet und beeinflußt. Nun liegt schon in der Thatsache, daß neben den höhern Klassen sämmtliche niedern gleichzeitig noch bestehen, und zwar im kräftigsten Gedeihen und nicht blos als Durchgangsstufen für höhere, ein Moment, welches wol zu der Frage nöthigt, warum, wenn eine derartige Weiterentwickelung ideell vorausbestimmt war, nicht alle niedern Formen sich weiter entwickelt haben. Hier muß man bedenken, daß die Varietätenbildung und die natürliche Zuchtwahl zunächst dazu führt, die einzelnen Lebewesen immer verschiedenartigern Stellen im Naturhaushalte anzupassen, und daß es dabei noch nicht auf eine Entwickelung zu einer höhern Organisationsstufe, sondern nur auf eine Anpassung an verschiedene Bedingungen ankommt: die einen leben im Wasser, die andern in der Luft; die einen leben von Pflanzen, die andern von Thieren, die einen von Blättern, die andern von Früchten; die einen benutzen feuchte Erde, die andern Baumrinde, noch andere die Blattscheiben zur Eiablage: kurz, es sind für Bau und Function tausendfache Verschiedenheiten vorhanden, welchen bestimmte Abänderungen sowol niederer als höherer Art, also ohne letztere nothwendig zu machen, zu entsprechen vermögen. Wie sich hier die Abänderungen, man könnte sagen, in einer Ebene ausbreiten, so erheben sich andere und führen die Entwickelung weiter in höhere Formen. Es liegt auf der Hand, daß einfachen Bedingungen ohne Concurrenz eine einfache Organisation genügt; wird die Concurrenz heftiger, werden die Bedingungen complicirt, dann ist es für ein Thier von Vortheil, meist sogar von ausschlaggebender Bedeutung, die Organe bestimmten Leistungen angepaßt zu haben. Wie der Mensch im rohen Zustande mit einem Werkzeuge alle möglichen Arbeiten verrichtet, zu welchen im fortgeschrittenen Zustande verschiedene Werkzeuge erfunden sind; wie ferner bei der Bildung eines großen zusammengesetzten Gegenstandes eine Hand nicht gleich geschickt zur Anfertigung aller einzelnen Theile sein kann, deshalb in solchen Fällen Arbeitstheilung eingetreten ist, so ist es auch eminent bezeichnend für das Thierreich, daß der Körper eine nach und nach immer weiter gehende Arbeitstheilung auf dem Gebiete der Organe und der von diesen auszuführenden Leistungen erkennen läßt. Unter den vielfachen Abänderungen, welche wie in jedem andern Falle des Geschehens, zwar infolge gesetzmäßig zusammenwirkender Verhältnisse, aber, da man die gegenseitigen Beziehungen derselben nicht im einzelnen verfolgen kann, wie man sagt, zufällig auftreten und zwar nach allen Richtungen hin, sind einzelne, nämlich diejenigen, welche infolge der durch sie eingetretenen Arbeitstheilung den Ablauf der Lebensprocesse sicherer und leichter machen, für das betreffende Thier als begünstigend im Kampfe ums Dasein anzuerkennen. Diese werden daher, da die damit ausgerüsteten Thiere leben bleiben, erhalten und verstärkt, d. h. die Organisation schreitet auf demselben Wege, infolge der Varietätenbildung, mit der Arbeitstheilung, wodurch die größere Zusammensetzung, also eine höhere Form erreicht wird, beständig weiter fort. Da man nämlich keine andere Definition der Bezeichnungen „niederer" und „höherer" Thiere geben kann als die, daß niedere

Thiere solche mit einfacher, höhere Thiere solche mit zusammengesetzter Organisation sind, so geht aus dem Erwähnten hervor, daß die Zuchtwahl begünstigender Varietäten ganz von selbst, und ohne die Annahme eines vorherbestimmten Entwickelungsplanes nöthig zu machen, die niedern Thiere allmählich in höhere umwandelt.

Wenn in den vorstehenden Zeilen auch nicht eine vollständige Darlegung der Darwin'schen Lehre mit allen Einzelheiten und Bezügen gegeben werden konnte und sollte, so dürfte doch so viel aus ihnen hervorgehen, daß Darwin damit den Nachweis zu geben versucht hat, und zwar mit außerordentlich glücklichem Erfolge, daß auch für die lebende Schöpfung keine Durchbrechung des Causalitätsverhältnisses stattgefunden hat und stattfindet, daß vielmehr auch das Leben selbst wie die tausendfältigen Gestalten seiner Träger nothwendige Folgen der allgemein wirkenden Naturgesetze sind. Aber noch mehr: es kann keine Thatsache nachgewiesen werden, welche den von ihm zur Erklärung herangezogenen Momenten direct widerspräche, wenn auch bisjetzt noch nicht alles ohne weiteres aus denselben erklärt werden kann. Das noch nicht Erklärbare liegt wesentlich auf Seite der von den lebenden Wesen dargebotenen Elementarvorgänge, welche Darwin zunächst als Thatsachen hinnehmen mußte. Nur um einen derselben dem Verständniß etwas näher zu rücken, die Thatsachen der Erblichkeit und Vererbung, hat er eine besondere Hypothese aufgestellt, die der Pangenesis. Es würde hier zu weit führen, sie hier ausführlich zu entwickeln. Nur das sei bemerkt, daß, wenn man auch hier nicht zu einer ideellen, immateriellen Einwirkung oder Beeinflussung seine Zuflucht nehmen will, irgendeine Darstellungsform erfunden werden muß, durch welche der directe materielle Zusammenhang der aufeinanderfolgenden, in Erblichkeitsverhältniß stehenden Generationen ausgedrückt wird. Ist auch die Hypothese der Pangenesis scheinbar außerordentlich complicirt, so muß man doch zugeben, daß, wenn man sich die Erblichkeits- und Vererbungserscheinungen irgendwie verständlich und zusammenfassend erklärbar machen will, man doch schließlich auf eine äußerst ähnliche oder identische Hypothese geführt wird.

Darwin hat durch Aufstellung seiner Hypothese den glänzenden Beweis geliefert, daß in der Natur vor sich gehende Erscheinungen auch durch die in der Natur selbst vorhandenen Kräfte und die an den zu erklärenden Gegenständen selbst vorkommenden Erscheinungen wirklich und auch, soweit es die benutzten Elementarvorgänge gestatten, vollständig erklärt werden können. In eigenthümlicher Verkennung dieser alles übrige weit überragenden methodischen Bedeutung seines Auftretens hat man von einigen Seiten her behauptet, seine Lehre leiste der Teleologie wesentlichen Vorschub oder lasse sich geradezu auf eine geistvolle Anwendung des Zweckmäßigkeitsbegriffes zurückführen. Wie aber der Begriff des Zweckes seine Quelle nur in einer ästhetischen Betrachtungsweise der Natur hat und den Anthropomorphismus der allgemein verbreiteten Naturanschauung kennzeichnet, so kann die Naturwissenschaft als solche nichts von einem Zwecke wissen wollen. Nichts in der Natur geschieht und kann überhaupt geschehen, wenn nicht die Bedingungen dazu gegeben sind; dann aber erscheint es als die nothwendige

Folge derselben; besitzt ein Thier oder eine Pflanze nicht die zu seiner Existenz nothwendigen Bedingungen, so kann es eben einfach nicht existiren. Die Natur, auch die belebte, kann also keine Zwecke kennen. Und ganz dieselbe Betrachtung hat auch für alle die Wissenszweige Gültigkeit, auf welche man bewußt oder unbewußt die Darwin'sche Art, einen Erklärungsversuch anzustellen, angewandt hat. Will dagegen der Mensch etwas geschehen lassen, was nicht von selbst im regelmäßigen Verlauf der Dinge eintreten würde, so muß er die nothwendigen Bedingungen hervorzurufen suchen. Wenn er dies mit Rücksicht auf die denselben mit Naturnothwendigkeit folgenden Wirkungen thut, so sagt er, er wähle Mittel zur Erreichung eines ihm bestimmt vorschwebenden Zweckes. Diese Ausdrucksweise überträgt er besonders dann gern auf die Natur, wenn er den Zusammenhang der weiter abliegenden Bedingungen nicht genau übersehen kann. Da es sich aber bei der Naturwissenschaft um Erklärungen handelt, und dieselbe unter Erklärung einer Erscheinung im formalen Sinne nur die Zurückführung derselben auf die dieselbe mit Nothwendigkeit hervorrufenden Bedingungen verstehen kann, da auch im weitern Sinne nur hierdurch eine Erscheinung verständlich wird, so ist damit schon von vornherein der Begriff der Zweckmäßigkeit, weil mit starrer Nothwendigkeit unvereinbar, ausgeschlossen. Darwin weist nach, daß nur diejenigen Formen leben bleiben, deren Leben möglich ist, also zu deren Existenz die nothwendigen Bedingungen vorhanden sind; folglich hat auch die Idee eines Zweckes, einer Zweckmäßigkeit in seiner Lehre keinen Platz.

Muß nun nach allem das Aufstellen einer nach allen Seiten hin als fruchtbar und anregend wirksames Princip sich ergebenden Hypothese Darwin als einer der größten Förderer der Wissenschaft, ja zweifelsohne als der größte unsers Jahrhunderts erscheinen lassen, so ist er ebenso groß und bewundernswerth als Forscher, Beobachter und Experimentator. Es wurde schon früher darauf hingewiesen, wie sein Werk über das Variiren der Thiere und Pflanzen im Zustande der Domestication eine kaum in irgendeinem ähnlichen Werke wiederzufindende Fülle von Detailbeobachtungen enthält, welche in diesem Falle wesentlich zur Beweisführung für den einen Theil seiner allgemeinen Anschauung dient. In gleicher Weise reichhaltig sind die Schriften, welche er zur weitern Abrundung der ganzen Descendenzlehre und zur Klarstellung einiger mit der Frage nach der „Species" zusammenhängenden Nebenpunkte veröffentlicht hat. In erster Beziehung hat er in seiner „Abstammung des Menschen" und in der sich an dieses Werk anschließenden Schrift „Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen" den Beweis geliefert, daß seine Hypothese in gleicher Folgerichtigkeit und Wirksamkeit sich auch auf den Menschen anwenden läßt. Ganz besonders Bewunderung erregend sind aber dann die Schriften, durch welche er die so eng mit den Ansichten über Selbständigkeit der Art in Bezug stehenden Thatsachen der Fruchtbarkeit bei verschiedener Weise der Befruchtung, bei Selbst- und Kreuzbefruchtung beleuchtet hat. Enthielt schon das Werk über das Variiren der Thiere und Pflanzen zahlreiche sich hierauf beziehende Thatsachen, so sind doch die ausschließlich auf Pflanzen ausgedehnten Untersuchungen „über Kreuz- und Selbstbefruchtung" sowohl des dabei verwandten und der penibelsten Prüfung unterworfenen ganz kolossalen Materials als auch der

Resultate wegen von ganz eminenter Bedeutung. Um dieses Hauptwerk, welches zu den merkwürdigsten und wichtigsten der von Darwin überhaupt veröffentlichten gehört, gruppiren sich die kleinern, Nebenseiten desselben Gegenstandes behandelnden über die Befruchtung der Orchideen, über verschiedene Blütenformen u. a. Endlich seien hier noch als ausgezeichnete Experimentaluntersuchungen die physiologisch-botanischen Schriften über Kletterpflanzen und über das Bewegungsvermögen der Pflanzen erwähnt.

Eine Charakteristik Darwins würde aber unvollständig sein, wenn nicht zum Schlusse noch auf die Verbreitung und Anwendung seiner Lehre auf andere Wissenszweige kurz hingewiesen würde. Als die nächste der von seiner Lehre beeinflußten Disciplinen, welche indeß strenggenommen noch zur Naturlehre des Menschen und der Thiere gehört, ist die Psychologie zu erwähnen. Hier hat Darwin selbst schon reichhaltiges Material zu einer nach seinen Gesichtspunkten zu bearbeitenden vergleichenden und entwickelungsgeschichtlichen Psychologie in seiner „Abstammung des Menschen", dem „Ausdruck der Gemüthsbewegungen" und dem kleinen Schriftchen, der „Biographie eines kleinen Kindes", gegeben. Namentlich hat es sich dabei herausgestellt, daß es bei psychologischen Untersuchungen nicht blos auf ein vergleichendes Studium ankommt, was ja schon vor ihm, freilich zum Theil in anderer Weise, in Angriff genommen worden ist, sondern daß das Princip der natürlichen Zuchtwahl auch hier vielfach zur Verwendung gekommen ist, bei den Untersuchungen also berücksichtigt werden muß. Im engen Anschluß an die Psychologie hat auch die Linguistik beträchtliche Klärung durch Anwendung Darwin'scher Grundsätze genommen. Man erkennt jetzt allgemein an, daß Vererbung, Variabilität, Concurrenz, Kampf ums Dasein, Rudimente u. s. f., alles Thatsachen sind, welche auch beim Leben der Sprache in Rede kommen. An die Entwickelung der seelischen Thätigkeiten und die der Sprache schließt sich in der Entwickelung der Menschheit die ganze Reihe der speciell dieses Endglied der lebenden Schöpfung behandelnden Wissenschaften an. Nach Darwin'schen Grundsätzen untersucht wird die Geschichte noch intensiver pragmatisch gemacht, als wenn man in ihr nur Darlegungen psychologischer Processe von Völkereinheiten zu verfolgen strebt. Auf dem Boden der Geschichte erhebt sich die Rechtswissenschaft; und hier weist ja jede gesetzgeberische Periode nachdrücklichst darauf hin, daß im Kampfe ums Dasein die einzelnen Rechts- und Gesetzesformen einander weichen müssen, daß sich nach und nach das Passendere an die Stelle des Passenden setzt, daß man schließlich auch das allgemeine Rechtsbewußtsein, als durch Zuchtwahl auf dem Gebiete des socialen Lebens gebildet, als unter dem Einfluß der allgemeinen Variabilität und dem sich daranschließenden Princip der Concurrenz stehend anerkennen muß. Endlich bietet auch die Staatswissenschaft, Politik und Nationalökonomie zahlreiche Angriffspunkte zu einer Behandlung im Sinne der Darwin'schen Lehre dar, nicht in jenem nahe liegenden, aber an sich unfruchtbaren Vergleich des Staatskörpers oder der Gesellschaft im großen mit einem thierischen Organismus, sondern in den hier vielfach zum Ausdruck gelangenden Grundsätzen der

Concurrenz, des Kampfes ums Dasein — nicht einzelner Menschen und Standesgenossen, nicht einzelner Klassen miteinander, sondern der Formen der Einrichtungen, welche kleinere und größere Kreise in ihrer Entwickelung durchlaufen — sowie der auch hier auf jeden solchen Kampf folgenden Entscheidung durch Zuchtwahl. Die Formen des Verkehrs, Gruppenbildungen, Associationen, Verbände, Innungen, staatliche und gesellschaftliche, sociale Formen aller Art, in letzter Instanz die Staatsform selbst, alles sind Varietäten, welche im Leben der Menschheit miteinander in Concurrenz treten und von denen das Passendste leben bleibt, d. h. auch hier dasjenige, was unter den gegebenen Verhältnissen den nothwendigen Bedingungen seiner Existenz am meisten entspricht.

Aus Metternich's nachgelassenen Papieren.*)

Von

Walter Rogge.

Der fünfte Band dieses Sammelwerkes umfaßt die Zeit vom Ausbruche der Julirevolution bis zum Tode des Kaisers Franz, also die politisch so bewegte und hochinteressante Zeit von 1830 bis 1835. Die Hauptquellen bilden die streng vertraulichen Privatschreiben des Kanzlers, namentlich an den Grafen Apponyi, Botschafter in Paris, deren Sammlung Metternich selber 1850 in Brüssel während seines Exils veranstaltete. Diese lettres particulières fassen gewöhnlich die Gesammtheit der Expedition zusammen, ertheilen vertrauliche Winke und Aufschlüsse und sprechen häufig den letzten und eigentlichen Gedanken des Ministers aus. Da nun nach der Julirevolution Paris mehr denn je den Mittelpunkt der politischen Bewegung von ganz Europa bildete und die conservative Politik Metternich's sich demgemäß vorzugsweise mit diesem Platze beschäftigen mußte: so werden in diesen Briefen an Apponyi volle 18 Jahre lang, von der Juli- bis zur Februarrevolution, alle wichtigern Ereignisse besprochen. Mit Recht sagt der Herausgeber des Metternich'schen Nachlasses, Herr von Klinkowström: „So gestaltete sich diese Correspondenz zu einer Darlegung der gesammten politischen Thätigkeit des Staatskanzlers; es finden sich darin wie in einer Sammellinse die Anschauungen des Fürsten über die verschiedenartigsten politischen Angelegenheiten in engem Rahmen aneinandergereiht." Aber zu dieser Quelle gesellt sich eine zweite, kaum weniger intime und mindestens ebenso interessante, nämlich: das Tagebuch der Fürstin Melanie. Wenige Wochen vor Vollendung seines 58. Lebensjahres heirathete Metternich in dritter Ehe die gerade sechsundzwanzigjährige Gräfin Melanie Zichy-Ferraris (30. Jan. 1831), und diese Dame hat von 1820—53, kurz vor ihrem Tode, regelmäßige und ausführliche Aufzeichnungen niedergeschrieben, die dem Herausgeber in 30 dichtgeschriebenen, dicken Quartbänden vorlagen. Was Klinkowström daraus wiedergibt, ist sehr oft von allerhöchster politischer Bedeutung, wo es sich um private Aeußerungen des Kaisers Franz und anderer Souveräne han-

*) „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Herausgegeben von dem Sohne des Staatskanzlers, Fürsten Richard von Metternich-Winneburg. Geordnet und zusammengestellt von Alfons von Klinkowström" (Bd. 5, Wien, W. Braumüller). Vgl. die Artikel „Metternich's Memoiren", Bd. 1 und 2, in „Unsere Zeit", Jahrg. 1880, I, 442 fg., und „Aus Metternich's nachgelassenen Papieren", Bd. 3 und 4, Jahrg. 1881, I, 696 fg.

delt. Auch sachlich läuft da viel Bedeutsames mit unter: denn wir haben es eben mit einer Dame zu thun, die bei aller Leichtlebigkeit des Weltkindes doch aufgeweckt genug ist, um sich durch die naive Bewunderung ihres abgöttisch verehrten Clemens zu reger Theilnahme für die Geschäfte ihres Mannes drängen zu lassen. Wie häufig weiß sie sich kein größeres Vergnügen, als sich Depeschen von ihm vorlesen zu lassen oder ihm über die Schulter zu sehen, wenn er dieselben abfaßt; und die regelmäßigen politischen Gespräche des Fürsten mit Gentz, dem ständigen Frühstücksgaste, bilden für sie eine so anregende geistige Unterhaltung, daß sie dem Fortfalle dieser Conversationen mit Gentz' Tode im Juni 1832 einen stillen Seufzer weiht. „Ich beschäftigte mich mit den Kindern; dann ging ich zu Clemens, wo ich die letzten Depeschen Ficquelmont's" (Botschafters in Petersburg zur Zeit der polnischen Revolution) „las, die sehr interessant sind", schreibt die Fürstin z. B. in ihr Tagebuch. Und nach Gentz' Tode findet sie die Fanny Elßler „sehr geändert"; diese Ballerina tanzte den „Carneval von Venedig" „mit einem gewissen Ausdruck von Trauer, wenigstens schien es mir so". Geradezu unschätzbar sind Melanie's Aufzeichnungen für das sociale Leben Wiens, da sie, inmitten der höchsten Gesellschaftskreise stehend, durch Geburt und Erziehung, Schönheit und Geist in hervorragender Weise zu der Rolle befähigt war, welche ihrer Stellung entsprach. „Gewiß", sagt der Herausgeber ganz richtig, „hat die glänzend begabte Fürstin Melanie viel dazu beigetragen, daß neben dem Cabinet des Staatskanzlers auch der Gesellschaftssalon des Fürsten zur Stätte geworden ist, von der aus lange Zeit hindurch die große Weltpolitik ihre Leitung empfing. Und daß dieser Einfluß der Fürstin von den Zeitgenossen und Epigonen als historische Thatsache hingenommen wurde und wird, dafür spricht der Umstand, daß die geniale Frau mit ihrem Gemahl der Parteien Gunst und Ungunst theilte und theilt."

Mit der Censur „genial" ist man aber in Wien stets sehr freigebig gewesen gegen alle, von der Theaterprinzessin bis zum Staatsmann. Liebenswürdigkeit, im Sinne ihrer Kaste, wird den Tagebuchblättern Melanie's niemand abstreiten, noch weniger aber die vollständigste Gedankenlosigkeit darüber, daß unterhalb der obern Zehntausend ein Volk existirt, das doch sozusagen auch aus Menschen besteht. Sie blickt nicht etwa vornehm darauf hinab; nein, es ist für sie einfach nicht vorhanden, als höchstens zur Verzierung des Schauplatzes bei herrschaftlichen Festivitäten und um Hurrah! zu schreien. Im übrigen haben die Massen sich so zu benehmen, daß man ihr Dasein möglichst wenig merkt, und sich namentlich zu hüten, daß sie den Privilegirten nicht die Cirkel ihres in ungetrübter Heiterkeit dahinfließenden Lebens stören. Daß es schließlich doch die Menge ist, deren breiter und geduldiger Rücken die Grundlage aller dieser Herrlichkeiten abgeben muß, fällt ihr niemals ein; und wenn sie auch Gott demüthig dankt für ihr eigenes großes Glück, suchen wir doch selbst bei den Aufzeichnungen aus der Cholerazeit vergebens nur nach Einem Wort des Mitgefühls mit der leidenden Bevölkerung. „Wir waren im Volksgarten, um Lanner zu hören; es waren schrecklich viel Leute — ein echtes Sonntagspublikum, drollig, aber recht hübsch", das ist eine der seltenen Notizen, in denen die junge Frau, fünf Monate nach ihrer Verheirathung, der vile multitude überhaupt erwähnt. Und in jeder Weise die Höhergestellten zu

amusiren, scheint sie für den einzigen Beruf des großen Haufens zu halten. Kurz, in Bezug auf den aristokratischen Parfum, der uns aus diesen Excerpten entgegenduftet, könnte man als Motto vor das Tagebuch den doctrinären Erguß setzen, womit Metternich eine Depesche an Apponyi schließt: „Wir leben in einer Zeit, wo die Parteien einig sind in der Wuth gegen alles, was in den höchsten Sphären der Gesellschaft vorgeht — in jener Sphäre, zu der sie sich unmöglich erheben können und aus der sie deshalb die mit vollstem Rechte dort Befindlichen in den Staub ziehen möchten. Das Régime der Injurie richtet sich nicht nach den Regeln der Gleichheit; die höchsten Schichten der Gesellschaft haben, wie es scheint, die entschiedene Bestimmung, den Verleumdern niedrigster Herkunft als Zielscheibe zu dienen." Man kann nicht exclusiver sein! Der allgewaltige Staatsmann und die lebensfrohe Weltdame begegnen sich durchaus in dem Gefühle des odi profanum vulgus et arceo. Nur kommt es der Fürstin niemals in den Sinn, über eine Ausschließlichkeit weiter nachzudenken, die sie als selbstverständlich betrachtet, während sich durch die gesammte Action des Fürsten gleich einem rothen Faden das Princip von der Nothwendigkeit einer unausgesetzten Steigerung des politischen Druckes zieht, damit es den Leuten du plus bas étage nicht gelinge, diejenigen in den Staub zu ziehen, die au juste titre in unnahbarer Entfernung über ihnen thronen. Abgesehen von der diplomatisch-internationalen Thätigkeit des Kanzlers, enthält dieser Satz gewissermaßen das ganze Um und Auf seiner Staatsweisheit für die innere Politik. Das Oesterreich, das uns in diesem Bande der Memoiren und hauptsächlich in den Tagebuchblättern Melanie's lebendig und natürlich entgegentritt, kennt denn doch die heutige Generation kaum mehr: wo sich eine Spur davon noch durch vereinzelte Querköpfe in die Gegenwart hinübergerettet, da wird sie von dem jetzigen Geschlecht als eine merkwürdige Rarität angestaunt. So als vor zwölf Jahren Graf Leo Thun im prager Landtage sagte: „Uns, mich und meinen Standesgenossen, hat die Vorsehung einen Platz am Thron einnehmen lassen", begrüßte seine Worte eine so schallende Heiterkeit, daß der Redner ganz verblüfft fortfuhr: „es ist doch Sache der Vorsehung, uns in unserm hohen Stande geboren werden zu lassen!" Nach einer erneuten Lachsalve erklärte der Graf, er gestehe, dies Gelächter nicht zu begreifen: „Die Vorsehung ist es ja doch, die entscheidet, in welcher Stellung der Mensch geboren werden soll."

Allein in die „patriarchalische" Atmosphäre des Wien vor 50 Jahren passen die Stimmungsbilder, die uns dies Tagebuch bietet, ganz vortrefflich. An dem Geburtstage „unsers guten Kaisers" (12. Febr. 1831) stellte sich ihm eine Deputation von wiener Bürgern vor, „welche um die Erlaubniß baten, sich mit Musik vor seinen Fenstern aufzustellen und beim Zuge durch die Burg Vivat zu rufen, um ihn zu sehen. Der Kaiser erwiderte, er könne nicht gestatten, daß dies geschehe, weil kein Regiment ein solches Privilegium habe; sie sollten sich aber auf dem Stephansplatze aufstellen und er werde im Wagen dahin kommen — man empfing ihn mit ebenso stürmischen wie einstimmigen Zurufen." Am 17. Nov. wieder übersiedelte der Kaiser von Schönbrunn in die Hofburg: „Ich speiste mit Mama und meinen Brüdern; dann mußte ich ins Burgtheater, wo man unsern Kaiser mit rührender Begeisterung bewillkommnete; das Parterre sang Gott

erhalte, und ich gestehe, daß ich weinte wie ein Kind." Dazu stimmen denn ganz harmonisch Notizen, wie die über die Vermählung am 30. Jan. 1831, „meinem Hochzeitstage", wo es heißt: „Der Nuntius, der uns traute, hielt eine sehr schöne Rede; die Ceremonie dauerte nicht zu lange; es war, mit Einem Worte, alles recht schön und passend. Wir waren kaum zu Hause, als ganz Wien sich einfand; unsere Salons waren überfüllt. Ich that mein Möglichstes, um nach allen Seiten einen guten Eindruck zu machen, und man war sehr lieb mit mir." Dann zwei Tage später über einen Ball bei der Erzherzogin Sophie: „Meine Toilette war hübsch, ich war hübsch; und die Frau des Ministers bedarf nicht mehr, um alle Herzen zu gewinnen." Auch, um der Fürstin nicht unrecht zu thun, finden wir noch Eine Aufzeichnung vom 1. März 1835, dem Todestage des Kaisers Franz, die auf einen gewissen Zusammenhang mit dem „Volke" hindeutet und jeden echten Wiener der niedern Klassen anheimeln muß: „Der Bericht von heute Morgen ist leidlich gut. Unser angebeteter Kaiser war ziemlich ruhig gewesen. Meine Leute erzählten mir, die Köchin habe gestern in die kleine Lotterie gesetzt, und zwar Nr. 12 (weil der Kaiser am 12. Febr. geboren ist), 43 (weil es heute 43 Jahre sind, daß er die Regierung antrat), und 67 (sein Alter) und daß sie heute Morgen mit 30 Kreuzern 2800 Gulden gewonnen. Wir betrachteten dies als gutes Vorzeichen, und Clemens schrieb es der Kaiserin, die das Billet unserm guten Kaiser zeigte." Die junge Fürstin hatte übrigens guten Grund, von Franz I. immer und überall mit einer Liebe und Hochachtung zu sprechen, die nur noch von ihrer abgöttischen Verehrung für den Herrn Gemahl übertroffen wird. Der Kaiser empfing sie zwei Tage nach der Hochzeit „mit rührender Güte": „Er sprach viel von Clemens; bat mich, ihn glücklich zu machen, und spendete ihm natürlich großes Lob, indem er wiederholt sagte: er verzeiht allen seinen Feinden, behält nie etwas im Herzen gegen sie. Dann äußerte er sich sehr beifällig über meine Wahl und sagte mir die liebenswürdigsten Dinge." Ja, die Kaiserin erzählte der Fürstin gleich nach Franz' I. Tode, der Verblichene habe oft erwähnt, er sei ganz erstaunt darüber, daß man aus ihm einen großen Mann machen wolle! „Ich bin doch", habe er gesagt, „ein so einfach schlichter Mensch — hätte gar nicht bemerkt werden sollen. Jetzt macht man ein Wesen aus mir; ich weiß aber recht gut, woher das kommt: der Metternich schiebt immer alles, was Gutes und Geschicktes gethan wird, auf mich. Das weiß ich, wenn der länger lebt als ich, komme ich noch mit einem ungeheuern Rufe in die Geschichte — das kommt alles von Metternich!"

Die interessantesten Details aber in dieser Richtung enthalten Melanie's Aufzeichnungen über das Jahr 1833, wo vom 4. bis 20. Sept. die Monarchen-Zusammenkunft zu Münchengrätz in Böhmen stattfand, während deren das Metternich'sche Ehepaar in genauem Verkehre mit den Kaisern Franz und Nikolaus lebte. Beinahe regelmäßig waren Metternich und seine Frau dort bei dem Kaiser und der Kaiserin von Oesterreich zu Tische, und ebenso regelmäßig war die Fürstin die Tischnachbarin des Kaisers. Da kehren dann fortwährend so enthusiastische Notizen wieder, wie: „Der Kaiser war so gütig und gemüthlich, daß es mich wirklich zu Thränen rührte . . . er ließ mich an seiner Seite sitzen, war heiter,

zufrieden und von einer wahrhaft bewundernswerthen Güte. . . . Der Kaiser zeigte sich wieder möglichst gütig und herzlich; er sprach mit mir von Clemens, wie er es so oft thut, und sagte: «Der ist besser als ich; der ärgert sich nie und hat nie etwas gegen seine ärgsten Feinde — so gut bin ich nicht.»" Als Franz einmal die Oberhofmeisterin der Großherzogin von Weimar bei Tische neben sich hatte, beklagte er sich gegen Metternich: „Das sind schreckliche Leute; jetzt haben sie mir Ihre Frau weggenommen und die Alte hergesetzt." Ein paar Tage darauf lesen wir: „Gräfin Waldstein saß an der Seite des Kaisers, welcher zu Clemens sagte, er hoffe, ich würde dies nicht übel nehmen; allein es thut mir doch leid, weil es mich hindert, mit ihm zu sprechen, was ein großer Genuß ist." Und dann wieder: „Wir speisten an der kaiserlichen Tafel; ich saß neben dem Kaiser, der trefflich gelaunt war und mir einen kleinen Löwen auf das Programm der Musikstücke zeichnete, die während der Tafel gespielt wurden. Ich sagte ihm, ich würde dies für meine Kinder aufbewahren. Er entgegnete: «Ich will Ihnen was Schöneres machen!» Seine Güte war wirklich bezaubernd." Wie der Herausgeber bemerkt, liegt die Zeichnung, den böhmischen Löwen vorstellend, dem Tagebuche bei.

Endlich, am 10. Sept. abends, traf der stolze Zar in Münchengrätz ein, der sich in Kronstadt wegen eines zu heftigen Sturmes nicht hatte einschiffen können, und sich nach großem Zeitverluste entschlossen, nach Petersburg zurückzukehren und den Landweg einzuschlagen. Einmal war Nikolaus' Ankunft schon so bestimmt angesagt, daß Franz I. ihm sechsspännig entgegenfuhr und wieder umkehren mußte. „Die Kaiserin ist ein wenig verstimmt, weil man den Kaiser so unnützerweise warten läßt, und hat gewiß nicht unrecht", bemerkte Melanie. Als der Zar nun endlich wirklich kam, bedurfte es Metternich's Fürsprache bei dem Kaiser von Oesterreich, daß er „die große Güte hatte, sich neuerdings zum Empfange in Bewegung zu setzen". Metternich war bei der Ankunft zugegen, und Nikolaus sagte zu ihm: „Ich kam hierher, um mich unter die Befehle meines Chefs zu stellen", dann fügte er hinzu: „ich zähle auf Sie, damit Sie mir einen Wink geben, wenn ich einen Misgriff begehe"! Eine reizende Scene ist die Verleihung eines Husarenregiments an den Zaren nach einer großen Revue, wobei er dasselbe hatte manövriren sehen. Fürst Windischgrätz, der diese Revue commandirt, machte aus der Sache eine Staatsaffaire und suchte, da der Kanzler im Augenblick beschäftigt war, dessen Gemahlin auf: Nikolaus sei von dem Regiment so bezaubert gewesen, daß es höchst passend erscheine, es ihm zu verleihen; doch sollte das noch am Abend des gleichen Tages geschehen. So benachrichtigt, nahm Franz um 9 Uhr auf der Soirée den Zaren beiseite und sagte ihm, daß er ihm das Regiment verliehen. „Kaiser Nikolaus fiel ihm um den Hals, umarmte ihn wie ein Kind und konnte seine große Freude nicht bemeistern. Er schickte sogleich zu dem Regimentsschneider, um sich eine Uniform machen zu lassen, und verlangte, daß dieselbe bis morgen fertig sei, was mir unmöglich scheint." Die Fürstin schildert sodann den Regen von Groß- und Commandeurkreuzen hoher russischer Orden, der auf Windischgrätz, den Prinzen Reuß, den Divisionär Salhausen und alle Subalternoffiziere niederging, um die Erzählung dieser Haupt- und Staatsaction zu schließen:

„Jedermann ist entzückt; alle Russen kamen zu mir, und das ganze Gespräch drehte sich um die Freude des Kaisers", der denn auch wirklich drei Tage später, hart vor der Abreise von Münchengrätz, „sein Regiment" manövriren ließ.

Uebrigens scheint die Fürstin den großen Einfluß auf ihren Mann und die maßgebenden Persönlichkeiten überhaupt niemals zum persönlichen Eingreifen in den Gang der politischen Geschäfte benutzt zu haben. Wenigstens finden wir in dem Tagebuche eine Notiz, die überdies vollkommen mit den österreichischen Traditionen stimmt: „Sainte-Aulaire, der französische Botschafter, hat mir beweisen wollen, daß ein Staatsmann unter dem Einflusse einer Frau stehen müsse, um Gutes zu wirken; ich erklärte ihm mit Bestimmtheit, daß wir hier ganz entgegengesetzten Grundsätzen huldigen und recht zu haben scheinen, weil unsere Angelegenheiten einen bessern Verlauf nehmen als die ihrigen. Ich fügte bei, daß bei uns die Frauen sich nie hineinmischen; daß ihre Männer ihnen wol bisweilen die Dinge mittheilen, welche sie in Anspruch nehmen, daß sie dann aufmerksame Zuhörerinnen sind, daß ihre Ansicht aber kein Gewicht in die Wagschale werfe und man nie daran denke, sie um Rath zu fragen. Dies sei gewiß eine viel zuverlässigere Methode, um den richtigen Weg zu finden, weil ein wahrer Staatsmann sich nie durch lebhafte und leidenschaftliche Eindrücke bestimmen lassen, ja solchen nicht einmal ausgesetzt sein dürfe, was alles bei Frauen unvermeidlich ist." Das entspricht, nach allem, was sich aus den Memoiren ergibt, vollkommen der Wahrheit, obschon die junge Frau doch fortwährend das lebhafteste Interesse für die Geschäfte ihres Mannes verräth und von diesem auch in alles eingeweiht wird.

Nur einmal sehen wir sie in echt weiblicher Weise aus dieser Reserve heraustreten, eben Sainte-Aulaire gegenüber, bei einem Vorfalle, der seinerzeit viel von sich reden und die Fürstin zur Heroine eines diplomatischen Cancans machte. In getreuer Uebereinstimmung mit den legitimistischen Principien ihres Eheherrn war Melanie auf die französische Botschaft schlecht zu sprechen. Insbesondere hatte sie sich noch geärgert, weil auf einem Balle einer der zungenfertigen Herren sich an ihre Stieftochter Leontine mit dem impertinenten Compliment gewendet: der Ball sei so hübsch, daß man glauben könnte, er werde nicht in Wien, sondern in Paris gegeben. „Leontine gab ihm eine viel zu artige Antwort, und das verstimmte mich für den ganzen Abend." Auf dem Neujahrsdiner von 1834 nun beim Kanzler, wo sie eine Art Diamantenkrone trug, sagte ihr Sainte-Aulaire: „Aber Fürstin, Ihr Kopf ist mit einer Krone geschmückt." Sie erwiderte ganz ruhig: „Warum nicht? Wenn sie nicht mein Eigenthum wäre, würde ich sie nicht tragen!" Das Tagebuch fährt fort: „Die Geschichte machte rasch die Runde, und alle Erzherzoge sprachen mit mir davon, was mir unangenehm ist, weil das Publikum schnell davon Kunde bekommen und Clemens über mich ungehalten sein wird." In seiner Depesche an Apponyi erzählte der Kanzler den Vorgang etwas anders. „Sainte-Aulaire sagte zur Fürstin: «Was für schöne Diamanten Sie haben, Madame! Aber die sind ja herrlich, wahre Kronjuwelen!» Melanie, etwas ungeduldig, weil schon mehrere Personen sie auf ihre Toilette hin angeredet, auf die sie bekanntlich nicht mehr Werth legt, als sich gehört, erwiderte: «Meine Diamanten sind was sie sind; ich trage sie, wie man sie mir gegeben, ich habe sie

nicht gestohlen.» Sainte-Aulaire entgegnete: «Gestohlen ist das Diadem nicht, aber schlecht angebracht! Statt auf Ihrem Haupte zu sitzen, sollte es zu Ihren Füßen liegen!» Aus dieser vollständig harmlosen und durchaus freundschaftlichen Unterhaltung — denn Melanie hat die Sainte-Aulaire sehr gern — hat nun müßiges Gerede eine politische Scene zwischen dem französischen Botschafter und der Fürstin Metternich gemacht." Inzwischen aber ersuchte der Gesandte die Fürstin um eine Unterredung, die am 12. Jan. 1834 mittags stattfand. Er trat sehr ernsten Ausdruckes bei der Dame ein und erwiderte auf deren Bemerkung, er scheine in kriegerischer Absicht gekommen zu sein, finde sie aber zu einem Kampfe auf Tod und Leben bereit, sehr gemessen: er komme nicht, um über wichtige Dinge zu scherzen. Melanie klingelte, um ihren Mann rufen zu lassen, der sogleich erschien. Nun wiederholte Sainte-Aulaire in sichtlicher Aufregung die Worte Melanie's vom Neujahrstage mit dem Zusatze: er habe von der Fürstin mehr oder minder schickliche Worte vernommen, ihr aber nicht zugetraut, daß sie dieselben wiederholen würde. Nun aber sei man von allen Seiten zu ihm gekommen, um ihm zu erzählen, sie habe sich dieser beleidigenden Aeußerungen gerühmt und sogar hinzugefügt: „Ich habe ihm noch ganz andere Dinge gesagt!" Ohne einen Augenblick außer Fassung zu gerathen, erklärte die Fürstin, sie könne nicht leugnen, mit absichtlicher Bestimmtheit gesprochen zu haben, daß sie eine ihr nicht gehörige Krone nicht auf ihrem Haupte tragen würde; wiederholt aber habe sie diesen Ausspruch nicht; erstlich nicht, weil sich keine Gelegenheit dazu dargeboten, sodann, weil es ihr, obschon sie mit seiner Regierung und allem, was damit zusammenhänge, sehr wenig sympathisire, doch niemals in den Sinn gekommen sei, ihm persönlich, seiner Frau und seinen Kindern, die sie für gut und redlich halte, wehe zu thun. Gegen die übrigen Angehörigen der Botschaft sei sie jedoch nicht ebenso gesinnt; zweifellos hätten seine jungen Leute die Geschichte erfunden, um Zwietracht zu säen; sie rathe ihm daher, allen Schwätzereien, die seine Späher sich beeifern würden ihm zuzutragen, nicht sein Ohr zu leihen. Bestürzt und sogar ergriffen, wie die Fürstin meint, habe Sainte-Aulaire wegen seiner übel begründeten Vorwürfe um Verzeihung gebeten: er sei übel unterrichtet gewesen und nunmehr in Verlegenheit, wie er über die Affaire, die so viel Staub aufgewirbelt, nach Paris berichten solle; Metternich möge doch über die Sache an Apponyi in jenen Ausdrücken schreiben, die Sainte-Aulaire auf einem Blatte hingeworfen. Allein die Sache zog sich noch bis in den März hin, wo sie durch einen Artikel der pariser „Quotidienne" erst recht acut wurde. „Kein Mitglied der französischen Botschaft zeigte sich bei uns", referirt die Fürstin, während sie „schrecklich gequält" wurde durch die Besuche, die Sainte-Aulaire ihrem Mann wegen der „fatalen Geschichte" abstattete. „Wir wurden beinahe geweckt durch ein Billet des Herrn von Sainte-Aulaire an meinen Mann; es betrifft abermals mein Diadem", heißt es an einer andern Stelle des Tagebuches. Endlich „fällt der Fürstin ein Stein vom Herzen", als der Kanzler ihr seinen Wunsch mittheilt, sie möge nie mehr mit dem Botschafter von „dieser abgethanen Sache" sprechen. Sainte-Aulaire hatte Metternich die Depesche mitgetheilt, worin er dem Herzog von Broglie die Geschichte vortragen wollte, nach seiner Weise und unter den wärmsten Betheuerungen, daß er

eine Beleidigung seines Königs niemals geduldet haben würde. Metternich hatte sich mit diesem Referat durchaus einverstanden erklärt und den Botschafter nur darauf aufmerksam gemacht, wie lächerlich es sei, eine Frau als Gegnerin irgendeiner Regierung hinzustellen; er werde daher in seinem eigenen Interesse besser thun, die Stelle zu streichen, wo von den „der französischen Regierung feindseligen Ansichten der Fürstin" die Rede ist. „Wenn die Frauen in Bezug auf die Geschäfte nichts sind — ein Grundsatz, der bei uns absolute Geltung hat — heißt es einer Frau zu viel Ehre erweisen, ihr eine feindselige Bedeutung im Gegensatze zu einer Regierung beimessen. Eine Frau kann, ganz wie ein Mann, ihre Ansichten haben: und hat sie keine, so stellt sie sich selbst unter das Niveau ihres Geschlechts. Aber nirgends liegt zwischen diesen Ansichten der Frauen und ihrem Einflusse auf die Geschäfte eine größere Entfernung als in Oesterreich." Sainte-Aulaire fügte sich, „aber abends (5. März) hatte er ein langes Gespräch mit Clemens, worin er ihm zu beweisen suchte, daß es im Grunde doch die Frauen seien, von denen die Staatsgeschäfte geleitet würden, und daß man unmöglich glauben könne, die seinige übe nicht ungeheuern Einfluß auf die Angelegenheiten der Welt"! So war denn auch diese Staatsaffaire glücklich beendet; aber freilich nicht, ohne eine neue Illustration zu dem diplomatischen „Viel Lärmen um nichts" geliefert zu haben. Es war eine gründlich falsche Mythe, die bisher über diesen Vorgang in Wien verbreitet war: der allgewaltige Kanzler habe den Botschafter bei dessen erster Interpellation mit gleichmüthigem Achselzucken abgefertigt: „Ich habe meine Frau geliebt und geheirathet, erzogen aber habe ich sie nicht!" O nein, so leicht ließ sich der Gesandte wie der Minister den Stoff zu einem weitläufigen Notenwechsel nicht entwinden, dessen Gegenstand zu sein wol am Ende auch der Fürstin, trotz aller damit verbundenen Aufregung, geschmeichelt haben wird.

Uebrigens ist das Tagebuch der Fürstin auch politisch interessant, weil sich darin, trotz ihrer vollkommen ehrlich gemeinten Ableugnung jedes Strebens nach Einfluß, doch eine ungemein rege, obschon rein subjective Theilnahme für die Thätigkeit ihres Mannes abspiegelt, und weil es eben darum mit einer naiven Altklugheit, die bei einer so lebenslustigen Weltdame nur um so schlagender wirkt, die intimsten Auffassungen des Kanzlers wiedergibt. Drei Wochen nach ihrer Vermählung trägt sie in ihre Ephemeriden ein: „Heute zum ersten mal seit meiner Verheirathung frühstückte ich allein mit Clemens; er sprach viel von Geschäften, weihte mich in seine Ansichten und Plane ein, und ich war über meine allzu große Unwissenheit betroffen. Ich möchte es dahin bringen, daß ich ihn beim ersten Worte verstehe, daß ich ihm in allem und jedem behülflich sein, seinen Erörterungen folgen, mich selbst in solche mit ihm einlassen kann — kurz, ich möchte mehr sein, als eine liebende Frau, was fürwahr ein zu leichtes Handwerk ist." Und wieder drei Wochen später: „Clemens arbeitet wieder; ich war einen Augenblick bei ihm, und wenn es nach meinem Willen ginge, so würde ich immer auf seine Schulter gestützt bleiben, um zu sehen, wie er seine Depeschen schreibt: denn es ist ebenso interessant wie merkwürdig. Dieser Mann ist bewunderungswürdig; Gott möge ihn mir und der Welt erhalten!" Wie sie seine Schmerzen mit em-

pfindet: „Das Schlimmste ist, daß mein armer Clemens, nachdem er mit vieler Mühe einen Plan entworfen, um die einzigen Rettungsmittel zu ergreifen, die uns übrigbleiben, von niemand unterstützt wird und überall Hindernisse findet!" Gleich darauf, im April 1831, als die Furcht schwindet, Frankreich werde aus dem Einrücken der Oesterreicher in den Kirchenstaat einen Kriegsfall machen: „Auf solche Art, und wenn Gott den so weisen und redlichen Planen meines Mannes seinen Segen verleiht, werden wir einen Frieden erlangen, der seinen Ruhm für alle Zeiten sichert; denn es bedurfte mehr als Weisheit, um dieses Ziel zu erreichen." Aber immer noch wird die olympische Ruhe der obern Zehntausend durch turbulente Demagogen gestört: „Die Dinge in der Welt würden eine günstige Wendung nehmen, wenn man sich nicht mit Polen quälen müßte." Die Fürstin ist viel zu sehr große Dame, um sich um die Geheimnisse von Spielberg oder Munkács auch nur zu kümmern: aber kein Zweifel, daß sie alle Liberalen herzlich gern dort aufgehoben wüßte, und dabei hat sie nicht die Entschuldigung anderer Aristokratinnen, die über solche Dinge leichthin urtheilen, wie sie es eben verstehen; denn sie betrachtet sich als eine Politikerin von Fach, bei der sich die andern Damen Trost und Rath holen: „Lori Fuchs kam zu unserm Frühstück; sie benachrichtigte mich unter vier Augen, Gentz sei ein Revolutionär geworden und nehme jetzt ganz und gar die Partei der Polen gegen die Russen. Ich versicherte ihr, sie könne sich beruhigen; denn Clemens bleibe davon vollkommen unberührt. Alle Frauen wollen heutzutage Politik machen und machen nur Confusion. Sie suchen die Wirkung zu errathen, welche der Erfolg der Polen hervorbringen könnte, und lassen sich allzu sehr zu Extremen fortreißen; denn erst vor wenigen Wochen fürchteten sie sehr das Uebergewicht der Russen." Die Harmonie der Fürstin mit ihrem Gemahl ist eine um so vollständigere, als der politische Conservatismus sich im Grunde bei beiden in erster Linie als Kampf für die Kasteninteressen präsentirt. Am 14. Mai, dem Vorabende von Metternich's Geburtstag, hat sich wieder „die ganze Stadt" eingefunden, „eine wahrhaft lächerliche Menge von Leuten, sodaß ich wirklich davon verblüfft war". Die stets wiederkehrenden Ausdrücke: „ganz Wien", „die ganze Stadt", sind für den streng exclusiven socialen Standpunkt der Schreiberin bezeichnend: denn sie bedeuten eben einfach „alles, was zur Kaste gehört", keineswegs wie tout Paris alle, die durch Geburt und Stellung, Vermögen und Berühmtheit, Intelligenz und Geist hervorragen. „Die Frühstücksstunde verstreicht" der Fürstin „auf das angenehmste, während Clemens und Gentz die Misgriffe besprechen, die gemacht wurden, als Stadion, Cobenzl und Colloredo die Staatsgeschäfte leiteten, sodaß das Gift der Revolution sich schon damals unter uns verbreitete". Unwillkürlich aber wird man an Meister Knieriem's „Die Welt steht auf kein' Fall mehr lang, lang, lang, lang" im „Lumpacivagabundus" erinnert, an welchem damals neuen Stücke Nestroy's die Fürstin viel Behagen fand, wenn man in ihrem Tagebuche Stoßseufzer wie die folgenden liest: „Das Gespräch meines Mannes mit Gentz war auch heute sehr interessant; es dreht sich fast immer um den so peinlichen Todeskampf dieser traurigen Welt . . .", oder bei dem Ausbruche der Cholera in Ungarn: „Gott habe Erbarmen mit unserm armen Europa, es befindet sich in schrecklicher

Lage . . . diese schreckliche Geisel, die Cholera, die uns in dem Augenblick überfällt, wo wir ausschließlich der moralischen Cholera die Stirn bieten sollten, ist ein furchtbarer Zuwachs von Sorge; sich von den schrecklichsten Revolutionen und von der Cholera bedroht zu sehen, ist zu viel und alle menschliche Weisheit muß da zu Schanden werden"; oder in dem Neujahrsnachtgebete von 1832: „Möge Gott sich unserer armen, alt gewordenen Welt erbarmen!" Genau correspondirende Stellen werden wir auch in den Staatsschriften des Kanzlers finden. Die Fürstin hat zu ihrer Beruhigung, nächst Gott, immer noch ihren „guten anbetungswürdigen Clemens", von dem sie „begreift, daß jedermann sich ihm in Geschäften anschließt; denn es ist unmöglich, klarer, verständiger und zugleich wahrer und loyaler zu sein". Aber die junge Frau hat auch ihre sehr bestimmten Ansichten über die Tagesereignisse und bringt dieselben nicht minder resolut zum Ausdruck: „Clemens las mir die Rede des Königs Louis Philipp bei Eröffnung der Kammern vor: schwach und charakterlos, aber voll Anmaßung gegen Oesterreich. Er sagt unter anderm: «Meinem Verlangen gemäß haben die österreichischen Truppen Italien geräumt u. s. w.» Das ist recht erbärmlich." Drei Wochen später ballt die schöne Frau ihr niedliches Fäustchen: „Apponyi machte Péreire über seine Rede lebhafte Vorwürfe; dieser erwiderte jedoch, was sie immer sagen, sie seien genöthigt so zu sprechen im Angesicht einer Nation, die so schwierig zu regieren sei wie die ihrige; ihre Absichten den verbündeten Mächten gegenüber seien redlich und loyal u. s. w. Ich finde, daß wir sehr gutmüthig sind, wenn wir uns mit solchen Antworten begnügen."

Auf das Verhältniß des Metternich'schen Ehepaares zu Gentz wirft das Tagebuch ein neues Licht. Der Publicist erscheint hier als ein förmliches Inventarstück in dem fürstlichen Haushalte, denn „Hausfreund" wäre wol eine allzu familiäre Bezeichnung; und doch ist er an dem Frühstückstische der Familie ständiger Gast. Schon im November und December 1831 finden wir nachstehende Eintragungen: „Clemens zeigte mir einen Brief des Fürsten Wittgenstein an Gentz, der beweist, daß letzterer allen seinen auswärtigen Bekannten schreibt, Clemens arbeite nichts mehr, er allein müsse alle Geschäfte besorgen. Ich gestehe, daß ich ihn wenigstens für loyal und redlich hielt; ich bewundere Clemens, der, obwol er alle diese Dinge weiß, Leuten gegenüber gütig und freundlich bleibt, welche ihm den einzigen Trost zu entreißen suchen, den er im Geschäftsleben findet: die Würdigung und Anerkennung jener, die gleich ihm das Gute wollen." Daß ein solcher Brief aus Berlin an Gentz doch nur im Wege des Schwarzen Cabinets in des Kanzlers Hände gekommen sein kann, scheint der Frau Fürstin nicht weiter aufgefallen zu sein! Gleich darauf: „Ich finde unsern Gentz seit einiger Zeit in einem kläglichen Zustande. Er sagte uns heute, daß er seine Papiere in Ordnung bringe, weil er sein Ende nahe fühle und mit der Gewißheit sterben wolle, daß man an seinem Namen keinen Flecken finden werde. Clemens glaubt mit Recht, er vernichte alle compromittirenden Briefe bezüglich einiger Speculationsgeschäfte, denen er leider große Ausdehnung gab." Als nun aber Ende Mai Gentz auf sein Sterbebett geworfen wird, auf dem er am 9. Juni 1832 verschied, empfand man den Verlust in der fürstlichen Familie doch sehr tief. Noch am Tage vor

Gentz' Tode klagte sein Arzt der Fürstin, daß der Kranke keine Arzneien mehr nehmen wolle, und fügte hinzu, er stehe mit seinem Leben für die Erhaltung „unsers alten Freundes", wenn dieser sich seinen Vorschriften füge. „Man drang also in mich, ihm zu schreiben, um ihn zu bitten, daß er sich sorgfältig pflege; ich that es." Metternich selbst meldet „die traurige Kunde des von mir tiefgefühlten Verlustes unsers Freundes Gentz" an Prokesch-Osten mit den Worten: „Er hat am 9. Juni früh geendet; ich hatte am Nachmittag des 8. mehr als eine Stunde bei ihm zugebracht, und obschon ich sein baldiges Ende voraussah, ahnte ich es dennoch nicht so nahe. Ein seltener Umfang des Talents, wahrer Genius ist mit dem Verewigten zu Grabe gegangen. Die Stelle, die er einnahm, kann nicht ausgefüllt werden, und obgleich mir Gentz seit ein paar Jahren nur mehr Phantasiedienste leistete, so geht er mir in den wichtigsten Beziehungen ab." Noch im Januar hatte die Fürstin notirt: „Clemens hatte heute ein langes Gespräch mit Gentz, dem er die Leichtfertigkeit vorhielt, womit derselbe die compromittirendsten Dinge über die Angelegenheiten schreibt, von denen er Kenntniß hat; der arme Mensch gestand sein Unrecht ein." Jetzt aber geht das Klagen den Mai und Juni hindurch: „Um Gentz thut es mir wirklich leid; er machte unser Frühstück wahrhaft interessant; Clemens arbeitete bei mir; kurz, es war ein Beisammensein, das ich nun vermisse." Dann wieder: „Die Angelegenheiten von Gentz, die letzten Anordnungen für sein Leichenbegängniß, dies alles beschäftigt Clemens in trauriger Weise. Er fühlt lebhaft den neuen Verlust, der ihn getroffen. Wir sprachen über die Leere, die jetzt in der Gesellschaft herrscht. Alle, die sie besonders für ihn angenehm machten, sind geschieden, und er sieht sich in ganz trostloser Weise vereinsamt. In der ganzen Welt macht sich eine allgemeine Auflösung bemerkbar, die wahrhaft schrecklich ist." Es ist ein hoch charakteristisches Symptom, nicht blos von Melanie's Auffassungsweise, sondern auch des Metternich'schen Systems, daß den Herrschaften immer gleich „die allgemeine Auflösung" vor der Thür zu stehen dünkt, daß sie das Weltende wittern, sobald dem kleinen Kreise, der ihnen „ganz Wien" bedeutet, etwas gegen den Strich geht. So bekommt die Fürstin gerade in diesen Tagen einen „abscheulichen Brief" Lamennais' zu Gesicht, der „einen Freiheitssturm in der ganzen Welt zu entfesseln droht". Da hat sie nicht übel Lust, mit Gott zu rechten, weil er den Feinden ihres Mannes nicht schnell genug den Garaus macht. „Möge der Himmel", ruft sie zornig aus, „diese Bösewichter endlich zu Schanden werden lassen!" Am 10. Juni ward Gentz bestattet. „Nun liegt der arme Mann im Grabe", schreibt Melanie, „und schon sind nur wenige noch seiner eingedenk. Wenige vermissen ihn, niemand beweint ihn, und dennoch gibt es für ihn keinen Ersatz." Aber Metternich muß doch innerlich erschüttert gewesen sein, denn häufig begegnen uns im Sommer 1832 Eintragungen wie diese: „Clemens ist sehr froh, daß er mit der Ordnung seiner Kupferstiche ein wenig ins Reine kommt und alles vor seinem Tode geregelt wird: ein schreckliches Wort, das er mir jeden Augenblick wiederholt." Ebenso oft erneuern sich die Klagen: „Mein Frühstück ist gegenwärtig rasch abgemacht; seit dem Tode von Gentz hält sich Clemens fast gar nicht mehr dabei auf, was für mich ein wahrer Verlust ist." Eine „rührende Geschichte" erzählt die Fürstin vom Kaiser Franz, der einmal in Schön-

brunn bei einem Gang durch Hietzing einen Armen ohne jede Begleitung beerdigen sah. „Folgen wir diesem Unglücklichen, er ist so gar allein", sagte er zu seinem Adjutanten Appel und warf die erste Scholle Erde auf den Sarg. Als Metternich den Kaiser bat, Pozzo di Borgo das Großkreuz des Stephansordens zu verleihen, schickte Franz die Decoration an den Fürsten, sie dem Corsen einzuhändigen: „Ich hab' ihn nicht gern und will für ihn nur das Billige thun; ich kann ihm nicht sagen, daß ich's ihm gern geb', es ist nicht wahr." Den Herzog von Reichstadt liebte Franz I. immer, fand ihn geistreich und lustig und war gern in seiner Gesellschaft. Als der kleine Prinz acht bis zehn Jahre alt war, sagte er zum Kaiser: „Ich erinnere mich, daß ich in meiner frühesten Jugend Pagen hatte; man nannte mich König von Rom; warum denn, Großpapa?" Der Kaiser erwiderte: „Dies ist ein Titel, mein Kind, den man verlieh, wie das bisweilen geschieht. Du wirst, siehst du, auch von meinen Titeln sprechen hören; du bist König von Rom, wie ich König von Jerusalem bin; das eine ist so wenig wahr wie das andere." Als Marschall Maison nach Wien kam, wollte man, daß der Herzog von Reichstadt zu ihm gehe, wie er dies bei den andern Botschaftern gethan. Er begab sich darauf zum Kaiser und sagte ihm, „er habe alle Botschafter der Könige von Frankreich besucht, weil er vollkommen bereit sei, den legitimen Souveränen seine Huldigung darzubringen; was aber den Vertreter Louis Philipp's betreffe, so werde er gewiß nicht hingehen, weil dieser weniger Rechte auf die Krone Frankreichs habe als er selber, und er sehe nicht ein, warum er einem Usurpator seine Ehrfurcht bezeugen solle". Nehmen wir von dem Tagebuch Abschied mit einer Eintragung vom 13. Nov. 1832: Metternich hatte eine „wahrhaft rührende" Unterredung mit dem Kaiser, der dem Kanzler sagte, er bitte Gott, vor allem ihn zu erhalten, „denn ohne Sie wüßte ich nicht, was anfangen". Metternich erwiderte mit einem Gegencompliment auf den „redlichen, stets das Richtige treffenden Sinn" des Monarchen. Melanie spricht ihr Amen dazu: „Möge Gott beide erhalten! Denn wahrhaftig, der eine ohne den andern kann die Welt nicht retten; wenn noch etwas erhalten bleiben soll, so bedarf es ihrer beider als Stütze."

Gehen wir nun zu den historisch-politischen Documenten über, so finden wir, daß gerade beim Beginn des großen Revolutionsjahres die beiden leitenden Staatsmänner Oesterreichs und Rußlands, Metternich und Nesselrode, einander in kühlster Reserve gegenüberstanden, weil die jüngste Politik des Zaren im Orient, die zum Frieden von Adrianopel und zur Befreiung Griechenlands geführt, in das legitimistische System des Fürsten nicht paßte. Nach Metternich's Ueberzeugung „bestand seit dem Anfang der orientalischen Frage eine Verschwörung unter den russischen Geschäftsmännern, den Kaiser Nikolaus in eine weit aussehende Verwickelung mit der Pforte zu bringen, wozu ihnen alle Mittel gut schienen". Dem Kaiser Franz schilderte er den Sachverhalt in einem Vortrage wie folgt: „Wir haben Kaiser Alexander seit 1823 in ein leidiges Schwanken treten sehen. Mehr als verlassen von seinen eigenen Leuten, über das Wahre irregeführt und den drohendsten Gefahren im Innern des Reiches preisgegeben, wußte er sich keinen Rath zu schaffen. Das, was Kapodistrias und ein paar andere Individuen wollten,

konnten sie vollbringen; der Kaiser war kein Gegengewicht mehr, und Nesselrode schwamm in dem Qualm fort. Er war dermaßen verstrickt, daß er die Partei ergriff, die Schwächlinge gewöhnlich wählen, diejenige, dem Strom zu folgen und mit demselben fortzuschwimmen, ohne Rücksicht auf die Stimme des Gewissens, bis sie ertrinken oder irgendein Mittel finden, sich zu retten. Mit uns konnte er nicht mehr harmoniren; ich insbesondere erschien ihm wie der Stachel des Gewissens. Das Beste hat er selbst gesagt: die glücklichste Seite der orientalischen Geschichte ist, daß sie vorbei ist. Dieser kurze Satz enthält die ärgste Kritik eines Unternehmens, von welchem er, wenn nicht der Urheber, so doch schwer belasteter Mitschuldiger war." Ein beachtenswerthes Spiel des Zufalls war es also, daß beide Staatsmänner, die sich zum letzten mal im Herbst 1822 auf dem Congreß von Verona gesehen, einander gerade in den Tagen, da in Paris der Thron der Bourbonen zusammenbrach, am 28. Juli 1830 in Karlsbad begegneten, um sich dort, unter dem frischen Eindrucke des welterschütternden Ereignisses, wovon die Nachricht am 31. zu ihnen gelangte, die Hände zu einem Bunde Oesterreichs und Rußlands zu reichen, den fortan so ziemlich ein Vierteljahrhundert hindurch, bis zum Krimkriege, kein ernstes Ereigniß mehr stören sollte. Schon, meint der Fürst, sei ihm Nesselrode entgegengetreten. Er habe dem russischen Kanzler aber sofort rundheraus erklärt: „Der ungeheuere Vorwurf, den ich Ihnen machen muß, fällt um so schwerer ins Gewicht, da er den Menschen wie den Minister trifft. Sie sind lange genug Zeuge meiner Vertrautheit mit dem verstorbenen Kaiser Alexander gewesen und wissen, wie segensreiche Folgen dieselbe getragen hat; wie also war es Ihnen möglich, sich zum Werkzeug einer Fraction herzugeben, die mehrere Jahre, wenngleich vergeblich, an der Zerstörung eines Bündnisses gearbeitet hat, worauf doch zum guten Theil der europäische Friede und die innere Ruhe der Einzelstaaten sich gründeten?" Auf Nesselrode's Versicherung, er habe auch beim Kaiser Nikolaus stets die Verdienste Metternich's geltend zu machen gesucht, erwiderte dieser: „Dann ist also die Schwäche Ihrer Stellung schuld an allem; denn der Kaiser hat Ihnen keinen Glauben beigemessen." Als Nesselrode meinte, das gerade nicht, aber allerlei kleine Umstände hätten auf den Zaren eingewirkt, unterbrach ihn der Fürst: „Schlechte Entschuldigung! Entweder Sie sind Minister oder Sie sind es nicht! Jeder, der die seiner Action unterliegenden Ereignisse nicht beherrschen kann, ist meiner Ansicht nach nicht das, was ich unter einem Minister verstehe; als solchen betrachte ich nur den, der als General-en-Chef die Schlacht leiten kann. Sodann haben Sie — und das ist mein zweiter Vorwurf an Ihre Adresse — durch das Abweichen von den einzig richtigen politischen Grundsätzen den Feinden aller Ordnung Oberwasser gegeben. So können die Dinge nicht weiter fortgehen, ohne daß Rußland und Sie selber als die ersten Opfer fallen." Gleich nach dieser Begegnung konnte Metternich seinem Kaiser melden: „Meine, auf die vollständigste Kenntniß des Individuums gegründete Ansicht ist, daß ich den Geist des Grafen Nesselrode gewinnen werde. Damit ist aber nur ein negatives Gutes erreicht; das positive wird durch die Nothwendigkeit herbeigeführt werden." Das ward es denn auch wirklich, und zwar sofort. Kaum nämlich war diese Depesche an Franz I. am 31. Juli expedirt, als auf Metternich's

Gute Königswart, nahe bei Marienbad und nur ein paar Stunden von Karlsbad entfernt, der „Moniteur" über Frankfurt „äußerst geschwinde" mit den Ordonnanzen vom 26. eintraf. Das Entzücken des Kanzlers zu einer Zeit, wo bereits seit drei Tagen das Schicksal Karl's X. besiegelt war, hat etwas Erheiterndes, mit dessen Ausdruck man wol um so weniger zurückzuhalten braucht, da auch der Fürst mit vornehmer Erbarmungslosigkeit die Geisel des Hohnes über die Liberalen schwingt. „Der König", jubelt er in einem zweiten Bericht gleichen Datums an Kaiser Franz, „hat dem Liberalismus den Fehdehandschuh hingeworfen; wird dieser ihn aufheben? Betragen sich die Liberalen gemäßigt, so liefern sie solche Beweise von Schwäche, daß der Sieg der Regierung schon gesichert erscheint; sollten die Dinge aber auch zu wirklichen schweren Schlägen erwachsen, so bleibt doch der Vortrag des Gesammtministeriums, wie er im «Moniteur» vom 26. steht, ein ewig nützliches Manifest. Er enthält nicht Einen Satz, den wir und mit uns alle Vernünftigen nicht von jeher als gründliche Wahrheiten ausgesprochen hätten. Solche Wahrheiten in die Welt geschickt, und zwar von einer Regierung, die sie bisher verleugnete, sind ein großes Ereigniß, es geschehe was immer. Der Monat August wird ein großer Monat; auf ihn paßt in jedem Falle das «novus rerum nascitur ordo»." Ja, bei genauerer Besichtigung sind dem Kanzler auch die Ordonnanzen noch zu freisinnig. Für die Zeitungen ist „das natürlichste Mittel zum Zweck", die Censur, nicht eingeführt worden; das System der Concessionen, die täglich zurückgenommen werden können, sei höchstens als provisorische Maßregel durchführbar. Wie schnell schwindet nun aber der Triumph des brutalen Uebermuthes, daß Polignac „die im Streit begriffenen Fragen nicht löste, sondern zerschnitt", und den Liberalismus in die Lage versetzte, wo er Selbstmord begeht, wenn er gemäßigt bleibt und sich von Excessen fern hält! Am 3. Aug. findet Metternich bereits, daß „die Dinge in Paris sich sehr in Aufregung befinden"; fängt er an, die Fähigkeit der Minister zu bezweifeln. „Daß sie Muth haben, ist erwiesen; aber zwischen Muth und Fähigkeit liegt oft eine große Kluft." Am Abend des Tages weiß er, daß „der Kampf in Paris einen ernsten Charakter angenommen hat", und aus „Königswart, 4./5. Mitternacht" ist das Billet datirt: „Soeben erhalte ich das beigeschlossene Blatt aus Frankfurt; sein Inhalt zeigt, daß in Paris die Revolution, und zwar die crasseste, obgesiegt hat." Nun ist der Kanzler förmlich niedergeschmettert. „Der Umsturz der Dinge zu Paris ist beinahe vollständig", schreibt er dem Kaiser am 5. Aug.; „die sämmtlichen angestellten Männer sind von der äußersten linken Seite; unter denselben ist nicht Ein ehrenwerther Bürger; der Sieg gehört hier den Radicalen, wie dies immer im offenen Kampf der Parteien der Fall sein wird." So fassungslos ist der Fürst, daß er noch am 1. Sept. an Nesselrode das sentimentale Billet schreibt: „Mein geheimster Gedanke übrigens ist der, daß das alte Europa am Anfang des Endes steht; entschlossen, mit ihm unterzugehen, werde ich meine Pflicht thun; das ist der Ausdruck nicht nur meiner Gesinnung, sondern auch der des Kaisers; andererseits ist das neue Europa noch nicht im Werden; zwischen Ende und Anfang wird ein Chaos liegen."

Natürlich war angesichts dieses Verlaufes der Ereignisse Nesselrode weiches

Wachs in Metternich's Händen. Hat doch erst jetzt Bernhardi in seiner „Geschichte Rußlands" aufgedeckt, wie Staatssecretär Nesselrode, „überhaupt nicht bedeutend und wenig geschaffen, die Geister zu beherrschen", sich schon auf dem Wiener Congreß durch seine allzu sichtbare Abhängigkeit von Metternich in den Augen des Kaisers Alexander geschadet. Auch die Führer der europäischen Reaction, Metternich und Castlereagh, hatten das schon in Wien bemerkt und alles aufgeboten, um die Leitung der auswärtigen Politik Rußlands in die Hände Nesselrode's zu bringen, insbesondere aber den liberalen Grafen Kapodistrias von dem nur allzu liberalen Zaren fern zu halten. Castlereagh lud Kapodistrias nach London ein; Metternich ließ ihm besorgte Vorstellungen machen, daß seine Gesundheit unter dem russischen Klima und der vielen Arbeit in Petersburg leiden müsse; besser sei es für ihn, den Gesandtschaftsposten in Wien anzunehmen, den der Fürst sich anheischig mache ihm zu verschaffen. Ob nun Metternich Kapodistrias nach Wien locken wollte, um durch ihn den Zaren zu beherrschen, oder um ihn in Intriguen zu verwickeln, die ihn bei Alexander verdächtig gemacht hätten, oder ob er einfach den Platz frei zu machen gedachte für seinen gelehrigen Schüler Nesselrode? Kapodistrias selbst erzählt, seine Antwort sei so klar und bestimmt gewesen, daß der österreichische Unterhändler nie wieder auf diese seltsamen Vorschläge zurückkam. Er ward im September 1815 in Paris zum Staatssecretär ernannt und blieb auch unter Nikolaus' absolutistischem Regiment der eigentliche Leiter der auswärtigen Politik Rußlands, da die griechischen Angelegenheiten und die Orientfrage immer mehr in den Vordergrund traten, bis er 1827 als Präsident nach Hellas ging. Von da ab erst begann das eigentliche Regiment Nesselrode's. In einer Conferenz nun, die am 6. Aug. 1830 zwischen den beiden Kanzlern in Karlsbad stattfand, warf Metternich auf ein Stückchen Papier die leitende Idee für die Haltung der Mächte dem revolutionären Frankreich gegenüber hin. Diese Worte, denen Graf Nesselrode sofort zustimmte, lauteten: „Als allgemeine Grundlage unserer Politik angenommen, in die innern Zerwürfnisse Frankreichs uns nicht einzumischen, andererseits aber nicht zu dulden, daß die französische Regierung die materiellen Interessen Europas, wie die allgemeinen Verträge dieselben festgestellt und verbürgt haben, oder den innern Frieden der verschiedenen Staaten antaste, aus denen dasselbe besteht." Diese summarische Punktation, der auch Preußen sich anschloß, blieb der Ariadnefaden für die Politik der Heiligen Allianz. In der diplomatischen Sprache gab man der auf ein Zettelchen hingeworfenen Abmachung den Namen „chiffon de Karlsbad" („Karlsbader Fetzen"). „Eine schwache, aber correcte Principienkundgebung" nannte Metternich in einer Depesche an Ficquelmont in Petersburg „das, was wir uns gewöhnt haben als den Karlsbader Fetzen zu bezeichnen". Erst als die Unruhen in Deutschland, die Revolutionen Belgiens und Polens überstanden waren, konnte der Kanzler daran gehen, diese Ereignisse kräftiger im Sinne der Reaction auszubeuten, gerade so wie ein Decennium früher die Ermordung Kotzebue's und die Erhebungen in Spanien und Italien.

Die Erhebungen in Leipzig, Dresden, Braunschweig blieben Stürme im Wasserglase; die belgische Affaire ward in das diplomatische Gleis der Londoner Conferenz gelenkt; die einzige Schwierigkeit, welche die Unruhen in Italien verursachten,

bestand darin, daß einen Augenblick die Möglichkeit eines Zusammenstoßes zwischen Oesterreich und Frankreich aufzutauchen schien; die griechische Frage befand sich seit dem Frieden von Adrianopel gleichfalls im diplomatischen Fahrwasser: so hatte denn Fürstin Melanie ganz recht, man befände sich in der besten der Welten, „wenn man sich nicht mit Polen quälen müßte". Natürlich war auch in diesem Punkte der Fürst ganz und gar der alte Doctrinär, der so vollständig unfähig ist, auch nur einen Blick über die thurmhohen Schranken der engherzigsten Kasteninteressen auf die Bedürfnisse des Volkes zu werfen, daß ihm absolut jedes Verständniß dafür fehlt, weshalb Millionen und aber Millionen aufjubelten, als der Sieg der Charte doch einen Lichtstrahl in jene öde und dumpfe Geistesnacht fallen ließ, worin die Massen anderthalb Jahrzehnte gehalten waren! Sollte man nicht hell auflachen, wenn dieser große Staatsmann sich durch den genialen Einfall des Zaren, Pestalozzi für Chlopitzky verantwortlich zu machen, so sehr imponiren läßt, daß er gravitätisch an Ficquelmont schreibt: „Ein ungeheueres und beklagenswerthes Ereigniß hat der jüngsten Epoche den Stempel aufgedrückt; der Kaiser Nikolaus hat es in ein paar Worten charakterisirt: es ist die Frucht des wechselseitigen Unterrichtes." Im Original selber ist die classische Phrase gesperrt gedruckt: „c'est le fruit de l'enseignement mutuel". Auch schrieb Metternich schon im Februar 1831, gerade als die Insurgenten ihre glänzenden Siege bei Wawre und Grochow erfochten: „l'affaire de Pologne touche à sa fin". Die polnische Geschichte geht zu Ende! Weder klare Voraussicht, noch neue staatsmännische Gedanken finden wir in dieser ganzen diplomatischen Behandlung der polnischen Revolution: sie ist dem Kanzler nur eine bequeme Handhabe, sein altes Lieblingsthema von der Nothwendigkeit, den Druck auf die Geister immer mehr zu steigern, weil die geringste Abweichung von dem patriarchalisch-absolutistischen, klerikal-aristokratischen Regierungssystem sofort zur Jakobinerherrschaft führe, in allen Tonarten zu variiren. Auf die erste Nachricht von dem Ausbruch der Verschwörung in Warschau schreibt er unter dem 15. Dec. an den Botschafter in Berlin, Grafen Trauttmansdorff: „Der heute in ganz Europa herrschende Krieg ist ein offener Kampf zwischen der Theorie und der gesunden Praxis, zwischen den Prätensionen und den Thatsachen, zwischen den Ursachen und den voraussichtlichen Folgen. Die Natur des Pulvers ist, sich zu entzünden und zu explodiren, wenn ein Funken hineinfällt; 15 Jahre lang haben die Freunde gewisser Regierungsformen gehandelt, als hätte das Pulver seine Natur gewechselt. Viele haben der glücklichen Entdeckung Glauben geschenkt; andere haben sich geweigert, ihr einen Werth zuzugestehen. Nicht die Wohnungen der Ungläubigen sind in die Luft gesprengt: wenn diese mit Untergang und Ruin bedroht sind, so ist das nur eine Folge der Experimente, welche die Leichtgläubigen angestellt." Und am 19. Febr. 1831 an Apponyi: „Was sich in Folge der glorreichen Julitage ereignet, bringt alle aberwitzigen Köpfe in Verwirrung. Der Unterschied zwischen diesen Leuten und mir beschränkt sich auf die kleine Differenz, daß ich sicher war, die Dinge würden dahin gelangen, wohin die Juliereignisse sie geführt, während die Einfaltspinsel das Gegentheil geglaubt haben. Welch ein Schlamm, dieses Frankreich, seitdem es durch seine geschriebene Charte wiedergeboren worden ist! Gewiß, wenn es heute

noch andere Leute als ausgesprochene Anarchisten gibt, die von ihr etwas Gutes erwarten, muß man sie unter die Armen im Geiste zählen!" Ja, gleich am 18. Dec. heißt es in einem Vortrage Metternich's an den Kaiser: „Zu Warschau steht die Revolution, und eine Revolution, welche steht, handelt gegen ihre Natur; der Dictator will Ordnung haben, dort, wo nur wilde Kraft ausgehen kann; Revolution auf der einen, Ordnung und Mäßigung auf der andern Seite vertragen sich nicht." Welch prätentiöser und professorenhafter Gallimathias! Erst noch beweisen wollen, daß Länder nicht zur Ruhe kommen können, in denen die Regierung unablässig die Bevölkerung um die Verfassung zu betrügen oder zu vergewaltigen sucht, heißt offene Thüren einstoßen: nur liegt der Fehler dann nicht in den Verfassungen, sondern in den Regierungen!

Interessanter ist folgende Notiz, welche die Fürstin am 1. Sept. 1831, acht Tage vor dem Falle Warschaus, in ihr Tagebuch eintrug: „Clemens ist sehr in Anspruch genommen durch die Angelegenheit eines Grafen Zamoyski, der vor einigen Wochen im Auftrage seines Oheims Adam Czartoryski eingetroffen ist. Er kam zuerst mit der Absicht, den Kaiser um seine Vermittelung zu Gunsten der Polen zu bitten, was abgelehnt wurde. Clemens gab sich die ganze Zeit her viele Mühe, ihm begreiflich zu machen, der vernünftigste Entschluß wäre, sich zu unterwerfen. Er kehrte dieser Tage mit der Bitte zurück, der Kaiser möge von Rußland verlangen, daß den Polen im Falle ihrer Unterwerfung einige ausschließliche Vorrechte gewahrt blieben. Clemens versicherte ihm, der Kaiser werde seinem Verbündeten kein Gesetz gegenüber dessen rebellischen Unterthanen vorschreiben; er redete ihm jedoch zu, sich zu unterwerfen, indem er beifügte, der Kaiser würde sich dazu verstehen, öffentlich zu erklären, daß er diese Unterwerfung angerathen, um dadurch auf die polnischen Hitzköpfe einzuwirken. Schließlich gelang es ihm, diesen Mann zu bestimmen, daß er bei Clemens eine Unterredung mit Tatistscheff hatte, der ihm Gerway als Begleiter ins russische Hauptquartier mitgab, um mit Paskiewitsch zu unterhandeln." In Uebereinstimmung damit hebt eine Depesche Metternich's an Apponyi vom 18. Sept. hervor, daß die Polen ihr Augenmerk fortwährend auf Oesterreich gerichtet gehalten, die polnische Krone einem Erzherzog angeboten und, trotz zwanzigmal wiederholter Ablehnungen nicht aufgehört hatten, den Kaiser Franz zu bitten, er möge seine schützende Hand nicht von ihnen abziehen. „Ob Graf Zamoyski noch zur rechten Zeit im russischen Hauptquartier angekommen ist, um an der Erledigung der Angelegenheit thätigen Antheil zu nehmen, weiß ich nicht; ich zweifle sogar daran. Immerhin bleibt so viel wahr, daß das Wort Unterwerfung ohne Bedingung zuerst uns gegenüber ausgesprochen worden ist." Da hätte ja das vielcitirte „Ungarn liegt zu Ew. Majestät Füßen" sein Vorbild gehabt; und Paskiewitsch's Phrase wäre keine übermüthige Herausforderung gewesen, sondern nur Revanche für eine sehr persönliche Kränkung, die ihm selber 18 Jahre früher von Wien aus angethan worden. Der Herausgeber bemerkt dazu, Czartoryski habe seinen Neffen Anfang August nach Wien geschickt mit der Mission: 1) die Frage der Unabhängigkeit Polens unter einem Prinzen des Hauses Habsburg neuerlich in Anregung zu bringen; 2) die Intervention Oesterreichs zu Gunsten Polens anzustreben; und wenn beides nicht möglich sei 3) dahin zu wirken, daß

die österreichische Regierung in einem eigenen Schriftstück den Polen den Rath ertheile, sich zu unterwerfen. Da Zamoyski schließlich davon abstand, an diesen Rath irgendwelche Bedingungen zu knüpfen, übergab Metternich ihm ein derartig ausgefertigtes, an ihn adressirtes officielles Schreiben, womit der polnische Abgesandte sich in das russische Hauptquartier verfügte. In der Zwischenzeit hatte Warschau capitulirt.

Jetzt endlich konnte die Reaction aufathmen, was natürlich zuerst der allgemeine europäische Prügeljunge Deutschland zu fühlen bekam. Bereits am 28. Juni 1832 votirte der Bundesrath in Frankfurt jene berüchtigten sechs Artikel, welche den Einzelstaaten mit Verfassungen die Pflicht auferlegten, dieselben nicht zu halten, resp. deren Inhalt durch Declarationen zu verflüchtigen. Palmerston ließ am 17. Sept. durch Sir Frederick Lamb, den britischen Gesandten in Frankfurt, mahnen: „Das kaiserliche Cabinet möge seinen Einfluß gebrauchen, um dem unbedachten Eifer des Bundestags ein Ziel zu setzen und die Annahme von Maßregeln zu verhüten, die nur allzu wahrscheinlich Erschütterungen und Krieg im Gefolge haben müßten ... man müsse besorgen, daß die verfassungsmäßigen Rechte und die politische Unabhängigkeit der kleinen Staaten schwer verletzt würden, wenn die im Schoße des Bundestages ruhende Autorität infolge der letzten Beschlüsse die Macht, womit sie bekleidet ist, in ihrem ganzen Umfang ausüben wollte." Metternich, der selbst vor der Behauptung nicht zurückschreckte, das revolutionäre Uebel sei in Deutschland früher verbreitet gewesen als in Frankreich vor der Explosion von 1789, genirte sich nicht zu erwidern: „Gerade im Gegentheil, die Stimme der unermeßlichen Majorität in Deutschland hat sich nicht nur zu Gunsten dieser Beschlüsse ausgesprochen, sondern auch, wo sie sich erlaubt hat, ein Bedauern auszudrücken, galt dies dem Umstande, daß dieselben nicht früher gefaßt waren."

Die Monarchenzusammenkunft von Münchengrätz (10. bis 20. Sept. 1833) stellte dann die Grundzüge der auswärtigen Politik der Heiligen Allianz fest: der dort paraphirte und am 15. Oct. in Berlin unterzeichnete Vertrag, der hier zum ersten mal mit sammt den einschlägigen Documenten im vollen Wortlaut abgedruckt erscheint, verdient eine kurze Analyse. Er charakterisirt sich selber als „ein Uebereinkommen gegen die Nichtintervention" und kann somit als contrerevolutionäre Fortbildung des „chiffon de Karlsbad" bezeichnet werden, der eigentlich dem Princip der Nichteinmischung huldigt. Auch gibt Metternich in seinem Circular an die k. k. Legationen als Zweck des Vertrages die Correctur „gewisser Irrthümer" an, die sich „während der letzten Jahre über völlig unbestreitbare Regeln des öffentlichen Rechtes verbreitet" haben: es hätten daher die Grundsätze fixirt werden müssen, von denen die drei Höfe wünschten, daß alle andern Regierungen fortfahren möchten, sie als Regel ihrer Action anzusehen und von denen sie selber für ihr Theil sich niemals eine Abweichung erlauben würden. Im Art. 1, der scharf, fast drohend lautet, „erkennen die drei Höfe jedem unabhängigen Souverän das Recht zu, bei innern Unruhen sowie bei einer Bedrohung seines Landes von außen her, jeden unabhängigen Souverän, dessen Beistand ihm am geeignetsten erscheint, zu Hülfe zu rufen, worauf der letztere berechtigt ist, je nach seinen Interessen und Convenienzen diesen Beistand zu gewähren oder zu verweigern. Ebenso erkennen

sie an, daß im Falle, wo derselbe geleistet wird, keine von dem bedrohten Staate nicht angerufene oder herbeigezogene Macht das Recht der Einmischung besitzt, sei es um die nachgesuchte und bewilligte Hülfsleistung zu verhindern, sei es um in einem entgegengesetzten Sinne zu handeln". Art. 2 bestimmt, daß „in dem Falle, wo die materielle Unterstützung eines der drei Höfe nachgesucht wurde und welche Macht immer sich dem mit bewaffneter Hand sollte widersetzen wollen, die drei Höfe jeden zu diesem Zwecke unternommenen Feindseligkeitsact als gegen jeden von ihnen gerichtet betrachten werden". Der Art. 3 setzt die Ratificationsfrist fest und ein besonderer Artikel lautet: „Die drei contrahirenden Mächte verpflichten sich gegenseitig, die obigen Artikel geheimzuhalten und bis dem Augenblick, wo die Ereignisse deren Anwendung nothwendig machen sollten, in welchem Falle die Mächte dann gemeinsam beschließen würden, an dem entsprechenden Orte Mittheilung davon zu geben, keinen wie immer gearteten Gebrauch von denselben zu machen." Zwei Separatverträge zwischen Oesterreich und Rußland, bezüglich Polens und der Türkei, enthielten gewissermaßen gleich die praktische Anwendung dieses Uebereinkommens. In Betreff Polens lautete der Tractat: „Beide Höfe, miteinander verbunden durch die allgemeinen Abmachungen von 1815—19, erkennen an, daß die wechselseitige Garantie, die sich daraus für ihre Staaten ergibt, ganz insbesondere auf diejenigen Provinzen Anwendung findet, die 1772 zu Polen gehörten. Demgemäß verbürgen sie sich gegenseitig den ruhigen und ungestörten Besitz dieser Provinzen." Um die volle Tragweite der Abmachungen über die Türkei zu ermessen, muß man sich erinnern, daß soeben der Friede von Kutahia den ersten Krieg Mehemed-Ali's mit der Pforte beendet, daß russische Truppen, die Nikolaus Mahmud II. auf dessen Bitte zu Hülfe geschickt, die Ufer des Bosporus besetzt hatten; daß infolge dessen im Juli 1833 der Offensiv- und Defensivvertrag von Hunkiar-Skelessi zwischen Rußland und der Türkei zu Stande gekommen war, und daß gegen diesen letztern die Westmächte sehr heftig protestirten. So springt die Bedeutung der Convention von selber in die Augen, worin die beiden Ostmächte sich verpflichteten: „auf dem Beschlusse zu beharren, den sie gefaßt, die Existenz des Ottomanischen Reiches unter der gegenwärtigen Dynastie zu erhalten und sich jedem Versuche zu widersetzen, der einen Angriff auf die Unabhängigkeit der souveränen Autorität in der Türkei, sei es mittels Einsetzung einer provisorischen Regierung, sei es mittels eines vollständigen Dynastiewechsels enthielte." Auf den Wiener Ministerialconferenzen vom 13. Jan. bis 13. Juni 1834 wurde dann die Application dieser contrerevolutionären Principien auf Deutschland speciell bis in alle Details ausgearbeitet. Dort wurden jene famosen 60 Artikel zusammengebraut, die der Bundestag am 30. Oct. 1834 annahm, soweit die Ausführung in seine Sphäre fiel, und die nunmehr 14 Jahre lang die Magna charta der geistigen Knechtung und politischen Knebelung Deutschlands bildeten. Ein eigenhändiges Handbillet Friedrich Wilhelm's III., der auch den Kronprinzen nach Münchengrätz geschickt, erklärte bei dieser Gelegenheit dem Kanzler: „in wie hohem Grade der König die Verdienste zu würdigen wisse, die Metternich sich seit einer langen Reihe von Jahren unter den schwierigsten Verhältnissen um das politische Erhaltungsprincip erworben habe. Sie wissen längst, wie sehr hierüber

meine eigenen Ansichten mit denen des Kaisers und mit den Ihrigen übereinstimmen, und wie hocherfreut ich daher sein muß, daß die unter Ihrer weisen Leitung gefaßten Beschlüsse für Deutschland ein so zufrieden stellendes Resultat ergeben haben".

Ein interessantes und oft drastisch interessantes Bild erhalten wir aus diesem fünften Bande endlich noch von der Kühle, die bis zum Tode des Kaisers Franz in den Beziehungen zur Julimonarchie vorherrschend blieb. Während man in Wien aus diesen Antipathien keinen Augenblick ein Hehl machte, ließ das Bürgerkönigthum in den Tuilerien sich zu den unwürdigsten Aufdringlichkeiten herbei, in dem Versuche, die persönliche Gleichberechtigung Louis Philipp's mit den legitimen Souveränen anerkannt zu sehen. Am 27. Aug. 1830 empfing der Kanzler den General Belliard als Abgesandten des Bürgerkönigs. Trotz aller Schmeichelreden mochte es in Metternich's Ohren wie eine versteckte Drohung klingen, wenn Belliard ihm erklärte: der neue König werde die Ruhe im Innern und den Frieden nach außen zu wahren wissen, der General sei sogar angewiesen, den Fürsten zu benachrichtigen, daß „der König Wünsche, die in dieser Richtung mehrseitig an ihn gerichtet worden, zurückgewiesen habe". Als aber Belliard darauf das Schreiben des Königs an den Kaiser Metternich übergeben wollte, wies dieser es zurück: er müsse erst die Befehle seines Monarchen einholen; für heute könne er nur erklären: „Se. Majestät werde sich, gegenüber einem der bedauernswerthesten, ja, verhängnißvollsten Ereignisse, nicht von Gefühlspolitik leiten lassen, sondern den Verstandesregeln getreu bleiben, die allerhöchstihren Gedanken und Entschlüssen stets als Richtschnur dienen — der Kaiser denkt nicht daran und wird nie daran denken, sich in die Angelegenheiten Ihres großen und unglücklichen Landes zu mischen; umgekehrt kommt es ihm nicht in den Sinn, zu dulden, daß Ihre neue Regierung sich in unsere Angelegenheiten mischt. Als einzige Friedensbasis wird der Kaiser stets die Verträge achten, fest überzeugt, daß in diesem Punkte alle europäischen Mächte der gleiche Wille beseelt. Der Minister", schloß Metternich, „hat Ihnen für jetzt nichts weiter mitzutheilen; der Fürst von Metternich aber kann mit Ihnen als einem alten Bekannten plaudern." Der Kanzler fragte nun den General, den er als einen der eifrigsten Anhänger Napoleon's gekannt, ob er meine, der Kaiser, der doch das Vorbild dessen gewesen, was die menschliche Natur nur an Macht und Festigkeit leisten könne, würde sich, in der Lage der gegenwärtigen französischen Regierung, im Besitze der erforderlichen Mittel geglaubt haben, die innere Ruhe des Landes zu sichern? Auf Belliard's Antwort, die Dinge hätten sich eben geändert, Frankreich müsse mit neuen Mitteln regiert werden, ließ Metternich das Gespräch fallen. „Ich fühlte mich nicht berufen, eine polemische Discussion hervorzurufen", schreibt er. Es ist geradezu unbegreiflich, wie in den Kopf dieses Staatsmannes, der doch diplomatische Fragen so klar zu entwirren weiß, bezüglich der innern Politik nichts hineingeht als die allervulgärste Reaction gegen jeden Gedanken, den die hohe Obrigkeit nicht concessionirt hat! In seiner zweiten Unterredung vom 30. Aug. erzählt Belliard dem Kanzler, wie Louis Philipp, gleich nach seiner Proclamirung zum Generalstatthalter des Königreichs durch die Kammer,

drei Briefe an Lafayette, der auf dem Stadthause eine Art Commune gründete, gerichtet habe, ohne nur eine Antwort zu erhalten. Da habe der Herzog von Orléans sich dann selber nach dem Hôtel-de-Ville begeben, obschon vom Grêveplatze ab die Haltung der Volksmassen finster und drohend geworden. Vom Pferde gestiegen, ging Louis Philipp in das Berathungszimmer, nahm Lafayette beim Arm, zog ihn auf den Balkon, umarmte und küßte ihn dort angesichts der Menge ... „und mit der Republik war es vorbei!" Mit frostigem Lächeln bemerkte Metternich: „Das spreche für die Geistesgegenwart des Herzogs; ein Kuß sei in der That keine schwere Arbeit, wenn man damit eine Republik begrabe — immerhin, glauben Sie auch in Zukunft allen Küssen die gleiche Zauberkraft verbürgen zu können?" Als Belliard sich am 8. Sept. bei dem Kanzler verabschiedete, um die Antwortschreiben an Louis Philipp zu übernehmen, die Kaiser Franz an demselben Tage unterzeichnet, bewegte die Unterhaltung sich genau in dem gleichen Gleise. Metternich erklärte Belliard rundheraus, an die Energie der neuen Regierung nicht glauben zu können, solange er sie in den Händen des Helden vom 6. Oct. sehe, wie er Lafayette nach dem Datum der Einholung Ludwig's XVI. aus Versailles nach Paris nannte. „In der That", pflichtete der Franzose bei, „dieser Mensch ist eine Geisel; man muß ihn fällen mitsammt der ganzen Demagogie." Der Kanzler erwiderte, das werde ein großes Werk sein; aber, setzte er hinzu, ein viel leichteres Stück Arbeit wäre es gewesen, Lafayette gar nicht erst auf den Schild heben zu lassen. Und so entließ der Fürst den General mit dem Bescheide: „Der Kaiser verabscheut die Ereignisse in Frankreich und hat die unerschütterliche Ueberzeugung, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge dort nicht von Dauer sein kann; um sich aber möglichst lange am Ruder zu erhalten, sind der König und seine Minister genöthigt, sich auf diejenigen Principien zu stützen, die allen Regierungen gemeinsam sind, sich also mit diesen letztern auf die gleiche Actionslinie zu stellen; denn alle wollen erhalten, nur die Narren wollen zerstören. Einzig und allein die Ueberzeugung, daß es Zeiten gibt, wo das wirklich Gute unerreichbar ist, und daß dann die Regierungen verpflichtet sind, sich an das geringere Uebel zu halten, kann in den Augen des Kaisers den Entschluß entschuldigen, den er gefaßt." In der That, die Franzosen haben so unrecht nicht gehabt, wenn sie, auch ohne Kenntniß solcher Pillen, die der Bürgerkönig stillschweigend hinunterwürgen mußte, das dunkle Gefühl hatten, das Streben Louis Philipp's, als Gleichberechtigter in den Rath der legitimen Souveräne aufgenommen zu werden, habe Frankreich wahrhaft unerhörten Demüthigungen ausgesetzt. Aber es sollte noch besser kommen.

Am 31. Jan. 1835 schreibt der Kanzler an Apponyi, das Niederschmetterndste (le plus foudroyant) an dessen letzter Depeschensendung sei für ihn die Nachricht gewesen, der König beabsichtige, den Herzog von Orléans eine Reise nach Wien machen zu lassen: eine so abgeschmackte Idee (saugrenue), wie ihm nur jemals eine vorgekommen. In den nächsten drei Tagen schickt Metternich drei umfangreiche Depeschen nach Paris ab: der Botschafter möge alles aufbieten, um zu verhindern, daß es zu einem officiellen Schriftenwechsel komme „über Dinge, die man nicht einmal hätte berühren sollen"; er möge deshalb als eines in Wien cursirenden Gerüchts beiläufig erwähnen, der Kaiser werde Mitte Mai bis Mitte

Juli verschiedene Kronländer bereisen und dann gleich nach Baden übersiedeln; der Kanzler aber bringe den Sommer auf seinen Gütern in Böhmen und am Rhein zu, sodaß Wien vollkommen verödet und für fremde Prinzen ein recht verdrießlicher Aufenthalt (maussade) sein müßte. „Die Reise des Herzogs ist ein sehr gewagtes und entschieden unzeitiges Unternehmen. Er wird aufgenommen werden, wie es natürlich ist, den Sohn des Königs der Franzosen zu empfangen, mit dem man in Frieden lebt. Mehr erwarten heißt sich täuschen, und an die Möglichkeit einer Heirath bei uns glauben, hieße sich doppelt täuschen. Wir haben zu traurige Erfahrungen gemacht, als daß die Erinnerung daran so schnell verlöschen könnte; ich kenne keine Erzherzogin, die sich zu einem dritten Versuch hergeben würde. Der Versuch, wenn er fehlschlägt, und er wird fehlschlagen, müßte die königliche Regierung aufs äußerste bloßstellen. In dem allen herrscht ein Mangel an gesunder Praxis, geradezu unbegreiflich für jeden, der nicht von dieser fehlerhaften Windsbraut (tourbillon vicieux) mitgerissen wird. Denn wer hier blos von einem fehlerhaften Cirkel sprechen wollte, der stünde nicht auf der Höhe der Situation!“ Da Apponyi dennoch nicht verhindern kann, daß ihm das Project officiell mitgetheilt wird, erklärt nun auch Metternich officiell, ein Prinz des Hauses von Frankreich sei selbstverständlich immer in Wien des besten Empfanges sicher; nur um die Zeit des Besuches handle es sich, da das Sommerprogramm des Kaisers seit dem Herbst feststehe. Am 22. Febr. aber schreibt der Kanzler an Apponyi, er habe den Abgang des Kuriers verzögert „in der angenehmen Hoffnung, infolge der Nachricht von der Reise des Kaisers werde der König darauf verzichtet haben, uns seinen Sohn zu schicken“. Da diese „angenehme Neuigkeit“ nicht eingetroffen, schickt der Fürst am 25. wieder eine Depesche ab, die „hoffentlich für dies Jahr den Reiseplanen ein Ende machen wird, und Zeit gewonnen, viel gewonnen“! Wenn man in Paris immer darauf trumpfe, man brauche es ja in Wien nur zu sagen, daß man es nicht wolle, so sei das eine Haltung, die keinem verständigen Cabinet zugemuthet werden dürfe. Erstens sei es falsch, zu sagen, daß wir es nicht wollen (voulions); wir wünschen (désirons) es nicht, das ist alles. Uebrigens könne der König thun, was ihm gut dünke; noch niemals habe man einem Prinzen gesagt: „kommen Sie nicht“! Der Kaiser führe in Baden das Leben eines Curgastes, halte strenge Diät und begnüge sich mit einem so beschränkt bürgerlichen Haushalt, daß Metternich wahrhaftig nicht mit ihm tauschen möchte. Solle Franz I. nun seine Cur unterbrechen, oder den Prinzen in ein falsches Licht setzen, als wolle der Kaiser ihm die Honneurs seiner Hauptstadt nicht machen? „Man wird gut thun, diese Unzukömmlichkeiten zu vermeiden; nicht die Reise, nur ihr Zeitpunkt steht in Frage; der hohen Weisheit des Königs gebührt es, die Entscheidung zu treffen.“ Drei Tage nach diesem Briefe machte am 1. März 1835 eine Lungenentzündung dem Leben Franz' I. ein Ende. Sogleich setzt Metternich eine Depesche an Apponyi auf, er möge sich bemühen, zu verhindern, daß der König nicht einen Prinzen seiner Familie zum Leichenbegängniß nach Wien schicke. „Gründe finden Sie ja ganz ungezwungen in dem Herzenskummer der kaiserlichen Familie; möge man den neuen Kaiser doch zu Athem kommen lassen. Ich schmeichle mir, der König wird nicht auf den Einfall gerathen. Was hier den Gedanken an die

Möglichkeit einer solchen Sendung erweckt, ist die Ankunft des Prinzen Wilhelm, Sohnes des Königs von Preußen. Der ist mit offenen Armen aufgenommen worden; aber wie verschieden ist auch die Situation! Ich werde erfreut sein, wenn Herr von Sainte-Aulaire ohne Verzug auf seinen Botschafterposten hierher zurückkehrt. Das ist alles, was für den Hof von Frankreich nothwendig ist, um seine Theilnahme zu beweisen."

Fürstin Melanie zeichnete am 1. März auf die Todesnachricht in ihr Tagebuch den Schmerzensruf ein: „Warum überlebt man so schreckliche Augenblicke! Ich bin niedergeschmettert und vermag nur Gott zu bitten, daß er sich unser, der ganzen Monarchie und der unglücklichen Welt erbarme! Armer Clemens! Er hat eine moralische Kraft, die ich nicht begreife!" Am 2. schon beruhigter: „Man kam zu mir, seine Klagen auszuschütten und mir in allen Tonarten zu wiederholen, Clemens müsse, was von dieser armen Monarchie noch übrig sei, zu erhalten trachten, indem er sich der ganzen Regierung bemächtige u. s. w. Clemens war sehr gerührt über den Kaiser Ferdinand, der sich vertrauensvoll in seine Arme geworfen und ihn, wie ein Sohn den Vater, gebeten, ihn in diesem schrecklichen Augenblick nicht zu verlassen. Die Kaiserin händigte dem neuen Kaiser eine Schrift ein, worin Kaiser Franz ihn ermahnt, besonders in allem auf den Fürsten Metternich zu hören, «meinen treuesten Diener und besten Freund»." Am 3. März lautet die Eintragung ganz gefaßt: „Natürlich fehlt es nicht an Ränken, und man muß dafür sorgen, daß der Kaiser nicht ins Garn gehe. Dies ist's, was ich besorge, ich fürchte die allzu große Nachgiebigkeit des Kaisers, der sich aus Güte irren könnte."

Die Administration Garfield's und der Guiteau-Proceß.

Von

Rudolf Doehn.

II.

Von der Thätigkeit des Justizministers MacVeagh, des Kriegsministers Lincoln und des Marineministers Hunt während der kurzen Garfield-Administration ist wenig zu melden; anders verhält sich dies mit dem Staatssecretär Blaine. Abgesehen davon, daß Blaine sich mit besonderer Energie verschiedener naturalisirter Bürger annahm, die bei ihren Besuchen in der alten Heimat von europäischen Regierungen belästigt worden waren, unter andern der in Rußland verfolgten amerikanischen Israeliten, so griff er auch, in Einklang mit dem Präsidenten Garfield, in Bezug auf den über den Isthmus von Panama projectirten interoceanischen Kanal mit aller Entschiedenheit auf die vom amerikanischen Volke stets hochgehaltene „Monroe-Doctrin" zurück. Mit dieser Doctrin hat es nämlich folgende Bewandtniß. Die europäischen Mächte, vorzugsweise Rußland, Oesterreich, Frankreich und Preußen, waren im Jahre 1823 nicht abgeneigt, dazu beizutragen, daß die spanischen Colonien in Amerika, welche sich von dem Mutterlande losgerissen und ihre politische Unabhängigkeit erkämpft hatten, wieder zum Gehorsam gegen Spanien zurückgebracht würden. Dagegen trat nun Präsident Monroe, unterstützt von seinen Amtsvorgängern Jefferson und Madison, auf und erklärte in seiner Botschaft vom 2. Dec. 1823 unter anderm Folgendes: „An den Kriegen der europäischen Mächte, an Fragen, welche sie selbst untereinander betreffen, haben wir Amerikaner niemals theilgenommen; diese liegen außerhalb der Sphäre unserer Politik. Nur wenn unsere Rechte angegriffen oder ernstlich bedroht werden, dann müssen wir die Beleidigung rächen und Anstalten zur Abwehr treffen. Bei den politischen Bewegungen in unserm Erdtheile sind wir nothwendig mehr betheiligt; die Gründe davon liegen jedem einsichtsvollen und unparteiischen Beobachter klar vor Augen. Das politische System der verbündeten Mächte Europas steht seinem innersten Wesen nach mit dem der Nordamerikanischen Union im vollsten Widerspruch. Dies wird durch die Verschiedenheit der Regierungsgrundsätze bedingt. Zur Vertheidigung unserer Staatsform, welche mit Aufopferung von viel Gut und Blut erworben und durch die Weisheit der erlauchtesten Bürger unter glücklichen

Auspicien zur Reife gebracht ist, steht die ganze Nation aus freiem Willen bereit. Wir sind es deshalb den auf offener Wahrhaftigkeit begründeten freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen der Union und den alliirten Mächten obwalten, schuldig, zu erklären, daß wir jeden Versuch von ihrer Seite, ihr Regierungssystem in irgendeinem Theile Amerikas einzuführen, als gefährlich ansehen, sowol für unsern Frieden wie für unsere Sicherheit. In die Verhältnisse der thatsächlich noch bestehenden Colonien und Besitzungen der europäischen Mächte auf unserm Erdtheil haben wir nicht eingegriffen und werden wir nicht eingreifen. Ganz anders verhält es sich aber in Betreff jener Länder, welche ihre Unabhängigkeit erklärten und behaupteten; deren Selbständigkeit haben wir nach reiflicher Ueberlegung und mit gutem Grund anerkannt und werden solche auch ferner anerkennen. Jeder Versuch, sie zu unterdrücken oder ihr Geschick gewaltsam zu bestimmen, müßte als ein unfreundlicher Act (an unfriendly act) gegen die Vereinigten Staaten selbst betrachtet werden." Diese stolze, fast herausfordernde Sprache des Präsidenten Monroe, die wegen ihrer Kühnheit selbst in den Vereinigten Staaten zuerst vielfach Erstaunen und Verwunderung hervorrief, blieb nicht ohne Wirkung; die Großmächte Europas ließen Spanien allein, und die von diesem Lande losgerissenen Colonien behaupteten ihre Unabhängigkeit.

In ganz ähnlicher Weise nun, wie seinerzeit Monroe gegen die Eingriffe europäischer Mächte in amerikanische Verhältnisse protestirte, legte Blaine Protest ein gegen die Versuche europäischer Staaten, speciell Englands, Einfluß auf den interoceanischen Kanal zu gewinnen. Indem er so der Monroe-Doctrin gleichsam neues Leben einflößte, rief er die Erinnerung an eine ruhmreiche Zeit der Union wach und weckte bei einem großen Theil des amerikanischen Volkes das nationale Selbstgefühl. Hatte man doch auch nicht vergessen, daß im Jahre 1863, wo die Union mit den südlichen Rebellen den Kampf um ihre Existenz kämpfte, der Staatssecretär Seward im Auftrag des Präsidenten Lincoln dem Kaiser Napoleon III. mit Hinblick auf die Lehre Monroe's erklärte, die Vereinigten Staaten könnten es nicht ruhig mit ansehen, daß die Franzosen in Mexico ein Kaiserreich errichten wollten, „weil die freien republikanischen Institutionen in ganz Amerika innig miteinander verbunden seien"; und hatte sich doch der Stolz des damals noch allmächtigen Napoleoniden dem Willen der Vereinigten Staaten beugen müssen.

Bekanntlich waren durch den allerdings nicht neuen Plan des Herrn von Lesseps, die Landenge von Panama zu durchstechen und das Atlantische mit dem Stillen Meer durch einen Kanal in Verbindung zu setzen, von Anfang an in der Union viele Bedenken erregt worden, nicht nur in Bezug auf die praktische Durchführbarkeit desselben, sondern auch wegen der politischen sowol als der geschäftlichen Bedeutung des Umstandes, daß ein für die Vereinigten Staaten so wichtiges Unternehmen auf größtentheils fremdes Kapital gegründet sei und damit auch mehr oder minder unter dem Schutz und Einfluß einer fremden Macht stehen würde. Dieses Bedenken war ganz natürlich. Man war in dieser Beziehung viel weniger empfindlich, als der Gedanke, die beiden Weltmeere entweder durch einen Kanal oder auf andere Weise in Verbindung zu setzen, zuerst aufkam. Im Jahre 1835 nahm der Bundessenat mit einem einstimmigen Votum einen Beschluß an, „Verhandlungen

mit den Regierungen anderer Nationen, besonders aber mit den Regierungen von Neugranada und Centralamerika, zu eröffnen, um durch einschlagende Vertragsstipulationen Compagnien oder Individuen zu schützen, welche unternehmen möchten, eine Communication zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean vermittels eines Schiffskanals durch die Landenge, welche Nord- und Südamerika miteinander verbindet, herzustellen, und ferner um das freie und gleiche Recht aller Nationen, den Kanal nach Zahlung angemessener Gebühren zu benutzen, durch solche Verträge zu sichern". Derselbe Beschluß wurde im Jahre 1839 auch vom Repräsentantenhause des Congresses angenommen. Im Jahre 1850 wurde der bekannte, so oft von den contrahirenden Parteien verschieden gedeutete Clayton-Bulwer-Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien bestätigt, welcher die Stipulationen enthielt, „daß keine dieser beiden Mächte durch Errichtung von Befestigungen oder Stationirung von Kriegsschiffen über einen solchen Schiffskanal eine ausschließliche Controle zu gewinnen und auszuüben suchen solle". Diesen Bestimmungen lag offenbar die Idee eines gemeinschaftlichen Schutzes des Kanalunternehmens zu Grunde. Zu jener Zeit hatte aber die Verbindung der beiden Weltmeere für die Vereinigten Staaten selbst bei weitem nicht die Tragweite, welche sie seither erreicht hat. Seit jener Zeit hat sich die Küste des Stillen Oceans in hohem Grade als ein Theil der großen transatlantischen Republik entwickelt. Der äußerste Westen der Union hat erst in den letzten dreißig Jahren seine Bedeutung gewonnen; seitdem erscheint ein solcher transatlantischer Kanal in einem ganz neuen Licht. Obschon er, in geographischer Hinsicht, ziemlich weit von den Grenzen der Vereinigten Staaten entfernt liegt, so ist doch etwas Wahres in der Behauptung, daß er einen Theil der Grenzen dieser Staaten bilde. Sollte die Union jemals in einen Krieg mit einer Seemacht ersten Ranges gerathen, so würde es natürlich von der höchsten Wichtigkeit für dieselbe sein, daß, wenn überhaupt eine der kriegführenden Mächte den Vortheil des Kanals für die Passage von Kriegsschiffen von der atlantischen Küste nach dem Stillen Meere haben sollte, dieser Vortheil von der Union und von keiner andern Macht genossen werde, da die wichtigsten Häfen der Vereinigten Staaten, Neuyork und San-Francisco, auf den entgegengesetzten Seiten des amerikanischen Continents liegen. Aber auch wenn man nur von der Neutralität des interoceanischen Kanals, d. h. von der Freiheit aller Nationen, denselben nach gewissen unparteiischen Regulativen für die Handelsmarine zu benutzen, und von der Beschützung dieser Neutralität durch die Seemächte spricht, so hat diese Frage gegenwärtig für die Vereinigten Staaten eine weit größere Bedeutung als vor 30 oder 40 Jahren.

In Anbetracht aller dieser Umstände richtete Blaine, der bei der Uebernahme seines Ministerpostens offen erklärt hatte, er werde in der äußern Politik eine mehr energische Richtung einschlagen, am 24. Juni 1881 eine Note an Lowell, den amerikanischen Gesandten am Hofe von Saint-James, in welcher er mit Entschiedenheit die Interessen seines Vaterlandes vertrat und dabei den Beifall der Mehrzahl seiner Landsleute fand. Selbstverständlich konnte er diesen Schritt nur thun, nachdem er sich der Beistimmung des Präsidenten Garfield versichert hatte. Lowell wurde angewiesen, den Inhalt dieser Note in geeigneter Weise dem eng-

lischen Minister des Auswärtigen, Lord Granville, und vielleicht auch den Gesandten anderer Mächte, die am englischen Hofe vertreten waren, mitzutheilen. In dem besagten Actenstück hieß es unter anderm: „Im Jahre 1846 wurde ein denkwürdiger und wichtiger Vertrag zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und der Republik Neugranada, jetzt den Vereinigten Staaten von Columbia, abgeschlossen und unterzeichnet. Nach Art. 35 dieses Vertrages garantiren wir gegen gewisse Zugeständnisse, die uns gemacht wurden, positiv und wirksam die vollständige Neutralität des Isthmus und irgendeiner interoceanischen Verkehrsstraße, die auf demselben angelegt werden mag, zur Aufrechterhaltung des freien Verkehrs von See zu See. Ferner garantiren wir die Souveränetäts- und Eigenthumsrechte der Vereinigten Staaten von Columbia auf dem innerhalb der Grenzen des Staates Panama gelegenen Isthmusgebiet. Den Ansichten des Präsidenten Garfield gemäß erheischte diese Garantie weder die Bekräftigung noch den Beitritt oder die Anerkennung von seiten irgendeiner andern Macht. Sollten die etwaigen Absichten europäischer Mächte, eine gemeinsame Garantie der Neutralität der Landenge von Panama und der Souveränetät von Columbien zu übernehmen, eine greifbare Form annehmen, so wird es für Sie angemessen sein, Lord Granville's Aufmerksamkeit auf die Bestimmungen des Vertrages von 1846 und insbesondere auf dessen Art. 35 zu lenken und Se. Lordschaft darauf hinzuweisen, daß irgendwelche Schritte im Sinne einer Ergänzung oder Vervollständigung der darin enthaltenen Garantie von den Vereinigten Staaten nicht als erforderlich angesehen werden, vielmehr als ein Eingriff in ein Gebiet, in Bezug auf welches die localen wie die allgemeinen Interessen der Union vor allen andern und vor denen irgendeiner andern Macht, mit Ausnahme der Vereinigten Staaten von Columbia, in Betracht gezogen werden müssen." Blaine schrieb sodann Lowell, der Präsident Garfield wünsche ausdrücklich, es möge bekannt gemacht werden, daß es nicht in der Absicht der amerikanischen Regierung liege, sich in irgendwelche commerzielle Unternehmungen, an welchen Ausländer betheiligt seien, einzumischen. Der Präsident fühle sich jedoch in Bezug auf die politische Controle der Landenge berufen, mit Deutlichkeit und Nachdruck zu erklären, daß Amerika das Recht beanspruche, alle erforderlichen Vorsichtsmaßregeln gegen die Möglichkeit zu treffen, daß der Transitverkehr der Landenge je in offensiver Weise gegen die Interessen Amerikas zu Lande oder zu Wasser angewendet werde. Amerika würde den größten Theil des Handels und des Verkehrs durch den Kanal liefern, und es sei die Rücksicht auf diese Bestimmung des Kanals, daß das Project als von wesentlicher Bedeutung für die Regierung der Vereinigten Staaten betrachtet werde. Wenn der projectirte Kanal der Alten Welt näher läge, so müßte der Einfluß der europäischen Mächte natürlich ein größerer sein. Der Fall sei jedoch hier umgekehrt, und ein Uebereinkommen zwischen den europäischen Staaten, gemeinsam die in Rede stehende Neutralität zu garantiren, in Wirklichkeit jedoch den politischen Charakter eines ihnen entfernt, den Vereinigten Staaten aber nahe liegenden Handelsweges zu bestimmen, welcher thatsächlich einen Theil ihres Küstenlandes bilde und der Hauptverkehrskanal zwischen den Staaten am Atlantischen und Stillen Meere zu werden verspreche, würde ein außerordentliches und auffälliges Vorgehen sein und nothwendigerweise von

den Vereinigten Staaten mit der ernstesten Besorgniß angesehen werden. Amerikas Politik sei für den Frieden und den freundlichen Verkehr mit einer jeden Regierung und mit einem jeden Volke; irgendein Versuch jedoch, Amerikas Garantie durch ein Uebereinkommen zwischen den europäischen Staaten, welche ungeheuere Armeen und Flotten unterhalten, hintanzusetzen, würde den Charakter eines Bündnisses gegen die Vereinigten Staaten annehmen und von der Unionsregierung als ein Anzeichen unfreundlicher Gesinnung (unfriendly disposition) aufgenommen werden. Blaine hob sodann noch die Thatsache hervor, daß Amerika nie den Versuch gemacht habe, theil an Uebereinkommen oder Verträgen zu nehmen, welche die politische Gestaltung und die Zustände kleinerer europäischer Staaten oder gewisser Theile des Orients berühren, und bemerkte: „Es ist eine längst feststehende Ueberzeugung der amerikanischen Regierung, daß irgendeine Ausdehnung des politischen Systems, durch welches die Großmächte Ereignisse in Europa controlirt und zur Entscheidung gebracht haben, bis auf unsere Küsten von Gefahren für den Frieden und die Wohlfahrt Amerikas begleitet sein würde. Diese Stellungnahme ist nicht mehr als die bestimmte Aufrechterhaltung von Principien, welche die höchste Autorität der Vereinigten Staaten schon lange aufstellte, und die nach der Ansicht des Präsidenten mit unserer nationalen Politik eng verwebt sind. In seiner Antrittsrede legte Präsident Garfield deutlich die Stellung dar, welche die Regierung der Vereinigten Staaten in dieser Frage einnehmen würde, und wenn die europäischen Cabinete die damals gemachten Erklärungen nicht beachteten, so mag es für Sie (Lowell) rathsam sein, bei geeigneter Gelegenheit die Aufmerksamkeit des Lords Granville auf die vom Präsidenten gebrauchte Sprache hinzulenken."

Aus der vorstehend skizzirten Note geht deutlich hervor, daß die Garfield-Administration die Monroe-Doctrin in ihrer vollen Stärke aufrecht zu erhalten bemüht war, unbekümmert um die Bestimmungen des Clayton-Bulwer-Vertrages. Die Note wurde dem Lord Granville am 12. Juli 1881 von Lowell mitgetheilt; mit anerkennungswerther Rücksichtnahme auf das inzwischen stattgefundene Mordattentat auf den Präsidenten Garfield zögerte jedoch der englische Minister des Auswärtigen mit seiner Antwort, sodaß diese erst nach dem Tode Garfield's erfolgte. Aus diesem Grunde müssen wir denn von einer weitern Besprechung dieser Angelegenheit hier absehen und sie einer Darstellung der Administration des Präsidenten Arthur vorbehalten. Es mag nur noch kurz erwähnt werden, daß der Staatssecretär Blaine die Absicht hatte, einen Congreß aller amerikanischen Staaten, Canada, als zu England gehörig, allein ausgenommen, nach Washington City zu berufen. Etwas Aehnliches plante schon Monroe's Amtsnachfolger, der edle Präsident John Quincy Adams, welcher der „heiligen Allianz" europäischer Fürsten ein „amerikanisches Amphiktyonengericht" gegenüberstellen und die monarchischen Congresse von Aachen, Laibach und Verona mit einem Congreß sämmtlicher amerikanischer Freistaaten auf der Landenge von Panama beantworten wollte. Ebenso versuchte Blaine, zwischen Chile einerseits und Peru und Bolivia andererseits vermittelnd einzuschreiten, und zwar um die Interessen und das Ansehen der Union den europäischen Mächten gegenüber auch hier zu wahren. Ein näheres Eingehen auf diesen nicht gerade vom Glück begleiteten Versuch gehört indeß nicht

hierher und muß ebenfalls einer Besprechung der Arthur-Administration vorbehalten bleiben.

Zu den wenigen Erholungen, die dem Präsidenten Garfield während seiner kurzen, aber an unerquicklichen Parteistreitigkeiten reichen Regierungszeit vergönnt waren, gehören unter andern die Enthüllungsfeier der zu Ehren des Admirals Farragut in Washington City errichteten Statue und der Besuch des im Staate Virginien befindlichen Hampton-Instituts. Die erstgenannte Feier fand am 25. April statt. Die Hauptstadt der Union hatte ein festliches Gewand angelegt. Zahlreiche Häuser an der langen und schönen Pennsylvania-Avenue, sowie das Weiße Haus, die Amtswohnung des Präsidenten, waren mit den nationalen Farben geschmückt. Um 12 Uhr mittags wurden von der Marineartillerie Salutschüsse abgefeuert, worauf sich der in der Nähe des Capitols formirte Festzug in Bewegung setzte. Als die Spitze des Zuges die 15. Straße erreicht hatte, gab ein Kanonenschuß das Signal für die Abfahrt des Präsidenten, in dessen Begleitung sich außer seiner Familie auch die Cabinetsmitglieder, die Witwe des Admirals David G. Farragut, dessen Sohn Loyall Farragut und die Schöpferin der Statue, Mrs. Vennie Ream Hoxie, befanden. Nachdem der Quartiermeister Knowles, ein alter Waffengefährte des Admirals, unter Trommelwirbel, Trompetengeschmetter und einem Artilleriesalut das Denkmal enthüllt hatte, sprach Garfield, von lebhaftem Beifall begrüßt, mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme folgende Worte: „Es ist die eigenthümliche Aufgabe und Macht der bildenden Kunst, die Schranken zu entfernen, welche eine Generation von der andern trennen, und so die Repräsentanten einer frühern Zeit zu Genossen der gegenwärtig lebenden Generation zu machen. Diese Hauptstadt füllt sich allmählich mit den Helden der Vergangenheit. Die Männer dreier Kriege haben schweigend und doch so beredt ihre Plätze eingenommen als Beschützer und Wächter der Nation, die sie so sehr geliebt haben; und im Laufe der Jahre werden diese öffentlichen Plätze mehr und mehr angefüllt, mehr und mehr beredt gemacht werden durch die Gegenwart todter Helden vergangener Tage aus allen Theilen des Landes, aus allen Generationen, allen Zweigen des öffentlichen Dienstes. Diese Helden nehmen vermöge der geheimnißvollen Hülfe der Kunst ihre Plätze ein und stehen hier als immerwährende Wächter des Ruhmes unserer Nation. Wir haben uns heute hier versammelt, um diesen Helden zu ehren, der vom Meere daherkommt, von seinem Flaggenschiff, um den sich der Dampf der Schlachten und der Kranz des Sieges schlingt, der 60 Jahre nationalen Lebens und nationaler Ehre mit sich bringt, seinen Platz einzunehmen als theuerer Patriot und ruhmvoller Führer seiner Nation. Im Namen dieser Nation nehme ich diese schöne Statue an. Sein Land wird sie beschützen, wie er sein Land geschützt hat."

Mitte Juni stattete Garfield dem obenerwähnten Hampton-Institut einen Besuch ab, nachdem er kurz vorher eine in der Nähe befindliche Invalidenanstalt, in der alte Unionskämpfer aus dem Bürgerkriege sich befinden, besucht hatte. Auf den Wunsch des Vorstehers des von Karl Schurz ins Leben gerufenen Hampton-Instituts, in welchem eine große Anzahl von Neger- und Indianerzöglingen in

verschiedenen Wissenszweigen, z. B. in Sprachen, im Ackerbau, in Gewerben u. s. w. Unterricht erhalten, hielt Garfield eine kurze Rede, aus der hier einige charakteristische Punkte hervorgehoben zu werden verdienen. „Als ich die Invalidenanstalt und den dabeibefindlichen Friedhof besuchte", sagte er unter anderm, „und dann zu dieser Unterrichtsanstalt kam, da hatte ich den Eindruck, daß ich mich gleichsam von der Vergangenheit zur Zukunft hinbewegt habe. Jene Veteranen, die für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes kämpften, repräsentiren die Vergangenheit; ihr aber, ihr Zöglinge des Hampton-Instituts, repräsentirt die Zukunft, die Zukunft euerer Rasse. Jene Unions- und Freiheitskämpfer und deren Genossen, deren Gräber ich aufsuchte, haben euch jungen Negern die bürgerliche Freiheit erkämpft; ich sehe aber hier noch die Abkömmlinge einer andern farbigen Rasse, einer Rasse aus dem fernen Westen. Euch beiden liegt es ob, das große Problem der Menschheit lösen zu helfen durch Arbeit, wenn auch in verschiedener Weise. Die Arbeit muß frei sein! Ihr, die ihr aus dem fernen Westen kommt, habt zunächst zu begreifen, daß Arbeit überhaupt sein muß, für euch, für alle Menschen. Ohne Arbeit gibt es keine Civilisation, kein menschenwürdiges Dasein. Die Neger unter euch wissen dies bereits; sie hörten es schon von ihren Aeltern und sahen es bei ihnen; die Indianer unter euch stammen aber von einer Rasse, die bisher nur zu zerstören und zu kämpfen, nicht aber zu arbeiten verstand. Deshalb sage ich euch, daß ihr ohne Arbeit nichts vermögt, und darum ist euere erste Aufgabe, einzusehen, daß Arbeit sein muß! Ihr Neger oder euere Aeltern lerntet es unter der Sklavenpeitsche. Die mächtige Stimme des Krieges hat aber euch und uns alle darauf hingewiesen, daß die Arbeit nicht nur *sein*, sondern auch frei sein muß. Erst die freie Arbeit läßt uns die höchsten Ziele, die schönsten Segnungen der Civilisation erringen. In der gemeinsamen Arbeit, in der höchsten individuellen Kraftentfaltung beruht unser Heil, beruht das Heil jeder Nation. Wenn wir nach dieser Erkenntniß handeln, werden wir nicht nur ein einiges, sondern auch ein freies und glückliches Volk sein." Aus dieser kleinen Rede Garfield's können, so will es uns bedünken, auch europäische Nationen und europäische Staatsmänner und Politiker lernen, und nicht blos junge Neger, Indianer und frühere Sklavenhalter, die von dem Segen der freien Arbeit nichts wissen wollten.

Was die finanziellen Verhältnisse der Vereinigten Staaten bis zum Juli 1881 anbetrifft, so ist außer dem bereits oben darüber Mitgetheilten noch Folgendes zu bemerken. Mit dem 30. Juni des genannten Jahres schloß das Rechnungsjahr der Unionsregierung ab und der Bundesschatz ergab einen Ueberschuß von 100 Mill. Doll. Europäische Finanzminister, denen seit längerer Zeit bei der Jahresabrechnung ein chronisches Deficit entgegenstarrt, welches wie der Abendschatten fortwährend wächst, konnten hierüber vielleicht etwas neidisch werden. Hundert Millionen Ueberschuß bei einem Ausgabeetat von rund 263 Mill. Doll. war ein erfreulicher Kassensturz für „Uncle Sam". Die Zolleinnahmen des letzten Finanzjahres (1880/81) beliefen sich auf ungefähr 197 Mill. Doll. oder 11 Mill. mehr als im Finanzjahre 1879/80; dies war insofern beachtenswerth, als der Werth der importirten Artikel einige Millionen geringer war als im vorher-

gehenden Jahre. Entweder waren mehr zollpflichtige Artikel eingeführt worden, oder die Zölle wurden wirksamer und ehrlicher erhoben. Obgleich die Freiliste länger war als in den sechziger Jahren, so kannte die Finanzgeschichte der Union doch nur vier Jahre, in denen die Zolleinnahmen größer waren als in dem mit dem 30. Juni 1881 abschließenden Finanzjahre; 1864 betrugen sie in runder Summe 243 Mill. Doll., 1865 322 Mill. Doll., 1871 206 Mill. Doll. und 1872 216 Mill. Doll. Die Inlandssteuer-Einnahmen beliefen sich auf 135 Mill. Doll. oder nahezu 11 Mill. mehr als im Jahre 1880. Sie waren bedeutender als in irgendeinem Jahre seit 1873, in welchem sie 143 Mill. Doll. betrugen. Die Einnahmen aus verschiedenen Quellen, Banksteuern u. s. w., waren um 8 Mill. Doll. bedeutender. Die Gesammteinnahmen betrugen 363 Mill. Doll. oder 30 Mill. mehr als im Vorjahre, sie waren größer als in irgendeinem Jahre seit 1872. Die Ausgaben der Regierung beliefen sich, wie gesagt, auf 263 Mill. Doll. oder 2 Mill. weniger als im Jahre 1880. Im Laufe des letzten Jahres wurden 84,500000 Doll. für Zinsen auf die Nationalschuld bezahlt, über 11 Mill. Doll. weniger als im vorhergegangenen Jahre und 77 Mill. Doll. weniger als im Jahre 1865. Der Tilgungsfonds der Union enthielt ungefähr 90 Mill. Doll. Das waren in der That für jeden amerikanischen Patrioten erfreuliche Zahlen. Mit den Finanzverhältnissen hielt der Eisenbahnbau gleichen Schritt; namentlich wurden neue Schienenwege von verschiedenen Seiten, z. B. von der Grenze Alt-Mexicos aus nach dem Stillen Meere gelegt.

Unter solchen Umständen war es begreiflich, wenn Präsident Garfield Ende Juni froh und vertrauensvoll in die Zukunft blickte. Die widerwärtigen und gehässigen Parteistreitigkeiten, denen keine idealen, sondern nur persönliche Motive zu Grunde lagen, waren in der Hauptsache beigelegt, wenn auch die sogenannten „Stalwarts", die verbissenen Grant-Anhänger, den Kampf noch nicht ganz aufgegeben hatten. Eins seiner Hauptziele war die Versöhnung des Nordens mit dem Süden der Union, und zur Erreichung dieses Zieles boten sich Garfield verschiedene Gelegenheiten dar, so z. B. die bevorstehende Säcularfeier der Einnahme von Yorktown und die Eröffnung der großen Baumwollausstellung zu Atlanta im Staate Georgien. Zuvor aber wollte er sich einige Erholung gönnen; denn seit dem 4. März war er fast jeden Tag von früh bis spät mit Staatsgeschäften aller Art überhäuft gewesen und hatte sich bis Ende Juni nur gelegentlich kurze Ausflüge, wie z. B. nach dem Hampton-Institut oder nach Annapolis, wo die Jahresprüfung einer Navigationsschule stattfand, erlaubt.

Am 1. Juli hatte Garfield den Entschluß gefaßt, mit einigen Mitgliedern seines Ministeriums nach Neuyork zu reisen. Er bat Blaine, der die Reise mitzumachen verhindert war, ihn auf den Bahnhof zu begleiten; und so geschah es. Am Morgen des 2. Juli fuhr der Staatssecretär mit seinem Wagen bei dem Weißen Hause vor und holte den bereits auf ihn wartenden Präsidenten ab. Letzterer war, wie Blaine selbst später erzählte, in sehr guter Laune; er sprach die feste Hoffnung aus, daß seine Regierung eine glückliche und für die Nation heilsame sein werde. Er und seine Minister, meinte er, seien sich bereits näher

getreten; es bestehe keine sie tiefer trennende Meinungsverschiedenheit, man achte sich und habe Vertrauen zueinander. Blaine konnte dies nur bestätigen. Bald nach 9 Uhr kamen sie auf dem Bahnhofe an. Kaum waren sie in die Wartehalle eingetreten, so fielen zwei Schüsse, und Garfield sank mit dem Rufe „O, mein Gott!" zu Boden. Während Blaine dem verwundeten Präsidenten zu Hülfe eilte, ergriff der nahe dabeistehende Polizeimann Kearney den Verbrecher Charles Guiteau, der die Worte ausrief: „Ich bin ein Stalwart und wünsche Arthur zum Präsidenten!" Der verwundete Garfield wurde sofort nach dem Weißen Hause zurückgebracht und dort von herbeigerufenen Aerzten untersucht. Er war vollständig ruhig und gefaßt, und als die Aerzte auf seine Frage erklärten, seine Wunde sei sehr gefährlich, sodaß „unter hundert Fällen nur in einem Falle auf Rettung zu hoffen sei", erwiderte er: „Nun, so nehmen wir diesen einen Fall an" („then we will take that chance"). Noch bevor Garfield den Bahnhof verließ, beauftragte er seinen ersten Secretär, den Obersten Rockwell, folgende Depesche an seine Frau, die sich aus Gesundheitsrücksichten zu Elberon, nahe bei Long Branch, einem Seebadeorte im Staat Neujersey, aufhielt, zu richten: „Der Präsident wünscht, daß ich Ihnen die Mittheilung mache, er sei schwer verletzt; wie schwer, läßt sich noch nicht feststellen. Er ist bei vollem Bewußtsein und hofft, daß Sie bald zu ihm kommen. Er sendet Ihnen die herzlichsten Grüße!" Auch der alten Mutter des Präsidenten, die in Cleveland bei einer ihrer dort verheiratheten Töchter lebte, wurde die traurige Nachricht mitgetheilt, wobei dieselbe in die Worte ausbrach: „Wie konnte nur jemand so hartherzig sein und mein Kind tödten wollen!"

Die Nachricht des ruchlosen Attentats rief in der ganzen gebildeten Welt die allgemeinste Sympathie hervor; die verschiedensten Regierungen drückten durch telegraphische Depeschen ihr Beileid aus, in erster Linie die Königin von England, welche sich durch ihren Gesandten in Washington City, Edward Thornton, fortlaufende genaue Nachrichten über Garfield's Befinden erbat. In den Vereinigten Staaten waren bald die verschiedensten Gerüchte in Umlauf; man erinnerte sich der Worte Conkling's, daß er Garfield gegenüber „zwischen Mord und Selbstmord" wählen müsse, und schloß daher auf die Existenz einer politischen Conspiration. Von einer solchen Conspiration konnte nun allerdings nicht die Rede sein; dennoch hatte der Mordversuch Guiteau's eine politische Bedeutung. Dieser sittlich verkommene, durch Aemtergier und Ruhmsucht bis zum Verbrechen getriebene Mensch identificirte sich mit der Fraction der Stalwarts, die nach wie vor mit dem Präsidenten in Fehde lagen und zu deren Hauptführern der Exsenator Conkling und der Vicepräsident Arthur gehörten. Guiteau ging mit scharfer Logik zu Werke; er überlegte sich, daß die Hinwegräumung des Präsidenten Arthur an die Spitze der Regierung bringen und damit demjenigen Flügel der republikanischen Partei, zu dem er selbst sich zählte, den Besitz der Regierungsgewalt verschaffen würde. Er hatte nach dem, was er in den Zeitungen der Stalwarts gelesen, den Präsidenten für einen Verräther an seiner Partei und für den eigentlichen Friedensstörer ansehen gelernt, und glaubte nun, daß, wenn die Regierungsgewalt erst in die Hände der Stalwarts übergegangen sei, der Rest der republikanischen Partei sich bald

fügen und unter der neuen Führung vereinigen werde. Er plante also nicht allein die Ermordung des Präsidenten Garfield, sondern dachte sich auch die Zusammensetzung der neuen Administration bis ins Einzelne aus. Unter seinen Papieren wurde eins gefunden, welches eine Liste des neuen von Arthur zu bildenden Cabinets enthielt, mit Conkling, dem alten Rivalen von Blaine, als Staatssecretär an der Spitze. Sein Plan umfaßte also nicht allein die Ermordung des Präsidenten Garfield, sondern eine durchgreifende Revolution im Personal der Regierung, einen vollständigen Systemwechsel. Um die mannichfachen Gerüchte auf das richtige Maß zurückzuführen und die öffentliche Meinung in etwas zu beruhigen, machte der Bundesdistrictsanwalt Corkhill am 14. Juli unter anderm Folgendes bekannt: „Das Interesse, welches das Publikum an den Einzelheiten des Attentats nimmt, sowie die darüber circulirenden vielfachen Versionen rechtfertigen es, wenn ich nachstehend eine correcte und genaue Darstellung des Sachverhalts gebe. Der Meuchelmörder Charles Guiteau kam am Sonntag, 6. März 1881, abends, nach Washington City und stieg im Ebbit House ab, wo er jedoch nur einen Tag blieb. Er bezog dann ein Zimmer in einem andern Stadttheil und hat seitdem an verschiedenen Plätzen Kost und Logis gehabt, worüber mir die nähern Einzelheiten vollständig vorliegen. Am Mittwoch, 18. Mai 1881, beschloß er, den Präsidenten zu ermorden. Er hatte damals weder Geld noch eine Pistole. Etwa am letzten Tage des Mai ging er in einen Waffenladen, besah verschiedene Pistolen und fragte nach dem größten Kaliber. Man zeigte ihm zwei von demselben Kaliber, aber zu verschiedenen Preisen. Am Mittwoch, 8. Juni, kaufte er die später von ihm benutzte Pistole. Er zahlte 10 Doll. dafür, nachdem er in der Zwischenzeit 15 Doll. von einem hier wohnenden Herrn unter dem Vorwande geliehen hatte, daß er seine Kosthausrechnung zu bezahlen wünsche. An demselben Tage, etwa 7 Uhr abends, steckte er die Pistole zu sich, ging zu Fuß nach der 17. Straße und stellte Schießübungen an. Am Sonntag, 12. Juni, saß er im Lafayette-Park und sah, daß der Präsident sich nach der an der Vermont-Avenue gelegenen Kirche begab. Sofort kehrte er nach seinem Zimmer zurück, um sich die Pistole zu holen und dem Präsidenten nachzufolgen. In die Kirche eingetreten, fand er, daß er den Präsidenten nicht erschießen könne, ohne Gefahr zu laufen, auch andere Menschen zu tödten oder zu verwunden. Am darauffolgenden Mittwoch besuchte er die Kirche wiederum, um das Fenster genau zu untersuchen, in dessen Nähe Garfield am Sonntag gesessen; er überzeugte sich davon, daß er das Fenster leicht erreichen und von dort aus den Präsidenten durch den Kopf schießen könne, ohne einen andern Menschen zu treffen. So faßte er denn den Entschluß, das Attentat am nächsten Sonntage in der Kirche zu begehen. Mittlerweile ersah er aus den Zeitungen, daß Garfield am 18. Juni mit seiner Frau von Washington City nach dem Badeorte Long Branch abreisen werde. Demnach änderte er seinen frühern Entschluß; er verließ am 18. Juni um 5 Uhr morgens sein Kosthaus, ging den Fluß hinunter und feuerte fünf Schüsse ab, theils um sich zu üben, theils um sich zu überzeugen, daß seine Waffe gehörig in Ordnung sei. Hierauf begab er sich auf den Bahnhof und befand sich in dem Wartezimmer für Damen, die Pistole schußfertig, als der

Präsident mit seiner Begleitung eintrat. Da aber Frau Garfield so schwach und leidend aussah, konnte er es nicht über das Herz bringen, den Präsidenten in ihrer Gegenwart zu erschießen. Er versuchte es noch wiederholt, sein Vorhaben auszuführen, doch trat stets etwas störend dazwischen; und so kam endlich der 2. Juli heran, wo er denn wirklich das Verbrechen beging." Die vorstehenden Thatsachen waren der Wahrheit gemäß von Corkhill veröffentlicht und wurden auch bei den spätern Verhandlungen im Processe von dem Angeklagten in allen wesentlichen Punkten bestätigt; sie beweisen aber auch, mit welcher Umsicht und Ausdauer Guiteau seinen Mordplan bis zu dessen Ausführung verfolgte.

Bevor wir auf die Schilderung von Garfield's Krankenlager, dessen Tod und Beerdigung, sowie auf den später folgenden Proceß näher eingehen, erscheint es angebracht, noch mit einigen Worten auf eine wohlthätige und zeitgemäße Bewegung hinzudeuten, die wenige Tage nach dem Attentat in verschiedenen Unionsstaaten stattfand. Die Unthat Guiteau's hatte nämlich die Gefahren des tiefeingewurzelten Uebels der Aemterjägerei in so deutlicher und erschreckender Weise bloßgelegt, daß sich in der ganzen Union der Ruf nach einer gründlichen Civildienstreform vernehmen ließ. Ueberall organisirten sich Civildienst-Reformvereine; um aber in diese Vereine eine größere Einheit zu bringen und ihren Bestrebungen eine nachhaltigere Wirkung zu sichern, wurde der Beschluß gefaßt, die weit über das Land zerstreuten Vereine zu einer nationalen Organisation unter dem Namen „Civildienst-Reformliga" zusammenzufassen. Zu diesem Zwecke trat in der zweiten Hälfte des Augustmonats in Newport eine Conferenz von Reformfreunden aus einer großen Anzahl von Unionsstaaten zusammen, und setzte den Executivausschuß des Reformvereins zu Neuyork bis auf weiteres als ein Centralcomité ein, das durch Mitglieder der übrigen Reformvereine verstärkt werden sollte. Außerdem gelangten in Bezug auf das Wesen der zu erstrebenden Reform drei Beschlüsse mit Einstimmigkeit zur Annahme. Der erste dieser Beschlüsse empfahl der Bundesgesetzgebung die Annahme der von dem demokratischen Senator Pendleton im Senat der Vereinigten Staaten bereits eingebrachten Bill, durch welche für alle Anstellungen zu untergeordneten Plätzen in den Regierungsdepartements, sowie in den größern Zollhäusern, Postämtern u. s. w. im Lande sogenannte „Competitivprüfungen" angeordnet werden. Solche Prüfungen, die nur auf die Fähigkeit und Ehrlichkeit, nicht aber auf die politische Parteistellung der respectiven Candidaten Rücksicht nahmen, waren bereits während der Hayes-Administration von Karl Schurz im Ministerium des Innern und von dem Finanzminister Sherman im Zollhause von Neuyork mit großem Erfolge in Anwendung gebracht worden. Der zweite Beschluß empfahl die Annahme einer von dem Congreßrepräsentanten Willis von Kentucky eingebrachten Bill, durch welche die Erhebung von Abgaben für Parteizwecke von den Unionsbeamten verboten wurde. Schon Präsident Hayes hatte sich officiell in ähnlichem Sinne geäußert, und es lag auf der Hand, daß ein Gesetz, welches derartige Parteibestrebungen oder vielmehr Erpressungen streng verbot, einem großen Unwesen steuern mußte. Jeder Beamte der Union mußte wissen, daß sein Gehalt ihm für die von ihm verrichteten Arbeiten ausgezahlt

wurde, und daß er dafür der Republik auch treue und gewissenhafte Pflichterfüllung in seinem Amte und nichts anderes schuldig sei. Alle Misbräuche, welche diesem Grundsatze seit Jahren zuwiderlaufen, hatten nur die Wirkung gehabt und konnten sie in sehr vielen Fällen nur haben, daß sie, abgesehen von der dadurch bewirkten Ausplünderung der Beamten, das Pflichtgefühl dieser Leute untergruben und dadurch zur Entsittlichung des öffentlichen Dienstes und des politischen Lebens überhaupt beitrugen. Schließlich erklärte sich die Conferenz in einem allgemein gehaltenen Beschlusse gegen alle willkürlichen Amtsentsetzungen, d. h. gegen solche, für welche kein hinreichender dienstlicher Grund vorlag, und gegen jede Einmischung der Congreßmitglieder in die gesetzlich der Executivgewalt angehörende Function, Anstellungen im öffentlichen Dienste zu machen.

Leider verhinderte die Krankheit und der Tod des Präsidenten Garfield die energische Verfolgung der vorstehend bezeichneten Beschlüsse. Der Zustand des kranken Präsidenten schwankte übrigens beständig zwischen Furcht und Hoffnung, und wiederholt tauchte die Frage auf, ob nicht durch die andauernde Krankheit desselben der von der Constitution (Art. 2, Abschn. 1, §. 6) vorgesehene Fall der „Unfähigkeit (inability), die Gewalten und Pflichten des Präsidentenamtes auszuüben", vorliege. Dies war indeß nicht der Fall; die Regierungsgeschäfte gingen ruhig ihren Gang, und wenn es dringend nöthig gewesen wäre, so war Garfield bei allen seinen Leiden doch fast stets so klaren Geistes, daß er die Berichte seiner Minister hätte entgegennehmen und seinen Bescheid geben können, wie er dies denn auch wirklich mehrmals that. Mit Recht konnte Blaine in seiner Gedächtnißrede, die er infolge eines Beschlusses des Repräsentantenhauses des Congresses am 27. Febr. 1882 im Capitol zu Washington City hielt, von Garfield sagen: „Groß im Leben, war er unübertrefflich groß im Sterben. In den Wochen des Todeskampfes, der nicht weniger schmerzlich war, weil er still ertragen wurde, blickte er festen Auges auf sein offenes Grab." Als das Ende herannahte, kehrte Garfield's frühere Sehnsucht nach dem Meere zurück. Mit Einwilligung seiner Aerzte wurde er nach Elberon, nahe bei dem Badeorte Long Branch, gebracht. Dort schaute er noch einmal gedankenvoll hinaus auf die wechselnden Wunder des Oceans, auf die in der Morgensonne glänzenden Segel, auf die ruhelos an das Ufer rollenden Wogen, auf das rothe Gewölk der sinkenden Abendsonne und den glänzenden Pfad der Sterne. Er war der Mittelpunkt für die Liebe seines Volkes; aber alle Liebe und alle Sorgfalt konnte ihn nicht retten. Rührend und zugleich bewundernswerth war die ausdauernde Kraft und der hingebende Opfermuth, womit die Frau den kranken Gatten pflegte. Eines Morgens kamen die Aerzte, welche den Präsidenten behandelten, zu Frau Garfield, um ihr mitzutheilen, daß die medicinische Wissenschaft nichts mehr zu thun vermöge und daß man sich auf das Schlimmste gefaßt machen müsse. Frau Garfield vernahm die traurige Mittheilung, erhob sich und sagte, ihre tiefe Bewegung beherrschend: „Meine Herren, Sie sollten ihn nicht aufgeben. Kehren Sie auf Ihren Posten zurück und verlassen Sie denselben nicht, bis jedes Mittel erschöpft ist, bis der Tod selbst sein Siegel auf ihn drückt, denn ich will nicht glauben, daß er sterben muß. Gehen Sie zurück und thun Sie was Sie können. Ich bin seine Frau, und ich sage, wir

wollen ihn nicht aufgeben, bis das Ende da ist." Das Ende kam aber bald darauf. Garfield erlag seinen Leiden in der Nacht des 19. Sept. 1881, zwischen 10 und 11 Uhr. Die ganze gebildete Welt theilte mit dem amerikanischen Volke den Schmerz um den zu früh verlorenen Präsidenten, wiederum in erster Linie das stamm- und sprachverwandte England, dessen Königin Victoria, allen andern Fürstlichkeiten voran, der trauernden Witwe das Sympathietelegramm zusandte: „Worte können die tiefe Theilnahme nicht ausdrücken, die ich für Sie in diesem schrecklichen Augenblick empfinde. Möge Gott Sie schützen und trösten, nur er allein kann es!"

Die letzten Augenblicke Garfield's beschreibt ein Augenzeuge folgendermaßen: „Frau Garfield saß am Rande des Bettes, die Hand des sterbenden Gatten haltend. Der Doctor Hamilton stand an der andern Seite des Bettes, die übrigen Aerzte, die Familie und die Freunde des Hauses befanden sich in Gruppen um das Bett. Der Präsident athmete schwer und in immer längern Zwischenräumen. Die Aerzte flüsterten einander zu, allein kein Wort wurde laut gesprochen. Das schwere Athmen dauerte ungefähr 15 Minuten und hörte dann ganz auf; Garfield kehrte nicht mehr zum Bewußtsein zurück, sein Tod war schmerzlos. Als alles vorüber war, zog sich Frau Garfield schweigend in ihr Zimmer zurück."

Die Leiche Garfield's wurde von Elberon zunächst nach Washington City gebracht, um dort im Capitol öffentlich ausgestellt zu werden; sie war in der Kleidung aufgebahrt, welche der Verstorbene bei seiner Installirung als Präsident getragen hatte. Die linke Hand ruhte auf seiner Brust in der Weise, in welcher er sie im Leben zu halten pflegte. Der Sarg war in Schwarz gehüllt und hatte silberne Griffe. Auf dem Deckel befand sich eine Silberplatte mit der einfachen Inschrift: „James Abraham Garfield, geboren am 19. Nov. 1831, starb als Präsident der Vereinigten Staaten am 19. Sept. 1881." Frau Garfield hatte den Wunsch ausgesprochen, noch einmal allein und ungestört bei der Leiche ihres Gatten kurze Zeit weilen zu dürfen, in der Rotunde des Capitols, vor dessen Haupteingang er am 4. März 1881 seine Inaugurationsrede gehalten in ihrer und seiner betagten Mutter Gegenwart. Dieser Wunsch ging in Erfüllung. Allein und einsam verweilte die Witwe in der weiten Halle neben ihrem todten Gatten etwa 20 Minuten; von dem, was sie dort empfunden oder gesprochen, weiß niemand etwas; tief in ihren Schleier gehüllt trat sie wieder heraus, einige Blumen in der Hand, die sie dem reichen Blumenschmuck entnommen, der den Sarg des geliebten Todten schmückte. Am Sonnabend, 24. Sept., wurden mit allen Ehren, die dem Oberhaupt der großen transatlantischen Republik zukommen, Garfield's irdische Ueberreste auf einem schöngelegenen Friedhof bei Cleveland in Ohio, dem sogenannten „Lake View Cemetery", zur letzten Ruhe bestattet. Von diesem Friedhof hat man einen prachtvollen Ausblick auf den schönen Eriesee, den Garfield so sehr geliebt hatte.

Elf lange Wochen hatten die Leiden Garfield's gedauert; eine fast ebenso lange Zeit währten die Proceßverhandlungen, welche am 14. Nov. 1881 zu Washington City im District Columbia ihren Anfang nahmen und erst am 25. Jan. 1882 ihren Abschluß fanden. Längere Zeit war man darüber im Zweifel, ob der Proceß

im Staate Neujersey, wo Garfield gestorben war, stattzufinden habe, oder in Washington City, dem Orte, wo das Verbrechen begangen wurde. Schließlich entschied man sich für die letztere Alternative. Es würde zu weit führen, auf alle die Einzelheiten näher einzugehen, die bei diesem denkwürdigen Criminalprocesse vorkamen, der zu den verschiedensten Beurtheilungen Veranlassung gegeben hat und in Europa kaum einer schärfern Kritik unterzogen wurde als in Amerika. Die europäische Presse hat fast durchweg das Gericht für das insolente Betragen und für die zügellosen Ausbrüche des Angeklagten verantwortlich gemacht und von den amerikanischen Gerichtszuständen ein düsteres Schattenbild entworfen; allein es lagen doch nicht zu verachtende Gründe dafür vor, daß dem Angeklagten die vollste Freiheit zu seinen Zwischenbemerkungen gestattet wurde, denn gerade hierdurch konnte nicht nur den bei den Verhandlungen stets anwesenden Sachverständigen, sondern auch den Geschworenen die beste Gelegenheit zu aufmerksamen Beobachtungen des geistigen Zustandes und der etwaigen Zurechnungsfähigkeit des Verbrechers verschafft werden. Wenn aber von gewisser Seite darauf hingewiesen worden ist, daß bei Gelegenheit des Guiteau-Processes Aehnlichkeiten zwischen den Vereinigten Staaten und Rußland zu Tage getreten seien, so muß dem entschieden widersprochen werden. Einmal waren die Motive, welche Guiteau zu dem Attentat trieben, vollkommen anderer Natur als die Motive, welche die russischen Kaisermörder zu ihrem ruchlosen Verbrechen bewegten; dann aber trugen auch die betreffenden gerichtlichen Verhandlungen in den beiden genannten Staaten einen sehr verschiedenen Charakter. Mögen immerhin die Verhandlungen große Lücken und Blößen zu Tage gefördert haben, namentlich hinsichtlich des gerichtlichen oder processualischen Verfahrens: so viel kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß dem Mörder Guiteau in keiner Hinsicht seine Vertheidigung beschränkt worden ist.

Den Vorsitz in dem obersten Districts-Gerichtshofe (District Supreme Court) zu Washington City, vor welchem der Proceß zur Verhandlung kam, führte der Richter Cox; als öffentliche Ankläger fungirten der obengenannte Districtsanwalt Corkhill unter Beistand der Herren Porter und Davidge, während ein Schwager des Angeklagten, der Advocat Scoville, die Vertheidigung übernommen hatte. Guiteau, in der Mitte der vierziger Jahre stehend, hatte ein vollständig verfehltes Leben hinter sich; er war längere Zeit Mitglied einer überspannten Religionssekte, der sogenannten Oneidagesellschaft, gewesen; seine Thätigkeit als Jurist hatte keinen Erfolg gehabt; schließlich warf er sich der politischen Aemterjägerei in die Arme, indem er sich den Stalwarts anschloß. Von Haus aus ein excentrischer Kopf, wollte er durchaus eine Rolle spielen, gleichviel um welchen Preis; ohne allen sittlichen Halt und ohne positive Kenntnisse, hielt er sich doch zu großen Thaten berufen und war stolz darauf, daß durch die Ermordung Garfield's sein Name der Geschichte angehören würde. Er war von der verwerflichsten Großmannssucht beseelt. In einer Vertheidigungsschrift, die er bei seiner ersten Vorführung dem Gericht vergeblich zu unterbreiten suchte, die aber später in einem washingtoner Blatte, dem „Star", veröffentlicht wurde, führte Guiteau folgende drei Punkte zu seiner Vertheidigung an: 1) Momentanen Wahnsinn; die Ermordung Garfield's sei nicht sein Werk, sondern das Werk Gottes gewesen; sein freier Wille sei durch

göttlichen Antrieb zur Beseitigung Garfield's aufgehoben worden. 2) Der Präsident sei infolge fehlerhafter ärztlicher Behandlung gestorben. 3) Der Gerichtshof in Washington City sei nicht competent, da Garfield im Staate Neujersey gestorben. Sein Vertheidiger Scoville basirte seine Vertheidigung vorzugsweise auf die durch Wahnsinn hervorgerufene Unzurechnungsfähigkeit Guiteau's; auch hob er hervor, daß die corrumpirende Politik des Expräsidenten Grant, des Präsidenten Arthur und vor allem das Auftreten Conkling's gegen Garfield den Angeklagten zur Ermordung des letztern veranlaßt habe. Allein die schlagenden, oft allerdings etwas zu weit ausgesponnenen Ausführungen der öffentlichen Ankläger und nicht zum wenigsten Guiteau's eigenes Betragen während der Verhandlungen sowie die Aussagen der Aerzte über seinen Geisteszustand ließen die Geschworenen schließlich nach verhältnißmäßig kurzer Berathung am 25. Jan. 1882 einstimmig das „Schuldig" aussprechen. Als aber die Jury mit ihrem Wahrspruch Guiteau des Mordes schuldig erklärt hatte, athmete jeder gute Bürger in den Vereinigten Staaten dankbar auf, nicht allein weil dieses vom Gerichtshofe bestätigte Verdict jeden Zweifel entfernte, ob den Verbrecher die gerechte Strafe treffen würde, sondern auch weil die für das amerikanische Volk in mancher Beziehung so beschämende Schaustellung, die der Proceß wiederholt bot, endlich ein Ende erreicht hatte. „Wol niemals, solange die Republik der Vereinigten Staaten besteht", schrieb Karl Schurz am 1. Febr. 1882 in der „Westlichen Post", „wäre es so wünschenswerth gewesen, daß eine gerichtliche Verhandlung mit Würde und feierlicher Ruhe vor sich ging, wie bei dem Guiteau-Proceß; denn nicht allein das amerikanische Volk, sondern die ganze civilisirte Welt schaute mit gespanntem Interesse zu, und niemals ist ein solcher Wunsch weniger erfüllt worden. Das ganze Schauspiel ist für die amerikanische Nation ein tief beschämendes gewesen; und doch würden wir jetzt, nachdem die erste Indignation darüber verflogen ist, zaudern müssen, wenn wir irgendeiner bestimmten Person die Verantwortlichkeit dafür in beschuldigender Weise aufladen sollten. Unzweifelhaft war die melodramatische Art, in welcher der Staatsanwalt eine langwierige und ausführliche Constatirung der Thatsache des Mordes selbst und aller denselben begleitenden Umstände durch Zeugenaussagen, die zum großen Theil unnöthig waren, vornahm, sowie die Vorzeigung eines Rückenwirbels des getödteten Mannes ebenso unwürdig wie überflüssig. Doch würde man hierüber hinweggekommen sein, wenn nicht Richter Cox es für nöthig gehalten hätte, dem Verbrecher zu erlauben, sich während des Processes zu benehmen, wie es ihm beliebte, und damit selbst seine Zurechnungsfähigkeit oder seine Verrücktheit an den Tag zu legen. Sobald man dem Angeklagten, der die Rolle des Wahnsinnigen spielte, die Zügel schießen ließ, war es um die Würde der gerichtlichen Verhandlung geschehen, und es war dann beinahe ebenso unmöglich, das anwesende Publikum in Ruhe und Ordnung zu halten, wie dies gewesen wäre, wenn man eine Affenkomödie in dem Gerichtssaal zugelassen hätte. Aber wie empörend dies auch auf das Gefühl wirkte, es machte sich doch schon lange vor dem Ende des Processes die Meinung geltend, unter Juristen sowol als im Publikum, daß die Theorie, nach welcher der Richter es für seine Pflicht hielt, dem Angeklagten so viel Freiheit wie möglich zu lassen, schließlich doch die richtige

sein mochte. Es schien allerdings eine Neuerung in der Leitung eines Criminalprocesses zu sein; aber manche sind jetzt wol zu dem Schlusse gekommen, daß an dieser Neuerung nicht Richter Cox schuld war, und es ist in der That merkwürdig, daß das Problem, welches dieser Richter zu lösen hatte, nicht schon früher in solchen Processen hervortrat, in denen der zweifelhafte Geisteszustand des Angeklagten eine Rolle spielte. Die Frage ist, ob ein Richter sich für berechtigt halten darf, wenn der Angeklagte auf Grund geistiger und sittlicher Unzurechnungsfähigkeit vertheidigt wird, diesen Angeklagten von vornherein so zu behandeln, als sei seine Zurechnungsfähigkeit eine feststehende Thatsache und als sei die Theorie der Vertheidigung eine bloße Finte. Nach den Grundsätzen des hiesigen Gerichtsverfahrens würde ein allzu willkürliches Eingreifen des Richters in dieser Beziehung möglicherweise einen Grund zur Umstoßung des ganzen Processes liefern können. Uebrigens kann Richter Cox auf das Resultat wenigstens als auf eine theilweise Rechtfertigung seines Verfahrens hinweisen. Die Beweisführung seiner eigenen Unzurechnungsfähigkeit, die Guiteau versuchte, schlug vollständig fehl. Es gab einen Moment im Laufe des Processes, und zwar in der ersten Hälfte desselben, wo Guiteau Eindrücke hervorgebracht hatte, die manche an seiner Zurechnungsfähigkeit zweifeln ließen und zum Mitleid stimmten. Diese Eindrücke verwischte er gänzlich durch sein späteres Betragen. Es gibt für wirklichen Wahnsinn oder wirkliche Verrücktheit gewisse Kennzeichen, die bei ihm nicht zutrafen. Die Schnelligkeit und Schärfe, mit welcher seine Urtheilskraft die Dinge unterschied, welche ihm nützlich oder schädlich sein konnten, trat zuweilen gar zu auffallend hervor. Der einzige starke Beweis der Unzurechnungsfähigkeit, den er mit Consequenz zu liefern versuchte, bestand in seiner Heftigkeit und anscheinenden Verachtung aller gewöhnlichen Regeln des guten Betragens. Aber diese Symptome der Verrücktheit sind ebenso leicht nachzuahmen als z. B. der Gang eines Betrunkenen. Im ganzen kann man sagen, daß er selbst zum Mislingen der Vertheidigung und zu seiner eigenen Verurtheilung am meisten beigetragen hat. Die Instruction, die Richter Cox den Geschworenen gab, war ein Muster von Klarheit und Schärfe. Doch läßt sich nicht behaupten, daß der Proceß in irgendeiner Weise neue Grundsätze oder neue Gesichtspunkte für die Rechtswissenschaft geliefert habe. Es sind keine neuen Aufschlüsse über die Beziehung zwischen Geistesstörung und gesetzlicher Verantwortlichkeit gegeben worden. Der Proceß hat nur etwas noch klarer gemacht, was allerdings früher schon feststand, obgleich es hier und da von mitleidigen Richtern und Geschworenen außer Augen gelassen oder gar verdunkelt worden ist, nämlich, daß ein Mensch, wenn er zurechnungsfähig genug ist, um sich wie andere an dem gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehr des Alltagslebens zu betheiligen, und dann ein Verbrechen planmäßig vorbereitet und bei diesen Vorbereitungen zeigt, daß er die möglichen Folgen dieses Verbrechens versteht und fürchtet, und Vorkehrungen trifft zu seinem Schutz oder Fortkommen nach der That, für dieses Verbrechen verantwortlich gemacht werden und die gesetzliche Strafe erleiden muß. Um wegen eines Verbrechens straflos zu bleiben, soll es nicht hinreichen, daß man blos ein «curioser Kerl» ist und ungewöhnliche Ideen im Kopfe hat über den Platz, den man in der Welt

ausfüllen möchte. Mit andern Worten, die Unzurechnungsfähigkeit, die sozusagen auf Bestellung kommt, um einem verbrecherischen Zweck zu dienen, ohne vorher oder nachher dagewesen zu sein, soll in den Augen des Gesetzes nicht gelten."

So lautet das immerhin beachtenswerthe Urtheil von Karl Schurz über den Guiteau-Proceß.

Nach den im District Columbia geltenden Gesetzen war und ist zwischen der Zeit der Fällung eines Todesurtheils und der Vollstreckung desselben der Ablauf eines neuen Gerichtstermins nothwendig; auch stand Guiteau das Recht der Appellation zu, von dem er und sein Vertheidiger Scoville selbstverständlich Gebrauch machten.

Es mußte nahezu ein volles Jahr nach der Vollbringung des Attentats vergehen, bevor das ruchlose Verbrechen eine gerechte Sühne fand. Der spätere Vertheidiger Guiteau's, Reed, gab sich alle Mühe, seinen Clienten vom Tode am Galgen zu retten; aber vergebens. Das Obergericht des Districts Columbia verwarf die Nichtigkeitsbeschwerde und bestätigte einstimmig das Urtheil der frühern Instanz; auch der Versuch, vom Präsidenten Arthur eine Strafumwandlung auf dem Wege der Gnade zu erhalten, schlug fehl, und so erfolgte die Hinrichtung des Mörders am 30. Juni 1882 zwischen 12 und 1 Uhr mittags. Nicht mit Unrecht ist übrigens das amerikanische Gerichtsverfahren getadelt worden, welches es ermöglicht, daß ein zum Tode Verurtheilter, wie Guiteau, sich monatelang gewissermaßen in der Agonie befindet. Die Untersuchung nach dem Tode hat indeß ergeben, daß das Gehirn Guiteau's durchaus nicht abnorm war oder auf Wahnsinn schließen ließ; ein etwaiger „moralischer Wahnsinn" (moral insanity) aber befreit keinen Verbrecher von den Strafen des Criminalrechts. Guiteau war von Grund aus verderbt und gerade deshalb zurechnungsfähig und strafbar wegen des von ihm begangenen Verbrechens.

Zum Schluß noch zwei kurze Bemerkungen. Zum Gedächtniß des siebzehnjährigen Todestages des Märtyrerpräsidenten Abraham Lincoln, den am 14. April 1865 zu Washington City die Kugel des Rebellenfreundes Booth traf, wurde am 14. April 1882 zu Springfield im Staate Illinois auf dem Oak Ridge-Friedhof, wo der große Todte seine letzte Ruhe fand, eine erhebende Todtenfeier abgehalten, zu der sich eine stattliche Menschenmenge eingefunden hatte. Die Begräbnißstelle Lincoln's befindet sich auf einem großen Grundstücke, wo derselbe inmitten mehrerer Familienmitglieder den letzten Schlaf schläft. Dort erhebt sich ein imposantes Monument. Die Leiche des Todten ruht übrigens nicht, wie bisher vielfach, aber fälschlich, angenommen wurde, in dem großen Sarkophag, der sich in dem Vestibul befindet, welches zu den Grabgewölben führt, sondern ist seit dem vor etwa drei Jahren von ruchlosen Händen gemachten Versuche, die Leiche zu stehlen, in die Erde versenkt und zwar unterhalb der Granitmassen, die das Monument bilden. Es lag nahe, daß bei dieser Feier lebhaft die Erinnerung an James Abraham Garfield auftauchte. Lincoln's und Garfield's Namen werden stets in der Geschichte der Vereinigten Staaten eng verbunden bleiben und ihr Andenken wird ohne Zweifel noch längere Zeit einen mächtigen Einfluß auf die politische Partei-

bildung in der Nordamerikanischen Union ausüben. Wie die Erinnerung an Lincoln viel zu der Erwählung Garfield's zum Präsidenten im Jahre 1880 beitrug, so wird das Andenken an Garfield in der Präsidentenwahl des Jahres 1884 den Stalwarts gegenüber ohne Zweifel die Rolle von Banquo's Geist spielen.

Die andere Bemerkung bezieht sich darauf, daß wir in nicht zu langer Zeit die Herausgabe einer ausführlichen Biographie und der sämmtlichen Schriften Garfield's zu erwarten haben. Im Herbst des Jahres 1881 richtete nämlich Frau Lucretia Garfield an den Obersten Rockwell, den obengenannten Privatsecretär ihres verstorbenen Gatten, ein Schreiben, in welchem folgende Stelle vorkam: „Es ist mein Wunsch, daß eine Biographie und eine gewählte Sammlung des literarischen Nachlasses des Generals Garfield nach einer sorgfältigen Sichtung seiner Schriften veröffentlicht werde. Zu diesem Zwecke bitte ich Sie, zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, daß ich diese meine Absicht so bald wie möglich zu verwirklichen suchen werde." Mit Bezug hierauf theilte nun Oberst Rockwell in der amerikanischen Tagespresse unter anderm Folgendes mit: „Selbst für diejenigen, welche die große Arbeitskraft und das vielseitige Wissen des Generals Garfield kennen, ist der Umfang, die Mannichfaltigkeit und die vortreffliche Ordnung seines literarischen Nachlasses erstaunenswerth. Frau Garfield weiß dies zu würdigen, und da sie davon überzeugt ist, daß das dauerndste Monument dem verstorbenen Präsidenten auf der Grundlage dessen errichtet werden muß, was er gesagt, gethan und gewesen, so beabsichtigt sie, ein derartiges Unternehmen mit Liebe und Sorgfalt auszuführen. Ein solches Denkmal läßt sich erst errichten, wenn die Welt das Großartige seiner Laufbahn und seines Charakters besser würdigen gelernt hat, und es darf deshalb erst nach längerer Zeit erwartet werden."

Französische Stimmen über Deutschland und die Deutschen.

Von

Leo Tellenbach.

II.

Der Socialismus ist die große innere Gefahr für Deutschland geworden; das erkannten die Franzosen, und zahlreiche Stimmen haben, wie wir im ersten Artikel zeigten, mehr oder weniger schadenfroh auf diese Gefahr hingewiesen. Einige französische Schriftsteller bewahren aber dem deutschen Socialismus gegenüber einen unbefangenen Standpunkt.

Bailleux de Marisy trifft in seinem Aufsatz in der „Revue des deux Mondes": „Die finanziellen Gebräuche in Frankreich" den Nagel auf den Kopf, indem er dem Socialismus vorwirft, daß er nur Eins vergesse, nämlich die individuelle Freiheit und die Schwierigkeit, denjenigen zu finden, welcher der Begierde der einzelnen ein Ziel setzen, die Production bemessen, die Faulen bezeichnen und die Fähigen beurtheilen soll.

Auch Emile de Laveleye befleißigt sich in seiner Arbeit „Ueber die Beziehungen der Volkswirthschaft zur Moral, zum Recht und zur Politik" einer größern Sachlichkeit. „Ich glaube beweisen zu können", sagt er, „daß die jüngsten Unfälle Frankreichs und der ernste Wendepunkt, den es letzthin durchgemacht hat, in erster Linie durch Unwissenheit in der Volkswirthschaft herbeigeführt worden sind." Abweichend von Valbert, weiß er die Verdienste der Kathedersocialisten wohl zu schätzen und gedenkt rühmend der Schriften von Schmoller, Rößler, besonders aber von Adolf Held und Adolf Wagner. „Held beweist, daß die Einrichtung des Privateigenthums, auch wenn sie auf Grund und Boden angewendet wird, der Natur des Menschen entspricht, das Maximum der Erzeugnisse sichert und daher für jede absehbare Zukunft unentbehrlich ist. Aber das Eigenthum, welches das Nutzungsrecht gibt, schließt den Misbrauch aus: es ist daher Sache der Gesetze, die Grenzen und Pflichten des Besitzes zu bestimmen. Wagner hebt eine wesentliche, aber allgemein verkannte Wahrheit hervor, nämlich daß das Eigenthum nicht ein Recht ist, welches stets dieselben nothwendigen Merkmale zeigt." Zum Schluß wirft Laveleye die Frage auf, wie es sich zugetragen habe, daß die Herrschaft über das Deutsche Reich aus den Händen Oesterreichs in die Hände von Preußen überging, und gibt die folgende Antwort: „Im entscheidenden Augenblick, bei Sadowa, war das arme Preußen mit den vollkommensten Kriegsmitteln versehen, weil es seine

beschränkten Hülfsmittel mit der genauesten Sparsamkeit zu verwalten verstanden hatte, und so besiegte es das viel reichere, viel mächtigere Oesterreich, das stets schlechter verwaltet worden war."

Bamberger hat einige der Ursachen bezeichnet, welche das Umsichgreifen des Socialismus in Deutschland begünstigen, und als eine der vornehmsten den Pessimismus erkannt. Die Franzosen sprachen sich schon früher über diese in Deutschland aufgekommene Philosophie aus und kommen immer wieder darauf zurück. Wir müssen einräumen, daß sie auf diesem Gebiet ein leichtes Spiel haben, und daß es eine dankbare Aufgabe für ihren gesunden Menschenverstand ist, die Verzerrungen aufzudecken, mit welchen der Pessimismus das Weltbild wiedergibt.

E. Caro sagt in seiner Fortsetzung des Aufsatzes „Die Krankheit des Pessimismus im 19. Jahrhundert": „Der Pessimismus, diese sonderbare Krankheit, welcher Deutschland zur Beute fällt, ist unter dem Einfluß sehr verschiedener Ursachen auf die lateinische Rasse in Frankreich und Italien, besonders aber auch auf die Slawen in Rußland übergegangen. «Wir wissen», ruft Schopenhauer aus, «daß jedes Geschöpf, wie wir, nach Befreiung seufzt, und daß es von uns, den Erstgeborenen des Geistes, die Befreiung erwartet.» Mitten im 19. Jahrhundert, im Zeitalter der Erfahrungswissenschaften, da die Grenzen des Wirklichen, des Möglichen und des Eingebildeten scharf geschieden sind, da man endlich das Kriterium erobert hat, welches nicht alles zu wissen, sondern das, was wir wissen, von dem, was wir nicht wissen, zu unterscheiden erlaubt, kommt ein klar sehender, gelehrter Mann wie Schopenhauer, der sich so wenig durch sich selbst als durch die andern täuschen läßt, auf den Gedanken, die Theorie der Nirwana wieder aufzufrischen. Das Klarste in seiner Theorie ist die Unterdrückung des geschlechtlichen Umgangs. Man wird endlich ausrufen können: «Es wird keine Menschen unter dem Himmel mehr geben; wir sind die letzten.» Und Schopenhauer glaubt, daß der Befreiung des Menschen vom Dasein, durch die Solidarität aller, die Befreiung der ganzen Natur folgen werde. Man sagt, daß zu dieser Stunde eine Schopenhauer'sche Sekte in Berlin bestehen soll, welche thätig an der Verbreitung seiner Gedanken arbeitet.

„Hartmann ist anderer Ansicht als Schopenhauer. Wenn auch die Menschheit sich vernichtete, so würde die Welt weiter leben. Es handelt sich darum, auf den Weltwillen zu wirken und ihn, vom Dasein ab-, dem Nichts zuzuwenden. Die erste Bedingung hierzu ist, daß die Menschheit in sich eine solche Menge von kosmischer Intelligenz und von kosmischem Willen vereinige, daß die Summe von Intelligenz und Willen, welche sich in der übrigen Welt vorfindet, im Vergleich unbedeutend erscheine. Die zweite Bedingung, damit dieser riesenhafte Selbstmord einer Welt stattfinden könne, ist, daß das Bewußtsein der Menschheit ganz von der Thorheit des Willens zum Leben und vom Elend des Daseins durchdrungen sei. Die dritte Bedingung endlich ist: die Völker der Erde müssen so schnell miteinander in Verbindung treten lernen, daß alle Menschen zu gleicher Zeit den gemeinsamen Entschluß fassen können, das Dasein zu enden, und mit der Menschheit würde dann der Kosmos zu Grunde gehen." Caro schließt mit folgenden beherzigenswerthen Worten: „Wir haben so getreulich, wie wir vermochten, die

Reihe dieser sonderbaren Auffassungen dargestellt. Der Muth fehlt uns, sie zu bekämpfen — wozu übrigens? Diejenigen, welche im Stande wären, sich durch dergleichen Trugbilder verführen zu lassen, würden unempfänglich für die Beweisführungen der gewöhnlichen Logik sein. Ich wette, daß, wenn das Unmögliche geschähe und die Menschheit für ihre Selbstvernichtung gewonnen werden könnte, es einige Widerspenstige geben würde, welche hartnäckig sich weigerten, das Heilmittel anzuwenden. Aber wenn auch nicht, wen wird man überzeugen können, daß eine solche Solidarität zwischen den verschiedenen Erscheinungen bestände und daß der metaphysische Selbstmord der Menschheit den Gang der Planeten oder auch nur die Umdrehung der Erde aufhielte. Was ist ferner das geringe Maß von kosmischer Kraft, das in der Menschheit zu Tage tritt, im Vergleich mit jenen unendlichen Räumen voll lebendiger Arten, voll beseelter Gestalten, oder voll organischen Stoffes oder voll Aetheratomen. Wie soll man sich vorstellen, daß dies alles in einem Augenblick dem Befehle gehorchen würde, den auf dem unendlich kleinen Erdball der letzte Mensch mit sterbender Lippe aushauchte. Es liegt also ein sinnloser Kampf vor, den man gegen das All-Leben und gegen die Kraft des Seins unternimmt. Mit Rücksicht auf das Universum, in dem wir, wie einzelne verirrte Atome, aber als denkende Atome leben, gibt es für den denkenden Geist nur eine würdige Haltung, das ist die Ergebung. Aber es gibt eine doppelte Auffassung der Ergebung: die des Leopardi, welcher ausruft: «Das Leben ist zu nichts nütze, als es zu verachten», und die Ergebung derjenigen, die nicht alles verstehen, aber auch nicht aus vorgefaßter Meinung alles leugnen. Ohne zu viel vom Leben zu erwarten, streben die letztern es zu verbessern, wenn nicht für sich selbst, doch wenigstens für die andern und für diejenigen, welche nach ihnen kommen werden; sie handeln so, als wenn ihre Werke Folgen haben müßten, und bemühen sich, so gut wie möglich zu handeln, überzeugt, daß die Ergebnisse der guten Thaten nicht vernichtet, sondern eine Saat besserer Handlungen und Keime des Fortschritts werden; sie hoffen, daß in der moralischen Welt wie in der physischen nichts verloren geht, und daß jeder von uns für seinen Theil als ein bescheidener Baumeister dieser moralischen Welt betrachtet werden kann, welche immer im Wachsen verharrt; sie glauben endlich, daß das Ideal, welches den Gang ihrer Gedanken regelt, nicht blos ein schönes Trugbild ist, und daß diese geheime Kraft nur darum so tief auf das Gewissen und auf das Herz der Menschheit wirkt, weil sie die Ausstrahlung einer lebendigen Urkraft, voll Ordnung und Ebenmaß ist, welche Urkraft sie unter den Wolken des wirklichen Lebens ahnen, welche sie in den verschleierten Tiefen des Alls, wie im räthselhaften Gang der Geschichte suchen. Ist es die Verzweiflung und der Tod, die recht haben, oder das Leben und die Hoffnung?"

Es läßt sich denken, daß die Franzosen die berliner Attentate sich nicht haben entgehen lassen: wieder ist G. Valbert der erste auf dem Plan, um mit schlecht verhehlter Schadenfreude auszurufen: „Man schmeichelt sich, die Geheimnisse der Vorsehung zu kennen, in ihren Rathschlüssen gelesen zu haben, zugleich ihr Vertrauter und der Vollstrecker ihrer Gebote zu sein; man unterhält sich vertraulich mit ihr und trotzdem hat man keine Ahnung weder von einem Hödel noch von einem Nobiling."

Zu den dunkeln Punkten, welche am deutschen Horizont heraufsteigen, rechnen die Franzosen auch die Zustände in Elsaß-Lothringen. Im Jahrgang 1875 hatte Louis Reybaud den blühenden Zustand der Industrie im Esaß geschildert, mit der offen ausgesprochenen Absicht, einmal feststellen zu können, ob die glänzende Lage, welche unter dem Schutze Frankreichs erreicht wurde, „in andern Händen und unter andern Bedingungen Bestand haben werde". Im Jahrgang 1878 hat sich nun ein Mann gefunden, der diese Feststellung versucht. Ein Franzose durfte es nicht sein, denn jedermann würde seine Unparteilichkeit anzweifeln, also es ist ein Fremder; er gibt an, in Basel geboren zu sein und in Jena studirt zu haben. Genannt hat er sich nicht, wir müssen ihm aber das Zeugniß geben, daß er gut französisch schreibt. „In Jena habe ich gelernt", sagt er, „daß ganz Elsaß, ebenso wie Lothringen alte Besitzungen des Deutschen Reiches sind und seit zwei Jahrhunderten offenbar ihre wahre Bestimmung verfehlt hätten; der Professor, welcher Philosophie der Geschichte las, fühlte sich durch so unbedeutende Thatsachen wie die zweihundertjährige Herrschaft der Franzosen in Straßburg und Metz nicht im mindesten beengt."

Als Fremder ist der Verfasser, wie er selbst sagt, frei von jeder politischen Leidenschaft und jeder politischen Voreingenommenheit. Aber er macht die Entdeckung, daß alles in Elsaß-Lothringen unter der deutschen Herrschaft zurückgegangen sei, daß Elsaß-Lothringen entvölkert und zu Grunde gerichtet werde. „Dem Kaiser Wilhelm ist natürlich bei seinem Besuch im Mai 1877 alles in gutem Licht gezeigt worden, und mit dem festlichen Empfang, den ihm die Bevölkerung bereitet, hat es wenig auf sich; denn nur die Städte Straßburg, Metz, Bitsch und Diedenhofen haben sich dabei betheiligt, und andere Orte als diese befestigten Plätze hat der Kaiser nicht besucht. Die Festungswerke dieser Städte sind freilich in vortrefflichem Zustande, dank den 400 Mill. Frs., welche seit 1872 auf den Bau derselben und auf strategische Eisenbahnen verwendet worden sind." Warum mögen wol diese Festungswerke den Verfasser stören, der doch ein Schweizer ist?

Bei dem von dem schweizer Verfasser behaupteten Niedergange aller Verhältnisse in Elsaß-Lothringen ist es nicht zu verwundern, daß, nach Mazade, „so viele Elsässer theils freiwillig, theils gezwungen in Frankreich eine Zuflucht suchten und diesem Lande so ein letztes Zeichen ihrer kindlichen Verehrung darbrachten. Die nach dem grausamen Frieden von 1871 gegründete Hülfsgesellschaft für die Elsaß-Lothringer bleibt jeder politischen Tendenz und jeder confessionellen Unterscheidung fern; sie hat seit ihrem Bestehen mehr als 3 Mill. eingenommen, welche sie größtentheils zu Gunsten von vielen tausend Familien verausgabt hat". Wir fügen hinzu, daß, wo reichlich Almosen gespendet wird, sich immer Empfänger finden; wir brauchen Frankreich um die letztern wol nicht zu beneiden.

Da nun die deutsche Regierung Elsaß-Lothringen entvölkert und zu Grunde gerichtet hat, schämte sie sich, nach J. Clavé in seinem Aufsatz „Die Ausstellung von Erzeugnissen der Waldindustrie", an der pariser Weltausstellung theilzunehmen, und ersparte den Franzosen den Schmerz, Erzeugnisse des elsaß-lothringischen Gewerbfleißes, „welche bis dahin den Ruhm französischer Ausstellungen ausgemacht

hatten, unter preußischer Fahne prangen zu sehen". Nach seiner Meinung war es auch zu früh, eine Weltausstellung abzuhalten, und so bald „nach der Verstümmelung unsers Vaterlandes diejenigen gastlich zu empfangen, welche uns unserer Provinzen beraubten, und diejenigen, welche uns berauben ließen". Uebrigens ist Clavé froh, daß die Enthaltung Deutschlands ihn der Pflicht enthebt, von diesem Lande zu sprechen.

Henry Houssaye weiß, „daß, wenn Frankreich die Nationen zu diesem friedlichen Ringen auf der Weltausstellung einladet, es sie auffordert zu kommen und seine Triumphe zu verkünden. Wir meinen zwar nicht, daß die Siege des Kunstfleißes die Niederlagen im Kriege verwischen. Es würde gefährlich sein, so zu denken; denn die Geschichte kennt kein Beispiel, daß bei einem Volke, welches sich in den Verlust seiner Stellung in der Welt gefunden, nicht bald der Niedergang der Künste, der Wissenschaften und des Kunstfleißes auf den militärischen Verfall gefolgt wäre". Victor Cherbuliez hat sich auf der Ausstellung überzeugt, daß die deutschen Bildsäulen seit dem Tode Rauch's zu fett, zu fleischig geworden sind; die französischen Bildhauer haben ihresgleichen nicht, kaum wagt man mit ihnen zu wetteifern. Auch über die deutschen Maler weiß er ein kräftig Wörtlein zu sagen: „Die großen Meister Deutschlands im 16. Jahrhundert zeichneten sich durch die Innigkeit, durch die Beherrschung der Leidenschaft und durch die Stärke des Charakters aus, welche mit malerischem Verständniß für das Einzelne verbunden blieb. Ihre Nachfolger opfern das Malerische dem Gefühl auf; es ist ja ganz schön, Gemüth zu haben, aber man muß nicht Handel damit treiben. Auch vermißt man Klarheit und Entschiedenheit des Vorwurfs. Man hat einst gesagt, daß es in einer Versammlung von 12 Deutschen stets 24 Parteien gäbe, weil in jedem Deutschen zwei Parteien miteinander kämpften. In der Politik ist das nicht mehr so ganz der Fall, wohl aber in der Malerei. Alles ist in Frage gestellt durch die Unentschlossenheit in der Wahl und durch die Weichlichkeit des Willens, und der Künstler, welcher zwei Hasen zugleich jagt, läuft Gefahr, sie beide zu verfehlen." Der Lichtpunkt, das Kleinod, die Freude der deutschen Gemäldeausstellung: Kosacken der Ukraine aus dem 17. Jahrhundert rücken ins Feld, ist glücklicherweise von einem Polen gemalt. Brandt hat zwar in München studirt, aber sein Talent scheint Herrn Victor Cherbuliez mehr einen slawischen als deutschen Charakter zu tragen.

So sind denn alle Begebenheiten des Jahres 1878 erschöpft und es muß auf die Vergangenheit zurückgegangen werden, um fernere Angriffspunkte gegen Deutschland zu finden.

Marius Topin will in dem Artikel „Die französische Diplomatie im 17. Jahrhundert" zeigen, wie man damals mit Deutschland verhandelte: „Indem wir uns in die Vergangenheit flüchten, werden wir die jüngste Epoche zu vergessen suchen, in welcher eine kurzlebige Politik, jeder Voraussicht und Geschicklichkeit bar, unfähig die Ereignisse vorzubereiten oder auch nur abzuwarten, sie mit solcher Sorglosigkeit überstürzte, daß sie zur Katastrophe wurden. Früher hielt man es in Frankreich für vortheilhaft, das Streben Deutschlands nach Einheit zu hemmen,

die Bande der Bundesgenossenschaft zu lockern, Kaiser und Reich in der Entzweiung zu erhalten, ihre Vereinzelung herbeizuführen, das Mistrauen unter ihnen zu bestärken." War doch, wie Marius Topin ohne Scham zugibt, im Westfälischen Frieden das Deutsche Reich auf das geschickteste zum größern Nutzen Frankreichs organisirt worden. Zur Zeit des Rheinischen Bundes, fügt er hinzu, wurde Ludwig XIV. das wirkliche Haupt des Deutschen Reiches, und niemand habe mehr als der Große Kurfürst die Einverleibung der Stadt Straßburg in Frankreich erleichtert.

Das nächste geschichtliche Ereigniß, das sodann im Jahrgang 1878 der „Revue des deux Mondes" besprochen wird, ist der Krimkrieg, welchen der verdienstvolle, leider jetzt verstorbene Saint-René Taillandier nach Camille Rousset bespricht. Er berührt dabei auch die deutschen Einheitsbestrebungen: „Diejenigen, welche genau hinsehen, wissen heutzutage, daß die deutschen Einheitsbestrebungen viel älter als die italienischen sind. Die Aeußerungen der deutschen Einheitsmänner, Pourtalès, Bunsen, Stockmar, jener Ruf nach Rache, der gegen Ende des Jahres 1850 erschallt und welchen neuere Memoiren der Welt offenbart haben, lassen darüber keinen Zweifel übrig. Nicht der Krimkrieg hat den Krieg von 1859 vorbereitet, nicht dieser die Kriege von 1866 und 1870. Will man die wahre Ursache, den tiefen Grund des deutschen Krieges erkennen, von welchem der französische nur eine Folge ist, so muß man bis 1850 zurückgreifen. Sadowa ist die Rache für Olmütz. Man weiß, daß der Gedanke der deutschen Einheit im Jahre 1806 nach Jena und Auerstädt geboren wurde; man weiß, daß er bei Leipzig mit dem Blut der Nord- und Süddeutschen besiegelt, den kriegerischen Drohungen von 1840 gegenüber stärker erwachte, daß er im Vertrage zu Olmütz den Streichen des Fürsten Schwarzenberg erlag und hierauf von einem Ende Deutschlands bis zum andern, im Dunkel wachsend, Preußen und Deutschland von Olmütz nach Sadowa führte. Die französischen Staatsmänner hatten unter drei verschiedenen Verfahrungsarten zu wählen. Entweder mußten sie den Deutschen erklären, daß Frankreich die Gründung der deutschen Einheit nicht zugeben könne, es sei dies eine Lebensfrage, oder sie mußten die Dinge gehen lassen oder endlich das Völkerrecht achten und Deutschland nicht das verbieten, was Frankreich Jahrhunderte hindurch gethan hatte, dagegen aber klar die Bedingungen der Neutralität hinstellen und sich die nothwendigen Ausgleichungen sichern."

In Uebereinstimmung mit Taillandier äußert Anatole Leroy-Beaulieu in seinem Aufsatz „Ein König und ein Papst": „Seit 1848 begannen die klarsten Köpfe in Deutschland eine Ahnung davon zu bekommen, welchen Nutzen Preußen und die deutsche Einheit aus Piemont und der italienischen Revolution ziehen könnten. Wenn auch der Krieg von 1859 nicht als Anreiz gedient hätte, so würden doch Deutschland und Italien früher oder später die im Jahre 1848 gescheiterte Revolution wieder begonnen haben; irgendein preußischer Bismarck hätte doch im Namen seines Königs die Aufgabe, Deutschland zu einigen, welche Preußen 1848 ablehnte, wieder aufgenommen, und an diesem Tage würde Piemont, von der italienischen Revolution unterstützt, dem Generalstabe in Berlin keine merklich schwächere Beihülfe gewährt haben als die noch wenig kriegserfahrene Armee von Custozza."

Beaulieu erkennt die Analogie zwischen dem Werke des Königs Victor Emanuel und dem Werke des Kaisers Wilhelm an; er entdeckt aber Unterschiede, die zum Vortheil des erstern ausschlagen. Das neue Italien, meint er, habe kein benachbartes Volk verstümmelt; es habe das Völkerrecht nicht verletzt, alle Provinzen des Königreichs Italien seien freiwillig in dasselbe eingetreten. „Das ist ein Vorzug, den Italien zu bewahren suchen muß und der ein so bemerkenswerther ist, als unter allen großen Staaten Europas Frankreich vielleicht das einzige Land ist, welches denselben mit seinem Nachbar theilt. Italien hat weder ein Elsaß-Lothringen noch ein dänisches Schleswig, weder ein Hannover noch ein Frankfurt gehabt. Deutschland hat sich Preußen nicht einverleibt, Preußen hat auch nicht Deutschland vollständig aufgezehrt. Das alte Königreich und das neue Kaiserreich bestehen nebeneinander mit unklar umschriebenen Rechten und Grenzen, sodaß Deutschland weder ein Einheitsstaat noch ein Bundesstaat ist." Endlich findet Beaulieu noch eine Verschiedenheit zwischen Deutschland und Italien: „In Italien ist die Einheit durch die Freiheit und hier die Freiheit nur für die Unabhängigkeit geschaffen, was in Deutschland nicht der Fall sei, sodaß man sagen könne, daß Kaiser Wilhelm und sein Kanzler kaum die Hälfte der Arbeit gethan haben, die Victor Emanuel und Cavour vollbrachten."

Die Besprechung des Buches von Kossuth: „Erinnerungen eines Revolutionsmannes", gibt im Decemberheft des Jahrgangs 1880 dem oft erwähnten Valbert Gelegenheit, sich über den Krieg von 1859 zu äußern. „Napoleon III. begann nun ruhig zu werden", sagt er, „über das, was auf dem rechten Rheinufer vorging. Um diese Zeit hatten die Deutschen wenig Zuneigung für den wiener Hof; sie erhoben viele Klagen und nährten Gedanken der Rache gegen ihn. Indeß, kaum erschien der Krieg unvermeidlich, so gewann von einem Ende Deutschlands bis zum andern der Haß gegen Frankreich das Uebergewicht über die Abneigung gegen Oesterreich. Die Fürsten, die Liberalen, die Demokraten, alle Welt stimmte in dem Satz überein, daß die Rheingrenze an den Ufern des Po vertheidigt werden müßte." ... Was den Kaiser ein wenig beruhigte, waren die fast befriedigenden Nachrichten, welche er aus Berlin empfing. Seinem Rachegefühl treu, schien Preußen, welches Olmütz nicht vergessen hatte, die Ueberreizung der kleinen Höfe und der Zeitungsschreiber zu tadeln. Obwol es, aus Vorsicht, sein Heer mobil gemacht, konnte man hoffen, daß es den Ereignissen mit Gewehr bei Fuß zuschauen und daß es Oesterreich überlassen würde, sich allein aus der Sache zu ziehen. Der Kaiser hatte am Tage, da er mit Kossuth verhandelte, den Versuch gemacht, einiges Vertrauen zu den freundschaftlichen Gesinnungen des berliner Cabinets zu hegen, und der Exdictator hütete sich, ihn zu enttäuschen. Er gibt sogar in seinen Denkwürdigkeiten zu verstehen, daß dieses Vertrauen begründet gewesen wäre, daß Napoleon III. den Krieg gegen Oesterreich rücksichtslos hätte betreiben können, ohne daß Preußen aus seiner Neutralität getreten wäre. „Wir erlauben uns", sagt Valbert, „daran zu zweifeln. Das Spiel Preußens war sehr einfach, sehr natürlich, ganz in Uebereinstimmung mit seinen nationalen Ueberlieferungen, von welchen es niemals abweicht. Es wollte sich seine Mitwirkung abkaufen lassen, es setzte einen Preis darauf. Preußen hatte damals ein liberales Ministerium, welches

auf die Gefühle der Kammern Rücksicht nehmen mußte, und die preußischen Abgeordneten zeigten wenig Neigung, Menschen und Geld zur Verfügung zu stellen, um Oesterreich seine italienischen Besitzungen zu erhalten. Der wiener Hof konnte ihr Uebelwollen nicht besiegen, wenn er sich nicht zu einigen Opfern herbeiließ. Gerade dazu war er nicht bereit; er wollte auf keinen seiner Vortheile verzichten, weder in Deutschland noch in Italien; er wollte alles erhalten, ohne etwas zu bieten, und die Preußen haben nicht die Gewohnheit zu geben, ohne zu empfangen." ... Bismarck soll bei dieser Gelegenheit dem Baron von Schleinitz gesagt haben: „Die abwartende Politik ist Unsinn. Beginnen Sie damit, Oesterreich ein Bündniß anzubieten, und geben Sie ihm eine Viertelstunde, um Ihre Bedingungen anzunehmen. Wenn es ablehnt, so gehen Sie schleunigst in das französische Hauptquartier und sagen Sie dem Kaiser: «Halb Part!»" Oesterreich würde übrigens wohl, nachdem es in seinem Dasein bedroht worden, sich nachgiebiger gegen Preußen gezeigt und diese Macht als Bundesgenossen gegen Frankreich gewonnen haben. Darum, meint Valbert, war der Friede von Villafranca die weiseste und vernünftigste That, welche Napoleon III. während der ganzen Dauer seiner Regierung vollbrachte. „Hätte doch Nepoleon III. nicht blos diesen Frieden geschlossen, sondern auch ruhigen Sinnes die Warnung überlegt, welche ihm soeben zutheil geworden. Er hatte die Gelegenheit gehabt, sich über die wirklichen Stimmungen in Deutschland zu unterrichten; er hatte den Ingrimm seines Hasses und die Tiefe seiner Rachsucht gefühlt. Diese Erfahrung hätte ihm dauernde Sorgen einflößen und sein Verhalten vorschreiben müssen. Wie ein deutscher Schriftsteller sagt, welchen Kossuth anführt: «Die großen Geschicke werfen ihre Schatten voraus, und in dem Heute wandelt schon das Morgen.»" Ein Schriftsteller, der sich so viel mit Deutschland beschäftigt wie Valbert, hätte wol wissen können, daß der deutsche Schriftsteller Schiller ist.

M. G. Rothan veröffentlicht in einer langen Reihe von Artikeln „Studien über die französische Politik im Jahre 1866", zu welchen ihm die diplomatischen „Indiscretionen" ein reiches Material geliefert haben. Die Beschlagnahme der französischen Staatspapiere, welche Rouher beim Ausbruch des Krieges 1870 auf sein Gut Cercey geschickt hatte, nennt Rothan einen Raub. Er spricht sodann von den Briefen des Fürsten Bismarck, in denen bewiesen wird, daß derselbe lange, ehe er Minister geworden war, schon die Plane gefaßt und vorbereitet hatte, welche Deutschlands Einheit herbeiführten. Außerdem hat Rothan die Papiere benutzt, die in den Tuilerien, in den Schubfächern des Kaisers gefunden und veröffentlicht worden sind. In der dänischen Frage 1864, „welche die Nachwelt stets als ein Denkmal der Hinterlist, der Böswilligkeit und der Verwirrung bezeichnen wird, haben alle Regierungen mehr oder weniger das Spiel von Preußen gespielt: Rußland durch seine vorbedachte Zurückhaltung, Oesterreich durch Mangel an Folgerichtigkeit, die deutschen Höfe durch ihre Verblendung, Dänemark durch seine Hartnäckigkeit. Aber die französische Regierung ist diejenige, welche durch ihre Hinneigung zum Nationalitätsprincip am absichtlichsten ihren Vortheil verkannt und am meisten zur Zerstückelung der dä-

nischen Monarchie beigetragen hat. Napoleon sah nicht ungern Verwickelungen zwischen Preußen und Oesterreich entstehen, deren weiterer Fortgang Frankreich manche günstige Gelegenheit bieten konnte, wenn es sich nicht unmittelbar in dieselbe hineinziehen ließ. Der Vertrag von Gastein berührte Frankreich und Italien unangenehm. Drouyn de l'Huys sagte in dem Rundschreiben vom 29. Aug. 1865: «Wir bedauern, keine andere Begründung als die Gewalt in diesem Vertrage zu finden, keine andere Rechtfertigung als das gegenseitige Belieben der beiden Vertragsmächte. Das ist ein Gebaren, an welches das heutige Europa nicht mehr gewöhnt war, und Vorgänge dazu findet man nur in den unheilvollsten Zeitpunkten der Geschichte.»" Merkwürdig, daß Bismarck diese sittliche Entrüstung beschwichtigt haben soll, indem er andeutete, daß der Vertrag von Gastein nicht allzu ernsthaft gemeint sei. Rothan weist nach, daß Frankreichs Verhalten erst den Krieg von 1866 ermöglicht hat, den Napoleon im französischen wie im italienischen Interesse dringend wünschte; in Wien wie in Berlin gab man zu verstehen, daß Frankreich unthätig und uneigennützig den Ereignissen zuschauen würde. „Im Anfang des Jahres 1866 ließ die Verwirrung beim Deutschen Bunde nichts zu wünschen übrig. Es waren schöne Tage für die französische Diplomatie. Wie viele Bitten wurden nicht an sie gerichtet! Was für vertrauliche Mittheilungen hat sie nicht empfangen! Wenn die diplomatischen Acten einmal ans Licht des Tages kämen, würde man sehen, welche Umkehr der Erfolg in der Sprache und in der Haltung der Menschen veranlaßt.

„Der sächsischen Gräfin Hohenthal soll Bismarck seine Absicht, zum Kriege gegen Oesterreich zu schreiten, offen mitgetheilt haben; darauf habe Beust einige Gegenmaßregeln, einige Truppenbewegungen angeordnet. Das wollte man gerade in Berlin und konnte nun Oesterreich die Verantwortlichkeit für den Beginn der kriegerischen Maßregeln zuschieben. Nun blieb es nicht bei der Frage der Herzogthümer, sondern Bismarck, der jetzt Italiens sicher war, forderte die Revision des Deutschen Bundesvertrages auf Grundlage der Verfassung von 1849, d. h. eine Centralgewalt für die Leitung der diplomatischen und militärischen Angelegenheiten und eine aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Volksvertretung. Der wahre Gedanke des Fürsten Bismarck kam jetzt zu Tage: er wollte die Vereinigung aller deutschen militärischen Kräfte unter Preußens Hegemonie.

„In seiner Antwort an den Bürgermeister von Auxerre hatte Napoleon III. erklärt, daß er mit der Mehrheit des französischen Volkes die Verträge von 1815 verabscheue, die manche zur alleinigen Richtschnur für Frankreichs auswärtige Politik nehmen wollen; diese Erklärung soll am berliner Hofe als eine förmliche Ermuthigung betrachtet worden sein, die man der Politik Bismark's gebe. Anders dachte darüber die nationale Partei in Deutschland, welche in dem Angriff auf die Verträge von 1815 eine zweischneidige Waffe sah, die sich eher gegen die Frankreich angewiesenen Grenzen, als gegen die bestehende Organisation Deutschlands gebrauchen ließ. Darum wurden auch die Unternehmungen der preußischen Regierung, ihr gewaltsames und willkürliches Verfahren im eigenen Lande mit Strenge verurtheilt. Unter diesen Umständen bedurfte Bismarck, um bei seinen kriegerischen Absichten zu verharren, eines grenzenlosen Vertrauens zu der Ueber-

legenheit des preußischen Heeres. Inzwischen war Napoleon ängstlich geworden und hatte alles Mögliche versucht, Oesterreich zu einer friedlichen Abtretung Venetiens zu bestimmen. Am 4. Mai ließ er Nigra zu sich rufen und kündigte ihm an, daß Oesterreich sich geneigt zeige, Venetien abzutreten, unter der Bedingung, daß Italien und Frankreich neutral blieben, wenn Oesterreich sich durch die Eroberung von Schlesien zu entschädigen suchte. Bismarck wurde im Ernst besorgt und unterhandelte täglich mit unserm Gesandten. Die Gelegenheit bot sich zum letzten mal, von Preußen, das verstört und entmuthigt war, zwar nicht einen Vertrag, auf den man in Paris keinen Werth legte, wohl aber Zusicherungen in Form einer diplomatischen Note zu erhalten, die im Verhältniß zu dem Resultat des bevorstehenden Krieges standen. Bismarck zeigte sich in diesen Tagen sehr bereit, über Ausgleichungen mit Frankreich zu verhandeln; allerdings verhehlte er nicht, daß der König jede Abtretung von preußischem Gebiet verweigere und daß er selber (Bismarck) eher vom politischen Schauplatz abtreten würde, als in die Rückgabe von Köln, Bonn oder auch nur von Mainz zu willigen." Warum Frankreich sich in solche Verhandlungen damals nicht eingelassen habe, ist für Rothan ein Räthsel.

„Nachdem Bismarck dem italienischen Cabinet das Versprechen gegeben hatte, Oesterreich den Krieg zu erklären, wenn es Italien angreife, erwiderte La Marmora dem Kaiser Napoleon, er könne das Bündniß mit Preußen nicht mehr brechen, und von diesem Augenblick ab wurden die Unterhandlungen Bismarck's mit unserm Gesandten seltener und vor allen Dingen zurückhaltender. Nun gab es nur noch ein Mittel, den Frieden zu wahren, wie es die öffentliche Meinung in Frankreich von der kaiserlichen Regierung forderte: das war ein Congreß. Am 4. Juni war Benedetti bei Bismarck, als die Nachricht eintraf, Oesterreich mache seine Betheiligung am Congreß von der Bedingung abhängig, daß keinerlei Gebietsfragen zur Verhandlung kämen. «Es lebe der König!» rief Bismarck aus voller Brust. «Das ist der Krieg!» fügte er im Ueberschwang der Freude hinzu. Herrn von Bismarck war es wie einem Torero gelungen, mit kaltem Blut seinen Feind zur Verzweiflung zu bringen und ihn zu zwingen, sich auf das entgegengehaltene Schwert zu stürzen. Ueberrascht und verwirrt durch die Weigerung Oesterreichs, dachte das französische Cabinet nur noch daran, sich gegen die möglichen Vorkommnisse des Krieges zu sichern; aber überzeugt von der Ueberlegenheit des österreichischen Heeres, beschäftigte es sich nur mit Venedig und mit dem Schicksal Italiens, statt sich nach beiden Seiten zu decken. Alles mahnte uns, Gegenleistungen für unsere Neutralität zu fordern; Preußen hätte sich denselben nicht entziehen können, denn wenn es über die Absichten Frankreichs nicht beruhigt war, mußte es für seine westliche Grenze besorgt sein. Diese unwillkürliche oder vorbedachte Unvorsichtigkeit ist ohne Widerspruch unter allen unsern Fehlern derjenige gewesen, der am wenigsten wieder gut zu machen war. Zweierlei Richtungen kämpften im Rathe Napoleon's miteinander: die durch Drouyn de l'Huys vertretene, zu Oesterreich sich hinneigende Politik und die des Prinzen Napoleon, der für Preußen war. Der Kaiser wünschte den Krieg zwischen Preußen und Oesterreich, und da er glaubte, daß der König nur mit der größten Besorgniß und ungern zum Kriege schritt,

wollte er ihn nicht durch Gebietsforderungen zu einer Versöhnung mit Oesterreich treiben. Und doch hat der Gedanke an einen Krieg mit Frankreich der preußischen Politik so nahe gelegen, daß der König einem deutschen Militärattaché kurz vor der Abreise zur Armee nach Böhmen gesagt hat: «Wir bekämpfen uns jetzt; aber seid ohne Sorge, wir werden uns wieder versöhnen, um später einen andern Krieg gemeinschaftlich zu führen.»

„Man darf sagen, daß, wenn König Wilhelm dahin gelangt ist, das Ziel seines Lebens, den Neubau des Deutschen Reiches zu verwirklichen, so ist dies nur um den Preis einer unaufhörlichen Arbeit geschehen; er hat seine Neigungen, sein Vergnügen und sogar seine Eigenliebe dem Staate geopfert, als dessen ersten Beamten er sich betrachtete. Er schont sich niemals, ist immer in Bewegung, besichtigt das Heer, überwacht die Diplomatie und sucht eine eigennützige Politik durch persönliche Liebenswürdigkeit und wohlwollendes Benehmen vergessen zu lassen." Interessant ist die Mittheilung, daß Frankreich am 9. Juni 1866 einen Vertrag mit Oesterreich unterzeichnet hatte, in welchem Oesterreich gegen Zusicherung der Neutralität von seiten Frankreichs die Abtretung Venetiens und die Aufrechthaltung des Statusquo in Italien auf alle Fälle versprach und sich verbindlich machte, keinerlei Gebietsänderungen in Deutschland ohne die Einwilligung Frankreichs vorzunehmen.

„Drei Wochen nach Beginn des Feldzugs war Oesterreich gezwungen, die militärische und diplomatische Einmischung Frankreichs zu erbitten. Was im französischen Ministerrathe vorgegangen ist, weiß man nicht; schließlich wurde der Vorschlag einer bewaffneten Vermittelung angenommen; aber am andern Morgen las man im «Moniteur» nur, daß Oesterreich Venetien an Frankreich abgetreten und daß der Kaiser Napoleon sich beeilt habe, auf Ersuchen Oesterreichs an den König von Preußen und an den König von Italien zu schreiben, um einen Waffenstillstand herbeizuführen; die Gegner eines Krieges mit Preußen, Prinz Napoleon und Rouher, hatten gesiegt. Der König Victor Emanuel schrieb an Napoleon, seine Pflicht sei, nicht zu vergessen, daß er einen Vertrag mit Preußen unterzeichnet habe. Der hartnäckige Widerstand, welchen er den Franzosen in diesem Punkte leistete, brachte sie in eine falsche Stellung und lähmte die Thätigkeit der Politik. Dem Kaiser Napoleon ging die Sache sehr nahe. Getheilt zwischen der Vorliebe für das Einheitswerk, welches er auf der Halbinsel zu gründen beigetragen hatte, und der Nothwendigkeit, sich der Vergrößerung Preußens zu widersetzen, war er wie gefesselt; denn er konnte sich nicht gegen Preußen erklären, ohne sich zugleich gegen einen Bundesgenossen zu wenden, dessen Sache ihm am Herzen lag. König Wilhelm nahm mit der größten Liebenswürdigkeit unsere guten Dienste an und forderte nur, daß der Waffenstillstand erst nach Festsetzung der Friedensbedingungen erfolgen solle. Uebrigens war die Partei der bewaffneten Intervention noch nicht geschlagen. Der Fürst Metternich berief sich auf den jüngst mit Frankreich unterzeichneten Vertrag; Beust und Dalwigk flehten Napoleon an, entschlossen marschiren zu lassen; Drouyn de l'Huys unterstützte diese Forderungen mit großer Energie, überzeugt, daß die einfache Anwesenheit unserer Truppen am Rhein uns reichliche Entschädigungen eintragen würde. Bismarck hat selbst in

der Sitzung am 16. Jan. 1874 denen, die ihm seine Nachgiebigkeit in Nikolsburg vorwarfen, zugerufen: «Frankreich hatte allerdings nur wenig verfügbare Kräfte; aber eine geringe Truppenmacht genügte, um, mit den zahlreichen süddeutschen Truppen vereint, ein sehr achtungswerthes Heer aufzustellen. Dieses Heer hätte uns von vornherein gezwungen Berlin zu decken und alle unsere Erfolge in Oesterreich aufzugeben.»" Rothan meint, es wäre nicht richtig gewesen, in diesem Augenblick Gebietsabtretungen von Preußen zu fordern; man hätte sich begnügen müssen, auf einer weisen Mäßigung beim Wiederaufbau des Deutschen Reiches, auf dem sofortigen Aufgeben von Luxemburg zu bestehen und dafür zu sorgen, daß Preußen nicht Mainz besetze. „Besser wäre noch ein Congreß gewesen, den auch Rußland forderte, Rußland, welches gleichfalls auf den Sieg Oesterreichs gerechnet hatte, und nun ein geheimes Einverständniß zwischen Frankreich und Preußen fürchtete." Der Fürst Gortschakow verlangte, daß die drei Höfe (Frankreich, Rußland, England) an demselben Tage eine gleichlautende Note in Berlin übergeben sollten, welche Preußen das Recht absprach, den Deutschen Bund aufzulösen und einen neuen Bund im Norden Deutschlands zu errichten.

„Man sagt, daß Kaiser Alexander selbst in diesem Sinne an Napoleon geschrieben habe, aber Napoleon zeigte sich unempfänglich für die Vorstellungen desselben. Er rechnete auf das frühere Versprechen des Fürsten Bismarck, sich mit Frankreich zu verständigen, wenn seine Plane sich für unsere Interessen ungünstig erweisen sollten. Was aber besonders gegen eine bewaffnete Vermittelung sprach, war die Meisterschaft des preußischen Generalstabs, dessen Plane mit einem niederschmetternden Glück durch ein Heer ausgeführt wurden, welches eine bewundernswürdige Kriegszucht bewährte und bei dem die Vaterlandsliebe den Muth aufs höchste steigerte. Das war in der That eine ebenso unerwartete als beunruhigende Offenbarung, besonders für diejenigen, welche an den traurigen Zustand unserer Zeughäuser und unserer Stämme, an den Niedergang unserer Kriegszucht und an die Unkenntniß unserer Generale in Bezug auf das moderne Kriegswesen dachten. Vergebens machten diejenigen, welche aus Deutschland voll Besorgniß zurückkehrten, unsere höhern Stäbe auf die fieberhaften Vorbereitungen im preußischen Heere aufmerksam; man antwortete ihnen geringschätzig, daß der Krieg sich nicht theoretisch führen lasse, wie man sich in Berlin einbilde, und daß alle diese gelehrten Feldzugsplane, die man im Militärcabinet des Königs ausarbeite, auf den Schlachtfeldern vor unsern überraschenden Bewegungen und vor der Findigkeit des französischen Soldaten zu Schanden werden würden.

„Als Benedetti ins preußische Hauptquartier geschickt wurde, hatte Frankreich die bewaffnete Vermittelung aufgegeben; er sollte dem Sieger Mäßigung empfehlen und seinem weitern Vormarsch durch Ueberredung Einhalt gebieten. Benedetti erreichte den Fürsten Bismarck am 12. Juli in Zittau; es war mitten in der Nacht; Bismarck war am Schreibtisch, die Feder in der Hand und zwei Revolver an seiner Seite. Wie gewöhnlich widmete er, trotz der Strapazen, den ersten Theil der Nacht seiner Correspondenz.

„Es war Bismarck gelungen, die französische Regierung und deren Gesandten hinzuhalten, bis Oesterreich die Friedenspräliminarien unterzeichnet hatte. Nur

widerwillig erklärte sich Preußen mit diesen Präliminarien zufrieden und erwartete, daß der Friede größern Vortheil gewähren würde. Man war entschlossen, die Unterhandlungen scheitern zu lassen, wenn Graf von der Goltz in Paris nicht die verlangten Gebietserweiterungen für Preußen durchsetzte. Man erzählt, daß der König die Absicht kundgab, eher der Krone zu entsagen, als in seine Hauptstadt zurückzukehren, ohne seinem Volke den gerechten Preis für die Erfolge des Heeres mitzubringen.

„Graf von der Goltz verlangte in Paris nur wenige deutsche Gebietstheile mit etwa 300000 Seelen zur Herstellung der Verbindung zwischen den getrennten Theilen der preußischen Monarchie. Nachdem von der Goltz mit dieser Forderung bei Drouyn de l'Huys gescheitert war, begab er sich sofort nach Saint-Cloud zum Kaiser. Am andern Morgen erschien er voll Freude bei Drouyn de l'Huys und theilte ihm mit, daß der Kaiser nicht allein den Grundsatz des Zusammenhanges der Gebietstheile anerkannt, sondern auch versprochen habe, die Annexion von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt mit etwa 4,500000 Seelen zu unterstützen. Napoleon verließ sich, um die Ausgleichungen zu bestimmen, welche Frankreich gerechterweise erwarten durfte, auf spätere Unterhandlungen. Diesmal war es die Politik des Königs, welche die Oberhand gewann über die zagen Befürchtungen des Ministers, der bereit war nachzugeben und angesichts unsers officiellen Widerstandes sich mit dem bescheidenen Minimum von 300000 Seelen zu begnügen. Der König war seiner Gemüthsart nach Annexionist und zeigte sich als solcher auch im Jahre 1871; Bismarck hatte damals, wie zu Nikolsburg, so harte Kämpfe zu bestehen, daß er die Hülfe des Kronprinzen anrufen mußte, um die Rathschläge einer relativen Mäßigung zur Geltung zu bringen.

„Noch hatte Bismarck das Spiel nicht gewonnen; denn Napoleon behielt sich bei seinem Versprechen, die Annexion zu unterstützen, die Zustimmung seiner Regierung vor. Drouyn de l'Huys verlangte damals noch Mainz und die Rheinpfalz.

„Am 26. Juli wurden die Friedenspräliminarien mit Oesterreich zu Nikolsburg unterzeichnet; Bismarck hatte den österreichischen Bevollmächtigten nur die Depesche des Grafen von der Goltz zu zeigen gebraucht, um ihnen zu beweisen, daß das ohnmächtige Frankreich nicht interveniren würde. Oesterreich dachte nur noch daran, Sachsen und seinen Antheil von Schlesien zu retten; ja es gab einen Augenblick, da es 25 Quadratmeilen abzutreten bereit gewesen wäre.

„Rußland ließ in Berlin erklären, daß es keine politischen oder territorialen Veränderungen, welche Preußen in Deutschland vornähme, für rechtsbeständig anerkennen würde, wenn sie nicht die Billigung einer internationalen Conferenz fänden. Aber Frankreich schloß sich den Einwendungen Rußlands nicht an; man verharrte in dem Glauben, daß freundliches Verfahren, ein Vertrauen ohne Grenzen den Interessen der französischen Politik dienlicher sein würde als Gesammtschritte. Herr von der Goltz erkannte ja die Berechtigung unserer Ansprüche an; er drückte den Wunsch aus, unser Verlangen zu befriedigen und mit uns ein nothwendiges und erfolgreiches Bündniß zu schließen. Nun konnte Bismarck dem Fürsten Gortschakow hochmüthig antworten und das Recht in Anspruch nehmen, mit den Staaten,

welche Preußen bekämpft hatten, die Friedensbedingungen zu regeln und die Vortheile festzusetzen, welche durch den Sieg erworben waren.

„Solange die Friedenspräliminarien der Bestätigung noch ermangelten, erkannte Bismarck an, wie gerecht es sei, Frankreich etwas zu bewilligen. Das Gebiet zwischen Rhein und Mosel wollte er nicht abtreten, weil der König niemals einen Theil des preußischen Gebietes aufgeben würde; aber er bot Belgien an, was dem Kaiser wiederum nicht anstand. So vertröstete man sich in Frankreich auf die Zukunft, und «während man sich zum offenkundigen Vertheidiger der Staaten südlich der Mainlinie aufwarf, betrachtete man sie insgeheim als Mittel zu Ausgleichungen». Die Ausbreitung Preußens, sagte ein Vermerk in den Papieren von Cercey, wird eine ganz natürliche und fast genügende Gelegenheit geben, uns Belgiens zu bemächtigen."

Unter diesen Eindrücken sind die bekannten Instructionen aus Vichy entstanden; Benedetti wurde aufgefordert, der preußischen Regierung einen Vertragsentwurf zu unterbreiten, welcher Frankreich das linke Rheinufer, ausschließlich Mainz zusicherte.

„Benedetti glaubte besonders vorsichtig zu handeln, indem er vor der mündlichen Verhandlung eine Abschrift dieses Entwurfes dem Fürsten Bismarck zusandte. Die Antwort des Fürsten soll, wie Benedetti behauptet, nicht gelautet haben: «Gut, so werden wir Krieg haben.»" Die Unterhaltung blieb fortgesetzt höflich, Bismark lehnte die Abtretung von Mainz ab, er zeigte sich aber zu andern Abmachungen bereit. „Der Augenblick war noch nicht gekommen, uns die letzten Trugbilder zu rauben", sagt Rothan; „erst mußten unserer Politik alle Ausgänge verschlossen werden, welche ihr noch offen blieben, um aus der Sackgasse herauszukommen, in welche er uns gedrängt hatte. Nichts war übrigens leichter. General von Manteuffel, der soeben zu dem Zweck aus seinem Hauptquartier gerufen worden war, reiste am zweitfolgenden Tage mit der Abschrift des Vertragsentwurfes von Benedetti's eigener Hand nach Petersburg, um gegen die internationale Conferenz zu wirken, welche Rußland noch immer forderte, und um wieder mit Rußland anzuknüpfen, das nun ein gemeinsames Verfahren gegen Polen und freie Hand im Orient verlangte, während ein Bündniß mit dem kaiserlichen und revolutionären Frankreich den Ueberlieferungen des königlichen Hauses widersprach und Opfer am Rhein auferlegte.

„Bismarck, der des Eindrucks sicher war, welchen seine Enthüllungen in Petersburg machen würden, kannte jetzt keine Rücksichten mehr gegen Frankreich.

„Aber man schien in Frankreich mit Blindheit geschlagen. Kaum war der Vorschlag mit Mainz gefallen, so wurde die belgische Frage aufs Tapet gebracht. Vorher kam man aber wieder auf einen Lieblingsplan Napoleon's zurück, nämlich auf die Gründung eines neutralen Staates am Rhein. Der französische Unterhändler, Hansen, wurde an Herrn von Keudell verwiesen, welcher im stolzen Ton und voll Bitterkeit ihm gezeigt haben soll, wie tief die französische Vermittelung in Preußen verletzt hatte. Da Preußen nicht die Vermittelung Frankreichs nachgesucht habe, brauche es auch keinen Lohn dafür zu zahlen. Diese Vermittelung habe die Mainlinie, die Unversehrtheit des österreichischen und des sächsischen Gebietes und die das nördliche Schleswig betreffende Clausel auferlegt. Ohne

Frankreich hätte Preußen Böhmen und Mähren behalten können, und was ihn betreffe, so würde er lieber einen Krieg ausbrechen sehen, als uns irgendeine Ausgleichung bewilligen."

Nach dieser letzten Schlappe schied Drouyn de l'Huys aus dem Ministerium, und Frankreich verzichtete vorderhand darauf, von Deutschland etwas zu erlangen.

Die Abschrift des Vertragsentwurfs von Benedetti's Hand soll nach Rothan auch eine Rolle bei den offensiven und defensiven Bündnissen gespielt haben, welche 1866 mit den süddeutschen Staaten abgeschlossen wurden.

„Man hat behauptet, daß die französische Regierung von dem Bestehen dieser Verträge erst durch die im März 1867 erfolgte Veröffentlichung derselben im «Preußischen Staats-Anzeiger» Kenntniß erhalten habe. Thiers kannte dieselben aber schon am 20. Nov. 1866 ganz genau. Sie wurden erst nach verzweifeltem Widerstande gegen grausame Anforderungen unterzeichnet. Man rechnete auf unsere Einmischung; man erbat sie insgeheim. Man wollte nicht glauben, daß Frankreich Preußen gestatten könne, seine Siege zu misbrauchen und ungestraft das Werk unserer Politik zu vernichten, an welchem wir jahrhundertelang hindurch gearbeitet hatten. Man versicherte uns, daß ein Heer, welches durch die Oberpfalz einrückte, eine unwiderstehliche Wirkung ausüben würde. Mit unserm Vertragsentwurf in der Hand soll Bismarck den süddeutschen Staaten die Wahl gestellt haben, entweder sozusagen von der Landkarte zu verschwinden oder einen verhältnißmäßig milden Frieden zu erlangen, indem sie jene Verträge unterzeichneten, welche ihnen gestatteten zur Vertheidigung des einigen Vaterlandes sich gegen den Erbfeind zu verbinden. Am 22. Aug. hatte Bismarck alle seine Zwecke erreicht; Rußland war gewonnen und er suchte nur einen Vorwand, um mit uns die Unterhandlungen abzubrechen."

Wie wir gesehen haben, schildert Rothan die Begebenheiten mit ziemlicher Unbefangenheit. Daß er die Dinge vom französischen Standpunkte aus beurtheilt, wollen wir ihm so übel nicht nehmen; nur tadeln wir, daß er, wie die meisten französischen Geschichtschreiber, in der Verletzung der französischen Interessen gar zu gern eine Kränkung des Rechts, der Sitte, überhaupt der höchsten Interessen der Menschheit sieht: das macht zuweilen einen geradezu komischen Eindruck. Das lobenswerthe Bestreben der Franzosen, den Leser ins volle Leben der Begebenheiten einzuführen, verleitet sie oft, Vermuthungen aufzustellen. Jeden Augenblick stößt man auf ein „Man sagt", welches ein geistreicher Mann als die Vorrede der Verleumdung bezeichnet, und das doch ganz anderswo als auf das ernste Feld der Geschichte hingehört.

Rothan sieht in den Ausgleichforderungen, welche Frankreich 1866 an Preußen stellte, eine der allerersten Ursachen der Begebenheiten von 1870.

Der Prinz Napoleon Bonaparte (Jérôme) behandelt einen wichtigen Theil derselben in seinem Artikel „Die Bündnisse des Kaiserreichs in den Jahren 1869 und 1870". „Ein allgemeines Misbehagen", sagt der Prinz, „lastete auf Europa; Frankreich fühlte sich durch die politische Zusammenfassung von 40 Mill. Deutschen bedroht, deren militärische Einheit schon durch die Verträge mit den süddeutschen

Staaten eine vollendete Thatsache geworden war. Preußen, an die Spitze des Norddeutschen Bundes gestellt, hegte wenig Vertrauen zum Frieden.

„Es bemerkte, wie übel Frankreich gesonnen war, und machte sich auf einen Angriff von dieser Seite gefaßt. Oesterreich war aus Deutschland ausgeschlossen, militärisch gedemüthigt und von tiefwurzelnden Rachegefühlen erfüllt. Italien war zwischen der Dankbarkeit getheilt, welche es dem Kaiser schuldete — dieser hatte Italien durch die Macht seines Willens ins Leben gerufen und verletzte es beständig in seinem Streben, Rom zu erlangen — und den neuen Banden, welche durch die jüngsten Erfolge Preußens geknüpft worden waren. Das wenig gewissenhafte, herausfordernde und hochmüthige Verfahren Preußens rechtfertigte die kriegerischen Befürchtungen, welche im Schose der französischen Regierung herrschten. Das Verhältniß zu Oesterreich wurde immer vertraulicher; mit dem Erzherzog Albrecht, der in den Monaten Februar und März 1870 in Paris weilte, unterhielt man sich mehr über die politischen Verwickelungen, welche einen Krieg herbeiführen könnten, als über einen gemeinsamen Plan zur Führung desselben, wenn er eingetreten wäre."

Interessant ist die Mittheilung, daß Herr von Beust dem Kaiser Napoleon den Rath gab, den Prinzen von Hohenzollern ruhig absegeln und dann ihn durch die französische Flotte auf offener See verhaften zu lassen. Der Prinz Napoleon erzählt, wie er am 20. Aug. von Châlons nach Italien geschickt wurde, um die bewaffnete Unterstützung Italiens und Oesterreichs zu erbitten. Den Italienern wollte man freie Hand lassen, mit Rom nach Belieben zu schalten. Aber es war zu spät. Italien wünschte Oesterreich zu befragen, Oesterreich zögerte mit der Antwort; die Nachrichten vom Kriege waren derart, daß es für Frankreich unmöglich wurde, bewaffnete Hülfe zu erhalten.

Der Prinz ist seiner Sache nicht ganz sicher, aber er glaubt nicht, daß Preußen den Italienern Anerbietungen gemacht habe. Als dieselben am 20. Sept. 1870 in Rom einrückten, waren sie nicht ohne Sorge, was Preußen zu diesem Schritt sagen würde. Ein Zwischenfall erklärt diese Ungewißheit. Der Papst schrieb angesichts des bevorstehenden Einmarsches der Italiener an den König von Preußen und bat ihn um seine Hülfe. Der Brief des Papstes ist vor dem 20. Sept. im Hauptquartier zu Ferrières angekommen, wo die militärischen Geschäfte den deutschen Premierminister verhinderten, seinem Souverän Vortrag darüber zu halten und seine Befehle sofort einzuholen. Preußen schwieg eine ganze Weile; daher entsprangen die Besorgnisse der Italiener und die Hoffnungen in Rom. Man sieht, der Heilige Vater hat von allen Seiten Hülfe gefordert; er hat Gebete für das unglückliche Frankreich angeordnet und zugleich um die Unterstützung des siegreichen Preußens gefleht.

Mazade ist anderer Ansicht als der Prinz Napoleon und meint: „Crispi erzähle nichts Neues, wenn er behauptet, daß im Jahre 1870 Bismarck sich in unmittelbare Verbindung mit den Führern der italienischen Linken gesetzt und ihnen den Rath gegeben habe, Rom und Nizza zu nehmen, und daß die Linke sich verpflichtete ein Bündniß mit Frankreich zu verhindern. Der König und die Gemäßigten, welche damals am Ruder waren, wollten wenigstens von der Wegnahme Nizzas nichts hören. An dem Tage, da Victor Emanuel die Nachricht

von Sedan erhielt, war er tief ergriffen; so nahe war er daran gewesen, sich mit diesem gefangenen und gestürzten Kaiser zu verbinden. Er ließ die Depesche zur Erde fallen und brach in die merkwürdigen Worte aus: «Und dieser Mann wollte uns immer Rathschläge ertheilen!»"

Es ist so viel über die Höhe der Kriegssteuer gesprochen worden, welche 1870 der Stadt Paris auferlegt wurde. Maxime du Camp belehrt uns, daß die Mitglieder der Regierung sich die Hände vor Freude rieben, als sie hörten, daß es sich nur um 200 Mill. handle; denn der Unterhändler war ermächtigt worden, eine weit größere Summe zu bewilligen.

Die Franzosen geberden sich immer, als wenn es des Krieges von 1870 bedurft hätte, um sie zu belehren, daß das Kriegsglück wandelbar und daß der Krieg eine Gewaltthat sei. Gewiß haben wir Gewalt gegen sie geübt und sie haben uns Gewalt entgegengesetzt, wie immer geschehen ist und immer geschehen wird, wenn zwei Völker sich bekriegen. Nachdem sie der Gewalt unterlegen sind, rufen sie das Recht an; sie wollen das einzige Volk sein, welches eine hohe Auffassung des Rechts, die wahre Achtung vor demselben haben, und doch beweisen ihre Thaten in der Vergangenheit und fast jedes Urtheil, das sie in der Gegenwart aussprechen, daß sie in beschränktester Ichsucht viele Völker überragen.

Da setzt Alfred Fouillée seine Besprechungen fort über die neuen Auffassungen des Rechtes in Frankreich; er bemüht sich, immer unbefangener zu urtheilen; zuweilen gelingt es ihm auch, und doch, was gibt er uns zu hören! „Das wahre Recht", sagt er, „ist nicht mehr allein der Wille eines Fürsten, noch der Vortheil des Landes, sondern das Menschenrecht. Wir haben gesehen, daß diese Lehre besonders in Frankreich zu ihrer höchsten Ausbildung gelangt ist; hier ist der Versuch gemacht worden, sie anzuwenden. Werfen wir jetzt einen eiligen Rückblick auf die deutschen und englischen Theorien, welche das Recht mit der Gewalt, oder mit dem Nutzen identificiren, und vergleichen wir sie mit der französischen Lehre, die das Recht auf die Freiheit gründet. Die deutsche Schule, welche für die Gewalt so eingenommen ist, hat darin das Wahre getroffen, daß das Recht nicht blos im Reiche der Gedanken verweilen darf. Jedes Recht, sagt Kant, muß sich nach außen verwirklichen können. Aber das Recht und seine Verwirklichung sind zweierlei; in diesem Punkte scheinen die deutschen Theorien eine Verwirrung herbeizuführen; sie fassen das Recht materialistisch auf, welches Frankreich zu sehr vergeistigt. Eins der schlagendsten Beispiele dieser Tendenz ist das Buch Ihering's, des gelehrten Romanisten, nach welchem Recht und Gewalt untrennbar Eins sind und der Kampf im Wesen des Rechts liegt. Die Zukunft voll endlosen Ringens, voll Krieg und voll Rechtshändeln, welche die Deutschen uns eröffnen, ist nicht die wahre Zukunft. «Ja, das Recht ist die Gewalt, aber die höchste Gewalt ist die Freiheit.» Dieser Folgerung wird sich auch die deutsche Philosophie nicht entziehen können. Frankreich aber, das materielle Niederlagen erlitten hat, überwindet sie, treu seinem Genius, indem es einen neuen, einen höhern Gedanken hinstellt, bei welchem seine Sieger sogar eines Tags werden Unterstützung suchen müssen; dem Triumph einer erobernden Monarchie, welche ihm Festungen entreißt, setzt es die republikanische Idee entgegen, die, wie die deutschen Philosophen selbst bekennen,

eines Tages über ganz Europa, ja über die ganze Erde herrschen wird." Nach solchen Auslassungen bringt es Fouillée fertig, zu sagen: „Die Ungleichheit verletzt in den Augen des Franzosen die Vernunft ebenso sehr wie die Freiheit", und den Deutschen die Ueberhebung vorzuwerfen, mit welcher sie die germanischen Völker über die romanischen setzten. Uebrigens ist es wahrlich nicht der Zweck dieser Zeilen, einen Rangstreit zwischen Deutschen und Franzosen zu entzünden oder zur Entscheidung zu bringen. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen", der Spruch gilt auch von den Völkern.

Renan ist noch immer bemüht, für seine frühere Verehrung Deutschlands sich die Verzeihung der Franzosen zu verdienen. In seinen „Erinnerungen aus der Jugendzeit" läßt er sich also vernehmen:

„Jeder Befehl ist eine Demüthigung. Ich würde nie haben Soldat sein können; ich würde fahnenflüchtig geworden sein oder mich selbst getödtet haben. Ich fürchte, daß die neuen militärischen Einrichtungen, welche keine Dienstbefreiung und keinen Loskauf gestatten, einen fürchterlichen Niedergang herbeiführen werden. Zwingt man alle sich dem Gehorsam zu unterwerfen, so tödtet man den Genius und das Talent. Wer Jahre unter den Waffen nach deutscher Art zugebracht hat, der ist für seine Arbeit verloren; darum würde auch Deutschland, seitdem es sich ganz dem Soldatenleben ergeben, keine Talente mehr besitzen, wenn nicht die Juden da wären, gegen welche es sich so undankbar zeigt." Glaubt denn Renan, daß die Juden bei uns der Dienstpflicht nicht unterworfen sind? Ein geistreicher Mann wie Renan, der sich gezwungen sieht, solche Albernheiten zu sagen, verdient wol ein gewisses Mitgefühl.

Die antisemitischen Bestrebungen, welche in Deutschland aufgetaucht sind, mußten selbstverständlich die Aufmerksamkeit unserer französischen Nachbarn wach rufen. „Wer hätte gedacht", schreibt der sonst so gemäßigte Mazade, „daß zur gegenwärtigen Stunde des Jahrhunderts, inmitten der Fortschritte der Zeit, innerhalb jenes Deutschlands, das sich bescheidentlich für das gesittetste Volk der Erde hält, wer hätte gedacht, daß innerhalb jenes Deutschlands, das so hochmüthig auf seine Gedanken wie auf seine Siege pocht, plötzlich eine semitische Frage entstehen würde?

„Was ist die semitische Frage in Deutschland? Es liegt in der That eine merkwürdige Erscheinung hier vor. Die Thatsache ist, daß es in einem Theile des Landes, unter gewissen Klassen der deutschen Gesellschaft eine vollständig organisirte Bewegung gibt, welche gegen die Juden gerichtet ist. Man klagt die Juden geradezu an, daß sie von allem Besitz ergreifen, daß sie ein Volk im Volke sind, daß sie das Ueberwiegen des christlichen und germanischen Elements bedrohen, daß sie die wirthschaftlichen Krisen ausbeuten, um alle Reichthümer mit Beschlag zu belegen, daß ihr Einfluß auf den Handel drückt, daß sie durch ihren Prunk ebenso sehr der Einfachheit der alten deutschen Gesellschaft wie dem Elend der untern Volksklassen Hohn sprechen. Man beschränkt sich nicht auf mehr oder weniger heftige Tadelreden; überall sind in diesen letztern Zeiten Bittschriften in Umlauf gesetzt worden, welche nichts weniger anstreben, als daß die Juden unter gesetzlichen Bann gestellt, daß sie innerhalb des Reiches in eine gewisse Unterordnung

gedrängt werden möchten. Man fordert ganz einfach Gesetze gegen sie, welche sie von gewissen Berufsstellungen, von gewissen Auszeichnungen, von gewissen öffentlichen Aemtern ausschließen, und, man bedenke es wohl, die Häupter, die Anstifter der Bewegung dessen, was man die antisemitische Liga nennt, sind nicht Leute ohne Ansehen; die hauptsächlichsten sind: ein Hofprediger, der Dr. Stöcker, welcher sich zum Apostel eines christlichen Socialismus aufwarf, und ein Gelehrter von Ruf, der Professor von Treitschke, welcher durch seine historischen Arbeiten bekannt ist und der sich eine ziemlich große Beliebtheit unter der akademischen Jugend erwarb. Gewiß, man soll nichts übertreiben. Gegen diese Bewegung sind bald Kundgebungen freisinniger Art laut geworden, und gegen die antisemitischen Bittschriften haben wir in allerjüngster Zeit eine Verwahrung gelesen, welche von hochgestellten Personen, von Staatsmännern, Beamten und Gelehrten, von Herrn Delbrück, von Herrn von Forckenbeck, dem Oberbürgermeister von Berlin, von den Herren Gneist, Mommsen, Virchow unterschrieben ist.

„Die Regierung hat wol erklärt, daß sie die verfassungsmäßigen Rechte der Israeliten nicht verletzen würde; sie hat aber nicht eine Silbe fallen lassen, um die «antisemitische» Bewegung zu tadeln. Was bedeutet das? Sollte Herr von Bismarck sich vorgenommen haben, die Israeliten fühlen zu lassen, was er den Nationalliberalen schon klar gemacht hat, daß weder die einen noch die andern irgendetwas ohne ihn vermögen, daß er allein sie beschützen könne? Mag dem sein, wie ihm wolle: es gibt von nun ab, mitten im Jahrhundert des freien Gedankens, eine semitische Frage in Berlin. Die Bewegung gegen die Juden scheint nicht ihrem Ende nahe und der Geist der Bildung offenbart sich unter seltsamen Gestalten in diesem siegreichen und mächtigen Deutschland!“

Es ist nicht zu verkennen, daß die Feindseligkeit gegen Deutschland in der „Revue des deux Mondes“ immer weniger zu Tage tritt. Selbst ein Deutschenfeind wie G. Valbert scheint keine scharfen Pfeile mehr in seinem Köcher zu haben; denn selbst die Annexion Hannovers durch Preußen entlockt ihm nur schwache Bosheiten. An der Hand des Meding'schen Buches: „Memoiren zur Zeitgeschichte“, schildert er im Juliheft des Jahres 1881 den König Georg V. und seine Regierung: „Es heißt wol nicht den Ruhm des Herrn von Bismarck mindern, wenn man behauptet, daß er viele Helfer gefunden. Seine Freunde, wenn er je deren besaß, haben ihm kaum genützt; aber kein Staatsmann ist seinen Feinden so viel Dank schuldig geworden.... Georg V. hatte zu viel Verstand, um nicht die Schwierigkeiten und Gefahren seiner Lage zu begreifen. Er hatte einen Nachbar, der zu fürchten war, dessen Charakter und Begehrlichkeit er kannte. Es war ein politischer Grundsatz in Berlin, daß Preußen erst dann Herr im eigenen Hause sei, wenn es Hannover erobert haben würde, welches eine sehr lästige Scheidewand zwischen den beiden Hälften der Monarchie bildete.... Die Hannoveraner wußten, daß man ihnen auflauerte.... Infolge der übermäßigen Wichtigkeit, welche man auf die kleinen Dinge legte, war man zur Unzeit steif, abweisend, nörgelnd; man verweigerte alle Erleichterungen, die Preußen für seine Eisenbahnen und Telegraphen wünschte; man schien eine besondere Genugthuung darin zu finden, immer wieder darzuthun, daß man ein Hinderniß sei. Georg V. hatte in seinem Dienst einen

unschätzbaren Mann, Windthorst, welcher nach der Annexion bei vielen Gelegenheiten seine Anhänglichkeit an das Haus Hannover bewies und die Talente eines erfahrenen Staatsmannes entfaltete. Der König berief ihn nur ungern in seinen Rath und hat sich seiner Dienste zu früh beraubt. In Berlin versteht man sich besser auf die Kunst zu regieren und auf die Kunst sich gegenseitig zu unterstützen. In Preußen versteht jeder sein Handwerk.... In Preußen fordern die Fürsten von ihren Dienern eine genaue Pünktlichkeit, weil sie selbst sehr pünktlich sind. In Preußen sind die Herrscher sehr eifersüchtig auf ihre Macht, und sie lassen sich wahrlich nicht bei der Wahl ihrer Minister dareinreden; aber sie entziehen denen, die sie gewählt haben, nicht so leicht wieder ihr Vertrauen.

„Der Mangel an Voraussicht ging so weit, daß der König Georg die Ernennung des Herrn von Bismarck zum Minister mit Freuden begrüßte. Er sah in ihm den geschworenen Vertheidiger der königlichen Vorrechte. Er hätte ihn kennen lernen mögen, ihn nach Hannover ziehen, um ihn zu feiern und ihm seine Bewunderung zu bezeigen.... Bald setzte Preußen die Welt durch die Schnelligkeit seiner Erfolge in Erstaunen: Deutschland war seine Beute und der König Georg, der seine Krone wanken fühlte, war genöthigt, sich der Großmuth des Siegers von Sadowa zu empfehlen, welcher ihm seinen Brief ungelesen zurückschickte."

Ueberlassen wir Valbert die Befriedigung, zwischen der Entthronung durch die Revolution und der Entthronung durch einen legitimen Fürsten Vergleiche anzustellen: wissen wir doch, wie wenig gerade er berufen ist, die Interessen Deutschlands zu vertreten, welche den Deutschen über alle andern gehen müssen. Wie gut diese Interessen nach außen vertreten werden, das sehen selbst die Franzosen ein. Charles de Mazade sagt bei Gelegenheit eines Besuches des Kaisers Wilhelm in Gastein, daß solche Besuche nur ein Zeichen mehr des Bündnisses sind, welches gleichsam ein permanentes System für Deutschland und Oesterreich geworden ist: „Herr von Bismarck ist schon lange nicht mehr dabei, neue diplomatische Verbindungen für die Sicherheit seines Werkes zu suchen. Er braucht keine! Worüber sollte er sich beunruhigen? Die Lage von Europa, so wie sie ist, so wie er sie hat schaffen helfen, ist ganz geeignet ihn zu beruhigen. Oesterreich ist ihm zugethan und sucht seinen Weg im Orient. Rußland ist kaum in der Verfassung, ihm Sorgen zu machen. Frankreich ist, vielleicht mehr als es selber glaubt, in die afrikanischen Dinge verwickelt. Der Kanzler von Berlin hat volle Freiheit, seine Gedanken und seine Anstrengungen auf die innern Angelegenheiten Deutschlands zu richten."

Und mit welcher Unbefangenheit bespricht derselbe Mazade im laufenden Jahrgange (1882) die deutsche Politik! „Glaubt man etwa, daß Herr von Bismarck sich in der That zum Beschützer des Heiligen Stuhls aufgeworfen habe, daß zu seinen Planen eine auch nur theilweise Herstellung der zeitlichen Gewalt gehöre? Das hieße wol zu weit gehen und in der Staatskunst des mächtigen Kanzlers mehr erblicken, als er hat hineinlegen wollen; aber es ist genügend klar, daß Herr von Bismarck, einen tiefdurchdachten Plan verfolgend, es für wichtig hält, mit dem Heiligen Stuhl Frieden zu schließen. Natürlich würde durch diesen Frieden das internationale Verhältniß des Papstes sich bedeutend verbessern. Ein deutscher

Gesandter beim Vatican würde eine Garantie sein, die sicher ihren Werth hätte. Indem er fest auf sein Ziel losgeht, handelt Herr von Bismarck nicht aus Feindschaft gegen die Italiener. Was er thut, geschieht im Interesse seiner ausschließlich monarchischen und conservativen innern Politik, für welche er sich Stützen im Parlament sichern will, und im Interesse des Bündnisses mit Oesterreich. Offenbar haben Wien und Berlin in Bezug auf Rom heute die gleichen sehr günstigen Absichten, und allem Anschein nach würden die Italiener heute nur einige Aussichten haben, in das österreichisch-deutsche Bündniß einzudringen, wenn sie ihre kirchliche Politik abänderten. Werden sich hieraus heute oder morgen europäische Unterhandlungen über die Lage des Papstes ergeben? Es ist nicht unmöglich, indeß merkt man für den Augenblick nichts dergleichen. Sicher ist, daß, wenn Herr von Bismarck mit den innern Angelegenheiten sehr beschäftigt scheint, er seine Staatskunst doch nicht schlummern läßt, und die Unterhandlungen mit Rom sind nicht der einzige Gegenstand seiner Thätigkeit. Jüngst wurde in Berlin einem außerordentlichen Gesandten des Sultans ein ganz ausnahmsweiser Empfang zutheil, und andererseits herrscht der deutsche Einfluß in Konstantinopel. Alles was deutsch ist steht in besonderer Gunst beim Sultan. So knüpft Herr von Bismarck im selben Augenblick gewandt alle seine diplomatischen Fäden. Er schließt den Kirchenfrieden mit Rom, ohne sich darum zu kümmern, was die Italiener dazu sagen; er hat ein enges Bündniß mit Wien; er hat das Uebergewicht in Konstantinopel. Er hat überall, im Westen und Osten, gesicherte und gegliederte Mittel zur That. Man kann nur wünschen, daß diese ungeheuere Machtfülle zur Erhaltung des Friedens in Europa verwendet werde."

Es ergibt sich aus solchen Aeußerungen das Ansehen, in welchem Deutschland bei den Franzosen steht. Man vergleiche hiermit die Sprache, welche sie vor hundert Jahren gegen Deutschland führten. Der Herzog von Broglie gibt uns in seinen diplomatischen Studien, welche die jüngsten Hefte dieser Zeitschrift bringen, eine Probe von derselben. Vor allem wollen wir aber anerkennen, daß der Verfasser eine edle Unparteilichkeit an den Tag legt. „Man hält sich nur genau an die Wahrheit", sagt er, „wenn man anerkennt, daß Frankreich die innern Streitigkeiten Deutschlands ausgebeutet hat, anfangs mit Maß und Klugheit, dann mit unvorsichtiger Anmaßung. Es gibt Fehler, welche die Vorsehung bestraft, indem sie nicht duldet, daß sie der Vergessenheit anheimfallen. Die Soldaten des Turenne ahnten nicht, welchen ewigen Haß sie gegen den Namen ihres Vaterlandes in die Herzen der Deutschen säeten, indem sie denselben mit Blut und Lohe auf alle Hügel der Pfalz einschrieben.

„Und noch wäre es nur ein halbes Uebel gewesen, wenn der König oder seine Generale für diese frechen Ungehörigkeiten oder für diese gewaltsamen Vollstreckungen in den Augen Deutschlands allein verantwortlich blieben. Aber, dank der Gewohnheit, welche das französische Publikum immer gehabt hat, dem schlimmern Beispiel derer zu folgen, welche es führen, verbreitete sich in Paris und Versailles, wie ein höfischer Ton, schleunigst die Mode, von oben herab und spöttisch auf alles zu blicken, was von unsern nordischen Nachbarn kam: Edelleute, Bürger und Gelehrte, jeder wollte seinen Theil an diesem Feste der Nächstenliebe haben. Wenn

ein deutscher Prinz oder ein deutscher Gesandter zum ersten mal sich bei Hofe zeigte, so entstand ein allgemeiner Wetteifer unter den Modeherren, wer am folgenden Tage die schönen Damen der Gesellschaft auf Kosten seines possirlichen Anzuges, seines steifen Benehmens, der Tiefe seiner Bücklinge, der Schwerfälligkeit seiner Sprache lachen machen würde. Die Edelleute, welche einen Krieg in Deutschland mitgemacht hatten, waren unerschöpflich in Anekdoten über die gothischen Sitten der kleinen Höfe, ihre lächerliche Etikette, ihre Mahlzeiten ohne Ende, welche mit gefräßigem Hunger eröffnet, mit roher Trunkenheit geschlossen würden. ... So gefiel sich eine wenig vorschauende Geckenhaftigkeit, ein Land, das schon die Heimat eines Leibniz war und das die Heimat eines Goethe werden sollte, mit der Ueberlegenheit des Geschmackes, der guten Sitten und der Aufklärung zu erdrücken."

Wenn uns solche Aeußerungen einen zu hohen Begriff von der französischen Unbefangenheit deutschen Dingen gegenüber beibringen könnten, so sorgt M. Maxime Du Camp, Mitglied der Französischen Akademie, in seinen „Literarischen Erinnerungen" (Aprilheft 1882) dafür, daß wir das richtige Maß nicht überschreiten. Da spricht er von Etienne Eggis, welcher ein Urbild phantastischen Zigeunerthums war. „Er war nicht Franzose", schreibt Du Camp, „er gehörte eigentlich der deutschen Schweiz an und war in Bern oder Zürich geboren. In seinen Jünglingstagen hatte er das umherschweifende Leben derjenigen deutschen Studenten geführt, die keine Mittel haben. Er hatte zu Fuß Baden, Franken, Sachsen, Preußen und Polen durchwandert, sein Nachtlager aufschlagend, wo es der Zufall wollte, zuweilen unter grünen Bäumen, zuweilen auf dem Heuboden. Früher, ehe die Eisenbahnen Europa durchfurchten, begegnete man oft auf den Landstraßen Deutschlands und der Schweiz Studenten, den Stock in der Hand, den Tornister auf dem Rücken, welche in kleinen Gruppen zusammen marschirten. Wo die Straße anstieg, warteten sie auf die Postwagen; sie hielten ihre Mützen hin im Namen der Theologie, im Namen der Jurisprudenz, im Namen der Medicin, im Namen der Doctorwürde utriusque juris; man warf ihnen eine Silbermünze zu und als Dank stimmten diese Bettler der Wissenschaft ein Lied von den Ufern des Rheins an." Es ist ein Glück für Maxime Du Camp, daß die französische Lesewelt keinen Sinn für die unsterbliche Lächerlichkeit hat, mit welcher er sich bedeckt, indem er Handwerksburschen auf der Wanderschaft mit Studenten verwechselt.

Fern liegt uns die Absicht, Haß und Hader in unserm Volke gegen das französische zu nähren; wir haben Gutes und Böses, das jenseit des Rheins über Deutschland gesagt wird, zur Kenntniß des deutschen Volkes bringen wollen, um demselben einen Spiegel, wenn auch keinen ganz treuen und fehlerfreien, vorzuhalten. Selbsterkenntniß ist ein werthvolles Ding, und dazu können uns unsere Feinde am besten verhelfen: darum war uns der Tadel wichtiger als das Lob. Wir wollen jedoch nicht verkennen, daß andere Völker ebenso scharf über uns urtheilen mögen wie die Franzosen; wollen nicht vergessen, daß auch bei uns manches schiefe Urtheil über Frankreich gefällt wird, und vor allen Dingen wollen wir diejenigen Franzosen ehren, die unter schwierigen Umständen Recht und Wahrheit hochhalten, auch wenn es sich um Deutschland und um Deutsche handelt.

Lessing in Frankreich.

Von

Ferdinand Groß.

Das Herz des Deutschen muß sich schmerzlich berührt fühlen angesichts des Umstandes, daß die hervorragendsten zeitgenössischen Productionen unserer nationalen Literatur den Franzosen, und selbst den gebildeten, etwas völlig Unbekanntes sind. Man darf sich keinen Illusionen darüber hingeben, wie wenig Thatsächliches hinter der hochklingenden Versicherung steckt, daß Frankreich seit dem Kriege 1870/71 sich mit deutscher Literatur vertraut mache. Allerdings wird dort seither mehr Deutsch getrieben als früher, aber noch immer hält die Mehrzahl der Franzosen es für überflüssig, sich in unser geistiges Leben zu versenken. Nach wie vor sind unsere größern Schriftsteller ihnen fremd; nach wie vor meint der Franzose, die deutsche Literatur zu kennen, wenn er für Callot-Hoffmann schwärmt, und kennt er Heinrich Heine, so glaubt er, dem Genius des Nachbarvolkes einen über alles Maß hinausgehenden Tribut gezollt zu haben. Und Goethe und Schiller? O, sie sind übersetzt und commentirt. Ohne die Liste zu erschöpfen, nenne ich von Schiller-Uebersetzern Barante, Lebrun, Ancelot, Marmier, Régnier, Braun; von Goethe-Uebersetzern Stapfer, Gérard de Nerval, Marmier, Porchat, Riedmatten, Alexander Büchner, George Groß und Daniel. Ueber Goethe ist in Frankreich eine ganze Bibliothek geschrieben worden. Ich begnüge mich damit, an die Werke von Saint-René Taillandier, Blaze de Bury und Paul de Saint-Victor zu erinnern. Aber die Begeisterung für den größten Dichter der Deutschen ist drüben nie über die Kreise der Gelehrten und Literaten von Fach hinausgedrungen. Nur „Werther" macht eine Ausnahme. Auf ihrem Triumphzuge über die ganze Erde machten „Werther's Leiden" auch in Frankreich halt, riefen Nachahmungen hervor, wie „Obermann" von Sénancour und „Der Maler von Salzburg" von Nodier. Napoleon I. führte das Buch auf seinem Zuge nach Aegypten mit sich; aber heutzutage liest kaum jemand mehr die vortreffliche „Werther"-Uebersetzung von Aubry.

Es ist überhaupt eine bemerkenswerthe Thatsache, daß zu Ende des vorigen und bei Beginn des laufenden Jahrhunderts die deutsche Literatur in Frankreich viel mehr Beachtung fand als in unsern Tagen. Eine Erklärung ist leicht gegeben. Die große Epoche unserer Classiker machte selbst dort sich geltend, wo sonst auch die obern Zehntausend des Intellects sich gegen das Ausland gern hinter eine Chinesische Mauer zurückziehen. Heute wüßte die Bühne von ganz

Frankreich nichts von der deutschen Literatur, wenn nicht hier und da Kotzebue's „Kleinstädter" in einer Uebersetzung gespielt würden. Damals imponirten Schiller's „Räuber" den Franzosen doch so sehr, daß der Nationalconvent „Monsieur Gille, publiciste allemand" zum französischen Staatsbürger ernannte; Goethe's „Clavigo" erschien vor dem französischen Theaterpublikum, nachdem Beaumarchais es durchgesetzt hatte, daß er im Personenverzeichnisse unter dem Pseudonym „Ronac" — einem Anagramm seines Taufnamens Caron — erschien. In hohem Grade war eine Zeit lang Gotthold Ephraim Lessing in Frankreich populär, und diese Episode erscheint um so merkwürdiger, als einer von Lessing's wichtigsten Charakterzügen die Feindschaft gegen das Franzosenthum war und man voraussetzen möchte, daß Frankreich ihm seine Opposition mit gleicher Münze heimgezahlt. Lessing theilte den Genius mit andern; als Kämpfer stand er allein. Er war ein Soldat, und zwar ein freiwilliger in deutschen Diensten gegen Frankreich. Gegen Voltaire hat er gestritten und gegen dessen ganzes Vaterland. Gerade deshalb mag es interessant sein, zu constatiren, inwieweit Lessing von Frankreich beeinflußt worden und andererseits eingedrungen ist in die französische Literatur. Goethe, der große Kosmopolit, in dem zuerst die Idee einer „Weltliteratur" auftauchte, stand den Franzosen empfangend und gebend selbstverständlich nahe. Schiller konnte den Franzosen nicht den Eindruck des Fremdartigen machen; er hatte von ihren Tragikern viel gelernt, Rousseau gab einem Theile seiner Ideen und Empfindungen das Gepräge, und selbst in den Verballhornungen, welche Schiller's Dramen in Frankreich erfuhren — wie z. B. des alten Dumas' „Intrigue et amour" — ließen die Franzosen noch immer die Spur eines verwandten Geistes erkennen. Wir dürfen also kaum erstaunen, wenn wir Goethe, Schiller und die Franzosen wechselweise aufeinander wirken sehen. Aber Lessing! „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein." Ein Menschenleben hindurch steht er in der Bresche, um gegen Frankreich sich zu wehren. Und doch kann er sich dem überwältigenden Einflusse der von ihm so angefeindeten Literatur nicht entziehen, und diese selbst wieder nimmt in ihren Organismus einige Tropfen Blutes von dem gewaltigen Gegner auf.

Lessing wurde oft ungerecht gegen die Franzosen. Aber wer kämpft, erwägt nicht. Wenn das Pulver raucht und die Kugeln sausen, verlieren die guten Gründe an Gewicht. In der Hitze des Gefechts stellte Lessing Regnard und Destouches höher als Molière, und während er Voltaire in Grund und Boden zu bohren sucht, übertreibt er in maßloser Weise den Werth von Dramatikern, die heute selbst bei ihren Landsleuten vergessen sind, wie La Chaussin, Saint-Foix und L'Affichard. Es schien ihm in den Sternen geschrieben zu sein, daß er allezeit in irgendwelcher Beziehung bleiben müsse mit Frankreichs Literatur. Auf der Fürstenschule zu Meißen, wo er den Studien oblag, war wol die französische, aber nicht die deutsche Sprache in den „Exercices scolaires" enthalten. Als Universitätsstudent in Leipzig suchte er nach einem Mittel, sich freien Eintritt ins Theater der Neuberin zu verschaffen. Er erreichte seinen Zweck, indem er im Verein mit seinem Freunde Christian Felix Weiße zwei Stücke übersetzte: „Le joueur" von Regnard und „Annibal" von Marivaux. Erst später hat er auch

den „Catilina“ von Crébillon und Diderot's „Der natürliche Sohn“ und „Der Hausvater“ ins Deutsche übertragen. Im Jahre 1750 begann er eine einactige französische Komödie „Palaion“ in französischer Sprache zu schreiben. Nach dem Erscheinen des „Laokoon“ machte er sich daran, dieses Werk ins Französische zu übersetzen. Allein beidemal überzeugte er sich, wie wenig er das fremde Idiom beherrsche, und er ließ von dem Unternehmen wieder ab. Lessing hat persönlich niemals französischen Boden betreten, aber der Zufall brachte ihn doch in directe Berührung mit einem der bewundertsten französischen Schriftsteller. Lessing war in Berlin als Uebersetzer für Voltaire thätig, dem er durch dessen Privatsecretär Richier de Louvain empfohlen worden; es ergab sich ein Zwist zwischen ihnen, und Lessing, der niemals eine Antwort schuldig blieb, rächte sich mit dem Epigramm „Grabschrift auf Voltaire“:

Hier liegt — wenn man euch glauben wollte,
Ihr frommen Herrn! — der längst hier liegen sollte.
Der liebe Gott verzeih' aus Gnade
Ihm seine „Henriade“
Und seine Trauerspiele
Und seiner Verschen viele;
Denn was er sonst ans Licht gebracht,
Das hat er ziemlich gut gemacht.

Diese Thatsachen sind sattsam bekannt; ich erwähne sie nur, um daran zu erinnern, wie Lessing immer und immer in irgendeinem Zusammenhang gestanden mit französischem Wesen. Wer ihn in der „Hamburgischen Dramaturgie“ verfolgt — auch wenn Lessing nicht gerade die „Mérope“ von Voltaire zerfleischt — der vergißt nur zu leicht, daß Lessing sich als Kritiker Pierre Bayle, als Dramatiker Diderot, als Fabeldichter Lafontaine in mehr oder minder großem Umfang zu Mustern genommen hat. Und wer andererseits bedenkt, wie feindlich Lessing den Franzosen gegenübergestanden und wie die Kunde von seiner Größe im modernen Frankreich auf eine verschwindend kleine Gemeinde beschränkt ist, der kann kaum daran glauben, daß Lessing bald nach seinem Auftreten eingehendste und unparteiische Würdigung von französischer Seite gefunden. Im Decemberheft des „Journal étranger“ von 1761 findet man eine — aller Wahrscheinlichkeit nach von Diderot herrührende — Würdigung der „Miß Sara Sampson“. Sie ist im französischen Original in extenso zu finden in Danzel-Guhrauer's „Lessing-Buch“. Wie natürlich, bricht der Autor des „Hausvater“ eine Lanze für die „Tragédie bourgeoise“. Er leitet die Kritik mit der Bemerkung ein, daß der Titel nichts Heroisches ankündige: „In der That ist der Vorwurf des Stückes keins jener Ereignisse, welche die Augen der Welt auf sich ziehen und uns nur von fern berühren. Die Namen von Königen und Helden sind auf dem Theater imposant; aber was imponirt, das interessirt nicht. Im Unglück trägt die hohe Stellung der Personen allerdings zur Erhöhung des Pathos bei. Der bettelnde Belisar wird mehr Mitleid erregen als ein Mann aus der Hefe des Volkes; aber im allgemeinen interessirt das Schicksal von Personen uns um so mehr, je näher sie uns stehen. Es liegt in der Natur des Menschen, sich nur von dem bewegen zu lassen, was

seinesgleichen geschieht; Könige aber sind unsersgleichen nur durch die Mischung von Freud' und Leid, welche alle Lebensstellungen in eine einzige vermischt: in jene des Menschen. Wer die bürgerliche Tragödie geringschätzt, bedenke, daß selbst an den heroischsten Stoffen nur die allen gemeinsamen Schicksale unsere Theilnahme erwecken. Nicht weil Iphigenie die Tochter Agamemnon's und Klytämnestra die Tochter des Tyndareus ist, ergreift uns ihre Lage, sondern nur weil jene die Tochter und diese die Mutter ist. So verhält es sich mit allem, was das heroische Theater an Schrecklichem und Rührendem bringt. Die bürgerliche Tragödie ist das echte pathetische Schauspiel; wenn sie sich über uns erhebt, so entfernt sie sich von uns und verliert in dem Maße an Wirkung." Der Kritiker hat an „Sara Sampson" mancherlei zu tadeln, darunter jene Unwahrscheinlichkeiten in dem Verhältniß zwischen Mellefont und Marwood, die auch dem unparteiischen Deutschen nicht entgehen; aber zum Schluß bekennt er doch: „Uebrigens läßt sich Herrn Lessing das wahre Genie der dramatischen Dichtkunst nicht bestreiten, d. h. die Gabe, sich von den intimsten Empfindungen der Natur durchdringen zu lassen und sie mit sehr viel Wärme, Kraft und Wahrheit auszudrücken." Drei Monate vorher war Lessing im „Journal étranger" ein „originelles Genie" genannt worden, auf das „noch unsere späten Enkel stolz sein werden". Grimm weist in seiner Correspondenz auf die obenerwähnte Kritik über „Sara Sampson" hin und fährt dann mit Bezug auf Lessing's Fabeln fort: „Herr Lessing hat viel Geist, Genie und Erfindung; die Abhandlungen, von denen seine Fabeln begleitet sind, beweisen, daß er ein vortrefflicher Kritiker ist." Die Franzosen blieben nicht bei solcher theoretischen Anerkennung stehen. Sie übersetzten Lessing's Werke mit regem Bemühen und mit erfreulichsten Resultaten. Eine der ersten Lessing-Uebersetzungen war „Miß Sara Sampson", von dem Finanzintendanten Trudaine de Montigny. Sie ist in Saint-Germain-en-Laye auf dem Privattheater des Herzogs von Ayen aufgeführt, aber niemals gedruckt worden. Gräfin Tessé, die Tochter des Herzogs, spielte die Sara, ein Sohn des Herzogs den Mellefont. „Minna von Barnhelm" ist von dem deutschen Schauspieler Großmann übersetzt, von Rochon de Chabannes „imitirt" worden. In der letztern Version hieß das Stück: „Les amans généreux." In Berlin wurde Rochon de Chabannes' Bearbeitung früher aufgeführt als das Original, ein Stück deutscher Culturgeschichte in wenigen Worten. ... Von sonstigen französischen Lessing-Uebersetzungen kenne ich die folgenden, die aber das Verzeichniß gewiß nicht erschöpfen: „Fabeln", von d'Antelmy; „Hamburgische Dramaturgie", von Lacoult, commentirt von Mercier; ferner von Eduard de Suckau, mit einer Einleitung von Alfred Mézières und Anmerkungen von L. Crouslé; „Nathan der Weise", Imitation von Marie Josephe Chénier; „Théâtre choisi", enthaltend „Nathan der Weise", „Emilia Galotti" und „Minna von Barnhelm", übersetzt von Barante, eingeleitet von Felix Frank; sechste Lieferung der „Chefs-d'oeuvre des théâtres étrangers", enthaltend „Nathan der Weise", übersetzt und eingeleitet von Barante, „Emilia Galotti", übersetzt vom Grafen von Saint-Aulaire, eingeleitet von C. de Rémusat, und „Minna von Barnhelm", von C. Merville; „Laokoon", von Vanderbourg. ... Der höchste Triumph, den Lessing in Frankreich gefeiert — höher zu schätzen als alle Uebersetzungen — liegt darin, daß im Jahre

1880 der französische Unterichtsminister den Unterricht der deutschen Sprache an den Lyceen und Collegien als obligatorischen Gegenstand neu regelte und dabei für die vierte Klasse Lessing's „Fabeln" und „Minna von Barnhelm", für die erste Klasse die „Hamburgische Dramaturgie" und „Laokoon" vorschrieb.

Leistet Lessing den französischen Studenten gute Dienste, so bezahlt er damit nur eine Schuld. Frankreich hat ihm so viel gegeben, daß es sich als seinen Gläubiger betrachten darf. In Wittenberg schon studirte der junge Gotthold Ephraim mit aller Gründlichkeit das „Dictionnaire critique" von Pierre Bayle, desselben Bayle, dem zu Ehren er die Fabel „Der Stier und das Kalb" geschrieben: „Ein starker Stier zersplitterte mit seinen Hörnern, indem er sich durch die niedrige Stallthür drängte, die obere Pfoste. «Sieh einmal, Hirte!» schrie ein junges Kalb, «solchen Schaden thu' ich dir nicht.» «Wie lieb wäre mir es», versetzte dieser, «wenn du ihn thun könntest.» Die Sprache des Kalbes ist die Sprache der kleinen Philosophen. «Der böse Bayle! wie manche rechtschaffene Seele hat er mit seinen verwegenen Zweifeln geärgert.» — O ihr Herren, wie gern wollen wir uns ärgern lassen, wenn jeder von euch ein Bayle werden kann!"

In seinen gelehrten Arbeiten ist Lessing von niemand so entschieden beeinflußt worden wie von Bayle, in dessen Manier er über Horaz, über Sophokles geschrieben, und nach dessen Muster er eine Reihe literarischer und theologischer „Rettungen" unternommen. Liest man Lessing, so meint man oft, Bayle zu lesen; dabei ist aber nicht von directer Nachahmung die Rede. Lessing war von Haus aus ein freisinniger Geist, gleich Bayle, und es ist natürlich, daß er diesen als seinen Leitstern auf dem rein wissenschaftlichen Gebiet betrachtete. Ein moderner französischer Kritiker findet bei Bayle und Lessing „denselben Feuereifer der Forschung und Prüfung, dieselbe Leidenschaft der Controverse". Er fügt hinzu: „Lessing hat vor Bayle Geschmack und Stil voraus. Oft hat man dem skeptischen rotterdamer Professor seine nachlässige, ungefeilte Sprache, welche den aus der Heimat Ausgewanderten verräth, vorgeworfen. Lessing's Prosa ist das Deutsche in seiner Blüte, eine Prosa von bewundernswerther Reinheit und Durchsichtigkeit, von einfacher, leichter, mehr vornehmer als verzierter, mehr lebendiger als rascher Art. Man möchte sagen, es ist die Prosa Voltaire's ohne Blitze und ohne Flügel."

Daß er von Lafontaine gelernt, wollte Lessing niemals Wort haben. Und doch besteht eine Verwandtschaft zwischen ihnen, wenn auch die äußere Form ihrer Fabeln eine gar verschiedene ist. Bei Lessing liegt die Lehre in der Fabel selbst. Sie geht aus dem Dialog der auftretenden Personen hervor. Lafontaine dagegen liebt es, in einigen epigrammatisch zugespitzten Schlußzeilen die Moral darzulegen. Man vergleiche „Die Gans" von Lessing und „Le corbeau et le renard" von Lafontaine. Hören wir Lessing: „Die Federn einer Gans beschämten den neugeborenen Schwan. Stolz auf dieses blendende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwan als zu dem, was sie war, geboren zu sein. Sie sonderte sich von ihresgleichen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teich herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigste Ansehen eines Vogels des Apoll hat. Doch vergebens: er war zu steif, und mit

aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden."

Und nun Lafontaine:

Maître corbeau, sur un arbre perché,
Tenoit en son bec un fromage.
Maître renard, par l'odeur alléché,
Lui tint à peu près ce langage:
Hé! bonjour, monsieur du corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!
Sans mentir, si votre ramage
Se rapporte à votre plumage,
Vous êtes le phénix des hôtes de ces bois.
A ces mots le corbeau ne se sent pas de joie,
Et, pour montrer sa belle voix,
Il ouvre un large bec, laisse tomber sa proie.
Le renard s'en saisit, et dit: Mon bon monsieur,
Apprenez que tout flatteur
Vit aux dépens de celui qui l'écoute:
Cette leçon vaut bien un fromage, sans doute.
Le corbeau, honteux et confus,
Jura, mais un peu tard, qu'on ne l'y prendroit plus.

Eine solche unmittelbare Nebeneinanderstellung mag Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten eindringlicher darlegen als die langathmigste theoretische Auseinandersetzung. Es bleibt uns nur übrig, zu fragen, wie die Franzosen über das Verhältniß Lessing's zu Lafontaine gedacht haben. Wir wollen L. Crouslé hören, der in seinem 1863 veröffentlichten Werke „Lessing et le goût français en Allemagne" sich als einen der intimsten Kenner unsers Dichters erwies. Crouslé spricht die Ansicht aus, Lessing habe über Lafontaine hinweg auf die Alten zurückgegriffen. Er sagt wörtlich: „Die Fabel auf Aesop zurückführen, nachdem sie von Lafontaine behandelt worden, heißt, die Künste verdammen, weil sie den Kinderschuhen entwachsen sind. Im besten Falle könnte man sagen, daß man nach Lafontaine entweder ganz auf dieses Genre verzichten oder sich auf den bescheidenen Ehrgeiz beschränken muß, kleine Unterhaltungs- und Belehrungsgedichte für Kinder zu schreiben." Sind wir bei Crouslé angelangt, der in Sachen der Fabeln entschieden einen französisch-parteiischen Standpunkt einnimmt, so verweilen wir einen Augenblick bei ihm und hören wir ein und das andere charakteristische Wort, das er zu sagen hat. Natürlich entgeht ihm Lessing's oft ungerechte Strenge gegen die Franzosen nicht. „Lessing", meint er, und geht darin allerdings viel zu weit, „hat keinen einzigen französischen Schriftsteller richtig zu würdigen gewußt; er hat Racine ebenso wenig verstanden (!) wie Lafontaine, Molière ebenso wenig wie Corneille. Lobt er zufällig einen unserer Autoren, so ist es sicherlich ein Autor zweiten Ranges. Die Verdienste des französischen Stils sind ihm ein verschlossenes Buch. Ich würde ihm daraus keinen Vorwurf machen, wenn er nicht so hart gegen unsere größten Meister gewesen wäre. Aber nachdem er sich autorisirt glaubte, über uns zu richten, und da seine Urtheile noch immer autoritative Geltung haben, muß man es wol sagen, daß Lessing niemals Sinn gehabt für die

Schönheiten der französischen Literatur." Crouslé sucht nachzuweisen, daß Lessing in jedem Zuge ein Jünger der Franzosen gewesen, daß z. B. sein „Misogyn" nicht dem Menander entlehnt, sondern in letzter Linie auf einen von Molière inspirirten „Canevas" des Saint-Foix zurückzuführen ist. Wie sehr aus ihm der gegen Lessing aufgebrachte Franzose spricht, das geht aus seinem Aerger über Ricaut de la Marlinière hervor, den er „un peu vulgaire" findet. Bei alledem erkennt er die Größe Lessing's mit gewissen Vorbehalten an: „Lessing ist durch seine Geistesart origineller als durch seine Lehren; er ist größer durch die Bewegung, welche er wach rief, als durch den Ausdruck seiner Gedanken. Eigentlich schöpferisch war er nur in der Kritik; aber wenige Menschen haben in solchem Maße wie er die andern gezwungen, ihre Ansichten zu berichtigen." Freilich, von dem, was an Lessing zu loben ist, reclamirt Crouslé reichliche Procente für Frankreich. „Frühzeitig mit unserer Literatur vertraut geworden", bemerkt er über Lessing, „hatte er beinahe alle unsere Autoren gelesen. Man findet bei ihm Wendungen und Sätze aus Diderot und Voltaire; sein Stil hat oft eine ganz französische Form. Unsere Literatur darf also einen gewissen Theil von den literarischen Verdiensten des besten deutschen Prosaikers für sich in Anspruch nehmen." Mit wahrem Wohlbehagen weist Crouslé darauf hin, daß Lessing nicht immer so herb wie in der „Dramaturgie" über Voltaire abgeurtheilt hat. Voltaire's „Amélie ou le Duc de Foix" entlockte dem deutschen Kritiker einen Dithyrambus. Später ist er gegen Voltaire nicht wieder so liebenswürdig gewesen. Nun, daß Lessing im Kampf nicht ruhiges Blut behielt, das wissen wir auch ohne Crouslé, und wir werden es kaum für nöthig erachten, ihn gegen den ihm gemachten Vorwurf zu vertheidigen. Dagegen verdient es eine entschiedene Zurückweisung, wenn einzelne französische Kritiker eine für Lessing bedenkliche Aehnlichkeit zwischen „Nathan der Weise" und Voltaire's „Zayre" entdecken wollen. Wie hoch steht „Nathan" über „Zayre"! Nur in der Fabel sind einige schwache Aehnlichkeiten zu finden. Europäische Elemente spielen auch bei Voltaire nach Jerusalem hinüber. Orosman, Sultan von Jerusalem, zeigt im Anfang einige Züge von Saladin. Er will von Gewalt keinen Gebrauch machen und darum die gefangene Zayre nur dann zu seinem Weibe machen, wenn sie ihm ihre Liebe schenkt. Nérestan rühmt ihn darum: „Grand Dieu! Que de vertu dans une âme infidèle!" Zayre will sich nicht mit Orosman verbinden, und letzterer — der den Saladin immer mehr abstreift — tödtet sie und dann sich selbst. Er ist auf Nérestan eifersüchtig und erfährt nur zu spät, daß dieser und die Geliebte Geschwister, Kinder des gefangenen Prinzen von Lusignan. Aus Reue über seine That läßt er, ehe er sich den Tod gibt, Nérestan und die übrigen Christen frei. Ueber die Kluft, die zwischen den Confessionen liegt, hilft hier die Liebe hinweg. Von der sittlichen Größe, welche Lessing's „Nathan" zu einem erhabensten Werk stempelt, ist keine Spur zu finden. . . . Kaum gerechter als die gleiche Werthschätzung von „Nathan" und „Zayre" ist es, wenn G. A. Heinrich (Professor in Lyon) in seiner „Histoire de la littérature allemande" das Kapitel „Lessing" dazu benutzt, um die etwas kühne Behauptung aufzustellen: „Die Deutschen können nur deutsche Seelen malen." Heinrich sagt über Lessing unter anderm: „Ungeachtet seiner Antipathie gegen Frankreich war Lessing ganz erfüllt von

dem Geist unsers 18. Jahrhunderts. Er hatte von diesem die großmüthigen Wallungen, die Leidenschaften und gewisse Verblendungen. Die natürliche Richtigkeit seines Geschmackes unterlag, wenn irgendeine Feindseligkeit ihm sein Urtheil dictirte. Er gleicht in diesem Punkt Voltaire; nichts kommt der Weisheit seiner Kritik gleich, wenn seine Neigungen oder Abneigungen nicht mit im Spiele sind; seine Unparteilichkeit verschwindet aber ganz und gar, wenn einer seiner Feinde vor dem Tribunal seiner Kritik erscheint. . . ." Eigentlich darf man ein neueres französisches Urtheil über Lessing nicht citiren, ohne Madame de Staël den Vorrang gelassen zu haben. „Vor Lessing existirte das deutsche Theater nicht", sagt die interessante Frau in ihrem Buche „De l'Allemagne". Sie nannte Lessing im Vergleich mit Diderot viel einfacher und wahrer: „Diderot, dans ses pièces, mettait l'affectation du naturel à la place de l'affectation de convention, tandis que le talent de Lessing est vraiment simple et sincère." Dagegen ist ihr Ricaut de la Marlinière nicht sehr angenehm. Sie bezeichnet diese Gestalt als gänzlich verfehlt. „Man muß eine leichte Hand haben", lesen wir bei ihr, „um herauszufinden, was sich an den Franzosen verspotten läßt; die meisten Fremden haben sie aber schwerfällig, unähnlich und ohne alles Zartgefühl dargestellt." Und noch einer ihrer Aussprüche sei hier citirt: „Sein Stil hat etwas von der lebhaften und glänzenden Bestimmtheit der Franzosen. Seine Art, sich auszudrücken, ist europäisch. . . ."

Es würde zu weit führen, von den über Lessing laut gewordenen französischen Stimmen etwas anderes als die wichtigsten herauszuheben. Ich will nur noch drei erwähnen: Ernest Fontanès, Michel Nicolas und Victor Cherbuliez.

Fontanès, ein beliebter protestantischer Kanzelredner, verkündet in seinem Werke „Le Christianisme moderne. Etude sur Lessing" (Paris 1867) unsern Dichter als Vater des modernen liberalen Protestantenthums. Fontanès zeigt damit, daß er nicht eingedrungen ist in Lessing's innerstes Wesen. In seinen theologischen Schriften wie in seinen übrigen erwies dieser sich als ein nach Wahrheit Suchender. Eine bestimmte Stellung zu einer einzelnen Confession hat er nie eingenommen, und es muß Gewalt gegen seinen Geist angewendet werden, wenn man ihn durchaus zum Protector des Protestantismus, und sei es des liberalsten, stempeln will. Im übrigen ist Fontanès sehr vorurtheilslos. Man höre, wie er seinen Landsleuten empfiehlt, sich mit deutschem Geiste vertraut zu machen: „Ohne sein Vaterland verrathen, ohne es herabsetzen zu wollen, darf man zugestehen, daß auf dem Gebiete des Geistes und besonders der Religion, Deutschland immer eine Initiative, eine Macht der unmittelbaren Erkenntniß, eine Kühnheit der Forschung gehabt hat, die ihm zu bestreiten kindisch wäre und die seine Aufgabe in der modernen Civilisation bezeichnen. Ich glaube darum, daß wir die Meister deutscher Wissenschaft mit mehr Sorgfalt studiren und den abgebrauchten Witzen über ihre Unergründlichkeit entsagen sollten." Fontanès hebt hervor, daß Lessing den französischen Classikern so manches Geheimniß der Kunst des Schreibens abgelauscht. Er vergleicht ihn mit Paul Louis Courier. „Niemand hat mehr als er verdient, zu den Unsern zu gehören!" ruft er aus und fügt hinzu: „In der Literatur wie in

der Theologie hat er Augiasställe gereinigt. Er hat neue Bahnen eröffnet, eigenartige Arbeiten inspirirt, den Enthusiasmus wieder erweckt, er ist der Vater der modernen Kritik." . . . Michel Nicolas in seinem „Essai de philosophie et d'histoire religieuse" setzt auseinander, daß Lessing den Nathan zu einem Juden gemacht, um durch den Contrast zu wirken. „Während in Shylock der Jude den Menschen, hat in Nathan der Mensch den Juden beseitigt. Die Geschichte der drei Ringe hat" — das ist das Hauptsächliche an Nicolas' Betrachtungen — „einen jüdischen Ursprung und ist daher die gesegnete Frucht der guten Beziehungen, welche im 10. Jahrhundert in Spanien zwischen den drei Religionen bestanden. Lessing blieb also der Tradition treu, wenn er in den Mund eines Juden die Toleranzprincipien legte, die von einem Vorfahren des letztern inmitten einer Zeit des Aberglaubens und des Fanatismus gepredigt wurden; und da die Geschichte der drei Ringe das ganze Stück inspirirt, dessen Mittelpunkt sie bildet, war es nur recht und billig, dem Juden den Ehrenplatz zu überlassen."

Endlich sei noch der in der „Revue des deux Mondes" erschienenen Studie von Cherbuliez über Lessing gedacht. Cherbuliez warnt vor einer Ueberschätzung Lessing's, der heutzutage in vielen Stücken überholt sei. Das Wesen der Kritik sei ein anderes geworden. Im 19. Jahrhundert bestehe die Kunst der Kritik darin, alles durch die Geschichte zu begreifen und zu erklären; im 18. Jahrhundert habe sie auf dem Wege des Raisonnements alles in Frage stellen wollen. Lessing könne uns Modernen nicht mehr als Orakel gelten, aber „er wird immer ein Führer sein, einer jener Helden des Geistes, denen man sich nähern soll, weil man von ihnen die Freiheit und den Muth des Denkens gewinnt. Wenn der menschliche Geist erschlafft und stillstehen will, dann müssen die Voltaire und die Lessing kommen, um ihn wieder in Bewegung zu versetzen". Cherbuliez ist durchaus nicht damit einverstanden, daß Lessing den Aristoteles zu Gunsten des bürgerlichen Dramas citirt. Er sieht darin eine Verirrung Lessing's, dieser „Intelligence lumineuse". Natürlich unterläßt er es nicht, Lessing und Voltaire zu vergleichen. „Was schuldet er (Lessing) alles Voltaire! Er dankt ihm seine Prosa, er hat von ihm schreiben gelernt; er hat ihm die bewundernswerthe Präcision des Stils entlehnt, die Lebhaftigkeit und das Unvorhergesehene des Spottes, die Einfachheit und Wahrheit des Tones, die Feinheit des Colorits, alles, nur nicht die Geschwindigkeit des geflügelten Wortes, das man nicht daherkommen sieht und „das doch schon an seinem Ziele angelangt" ist. In der „Hamburgischen Dramaturgie" finde man viele Ideen, die Voltaire in den Vorreden zu seinen Stücken ausgesprochen. Was Lessing den französischen Tragikern vorwerfe, das habe Voltaire schon lange vorher gesagt. . . . Zwei Stellen aus Cherbuliez' Studie will ich noch wörtlich anführen: „Eines Tags wollte die Natur beweisen, daß sie mit dem bloßen gesunden Verstande einen vollkommenen Menschen hervorbringen könne. Sie schuf Lessing. Dieser Mann mit dem ruhigen und kritischen Kopfe wurde ein ausgezeichneter Schriftsteller in dem gemäßigten Genre, welches der Vernunft zukommt. Aber er fand Mittel, ein Dichter zu werden, ohne den göttlichen Wahnsinn gekannt zu haben — ein Gelehrter, ohne von der Gelehrsamkeit viel Aufhebens zu machen — ein Philosoph, ohne an die Metaphysik zu glauben — ein

Gläubiger, ohne ein Christ zu sein." Und weiter: „Lessing hatte den deutschen Afrancesados Krieg auf Leben und Tod erklärt, und wir dürfen ihm dafür dankbar sein. Die Befreiung der deutschen Poesie ist nicht ohne Einfluß geblieben auf die Geschicke der französischen Poesie. Was wäre aus uns geworden, wenn wir zu immerwährendem Classicismus verurtheilt geblieben wären!"

Suchen wir nach einem Moment, welches unsern Bemerkungen über „Lessing in Frankreich" einen Abschluß zu geben vermöchte, so kehren wir ins vorige Jahrhundert zurück, zu Diderot, dem Vater des französischen bürgerlichen Schauspiels. Es ist eine Unrichtigkeit, wenn behauptet wird, „Miß Sara Sampson" sei durch Diderot's „Fils naturel" angeregt worden. Jene erschien nämlich früher als dieser. Aber thatsächlich hat Lessing von Diderot gelernt, und er bekennt das selbst, indem er in der Vorrede zur zweiten Ausgabe des von ihm übersetzten „Theaters des Herrn Diderot" (enthaltend „Der natürliche Sohn" und „Der Hausvater") sagt: „Ich bin ersucht worden, dieser Uebersetzung öffentlich meinen Namen zu geben. Da es nun vorlängst unbekannt zu sein aufgehört hat, daß ich wirklich der Verfasser derselben bin; da ich mich des Fleißes wegen, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer mit Vergnügen erinnere: so sehe ich nicht, warum ich mich einer Anforderung weigern sollte, die mir Gelegenheit gibt, meine Dankbarkeit einem Mann zu bezeugen, der an der Bildung meines Geschmacks so großen Antheil hat. Denn es mag mit diesem auch beschaffen sein, wie es will, so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderot's Muster und Lehren eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufrieden gewesen wäre." Diderot und Lessing haben aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft: aus der englischen. Was sie bei den Engländern gefunden, bildeten sie dann auf ihre Art weiter, und es ist wahrlich nicht nationale Voreingenommenheit, wenn man constatirt, daß Lessing die empfangenen Anregungen mit genialerm Geiste erfaßt als Diderot. Im „Fils naturel" finden wir Züge, die an Lessing anklingen, aber um wie viel wahrer und natürlicher sind die Gestalten des letztern als die noch immer von der theatralischen Convention nicht völlig losgelösten Figuren, welche Diderot auf die Scene bringt! Bei Diderot sind Freude und Schmerz, Jubel und Rührung allzu dick aufgetragen, ein Fehler, in welchem „Sara Sampson" noch bis über die Ohren steckt, von welchem Lessing sich aber nachher so ganz und gar befreit hat, daß Danzel mit Recht behaupten darf: „Diderot konnte eine Komödie wie «Minna» wol ausdenken, aber nicht machen."

In Lessing's Geiste — würdig seiner Manen — handeln, heißt vor allem: die Wahrheit laut und unumwunden bekennen. Darum soll nicht geleugnet werden, daß Lessing Frankreich viel zu verdanken, und daß Frankreich mit regem Eifer nach dem Verständnisse seiner Bedeutung gerungen hat. Wenn Lessing sich Frankreichs Literatur nicht nur feindlich gegenübergestellt, sondern in seinem Kampfe manchmal weit über das Ziel hinausgeschossen hat, so muß erwogen werden, wie heftig sein deutscher Geist zur Gegnerschaft provocirt wurde. Er sah die Bühne

seines Vaterlandes, dem er ein Nationaltheater zu schaffen träumte, vollständig den Franzosen anheimgegeben; er konnte es nicht verschmerzen, daß der deutsche Dramatiker hinter dem französischen als Aschenbrödel zurückstehen sollte, sein dichterisches Ehrgefühl war von diesen Zuständen getroffen wie der Stein vom Stahl. Es gab helle Funken, und eines Tags entsprang seiner Stirn — eine neue Pallas Athene! — das deutsche Drama. Um diesem Platz zu machen, mußten die Fremden verdrängt werden. Lessing's Gesammterscheinung wäre unvollständig ohne den Kampf gegen Frankreich, aber auch ohne die Beeinflussung durch Frankreich.

Chronik der Gegenwart.

Revue der bildenden Künste.

Seit der letzten großen Kunstausstellung der berliner Akademie (über welche wir in Bd. 1, S. 299 fg. dieses Jahrgangs Bericht erstatteten) hat eine ganze Reihe von zum Theil bedeutenden Ausstellungen stattgefunden oder finden, wie die Internationale Kunstausstellung in Wien und die bairische Landes-Industrie- und Kunstausstellung in Nürnberg, noch gegenwärtig statt, sodaß wir — namentlich da auch dieser Zeitraum an sonstigen Ereignissen im Bereich der bildenden Künste, wie Aufstellung von Denkmälern, Concurrenzen über die Ausführung wichtiger Werke u. s. f. ungewöhnlich reich ist — in vorliegendem Bericht genöthigt sind, uns auf eine allgemeine Uebersicht und kurze Charakteristik des Wesentlichen zu beschränken.

So erfreulich übrigens diese Rührigkeit im künstlerischen Produciren dem ersten Anschein nach sein mag, so hat sie doch andererseits ihre bedenkliche Seite. Wenn man erwägt, daß neben den Specialausstellungen, die allerdings, wie die am 1. April eröffnete Internationale Ausstellung in Wien, zum großen Theil aus Werken ältern Datums bestehen, welche bereits auf frühern Ausstellungen paradirten, noch von den zahlreichen, in allen irgendwie bedeutendern Orten existirenden Kunstvereinen, deren wir in Deutschland über hundert zählen, das ganze Jahr hindurch Local- und Wanderausstellungen abgehalten werden und daß außerdem eine Menge permanenter Ausstellungen von Kunstvereinen und Kunsthandlungen existiren, die sämmtlich mit Kunstwaare zu versorgen sind, so drängt sich unwillkürlich die beunruhigende Reflexion auf, daß solche Ueberproduction die Kunst nothwendigerweise mehr und mehr aus dem sichern Gleise eines auf das Ideelle gerichteten Schaffens und sorgfältigen Durcharbeitens in die bedenkliche Bahn eines hastigen Fertigmachens und, im besten Falle, eines technischen Virtuosenthums ablenken muß. Es ist dies entschieden ein ungesunder Zustand, der sich als solcher, wenigstens im Gebiet der Malerei, hauptsächlich in der stetig zunehmenden Armuth an innerm Gehalt der Motive und an Tiefe der künstlerischen Empfindung offenbart, und der eben nur darauf zurückzuführen ist, daß das heutige Kunstschaffen zum überwiegend größten Theil auf die Production von Marktwaare gerichtet ist, d. h. mit andern Worten, daß mehr fabricirt als producirt wird. Wenigstens kann dies mit Bestimmtheit von den periodischen Ausstellungen der Kunst- und Künstlervereine behauptet werden, welche fast nur billiges Mittelgut enthalten, das ausdrücklich für diese Kunstmärkte, auch hinsichtlich der Wahl der Motive, sozusagen schablonenmäßig angefertigt wird. Diese Gattung von Ausstellungen kann daher für uns nicht in Frage kommen.

Das Ausstellungswesen hat unserer Ansicht nach überhaupt in den letzen Decennien einen Umfang erreicht, der, ähnlich wie die Denkmalsproduction, fast den Charakter einer Manie angenommen hat. Früher erregte die Nachricht, es werde in irgendeiner deutschen Stadt eine Ausstellung stattfinden, eine gewisse Aufmerksamkeit; heutzutage ist dergleichen etwas ganz Gewöhnliches, ja es ist das Aus-

stellungswesen schon in ein gewisses System gebracht worden; es bildet sich ein Comité, es wird ein Garantiefonds gegründet, ein Programm entworfen, ein Baumeister mit der Herstellung des Gebäudes beauftragt; und ehe man es sich versieht, wird die Ausstellung eröffnet. Wir glauben indeß, daß diese Art von modernem Sport bald ihr Ende erreicht haben dürfte. So sehr der Brand der Hygieineausstellung in Berlin zu beklagen ist, so dürfte er doch die nicht zu unterschätzende Frucht tragen, daß die Errichtung von temporären Ausstellungsgebäuden in leichter Holzconstruction, ihrer großen Gefährlichkeit wegen, für die Zukunft daran scheitern wird, daß sich keine Zeichner für den Garantiefonds und keine Versicherungsanstalten zur Tragung des Schadens finden werden. Wir müßten sehr irren, wenn nicht der Gedanke allmählich sich Bahn brechen sollte, daß es in jeder Beziehung vorzuziehen wäre, an einigen Centralstellen feste und feuersichere Ausstellungsgebäude zu errichten, die ein für allemal dieser Bestimmung zu dienen hätten. Bereits hat die berliner Akademie dem preußischen Cultusministerium die Mittheilung zugehen lassen, daß sie die für den August in Aussicht genommene diesjährige Kunstausstellung ausfallen lassen müsse, da sie nicht länger die Verantwortlichkeit für die Sicherheit der Werke in dem provisorischen Holzbau auf der Museumsinsel übernehmen könne. So scheint denn Aussicht vorhanden, daß, wenn dieser Grundsatz allgemeinere Verbreitung findet, in dem gesammten Ausstellungswesen eine tiefeingreifende Aenderung eintreten werde, wodurch dasselbe einen ordnungsmäßigern und solidern, mehr dem Bedürfniß als dem bloßen Belieben entsprechenden Charakter erhalten dürfte, während die Kunst selbst durch die daraus nothwendig folgende Beschränkung der Ueberproduction nur gewinnen könnte.

Wenn wir die in dem oben angedeuteten Zeitraum stattgehabten Ausstellungen ihrer chronologischen Ordnung nach anführen sollen, so sind zunächst die im Spätsommer 1881 eröffneten Ausstellungen in Frankfurt a. M. und Halle zu erwähnen. Die erstere war ihrer eigentlichen Bestimmung nach eine historisch-locale Ausstellung, d. h. es waren nur Werke von Künstlern ausgestellt, die entweder in Frankfurt geboren sind, oder die dort längere oder kürzere Zeit gearbeitet haben. Man fand daher außer Werken von Elsheimer, Peter von Cornelius (Skizzen zum „Faust"), Philipp Veit, Franz Pforr, Ferdinand Feller u. a., die schon dem Anfang dieses Jahrhunderts angehören, Arbeiten von dem ältern Holbein, von Merian, Sandrart, Lingelbach u. s. f., sowie von Künstlern fremder Nationen, wie Courbet, der in den Jahren 1858—59 in Frankfurt gearbeitet hat, vom Italiener Enrico Gamba, dem Engländer Leighton u. a. m., deren Zugehörigkeit zur Frankfurter Schule, wenn von einer solchen die Rede sein kann, denn doch sehr zweifelhaft ist. Am interessantesten waren die noch in das vorige Jahrhundert hineinreichenden Werke von Seekatz, Schütz, Tischbein, sodann die spätern von Joh. Morgenstern, Jakob Becker (Kirchgang, die Skizze des vom Blitz erschlagenen Schäfers u. a.), Dielmann, Schreyer, Wilhelm Lindenschmit, Klimpsch, Victor Müller, Reiffenstein u. a. An plastischen Arbeiten war die Ausstellung ziemlich arm; erwähnenswerth waren die Werke von Kaupert, Schierholz (Büste Schopenhauer's) und Rumpf.

Einen zwar ebenfalls historischen Charakter, aber in der rein sachlichen Bedeutung des Wortes, zeigte die in einem besondern Pavillon der vorjährigen Industrie- und Gewerbeausstellung in Halle geordnete Abtheilung für kunstgewerbliche Alterthümer, welche den Zweck hatte, die Erzeugnisse des Kunstfleißes der frühern Jahrhunderte in einen zur Vergleichung auffordernden Gegensatz zu den Producten der modernen Kunstindustrie zu stellen. In localer Beziehung hatte man sich nicht, wie wol ursprünglich der Plan gewesen, auf Halle und dessen Umgegend beschränkt, sondern die ganze Provinz Sachsen mit hineingezogen. Zu den ältesten und interessantesten Stücken der Ausstellung gehörten zwei elfen-

beinerne Reliquienkästen, von denen der eine aus dem Dom zu Merseburg stammt und den romanischen Stil des 10. Jahrhunderts zeigt, während der andere, aus dem Dom zu Erfurt, schon Anklänge an die Gothik erkennen läßt. Ein dritter, noch späterer Zeit (dem Ende des 12. Jahrhunderts) angehöriger Elfenbeinkasten mit vortrefflicher Schnitzerei war aus Quedlinburg eingesandt, woher auch noch andere werthvolle Gegenstände stammten, z. B. ein in Bergkrystall geschnittenes Reliquienfläschchen u. a. m. Außerdem hatten Naumburg, Eisleben, Wittenberg, Halle, Magdeburg und andere Orte reichlich beigesteuert.

Dem Jahre 1881 gehörte auch eine Specialausstellung der berliner Nationalgalerie an, die 14. ihrer Art, welche Werke von vier, zwar der neuern Zeit angehörigen, aber bereits gestorbenen Künstlern zur Anschauung brachte, nämlich von Karl Blechen, Adolf Schrödter, Aug. Bromeis und Marie von Parmentier. Gerade die große Verschiedenheit in den Richtungen dieser Künstler machte die Ausstellung äußerst interessant. Eigentlich kann man von solcher Verschiedenheit nur bei Blechen, Bromeis und Parmentier sprechen, da diese sämmtlich Landschafter waren, während Adolf Schrödter, der düsseldorfer Humorist in der Zeit der altdüsseldorfer Romantik, der Genremalerei sich widmete. Blechen, dessen dämonisch angelegte Natur bekanntlich zuletzt in stillem Wahnsinn unterging, zeigt eine mit keiner andern Richtung vergleichbare Eigenartigkeit in der Anschauung der Natur, die immer etwas räthselhaft Düsteres bei oft überraschender Kraft der Coloritwirkung besitzt; Bromeis dagegen gehörte der stilisirenden Richtung von Koch und Preller an, weshalb seine Compositionen bei allem Adel der Formengebung oft einen etwas reflexionsmäßigen Charakter an sich tragen, während die Arbeiten von M. von Parmentier im Gegensatz dazu durchaus einem gesunden Realismus huldigen, der den Accent weniger auf die Wiedergabe der subjectiv künstlerischen Stimmung als auf die Naturwahrheit der Erscheinung legt.

Von hervorragender Bedeutung ist die am 1. April eröffnete große Internationale Kunstausstellung in Wien, strenggenommen die erste, die diesem Namen wirklich entspricht, da zwar die Ausstellungen der berliner Akademie ebenfalls eine internationale Bestimmung haben, hinsichtlich der wirklichen Vertretung des Auslandes indeß stets nur dürftige Ausbeute zu gewähren pflegen, England z. B. gewöhnlich gar nicht oder nur in ganz vereinzelten und nicht einmal sehr ins Gewicht fallenden Arbeiten repräsentirt war, und auch die wiener Weltausstellung von 1873 sich in dieser Beziehung mit der gegenwärtig dort stattfindenden Ausstellung nicht messen kann. Gleichwol hat man die Ausstellung von 1873 als Grenzpunkt festgestellt, über den hinaus nicht gegangen werden dürfe, d. h. es sind nur Werke zur Ausstellung gebracht, welche innerhalb der letzten zehn Jahre, auch von bereits verstorbenen Künstlern, geschaffen wurden. Daß sie deshalb zum allergrößten Theil — wenigstens gilt dies für die deutsche Kunst — Werke enthält, welche bereits aus frühern Ausstellungen her bekannt sind, ist begreiflich, und erleichtert wesentlich die kritische Berichterstattung. Der Schwerpunkt der Ausstellung liegt daher diesmal wesentlich in ihrem internationalen Gepräge, und es kann in dieser Hinsicht von vornherein sogleich constatirt werden, daß, so bedeutend namentlich die französische, aber auch die belgische, spanische und italienische Kunst vertreten ist, doch die Werke der deutschen Kunst, d. h. des Deutschen Reichslandes und im Anschluß daran auch Oesterreichs, sowol dem innern Gehalt wie der soliden und glänzenden Technik nach durchaus nicht den Vergleich mit den besten Arbeiten des Auslandes zu scheuen haben. Selbst im Arrangement, welches in selbständiger Weise von den betreffenden nationalen Comités für die verschiedenen Abtheilungen besorgt wurde, hat die deutsche Kunst, wie selbst die Franzosen einräumen, durch geschmackvolle Decorirung und vornehme Stimmung des Total-

eindrucks des ihr zur Disposition gestellten Saales entschieden den Preis davongetragen. Dieser Saal nämlich bildet ein oblonges kolossales Zelt von tiefrothem Seidendamast, welches, den ganzen Raum überspannend, nicht nur das den Gemälden nicht vortheilhafte zu grelle Oberlicht in höchst wohlthuender Weise mildert, sondern ihnen auch eine größere Wärme der coloristischen Wirkung verleiht. Im angenehmen Contrast dazu sind theils unter palmenartigen Gewächsen in passenden Zwischenräumen, theils in den Seitengalerien plastische Werke, auch hin und wieder in scheinbarer, aber sehr malerisch wirkender Unregelmäßigkeit Staffeleien mit den feinern Cabinetstücken in Aquarell und Zeichnung aufgestellt. Die Franzosen dagegen haben, auf die Gefälligkeit der decorativen Wirkung des Ganzen, welche indeß für den Genuß der Kunstwerke nicht zu unterschätzen ist, weniger Werth legend, hauptsächlich bei ihrer Anordnung den möglichst günstigen Eindruck der einzelnen Werke sowol nach ihrem Darstellungsinhalt wie nach ihrer besondern technischen Behandlung als maßgebend betrachtet. Sie sind übrigens, namentlich wenn man die große Strenge erwägt, welche diesmal die verschiedenen Localjurys beobachtet haben, in sehr bemerkenswerther Weise, sowol hinsichtlich der Qualität wie der Zahl der Werke, vertreten.

Ueberhaupt was die Statistik der Ausstellung, d. h. die numerische Vertretung der verschiedenen Nationalitäten sowol wie die der einzelnen Kunstgattungen innerhalb jeder Nationalität, betrifft, so zeigt sich auch hierin ein ziemlich richtiges Verhältniß. Der Katalog führt im ganzen 846 Künstler mit 1316 Kunstwerken an, welche sich auf 28 Localitäten vertheilen. Das Deutsche Reich ist nur durch 142 Oelgemälde, etwa 100 Aquarelle und graphische Arbeiten und 31 plastische Werke vertreten; Oesterreich-Ungarn hat ungefähr denselben Beitrag geliefert, während Frankreich 175 Gemälde und 58 Sculpturen, Belgien 76 Bilder und 10 plastische Arbeiten eingesandt haben. Die übrigen Nationen: Holland, Skandinavien, Italien, Spanien, haben im Verhältniß ebenfalls ein ansehnliches Contingent gestellt; nur England und Rußland sind, wenn auch aus verschiedenen Gründen, im merklichen Rückstande geblieben.

Dem eingangs angedeuteten Princip gemäß müssen wir uns bei der großen Zahl und Bedeutung der von den verschiedenen Nationen ausgestellten Werke damit begnügen, im allgemeinen die specifischen Unterschiede derselben nach dem Inhalt der Motive und der technischen Behandlungsweise überhaupt zu charakterisiren; ein Gesichtspunkt, der übrigens auch bei einer internationalen Ausstellung vor allem zu berücksichtigen ist, da gerade in den nationalen Differenzen nicht nur der Hauptreiz, sondern auch in kritischer Beziehung der Hauptwerth der Ausstellung beruht. Was zunächst die deutsche Malerei betrifft, so zeichnet sie sich besonders, was den erstern Punkt, die Wahl und Auffassung der Motive, betrifft, durch ein entschiedenes Streben nach objectiver Lebenswahrheit und große Schärfe in der Beobachtung der kleinen, aber charakteristischen Züge, namentlich bei Schilderung des Volkslebens, aus; außerdem aber durch eine damit in Zusammenhang stehende große Feinheit der Zeichnung sowie durch Frische und Lebhaftigkeit der coloristischen Wirkung. Aus diesen Eigenschaften erklärt sich die hervorragende Neigung der Figurenmalerei zum Genrebilde: ein Gebiet, in welchem die Deutschen entschieden als Meister dastehen. Es reicht hin, die Namen von Vautier, Knaus, Bockelmann, Defregger, Leibl, Grützner, Matthias Schmidt, Adolf Menzel, Kauffmann, Gabl, Kirberg, Fritz Kaulbach u. s. w. zu nennen, um die obige Behauptung zu bestätigen. Keine Nation, auch die Franzosen nicht, haben so herzerquickende und, in dieser Sphäre wenigstens, technisch so durchgearbeitete Werke aufzuweisen wie die übrigens meist wenig umfänglichen Arbeiten der genannten Künstler. Allerdings bilden diese der großen Menge fingerfertiger, aber phantasieloser Bilderfabrikanten Deutschlands gegenüber die Elite im Bereich des künstlerischen Schaffens.

Neben dem socialen Genre, sowol in seiner ernsten wie in seiner humoristischen Auffassung, zeigt auch das schon etwas höher gelegene historische Genre manche tüchtige Vertreter, z. B. Diez und dessen talentvollen Schüler Breling, Lindenschmit, Adolf Menzel, Karl Becker u. a., während die eigentliche Historienmalerei, selbst wenn man sie im weitesten Sinne versteht, also die religiöse Malerei dazurechnet, nicht nur eine sehr geringe Anzahl bedeutenderer Künstler aufweist, sondern auch selbst in den Werken dieser wenigen nur selten jenen ideellen Kern echt historischer Bedeutsamkeit erkennen läßt, der, wie z. B. in den Reformationsbildern Lessing's, über der das Gemüth ergreifenden Wahrheit und dramatischen Wirkung die mehr oder minder glänzende Technik und das geschickte Arrangement in der Darstellung vergessen macht. Am meisten im Lessing'schen Charakter gehalten ist das allerdings schon ältere Gemälde: Seni vor der Leiche Wallenstein's, von Piloty, während Keller's sehr geschickt componirtes und meisterhaft colorirtes Bild Hero und Leander schon des weit hergeholten Motivs wegen kalt läßt und Gabriel Max' Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen durch den Mangel jeder mit dem schrecklichen Act ästhetisch versöhnenden idealen Auffassung des Motivs — namentlich wenn man sich an Lessing's Huß auf dem Scheiterhaufen erinnert — geradezu abstoßend wirkt. Aehnliches kann man auch von von Gebhardt's Himmelfahrt Christi sagen, einem Bilde, das bereits in unserm Bericht über die letzte berliner Ausstellung erwähnt wurde, während Knille's auf Goldgrund gemalter Fries Die Sorbonne zwar sehr stilvoll behandelt, aber doch, als wesentlich decorativ, nicht eigentlich als Historiengemälde im realistischen Sinne des Wortes zu betrachten ist. Durch die Erwähnung dieser Werke sind wir nun aber auch, da Karl Becker's Othello und Lindenschmit's Luther nur zum historischen Genre gerechnet werden können, mit der Historienmalerei Deutschlands auf der wiener Ausstellung am Ende. Auch das Porträt ist numerisch nur schwach, durch 18 Bilder, vertreten; ein gutes Zeugniß für die Gewissenhaftigkeit der Jury, die, was gerade in diesem Gebiet sehr nothwendig war, nur wirklich ausgezeichnete Leistungen zugelassen hat; es genügt daher, die Namen der betreffenden Künstler zu nennen: Fritz Kaulbach, Lenbach (Porträt Bismarck's), Gustav Richter, Gussow, Graef und Crola. Was die Landschaft betrifft, so bedarf es auch hier nur der Künstlernamen, um die Bedeutung der Werke zu kennzeichnen: die beiden Achenbach, Lier, Gude, Deiters, Willroider, Baisch, Schönleber u. a. m. Mit einigen vorzüglichen Thierbildern von Braith, Faber du Faur, Jutz und Zügel, sowie einem paar Meisterwerken des Stilllebens von Zimmermann, Kunz, Holmberg und der Frau Hornbostel schließt die deutsche Abtheilung für Oelmalerei ab.

Die österreichisch-ungarische Abtheilung für Malerei, welche den Hauptsaal des Künstlerhauses mit zwei daranstoßenden Pavillons und einem Längensaal einnimmt, ist in der Historie noch spärlicher, im Genre entschieden schwächer, nur im Porträt, wenigstens numerisch, bedeutender als die deutsche Abtheilung vertreten. Nach der technischen Seite hin ist es charakteristisch, wahrzunehmen, daß sich die österreichischen und namentlich die ungarischen Künstler (von den polnischen ist auf der Ausstellung so gut wie nichts vorhanden) mehr an die Anschauungs- und Behandlungsweise der Franzosen als an die der Deutschen anschließen. Zu bedauern ist, daß eine ganze Reihe bedeutender Oesterreicher entweder gar nicht auf der Ausstellung erschienen, wie Pettenkofer, Passini, Koller, Griepenkerl u. a., oder, wie Munkacsy, nur durch kleine und wenig bedeutende Bilder vertreten sind. Letzteres ist um so mehr zu bedauern, als die kurz zuvor durch den Oesterreichischen Kunstverein veranstaltete Munkacsy-Ausstellung eine Reihe der bedeutendsten Werke des genialen Künstlers enthielt, deren jedes für die Internationale Ausstellung passender, weil den Künstler schärfer charakterisirend, gewesen wäre als das ausgestellte. Namentlich rechnen wir dahin

sein neuestes Werk Christus vor Pilatus, aber auch seinen Milton, Der Künstler mit seiner Gattin im Atelier u. a. m. Als sonst hervorragende Leistungen sind zu nennen die Porträts von Makart, von Angeli, Canon, L'Allemand, außerdem die Genrebilder, Landschaften, Thierbilder und Stilleben von Schöne, Friedländer, den beiden Blaas, Alt, Felix, Schrödl, Robert Ruß, den beiden Charlemont, Thoren, Pausinger, Ranzoni, Schödl, Tina Blau u. a. m. Sie zeichnen sich fast durchgängig, bei aller sonstigen Verschiedenheit, durch ein eminentes technisches Können überhaupt, sowie namentlich durch feine und klangvolle Coloristik aus. Was jedoch die tiefere Empfindung hinsichtlich des ideellen Inhalts der Motive, namentlich im Genre und der Landschaft betrifft, so steht dieselbe vielfach mit dem außerordentlichen Geschick des Machwerkes und der rein malerischen Wirkung in keinem entsprechenden Verhältniß. Unter den Ungarn, denen eine besondere Localität eingeräumt ist, nennen wir als tüchtige und originelle Arbeiten die Bilder von Benczur, Munkacsy, von Zichy, Than, Lotz, Temple und Valentiny.

Was die französische Abtheilung betrifft, so macht sie den Eindruck, als ob die trüben Erfahrungen, welche Frankreich in Bezug auf sein militärisches Prestige gemacht, nicht ohne reinigende Rückwirkung auch auf die künstlerischen Bestrebungen geblieben sind. Im Vergleich mit der vielfach frivolen Tendenz der französischen Kunst vor 1870, welche hauptsächlich auf glänzenden Effect und auf eine Originalität ausging, deren Reiz mehr in der Absonderlichkeit oder affectirten Simplicität der gewählten Motive als in wirklicher Inhaltstiefe der Darstellungen wurzelte, zeigen die gegenwärtig ausgestellten Werke einen Ernst des Strebens und, bei aller Vielseitigkeit und Routinirtheit des Machwerks, eine Solidität der Durchbildung, welche Respect einflößen muß. Es geht durch dieselben sogar ein Zug von Größe und Stilstrenge, der allerdings wesentlich dem Interesse zu danken ist, welche die französischen Regierungen von jeher der großen, d. h. monumentalen Kunst gewidmet haben. Aber auch die Kunst kleinern Stils, die Genremalerei, die Landschaft, das Thierbild, zeigt unverkennbar eine gleiche Solidität, die sich namentlich darin ausspricht, daß die Beherrschung der technischen Mittel, in welcher die Franzosen von jeher unsere Lehrmeister gewesen sind, nicht mehr, wie früher vielfach, als selbständige, von dem Inhalt unabhängige Virtuosität sich geltend macht, sondern daß sie sich dem Inhalt, auf den es denn doch schließlich wesentlich ankommt, in bescheidener Weise unterordnet, indem sie ihm als Medium des künstlerischen Ausdrucks zu dienen bestrebt ist. Was die Vertheilung der Gattungen der Malerei betrifft, so hat die französische Commission, in richtiger Würdigung der Aufgabe einer internationalen Ausstellung, bei der Auswahl der Gemälde den Hauptaccent auf die höhern Gattungen gelegt, wie denn beispielsweise die Landschaft in sehr geringer Zahl, das Stilleben gar nur durch ein einziges Werk, das aber in diesem Gebiet eine Perle ist — es rührt von Desgoffes her — vertreten ist. In Einzelheiten einzugehen, verbietet uns der uns zugemessene Raum; so begnügen wir uns damit, einige der hervorragendsten Namen anzuführen: in erster Linie Bougereau und Bonnat, an welche sich Flameng, Roll, Dupray, Henner, Duran, Baudry, Bastien-Lepage, Bertrand u. a. anschließen.

An Frankreich reiht sich naturgemäß Belgien an; doch ist, wie sogleich bemerkt werden muß, die Verwandtschaft der belgischen mit der französischen Malerei keineswegs so groß, daß man der erstern nicht — wir erinnern nur an Gallait und Leys — eine entschiedene Selbständigkeit, sowol was die Auffassung als was die technische Behandlung der Motive betrifft, zuerkennen müßte. Das Hauptstück der belgischen Abtheilung ist das große Historiengemälde L. Gallait's: Bittgang zu Tournay im Jahre 1092, wo damals nämlich in fürchterlichem Grade die Pest herrschte. Dem Vernehmen nach hat der Meister eine lange Reihe von

Jahren daran gearbeitet, sodaß es als die reifste Frucht seines Kunstschaffens zu betrachten ist; in der That zeigt es auch die großen Eigenschaften wie die ästhetischen Verirrungen der Belgischen Schule in intensivster Weise. Schon die Wahl des Motivs: Schilderung einer der gräßlichsten Episoden während der Herrschaft des „Schwarzen Todes", in abschreckendster, ja ekelhafter Natürlichkeit dargestellt (ganz im Vordergrunde z. B. eine Gruppe abgemagerter räudiger Köter, die an einigen Pestleichen sich delectiren!), ist schon charakteristisch genug für diese Geschmacksrichtung, deren bedenkliche Wirkung durch die scheinbar religiöse Tendenz des Bildes (eine Procession als „Bittgang", die durch eine mit zahlreichen Figuren in allen Altersklassen angefüllte Gasse daherzieht) schon deshalb nicht gemildert wird, weil die Procession selbst fast ganz in Weihrauchwolken verhüllt ist, sodaß nur das hochgetragene Bild der Jungfrau Maria darüber hinausreicht, während die entsetzlichen Wirkungen der Krankheit selbst mit einer crassen Deutlichkeit und mannichfaltigster Detaillirung dem Beschauer vor Augen gelegt werden. Dies nun ist die eine, unserer Ansicht nach entschieden zu verwerfende, weil auf einer Verkennung der künstlerischen Wirkung beruhende Seite des Gemäldes; die andere freilich zwingt uns in fast ebenso hohem Grade Bewunderung vor der Kraft der Darstellung und vor der technischen Meisterschaft des Künstlers ab, wie jene unsern Abscheu erregt. In der That, wenn auch die Composition, namentlich der die Procession umdrängenden Figuren, ziemlich unklar in der Gruppirung ist, sodaß das Auge im Grunde nur von Einzelheiten angezogen wird, so liegt doch in der Art und Weise, wie sie alle, Alt und Jung, Männer und Frauen, ihre Hände angsterfüllt und verzweiflungsvoll zu dem Bilde der Gnadenmutter emporstrecken, um Rettung zu erflehen aus dem Elend, ein Zug tiefer religiöser Inbrunst und wahrhafter Empfindung, der allerdings noch wohlthuender wirken würde, wenn nicht dies Elend selbst dem Beschauer in so widerwärtiger Naturwirklichkeit und raffinirtester Mannichfaltigkeit vors Auge gelegt worden wäre. Diesem großartigen, und, gleichviel durch welche Mittel, die Seele mächtig erschütternden Werke gegenüber, das für sich allein eine Ausstellung bildet, fallen nun freilich die andern belgischen Gemälde sehr ab. Vermuthlich des Contrastes wegen hat man in seine unmittelbare Nachbarschaft das von naiver Heiterkeit überquellende historische Genrebild von Verhaas: Aufzug der Schulmädchen zur Silbernen Hochzeit des belgischen Königspaares im Jahre 1878, gebracht. Wieder als Gegensatz zu diesem dient als Pendant der Herzog Alba, welcher mit dem Ausdruck düstern Trotzes in einem Krankenstuhl sitzend vor sich hinstiert; es ist von Karl Doms gemalt und coloristisch sehr wirksam. Andere historische Genregemälde sind die ziemlich nüchternen Bilder von Hennebicq: Antoinette Roswael, den Reformirten die Bibel commentirend, Die gerichtliche Aussöhnung von van der Duderaa, Die Teufelaustreibung bei Johanna der Tollen von W. Geetz, sowie Carpentier's Episode aus dem Aufstande in der Vendée. Auch an sogenannten allegorischen Gemälden ist kein Mangel; eins darunter scheint es sich zur Aufgabe gestellt zu haben, den Wider- und Unsinn dieser gänzlich unmalerischen Richtung in einem recht frappanten Beispiel darzulegen. Man braucht nur im Katalog den Titel zu lesen, um dies zu erkennen: „Das Glück ist ein junges Mädchen, das euch im Vorübergehen anlächelt, das Unglück aber ein altes Weib." Natürlich ist im Bilde selbst von Allegorie nicht die Rede, sondern diese liegt eben im Titel. Läßt man diesen beiseite, so erscheint die Darstellung nicht nur unverständlich, sondern auch herzlich langweilig. Ansprechender erscheinen die dem eigentlichen Genre angehörigen Gemälde, obschon im allgemeinen, wahrscheinlich infolge des Einflusses, den die benachbarte Holländische Schule auf die Belgische ausübt, der Hauptaccent darin weniger auf den oft sehr geringen Gehalt des Motivs als auf die saubere Behandlung desselben gelegt erscheint. Namentlich zeigt sich dies in den Werken von Willems, Verwee, Stevens, Col, Cluysenaar u. a.,

während in denen von Stobbaerts, Dykmans, van der Moer, Brakeleer u. s. w. in der pikanten oder humoristischen Auffassung des Vorwurfs sich mehr ein französischer Einfluß zeigt. Wenn wir noch auf einige meisterhafte Porträts, z. B. von Gallait (Bildniß des Ministers Frère-Orban), Portaels und Lievin, sowie auf die Landschaften von Lamorinière, Hamesse, Verwee, Shampheleer, Bouvier, Artan u. a. hinweisen, so wäre das Beste und Interessanteste aus dem Gebiet der belgischen Malerei erwähnt.

Von den Holländern, die mit etwa 40 Bildern vertreten sind, ist auf der wiener Ausstellung nicht viel Rühmens zu machen. Aus der Historie, dem Porträtfache, mit Ausnahme eines einzigen, wenig bedeutenden Bildnisses von Therese Schwartze, und der Thiermalerei ist nichts vorhanden; die Landschaft beschränkt sich fast ganz auf Strandbilder, welche die Holländer von jeher mit feiner Beobachtung der realistischen Naturdetails behandelt haben; zu nennen sind in dieser Hinsicht die Gemälde von Eversen, Backhuysen, van der Meer u. a. Mehrere gute Architekturen (von Corn. Springer und Greive) sowie einige treffliche Stillleben (von Henriette Rönner, Hanrath, Marie Vos u. a. m.) sind ebenfalls zu erwähnen.

Von besonderm Interesse, wenigstens für uns Deutsche, ist die Abtheilung für spanische und in zweiter Linie auch für italienische Malerei, da von der erstern bisjetzt so gut wie nichts, von der zweiten wenigstens nichts Bedeutendes auf deutschen Ausstellungen zu sehen war. Hier, in Wien, erhalten wir daher zum ersten mal eine deutliche Vorstellung von den Leistungen der modernen spanischen Schulen, und man muß gestehen, daß sie sowol hinsichtlich des Gehaltes wie der technischen Behandlungsweise Achtung vor ihrem Streben und Können einflößen müssen. Zwar war auch auf der wiener Weltausstellung von 1873 die spanische Malerei in einigen Werken, z. B. von Mercéda, Dominguez u. a., vertreten; allein ihre Bedeutung fiel nicht sehr ins Gewicht; wenigstens waren sie nicht geeignet, den specifisch nationalen Charakter der Schule zu kennzeichnen. Dieser offenbarte sich schon in höherm Grade in den auf der pariser Ausstellung von 1878 ausgestellten spanischen Gemälden, namentlich in denen des Directors der spanischen Akademie zu Rom, Pradilla, dessen großes Historiengemälde Donna Juana da Loca schon damals großes und verdientes Aufsehen erregte und auch gegenwärtig in Wien erregt. Sucht man den Eindruck, welchen die spanische Malerei in ihrem specifischen nationalen Gepräge im Vergleich zu dem der andern tonangebenden Nationen, namentlich Deutschlands und Frankreichs, macht, in eine einfache Formel zu fassen, so wäre zu sagen, daß sie sowol hinsichtlich der Wahl der Motive wie der Behandlungsweise derselben, besonders im Bereich der Figurenmalerei, etwas entschieden Düsteres besitzt, eine melancholische Ernsthaftigkeit, die theils, wo es sich um Vorwürfe leichter Art handelt, zuweilen pedantisch erscheint, theils, wo es sich um einen dramatisch bedeutsamern Inhalt handelt, in einer Neigung zu Greuelscenen und blutigen Conflicten sich ausspricht. Das erwähnte Werk Pradilla's: Schilderung der wahnsinnigen Johanna am Sarge ihres verstorbenen Gatten, ist, obschon nahe an die Grenze des ästhetisch Zulässigen streifend, noch am maßvollsten gehalten; aber Casado's Glocke von Huesca, ein Schauerdrama von geradezu henkerartigem Charaker, Vera's Einnahme von Numantia durch Scipio, bei welcher sich die durch Hunger zur Verzweiflung getriebenen Bewohner, Weiber und Männer, gegenseitig ermorden, um dem Sieger nicht in die Hände zu fallen, und ähnliche Stücke verletzen denn doch trotz ihrer meisterhaften Composition durch crassen Naturalismus allzu sehr die Empfindung, als daß sie eine ästhetische Befriedigung gewähren könnten. Abgesehen aber von dieser Liebhaberei für das Schreckliche muß anerkannt werden, daß die Spanier eine gewaltige Kraft und Geschicklichkeit in der drastischen Schilderung des seelischen Ausdrucks und eine nicht minder große Energie in der Farbengebung bekunden. Ueberhaupt

ist rühmend hervorzuheben, daß sie nicht einseitig gewisse Gattungen, wie z. B. die Holländer die Stilllebenmalerei — denn auch das holländische Genre ist im Grunde nichts als Stilllebenmalerei — bearbeiten, sondern alle Richtungen, namentlich aber die ernstere große Kunst, mit Eifer und Hingebung zu cultiviren bestrebt sind. Allerdings hat der düstere Zug, der, wie bemerkt, sowol inhaltlich wie coloristisch durch ihre Historienmalerei durchgeht, auch das Genre und die Landschaft nicht ganz unberührt gelassen. Das Genre, welches zum großen Theil Scenen aus dem spanischen Volksleben behandelt, ist in Wien sehr reich vertreten; zu den besten Arbeiten gehören die Bilder von Melida, Bejarano und Moreno. Unter den Landschaften, deren Motive zuweilen etwas nüchtern erscheinen, sind hervorzuheben die Arbeiten von Morera, Lhardy und Beruete, unter den Architekturen die von Gonzalvo, Corral und Enebra. Das Porträt, das Thierstück und das Stilleben sind nur schwach, sowol an Zahl wie an Bedeutung, vertreten.

Von der italienischen Malerei gewährt die Ausstellung keine ganz richtige Anschauung, da viele der bekanntern italienischen Maler nicht vertreten sind. Indeß dürfen wir doch, unter Berücksichtigung früher in Berlin und Paris gemachter Beobachtungen, behaupten, daß die italienische Malerei sowol was den innern Gehalt der Werke als was ihre technische Behandlung betrifft, weit hinter der spanischen zurücksteht. In ersterer Hinsicht offenbart sich in ihr etwas Barockes und Spielerisches, das den Motiven, wenigstens für deutsche Empfindung, einen unwahren und gesuchten Charakter verleiht; namentlich gilt dies von der durch den Einfluß Fortuny's beherrschten Richtung, welche durch eine geradezu widerwärtige Geziertheit abstößt, die als Grazie gelten möchte, aber selbst in der coloristischen Behandlung sich als Koketterie mit schreienden Farbencontrasten widerspiegelt. Fast nicht minder kalt lassen die mit dieser Richtung contrastirenden akademisch-zopfigen Compositionen von Simoni, Altamura u. a., sodaß deren Nichtvorhandensein auf der Ausstellung als kein besonderer Verlust zu beklagen ist. Dagegen entbehrt man ungern Arbeiten Passini's, eines der größten und inhaltreichsten Aquarellisten nicht nur Italiens, sondern der Neuzeit überhaupt, nicht minder die von Massarani, Rotta, Pagliano, de Nigris u. a. m. Was daher auf der Ausstellung vorhanden ist, darf nicht als maßgebend für die Beurtheilung der italienischen Malerei betrachtet werden; am besten sind noch die Neapolitaner vertreten. Von eigentlichen Historienbildern ist ebenso wenig wie von namhaften Bildnissen etwas zu finden; im historischen Genre sind zu nennen Magistretti und Michis; im eigentlichen Genre, das sich hier wie auch bei den Spaniern hauptsächlich auf Schilderung von Volksscenen beschränkt, haben Mancini, Favretto, Battaglia, in der Landschaft, welche wesentlich naturalistischen Charakters ist, Campriani, Avanzi und Cortese einige hübsche Sachen ausgestellt.

Noch kürzer können wir uns hinsichtlich der skandinavischen Abtheilung fassen. Als das Hauptwerk ist wol das umfang- und figurenreiche Historiengemälde des Schweden Helmquist: Wisbys Brandschatzung durch den Dänenkönig Waldemar, worin sich ein ernstes Streben und ein tüchtiges Können ausspricht, zu betrachten. Norwegen ist durch ein sehr ansprechendes Genrestück von Stoltenberg-Lerche und einige treffliche Winterlandschaften von Normann und Morten-Müller, der eigentlich, wie viele seiner Landsleute, zur Düsseldorfer Schule gehört, vertreten.

Hiermit schließen wir unsere Uebersicht über die Internationale Ausstellung in Wien, da die plastischen Werke, mit wenigen nicht gerade erheblichen Ausnahmen, meist ältern Datums sind und zum großen Theil in dieser Zeitschrift bereits bei frühern Gelegenheiten erwähnt wurden.

Während die wiener Internationale Ausstellung die gesammte Culturwelt umfaßt, aber sich auf einen verhältnißmäßig kleinen Zeitraum der modernen Kunst

beschränkt, repräsentirt die fast zur selben Zeit in Nürnberg eröffnete Bairische Landes-Industrie- und Kunstausstellung nur einen verhältnißmäßig kleinen Theil Deutschlands, greift aber dafür in der Zeit, von der Gegenwart abwärts, so weit wie möglich zurück. Der Schwerpunkt derselben liegt jedoch nicht sowol in der Zusammenstellung von Werken der eigentlichen Kunst, d. h. der Malerei und Plastik, als in der Darstellung der kunstindustriellen Leistungen Baierns, wofür allerdings das in diesem Gebiet von jeher in erster Reihe stehende Nürnberg der richtige Ort war. Von hohem Interesse ist übrigens das Ausstellungslocal selbst, das aus einem mannigfaltigen Complex von Bauwerken besteht, die, voneinander getrennt, sich in dem herrlichen Park des sogenannten Maxfeldes gruppiren. Diese Schöpfung des Professors Adolf Gnauth, des Directors der nürnberger Kunstschule, ist in ornamentaler wie in architektonischer Hinsicht das Gelungenste, was die ephemere Ausstellungsarchitektonik bisjetzt zu Stande gebracht. Leider sind wir nicht in der Lage, auf eine nähere Beschreibung dieser wahrhaft genialen Schöpfung einzugehen, ebenso wenig wie auf die zum großen Theil höchst interessanten Producte der ältern bairischen Kunstindustrie, sondern müssen uns auf die Erwähnung der verhältnißmäßig nur kleinen Zahl von Werken der bildenden Kunst im engern Sinne des Wortes, denen ein besonderer Saal eingeräumt ist, um so mehr beschränken, als selbst die Hauptmeister, von A. Dürer abwärts, in keineswegs bedeutender Weise vertreten sind. Aus älterer Zeit sind überhaupt nur ein paar an die Rembrandt'sche Schule erinnernde Porträts von Edlinger, sowie ein allegorisch-antikisirendes Bild in der Manier von Mengs, Die Erziehung des Bacchus von Robert von Langer, zu erwähnen. Aus der Jugendzeit von P. von Cornelius finden sich eine Heilige Familie, die fast caricaturartigen Zeichnungen zum „Faust" und die etwas spätere Darstellung der Klugen und Thörichten Jungfrauen. Interessanter als diese Arbeiten sind die Thäter'schen Stiche nach den Cartons der Camposanto-Compositionen, weil sich in diesen die volle Energie des schaffenden Genius des Meisters offenbart. Es ist übrigens merkwürdig, wie wenig nachhaltig der Einfluß von Cornelius auf die Entwickelung der Münchener Schule gewesen ist; denn die ihm noch verwandtesten Geister, wie W. von Kaulbach und M. von Schwindt, gehen in ihren Richtungen weit ab, und die übrigen bedeutenden Talente zeigen ohnehin keine Spur mehr von seiner Anschauungsweise. Von Kaulbach sind, außer dem uns nicht sehr anmuthenden Nero, die Farbenskizzen zur Hunnenschlacht und zur Blüte Griechenlands ausgestellt. Außerdem sind aus jener Zeit noch zu erwähnen ein Porträt Thorwaldsen's von Heinrich Heß, eine Reihe anmuthiger Aquarellen von dem jüngst verstorbenen Neureuther, sowie einige der realistischen Richtung angehörige Genrebilder von Enhuber, Kirner, Peter Heß und Bürkel. Die gleichzeitige Landschaftsmalerei ist in hervorragender Weise durch Rottmann's Taormina vertreten, welchem sich die Arbeiten von Chr. Morgenstern, Fries, Bamberger und Löffler anschließen. Einen wesentlich andern Charakter offenbaren die unter französischem Einfluß gebildeten Maler Feuerbach und Victor Müller, welche gleichsam eine Uebergangsperiode zur neuern münchener Malerei repräsentiren. Von dem erstern ist seine bekannte Iphigenie, von dem letztern Hamlet auf dem Kirchhofe und der Abschied Romeo's von Julien ausgestellt. Aus der neuern Zeit sind zunächst einige Arbeiten von Schleich und Ramberg zu erwähnen, sodann eine Magdalena und ein Christus von Gabriel Max, eine Versuchung Christi von Thiersch, ein fast michelangelesk aufgefaßtes Porträt Bismarck's von Lenbach, sowie mehrere andere Porträts von F. A. Kaulbach, Raupp, E. Zimmermann, Defregger u. a. m. Nennen wir noch Lindenschmit, Gebhardt, Herterich und Arnold, so dürfte aus dem Gebiet der historischen und Genremalerei kaum ein Name von Bedeutung übergangen sein. Die der neuesten Zeit entstammenden Werke der Architektur- und Landschaftsmalerei sowie der Thiermalerei und des Stilllebens glauben wir über-

gehen zu dürfen, weil sie entweder in der That wenig Hervorragendes aufweisen, oder weil die wirklich bedeutenden Arbeiten darunter bereits von andern Ausstellungen her bekannt sind.

Die am 24. Febr. 1882 eröffnete Kunstvereinsausstellung in Hannover erwähnen wir nur beiläufig, um daran die Mittheilung zu knüpfen, daß diese Eröffnung mit einem festlichen Act verbunden war, durch welchen das funfzigjährige Jubiläum des Vereins gleichzeitig mit dem der 50. Ausstellung gefeiert wurde. Interessant ist die vom Präsidenten des Vereins in seiner Rede mitgetheilte Thatsache, daß der Verein während seines Bestehens 1,650000 Mark eingenommen und im Interesse der Kunst oder doch der Künstler verausgabt hat.

Auch die am 1. April auf der Museumsinsel zu Berlin eröffnete Heraldische Ausstellung dürfen wir nicht ganz übergehen, da sie weit über die Grenzen der bloßen Wappenkunde hinaus wesentlich auch einen historischen kunstindustriellen, ja künstlerischen Charakter besaß. Dem Katalog nach umfaßte die Ausstellung etwa 4000 Nummern, von denen aber viele mehrere Objecte einschlossen. Außergewöhnlich zahlreich und auch den Gegenständen nach bedeutend war die Betheiligung der deutschen Fürsten, von denen einige zwanzig — darunter der Kronprinz des Deutschen Reiches und Prinz Karl, dessen Sammlung an historischen Kunstalterthümern bekanntlich einen Weltruf besitzt — die besten und kostbarsten Stücke ihrer Sammlungen eingesandt hatten. Auf die in das Kunstgebiet einschlagenden Gegenstände selbst können wir an dieser Stelle nicht näher eingehen, doch wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß namentlich aus dem Gebiete der alten Goldschmiedekunst, deren Producte im ersten Saal aufgestellt waren, ganz vorzügliche Arbeiten vorhanden waren, die bis in die Zeiten der Gothik zurückreichten.

An die Uebersicht über die Ausstellungen schließt sich naturgemäß die über die Aufstellung von öffentlichen Denkmälern der Plastik an. Da wir nicht in der Lage sind, denselben eine nähere Beschreibung, beziehungsweise kritische Würdigung zutheil werden zu lassen, welche eine gewisse Rangordnung hinsichtlich ihrer Bedeutung verlangt hätte, so citiren wir die nennenswerthesten darunter in chronologischer Folge: Eine überlebensgroße Bronzestatue des Prinzen Adalbert von Preußen, gewidmet von den Offizieren der deutschen Marine, soll in Wilhelmshaven errichtet werden. Der aus der hierfür ausgeschriebenen Concurrenz als Sieger hervorgegangene Bildhauer Schüler hat bereits das Modell dazu vollendet. Eine andere Bronzestatue ist die des Feldmarschalls von Moltke, welche von dem Meister des berliner Goethe-Denkmals, F. Schaper, modellirt und bereits im October 1881 zu Köln enthüllt wurde. Von Professor Donndorf in Stuttgart wurde das Modell zu dem für Jena bestimmten Burschenschaftsdenkmal in weißem Marmor vollendet, welches einen deutschen Studenten mit Baret darstellt, der eine deutsche Fahne emporhält, während er mit der Linken ein Schwert an die Brust drückt. Von demselben Künstler wird für Eisenach ein Standbild Johann Sebastian Bach's und für Karlsbad eine Kolossalbüste Goethe's ausgeführt. Das von den Verehrern des bekannten Professors Graefe an dem Gartengitter der Charité zu Berlin zu errichtende Denkmal, dessen Enthüllung am 22. Juli 1882 stattfindet, rührt von Siemering her und besteht aus einer Bronzestatue in einer mit Reliefs gezierten Mauernische, welche die segensreiche Thätigkeit des berühmten Augenarztes zu veranschaulichen bezwecken. Derselbe Künstler ist gegenwärtig mit der Modellirung des für Leipzig bestimmten umfangreichen Siegesdenkmals beschäftigt. Dasselbe besteht wesentlich in einer Kolossalstatue der Germania auf hohem Postament, welches durch die Standbilder des Kaisers Wilhelm in einer Nische der Vorderseite und die Reiterstatuen des Königs von Sachsen, des Kronprinzen des Deutschen Reiches, sowie Bismarck's und Moltke's an den vier Ecken geschmückt ist. Die Germania wird aus Kupfer getrieben, während der Körper des Piedestals aus Granit, die

Figuren aus Bronze bestehen sollen. Das Ganze wird reichlich 12 Meter hoch werden. Das für die Freitreppe der berliner Nationalgalerie bestimmte Reiterstandbild des Königs Friedrich Wilhelm IV., modellirt von Calandrelli, ist nunmehr im Guß vollendet und sieht seiner Aufstellung entgegen. Der durch seine Büste Mörike's rühmlich bekannt gewordene Bildhauer Wilhelm Rösch, ein Schüler Domdorf's, hat eine für den Hasenberg bei Stuttgart bestimmte Kolossalbüste des Dichters Hauff vollendet, die von Pelargus in Stuttgart in Bronze gegossen wurde. Die für das Treppenhaus der neuen Gemäldegalerie in Kassel projectirten acht Idealfiguren, welche die hauptsächlichsten Kunstländer versinnbildlichen sollen, nämlich Griechenland, Altitalien, Frankreich, England, Holland, Spanien, Italien und Deutschland, sind aus dem Atelier Echtermayer's in Dresden hervorgegangen. Bekanntlich sind die vier erstgenannten bereits vor längerer Zeit aufgestellt, die vier letzten kürzlich ebenfalls vollendet. Für das Museum zu Gotha ist eine Statue des Herzogs Ernst im Costüm der Ritter des Hosenbandordens projectirt, deren Ausführung ein aus der Hänel'schen Schule hervorgegangener dresdener Bildhauer, Namens Chr. Behrens, übernommen hat.

Auch die nächste Zukunft verspricht, wenn man nach der Zahl und Bedeutung der Preisausschreiben für projectirte Kunstwerke urtheilen darf, sehr reich an größern monumentalen Werken, sowol aus dem Gebiet der Malerei und der Plastik wie auch der Architektur, zu werden. Unter den umfangreichern und wichtigern sind folgende zu erwähnen. Nachdem die Skizzen, welche A. von Werner im Auftrage des berliner Magistrats für die malerische Ausschmückung der drei großen Wandflächen des Treppenhauses im berliner Rathhause von dem Begutachtungsausschuß nicht acceptirt worden sind, hat man für diesen Zweck eine allgemeine Concurrenz an die deutschen Künstler eröffnet, deren Kosten auf 40000 Mark festgestellt sind, mit der Bestimmung, daß die drei Bilder in ihrem einheitlichen Zusammenhange die Gründung des neuen Deutschen Reiches verherrlichen sollen. Für den Lindenhof in Zürich ist die Errichtung eines Zwingli-Denkmals in Aussicht genommen, wofür ebenfalls eine allgemeine Concurrenz eröffnet wurde; die Kosten des Denkmals dürfen 80000 Frs. nicht übersteigen. Für das Nationaldenkmal für Victor Emanuel, das in Rom errichtet werden soll, waren fast 300 Entwürfe eingegangen, unter denen der des französischen Bildhauers Renot den ersten Preis (50000 Frs.) erhielt, während der zweite und dritte Preis (30000 und 20000 Frs.) auf die italienischen Bildhauer Ferrari und Galetti fielen. Zur Ausführung wird indeß keiner dieser Pläne kommen, sodaß wahrscheinlich eine neue, vielleicht engere, Concurrenz ausgeschrieben werden wird. In der Concurrenz für die sieben Fürstenstatuen der Ruhmeshalle des berliner Zeughauses hatte bekanntlich der Bildhauer Brunow den Auftrag für die Ausführung der Statue Friedrich Wilhelm's II. erhalten, und ist dieselbe bereits im Modell vollendet. Was die malerische Ausschmückung dieses prachtvollen Raumes betrifft, so ist zu bemerken, daß von den vier Hauptwandbildern Professor Bleibtreu das seinige: Aufruf an mein Volk, schon länger vollendet hat; auch Professor Camphausen's König Friedrich's I. Krönung in Königsberg ist kürzlich fertig geworden, während A. von Werner mit der Kaiserproclamation in Versailles noch im Rückstande ist und Professor Steffeck, der mit der Ausführung der Huldigung der schlesischen Stände vor Friedrich dem Großen beauftragt war, diesen Auftrag wegen seiner künstlerischen Thätigkeit in der Aula der königsberger Universität abgelehnt hat. Er führt hier nämlich drei Wandbilder aus: Einzug des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen in die Marienburg, König Friedrich Wilhelm III. mit Stein und York und die Königin Luise mit ihren Kindern. Für den Bau des Deutschen Reichstagsgebäudes auf dem Königsplatz in Berlin — es sind seit der ersten Concurrenz inzwischen fast 10 Jahre vergangen — war das Ausschreiben einer neuen Concurrenz erforderlich, weil die Grundfläche für das zu errichtende Gebäude etwas verändert

worden ist. Damals erhielten von den fünf Preisen Professor Bohnstedt aus Gotha den ersten, die Architekten Kayser und Großheim den zweiten Preis. Diesmal waren zehn Preise ausgesetzt im Gesammtbetrage von 75000 Mark, und zwar zwei erste zu je 15000 Mark, welche, nach der Ende Juni erfolgten Entscheidung der Jury, den Entwürfen der Architekten Paul Wallot in Frankfurt a. M. und Friedrich Thiersch in München zutheil wurden; sodann drei zweite Preise zu je 10000 Mark, welche die Architekten Cremer und Wolffenstein in Berlin, Kayser und Großheim in Berlin und Heinrich Seelig in Berlin erhielten; endlich fünf dritte Preise zu je 5000 Mark, die auf die Entwürfe der Architekten Busse und Schwechter in Berlin, Ende und Boeckmann in Berlin, Giese und Weidner in Dresden, Schupmann in Berlin und H. Stier in Hannover fielen. Ob übrigens einer von den beiden mit dem ersten Preise gekrönten Entwürfen, sei es mit oder ohne Veränderung, zur Ausführung gelangen werde, wird wol erst nach Schluß der Ausstellung der Entwürfe, die den Juli hindurch in dem provisorischen Kunstausstellungsgebäude stattfindet, um der Kritik Gelegenheit zu geben, sich darüber auszusprechen, zur Entscheidung gelangen. In Leipzig beabsichtigt man auf dem Platze vor dem Städtischen Museum einen monumentalen Brunnen zu errichten, dessen Kosten durch ein Vermächtniß auf 150000 Mark beziffert sind; die Stadtverwaltung hat dafür eine Concurrenz für die deutschen Bildhauer eröffnet und zwei Preise zu je 2000 und 1500 Mark ausgesetzt. Wenn auch von den eingereichten Entwürfen zwei prämiirt worden sind, so hat doch die Prüfungscommission keinen von allen in jetziger Gestalt als geeignet für die Ausführung erklärt und einen neuen Termin für neue Einsendungen oder Umarbeitungen der eingereichten Entwürfe festgesetzt. Zur Erinnerung an die Belagerung Wiens durch die Türken (1683) hat das österreichische Cultusministerium die Gründung eines Denkmals beschlossen, welches an der Westseite der Halle im Sanct-Stephansdom errichtet werden soll, und dafür eine auf österreichische Künstler beschränkte Concurrenz eröffnet. Es soll im Stil des 17. Jahrhunderts gehalten sein und die Statuen der zehn hauptsächlichsten Vertheidiger Wiens enthalten. Da die Gesammtkosten auf 50000 Fl. festgestellt sind, so kann es sich nur um eine decorative Behandlung des Werkes handeln, wofür auch das vorgeschriebene Material, Kalkstein, zu sprechen scheint. Endlich erwähnen wir noch der Concurrenz für die Ausführung eines monumentalen Brunnens in Lindau, welche die bairische Regierung ausgeschrieben hatte und deren Erfolg nicht gerade sehr günstig gewesen. Zwar haben sich 17 Künstler an derselben betheiligt; allein der überwiegend große Theil der Modelle ist ziemlich schwach, und nur ein einziges, das des Professors Roth, darf Anspruch auf originale Erfindung machen. Eine Entscheidung ist unsers Wissens noch nicht erfolgt.

Nach der obigen Rundschau über die Thätigkeit im Bereich der bildenden Künste erübrigt uns noch derjenigen zu gedenken, welche dieser Thätigkeit in letzter Zeit durch den Tod entzogen wurden; es ist deren keine unbedeutende Anzahl gewesen seit unserm letzten Nekrolog. Am 11. Oct. 1881 starb der durch seine geschmackvollen Privatbauten, z. B. der reizenden Villen der Victoriastraße in Berlin, auch außerhalb der Künstlerkreise rühmlichst bekannte Geh. Regierungs- und Oberbaurath Eduard Hitzig, seit 1875 Präsident der königlichen Akademie der Künste, im 71. Lebensjahre. Er war einer der genialsten Schüler Schinkel's. Zu seinen interessantesten Monumentalbauten gehören die neue Börse in Berlin sowie der Umbau der Reichsbank. Zu München starb am 3. Nov. 1881 der Professor an der dortigen Kunstakademie, Bildhauer Joseph Knabl, geboren 1819 im Oberinnthal, dessen Werke vorzugsweise der religiösen Plastik angehören. Bald darauf folgte ihm ein anderer münchener Bildhauer nach, Professor Michael Wagmüller, der im Gegensatz zu seinem Collegen hauptsächlich im kleinen Genre arbeitete, wie

sein Mädchen mit der Eidechse, Mädchen mit einem Kinde spielend, und ähnliche Werke von ihm bethätigen. In demselben Monat starben noch der bekannte Genremaler Gustav Süs in Düsseldorf und der Architekturmaler Martin Geisler in Hamburg, ersterer im 58., letzterer im 71. Lebensjahre. Die bekannte Genremalerin Elisabeth Jerichau-Baumann starb im Sommer 1881 zu Kopenhagen. Sie stammte aus Warschau, wo sie 1819 geboren wurde. Ihren Gatten Jerichau, einen talentvollen dänischen Bildhauer, lernte sie 1846 zu Rom kennen, wo sie sich mit ihm verband. Dessen Porträt von ihr, der kopenhagener Gemäldegalerie angehörig, gehört zu ihren bedeutendsten Werken. Auch im Jahre 1882 hat der Tod die Reihen der Künstler, namentlich aus der ältern romantischen Periode, bedeutend gelichtet. Zu den ältesten derselben gehört Ed. Steinbrück, geboren 1803, der noch der Altdüsseldorfer Schule angehörte und sich besonders dem Märchenbilde und dem naiven Genre widmete. Zu seinen besten Arbeiten gehören Rothkäppchen mit dem Wolf, Elfenreigen und ähnliche Werke, die zum Theil der berliner Nationalgalerie einverleibt sind. Er starb am 3. Febr. 1882. Aus demselben Monat sind die Todesfälle des Directors der königlichen Kupferstichsammlung zu Dresden, Ludwig Gruner, im 81. Jahre seines Lebens, und Moritz Oppenheim's, bekannt durch seine charakteristischen Darstellungen aus dem jüdischen Familienleben, zu verzeichnen. Gruner, ursprünglich Kupferstecher — als solcher hatte er sich vorzüglich nach Rafael gebildet — widmete sich später, auf englische Anregungen, der decorativen Kunst und gab bedeutende Werke aus diesem Gebiet heraus, so das prächtige Werk „Fresco decorations and Stuccos in Italy" (London 1844), „Specimens of ornamental Art" und ähnliche Werke. Seit 1856 stand er dem dresdener Kupferstichcabinet als Director vor. Zu den empfindlichsten Verlusten gehört das im März stattgefundene Ableben Eugen Neurenther's, Professors an der münchener Akademie, geboren 1806. Er war der Meister der freien Arabeske, eines Gebietes, das er mit unerschöpflicher Phantasie und außerordentlicher Feinheit des Geschmacks cultivirte. Zu seinen interessantesten Arbeiten dieser Art gehören seine Randzeichnungen zu einer Reihe von illustrirten Classikern und Volksliedersammlungen. Außer seinem Tode hat die Münchener Schule noch mehrere schmerzliche Verluste zu beklagen, namentlich den der Bildhauer Joseph Miller (geboren 1809) und Jakob Eckert (geboren 1847) sowie des Genre- und Historienmalers Ernst Fröhlich (geboren 1810), der durch seine Beiträge zu den „Fliegenden Blättern" sowie zu den bekannten „Münchener Bilderbogen" sich zahlreiche Freunde erworben hat. Einer der bedeutendsten berliner Bildhauer, Friedrich Drake, geboren zu Pyrmont 1805, starb am 6. April 1882 zu Berlin. Von seinen zahlreichen Werken sind als die bekanntesten zu erwähnen: die Marmorstatue des Königs Friedrich Wilhelm III. im Thiergarten zu Berlin, an welcher namentlich das Relief, welches um das runde Postament friesartig herumläuft, mit Recht als ein Meisterwerk ersten Ranges bewundert wird; ferner die Schloßbrückengruppe: Victoria, welche den Sieger bekränzt, die Statue Melanchthon's für Bretten in Baden, das Schinkel-Denkmal auf dem Platze an der berliner Bauakademie und besonders die kolossale Reiterstatue König Wilhelm's für die kölner Rheinbrücke. Sein letztes monumentales Werk, die große Bronzestatue der Victoria auf der berliner Siegessäule, zeigt indes bereits eine Abnahme an schöpferischer Kraft. Drake war Ritter und Vicekanzler der Friedensklasse des Ordens pour le mérite, die höchste Würde, welche ein deutscher Künstler erreichen kann. Endlich erwähnen wir noch das Ableben des wiener Landschaftsmalers Ludwig Halauska, welcher am 20. April 1882 im 55. Jahre seines Lebens starb.

Politische Revue.

18. Juli 1882.

Niemals hat die europäische Diplomatie mit so vielen und so verschiedenen Factoren zu rechnen gehabt wie in der ägyptischen Frage, welche gegenwärtig fast ausschließlich das europäische Interesse in Anspruch nimmt. Die Vorgänge vor Alexandria beweisen zur Genüge, daß John Bull nicht gesonnen ist, die Resultate einer Conferenz am Grünen Tische abzuwarten, sondern daß er seine Panzerschiffe und schweren Geschütze ins Feuer schickt, ehe noch die Feder seiner Diplomaten trocken geworden ist, mit welcher sie das Uneigennützigkeitsprotokoll unterzeichnet haben.

Der erste Factor, der in Frage kommt, ist das Verhältniß des Vicekönigthums Aegypten zur Pforte, ein Verhältniß, das seit Jahrzehnten gelockert ist, indem die Vicekönige sich mehr und mehr, und selbst im Kampfe mit der Türkei, von ihr unabhängig zu machen suchen. Immerhin besteht die Souveränetät der Türkei über Aegypten: ja diese Souveränetät hat in jüngster Zeit an Bedeutung gewonnen, seitdem ein hervorragender Sultan am Bosporus herrscht und wiederum die Fahne des Khalifats zu entrollen strebt, um welche sich alle Völker des Islam sammeln. Auch das Nilland wird dadurch enger an Konstantinopel geknüpft: denn nicht blos um ein staatsrechtliches Band handelt es sich, sondern um ein religiöses, um den Gehorsam gegen den Herrscher aller Gläubigen. Tewfik-Pascha scheint allerdings von diesen Gefühlen weniger durchdrungen gewesen zu sein; er hatte früher nicht einmal den Muth, den Sultan gegen die Europäer auszuspielen, die immer mehr die Verwaltung des Landes in ihre Hände nahmen; er ließ sich von der westmächtlichen Strömung tragen, vielleicht weil es ihm so am bequemsten war, vielleicht weil er in der That die aufdringlichen Agenten der Westmächte als nicht unwillkommene Pionniere der Cultur ansah. Bis zum letzten Augenblick ist sein Verhalten denselben gegenüber ein correctes gewesen. Diese konnten nun freilich nicht umhin, die Souveränetät des Sultans, die ja durch diplomatische Acte hinlänglich festgestellt ist, anzuerkennen, und suchten den Sultan zu einer Intervention zu bestimmen. Er sandte Derwisch-Pascha nach Aegypten als seinen Bevollmächtigten, und diesem gelang es auch, wie die Pforte mehrfach selbst erklärte, den Frieden im Lande wiederherzustellen. Freilich wollte den Engländern und Franzosen die Art und Weise dieser Friedensstiftung wenig zusagen: wurde doch ihr Hauptgegner, der eigentliche Unruhestifter und Rebell Arabi-Pascha, nicht nur durch die Verleihung eines hohen ottomanischen Ordens ausgezeichnet, sondern auch als Kriegsminister in das neue von Nagheb-Pascha gebildete ägyptische Ministerium aufgenommen. Dem weiter gehenden Andrängen der Mächte, auch der befreundeten, welche die Hoheitsrechte der Türkei ernstlich schützen wollten, durch eine militärische Intervention das rebellische Aegypten niederzuhalten, setzte der Sultan bisher hartnäckigen Widerstand entgegen, indem er sich stets darauf berief, daß nach Wiederherstellung der Ruhe keine Nothwendigkeit mehr vorliege, eine Truppenmacht nach Aegypten zu senden.

Und gegen wen sollte er einschreiten? Gegen die ägyptische Nationalpartei, die ja eine so tapfere Vorkämpferin des Islam ist, gegen Arabi-Pascha, den populärsten Helden den Nillande, der gegenüber den christlichen Eindringlingen so viel Energie und verwegenen Muth zeigt? Da hätte er als Khalif abdanken müssen; Arabi-Pascha ist ohne Frage ein Mann nach seinem Herzen. Hermann Vámbéry hat in unserer Zeitschrift die Gärung in allen Kreisen des Panislamismus und die Bedeutung, welche das Khalifat des Sultans immer mehr gewinnt, beredt und auf thatsächlichen Grundlagen auseinandergesetzt. Die Zumuthungen der Diplomatie verkennen aber diese ganze Grundlage: für Arabi-Pascha konnte der Sultan keine andere Strafe haben als den Medschidschéorden und den Ministerposten. Und

ist denn die Losung: Aegypten für die Aegypter, eine so widersinnige und unberechtigte, daß sie den Ingrimm Europas herausfordern muß? Leben wir nicht in einer Zeit, in welcher die Nationalitätenbewegung, inaugurirt durch die Politik des second empire, siegreich in Italien *mit* seinem Willen und in Deutschland *gegen* denselben, immer weitere Kreise ergreift, den europäischen Osten in gewaltige Zuckungen versetzt und auch die mohammedanische Welt aus ihrem Schlummer rüttelt? Sollen jene Völker sich und ihr Land von eingedrungenen Fremden ausbeuten lassen? Was kümmert die Aegypter die englische Wasserstraße durch den Suezkanal, was kümmert sie es, ob englische oder französische Bankhäuser sich mehr oder weniger bereichern? Eine andere Frage ist, ob dies Unabhängigkeitsgefühl sich gegenüber der überlegenen Cultur des Westens wird behaupten können. Auf ganz Nordafrika legt Europa seine schwere Hand: und ohne einen Vernichtungskrieg, der alle Kräfte des Islam entfesselt, ohne eine einheitliche Leitung der gesammten, aus allen ihren Wüsten hervorbrechenden Stämme wird er stets erliegen, wie in Tunis, so in Aegypten. Immerhin hat die ägyptische Nationalpartei wenigstens einen namhaften Führer.

Die Feindseligkeit dieser in letzter Zeit so regsamen Partei richtet sich keineswegs erfolglos gegen die Europäer; die von der Nationalversammlung proclamirten Grundsätze fanden ein Echo in allen Volksschichten. Die Unruhen und der Aufstand in Alexandria, die Flucht der Europäer geben dafür den schlagendsten Beweis. Jetzt rüsteten England und Frankreich; doch da an ein einträchtiges Zusammengehen dieser Staaten bei ihren keineswegs übereinstimmenden Tendenzen kaum zu denken war, so blieb eine europäische Conferenz das einzige Mittel, Maßregeln ins Werk zu setzen, welche den Zielen der beiden Staaten gerecht werden konnten, ohne daß einer von ihnen die directe Verantwortlichkeit zu übernehmen hatte. Die Conferenz trat in Konstantinopel zusammen; die Türkei weigerte sich, ihr beizutreten, sowie auch militärisch zu interveniren. Die Mächte unterzeichneten ein Uneigennützigkeitsprotokoll.

Wie dies seitens Englands aufgefaßt wurde, darüber sollte bald ein Act brutaler Vergewaltigung und empörenden Friedensbruches der Welt Aufschluß geben. Die englische Flotte unter Admiral Seymour eröffnete, obgleich alle Consuln sich einstimmig für die Sicherheit der Zustände verbürgten und erklärten, ein Bombardement werde der Stadt den schwersten Schaden zufügen, das Feuer auf die Forts, weil dieselben fortwährend armirt wurden und die Sicherheit der englischen Flotte bedrohten. Dies Bombardement wurde in den londoner Blättern selbst anfangs als eine nur polizeiliche Maßregel, als ein Act der Nothwehr hingestellt, und auch der alte Türkenhasser Gladstone erklärte im Parlament, Admiral Seymour habe nicht anders handeln können, als er gehandelt. Und ohne jede Kriegserklärung, nur auf eine kurze Anzeige hin begannen die thatsächlich den Krieg eröffnenden Maßregeln. Doch das Vorgehen der Engländer, das stets brutal ist, wo ihre Interessen ins Spiel kommen, hat zunächst die vollständige Zerstörung der schönsten Stadt Afrikas verursacht.

Nachdem wir in großen Zügen den Verlauf der Ereignisse angegeben, hat die Zeitchronik noch die Pflicht, sie genauer im Detail und mit Angabe der einzelnen Daten zu schildern. Die jetzige Krisis in Alexandria wurde eingeleitet durch die Pöbelunruhen am 11. Juni.

Ein Streit zwischen einem Araber und einem Europäer in der Rue des Soeurs, das Gerücht, daß der letztere den Araber mit einem Messerstich getödtet habe, brachte einen allgemeinen Aufstand der Stammesgenossen hervor, die zu Tausenden, mit Knitteln bewaffnet, die Europäer angriffen. Es kam zu einem allgemeinen Kampf; die Läden wurden erbrochen und geplündert, der englische Consul Cookson verwundet. Die Europäer schossen aus den Fenstern; die Araber würgten

auf den Straßen. Die zwei Stationen ägyptischer Truppen, die sich in der Rue des Soeurs befanden, konnten gegen die Uebermacht als Ordnungsstifter nicht siegreich ankämpfen: doch die Behörden thaten ihre Schuldigkeit; der Gouverneur, der Polizeipräfect, alle Beamten zeigten vielen Eifer: Soldaten wurden aus allen Kasernen herbeigeholt und der Tumult noch vor Abend unterdrückt. Viele Frauen und Kinder aus der Vorstadt Ramleh flüchteten auf die Kriegsschiffe. Derwisch-Pascha und Arabi-Pascha begaben sich sogleich nach Alexandria und ordneten alle Maßregeln zum Schutze der Fremden an; sie gaben beruhigende Erklärungen darüber ab, daß diese Pöbelexcesse keinen politischen Charakter hätten. Wenn auch die Regierung ihre Schuldigkeit that, so war doch durch die Bestrebungen der ägyptischen Nationalpartei der Haß gegen die Fremden in hohem Maße erregt worden, und es war begreiflich, daß die in Alexandria wohnenden Ausländer sich durch den Eindruck des letzten Blutbades mehr bestimmen ließen, als durch die beschwichtigenden Erklärungen der türkischen und ägyptischen Staatsmänner und der englischen und französischen Minister. Die Consuln selbst suchten durchaus nicht die Besorgnisse ihrer Staatsangehörigen zu zerstreuen, sondern sie ermuthigten sie, das Land zu verlassen. Aus Kairo strömte alles nach Alexandria, aus Alexandria nach den Schiffen. Die Banken und Handelsfirmen stellten ihre Thätigkeit ein; Geld und Papiere wurden so rasch wie möglich nach Europa gerettet.

Alle Staaten hatten indeß Kriegsschiffe in die ägyptischen Gewässer geschickt zum Schutze ihrer Staatsangehörigen. Die Commandeure der anglo-französischen Escadre hatten Befehl, nur im äußersten Nothfall bei neuen Pöbelexcessen mit bewaffneter Macht einzuschreiten. Die Diplomatie am Goldenen Horn benutzte die Vorgänge in Alexandria, um auf den Sultan eine Pression auszuüben und ihn zu einem militärischen Einschreiten zu bestimmen. Am 16. Juni überreichte Marquis de Noailles, der französische Botschafter, dem Sultan eine Depesche Freycinet's, in welcher darauf hingewiesen wurde, daß die Lage von Aegypten sich nach der Ankunft Derwisch-Pascha's, welcher die Verantwortung für die Ereignisse übernommen, verschlimmert habe, und daß der Sultan in seiner Weisheit jetzt einen Entschluß fassen möge. Doch so sehr der Sultan auch geneigt sein mochte, in Aegypten durch eine einmarschirende Truppenmacht seine Souveränetätsrechte zur Geltung zu bringen, so wenig wollte er auf Grund eines europäischen Mandats seine Truppen marschiren lassen. Als nun die Diplomatie, durch die ägyptischen Ereignisse zur Eile gedrängt, sich über eine Conferenz in Konstantinopel einigte, so weigerte die Pforte entschieden, ihr beizutreten. Am 23. Juni trat die Conferenz in Konstantinopel zusammen, ohne die Pforte. Deutschland war vertreten durch den interimistischen Geschäftsträger in Konstantinopel, Herrn von Hirschfeld, Oesterreich-Ungarn durch den Botschafter Grafen Calice, Rußland durch den Geschäftsträger Onou, Italien durch den Botschafter Grafen Corti, Frankreich und England durch ihre Botschafter Herzog von Noailles und Lord Dufferin. Es ist zu bemerken, daß schon damals, bei Eröffnung der Conferenz, Gerüchte auftauchten, man beabsichtige von englischer Seite irgendeine Action. Am 26. Juni unterzeichneten die Mitglieder der Conferenz indeß das Uneigennützigkeitsprotokoll, in welchem sie sich verpflichteten, keinen Vortheil außerhalb der Grundlagen der Conferenz zu suchen. In Aegypten war inzwischen das neue Ministerium Ragheb-Pascha thätig, durch Erlasse verschiedener Art so rasch wie möglich Beweise seiner Reformthätigkeit zu geben. Indem Arabi-Pascha als Kriegsminister in das Ministerium eingetreten war, hatte er seinen Willen demjenigen des Khedive untergeordnet und den Beweis gegeben, daß er zunächst auf eigenmächtiges Handeln verzichte. Der Medschidschéorden erster Klasse belohnte ihn dafür, vielleicht auch für seine Thätigkeit als Vorkämpfer der ägyptischen Nationalpartei; Ragheb-Pascha betonte in seinem Schreiben an den Khedive, welches als das Programm des neuen Ministeriums betrachtet werden muß, die Pflicht zur gewissenhaften Erfüllung der Ver-

bindlichkeiten, die aus der tief eingreifenden Umgestaltung der Finanzen erwachsen sind. Die neuen Gesetze sollen innerhalb der Grenzen der festgestellten Principien ausgearbeitet und dem Votum der Notabelnkammer und der Sanction des Khedive unterbreitet werden. Allen, die bei den jüngsten Ereignissen compromittirt sind, soll eine allgemeine Amnestie bewilligt werden, mit Ausnahme der Anstifter und Mitschuldigen der so bedauerlichen Unruhen in Alexandria. Herr von Lesseps beruhigte den Premierminister über die Gerüchte, welche in Bezug auf den Suezkanal in Umlauf waren, und erklärte, daß er die Garantie für den ungestörten Handelsverkehr übernehme. In einem Schreiben an Ragheb-Pascha vom 26. Juni beklagte der Khedive die Auswanderung der Europäer, welche das Schwinden des Credits und die Zurückziehung der Kapitalien und damit große Verluste für das Land zur Folge habe. Mit größter Strenge sollte die Untersuchung über die Theilnehmer an den Unruhen vom 11. Juni geführt werden; die gegenwärtige beispiellose Situation könne nicht fortdauern.

Diese Erlasse der Regierung, bei denen Derwisch-Pascha jedenfalls mitgewirkt hatte, zeugten von den besten Intentionen, von dem Einlenken in ein friedliches Gleis, und wenn die Conferenz nur die Wiederherstellung des Statusquo bewirken sollte, so war sie in der That überflüssig. Das war auch die oft hervorgehobene Ansicht des Sultans, die er in seinem Rundschreiben vom 26. Juni wiederholte. Die Mächte versuchten indeß immer noch eine Annäherung der Pforte an die Conferenz zu bewirken: das Memorandum des Grafen Corti, das denselben Zweck hatte, war durch jenes früher erlassene Rundschreiben noch immer nicht beantwortet worden. Am 29. Juni wurde in der Conferenz der Vorschlag Englands betreffs einer bewaffneten Intervention der Pforte geprüft, doch sollte verhindert werden, daß diese Occupation zu einer dauernden Intervention sich gestalte. In der That wurde die Conferenz einig, dazu in erster Linie die suzeräne Macht aufzufordern, mit Vorbehalt der später zu fassenden Entschlüsse. Die kriegerischen Vorbereitungen Englands böten keine Gefahr für den Frieden.

Immer mehr zeigte sich indeß, trotz der vermittelnden Einwirkungen des deutschen Geschäftsträgers, eine lebhafte Eifersucht zwischen Frankreich und England und eine Lockerung ihres Bundes. Nicht wenig trug dazu die Veröffentlichung des Gelbbuches bei, welches Gambetta gänzlich im Banne der englischen Politik und im Schlepptau des Lords Granville zeigte. Die Stimmung in Paris wurde damit gegen England nicht weniger erregt als gegen Gambetta. Dazu kamen die Vorgänge im französischen Cabinet in Paris am 29. Juni. Lord Lyons hatte Herrn von Freycinet vorgeschlagen, den Suezkanal gemeinschaftlich zu besetzen. Freycinet frug den Marineminister, wie hoch sich die Kosten einer solchen Besetzung belaufen würden, und als dieser erklärte, 8—10 Mill., so lehnte der Cabinetschef und die Mehrzahl des Cabinets den englischen Vorschlag ab, weil für einen solchen Credit die Zustimmung der Kammern nicht zu erwarten sei. Lord Lyons erklärte darauf Herrn von Freycinet, England habe nun auch Frankreich gegenüber seine volle Handlungsfreiheit wiedergewonnen.

Daß England ein isolirtes Vorgehen, trotz der gemeinsamen Conferenzbeschlüsse, schon längst ins Auge gefaßt, das spukte wie eine dunkle Sage schon während der ganzen Dauer der Conferenz in den Gemüthern der Diplomaten. Die Rüstungen waren solche, wie sie einem großen Kriege vorauszugehen pflegen. Alle Marinetruppen mußten sich zur Einschiffung bereit halten; die Regimenter des ersten und zweiten Armeecorps wurden auf volle Kriegsstärke gebracht; die indische Regierung sollte Sepoytruppen nach dem Mittelmeere schaffen. Mehrere Kriegsschiffe sind nach Malta abgegangen, wo sich schon das ganze Kanalgeschwader befand und wohin das Reservegeschwader folgte. Inzwischen manövrirte Admiral Seymour im Hafen von Alexandria: Arabi-Pascha beschwerte sich darüber, weil es die Eingeborenen beunruhige. Die Engländer beschwerten sich dagegen über die Armirung

der Forts: der Sultan verbot dieselbe (6. Juli). Ragheb-Pascha bat indeß um Erlaubniß, die Arbeiten fortsetzen zu dürfen, was auch in der That inzwischen geschah. Arabi-Pascha dirigirte alle ägyptischen Truppen nach Alexandria und erklärte, er werde ein Massenaufgebot gegen jede Intervention decretiren. Nun verlangte Admiral Seymour unverweilt das Einstellen der Befestigungsarbeiten, mit der Drohung, sonst das Bombardement auf die Festungswerke von Alexandria zu eröffnen. Am 11. Juli begannen die Panzerschiffe Alexander, Sultan und Superb das Bombardement, welches von den Batterien von Alexandria erwidert wurde. Einige Forts wurden beschädigt und in die Luft gesprengt; doch auch die ägyptischen Kanonen hielten sich tapfer und brachten den Engländern Verluste bei. Am 12. beschossen die Schiffe Inflexible und Téméraire das Fort Moncrieff. Um 1 Uhr wurde die weiße Parlamentärflagge aufgehißt, unter deren Schutz indeß sich Arabi-Pascha mit seinen Truppen zurückziehen wollte. Diese Kriegslist gelang. Das Bombardement hatte leider in Alexandria selbst die vorauszusehenden Folgen; dieser sogenannte „defensive Act" war der Anlaß, daß die größte und schönste Handelsstadt des dunkeln Welttheils in Flammen aufging, theils durch die englischen Bomben, theils durch die Brandfackeln der Beduinen, und daß die entfesselte Volkswuth die unerhörtesten Greuel ausübte. Wenige Europäer retteten sich auf die Schiffe; über hundert wurden in der Banque Ottomane, wohin sie sich geflüchtet, nach hartnäckiger Gegenwehr niedergemacht. Der Rassenkrieg feierte seine Orgien. . . .

Die französische Flotte hielt sich seitwärts, weil ihr Admiral das Vorgehen des englischen nicht genügend motivirt fand. Frankreich hat Vertragstreue und Humanität bewährt, welche England mit Füßen getreten. Daß dem Admiral Seymour jetzt vom englischen Cabinet ein Halt zugerufen wird, kann an dem fait accompli nichts mehr ändern. Der Krieg zwischen England und Aegypten ist einmal erklärt und hat bereits blutige Opfer gekostet. Arabi-Pascha ist zum Widerstande bereit; er hielt einige Stunden landeinwärts von Alexandria mit seinen Truppen. Mehr als je wird der Sultan jetzt um seine Intervention bestürmt: wer steht indeß dafür, daß die Türken und Aegypter nicht fraterniſiren?

Während sich die auswärtige Politik der europäischen Staaten jetzt mehr oder weniger um die ägyptische Frage dreht, fehlt es ihnen allen auch nicht an Beunruhigungen, welche durch die Lage ihrer innern Angelegenheiten hervorgehen. Die irischen Zustände bleiben nach wie vor die Achillesferse für England: die agrarischen Morde sind im Zunehmen begriffen. In Dublin wurde unter anderm ein Dockarbeiter ermordet, welcher der Partei der Fenier angehörte, aber sich entweder der Angeberei verdächtig gemacht oder einen erhaltenen Auftrag nicht vollzogen hatte. In demselben Bezirk, in welchem am 8. Juni der Gutsbesitzer Bourke mit dem ihm zum Schutze beigegebenen Dragonercorporal getödtet wurde, fand am 29. Juni eine neue Mordthat statt: der Agent des Marquis von Clanricarde, Blake, und dessen Diener wurden meuchlings erschossen. Ein Polizeiagent in der Kingsgrafschaft, ein Böttcher, M. Clausland, wurde ebenfalls überfallen und getödtet. Dies sind nur einige Mittheilungen aus der reichhaltigen Chronik der Agrarmorde. Daß ein Waffendepot der Fenier in Clerkenwell in London sistirt wurde, wobei man Thomas Walsh, der den Schlüssel dazu hatte, verhaftete, muß zwar als ein glücklicher Fund der londoner Polizei betrachtet werden, zeugt aber auch von der Keckheit der irischen Rebellen. Gegen 400 Snidergewehre mit Bajonneten, 60 sechsläufige Colt'sche Revolver und 80000 Patronen wurden mit Beschlag belegt. Inzwischen verfolgt die Partei der Homerulers im Parlament eine Taktik der Verschleppung, welche am 7. Juli zu einer dreißigstündigen Sitzung des Parlaments führte, aber auch zu energischen Maßnahmen desselben, indem 17 Abgeordnete, die Partei Parnell's mit ihrem Haupte, als der vorsätzlichen und

beharrlichen Obstruction schuldig, auf einen mit 128 gegen 7 Stimmen gefaßten Beschluß des Hauses vom Dienste desselben für den Rest der Sitzung suspendirt wurden. Der §. 17 der irischen Verbrechen-Verhütungs-Bill, zu welchem die Iren ein Amendement nach dem andern gestellt hatten, wurde darauf angenommen, ebenso die übrigen Paragraphen der Vorlage, auch der Schlußparagraph, welcher die Dauer der Bill auf drei Jahre festsetzt. Eine drohende Cabinetskrisis, welche sich an den Art. 14 der Bill, die Haussuchungen betreffend, knüpfte, ist durch die anfangs in Frage gestellte Zustimmung Gladstone's beseitigt worden.

In Rußland hat sich die Lage wenig geändert: es wird immer klarer, daß Ignatiew nur deshalb gefallen ist, weil er mit der liberalen Richtung zu kokettiren begann. Der Altrusse Katkow verurtheilt Ignatiew in seiner Zeitung, weil er unter dem Einflusse einer angeblich bestehenden und ein Recht der Existenz beanspruchenden liberalen Richtung gestanden, gemischte Commissionen berufen, in denen einzelne Interessenkreise vertreten wurden, ja schließlich den allgemeinen Landtag, den Semski Sobro, ins Auge gefaßt habe. Der neue Minister Tolstoi ist natürlich ein Mann nach Katkow's Herzen, ein Reformfeind vom reinsten Wasser, ein Terrorist des Absolutismus.

Der Nihilismus steht indeß wieder in vollster Blüte. Die Nachrichten aus Moskau lauten so bedenklich, daß an die Kaiserkrönung wol auf lange Zeit hinaus nicht zu denken sein wird. Auf einer der petersburger Inseln, Wassilij Ostrow, ist überdies ein Conspirationsquartier entdeckt worden, mit einer großen Masse an Springbomben: in der Nacht vom 17. zum 18. Juni sind gegen 50 Nihilisten oder des Nihilismus verdächtige Persönlichkeiten verhaftet worden. Daß sich darunter auch Offiziere des Heeres und der Marine befinden, zeigt die bedenklichste Seite des Nihilismus. Die Nachricht von einer im Marineministerium entdeckten geheimen Druckerei ist inzwischen widerrufen worden.

Am 7. Juli starb der Turkmenenschlächter Skobelew in Moskau während einer Orgie im kühnsten pariser Stil, bei der jedenfalls das berühmte Glas Wasser fehlte, auf das er sich bei seinen Rodomontaden gegen Deutschland berief. Ein kühner General, das enfant terrible des Panslawismus, ein Deutschenhasser de pur sang, ein Wüstling und Trinker, ein echter russischer Nationalheld ist von der Weltbahn abgetreten, ohne die Lorbern des großen deutsch-russischen Krieges der Zukunft pflücken zu können.

Im Deutschen Reich steht jetzt der Zeitungskrieg nach dem Schluß des Reichstages in Blüte. Daß der Bundesrath den Reichstagsbeschluß wegen Aufhebung des Interdictgesetzes abgelehnt hat, veranlaßt die klerikale Presse zu einer Kriegserklärung gegen die Regierung, deren zögerndes Entgegenkommen sie angreift. Die Steuerfrage und von Bennigsen's nationalliberales Programm beschäftigen außerdem die Presse aufs lebhafteste.

Am 14. Juli, an einem der Gedenktage Frankreichs, wurde in Paris die Einweihung des Stadthauses festlich begangen. Die treffliche Rede des Präsidenten Grévy, welcher Paris die Heimat der Wissenschaften und Künste nannte, die für den Einzelnen den Reiz des Lebens und die höchste Ehre der Nationen bildeten, wird hoffentlich in weitesten Kreisen ein Echo finden; man ist es nicht mehr gewohnt, in einer Zeit, in welcher der Säbel und der Geldbeutel die erste Rolle spielen, an die höchsten Aufgaben der Menschheit erinnert zu werden.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Surrogate.

Novelle

von

O. Ernst.

(Fortsetzung.)

VI.

Richard's Abreise fiel fast mit Mr. Ridley's Ankunft zusammen. Als langjährigem Bekannten des Hauses, wo er schon als halber Knabe verkehrt, bereitete man dem neuen Commis einen glänzenden Empfang vor. Das Fremdenzimmer, in welchem James Cornwell abzusteigen pflegte, wurde für Fred Ridley in besten Stand gesetzt; die Kinder schmückten es mit Blumen, und Mrs. David überkam ihre letzthin vorwaltende Apathie so weit, um selbst die kleine Bibliothek zu ordnen, welche für des jungen Mannes Privatandachten bestimmt war. Ich bemerkte, daß es meist prononcirt hochkirchliche Bücher waren, die sie für ihn herausfand, und schloß daraus, daß er einer von Mr. Brookland's vorgeschrittensten Anhängern sein müsse.

Endlich brachte ein Abendzug in den ersten Tagen des Februar Mr. Seymour mit seinem Commis zur Stelle. Ich fand in letzterm einen jungen, bartlosen, schwächlichen Menschen, dessen scharfgeschnittenes Gesicht nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien und eine eigenthümliche fahle Farbe hatte. Sein Wesen war munter und lebhaft, sein Gespräch nicht ohne Witz; die Unterhaltung bei Tische, die sonst gar so zahm und schal hinschlich, gewann ohne alle Frage durch seine Anwesenheit. Er bezeigte Mr. Seymour achtungsvolle Ergebenheit, behandelte Mrs. David mit ausgesuchter Höflichkeit, hatte für Margaret tausend kleine, neckende Aufmerksamkeiten, fraternisirte mit Frank, als wären sie Kameraden gewesen, und richtete selbst an mich artige, verbindliche Worte. Diese Art sich zu geben hatte mir gar nicht den Eindruck gemacht, als gehöre er zu den Stillen im Lande; desto mehr fiel mir dann aber am nächsten Morgen die tiefe Andacht auf, mit welcher er, nicht wie die meisten Engländer, das Gesicht in einen Sessel verborgen, sondern frei, die Augen gen Himmel gerichtet, zum Gebet niederkniete, und der schwermüthige Ernst, den er beim Gesang in seine etwas krähende Stimme legte.

Gleich nachher nahm er dann wieder den lebhaften, weltlichen Ton an, den er gestern so erfolgreich festgehalten, und wußte nun in allen neue Interessen zu

erwecken. Dem Principal erzählte er von den großen Kapitalien, die in England, woher Ridley eben kam, bereit lägen, um für vortheilhafte auswärtige Unternehmungen verwendet zu werden, von dem interessanten Reisegefährten bis Alexandria, Mr. Leferrier, einem belgischen Wechselagenten, welcher für den Crédit universel — eine neue brüsseler Bank, die bestimmt sei, das katholische Kapital aller Mittelmeerländer zu großartigen, ganz schwindelfreien Unternehmungen zu vereinigen — umherreise, und der sich das Vergnügen nicht versagen werde, Mr. Seymour nächstens aufzusuchen. Mrs. David sprach er von seiner Schwester Amy, die soeben ihre Erziehung in einer hochkirchlichen Schwesterschaft beendet habe und darauf dringe, den Schleier zu nehmen, da sie in England allein stehe; Margaret und Frank schlug er allerlei barocke Unternehmungen und Verkleidungen vor, die er mit ihnen ausführte und die unsere Stunden gewaltig störten. Dafür suchte er mich nun wieder durch Berichte über künstlerische Novitäten und wissenschaftliche Entdeckungen, die in England kürzlich aufgetaucht waren, zu entschädigen. Mit Einem Worte, er zeigte eine erstaunliche Vielseitigkeit, eine große Fähigkeit, das Gespenst der Langeweile, welches zuweilen recht fühlbar in unserm Hause spukte, zu verscheuchen. Alle Welt war ihm dankbar dafür, und er wurde bald mehrmals in der Woche gern gesehener Abendgast. Ich erblickte ihn dann freilich nur bei Tische; denn seit einiger Zeit schon verlebte ich die Abendstunden bei ernsten Beschäftigungen in meinem Zimmer.

Mr. Seymour hatte ja gewöhnlich im Salon genickt, seine Frau Briefe geschrieben oder Tauchnitz-Novellen durchstöbert, und die Kinder waren zur Ruhe gegangen. Niemand war nun froher als unser guter Principal, daß er jetzt in aller Gewissensruhe sein Schläfchen im Schaukelstuhl machen konnte, da Fred Ridley so oft während desselben der nervösen Hausfrau Gesellschaft leistete. Es verging freilich nicht lange Zeit, so gab Mr. Seymour freiwillig diese angenehme Schlummerstunde auf, um sich ein wenig mehr seiner Mutter zu widmen, die er, wie auch Mrs. David zugestand, letzthin schmählich vernachlässigt hatte. Er richtete seine Besuche bei der alten Dame so ein, daß er nach Schluß des Geschäfts bei ihr dinirte und dann oft erst gegen 10 oder 11 Uhr abends nach Ramley herausfuhr. Damit wir aber nicht um unsere Andacht kämen, war bestimmt worden, daß, im Falle Mr. Ridley gerade draußen wäre, wenn der Principal in der Stadt bliebe, jener seine Stelle bei Leitung des Hausgottesdienstes einnehmen solle.

Ich muß gestehen, daß es mich das erste mal fast widerwärtig anmuthete, als der junge Mensch mit langgezogenem Gesicht und verhimmelnden Augen an dem Platze niederkniete, wo sonst die massige, aber in ihrer behaglichen Breite vertrauenerweckende Gestalt des Hausherrn unter den Seinen Platz fand; und wie nun vollends die krähende Stimme weinerlich einsetzte, wo der tiefe, gutmüthige Baß Mr. Seymour's zu schallen pflegte, kam mir unwillkürlich Molière's großer Scheinheiliger in den Sinn, und ich that wol gar Mr. Ridley das Unrecht an, ihn mit demselben zu vergleichen, obwol das Verhimmeln doch wahrhaftig kein Beweis von Heuchelei ist. Ich bezwang meinen Widerwillen indessen mit der Zeit, besonders da ich Gelegenheit hatte, mich an des Commis Vortragsweise zu gewöhnen, der von nun an ziemlich oft seinen Principal beim Abendgebet ersetzte.

Mrs. David war jetzt wieder viel herzlicher gegen mich geworden; ja eines Tages gestand sie mir in einer ihrer frühern vertraulichen Anwandlungen, sie habe vollständig eingesehen, wie recht ich damals auf unserm Ausfluge nach Nikopolis gehabt, in nervöser Schwäche den Grund ihrer sonderbaren Reden zu suchen. Sie habe sich seitdem körperlich und geistig erholt, und um fortan jeder sentimentalen Anwandlung zu widerstehen, wolle sie ihrer Natur Gewalt anthun und gleich ihrer Schwiegermutter sich um das Geschäft kümmern. Ridley habe ihr versprochen, sie in mehrere wichtige Speculationen einzuweihen, die ihr Gatte beabsichtige, und sie wolle, unter der Leitung des intelligenten Commis, ein förmliches kaufmännisches Studium beginnen.

„Wundern Sie sich daher nicht, wenn Sie mich oft mit Fred allein sehen werden", sagte sie zum Schluß, mich zärtlich küssend; „Sie, liebes Mädchen, stecken so voll deutscher Vorurtheile, daß man alles Mögliche thun muß, um bei Ihnen nicht anzustoßen."

Sie lachte und ließ mich zu keiner Antwort kommen. Was hätte ich auch sagen sollen! Ich konnte mir kaum länger verhehlen, daß Mrs. David kokett sei. Ihr ganzes Benehmen gegen Ridley zeigte das. Sie behandelte ihn nicht wie einen Untergebenen, nein, wie einen Vorgesetzten ihres Mannes, und daß sie sich von dem Commis lieber als von dem Hausherrn selbst finanzielle Combinationen erklären ließ, war für den letztern kein Compliment. Nach meinem Dafürhalten hätte Mr. Seymour freilich seine Stellung mehr wahren müssen; es wäre ja für ihn so leicht gewesen, Ridley gerade dann einzuladen, wenn er auch zu Hause war, statt ihn immer seiner Frau zur Gesellschaft kommen zu lassen; ein gewisser Mangel an Takt, an Energie zeigte sich deutlich in dem Benehmen des guten Mannes, für den immer alles in Richtigkeit war. Gewiß hatte er keine Ursache zum Mistrauen; denn die lange bewährte Frömmigkeit des jungen Freundes war schon allein eine Garantie dafür, daß er nicht, wie James Cornwell, wagen werde, Mrs. David eine verbrecherische Neigung zu gestehen, allein —

Doch ich muß diese Betrachtungen abbrechen, denn mir schlägt mit einem mal eine Blutwelle der Beschämung ins Gesicht. Mit was für Dingen gibt sich meine Phantasie ab, welche Erörterungen schreibt meine Feder nieder! Bin ich noch Clara, der, bis sie vor wenigen Monaten das Vaterhaus verließ, nie eine zweideutige, falsche Lage auch nur bekannt geworden; geschweige denn, daß sich ihre Gedanken fortwährend auf der häßlichen Grenzlinie zwischen Verdacht und Entschuldigung bewegt hätten! O wie tief habe ich mich oft gegen die Stiefmutter vergangen, der ich Unweiblichkeit schuld gab, weil sie zuweilen ein wenig keifte, und deren exemplarische Führung gegen den alternden, polternden Gatten ich nie anders als selbstverständlich fand! Pauline, du warst es ja, die mich Anstand und Frauenwürde durch dein Beispiel hochhalten lehrtest, und du, mein barscher, guter Vater, wußtest den Herrenplatz im Hause gar so natürlich zu behaupten, daß kein Laffe je gewagt hätte, sich nur eins deiner geringsten Rechte anzumaßen!

Ich sehe ein, wie thöricht ich gewesen, als ich Eduard Marx das Versprechen gab, mir selbst von empfangenen Eindrücken Rechenschaft abzulegen, sogar nieder-

zuschreiben, was in mir vorgeht. Was heißt das anders als analysiren, und wo die Analyse mit unerfahrener, ungeschickter Hand gemacht wird: kann sie mehr zu Tage fördern als unklare, verwirrende Resultate, wie es die sind, zu welchen ich gelange!?

Ich muß die Sache anders anfassen. Wie, wenn ich, eine Zeit lang wenigstens, nur Thatsachen berichtete, ohne Reflexionen daran zu knüpfen, um endlich das Facit aus den Ereignissen zu ziehen, da ich es nun einmal muß. Wann endlich? Wenn ich dieses Haus verlasse, nachdem Margaret sich dem Erwählten verbunden, wenn ich, in der Heimat angelangt, sicher vor dem beirrenden Einfluß momentaner Wallungen, in der Erinnerung meine Erlebnisse überblicke? Werde ich so lange mein endgültiges Urtheil aufzuschieben vermögen — und heißt ein Urtheil aufschieben noch ehrlich sein gegen sich selbst?

Gleichviel, hinweg mit Bedenken und Schlüssen, die am Ende nur Trugschlüsse sein mögen! Wie machen es die Naturforscher, bevor sie eine Hypothese aufzustellen wagen? Sie beobachten einzelne Erscheinungen, vergleichen, verbinden sie, suchen die gemeinsame Kraft, die mit ähnlichen Mitteln ähnliche Erfolge erzielt, und wenn die Uniformität unzähliger Phänomene auf gleicher Basis festgestellt worden, dann erst verknüpfen sie mit dem Experiment die Idee.

Wohlan denn, ich will einfach von der Oberfläche unsers Lebens erzählen, bis ich seine Tiefe zu fassen vermag.

Es hat sich nach und nach anders gestaltet. Ridley schien noch nicht so oft im Hause zu sein, wie man es wünscht, und um ihm hier eine Heimat zu bieten, hat man beschlossen, seine Schwester Amy aus England kommen zu lassen und beiden das leer stehende Nebenhaus, welches nur der Garten von der Villa trennt, einzurichten. Mrs. David sagte mir, daß ihr Gatte dadurch Fred Ridley einen Beweis seiner Anerkennung geben wolle; denn dieser habe in den wenigen Wochen seiner Anwesenheit bereits dem Geschäft einen ganz andern Schwung gegeben.

Ridley selbst sprach einmal, als wir beim Thee saßen, zu mir darüber.

„Sehen Sie", sagte er, „es ist auf diesem Boden noch so unendlich viel zu thun. Alexandria muß zur Weltstädt gemacht werden. Der Schöpfer hat es in seiner Weisheit dazu bestimmt. Sie haben gewiß schon bemerkt, daß außer dem Westhafen, in dem jetzt die Handelsschiffe durch den mächtigen Wellenbrecher aus künstlichem Stein vor den Stürmen geschützt sind, auch noch östlich von der Pharosspitze und dem Heptastadium eine mächtige Bucht sich aufthut, welche im Alterthum sogar den Haupthafen bildete. Diese Bucht nun zu vertiefen, durch neue Felsendämme zu schützen, mit mächtigen Docks zu versehen: das ist der Plan, den ich entworfen, und zu dessen Ausführung Mr. Leferrier, den Sie bereits kennen, uns die Hülfe des Crédit universel in Aussicht stellt. Denn es ist ein christliches Unternehmen auf mohammedanischem Grund und Boden. Mr. Seymour wird sich um die Concession zum Hafenbau zu bemühen haben, die ihm bei seinen Verbindungen mit dem Cabinet des Khedive nicht abgeschlagen werden kann, und sobald er dieselbe erlangt, wird er sie vortheilhaft der finanziellen Gruppe verkaufen, welche Leferrier repräsentirt, während der Principal selbst an den Lieferungen künstlicher Blöcke, die zu den Bauten nöthig sind, noch für lange Jahre hinaus unge-

heuern Verdienst vor sich haben wird. Natürlich müßte die ganze Einrichtung der Bank und der Fabrik in viel großartigerer Weise entwickelt werden. Die Herstellung der Blöcke kommt uns zu theuer. Es muß eine chemische Combination gefunden werden, welche ziemlich dieselben Bedingungen erfüllt wie der hydraulische Kalk, und deren Bestandtheile doch wohlfeiler sind."

„Aber wird dieses Surrogat", fragte ich, unwillkürlich das verhaßte Wort gebrauchend, weil mir kein anderes einfiel, „dieselben Dienste thun?"

Ridley zuckte fast die Achseln. „Wir gründen nichts für die Ewigkeit", sagte er; „arme, sündige Menschen können nur Vergängliches schaffen. Wenn der natürliche Fels verwittert, warum sollte es der künstliche nicht?"

„Herr Marx setzte seinen Stolz darein, daß die Blöcke unzersetzbar wären."

„Verzeihen Sie, Miß Fernau, aber Ihr Landsmann hat eine ausgesprochen skeptische Geistesrichtung und dabei doch einen Hang zu althergebrachtem Schlendrian. Das ist so ein wenig deutsche Art, nicht wahr?" stichelte er.

„Ja, wir haben in der That eine Vorliebe für das Solide und Echte", entgegnete ich etwas scharf.

„Darum rentiren sich auch deutsche Kapitalanlagen schlecht. Der Unternehmungsgeist fehlt."

„Es scheint mir doch, daß Herr Marx kein geringes Wagniß unternommen, als er nach den Steinbrüchen von Siwa aufbrach."

„Pah, mein Fräulein, das ist nichts! Was hat heutzutage, wo die Beduinen vollständig unterjocht sind, eine Wüstentour noch für Schrecken? Ich selbst würde mit Vergnügen bereit gewesen sein, mich denselben Gefahren auszusetzen, und das ohne den Schutz des grünen Zeuglappens, von dem Ihr Landsmann Wunder erwartet. Nur daß meine Gegenwart hier so viel nöthiger ist; denn Herr Marx würde schwerlich Mr. Seymour die finanzielle Operation mit dem Osthafen so plausibel zu machen gewußt haben wie ich."

„Er hat mir sogar einmal davon erzählt, daß Mehemed-Ali vergebens versucht habe, die versandete Bucht wieder ihrem alten Zweck zurückzugeben, und daß er nach Vergeudung ungeheuerer Geldsummen darauf habe verzichten müssen", sagte ich, Richard's Partei nehmend.

Mr. Ridley lachte nur. „Zu jener Zeit waren finanzielle und industrielle Mittel noch gewaltig im Rückstande", meinte er dann.

Mrs. David und Margaret hatten dem Gespräch aufmerksam zugehört. Es war übrigens das letzte mal, daß Ridley sich zu mir über geschäftliche Vorhaben aussprach; dagegen entnahm ich den Auslassungen des Principals, daß in der That das große Unternehmen in Angriff genommen worden sei und sogar später noch durch Gründung einer neuen Dampferlinie, welche nach der nordafrikanischen Küste und Gibraltar gehen sollte, bedeutend erweitert werden würde. Mr. Seymour sah sich bald durch die Verhandlungen mit den Paschas und dem Khedive selbst genöthigt, öfter nach Kairo zu reisen, was ihm immer sehr schwer zu fallen schien; denn er hing an seiner hübschen, bequemen Häuslichkeit, welche ihm durch die warme Zärtlichkeit der Seinen so angenehm gemacht wurde.

Nicht lange, nachdem die vorläufigen Abmachungen mit Leferrier erfolgt waren, traf Fräulein Amy Ridley von England ein, um sich in das warme Nest, das man ihr und ihrem Bruder bereitet hatte, zu setzen. Sie mochte höchstens zwanzig Jahre alt sein, war klein und sah sehr blaß und welk aus. Ihr Anzug hatte etwas Nonnenartiges; sie trug ein hohes, schwarzes Wollkleid, mit schmalem Leinenkragen und Aermelstreifen, und hatte ein großes, weißes Elfenbeinkreuz auf der Brust hängen. In der That erfuhren wir gleich am Tage ihrer Ankunft, als sie, von Mrs. David zärtlich umschlungen, auf dem Sofa im Schlafzimmer saß, daß sie sehr gegen ihren Willen dem Stillleben der Schwesterschaft zur Virgin Mary entrissen worden, um in die Welt zurückzukehren. Nur aufopfernde Liebe zu ihrem Bruder habe ihr diesen schweren Entschluß abgerungen.

„Ich hoffe", sagte sie, „es wird mir hier vergönnt sein, die Lebensweise fortzuführen, an die ich mich unter heiligen Nonnen und ehrwürdigen Priestern gewöhnt."

„Unser Geistlicher, Mr. Brookland, ist ein vortrefflicher Mann", sagte Mrs. David.

„Nennen Sie ihn Mister Brookland?" fragte Amy misbilligend. „Ich glaubte nach dem, was mir mein Bruder über Ihre religiöse Richtung, theuere Mrs. David, berichtet hat, der würdige Priester ließe sich Vater Brookland nennen."

„Bisjetzt noch nicht", entgegnete Mrs. David beinahe verlegen.

„Und wie hält er es mit der Ohrenbeichte?" fragte Miß Ridley weiter.

„Vorderhand scheiterte ihre Einführung noch an dem Widerstand der Gemeinde."

„O wie traurig!" rief das junge Mädchen. „Ich war so gewöhnt, allmonatlich von einem der heiligen Priester Absolution für meine haarklein gebeichteten Sünden zu empfangen. Wie soll ich ein Leben ertragen, dem diese Weihe fehlt?"

Mrs. David schien sehr bestürzt und sah mich mit einem Blicke an, der zu sagen schien, daß ich bei diesen Erörterungen überflüssig sei. Daß dieselben sich, nachdem ich fortgegangen, aber noch weiter in ritualistischer Richtung erstreckten, und sogar Miß Ridley's Bemerkungen nicht ohne Einfluß geblieben waren, ging bald daraus hervor, daß in unsere Hausandacht neue Gebete gefügt, die Wahl der Lieder verändert und Freitags nur Fastenkost verabreicht wurde.

Mrs. David, die in solcher Weise den seelischen Bedürfnissen ihrer neuen Freundin Rechnung trug, schien in der That jetzt den Anschluß an ein weibliches Wesen gefunden zu haben, den ich ihr immer gewünscht, wenn auch gerade Miß Amy vielleicht nicht die Gefährtin war, welche ich für eine geistig wenig begabte Frau wie meine Principalin für passend hielt. Vom frühen Morgen bis zu der Rückkehr der Herren am Abend waren beide Damen unausgesetzt beisammen, sei's im Haupt-, sei's im Nebenhause, in welchem es noch manches fertig zu stellen oder zu ändern gab. Nie, außer allenfalls gegen James Cornwell, war Mrs. David freigebig gewesen; selbst ihre Almosen hatten immer einen spärlichen Zuschnitt gehabt; aber jetzt erschöpfte sie sich förmlich in thatsächlichen Beweisen ihrer Freundschaft für Ridleys. Aus ihrer eigenen Garderobe wanderte manches Stück in Amy's ärmlich versehene Schränke; die Vorräthe und Lebensmittel trug man korbweise in das Nebenhaus; beinahe täglich nahmen die Geschwister theil an den Mahlzeiten im Hause des Principals.

Wenn Mr. Seymour abends mit seinem Commis herauskam, gruppirte sich die Gesellschaft gewöhnlich in der Art, daß Amy den Hausherrn mit lebhafter Unterhaltung in Beschlag nahm, während ihr Bruder, solange Margaret anwesend, dieser, ganz wie Richard Marx es mir vorausgesagt, auffällig den Hof machte, und später mit ihrer Mutter in ein Nebenzimmer oder in den Garten ging, um ihr die neuen geschäftlichen Combinationen darzulegen. Zuweilen, wenn der bewegliche, redselige Belgier mitkam, hatte Amy auch ihn zu unterhalten, und es entspannen sich dann meist theologische Discussionen; denn der Romane war ein eifriger Verfechter der Suprematie seiner Kirche, während Amy ihm zu beweisen suchte, daß die anglikanische den Urtypus der christlichen Gemeinde vorstelle, besonders jetzt, seitdem sie in der oxforder Bewegung die Misbräuche der Reformation abgeschüttelt, und daß sie an dogmatischer Reinheit ihre jüngere römische Schwester übertreffe.

Der Principal erklärte zwischendurch, aus seinem Schlummer aufschreckend, es sei alles in Richtigkeit, und bald würden alle civilisirten Nationen zur Hochkirche schwören, und mir als Protestantin wurde oft bange ums Herz, wenn ich Streit darum vernahm, wer denn eigentlich zur wahren katholischen Kirche gehöre.

Bald bemerkte ich, daß Margaret, mit ihrem ausgesprochenen Hang zu religiösen Uebungen, sich von Amy's ritualistischen Doctrinen ganz besonders angezogen fühlte; beide Mädchen errichteten überall im Hause kleine Altäre mit Muttergottesbildchen, vor denen sie ewige Lampen entzündeten, und hinter welchen, je nach der geistlichen Zeit, blaurothe oder schwarze Tuchflächen an die Wand genagelt wurden. Sie schmückten alle Waschtische mit rothen Kreuzen, um welche vierundsiebzigmal der Name Jesu stand, den man während der dort erfolgenden Reinigungen abzulesen hatte; sie vereinigten sich in später Abendstunde zu erbaulichem Lesen klösterlicher Schriften und schrieben auf Zettel ihre tägliche Sündenbeichte. Unsere Schulstunden wurden durch die Feier verschiedener Heiligentage weiter zerstückelt, und zuletzt griff das Project, im Nebenhause eine Privatkapelle mit buntfarbigen Fenstern und Heiligenbildern zu errichten, in welcher Vater Brookland allmonatlich einmal nach ritualistischer Form der Familie das Abendmahl in wirklicher Transsubstantiation spenden könne, in unsere ganze Lebensweise ein. Mrs. David blieb zuweilen bis spät in die Nacht hinein im Nebenhause, um, wie sie sagte, an Altardecke und Kreuzen zu arbeiten, und speiste, wenn ihr Gatte abwesend war, mit Margaret drüben, sodaß ich oft auf die alleinige Gesellschaft Frank's beschränkt war.

Wenngleich mein Bericht es jetzt nur mit Thatsachen zu thun hat, so kann ich doch nicht unerwähnt lassen, daß ich nach und nach herausfühlte, wie mir der Boden unter den Füßen wich. War ich früher nur das Mitglied einer verwandten Kirche gewesen, so ließ man mich jetzt schon durchfühlen, daß ich eine Ketzerin sei, da ich mich nicht geneigt zeigte, die neuen ceremoniellen Wege, welche die Familie wandelte, mit einzuschlagen. Wie hätte ich das auch vermocht, da sich all mein Denken und Trachten vielmehr mit jedem Tage verinnerlichte und vertiefte!

Bald kam es zwischen Amy, deren Einfluß auf die Hausordnung sich immer

breiter machte und die nun auch begann sich in die Erziehung der Kinder zu mischen, und mir zu unangenehmen Erörterungen; ich fand mich nicht veranlaßt, mich ihrer Autorität unterzuordnen, und bemerkte doch, daß sie gegen mich nicht so dreist aufgetreten wäre, wenn sie nicht an Seymours einen Rückhalt gehabt hätte.

Die einzige Person, die mir in dieser schwierigen Zeit Theilnahme erwies, war die alte Dame, welcher der energische Umschwung zu dem, was sie Popery nannte, nicht verborgen bleiben konnte. Vergebens versuchte sie, ihren Sohn, der sehr an ihr hing, zu den Ansichten seiner Jugend zurückzuführen; er hörte sie mit der größten Sanftmuth an, erklärte dann aber lächelnd und hüstelnd, es sei alles in Richtigkeit, er dürfe das Werk des Heiligen Geistes in seinem Hause nicht stören. Wie ich aus Mrs. Seymour's Aeußerungen schloß, war sie auch mit der großartigen Ausdehnung, welche des Principals Bankgeschäfte seit kurzem genommen, nicht ganz einverstanden.

„Ich wollte, Mr. Marx käme zurück", sagte sie eines Tages zu mir, als ihr Wagen mir vor dem Eingangsthor des Gartens begegnete; denn ich war gerade im Begriff, nach dem außerordentlich heißen Junitage einen abendlichen Spaziergang mit den Kindern zu machen.

Margaret warf ihr einen überraschten Blick zu, ich fragte:

„Sie haben keine Nachricht von ihm?"

„Seit Monaten nicht."

Wir verstummten alle; die Befürchtung lag so nahe, daß Richard auf seinem Wüstenzuge verunglückt sei. Endlich rief Frank:

„Hätte ich mitgedurft, wären wir schon lange wieder zurück."

„Wie das, mein Junge?"

„Nun, wir hätten zusammen eine Eisenbahn durch die Wüste gebaut. Darauf reist man schneller."

Wir lachten. Mrs. Seymour aber, die mit großen Entschlüssen hergekommen zu sein schien, stieg aus und fragte Margaret:

„Ist deine Mutter zu Hause?"

„Ja", entgegnete diese mit gewohnter Aufrichtigkeit. „Sie ist bei Mr. Ridley im Zimmer."

In Mrs. Seymour's Gesicht zuckte es heftig. Sie schlug indessen den Weg nach dem Nebenhause ein, als ihr plötzlich Amy im Garten begegnete und sie anhielt. Nach kurzem Gespräch zwischen beiden, das wir nicht verstehen konnten, kamen sie auf uns zu, und die alte Dame sagte freundlich zu Margaret:

„Sagtest du nicht, deine Mutter sei im Nebenhause?"

„Gewiß", entgegnete die Gefragte.

„Und Miß Ridley bedeutet mich eben, Mrs. David sei mit ihrem Bruder an den Strand gegangen."

„Du irrst dich, Amy", entgegnete Margaret unbefangen, während ein fahles Roth das Gesicht ihrer Freundin überflog, „ich weiß ganz sicher, daß Mutter in deines Bruders Zimmer ist. Als ich eben am Fenster vorbeiging, hörte ich ihre Stimmen."

Eine verlegene Pause entstand; endlich faßte sich Miß Ridley und sagte:

„Da muß ich doch nachsehen", und ehe die alte Dame sich an sie anschließen konnte, sprang sie, ganz gegen ihre sonstige gemächliche Art, laut trällernd auf ihr Haus zu, während Mrs. Seymour ihr langsam folgte.

Es scheint, daß, wenn die alte Dame an diesem Abend beabsichtigte, mit ihrer Schwiegertochter eine Aussprache über die Popery herbeizuführen, diese durch die Gegenwart der religiösen Beamten Mrs. David's, Mr. und Miß Ridley, vereitelt wurde, und da Aehnliches ihr öfter begegnete, zog sie sich allmählich von dem Hause ihres Sohnes fast ganz zurück.

Margaret hatte nicht zum ersten und letzten mal den Angaben ihrer Freundin Amy ohne alle Verlegenheit widersprochen; ja sie kam in nächster Zeit in die Lage, die Berichte, welche Mrs. David ihrem Gatten, wenn er von seinen Reisen nach Kairo zurückkehrte, über die Verwendung ihrer Zeit machte, geradezu umzustoßen, was ihr dann verweisende Blicke von der Mutter zuzog. Wollte Mrs. David einen Abend schreibend verbracht haben, so erinnerte Margaret, daß ja Fred noch spät bei ihr gewesen; erwähnte die Mutter eines gemeinsamen Ausfluges mit den Kindern zur Stadt, um Einkäufe zu machen, so ergänzte sie, daß Mrs. David ja auch Mr. Ridley im Bureau besucht habe, während sie und Frank draußen warten mußten.

Mr. Seymour schien mit einer gewissen Besorgniß wahrzunehmen, daß die Aussagen Margaret's gar so oft von denen seiner Frau abwichen, und er ermahnte die Tochter in der That ein paarmal ganz schüchtern, doch nur ja nicht zu lügen, was das junge Mädchen immer in die äußerste Bestürzung versetzte, da sie sich bewußt war, die Wahrheit über alles zu lieben. Ich bemerkte, daß sie oft auf dem Punkte war, sich gegen mich über den eigenthümlichen Zwiespalt in ihrem Innern auszusprechen; aber die Dazwischenkunft Amy's verhinderte dies immer wieder und entfremdete mir Margaret's Gemüth mehr und mehr. Von Fred und seiner Schwester umschmeichelt, umgarnt, ließ sie sich allmählich ganz in den Cultus der Aeußerlichkeiten verstricken. Ihre frühere natürliche Schüchternheit wurde zur berechneten Unnahbarkeit; der Mangel an geistigem Interesse zur Verachtung des Lernens; der Stolz auf ihres Vaters bedeutende Stellung zum Hochmuth; das Bewußtsein der Familiengottseligkeit zum Pharisäerthum. Was konnte da für Margaret ein Wesen wie ich noch sein, das sie nicht liebkoste, sie zu ernstem Streben anzuhalten versuchte und seine Gebete vor keinem Muttergottesbilde verrichtete!

Bitter drängte sich mir die Ueberzeugung auf, daß meine Stellung eine unhaltbare geworden, und mit ihr der Wunsch, diesen für meine Bemühungen so ungünstigen Boden zu verlassen. Wäre nicht die Verpflichtung gewesen, Richard Marx mein Wort zu halten und Margaret nicht ohne letzten Kampf dem gefährlichen Einfluß Ridley's zu überlassen, ich würde nicht gezögert haben, gleich zu gehen. Gern hätte ich in dem Herzen des jungen Wesens gelesen; aber es war mir verschlossen. Dachte sie noch an Richard? Er schien ihrer Neigung einst gewiß gewesen zu sein, obwol ich nicht begreifen konnte, auf welche Art dieses zurückhaltende Mädchen ihn derselben versichert hatte. Empfand sie die Huldigungen Ridley's tiefer als bloße Galanterien?

Der Principal schaute schmunzelnd auf die zarten Beziehungen, die sich zwischen

seiner Tochter und dem genialen Finanzkünstler zu entwickeln schienen, und erklärte mir mehr als einmal mit freudigem Hüsteln und behäbigem Lachen, welch eine Seltenheit heutzutage ein junger Mensch sei, der einen Lebenswandel führe wie Ridley, allsonntäglich im Chorrock und Spitzenhemd Vater Brookland assistire und sogar eine Sonntagsschule für arme Knaben errichten wolle. Da sei wirklich alles dogmatisch und moralisch in Richtigkeit.

Die alte Großmutter sah indessen mit innerer Empörung und mühsam festgehaltener äußerer Freundlichkeit ihre Enkelin der Popery leibeigen werden; Mrs. David sprach sich über die Heirathscombination, welche so nahe zu liegen schien, daß alle Besucher des Hauses Ridley bereits als künftigen Schwiegersohn behandelten, nicht aus, zeigte aber keine Unzufriedenheit darüber, daß sie überhaupt allgemein Aufnahme fand, und ich — nun ich vermochte, aus welchen mir selbst räthselhaften Gründen immer, nicht anzunehmen, daß wirklich alle eigenthümlichen Vorgänge in der Familie auf nichts anderes abzielen sollten, als auf eine nahe Verlobung zwischen dem ersten Commis und meiner Schülerin. Ich war eben in diesem glaubensstarken Hause sehr ungläubig geworden.

VII.

Nun kam der langersehnte Tag, an welchem die Hauskapelle eingeweiht werden sollte. Mit Palmenzweigen geschmückt, von Heiligenbildern mit darunterhängenden Lampen umgeben, stand der Altar da, mit einem Gitter abgegrenzt, vor welchem, lang auf persische Teppiche hingestreckt, die kleine Gemeinde den Augenblick der wunderbaren Verwandlung der Hostie verbringen wollte. Am frühen Morgen, nüchtern und von Gebeten übernächtig, zog die kleine Procession, Vater Brookland an der Spitze, nach der geweihten Stätte, und da auch Margaret an der heiligen Handlung theilgenommen, fielen dann die Schulstunden aus.

Nachmittags erholte man sich am Lawn-Tennis-Spiel, zu welchem auch Mr. Leferrier zu Amy's großer Befriedigung herausgekommen. Aus den anfänglichen Redegefechten hatte sich zwischen beiden Disputanten eine gewisse Sympathie entwickelt, welche der Belgier durch kleine Geschenke an Reliquien und geweihten Osterpalmen an Amy unterhielt. Vielleicht bildete sich hier ein zweites inniges Verhältniß; wenigstens hatte es den Anschein, als würde Miß Ridley mehr und mehr überzeugt, daß selbst der Ritualismus ihren religiösen Bedürfnissen noch nicht entspräche.

Gegen Abend hatte man das Spiel aufgegeben, und Frank war gekommen, um mir mitzutheilen, daß die ganze Gesellschaft an den Strand hinunter wolle, um den Sonnenuntergang zu bewundern. Da ich nicht aufgefordert wurde, mich anzuschließen, blieb ich zuerst in meinem Zimmer und ging nach Eintritt der Kühle und Dämmerung in den Garten. Hier rief mich das Rollen eines Wagens bald ans Thor, und ich fand dort das Gefährt der alten Dame, dessen Kutscher mir die Bestellung machte, ich möge es sofort benutzen, um seine Herrin zu besuchen, die mich dringend zu sprechen verlange.

In aller Eile lief ich auf mein Zimmer, entwarf ein paar Zeilen an Mrs.

David, um meine Abwesenheit zu entschuldigen, und ging, sie in ihr Boudoir auf den Schreibtisch zu legen, wo sie dieselben sicher finden mußte.

Die Thür des kleinen Zimmers war nur angelehnt, und es schien mir einen Augenblick, als ich mich ihr näherte, daß von drinnen ein Geflüster heraustöne. Doch unbeirrt dadurch, da ich ja wußte, daß alle Hausbewohner aus waren, trat ich in das beinahe finstere Gemach und schritt langsam auf den Schreibtisch zu.

Plötzlich stand ich überrascht still. Vom Sofa an der Wand richtete sich dicht vor mir Mrs. David auf und trat mir eilig entgegen. Und nun bemerkte ich auch die Gestalt in weißem, in der Dunkelheit leuchtendem Flanellcostüm, welche lang ausgestreckt auf dem Ruhebett lag. Verlegen wich ich gerade zurück; denn es war mir peinlich, das Ehepaar in so vertraulicher Stellung gestört zu haben, als der Liegende sich, wie von heftigem Schreck ergriffen, emporschnellte und nun nicht Mr. Seymour, sondern Mr. Ridley vor mir stand.

Ein banges Verstummen folgte; dann wollte Mrs. David sich mir stürmisch in die Arme werfen; aber ich hätte sie nicht um eine Welt jetzt an mein Herz drücken können. Ich hielt ihr abwehrend den Zettel entgegen, um dessentwillen ich ahnungslos das Boudoir betreten, wandte mich dann um und stürzte aus dem Zimmer.

Im Hause irrte ich fast wahnsinnig umher, dann durch den dunkeln Garten; ich wollte fort, in die Wüste laufen. Da stand ja der Wagen, der mich zu holen gekommen. Zitternd warf ich mich hinein; mein Kopf kreiste, mein Blut hämmerte in den Adern; mühsam erstickte ich den Aufschrei in meiner Brust, in dem sich meine Verzweiflung Luft machen wollte.

Was mir die Seele im Ueberschwang mit galliger, beizender Materie füllte, als sei ein Eitergeschwür in mir aufgebrochen: es war ein Gefühl, das ich noch nie empfunden, das jammervollste, welches die elende Welt birgt: Verachtung, Ekel. Und dann faßte mich höhnisch grinsend die Fratze der Selbstironie, riß mir in scheußlichen Fetzen Glauben und Vertrauen vom Leibe, die idealischen Gewänder, in welche ich mich bisher so wohlig eingehüllt, und warf sie hinaus in die Nacht, in den Wüstensand, in die Flut, wo ich sie nie wieder ergreifen konnte.

Entblößt, verarmt, beraubt, rang ich verzweifelnd die Arme zum Himmel empor; aber der Himmel war mir stumm geworden. Was ist Gebet? — schrie es in mir — Blasphemie! — Was ist Frömmigkeit und Heiligkeit? Ein Spott, eine Posse! Was ist Frauentugend? Eine blanke Maske!

Kennst du das Leben jetzt? Weißt du, wie man Menschen und Gott betrügt?

Gott! — Hat er denn keine Blitze, die Heuchlerlippen zu versengen, die seinen Namen, sein heiliges Sakrament entweihen, die Augen zu blenden, die seinen Himmel zu suchen scheinen, während sie sündige Lust begehren?!

Ich war vernichtet. Das Gräßliche, was ich erlebt, identificirte sich so ganz mit meinem Bewußtsein, daß ich selbst die Sünderin zu sein glaubte, die sich den Anschein einer Heiligen gab. Und unter all dem Grausen, das in mir wogte, gähnte zugleich die fürchterliche, abgrundtiefe Kluft des Atheismus auf, die mein Innerstes zum leeren Raum auszuhöhlen drohte, wenn keine Rettung kam.

Ich weiß nicht, wie lange ich in halber Raserei dagelegen, während der Wagen

mich durch die Finsterniß trug, als er plötzlich hielt und ich undeutlich erkannte, daß ich mich vor Mrs. Seymour's Hause befand. Ein Diener öffnete mir das Thor und geleitete mich in das Wohnzimmer der alten Dame, in dem helle Lampen brannten und der Abendthee auf dem Tisch stand. Sie rief mir erschrocken entgegen:

„Miß Fernau, wie sehen Sie aus?! Was ist Ihnen begegnet, das Ihre Augen so starr, Ihre Wangen so bleich macht?"

Ich stammelte unzusammenhängende Worte.

„Hat Sie meine plötzliche Einladung so erschreckt?" fuhr sie fort. „Ich glaubte, Sie würden ahnen, weshalb ich Sie hergerufen. Ich habe Nachricht von Mr. Marx."

Sie langte nun einen umfangreichen Brief hervor und begann mir denselben vorzulesen. Er war schon Wochen alt und auf mancherlei Umwegen an sie gelangt. Soviel ich begreifen konnte, um was es sich handelte, denn mein Kopf war wüst und krank, schrieb Richard Marx zufrieden mit seinen Erfolgen. Obgleich ihm anfänglich in Siwa mancherlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt worden waren, hatte er sie doch zu überwinden vermocht. Mich dünkt, er erwähnte auch der mächtigen Fürsprache des Scheikhs Abu-Tâlib, welche ihm die Bahn geebnet. Seit langer Zeit beschäftigte er nun schon Hunderte von Arbeitern in den Steinbrüchen, und sobald die kühle Herbstwitterung begann, wollte er, glaube ich, mit einer Karavane direct nach Alexandria aufbrechen.

„Wir sind im Juli", sagte Mrs. Seymour, „vor November ist auf seine Rückkehr nicht zu rechnen."

„Ich werde ihn hier nicht mehr sehen", sagte ich unwillkürlich.

„Warum nicht, liebes Fräulein? Sie gedenken doch nicht, meine Kinder zu verlassen?" fragte Mrs. Seymour sehr artig, und es war mir, als läge eine gewisse Unruhe in ihren Worten.

„Ich bin in Mr. David's Hause nicht mehr an meinem Platze."

„Wegen der Popery, nicht wahr? Je nun, ich billige Ihr Verhalten in dieser Beziehung zwar; aber mit Ihnen verlöre Margaret den letzten Rückhalt einer gereinigten Lehre. Ich würde das an Ihrer Stelle nicht vergessen haben. So dürfen Sie das auch nicht vergessen."

Ich antwortete nicht. Was mich forttrieb aus jenem entsetzlichen Hause, ich durfte es der Matrone, die auf Zucht und Ehre hielt, nicht verrathen; daß ich aber nicht länger dort bleiben könne, sagte mir jeder bebende Nerv. Mrs. Seymour bemerkte, daß mein Geisteszustand ein längeres Gespräch unmöglich machte; sie befahl, mir ein Gastzimmer anzuweisen, und sagte, mich freundlich zur Gute Nacht küssend:

„Schlafen Sie nur recht lange. Ich pflege es auch zu thun, wenn ich mich unwohl fühle. Also thun Sie unbesorgt das Gleiche."

Schlafen? — Konnte ich daran denken? Der Sturm, welcher in mir raste, hatte mein Innerstes so aufgewühlt, daß Jahre des Wachens, des Denkens mir zu kurz schienen, um Klarheit und Ruhe wiederzuerringen. Dennoch begriff ich jetzt das eine, daß der Entschluß, welchen ich soeben aus meiner geistigen

Wirrniß heraus in instinctivem Selbsterhaltungstriebe Mrs. Seymour entgegengerufen, zur That werden mußte, wenn ich nicht zu Grunde gehen sollte. Mit Mrs. David und Ridley unter einem Dache zu leben, nachdem ich sie auf der schmachvollsten Schuld ertappt, war unmöglich; den beleidigenden Versuch, eine ehrlose Helfershelferin, wie Amy es war, aus mir zu machen, durften sie nicht wagen; eine abgeneigte Mitwisserin konnten sie nur unschädlich zu machen wünschen.

Mrs. David hatte freilich früher, sobald ich nur ihr Haus betrat, mit großer Schlauheit mich zu umstricken geplant; ich begriff es in diesen furchtbaren Augenblicken; was war ihre Aufforderung, Richard Marx näher zu treten, anderes gewesen als eine Falle, die mich gebunden ihr in die Hände liefern sollte; zur Zeit, als noch Cornwell die Rolle spielte, welche seitdem Ridley übernommen. Aber an meiner Ahnungslosigkeit war ihr Versuch, ein Werkzeug aus mir zu machen, abgeprallt.

Wenn ich zurückdachte an meine damalige Verblendung, an die Absichtlichkeit, mit der ich vor den fahlen Lichtblitzen, welche mich hätten aufklären sollen, meine Augen verschlossen, an meinen neulichen Entschluß, mir das Grübeln über auffällige Vorgänge ganz zu versagen und an Stelle von Gedanken nackte Thatsachen in diesen Aufzeichnungen zu vermerken: so wurde es mir klar, daß das Ehrlichsein gegen sich selbst mit dem Beschönigen des Betragens anderer nicht bestehen kann.

Und doch war es mir eine Genugthuung, in diesem Falle mit dem entehrenden Verdacht der unbestreitbaren Gewißheit nicht vorausgeeilt zu sein, ein Trost, daß nicht eigenes Denken, nein thatsächliche Beweise mir die Wahrheit unabweislich dargethan hatten. Die Scham, daß meine Einbildungskraft einer solchen Wirklichkeit gleichgekommen, blieb mir erspart; aber nicht der Schmerz, da, wo ich Ideale verkörpert zu sehen geglaubt, unter das Niveau der allerniedrigsten moralischen Anforderungen hinabsteigen zu müssen, um mich mit der Realität auseinanderzusetzen.

Mit einem mal fuhr mir, wie ein kalter Schlag, der Gedanke durchs Hirn: Du hast jetzt die Surrogate entdeckt! Wie sagte Eduard Marx, als wir schieden: „Gleisnerei für Tugend, Frömmelei für Frömmigkeit, Buhlschaft für Liebe!“

O furchtbare Erkenntniß, zerschmetternde Wahrheit! Konntest du mir nicht erspart bleiben? Mußte der zerstörende Mehlthau auf meine reinsten Illusionen fallen? „Es ist so“, würde Eduard, der finstere Weisheitslehrer, sagen, „und Sie werden lernen müssen, im Leben mit Thatsachen zu rechnen.“

Wohlan denn, es sei! Ich glaube, was er glaubt, ich verzweifle am Leben. Aber bin ich ihm dafür dankbar? Liebe ich ihn darum, daß er mir mein Alles genommen hat? Nein, nein! Dem Unheilspropheten, dem Mathematiker, der erbarmungslos mir den Schiffbruch an Hoffnung und Glauben vorausgerechnet, ihm lohne ich mit Haß und Abscheu. Wenn denn einmal nichts echt sein soll in diesem Daseinselend, dann auch sein Gefühl nicht! Was ist das für ein Mann, der einen Tempel zerbrechen muß, um auf seinen Ruinen sein Haus zu bauen! O er soll mir diesen schändlichen Triumph bezahlen! Wenn ich die Familie verlasse, in der ich aus einem unerfahrenen, glaubensfrohen Kinde ein enttäuschtes, zweifelndes Weib geworden, soll es nicht sein, um in die Heimat zurückzukehren

und ihm zu bekennen, daß ich in der Lebensschule seine Philosophie gelernt. Fort von hier will ich allerdings — aber nur, um in noch weiterer Ferne das Elend meiner Erkenntniß zu verbergen.

Doch wenn ich gehe, was wird aus Margaret, die in der erstickenden Atmosphäre des Lasters fortleben, sich als Mittelsperson abrichten lassen, den Vorhang darstellen soll, hinter dem so Entsetzliches geschieht? Wie, wenn Ridley's absichtliche Huldigungen gegen die Tochter, welche darauf berechnet sind, jeden Verdacht über seine Beziehungen zu der Mutter einzuschläfern, des Kindes Herz für ihn erregt hätten, wenn sie mit ihrem Frieden büßen müßte für das Verbrechen anderer!?

O des Jammers! Ist es nicht genug, daß dies Weib ihren Gatten betrügt; muß sie auch noch ihres Kindes reine Seele vergiften! Und wenn Margaret einst zu ahnen beginnt! Wenn ihr das Mutterbild, die wahre Jungfrau Maria des Kindesherzens, dessen Vater der Heilige Geist, sich umnebelt, erbleicht? Gibt es keinen Ausweg sie zu retten? Könnte sie fort mit mir in reinere Lebensluft! Aber man wird sie nicht lassen.

Der Morgen graute schon, als ich noch mit thränenlosen Augen, überwachtem Hirn auf dem Bett saß, in welchem ich keinen Augenblick Schlummer gefunden. Bald sollte ich vor Mrs. Seymour treten, durfte sie nicht ahnen lassen, welch eine Nacht ich zugebracht, und mußte die Spuren derselben daher vertilgen.

Körperlich erfrischt durch kalte Waschungen, betrat ich später ihr Wohnzimmer, um Abschied zu nehmen. Sie aber ließ mich nicht gleich fort, da sie noch manches mit mir zu besprechen hätte.

„Ich habe überlegt", fing sie, nachdem das Frühstück vorüber war, an, „daß ich diesmal von meinem Princip, zu Fremden nie über intime Familienverhältnisse zu sprechen, bis zu einem gewissen Grade werde abweichen müssen, um Ihnen meine gestrigen Andeutungen zu erklären. Sie haben mir gesagt, Ihr Platz sei nicht länger in meines Sohnes Hause, und der Grund dafür ist mir nicht im mindesten zweifelhaft. Ich pflege mich in solchen Dingen überhaupt nicht zu irren. Meine Schwiegertochter hat von jeher einen ausgesprochenen Hang zu hochkirchlichen Doctrinen gehabt und nach und nach meinen Sohn dazu bekehrt. Wie wehe das meinem Herzen thut, das so fest an den neununddreißig Artikeln unserer anglikanischen Kirchenverfassung hängt, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Seitdem nun die Ridleys ins Haus gekommen, ist die ritualistische Richtung noch schärfer betont worden, und ich sehe mit Schrecken den Augenblick herankommen, in welchem unsere gutprotestantische Familie durch den Gang nach Rom allen ihren Traditionen entfremdet werden und an Ansehen einbüßen wird. Möge der Herr nur in seiner Gnade geben, daß der Entschluß zu diesem papistischen Greuel nicht vor der Stunde reife, da die Posaune des Weltgerichts tönen wird!"

Ich schwieg, da ich in den prophetischen Ton heute weniger als je einzustimmen vermochte, und sie fuhr nach einer Pause fort:

„Sie stehen, liebes Fräulein, gewissermaßen den einleitenden Schritten zur Ausführung dieses Planes im Wege. Mein Sohn ist einer der besten Menschen, welche die Welt trägt; meine Schwiegertochter, abgerechnet ihre religiöse Verkehrtheit, ein vortreffliches Wesen; sie haben beide bisher davor zurückgeschreckt, Ihnen

zu kündigen, obwol schon lange, ich muß es Ihnen offen sagen, Mr. Brookland die ernstesten Bedenken gegen Ihre Lehrmethode, die eine profane und unbiblische sei, die Ridleys gegen Ihren moralischen Werth, Mr. Leferrier gegen Ihre rationalistische Richtung vorgebracht haben.

„Bitte, lassen Sie mich ausreden! Daß ich Ihnen dies alles mittheile, beweist schon, daß ich nicht unbedingt an das glaube, was man gegen Sie vorbringt, trotzdem es auch mir sehr peinlich aufgefallen ist, daß Sie den Kindern letzthin vom Aprilschicken in Deutschland erzählt, sie also gewissermaßen ermuthigt haben, sich an Lügen zu ergötzen. Nun aber hat mir mein Sohn mitgetheilt, daß Margaret's und Frank's Wahrheitsliebe ihm in der jüngsten Vergangenheit zweifelhaft geworden sei. Das Mädchen hat ein paarmal den Angaben ihrer Mutter und der Ridleys über einzelne Vorkommnisse im Hause widersprochen, der Knabe plaudernd seinem Vater Dinge berichtet, welche beinahe Verleumdungen gegen seine Mutter waren. Meine Schwiegertochter hat, obgleich ungern, doch zugegeben, daß sie befürchte, Sie suchten ihre eigenen Kinder gegen sie aufzuhetzen. Es ist im Werk, wie mir mein Sohn, der noch gestern Abend, nachdem Sie schon zur Ruhe gegangen waren, in großer Eile bei mir vorsprach, anvertraute, um Ihren Einfluß aufzuheben, Margaret in die klösterliche Anstalt in England zu senden, in welcher Miß Ridley erzogen wurde, und Frank in Belgien in einem Jesuitencolleg unterzubringen, das Mr. Leferrier empfiehlt. Sie können denken, wie schwer es meinem Sohn werden würde, sich von den geliebten Kindern zu trennen. Doch gerade gestern Abend hatte Mrs. David ernstlich in ihn gedrungen, sein Gewissen nicht damit zu belasten, daß er Ihnen ferner Einwirkung auf den Wahrheitstrieb der Kinder gestatte. So stehen die Sachen jetzt. Führen Sie ihren gestrigen Plan aus und kündigen meinem Sohn Ihren Contract, so wird man die Gelegenheit nicht ungern ergreifen, sich von jeder Verpflichtung gegen Sie zu befreien, während im andern Falle die zweijährige Dauer jener Abmachung doch eine gewisse pecuniäre Zurückhaltung auferlegt."

„Wie, Sie meinen, daß Mr. David wegen der paar Pfund mehr oder weniger mit seinem Gewissen markten könne!" rief ich ironisch, ohne weiter auf die Mittheilungen der alten Dame einzugehen, über deren Inhalt ich mich nicht im geringsten wunderte.

„Mein Sohn wird durch die neuen Unternehmungen in seinen Finanzen stark beansprucht", entgegnete sie. „Er wird nächstens nach Brüssel reisen müssen, um stockende Zahlungen des Crédit universel durch seine Gegenwart dort energisch einzutreiben; was ihn noch zurückhält, ist der Wunsch, Mrs. David den Schmerz der Trennung von ihm zu ersparen. Wenn ich ihm Ihren Entschluß, fortan jeder Unwahrheit abzuschwören, gewährleisten könnte, dürfte er schwerlich darauf bestehen, sich Ihrer zu entledigen; wenn Sie aber selbst erklärten, gehen zu wollen, würde er wol die Kinder auf die Reise mitnehmen, um sie an ihre Bestimmungsorte zu bringen.

„Ich werde gehen."

„Wie!" rief sie sehr erstaunt. „Ich habe Ihnen ja alles dies nur gesagt, damit Sie in sich gehen und bleiben. Liegt Ihnen denn das geistliche Wohl

der Kinder gar nicht am Herzen? Wollen Sie sie der Popery anheimfallen lassen?"

„Ich habe die Ueberzeugung, daß es, namentlich für Margaret, gut ist, wenn sie ihre Erziehung außerhalb des väterlichen Hauses beendet."

„Sie meinen, wegen Ridley's Neigung zu ihr? Es ist wahr, er tritt schon zu deutlich mit seinen Absichten auf ihre Hand hervor. Aber bedenken Sie eine nonnenhafte Erziehung, Ohrenbeichte, Madonnencultus!"

„Das alles wird Margaret vielleicht Amy Ridley ähnlich machen", sagte ich seufzend. „Aber dennoch, selbst auf diese Gefahr hin — sie muß fort."

„Und Francis, Ihr Liebling, soll zu den Jesuiten", schrie sie fast.

„Es thut mir sehr, sehr wehe, Mrs. Seymour, doch wo gäbe es deren nicht? Und die im Ordenskleide sind vielleicht nicht die schlimmsten."

„So wollen Sie also wirklich die Kinder Ihrer persönlichen Empfindlichkeit opfern! Ist das christlich gedacht? Könnten Sie nicht wenigstens das eine Jahr, welches die Welt noch stehen wird, an Ort und Stelle bleiben, um den Abfall zu verhüten?"

„Ein Jahr würde die bestehenden Elemente des Unheils schlimmer machen", sagte ich, peinlich berührt von ihrem Drängen.

Sie erhob sich unwillig. Ihre Miene, die während unserer Unterredung bald hell, bald finster gewesen, war jetzt vollständig düster geworden.

„Gehen Sie denn Ihren Weg, es ist der des Fleisches", sagte sie streng. „Es wird das böse Gewissen sein, das Sie forttreibt. Sie haben die Kinder absichtlich lügen gelehrt, ich glaube es jetzt. Ich hätte das nie gethan. Ich würde mich an Ihrer Stelle ganz anders benommen haben."

„Vielleicht würden Sie das nicht sagen, Mrs. Seymour", entgegnete ich, „wenn Sie in meinem Herzen lesen könnten, warum ich so handle. Ich bin mir bewußt, recht zu thun."

Sie entließ mich ungnädig, und ich eilte zum Bahnhof, um noch vor Mittag draußen in der Villa zu sein. Mrs. Seymour's Andeutungen darüber, daß die Kinder aus dem Hause sollten, wenn ich ginge, hatten den Ausschlag gegeben. Eine kurze Auseinandersetzung mit Mrs. David mußte genügen, uns alle drei aus dem furchtbaren Bann zu erlösen, und es blieb mir dann nur noch übrig, ein anderes Unterkommen zu suchen, wo ich mein schwer, vielleicht unheilbar verletztes Empfinden bergen konnte.

Es war ein glühendheißer Julitag, und ich traf später vor dem Gartenthor ein, als ich erwartet hatte. Ferik öffnete auf mein Klingeln, und gleich eilte auch Frank herbei, der, mit einem kleinen, scharfen Spaten bewaffnet, an seinem Beet geschafft hatte.

„Wie geht es dir?" fragte ich ihn, als er mich herzlich begrüßt. „Bist du auch artig gewesen?" Die Frage war oft nothwendig und kam mir mechanisch auf die Lippen.

„Je nun", entgegnete er, „ich weiß nicht so recht. Mutter hat mich gestern zur Strafe früh zu Bett geschickt."

„Zur Strafe, wofür?"

„Weil ich Ihnen gesagt hatte, sie würden alle nach dem Strande gehen. Das soll nicht wahr gewesen sein. Aber Mutter bekam zuerst Kopfschmerz und ging zurück, als wir andern schon im Garten waren, und Mr. Ridley erinnerte sich auch erst unterwegs an den Brief, den er noch schreiben mußte. Wie habe ich denn da gelogen? Sagen Sie mir's doch!"

„Wo ist deine Mutter?" fragte ich hastig.

„An ihrem Briefkasten."

„Was meinst du damit?"

„Ja, wissen Sie denn nicht, daß ich die Briefe ins Nebenhaus nicht mehr besorgen darf, weil ich Pa' gesagt, daß Fred's Name daraufsteht und nicht Amy's. Jetzt steckt sie Mutter selbst dicht am Boden unter die Blattstumpfe der großen Banane und Mr. Ridley holt sie von dort."

„Weshalb sagst du so etwas?"

„Warum soll ich nicht? Es ist ein hübscher, grüner Briefkasten. Eben jetzt, sowie Vater fort war, ging Mutter wieder hin. Ja, der Briefträger hat nichts mehr zu thun."

Er lachte und zog mich in der Richtung nach dem Bananendickicht über die schattenlosen Wege. Es konnte nichts ausmachen, ob ich Mrs. David noch einmal, zum letzten mal, ertappte; ich folgte also dem kleinen Verräther, ohne zu zaudern, obwol die drückende Hitze fast unerträglich war. Hinter uns schlenderte Ferik.

Als ich einen Augenblick stillstand, um mir die heiße Stirn zu trocknen, sagte Francis lachend:

„Sie sollten eigentlich immer um Mittag spazieren gehen, Fräulein."

„Weshalb, mein Frank?"

„Weil dies die Schlangenstunde ist und die Ridleys Sie die deutsche Schlange nennen."

Ich entgegnete nichts.

„Ich glaub's aber nicht", tröstete er, mich treuherzig mit seinen klaren, braunen Augen ansehend, „Sie sind gut. Doch sehen Sie, da blinkt schon Mutters Kleid durch die Bäume. Holla, was ist das? Warum schreit sie so?"

In der That hörte man plötzlich ein wildes Angstgekreisch, und als wir näher eilten, erblickten wir Mrs. David, aus deren Purpurwangen alles Blut gewichen schien, wie festgewurzelt neben der großen Banane stehen, die Arme gen Himmel gehoben, die Augen rollend — und vor ihr im Wegsande, auf dem geringelten Schwanz sich balancirend, züngelnd und zischend eine jener grangrün gesprenkelten Vipern, die in Ramleh so häufig sind.

Wir blieben, aus Leibeskräften schreiend, in einiger Entfernung diesseit des gefährlichen Thieres stehen, und Frank, den ich krampfhaft bei der Hand ergriffen, schwang seinen Spaten.

„Fliehen Sie", schrie ich der Besinnungslosen drüben zu, „nach jener Seite, rasch, rasch!"

Sie regte sich nicht; die Schlange aber, durch den Lärm, den wir hinter ihr machten, beunruhigt und gereizt, wandte sich mit Windesschnelle und glitt in der Richtung auf uns zu.

„Ferik, Ferik", schrie Francis, als ich ihn in meine Arme riß, aus denen er sich loszuringen suchte. „Lassen Sie mich, Fräulein, ich versetze ihr eins mit dem Spaten, lassen Sie mich!"

Ich wandte mich, mit dem starken Knaben ringend, der furchtbaren Gefahr zu entfliehen. Schon glaubte ich das Zischen hinter mir zu hören, die kalten Ringe um meinen Fuß zu fühlen, den Biß in die Kniekehle, unter dem ich zusammenbrach — da tönte ein helles Pfeifen hinter uns, monoton, aber rhythmisch ein Murmeln, ein Singen.

„Ferik", jubelte Frank, der über meine Schulter zurückzublicken versuchte. „Bleiben Sie ruhig stehen, Fräulein, Sie können mich großen Jungen ja doch nicht lange tragen! Sehen Sie nur, sehen Sie nur! Er verzaubert sie!"

Er glitt auf den Boden und riß mich herum. Ein Blick zeigte mir, daß für den Augenblick weder für uns noch für Mrs. David, die noch regungslos, mit verzerrtem Gesicht an die Banane gelehnt stand, etwas zu fürchten sei. Zwischen uns war der schlanke Beduine aus den Gebüschen am Wege hervorgeschlüpft und stand jetzt, den Blick aus kohlschwarzen Augen starr und bohrend auf das dreieckige Schlangenhaupt gerichtet, auf den braunen Fingern pfeifend, vor dem Reptil, das beinahe auf der Schwanzspitze, züngelnd und wedelnd wie ein Hund, vor ihm tänzelte, offenbar in einen Freudenrausch verzückt. Beinahe an Ferik's nackte Brust schlug zärtlich die scharfe Pfeilzunge, in seinen weiten Aermel schlüpfte liebkosend das gehörnte Haupt. Da warf er sich plötzlich zurück, und, die Arme in der Luft schwingend, begann er rauhe, heisere Worte zu murmeln, mit langgezogenen Tönen vermischt, als wären es feierliche Beschwörungen. Und siehe da, das scheußliche Thier zog rasch, wie vor einem Regenschauer, den Kopf ein und rollte sich fast am Boden hin, daß nur der Hals sich noch emporreckte und der weißliche Bauch glitzernd aufschwoll.

Von schauderndem Staunen ergriffen, stand ich festgebannt. Längst hatte Frank seine Hand aus der meinen befreit. Und nun, mit eins sauste etwas durch die Luft und über die Schlange hin, daß sie zusammenknickte; neben mir aber rief eine helle, frohe Stimme: „Da hast du's! Ist dir schon recht! Hurrah, der Kopf ist ab!"

Ferik hielt uns an der Schwanzspitze die von Frank's Spaten getroffene, blutende Viper entgegen, deren giftgeschwollener Kopf in der That nur noch an einem Stück Haut hing.

Im Augenblick, als ich den Drachentödter jubelnd in meine Arme schloß, sank drüben seine Mutter mit einem furchtbaren Schrei zusammen. Ferik und ich eilten auf sie zu. Sie lag unter der Banane, ohnmächtig, entstellt; unter ihrem rechten Handgelenk klebten Blutstropfen.

Um Gott, war sie gebissen worden, ehe wir kamen?

Ich warf mich auf sie, riß die Hand an meinen Mund.

„Zu spät" murmelte Ferik, mich fortreißend. „Ins Haus mit dem Weibe, das Allah's Zorn getroffen!"

Wir trugen sie, der Beduine und ich, der Villa zu, von der jetzt Margaret und Amy, gefolgt von den Dienstboten, durch unser Schreien erschreckt, heraneilten.

Frank war zurückgeblieben; er wollte sich, trotz unserer Rufe, von seinem Opfer noch nicht trennen.

Eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung folgte; Margaret's Weinen zerriß mir das Herz; Amy raufte sich das Haar und schlug ein Kreuz über das andere. Wir brachten die besinnungslose Frau in ihr Schlafzimmer, sandten nach dem nächsten Arzt, ich holte Salmiak, Ferik zerdrückte Kräuter auf der kaum nadelstichgroßen Wunde.

Jetzt kam Frank, die todte Viper nach sich ziehend, durch den Garten. Er hielt sie bei der Schwanzspitze, und der lange Körper schweifte wie ein biegsames Seil im Sande nach.

„Wenn Mutter die Bestie todt sieht, wird sie sich gleich erholen", rief er mir lustig entgegen, als ich seinem Triumphzuge auf der Veranda ein Ende machte.

„Deine Mutter ist sehr krank, mein Frank; laß jetzt die Schlange und komm mit!"

„Hier habe ich auch den Brief", sagte er geheimnißvoll. „Er war der Mutter aus der Hand gefallen. Wollte die Schlange ihn vielleicht lesen, als sie sie erschreckte?"

Ich riß ihm das Blättchen aus der Hand und verbarg es, damit zu allem Unheil es nicht noch gefunden würde. Dann eilte ich wieder in Mrs. David's Zimmer und half sie zum Bewußtsein zurückbringen. Sie klagte sofort, als sie die Augen aufschlug, über gräßliche Schmerzen im Vorderarm und den Fingern, und bald sahen wir die blaurothe Geschwulst deutlich steigen und hart werden.

In unbeschreiblicher Angst harrten wir des Arztes. Er kam nach Stunden erst, mit ihm zu gleicher Zeit Mr. Seymour und Mr. Ridley, ein wenig später die alte Dame. Als der Arzt die von Frank erlegte Schlange sah, bemerkte er sehr ernst:

„Sieh da, Cerastes, die Hornviper, die schon in den Hieroglyphen figurirt. Der Biß hat die Pulsader getroffen."

Ich erkannte sofort, daß er den Unfall für sehr gefährlich hielt; anders der Principal, welcher mit bleichen Lippen doch sein „Alles in Richtigkeit" zu murmeln versuchte und getreulich Kataplasmen auflegte, die Geschwulst zu lindern.

Der Arzt, welcher nichts unversucht lassen wollte, was seine Praxis ihm in ähnlichen Fällen als zweckmäßig bewährt, befahl, die Kranke, die sich in furchtbaren Schmerzen wand, mit Alkohol zu berauschen, da Haschisch, zu welchem Ferik gerathen, nicht im Hause zu finden war. Es war mir unmöglich, im Zimmer zu bleiben, als nun Mrs. David mit glühendem Kopf, die Augen rollend, in wildem Delirium sich von einer Seite des Bettes, wo ihr Mann saß, zur andern, die Ridley einnahm, herumwarf, beiden gräßliche Worte ins Gesicht sprudelnd und schäumend, welche dem Munde einer Megäre zu entstammen schienen. Wir Frauen verließen das Zimmer und drängten uns draußen in eine lebende Gruppe zusammen; Frank schluchzte in einer Ecke, Margaret rang stumm die Hände und stürzte immer und immer wieder zu Thür, einen Laut von der geliebten Mutter aufzufangen.

Zuweilen kam Mr. Seymour zu uns heraus.

„Sie redet den größten Unsinn", bekannte er. „Aber es geht besser, und ich bin gewiß, morgen, morgen — wird alles in Richtigkeit sein. Vielleicht aber wäre es doch gut, wenn man, hm, hm — ja, wenn man nach Vater Brookland schickte."

„Gewiß", schrie Amy. „Sie muß beichten, darf nicht ohne Absolution von dem geweihten Priester —"

Ridley erbot sich, Vater Brookland zu holen. Die Lage am Sterbebett mochte ihm doch wol unerträglich werden.

Die Kranke wurde bald nach seiner Abfahrt ruhiger, der Alkoholrausch verflog; doch alle ihre Extremitäten waren geschwollen und hart, das Athmen beschwert, der Kopf kalt. Sie ließ uns zu sich rufen, und wir standen rathlos um ihr Bett.

„Es ist aus", stöhnte sie, „schreit mit mir um Erbarmen! Meine Kinder — bringt sie in Jesu Namen auf! David, Dank für deine Liebe und Treue! Vergib mir! Mutter, du bist rein, bete für mich!"

„Hast du mir nichts zu sagen?" schrie Amy und warf sich auf die Sterbende.

„Du thatest es kaltblütig, um Gewinn", röchelte sie fast unverständlich, „und mein Blut war Feuer; geh!"

Amy's Küsse erstickten ihr das Bekenntniß wie den Vorwurf auf den blauen Lippen.

„Miß Fernan", stöhnte sie, sich halb aufrichtend und zu mir gewendet — „Vergebung! Verlassen Sie meine Kinder nicht! Bewahren Sie Margaret! — Er darf sie nicht — Sie wissen — er darf nicht! Wo ist Fred? — Er soll mir schwören! Mein unschuldiges Kind! — o Gott, nur er nicht! — David, gib mir die Bibel! Wo sind die Gebote? Ich sehe sie nirgends an der Wand! — Das eine, das schwerste — warum hab' ich es verlöscht?"

Sie starb, ehe Mr. Brookland und Ridley eintrafen. Wir lagen alle auf den Knien, und heiße Gebete schwangen sich auch aus meiner Brust auf. Der richtende Gott war mir heute offenbar geworden; an den erbarmungsvollen wandte sich mein Flehen für die Sünderin.

VIII.

„Eine Heilige mehr im Himmel!" Das war das Thema von Vater Brookland's Grabrede, in welcher er die Meinung zu erhärten strebte, daß die alte Schlange aus dem Paradies in ihrer blinden Wuth darüber, daß diese Tochter Eva's in den Apfel der Sünden zu beißen verweigert, sie den Giftzahn habe fühlen lassen.

Eine große Trauerversammlung umstand das offene Grab und lauschte tiefergriffen durch die Thatsachen den schwächlichen, trockenen Worten des Geistlichen. Das Seymour'sche Familienleben hatte bis in die letzte Zeit in fern stehenden Bekanntenkreisen, obwol manche der nähern Freunde sich über die große Intimität mit den Ridleys wundern mochten, als ein so tadellos vollkommenes gegolten, daß dieser plötzliche, furchtbare Tod einer treuen Gattin, zärtlichen Mutter und

frommen Christin als ein namenloses Unglück für die Ihrigen beklagt wurde. Besonders erregte Margaret's Kummer das tiefste Mitgefühl; Frank's kindliches Gemüth fand Ableitung für seinen Schmerz in dem Stolz, die Schlange getödtet zu haben, die seine Mutter gebissen. Er wurde nicht müde, allen theilnehmenden Seelen sein Abenteuer zu erzählen, und nur mit Mühe hatte ich von ihm erlangt, daß er über den Briefkasten schwieg, da er jetzt, so erklärte ich ihm mein Verbot, keinen Scherz treiben dürfe.

Mr. Seymour ertrug seinen Verlust mit mehr Fassung, als ich geglaubt hätte; ein paarmal ertappte er sich selbst auf dem Versuche, Tröstungen mit seinem Wahlspruch „Alles in Richtigkeit!" zu beantworten, und biß sich dann verlegen hüstelnd auf die Lippen. Er schien es mit seiner Pflicht als gottergebener Christ im Einklang zu finden, sich die über ihn verhängte Prüfung nicht zu schwer anfechten zu lassen, und sprach Trank und Speise wie in seinen glücklichsten Tagen zu; ja des Abends sah ich ihn sogar zuweilen leise nicken, während die Hausgenossen schweigend oder flüsternd um ihn saßen.

Die alte Dame erfüllte mit vieler Würde und großem Anstand die Pflichten, welche ihr als Familienoberhaupt aus diesem Trauerfalle erwuchsen. Sie wählte die schwarzen Stoffe für das Dienstpersonal, ließ alle Bilder der Verstorbenen mit Krepp verschleiern, redigirte den Druck und bestimmte die Breite des Trauerrandes der Anzeigen, welche in Menge ausgesandt wurden. Ohne weiteres war sie von der Stadt in die Villa ihres Sohnes übergesiedelt, und hier thronte sie nun, in ihrer alten, unveränderten Witwentrauer inmitten der neuen schwarzen Gewänder, in welche wir uns hüllten, und tröstete die Betrübten mit der Aussicht auf ein baldiges Wiedersehen beim nahen Weltgericht. Mr. und Miß Ridley waren natürlich tief gebeugt und niedergeschmettert durch den Tod der Frau, auf deren leidenschaftliche Wallungen sie mit so vielem Erfolge ihr behagliches Parasitendasein gegründet hatten. Das Regiment der alten Dame verhieß ihnen in keiner Weise eine Fortsetzung jener Existenz und schnitt ihnen den Einfluß, welchen sie sich in Mr. David's Hause angemaßt, kurzweg ab. Kaum, daß Mrs. Seymour, welche jetzt den Sohn lenkte, wie es früher dessen Gattin gethan, Ridleys das Nebenhaus als Wohnung ließ, worin sie sich so warm eingenistet hatten; von Einladungen und Proviantsendungen war nicht mehr die Rede. Der erste Commis wurde auf seine geschäftlichen Beziehungen zum Principal beschränkt und war ziemlich bescheiden geworden. Amy zeigte ebenfalls nach ihrem Sturz als Dictatorin ganz auffallende Demuth. Selbst ihre religiösen Anschauungen schienen sich gemäßigt zu haben: wenigstens traten sie in keiner Weise mehr schroff hervor, und ihre Sympathie für Leferrier verschwand anscheinend ganz. Die Verhältnisse im Seymour'schen Hause waren durch den Tod der frühern Herrin in der That für den Augenblick normal geworden; nur lag die Vermuthung nahe, daß die Geschwister Ridley sich auf die Dauer nicht mit ihrer neuen Lage begnügen und alle Mittel aufbieten würden, die ehemalige einträgliche Machtstellung wiederzuerringen, wenn auch jetzt freilich unter wesentlich andern Bedingungen.

Daß mein Verbleiben im Hause, welches durch die letzten Worte der Sterbenden fast zu einer Verpflichtung für die Familie wie für mich geworden, Ridleys

nur ein Dorn im Auge sein konnte, dessen war ich mir bewußt, doch zugleich fest entschlossen, Margaret und Francis zur Seite zu bleiben. Ich konnte ihnen ja unendlich viel mehr Liebe bieten als jede Fremde; ja es wollte mich sogar bedünken, daß ich im Stande sein würde, meine Schmerzenskinder gegen Angriffe auf ihr Zukunftsglück wirksam zu schützen. Der Sinn jener verzweifelten Worte, mit denen die Verscheidende mich beschworen hatte, Margaret vor der Berechnung Ridley's zu retten, konnte nur sein, daß Mrs. David selbst ihn der frevelhaften Absicht für fähig hielt, der Gatte ihrer Tochter werden zu wollen, daß sie mir die Macht zutraute, vermöge dessen, was ich wußte, Margaret gegen ihn erfolgreich vertheidigen zu können. Sonderbare Fügung, daß meine Entdeckung des schmachvollen Geheimnisses, welche dieser Frau so bedrohlich erschienen war, wenige Stunden später ihr zum Rettungsanker wurde, an den sie die Hoffnung für ihres Kindes Heil knüpfte, daß sie die Gegnerin zur Vollstreckerin ihres letzten Willens erwählen mußte! Die Aufgabe, welche die sterbende Mutter mir gestellt, gab mir nicht nur das Recht, nein sie machte es mir sogar zur Pflicht, mich für den möglicherweise bevorstehenden Kampf mit Ridley zu waffnen, und ich stand daher nicht an, den Brief, den Frank an der Banane aufgelesen und mir gebracht, zu diesem Zweck sorgfältig aufzubewahren, obwol mir die alleinige Berührung des Papiers, dessen Inhalt, den ich nicht wiederholen mag, den klarsten Beweis nicht nur für die Schuld des sündigen Paares, sondern sogar für die niedrige Speculation der Geschwister auf Mrs. David's Börse bot, schaudernden Ekel einflößte. Wenn ich bedachte, daß die Ridleys nur durch Rücksicht auf äußere Vortheile dazu bestimmt worden waren, dem Begehren der leidenschaftlichen Frau zu entsprechen, welches Fred die Rolle des feurigen Liebhabers, Amy diejenige der Helfershelferin aufzwang, erschien mir Mrs. David beinahe in milderm Licht als jene; denn bei ihr hatte heißes Blut, bei den Geschwistern kalte Berechnung das Verbrechen erzeugt und genährt. Allen dreien gemeinsam war freilich die Heuchelmaske, welche sie über ihren Fehl gezogen, nicht nur ihn zu verhüllen, nein, ihn mit dem gleisnerischen Schein der Heiligkeit zu umkleiden. Ich merkte wohl, wie Ridley spähte, den Verbleib jener Zeilen zu entdecken, von denen er annehmen mußte, daß Mrs. David sie in dem Augenblick aus ihrem Versteck gezogen, in dem das Reptil, durch ihre Bewegung vom nahen Boden, wo es unter abgefallenen Blättern gelegen haben mochte, aufgeschreckt, sie gebissen hatte. Da Frank, Ferik und ich den Platz zuerst betreten, schien es ausgemacht, daß einer von uns das Papier gefunden haben mußte, im Fall Mrs. David keine Zeit gehabt, es zu vernichten, und dies letztere war wenig glaublich. Ich konnte nicht verhindern, daß der Commis, der noch täglich bei uns vorsprach, um seinem Principal oder den Kindern Beileid und Theilnahme zu bezeigen, auf geschickte Weise den Knaben ausholte, und wirklich bemerkte ich nach einiger Zeit, daß dies geschehen sei; denn Frank selbst befragte mich darüber, was ich mit dem Briefe gethan, den die Schlange lesen wollen.

Ich wich einer geraden Antwort aus und glaubte damit die Sache abgethan, als eines Abends, indem ich allein durch den Garten ging, Ridley mir den Weg vertrat und halblaut sagte:

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Miß Fernau."

„Ich höre."

„Sie besitzen, wie ich weiß, ein Blatt Papier, das Mrs. David an ihrem Todestag verloren."

„Was meinen Sie damit?"

„Ich brauche mich nicht deutlicher zu erklären. Frank hat mir gestanden, daß er es Ihnen gebracht habe. Vernichtet haben Sie es natürlich nicht. Darf ich fragen, was Sie damit beginnen wollen?"

„Ich muß die Antwort weigern."

„Sollten Sie beabsichtigen, das Andenken der Verstorbenen in den Staub zu ziehen, indem Sie Mr. David Verhältnisse enthüllen, die er nicht ahnt? Welcher Vortheil kann Ihnen daraus erwachsen? Glauben Sie, daß er Sie deshalb zur Nachfolgerin seiner Gattin machen wird?"

„Mr. Ridley, sie ist noch nicht einen Monat unter der Erde", rief ich, empört über die cynische Frage.

„Sollten Sie ihr so hohe Pietät bewahren? Nein, nein, davon ist nicht die Rede. Erlauben Sie mir indeß, Ihnen zu sagen, daß Mr. David der reiche Mann nicht ist, für den Sie ihn halten."

„Verschonen Sie mich, Mr. Ridley."

„Er steckt bis über die Ohren in finanziellen Schwierigkeiten, Sie dürfen mir's glauben. Also lohnte Ihr Spiel kaum."

„Es war nie beabsichtigt."

„Nun, so geben Sie mir den Brief heraus."

„Ich habe nicht zugestanden, daß er in meinem Besitz ist."

„Gleichviel, ich weiß es."

„Und wenn es wäre, ich würde ihn nicht ausliefern."

„So wollen Sie also Kampf?"

„Sie haben ihn ja längst begonnen."

„Täuschen Sie sich nicht über die Tragweite meiner Drohung."

„Ich bin von Ihnen auf alles gefaßt."

„Sie werden Ihren Trotz bereuen."

Er ging und ließ mich in großer Aufregung zurück. Sonderbar, ich hatte lange gewußt, daß der Boden unter mir von den Ridleys unterminirt war, und doch erschreckte mich die offene Kriegserklärung noch!

Es war freilich nur, weil ich meine Waffe nicht für die Vertheidigung meiner selbst gebrauchen mochte. Daß Ridley's Streben hauptsächlich darauf gerichtet sein würde, sich des Briefes zu bemächtigen, darüber konnte kein Zweifel sein, und die Schwierigkeiten, welche etwaige Helfershelfer dabei zu überwinden gehabt hätten, wären nicht groß gewesen. Die Villa lag offen und frei da; die allgemein herrschende Sicherheit veranlaßte ihre Bewohner, die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln gegen Einbruch und Diebstahl zu vernachlässigen. Andererseits konnten die Dienstboten, während ich im Schulzimmer war, meine Stube leicht betreten, und John, dem Mitwisser der frühern Vorgänge, durfte man wol zutrauen, daß er auch vor dem Gebrauch eines Nachschlüssels nicht zurückschrecken würde. Ich beschloß also

aus Vorsicht, das Blatt Papier auf meinem Körper verborgen zu halten, bis ich ein ganz sicheres Versteck dafür ausfindig gemacht, und trug es nun in einem Medaillon auf der Brust, als wäre es ein kostbares Andenken gewesen.

Ridley's unverschämte Andeutungen hatten mich darauf aufmerksam gemacht, daß in der That Mr. Seymour über seine sonst so hoch gepriesenen finanziellen Unternehmungen in der letzten Zeit recht still geworden war. Noch immer hatte er mit Leferrier und dem Commis in seinem Zimmer lange Unterredungen; aber er trat aus ihnen oft mit umdüsterter Stirn und trüben Augen hervor und vermochte dann nur mühsam, auf die theilnehmenden Fragen seiner Mutter sein übliches „Alles in Richtigkeit!" zu murmeln.

Es fiel mir auch auf, daß allmählich diese geschäftlichen Verhandlungen aus dem Haupt- ins Nebenhaus verlegt wurden, und daß Mr. Seymour nach einiger Zeit begann, seine Abende oft bei den Geschwistern zu verleben, ja auch Margaret nach drüben mitnahm.

In meinen Beziehungen zu dem jungen Mädchen war in den Monaten, welche dem Ableben ihrer Mutter und der anfänglichen Entfremdung von Ridleys folgten, ein befriedigender Wechsel eingetreten. Margaret schloß sich mit mehr Herzlichkeit an mich, seitdem sie durch die Abschiedsworte der Scheidenden gewissermaßen auf mich angewiesen worden, und zuweilen durfte ich hoffen, daß sie mir ihr schwer zugängliches Gemüth in vertrauender Freundschaft eröffnen werde. Als der Verkehr mit dem Nebenhause wieder lebhafter wurde, hatte ich geglaubt, sie würde sich mir abermals entfremden; doch war dies nicht der Fall; sie schien im Gegentheil größere Intimität mit mir zu suchen, obwol sie mir nie in deutlichen Worten sagte, daß ich ihr lieb geworden sei. Ja zuweilen trat inmitten herzlichen Geplauders ein kalter Ton über ihre Lippen; oder die Hand, welche mich eben geliebkost, machte plötzlich eine abwehrende Bewegung. Es war ihr indessen beinahe zur Gewohnheit geworden, abends, ehe ich einschlief, noch in mein Zimmer zu schlüpfen und sich ein Weilchen auf mein Bett zu setzen, um sich in ungezwungenen Gesprächen mit mir zu ergehen. Mehrmals schon hatte sie bei solchen Gelegenheiten das Medaillon bemerkt, welches ich Tag und Nacht auf der Brust trug, war aber immer zu discret gewesen, nach seinem Inhalt zu fragen. Endlich sagte sie eines Abends, als fasse sie einen raschen, nicht ganz leichten Entschluß, den sie unter neckendem Ton zu verbergen strebe:

„Darf ich das Bild in deinem Medaillon sehen?"

„Es ist keins darin."

„Wie, die große, schwarze Jetkapsel enthielte nichts?"

„Das sage ich nicht; allein es ist kein Bild darin."

„Ich glaube dir nicht", rief sie lebhaft. „Ich will mich überzeugen."

In mir regte sich der Widerwille, daß ihre reinen Hände das Blatt berühren sollten, welches zwischen den Kapselwänden lag. Ich wehrte daher ihre spürenden Finger eifrig ab.

„Laß das Medaillon, liebstes Kind! Du darfst es nicht öffnen."

„Wie, du hast Geheimnisse vor mir, Clara?"

„Und wenn ich sie hätte? Bist du nicht zu jung, Margaret, um alles zu wissen, was deine alte Freundin weiß?"

„Ich bin nicht zu jung, zu ahnen, daß du so sorgfältig nur ein Herzensgeheimniß bewahren kannst. So darf ich denn also deinen Erwählten nicht kennen?"

„Margaret, du irrst dich. Ich liebe niemand."

Sie stand mit ungläubigem Achselzucken auf.

„Ich will nicht neugierig sein", sagte sie kalt und ging in ihr Zimmer.

Aber sie war es doch, wie ich recht gut erkannte; denn oft hing ihr Blick an meiner Brust, und auf den Lippen formte sich die Frage. Es war mir überaus peinlich, denken zu müssen, daß das Versteck, welches ich so gut gewählt zu haben schien, nun gerade die Aufmerksamkeit derjenigen Person anzog, die am wenigsten je etwas von diesem Geheimniß ahnen durfte. Meine Schränke und Schubladen schienen unberührt, kein Diebstahl war in der Villa versucht worden; aber das Papier auf meiner Brust wurde der Gegenstand einer an sich gewiß ebenso harmlosen als gefährlichen Neugier.

Ich schwankte eine Zeit lang, ob ich nicht den verhängnißvollen Brief wohl verpackt und versiegelt Mrs. Seymour zum Aufbewahren geben solle; doch würde das ohne Zweifel Erklärungen veranlaßt haben, und die alte Dame schien nicht eben geneigt, ohne zwingende Nothwendigkeit mir Gefälligkeiten zu erweisen. Sie hatte mir in der That noch immer nicht vergeben, daß ich am Morgen des Todestages ihrer Schwiegertochter ihr so entschieden widersprochen; zudem hatte es sie, wie ich bemerkte, tief gekränkt, daß die Sterbende mir die Sorge für Margaret ans Herz gelegt, und nicht ihr selbst; sie war wol, wie das ihre Art, äußerlich freundlich gegen mich, aber sie hielt mich doch in einer gewissen Entfernung von den innern Angelegenheiten der Familie, welche sie ein einziges mal mit mir — und nicht zu ihrer Zufriedenheit — erörtert hatte.

Der Herbst war herangekommen, und bald wurde meine Ankunft jährig. Welch eine Zeit lag hinter mir! Ich kam mir oft wie ausgewechselt vor. Clara, das kindische, selbstzufriedene Mädchen, jetzt so ernst und zweifelvoll geworden! Sogar die Lieben zu Hause mußten den Wandel in meiner Anschauungsweise zwischen den Zeilen meiner oberflächlichen Briefe gelesen haben; der Vater äußerte oft, er sehne sich ordentlich, einmal eine alberne Epistel von seinem alten Kinde zu erhalten; ich schriebe so gesetzt und vernünftig, daß es eine Lust sein würde, wenn es nicht so jammerschade wäre. Die Mutter ermahnte mich, mir den jugendlichen Sinn zu erhalten, mir hin und wieder ein Vergnügen zu gönnen. Im übrigen waren die Nachrichten von der Frankenburg günstig. Die Ernte war ausgezeichnet gewesen, und der Vater berichtete von den chemischen Proceduren, die er mit der Ackerkrume angestellt, als wisse er, daß ich Liebig studirt habe. Vielleicht hatte es auch Eduard Marx triumphirend durch seinen Bruder erfahren und dem Vater gleich wiedererzählt. Sie schrieben recht wenig über den gelehrten Chemiker, nur daß er die Schwefelhütte verlassen und jetzt eine chemische Fabrik leite, auch ein Buch geschrieben habe, das in der wissenschaftlichen Welt viel Aufsehen mache. Was mochte der Titel desselben sein, den sie mir nicht nannten. Brauchte ich zu fragen? Wußte ich nicht, was seine Gedanken erfüllte; kannte ich nicht

den dunkeln Hang, der ihn trieb, in den Eingeweiden der Natur zu wühlen, um Trugbildungen, Auswüchse bloßzulegen und zu vernichten? Ein großes Streben war es, das gab ich jetzt zu, und, auf die physische Welt angewandt, auch ein berechtigtes, vielleicht ein segensreiches. Eine Art von öffentlicher Ankläger im Reich der Naturwissenschaften war Eduard Marx geworden, und ein Staatsanwalt mag ja wol sehr hohe moralische Grundsätze vertreten; auch beweist jedes seinem Antrage gemäße Verdict der Jury, daß sein Amt ein nützliches, ein nothwendiges sei. Was aber ist ein armseliger Zeuge, gleich mir, welcher verbrecherischen Thaten, sehr gegen seinen Willen, beigewohnt hat und doch nie zu einer Vernehmung gelangt, ja vor ihr zurückschaudern würde! Könnte Eduard Marx mir die Frage beantworten, was es mir oder sonst jemand nützen kann, daß ich so Gräßliches erlebt, daß ich, wie er es einst gewünscht, moralische, intellectuelle Surrogate im Leben entdeckt habe?

In unser Alle trübe Stimmung fiel plötzlich erhellend und erfrischend die überraschende Nachricht, daß Richard Marx von der Oase Siwa mit einer zahlreichen Karavane angekommen sei. Mrs. Seymour fuhr sogleich mit ihrem Sohne zur Stadt und gab die Absicht kund, einige Tage in ihrem Hause in Alexandria zu bleiben, um besser mit dem Wüstenfahrer conferiren zu können. Auch der Principal und Ridley meinten, daß auf ihre Rückkehr am Abend nicht zu rechnen sei; es würde zu viel im Bureau zu thun geben. So wurde denn Amy bei uns einquartiert und theilte Margaret's Zimmer, welches zwischen dem meinen und Frank's Schlafkammer liegt. Ferik, der ganz besondere Anhänglichkeit an Richard Marx hatte, wurde auch mit zur Stadt genommen, sollte aber zur Nacht zurückkehren, um uns zu beschützen.

Der Tag verging in großer Unruhe, von Lernen war nicht die Rede; Frank und ich verriethen unsere Freude über die glückliche Ankunft des Freundes unverhohlen; Margaret trug ein leises Lächeln und ein tiefes Erröthen in ihrem lieblichen Gesicht, Amy Ridley wurde nicht müde, nach tausend Einzelheiten, die Richard betrafen, zu fragen; denn sie kannte ihn persönlich noch nicht.

Als Ferik uns abends die ersten mündlichen Berichte gebracht, von Richard's verbranntem Gesicht und wunderlicher Nomadentracht erzählt, und der Hunderte von Kamelen erwähnt, welche draußen an dem alten Hippodrom zwischen Alexandria und El Meks mit ihren Steinlasten lagerten, auch für morgen uns den Besuch des Reisenden in Aussicht gestellt hatte, schien es uns allen wünschenswerth, die Frist bis zu dem großen Ereigniß möglichst rasch vergehen zu machen, und wir begaben uns daher zeitiger als sonst zur Ruhe.

Während Amy und Margaret, nachdem sie die zu mir führende Thür ihrer Stube eingeklinkt, ihre langen Gebete murmelten, war ich aus meinem Zimmer in den Hausgang getreten, an der nächsten Thür, hinter welcher die müden Stimmen hervortönten, vorübergegangen und in die Schlafkammer des Jungen gelangt, dem ich gewohnt war noch Gute Nacht zu sagen, wenn er schon zu Bette lag. Heute fand ich ihn bereits eingeschlafen und setzte mich nun still an sein Lager, den ruhigen Athemzügen lauschend und im stillen Genuß meiner Zuneigung für den lieben Burschen. Die Thür zu Margaret's Zimmer stand angelehnt, und ein

leiser Lichtschimmer fiel bis aufs Frank's Kopfkissen, daß er mit den Augen zu blinzeln begann. Ich wollte eben aufstehen und den Lichtschein absperren, als ich zwischen dem Gebet sagen hörte:

„Ob Miß Fernan wol schon schläft?"

„Es ist still in ihrem Zimmer", entgegnete Margaret nach einer Pause.

„Zweifelst du noch, daß sie Richard liebt? Hast du nicht bemerkt, süßes Kind, daß sie ihre Freude über seine Rückkehr kaum zu zügeln vermochte?"

Ein leises Schluchzen antwortete. Mich machte die Ueberraschung starr und regungslos.

„Es thut mir leid, daß du weinst, theuere, theuere Margaret! Vielleicht irre ich mich auch. Und doch! Was du mir von dem Medaillon sagtest, das sie immer auf der Brust trägt, beunruhigt mich. Was kann es Geheimnißvolles enthalten, wenn nicht das Bild dieses Menschen, der dir Liebe heuchelte, armer Engel, dein unschuldiges Herz gewann und sich dann von diesem gottlosen Geschöpf verführen ließ."

„Wie ich sie hasse", stöhnte Margaret.

„Du darfst ihr das durchaus nicht zeigen, süßes Mädchen. Sei ferner klug, wie du es in den letzten Wochen gewesen. Sorge nicht darum, daß sie sich über deine Gefühle für sie täuscht. Du hast sie ja nie belogen, dich nur verstellt, und das ist keine Sünde. Wenn nun aber wirklich jetzt Richard und sie ein Paar werden, so mußt du dir nichts in deiner Würde vergeben. Der Mensch ist es ja gar nicht werth, daß du dich um ihn grämst. Ein Fabrikaufseher! Ein Deutscher! Ein Gottloser! Darling, du wirfst dein kleines, rosiges Herzchen fort! Denk' an deines Vaters Stellung! Wie bald wird er Millionär sein, und das durch Fred's geschickte Operationen. Was kann dir dann noch dieser Richard sein?"

„Ich war ihm gut, als ich noch ein Kind war", schluchzte Margaret.

„Nun wohl! Es mag ja sein, daß er deine Liebe nicht verrathen hat. Doch, theueres Liebchen, du mußt klar sehen in diesem wichtigen Fall. Wenn du nur ergründen könntest, was in dem Medaillon steckt!"

„Wie ist das möglich, da sie es mir nicht zeigt!"

„O süßes Lamm, wie unschuldig du bist! Sagtest du nicht, daß sie einen festen Schlaf hat? Trägt sie nicht die Kapsel an einer Schnur auf der Brust? Wie, wenn du heute Nacht leise in ihr Zimmer schlüpftest, ein Scherenschnitt lieferte das Medaillon in deine Hände; du brächtest es hierher, und wir würfen beim Mondlicht einen Blick, einen einzigen darauf. Hernach brächtest du es leise zurück —"

„Nein, Amy, nein; es wäre Einbruch, Diebstahl!"

„Warum nicht gar, süße Einfalt? Was willst du denn stehlen? Du wagst es nicht? Nun denn, so laß mich an deiner Stelle auf bloßen Füßen den Gang unternehmen. Ich soll es nicht abschneiden? Gut, mein Engel, so öffne ich es nur ganz leise und taste und spähe, ob ein Bild oder eine blonde Locke darin liegen. Dir zu Liebe thu' ich das, meine theuere, kleine Meg, weil ich deine selbstlose Freundin bin. Ach, laß mich mit dir weinen, armes Herz, und dann flehe mit

mir zur Gnadenmutter, daß sie meinen Gang ins Reich ihrer Feindin, der deutschen Ketzerin, segne und weihe."

Sie begannen beide wieder zu beten; Margaret in abgebrochenen, scheuen Lauten, Amy mit gewohnter Routine.

Ich brach leise auf und schlich in mein Zimmer zurück — um eine Illusion ärmer abermals. Ich hatte an die erwachende Freundschaft eines jungen Herzens geglaubt und fand mich spähender Berechnung gegenüber. O Margaret, so hielt auch deine scrupulöse Wahrheitssucht nicht stand! Du wahrtest nur ihre leere Form! Das war das Werk der Ridleys! Sie fingen es feiner an, als ich gedacht, sich des Papiers zu bemächtigen; sie brauchten zu seiner Erlangung weder Einbrecher noch Diebe zu werben; sie richteten einfach ein unschuldiges Kind für ihre Zwecke ab!

Mein Plan war bald gemacht; die Mädchen durften nicht ahnen, daß ich sie belauscht hatte. Ich legte mich zu Bett, behielt die schwarze Kapsel auf meiner Brust, nahm aber das Papier heraus und steckte es in meinen Schuh, wo Amy es schwerlich vermuthen konnte. Viele Stunden vergingen mir in unruhigem Halbschlummer; ich hatte absichtlich die Fensterladen offen gelassen, sodaß das Vollmondlicht auf mein Bett fiel.

Lange nach Mitternacht war es, als ich die Thür von Margaret's Zimmer öffnen und das Schleichen der Gestalt hörte, die sich meinem Lager näherte. Ich lag regungslos, in einer Stellung, welche es der Diebin erleichtern mußte, ihren Plan auszuführen. Bald spürte ich denn auch den leisen Athem der sich über mich Beugenden, fühlte die bebende Hand über mein Nachtkleid huschen, hörte das leise Knacken, mit welchem der Verschluß der Kapsel nachgab. Ein Moment des Suchens, der Enttäuschung, ein Zurückweichen der Gestalt — hätte sie einen Dolch in der Hand gehalten, er wäre gezückt worden! — so aber glitt sie nur geräuschlos, aber rasch ins Nebenzimmer zurück, und ich hörte drinnen wispern und flüstern.

War Margaret beruhigt worden, oder hatte Amy sie belogen? Das letztere schien mir das Wahrscheinliche; es lag ja im Plane meiner Feinde, mir in ihr eine Spionin zu schaffen und zu erhalten. Doch ich fürchtete diese Machinationen nicht länger; seitdem ich aus Margaret's eigenem Munde wußte, daß sie Richard liebte und ihr Groll gegen mich dem künstlich angefachten Mistrauen entsprang, durfte ich getroster in die Zukunft schauen. Ich hätte dem Freunde das Mädchen nicht zu behüten vermocht; ihr eigenes Gefühl hatte es bisher gethan. Mochte sie mich immerhin in thörichter Verblendung für eine Nebenbuhlerin ansehen; wenn nur die Eifersucht, die Ungewißheit ihr Interesse an Richard wach erhielten und sie so vor einem Gefühl für Ridley schützten!

Als ich das Blatt aufnahm und wieder im Medaillon verbarg, sagte ich mir mit froher Genugthuung, daß ich seiner vielleicht nicht bedürfen würde, um meine Mission zu erfüllen. Dennoch beschloß ich, es für den schlimmsten Fall zu bewahren; wo, das war mir nicht länger zweifelhaft.

Am Morgen schon kam Richard Marx uns zu begrüßen. Er war allerdings gewaltig verändert; aber der gebräunte Teint, die Magerkeit der Glieder machten

seine immer stattliche Erscheinung bedeutender und interessanter. Er hatte sich für eine Stunde aus dem Geschäft losgemacht, weil es ihn drängte, sich von unserm Wohlbefinden persönlich zu überzeugen. Ich kann wol sagen, daß es mir eine große Freude war, den Freund wiederzusehen, dessen glücklicher Humor und kurzer Rath mir die erste Zeit meines Aufenthaltes in der Fremde in vieler Beziehung erleichtert; wäre er in meiner Nähe gewesen, während ich die trübsten Erfahrungen machte, ich hätte sie eher und vollständiger überwunden, und nun er wieder da war, schien es mir schon, als sei meine Stimmung eine gehobenere. Dennoch hütete ich mich, mit Rücksicht auf Margaret, mein freundschaftliches Gefühl so warm zu zeigen, wie es mir eigentlich Bedürfniß war; denn ich sah an ihrer erzwungenen Kälte gegen Richard sofort, daß sie über den geheimnißvollen Inhalt der Kapsel von Amy nicht in beruhigender Weise aufgeklärt worden war.

Richard's Begrüßung der Kinder war die herzlichste; er umarmte Frank, der sich an seinen Hals hing, und drückte Margaret so innig die Hand, daß er sogar einen scheuen Blick aus ihren verschleierten Augen auf sich zwang; ganz besonders gemüthlich aber machte er seiner Freude Luft, Clara wiederzusehen. Ich bemerkte wohl, wie Amy Ridley, die er mit wenigen, kühlen Worten abgefertigt, mit höhnischem Ausdruck hinter Richard's Rücken ihre Freundin darauf aufmerksam machte, daß er mir mehr als einmal die Hand bot und seine Erzählung der Wüstenfahrt geradeswegs an mich richtete; hätte ich seine vertraulichen Mittheilungen in eine andere Richtung lenken können, gern würde ich es gethan haben; doch es schien unmöglich. Sein lebhaftes Temperament mochte ihm in diesen Minuten eine rückhaltslose Aussprache nothwendig machen; denn er rief, nachdem er uns im allgemeinen von den glücklichen Erfolgen seiner abentenervollen Fahrt berichtet und der ersten Neugier nach dem Ergehen der Kinder Genüge gethan hatte, fast ungeduldig aus:

„Und nun, Fräulein Clara, erweisen Sie mir wol die Freundschaft, mich in die Stadt zurückzubegleiten. Wir haben uns mancherlei zu erzählen und meine Zeit erlaubt mir heute nicht, hier draußen zu bleiben. Mrs. Seymour wünscht Sie auch bei sich im Stadthause zu sprechen."

Da galt kein Weigern, so gern ich es auch Margaret erspart hätte, mich im vertraulichen Zwiegespräch mit Richard zu wissen. Ohne Aussprache zwischen uns konnte es in ihrem eigenen Interesse ja aber nicht abgehen. Ich rüstete mich also zur Stadtfahrt und ritt bald an der Seite des Freundes über den Sand nach der Bahnstation.

„Wissen Sie, daß Eduard inzwischen den Weg zur Berühmtheit betreten hat?" war seine erste Frage. „Wollen Sie sein Buch lesen? Ich fand zwei Exemplare in meiner Wohnung in Alexandria, als ich gestern früh eintraf. Sie werden doch nicht beide für mich bestimmt sein", lachte er.

„Es wird mich freuen", entgegnete ich mit einiger Verlegenheit, „einen Blick in seine Geistesschöpfung zu werfen."

„Kennen Sie den Gegenstand, den sein Erstlingswerk behandelt?" fragte Richard.

„Ich vermuthe. Er sagte mir einst, welches Ziel seine Arbeiten verfolgten. Er spürt nach Surrogaten."

„Sie haben recht gerathen. Das ist der Titel seines Buches: «Surrogate.» Es macht in der wissenschaftlichen Welt einiges Aufsehen. Man spricht davon, wie Eduard mir schreibt, ihn in die Reichscommission zu berufen, welche mit der Untersuchung der im Großen betriebenen Nahrungsmittelverfälschung betraut werden soll. Welch ein Wirkungskreis erwartet den Bruder! Ich bin außer mir vor Freude."

„Für einen Mann, der so durchaus zum Analytiker angelegt ist, für den die Negation den höchsten Werth besitzt, muß diese Aussicht allerdings verlockend sein."

„Wie mögen Sie nur so sprechen, Fräulein Clara! Wie, Sie sollten nicht begreifen, daß dem Negativen immer das Positive entspricht, daß, wer Falsches zerstört, Wahres fördert! Sollten Sie sich noch an trügerische Illusionen klammern, von deren Haltlosigkeit Sie doch längst überzeugt sind?"

„Wer sagt Ihnen das?"

„Ihre Handlungsweise. Sie werden nicht leugnen wollen, daß Ihr Entschluß, die Familie Seymour zu verlassen, ehe Mrs. David's Tod eintrat — die alte Dame erzählte mir sehr entrüstet davon — keinen andern Grund hatte als die Entdeckungen, die Sie gemacht hatten."

Ich schwieg und blickte zur Erde.

„Sehen Sie, daß ich recht habe! Auch daß Mrs. David auf dem Todtenbett Sie mit der Sorge für Margaret's Wohl betraute, beweist ganz deutlich, sie wußte, daß Sie wußten!"

„Woher aber wissen Sie?" stammelte ich.

„Weil mir einst, ehe Cornwell ins Haus kam, die Gunst der unglücklichen Frau drohte. Dies war der Grund, warum ich den nähern Verkehr mit der Familie abbrach. Ich bin kein Tugendheld, Fräulein Clara; aber hätte damals mein Herz auch nicht für Margaret empfunden: den arglosen Principal so schnöde zu betrügen, dazu hätte ich mich doch schwerlich hergegeben. Zudem steht mir eine Heiligenmaske schlecht, und für diese hatte sie einmal eine ganz besondere Vorliebe."

„Schonen Sie ihr Andenken!" rief ich mit Thränen in den Augen.

„Warum? Weil sie in ihrer Sünden Blüte hinweggerafft wurde? Ich kann Ihnen sagen, daß selten eine Nachricht mich so mit Genugthuung erfüllt hat wie die von dem Tode dieser Frau, als ich sie in Siwa empfing."

„Schweigen Sie, ich bitte Sie!"

„Weil ich ausspreche, was Sie denken? Soll ich Ihnen gegenüber, Fräulein Clara, das Decorum beachten, dies leidige Surrogat der Pietät?!"

„Es ist genug!" brach ich ab. „Lassen Sie uns von etwas anderm sprechen, von Margaret, wenn Sie wollen."

Nun unterrichtete ich ihn, während wir allein im Eisenbahncoupé saßen, flüchtig von dem Besitz des wichtigen Blattes, von den Versuchen der Ridleys, es mir durch Drohungen oder List zu entreißen, von dem Ereigniß der letzten Nacht. Noch ehe er seiner frohen Ueberraschung über Margaret's Bekenntniß Worte gab, bat er mich um das Medaillon, für dessen sichere Aufbewahrung er Sorge zu tragen versprach; später sagte er nachdenklich:

„Da Ridley Ihnen verrathen hat, wie es um den Principal steht, brauche ich mit meinen Entdeckungen nicht mehr hinter dem Berge zu halten. In meiner Abwesenheit hat sich vieles hier sehr traurig verändert. Mr. Seymour hat mit großen Opfern an Bakhschisch für die Beamten des Khedive die Concession erlangt, den Osthafen praktikabel zu machen; die Pläne und Berechnungen sind zum Theil fertig und ergeben ungeheuere Kosten. Der Crédit universel nun, den Leferrier vertritt und welcher erst zum Abschluß des Geschäftes drängte, macht jetzt Miene sich zurückzuziehen, wenn Mr. Seymour nicht Garantie für einen bestimmten Procentsatz späterer Einnahmen leistet. Machen Sie sich klar, was das bedeutet?"

„Gewiß. Seine Verantwortlichkeit wächst; die Aussicht auf Gewinn vermindert sich."

„So ist es. Und wenn er sich schließlich zu dieser Garantie entschließt, wozu er sich genöthigt glaubt, weil er sonst die großen Summen für die Concession umsonst verschlendert hätte, auf welches Pfandobject wird er sie leisten können? Die Bank hat ohnehin so bedeutende Passiva, daß daran nicht zu denken ist, sie durch Wechsel zu belasten. An schuldfreiem Grundbesitz bleibt ihm nur das Alaunsteinlager in Silva."

„Aber die Fabrik?" rief ich.

„Grund und Gebäude gehören Mrs. Seymour; nur die Maschinen und das Betriebskapital eignen dem Principal, und zieht er das heraus, so unterbindet er sich selbst eine Lebensader und macht zugleich den Besitz seiner Mutter ganz werthlos. Genug ist schon in meiner Abwesenheit geschehen, um unsere Fabrikate in Miscredit zu bringen. Sie wissen, Fräulein Clara, welch eine Ehrensache mir die Felsenfestigkeit unserer künstlichen Steine war. Sieben Theile Wüstensand, ein Theil des besten hydraulischen Kalks aus der Ardèche, geben die rechte Mischung, die in Wasser und Luft, wie unzählige Experimente und Jahre der Erfahrung bewiesen, nicht verwittert. Was denken Sie nun, das ich gestern erfahren muß?! Kaum bin ich zurück und die Nachricht von der Ankunft meiner Karavane hat sich verbreitet, so sucht mich der Hafenbaumeister auf, welcher die innere Mole im Westhafen verlängert, und klagt, die letzten tausend Blöcke seien weniger dauerhaft als die frühern, die Kanten schmölzen schon im Meere ab. Er drohte mit Kündigung der Lieferungscontracte. Ich will die Klagen nicht wahr haben; er beweist mir ihren Grund, indem er mit mir an die Mole fährt. Ich eile in die Fabrik und stelle den zweiten Techniker, der mich vertreten, zur Rede. Der gesteht, er habe auf Befehl des Mr. Ridley, welcher in letzter Zeit im Bureau allmächtig gewesen, ein billigeres Bindemittel herstellen sollen, und daher einen gewissen Procentsatz gewöhnlichen Cements an Stelle des hydraulischen gesetzt. Sie sehen, auch hier Surrogate.

„Ich hatte gleich darauf einen Auftritt mit dem eben von Raulch angekommenen Principal, der denn auch eingestand, mit Rücksicht auf die größere Wohlfeilheit der Herstellung die neue Mischung gestattet zu haben. Ich ereiferte mich, machte ihm Angst, daß unser Fabrikat seinen Ruf verlieren, man uns die Contracte kündigen könne, und erlangte dadurch, daß er mir Vollmacht gab, alles wieder nach früherer Art einzurichten. Eben war ich dabei, ihm auseinander-

zusetzen, daß wir aus unserm Alunit mit geringer Mühe die überschüssige Thonerde ziehen könnten, die mit dem billigen Nummulitenkalk des Mokattamgebirges die Basis für eigene Erzeugung von hydraulischem Kalk bilden würde, daß wir zugleich dadurch den Alaun zur Ausfuhr reinigten, und er hörte mir mit offenem Munde zu, während ich ihm die einfachen Brennapparate beschrieb, die wir einrichten könnten, und die Ersparniß ausrechnete, welche die Benutzung eines selbstproducirten Bindemittels, das den theuern, hydraulischen Kalk aus Frankreich vollständig ersetzen würde, repräsentire: als plötzlich Ridley in die Verhandlungen eintrat und, nachdem er meine Klagen über die Verschlechterung der künstlichen Blöcke und meine Vorschläge von Mr. Seymour erfahren, sagte:

„«An der Fabrik ist uns überhaupt nichts gelegen. Wenn wir den Osthafen bauen, werden wir alle Arbeiten in Accord geben. Mr. Seymour gedenkt nicht mehr zu produciren, sondern nur noch zu speculiren. Es handelt sich vor allem darum, dem Crédit universel die Garantie zu bieten, auf welche hin er uns die Hafenconcession abkaufen will. Ihre Reise nach der Oase ist nur insofern von Wichtigkeit gewesen, als sie bewiesen hat, daß die Alaunsteinbrüche existiren, und wenn von Sachverständigen das Mineral geprüft sowie die Ausdehnung der Lager als eine bedeutende festgestellt worden, so meint Leferrier, die Bank in Brüssel werde nicht abgeneigt sein, dieselben als Pfand zu übernehmen.»

„«Hat der Crédit universel bisher Mittel gefunden», rief ich, «seine Verpflichtungen zu umgehen, die mit dem Augenblick begannen, wo Mr. Seymour die Concession in der Tasche hatte, so wird er ganz einfach, nachdem er den werthvollen Grundbesitz erworben, fortfahren nichts zu leisten.»

„«Leferrier ist bereit, einen Contract zu entwerfen, der uns die sofortige Zahlung der Kaufsumme für die Concession sichert, wenn das Pfandobject übertragen worden», entgegnete Ridley.

„«Nach meiner Meinung sollte Mr. Seymour gar nicht mehr auf die belgische Gesellschaft zählen.»

„«Er hat ja die Concession auf dem Halse.»

„«Er kann sie an eine solidere Gruppe von Finanzmännern veräußern.»

„«Hm, hm», meinte der Principal, welcher sich zum ersten mal in unser Wortgefecht mischte, «gegen den Crédit universel ist nichts zu sagen; eine christliche Bank ist er, bei der alles in Richtigkeit sein muß.»

„«Und wissen Sie, Herr», fuhr Ridley heraus, «daß niemand sonst die Concession haben will? Wir haben sie unter der Hand bereits zum Kauf ausgeboten.»

„«Steht es so?» fragte ich. «Das wundert mich allerdings nicht, denn ich habe von vornherein vor der Speculation gewarnt. Alexandria hat an seinem riesigen Westhafen vollständig genug.»

„«Das Unternehmen kann doch noch sehr großartig werden», sagte der Commis. «Wir haben nur mit temporären Schwierigkeiten zu thun. Aber wir brauchen vorderhand Geld, um die Zinsen der Bankeinlagen zu Neujahr bezahlen zu können. Wir müssen daher den vorräthigen Alunit losschlagen und das Betriebskapital aus der Fabrik ziehen.»

„«Wenn die Bank sich nicht rentirt, so ist es vernünftiger, allmählich zu liquidiren und die Concession ungenützt zu lassen, bis günstigere Verhältnisse eintreten.»

„Ridley widersprach, ein Wort gab das andere, und ich bemerkte wohl, daß die Lage der Bank kritisch sein muß, wenn man sich entschließt, um ihretwillen die Fabrik abzuschlachten. Es schien mir indeß, daß Ridley die Aufgabe derselben auch deshalb so lebhaft befürwortete, um mich außer Beziehung mit dem Principal zu bringen. Nach dem, was Sie mir über Amy's Mitwissenschaft von meiner kleinen Margaret Herzensneigung für mich Glücklichen gesagt, begreife ich seine Machination um so besser. Ich habe mir durch die Wüstenfahrt gewissermaßen ein Verdienst um die Firma erworben; mein daraus herzuleitender Einfluß könnte dem seinigen ein Gegengewicht bilden, fürchtet er. Daher muß ich außer Curs gesetzt werden. Ich wundere mich nur, ob er meiner auch für die Angelegenheiten in Siwa wird entrathen können, welche durch meine Beziehungen zu Abu-Tâlib entschieden persönliche geworden sind.

„Sie können denken, Fräulein Clara, daß unsere gestrigen Erörterungen weit führten. Dennoch soll eine bestimmte Entscheidung über die zu thuenden Schritte erst heute, und zwar bei der alten Mrs. Seymour getroffen werden, welche sowol bei der Fabrik interessirt ist, als sie sich um die Geltendmachung des Besitzrechtes auf die Steinbrüche bemüht hat. Ihr Sohn hat ihr bereits gestern Andeutungen, ja Mittheilungen über den Stand der Angelegenheit gemacht; ich habe dieselben ergänzt, doch sie vermochte sich so rasch nicht in allem zurechtzufinden. Sie wünscht, daß Sie bei der heutigen Verhandlung zugegen sein sollen; denn bei ihren großen Haupt- und Staatsactionen hat sie gern ein dankbares Publikum."

(Schluß folgt.)

Welche Länder können Deutsche noch erwerben?

Von

Gerhard Rohlfs.

In letzter Zeit ist eine solche Fülle von Material über Colonisation und Auswanderung geschrieben und veröffentlicht worden, daß zur Genüge hierdurch der Beweis erbracht erscheint, wie brennend jene Fragen sind. Und wenn auch eine Uebervölkerung noch keineswegs so drohend zu sein scheint, wie manche meinen, so kann andererseits eine ruhige Auseinandersetzung, ein unbefangenes Suchen nach Mitteln zur Abhülfe nur erwünscht sein. Von einer Seite her scheint man einer Volksvermehrung durch eine Erschwerung der Heirath begegnen zu wollen; wird aber dadurch auch der freien Liebe, dem unehelichen Beisammenleben eine Schranke gesetzt werden können? Wurden früher, als das Heirathen mit so und so vielen Hindernissen verknüpft war, im Verhältniß weniger Kinder geboren? Das sind alles Punkte, und noch viele andere kommen hinzu, welche erwogen sein wollen.

Die starke Menschenproduction bedingt zum Theil Auswanderung. Letztere tritt wellenförmig, flutartig auf. Seit dem Bestehen der Auswanderung kann man verschiedene Anschwellungs- und Abnahmeperioden nachweisen. Die Ziele der Auswanderung waren für uns Deutsche bisjetzt besonders die Vereinigten Staaten von Amerika, Australien und Südbrasilien. Im letzterwähnten Lande hat sich das Deutschthum am meisten widerstandsfähig erhalten; vorzugsweise wäre daher die Auswanderung nach diesem Lande hin zu begünstigen.

Aber es soll hier jetzt untersucht werden, ob nicht auch in den übrigen Continenten Land zu haben ist, welches nicht nur cultivirt und colonisirt, sondern auch politisch annectirt werden könnte.

Von vornherein möchten wir jedoch der Ansicht Raum geben, daß wir dabei keineswegs an staatliche Colonisation denken, sondern einzig dem Landerwerb seitens Privater, oder auch seitens Gesellschaften im Auge haben, wobei eine spätere Verstaatlichung des gewonnenen Landes von selbst naturgemäß folgen würde.

Denn einer politischen Annexion muß heutzutage, soll eine gesunde Colonisation geschaffen werden, eine Besitzergreifung durch Private vorausgehen. Einzelne Häuser oder Gesellschaften müssen Factoreien errichten, welche, wenn sie gedeihen und an Ausdehnung gewinnen, später den staatlichen Schutz des Mutter-

landes erhalten. Gerade in diesen Tagen, zu dieser Stunde können wir sehen, wie die Engländer in Borneo vorgehen. Eine englische Gesellschaft hat sich gebildet, von einem einheimischen Fürsten Land erworben, der englische Staat ertheilt ihr die Erlaubniß, eigene Polizei, welche natürlich aus den Reihen der Staatspolizei genommen wird, zu halten, nöthigenfalls sogar sich durch Militär schützen zu können, und somit ist der Anfang gemacht. Daß bei einigermaßem gutem Gedeihen bald darauf die Verstaatlichung der „Handelsgesellschaft Borneo" zur „Colonie Borneo" erfolgt, versteht sich ganz von selbst.

Die „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik", 1882, S. 432, schreibt:

„Vor etwa zwei Jahren wußte der Engländer Mr. Alfred Dent, ein Großkaufmann in chinesischen Waaren, den Sultan von Brunei und andere Häuptlinge geringern Ranges, welche eine mehr nur nominelle Herrschaft über den nördlichen Theil von Borneo ausüben, zu veranlassen, dieses Gebiet gegen eine jährliche Leibrente von zusammen 5000 Pfd. St. oder 20000 Doll. an ihn abzutreten. Dasselbe hat den ungefähren Umfang des Königreichs Preußen und soll fruchtbar und an Mineralien reich sein. Nachdem Mr. Dent diesen Vertrag abgeschlossen hatte, war es ihm leicht, nach dem Muster der frühern East India Company eine aus englischen Kapitalisten bestehende North Borneo Company ins Leben zu rufen u. s. w."

Wir haben zu einer solchen englischen Colonie auch den auf der Nordwestküste von Borneo belegenen Staat Sarawack zu rechnen, welcher, 1841 vom Engländer Brooke errichtet, seit 1868 von dessen Neffen Charles Brooke regiert wird. Wenn Sarawack auch vollkommen unabhängig ist, eine eigene Flagge führt (die „Statistique de la navigation par le canal de Suez" von 1880 weist Ein Schiff unter sarawackischer Flagge auf), so wird im geeigneten und gebotenen Augenblick gewiß Her Majesty's government für Charles Brooke, subject of the British Empire, eintreten.

Daß unsere deutsche Regierung bei ähnlichem Vorgehen derartige Unternehmungen unterstützen würde, glauben wir als sicher voraussetzen zu dürfen.

Die Regierung hat den besten Willen und unter Umständen auch das Können, eventuell auswärtigen Coloniebesitz für das Deutsche Reich zu schützen. Man kann aber nicht verlangen, daß sie in einer Weise vorgehe, welche Verwickelungen herbeizuführen im Stande ist und dem Reiche Unannehmlichkeiten zuführen könnte. Die Initiative muß aus dem Volke hervorgehen, um so mehr, als der einzige Versuch, den die Regierung machte — Samoa — von der Oppositionspartei im Reichstage abgelehnt wurde.

Wenn Deutsche nun aber Landgebiet außerhalb Europas erwerben wollen, so kommen zweierlei Landstriche in Betracht.

Einmal könnte versucht werden, solche Länder zu gewinnen, deren Regierungen, obschon von andern Mächten anerkannt, gleichbedeutend mit Miswirthschaften sind, oder deren Existenzen eine Calamität für die übrige Menschheit bedeuten, sodann aber solche Gegenden, welche man als ganz herrenlos bezeichnen kann.

Von der ersten Art gibt es noch Länder genug, wenn wir absehen von den

neuen Continenten Amerika und Australien, wo factisch jedes Gebiet seinen Herrn hat.

Wir finden derartige Länder in Asien und Afrika, ja selbst in Europa. Wie man solche Länder in Besitz nehmen kann, dafür haben uns die Nationen, welche außereuropäische Besitzungen haben, Beispiele genug geliefert. Manchmal nahmen die Engländer, Franzosen oder Holländer ohne jeden Vorwand die ihnen convenirenden Länder. Oder höchstens motivirte man die Besitzergreifung mit Phrasen, wie: „im Interesse der Humanität", „aus menschlichem Pflichtgefühl" u. dgl. m. Oder man „schaffte" sich einen Grund. Man schickte Kaufleute hin, welche sich berauben oder bestehlen lassen mußten, man ließ seine diplomatischen Agenten beleidigen, man ließ wissenschaftliche Reisende ermorden oder in Gefangenschaft gerathen, man stürzte durch Speculanten eine Regierung in Schulden und machte sie dann dafür verantwortlich. Alle diese Mittel sieht man heute noch immer und immer wieder in Anwendung gebracht, und kein Mensch wundert sich darüber.

Als England auf dem Berliner Congreß Cypern zugesprochen, Tunesien aber an Frankreich gegeben wurde, nahm ersteres Besitz von der schönen Insel, ohne es der Mühe werth zu erachten, einen andern Grund anzugeben als den wirklichen: weil dadurch die Machtstellung in Indien, der Weg dahin, gesicherter würde. Frankreich, höflich wie es ist, inscenirte vorher den Krumirputsch, um die Welt glauben zu machen, le drapeau de la grande nation sei beleidigt. In Afrika gibt es noch mehrere Länder, deren Regierungen derart sind, daß eine Ersetzung derselben durch europäische dringend erwünscht wäre. Aegypten mit seinen ausgedehnten Besitzungen, welche dreimal so groß wie die des Deutschen Reiches sind, Abessinien, Tripolitanien, Marokko sind Länder, von denen man im Interesse der Civilisation nur wünschen kann, daß europäische Regierungen die obere Leitung der Völker in die Hand nähmen.

Abgesehen davon, daß diese afrikanischen Länder nur durch Regierungen mit Waffengewalt genommen werden könnten, in der Art, wie sich die Franzosen Algerien und Tunesien angeeignet haben, könnte für Deutschland doch wol nur der Erwerb Marokkos in Betracht kommen. Marokko ist ein Land, wo vorzugsweise Ackerbau und, aus Faulheit und Bequemlichkeit der Eingeborenen, auch Viehzucht getrieben wird. Die Bewohner bauen Weizen, Gerste und Mais, Körner, die bei uns auch gezogen werden. Zur Genüge geht hieraus hervor, daß klimatisch Marokko vollkommen für deutsche Colonisten geeignet sein würde. Das Buch: „Der Erwerb von Ackerbau- und Handelscolonien durch das Deutsche Reich", vom Oberregierungsrath Wülffing (Köln 1881), enthält allerdings manches Irrthümliche hinsichtlich Marokkos, berührt aber angenehm wegen des patriotischen Hauches, von dem dasselbe durchweht ist. Ebenfalls für den Erwerb Marokkos eingetreten zu sein können wir daher dem Oberregierungsrath Wülffing nur dankbar sein. Aber so, wie augenblicklich die Verhältnisse liegen, glauben wir nicht, daß der Erwerb Marokkos für Deutschland seitens der Regierung beabsichtigt wird. Und dies könnte doch nur durch die Regierung geschehen. Ja, wenn jetzt ein Angriff stattfände wie vor Jahren auf die Corvette Danzig unter dem damaligen Admiral Prinz Adalbert! Heute würde die Regierung eine solche Insulte, bei

der verschiedene preußische Marinesoldaten getödtet und verwundet wurden, nicht ungerächt hingehen lassen. Noch übler sieht es aber beim Erwerb anderer selbständiger afrikanischer Länder aus. Denn wenn es bei einer Besetzung Marokkos sich nur um die Meinung Großbritanniens handelt, so würden Aegypten und Tripolitanien als am Mittelmeere gelegen für Deutschland gar nicht in Betracht gezogen werden können, und eine Eroberung Abessiniens würde mit so großen Schwierigkeiten verbunden, und die dauernde Erhaltung des Landes mit so theuern Opfern verknüpft sein, daß von einem solchen Unternehmen nur abgerathen werden kann.

Wenn es den Engländern gelang, mit so großer Leichtigkeit und ganz ohne Blutvergießen bis ins Herz von Abessinien vorzudringen, so muß man nie aus den Augen verlieren, daß die britische Armee von ganz außerordentlichen Glücksumständen begünstigt war, wozu namentlich gehörte: die Uneinigkeit im Lande und der Abfall fast aller Provinzen von Kaiser Theodor. Was aber das geeinte Abessinien vermag, hat es bewiesen gegen die ins Land gedrungenen Aegypter.

Ebenso sieht es mit den Ländern in Asien aus. Das einzige Land, welches von diesem Continent als ein zu erwerbendes Besitzthum ernstlich ins Auge gefaßt werden könnte, ist Korea. Diese schöne Halbinsel, das Italien von Asien, was Lage, Gestalt und Bodenbeschaffenheit anbetrifft, würde sich vorzüglich zur Colonisation eignen. Die Besitzergreifung würde vielleicht zu einem Conflict mit China, selbst mit Japan führen, ganz abgesehen von der Eifersucht Frankreichs und Englands — aber wenn Deutschland will, braucht es nichts zu fürchten. Großbritannien hat ja auch Besitz an der chinesischen Küste. Aber andererseits ist Korea so weit von Deutschland abgelegen, daß die Entfernung allein schon ernstliche Bedenken hervorrufen muß.

Man sieht aus Vorstehendem, daß Länder mit schlechten Regierungen, denen geregelte zu substituiren aus humanitären Rücksichten geboten erscheint, noch in genügender Menge vorhanden sind. Und zu den schlechten Regierungen, obschon sie es in der That sind, darf man die verschiedenen mittel- und südamerikanischen Staaten nicht einmal rechnen. Jedes Land in Amerika ist überdies ein Noli me tangere für europäische Staaten geworden. Erwerb amerikanischen Gebietes muß unausbleiblich zu Conflicten mit den Vereinigten Staaten führen. Wie verhält es sich aber mit solchen Gegenden, welche herrenlos sind? Mit Ländern, welche keine Regierung haben?

Auf der Seite unserer Antipoden finden wir die große Insel Neuguinea. Ein Theil dieses ausgedehnten Gebietes wird zwar von den Niederlanden als holländisch beansprucht; aber abgesehen davon, daß ein Besitztitel, der rechtsbindende Kraft hätte, nicht vorliegt, daß außerdem die holländische Regierung dort keine Niederlassung errichtet hat, ist factisch das ganze große Land, größer an Flächeninhalt als Deutschland, herrenlos. Neuguinea liegt zwar zwischen dem Aequator und 10° südl. Br., aber die Hitze ist dort keineswegs so groß wie z. B. in Columbien und Guyana. Der Boden, nach dem Innern zu ansteigend, zeigt im Gegentheil noch bedeutende Temperaturabnahme. Es gibt in Neuguinea Berge

bis 4000 Meter Höhe. Die durchschnittliche Erhebung dürfte 2500 Meter betragen. Bei dieser Höhe muß aber selbst unter den Breiten Neuguineas ein mildes Klima vorhanden sein. In Abessinien, welches Land doch dem heißesten und continentalsten Erdtheil der Welt angehört, ist bei einer Höhe von 2500—3000 Meter unter dem 10.° nördl. Br. schon ein vollkommen für Europäer geeignetes Klima. Wir möchten übrigens keineswegs rathen, eventuell in Neuguinea Ackerbaucolonien zu errichten, sondern es sollten sich Gesellschaften bilden, um die Naturproducte verwerthbar zu machen. Man müßte Plantagen anlegen und diese durch Chinesen oder Polynesier bearbeiten lassen. So wie es die Engländer in Borneo machen, welche Insel nicht reicher ist und sich keines bessern Klimas als Neuguinea erfreut: so müßte man es nachahmen.

Abgesehen von einigen kleinern Inseln im polynesischen Archipel gibt es dort nicht mehr herrenloses Gebiet. Aber Samoa winkt noch immer!

Der einzige Continent, welcher noch größere Gegenden, ganze Länder herrenlosen Gebietes hat, ist Afrika. Das ganze Innere dieses ungeheuern Continents ist noch unvergeben. Abgesehen von der Sahara, von welcher naturgemäß die nördlichen Oasen Tuat, Tafilet u. s. w. an Frankreich fallen müssen, während Fesan, jetzt im Besitze der Türkei, der Macht zufallen wird, welche einst von Tripolitanien Besitz ergreift, sehen wir die reichen Länder Uadai, Bagermi, Bornu, Sokota, und die Staaten, welche südlich davon liegen, bis zum 20.° südl. Br., unter keinerlei europäischer Herrschaft. Um aber im Innern des Landes herrschen, um sich dort Länder praktisch aneignen zu können, ist es unbedingt nothwendig, Küstenstriche zu besitzen. Freie herrenlose Küsten gibt es aber in Afrika nur noch wenige. Man soll das wohl bedenken.

Denn es ist nicht richtig, wenn Gümbel in seinem sonst so vorzüglich geschriebenen Artikel im zweiten Heft des Jahrgangs 1882 der „Sitzungsberichte der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften" sagt: „Mögen diese wenigen Bemerkungen dazu dienen, auch die deutsche Montanindustrie auf die Wichtigkeit dieses Erdstriches nachdrücklichst aufmerksam zu machen und zur Anlage einer Handelscolonie zu veranlassen, welche dahin führen könnte und sollte, einen Küstenstrich in dem noch freien Gebiete von Westafrika für Deutschland in Besitz zu nehmen und dadurch sich einen Zugang in das Innere des hoffnungsreichen Landes zu sichern!" Es ist zu spät, falls sich dies auf die von Dr. Gümbel bereiste Goldküste beziehen soll. Diese ist seit 1874 vollkommen englisch, nachdem die Briten dort alle übrigen Besitzungen nach und nach aufgekauft haben.

Wenn wir an der Westküste von Afrika nach herrenlosem Gebiet forschen, so finden wir solches in der langen Küste zwischen Nun und Senegal. Aber hier ist kein besonderes Hinterland. Und je weiter nach dem Innern zu, desto wüster wird das Gebiet. Auch hier haben die Engländer in den letzten Jahren versucht, festen Fuß zu fassen. Mackenzie — bekannt durch das abenteuerliche Project, die westliche Sahara unterwässern zu wollen, während dieselbe, wie Dr. Lenz durch eigene Erforschung nachgewiesen hat, einige hundert Meter über dem Ocean gelegen ist — Mackenzie hatte versucht, gegenüber den Canarischen Inseln eine Factorei

zu errichten. Aber das Unternehmen scheiterte vollkommen.*) Durch die Eingeborenen 1881 vom Festlande vertrieben, da angeblich der Sultan (welcher?) keine europäische Besiedelung wünsche, hatte er anfangs wol auf einem Ponton sein Waarenmagazin eingerichtet, aber auch hier scheint er kein Glück gehabt zu haben; denn Mitte 1881 befand Mackenzie sich wieder in London. Das Aufgeben des Postens ist von um so größerer Bedeutung, und muß jedenfalls vollkommen wohl überlegt gewesen sein, weil wahrscheinlich die in England so mächtige Anti-Slavery Society dahinterstand. Nach einem solchen mislungenen Unternehmen wird wol niemand so unklug sein, hier einen neuen Versuch zum Ansiedeln zu machen.

Weiter südlich finden wir an der ganzen Westküste von Afrika als herrenloses Gebiet nur die Nigermündung und die Cameroonsküste. Warum hier keine Besiedelungen bisjetzt gemacht sind, liegt, was erstere anbetrifft, lediglich an dem höchst ungesunden Klima. Sumpfig, voll von „swamps", Ueberflutungen ausgesetzt, unsicher gemacht durch mit Schießwaffen versehene Neger, Piraten, werden die Nigermündungen, oder vielmehr die zahlreichen Delten, welche sich dort gebildet haben, noch wol lange herrenlos bleiben. Die Cameroonsküste bietet in ihrer Unmittelbarkeit den Kaufleuten aber nichts, was verlockend genug wäre, um Colonien oder Factoreien anzulegen. Dennoch würde ein Versuch lohnend sein; denn oben, d. h. auf der Höhe des Cameroonsgebirges, beginnt vollkommen fruchtbares Land, und man behalte immer im Auge: hier ist eine der wenigen Küsten, welche noch frei ist, und die Zugang bietet zu jenem reichen Binnenlande, dessen Productivität mit der Indiens verglichen wird. Und zwar mit vollem Recht. Eine Niederlassung am Cameroons hat um so größere Aussicht auf Erfolg, als das Klima auf der Höhe als ganz vortrefflich geschildert wird. Eine wirkliche Gesundheitsstation!

Die Nigermündungen sind durchaus herrenlos. Der Niger kann einen Theil des Jahres hindurch mit großen Kriegsschiffen befahren werden, während des ganzen Jahres aber mit Dampfern von mittlerm Tiefgang. Dies gilt von der untern Strecke bis zu dem Punkte, wo er den Benue aufnimmt, welcher ebenfalls auch eine bedeutende Strecke stromaufwärts mit Dampfern befahren werden kann. Bisjetzt gibt es hier nur eine Colonie von Bedeutung, eine englische Factorei am Niger, und zwar auf dem rechten Ufer: der Ort Lokoja. Im Jahre 1865 wurde dieser Ort angelegt, nachdem schon vorübergehend Baikie**) eine sogenannte Modelfarm am Fuße des Patteberges im Jahre 1855 errichtet hatte. Als ich den Ort 1866 besuchte, waren dort nur zwei Briten, Mr. Fell, der Gouverneur, und Mr. Robins, der Vicegouverneur. Natürlich hatte England, um einen so vorgeschobenen Posten zu beschützen, den beiden Herren einige Kanonen und Soldaten beigegeben. Die Colonie hat sich recht gut entwickelt, wie man aus Berichten des augenblicklich dort reisenden Deutschen Flegel entnehmen kann.

---

*) Vgl. „L'Exploration", 1881, S. 610.

**) Vgl. „Narrative of an exploration voyage etc. by William B. Baikie" (London 1856).

Kein Ort ist auch wol geeigneter zur Anlegung einer Factorei als gerade die Gegend am Zusammenflusse des Benue und Niger. Warum greifen deutsche Kaufleute hier nicht zu? Das linke Nigerufer, die Dreiecke, welche vom Benue und Niger gebildet werden, sind herrenlos. Es herrschen dort kleine Negerfürsten, von denen es leicht sein würde Land zu erwerben.

Das Klima ist gesund, aber eine gewisse Acclimatisation wird für jeden erforderlich sein. Der Boden erzeugt alles, was in Indien gebaut wird. Augenblicklich gewinnt man dort Elfenbein, Ingwer, schwarzen und rothen Pfeffer, Indigo, Baumwolle und Gummi. Auf Plantagen würden alle Gewürze gedeihen. Zu vergessen ist nicht der Butterbaum, von dem die Sheabutter gewonnen wird. Der Butterbaum, Bassia Parkii, hat seine eigentlichste Heimat östlich vom Niger bis zum Goragebirge.

Aber auch hier ist es die höchste Zeit, wenn deutsche Kaufleute, deutsche Gesellschaften es überhaupt unternehmen wollen, eigenes Gebiet zu erwerben. Im sechsten Hefte von „Petermann's Mittheilungen" von 1882, S. 228, finden wir von Flegel den bedeutungsvollen und zu beherzigenden Wink: „Von Keffi nach Loko, wo ich mehrere Factoreien der englischen und französischen Handelsgesellschaften im Bau vorfand u. s. w." Wenn man vorgehen will, so ist also der letzte Augenblick gekommen, denn der Errichtung von britischen und französischen Factoreien folgt immer die Verstaatlichung auf dem Fuße nach.

Vor fast 20 Jahren, als ich den Weg von Keffi nach Loko zurücklegte, war vor mir überhaupt dort noch kein Europäer hingekommen.

Die ganze übrige Küste bis zum Cap der Guten Hoffnung ist im Besitze europäischer Mächte. Dámara und Namaqua, vor kurzem noch herrenlos, sind britisch geworden. Es können dort wol Factoreien angelegt werden, aber Land politisch zu erwerben würde immer zu Conflicten mit der Macht führen, welche dasselbe als ihr Eigen betrachtet, wenn auch die Eigenthumstitel manchmal sehr fraglicher Art sind.

Herr von Weber in seinen Schriften hat seinerzeit auf den Erwerb der Delagoabai seitens Deutschlands an der Ostküste von Afrika hingewiesen. Jetzt ist es zu spät. Seitdem, ohne sich um irgendjemand zu kümmern, die Vasallenmacht Aegypten die ganze Küste von Massaua bis südlich und östlich zum Cap Gardafui annectirte, ist nur noch die Somaliküste herrenlos. Aegypten eignete sich die Küste bis Gardafui 1875 an. Innerhalb des Gebietes dieser Küste liegen Assab, welches die Italiener 1879 staatlich in Besitz nahmen, und Oboc, auf welches Frankreich schon seit den funfziger Jahren wohlerworbene Rechtstitel besitzt, die auch kürzlich wieder aufgefrischt wurden. Gordon, welcher längere Zeit im sudanischen Aegypten Generalgouverneur war, und zwar bis 1880, behauptet in einem von Sanct-Mauritius datirten Brief vom 24. Juni 1881, daß Aegypten nicht einmal Anrecht habe auf das Gebiet südlich von Massaua.*) Ob überhaupt eine Vasallen-

*) Stephan sagt in seinem „Das heutige Aegypten" S. 5: „Seit 1865 ist auch das Gestade des Rothen Meeres bis zu dem wichtigen Handels- und Hafenplatz Massawa, 15° 34′ nördl. Br., unter die Regierung des Vicekönigs von Aegypten gestellt worden."

macht das Recht hat, Eroberungen machen zu dürfen, muß ich der Beurtheilung solcher Männer überlassen, welche sich speciell mit volksrechtlichen Fragen abgeben. Das Gebiet aber, welches Aegypten als Vasallenstaat annectirte, ist dreimal größer als Deutschland. So viel aber ist sicher, daß England sich nie an jene ägyptischen Eroberungen kehren wird. Das geht zur Genüge aus Gordon's Aeußerungen hervor, und er gilt bekanntlich in Colonialfragen in seinem Vaterlande als Autorität. Hat sich doch nicht einmal Italien, Assab's wegen, an die vermeintlichen Rechte des Pharaonenreiches gekehrt.

Die meisten Reisenden sind, was Colonisation anbetrifft, mit Vorliebe dabei stehen geblieben, die von ihnen durchreisten Gegenden als besonders empfehlenswerth anzupreisen. Es ist das ganz natürlich; schon einfach deshalb, weil der Reisende eben diese Gegenden am besten kennt, und beim Kennenlernen meistens für die bereisten Länder eine gewisse Vorliebe platzgreift. Daß Ernst von Weber das von ihm bereiste Land, daß Hübbe-Schleiden Corisco-Bai empfiehlt, entspringt zum Theil dem eben angeführten Grunde. Aber nur zum Theil. Denn gerade diese beiden, um die praktische Nutzbarmachung der Afrikaerforschung am meisten verdienten Männer haben ihre bezüglichen Vorschläge sehr reiflich durchdacht. Was mich anbetrifft, so empfahl ich die Colonisation Tripolitaniens, der Cyrenaïka und kam erst davon ab, als von autoritativer Seite mir mitgetheilt wurde, Deutschland könne nie daran denken, am Mittelmeer Gebiet zu erwerben. Ich stimmte für den Erwerb Marokkos, und als auch hier aus competenten Kreisen mir die Mittheilung wurde, daß Deutschland eine Besitzergreifung dieses Landes nicht plane, richtete ich die Aufmerksamkeit anderer Länder auf das alte Tingitanien, um es endlich seiner scheußlichen Miswirthschaft zu entziehen.

In neuerer Zeit scheint man nun aber in Deutschland hinsichtlich Marokkos anders zu denken. Vielleicht wäre es auch nicht mehr als billig, wenn Spanien eher darüber nachsänne, sein eigenes Land zu heben, sein Volk zu civilisiren, als darauf auszugehen, noch weiteres Gebiet erwerben zu wollen. Spanien hat bei fast gleichem Flächeninhalt noch nicht einmal halb soviel Einwohner wie Deutschland, und das Volk steht selbst auf einem so niedrigen Grade der Cultur, daß von einer Bevölkerung von circa 17 Mill. Seelen blos der sechste Theil des Lesens und Schreibens kundig ist. Ein solches Land kann nicht Träger einer Cultur nach außen sein. Der Erwerb Marokkos ist in der That werth im Auge behalten zu werden. Wenn es sich hierum handelt, kann dies natürlich nur durch den Staat geschehen, wie ja überhaupt alle nordafrikanischen Länder nur mit Gewalt colonisirt, cultivirt und civilisirt werden können. Die religiösen Verhältnisse bringen das schon mit sich. Man braucht sich deswegen auch keine Gewissensbisse zu machen. Mit Gewalt eroberten die Araber diese Länder; nur mit Gewalt werden ihnen jene fruchtbaren Gefilde wieder entrissen werden können. Und wenn Frankreich mit Waffengewalt sich Algeriens und Tunesiens bemächtigt hat, England aber enger und enger seine Schlingen um Aegypten zieht, bis einst für immer der Unionjack auf der cahiriner Citadelle weht, dann hat auch Deutschland ein Recht zu fordern, und Marokko kann das einzige Aequivalent sein.

Wir möchten aber hier noch auf eine Küste Afrikas aufmerksam machen, welche vollkommen unabhängig, und wegen ihrer Lage, am großen Indischen Ocean, wegen des goldreichen Hinterlandes doch sehr versprechend ist. Vom Cap Gardafui an bis zum Aequator erstreckt sich diese herrenlose Küste in einer Gesammtlänge von mehr als 1500 Kilometer. Zwar übt der Sultan von Zanzibar in Brawa, Marka und Makdischu sogenannte Hoheitsrechte aus, aber selbst wenn dies nicht bestritten werden soll — das zwischen den ebengenannten Orten gelegene Gebiet ist indeß ganz herrenlos — dann bleibt immer noch ein absolut herrenloses Küstengebiet von mehr als 1200 Kilometer Länge, welches jedermann, jeder Deutsche sich nehmen kann, mit dem reichen dazugehörigen Hinterlande.

In dem von Otto Kersten veröffentlichten Reisewerk des Barons Klaus von der Decken heißt es in Bd. 1, S. 126:

„Seid-Madjid's (d. h. des Sultans von Zanzibar) Macht reicht dem Namen nach vom Cap Delgado bis Mukdischa, also über ein Gebiet von 13 Breitengraden, beschränkt sich aber an der Küste in der That auf einige feste Plätze und Zollstätten. Das offene Land, selbst schon in geringer Entfernung von diesen, ist gänzlich unabhängig: die Bewohner desselben werden dem Sultan erst dann zinsbar, wenn sie dem Zoll Unterliegendes nach Zanzibar bringen u. s. w." Des weitern führt der Verfasser aus, daß jene Küstenstädte gar nicht den Sultan von Zanzibar als alleinigen Herrn, sondern auch die Sultane von Geledi und Barderah als ihre Könige anerkennen. Aber, wie gesagt, wenn wir die Oberhoheit Zanzibars über jene Gegenden nördlich vom Aequator zugeben wollen, dann bleibt noch immer nördlich davon eine Küste von mehr als 1200 Kilometer Länge, welche jedem, der Wunsch, Lust und Geld hat, zum Nehmen freisteht.

Und wir Deutsche haben noch eine besondere Ursache, jene Gebiete zu nehmen. Hier wurden unsere Landsleute ermordet, welche von der Decken hingeführt hatte, allerdings nur um wissenschaftliche Eroberungen zu machen. Aber gerade dieser Umstand sollte uns um so mehr anspornen, jene Opfer der Wissenschaft zu rächen. Mit Recht sagt Otto Kersten in der Vorrede zum von der Decken'schen Werke:

„Was von der Decken begann, ist noch keineswegs zu Ende gebracht; nur als ein Anfang zur Erschließung des Landes, welches trotz seiner reichen Schätze so lange fast unbekannt geblieben, kann das bisher Erreichte betrachtet werden. Decken's Reisen werden andere zur Folge haben, unternehmende Kaufleute und Ansiedler sich nach dem fernen Osten wenden und in nicht gar zu ferner Zeit jene Gebiete einen ungeahnten Aufschwung nehmen." An einer andern Stelle sagt Kersten: „Es steht demnach, da so viele Vortheile nicht lange mehr unbeachtet bleiben können, dem Somalilande eine große Zukunft und allen Verhältnissen dort eine bedeutende Veränderung bevor. Möge unser Handelsstand und die Weisheit unserer Regierung dafür sorgen, daß hierbei Deutschland nicht zu kurz komme; geschieht dies doch, so liegt die Schuld hiervon wenigstens nicht an den deutschen Pionnieren, welche in Afrika Hab und Gut, Gesundheit und Leben geopfert haben, um ihrem Vaterlande Nutzen zu schaffen!"

Ach, leider mit Schmerzen können wir nur constatiren, daß der Ruf Kersten's

ungehört verhallte. Nichts ist geschehen! Wenn die deutsche Regierung einen Anlauf nahm und für das Reich Besitzungen erwerben wollte, wurde sie in ihren Bestrebungen von der Volksvertretung selbst gehemmt. Und unsere Kaufleute, abgesehen von einigen Häusern, lieben es nicht, Factoreien, Comptoire oder Cultivationspunkte anzulegen, welche vielleicht erst nach einem Jahrzehnt Gewinn abwerfen. So unternehmend der Handelsstand in den hanseatischen Städten ist, so etablirt er seine überseeischen Handelshäuser ausschließlich in solchen Ländern, welche schon von irgendeiner andern europäischen Macht staatlich annectirt worden sind. Gibt es irgendeine deutsche Factorei, welche auf herrenlosem Gebiet gelegen wäre? Man geht nach Amerika, nach Australien, nach China, nach Japan, auch nach Afrika, aber immer erst dann, wenn die andern Mächte geordnete und sichere Zustände geschaffen haben. Ein selbständiges Vorgehen — abgesehen von einigen Ausnahmen, z. B. dem Godefrey'schen Unternehmen — ein Gründen von Factoreien in herrenlosen Ländern, wie die französischen, britischen und holländischen Kaufleute es thun, wie die spanischen und portugisischen es thaten, kennen die deutschen Kaufleute nicht. Wir haben nicht einmal einen Rubattino, der uns eine Assabbai kaufte! Obgleich wir hundert Kaufleute haben, welche reicher als Rubattino sind, obgleich wir hundert Fürsten und Grafen haben, welche mehr Geld und Einfluß als Rubattino besitzen.

Neuguinea, das Somaliland und Innerafrika vom Niger her, diese herrenlosen Länder sind zu vergeben. Wer will, kann sie nehmen, aber Unternehmungsgeist, Ausdauer und Geld müssen geschafft werden. Man wird sich wundern, daß ich zu den herrenlosen Ländern oder als mit einer Miswirthschaft versehen nicht die große Insel Madagascar gerechnet habe. Aber Madagascar hat einestheils in den Hovas eine Regierung, welche, wenn sie auch weit davon entfernt ist, nur mit der Japans verglichen werden zu können, dennoch Anspruch auf unsere Sympathien hat. Andererseits hat auf einige Theile der Insel Frankreich Rechtstitel, die es allerdings wol keine Schwierigkeit machen würde zu veräußern — wenn man anders den Berichten französischer Reisenden*) trauen darf — welche aber doch zu Auseinandersetzungen mit dieser Regierung führen könnten. Auch Großbritannien glaubt Rechte auf Madagascar zu haben. Deutschland hat viel für Afrika gethan, aber einen Lohn, einen praktischen Nutzen hat es nicht erlangt. England, Frankreich, Portugal u. s. w. haben für ihre Erforschungen reichen Lohn, ergiebige Ländergebiete erlangt, Deutschland ist stets leer ausgegangen. Selbst als einiges Reich! Seit fast zehn Jahren gibt Deutschland jährlich circa 100000 Mark blos für Afrikaerforschung aus, aber auch nicht der geringste praktische Nutzen resultirte daraus für das gemeinsame Vaterland. Wir werden nicht müde, dies hier zu wiederholen, damit dies aufhöre, und deshalb sei hier auch gestattet darauf hinzuweisen, daß nach jenem zehnjährigen, allerdings sehr ehrenvollen Streben, was Humanität, Civilisation u. s. w. anbetrifft, seitens der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft, es endlich wol geboten erscheinen dürfte, diesen Bestrebungen einen mehr praktischen Hintergrund zu geben.

---

*) Vgl. unter anderm Lacaze, „Souvenirs de Madagascar" (Paris 1881).

Es mag in allem von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft in runder Summe 1 Mill. Mark verausgabt worden sein. Eine Million Mark und gar kein praktisches Resultat! Den größten Theil dieses Geldes hat das Reich beigesteuert. Welchen Nutzen hat dasselbe nun davon gehabt? Wir wiederholen es: keinen! Denn wenn man selbst bedenkt, daß der Ruhm des Einzelnen, den er sich durch eine wichtige Entdeckung erwirbt, auf die Gesammtnation, der er angehört, zunächst zurückfällt, dann muß man, will man aufrichtig sein, sagen, daß die Ergebnisse nicht im Verhältniß stehen zu den aufgewandten Mitteln. Hat man in humanitärer Hinsicht ein Ergebniß aufzuweisen? Wir zweifeln daran. Hat man irgendwelche große Entdeckung gemacht, eine wichtige wissenschaftliche Errungenschaft zu verzeichnen? Dr. Lenz hat allerdings von Marokko die Sahara quer hindurch bis Timbuktu durchwandert, uns positiv den Nachweis geliefert, daß die westliche große Wüste keine Depression sei; Dr. Pogge besuchte seinerzeit die Hauptstadt und den Hof des Muata-Yanvo. Dr. Pogge aber reiste nicht einmal im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft; erst als er diesen Erfolg erzielt hatte, beeilte sich die Gesellschaft, ihn zu annectiren, dadurch, daß sie ihm seine Ausgaben ersetzte, und konnte deshalb mit Befriedigung auf seine Reise zurückblicken. Das ist aber auch alles, was die Gesellschaft innerhalb der fast zehnjährigen Thätigkeit als nennenswerth aufweisen kann. Soll die von mir gemachte Erforschungsreise nach Kufra dazu zählen? Wenn man erwägt, daß diese Reise wenig Ausgaben verursachte — denn 20000 Frs. mußte die türkische Regierung der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft Schadenersatz leisten — so kann sie als dritter Erfolg verzeichnet werden. Aber gerade diese Erfolge haben die Mittel der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft verhältnißmäßig wenig in Anspruch genommen. Alles in allem haben die Pogge-Rohlfs-Lenz'schen Reisen circa 60000 Mark gekostet.

Fern sei es von mir, die Bestrebungen der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft, die Arbeiten der ausgeschickten Erforscher auch nur im geringsten herabziehen zu wollen. Jeder hat seine Pflicht und Schuldigkeit in vollstem Maße gethan. Gewiß weiß keiner mehr als ich, wie jedes Resultat, sei es groß oder klein, immer mehr oder weniger von Zufälligkeiten abhängig ist. Auch nicht der geringste Vorwurf kann der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft oder deren Sendlingen gemacht werden.

Aber ein „Halt", in dieser Weise weiter vorzugehen, möchten wir jetzt als zeitgemäß erschallen lassen. Den bloßen humanitären Bestrebungen ist seit langem Genüge gethan. Jetzt muß anders vorgegangen werden. Man darf nicht mehr für andere Nationen arbeiten, und will man Stationen anlegen, so müssen diese endlich einen praktischen Nutzen in Aussicht stellen. Bisjetzt hat man Stationen im Innern errichtet, auf Ländereien oder Gebieten, welche unmöglich Deutschland zufallen können, weil die Küste schon vergeben ist. Mag eine solche Station der internationalen afrikanischen Gesellschaft auch durch noch so edle philanthropische Beweggründe hervorgerufen sein — bisjetzt ist aber noch gar kein Resultat aufzuweisen — die humanitären Erfolge kommen doch nur demjenigen Lande zugute, dem dasselbe gehört, welches im Besitze der bezüglichen Küste ist. Man kann sagen: sie kommen der ganzen Menschheit zugute. Im gewissen Sinne läßt sich das ja

auch nicht mehr leugnen. Aber warum soll gerade Deutschland immer zum Vortheil anderer Völker arbeiten? Was würde man denn anfangen, wenn Portugal eines Tags sagen wollte: jetzt geht nur fort, eure Stationen liegen auf unserm Gebiet, und wir wollen nun die Organisation des Landes selbst in Angriff nehmen. Man hat ja nicht einmal einen Küstenpunkt in Besitz. Es war ein großer Fehler, Stationen im Innern zu errichten, ohne einen Küstenpunkt, ohne eine Basis zu besitzen.

Als König Leopold von Belgien jene internationale Association gründete, schlossen sich die Engländer gleich aus. Hervorragende englische Reisende und Philanthropen betheiligten sich in Brüssel an den Berathungen, aber sie verweigerten für ihr Land den Beitritt zur internationalen Association. Warnende Stimmen aus der Mitte englischer Reisenden ertönten. Burton z. B. erklärte sich mit Entschiedenheit gegen ein internationales Vorgehen. Die Engländer haben ihre eigene, von jeder äußern Beeinflussung unabhängige afrikanische Gesellschaft gegründet. Und wenn England wissenschaftliche oder auch humanitären Zwecken dienende Expeditionen ausschickt, dann haben diese stets praktische Erfolge aufzuweisen. Selbst die englischen religiösen Missionsbestrebungen haben, wie wir schon oft hervorgehoben haben, stets solche Erfolge für Großbritannien in Aussicht. Protestantische Missionare arbeiten nur für England. Auch die deutschen.

Frankreich ist zwar bisjetzt der internationalen Association treu geblieben; aber die französischen Erforscher errichten keine internationalen Stationen, sondern unter französischer Flagge französische. Brazza von Savorgnan ist da, um es zu bezeugen. Die übrigen Nationen kommen nicht in Betracht. Belgien hat zwar mittels des hochherzigen Königs unglaubliche Summen und Menschen edelsten Blutes geopfert, und König Leopold hat sämmtliche belgische Stationen unter das Banner der Internationalität gestellt. Aber das darf für uns kein Grund sein, es ebenso zu machen. Dazu kommt noch, daß Deutschland für die Erforschung Afrikas seit hundert Jahren thätig ist, während die Anstrengungen der Belgier erst seit dem Könige Leopold, der Anstoß dazu gegeben hat, datiren. Das, was Deutschland für die Erforschung Afrikas gethan hat, wird kaum von England übertroffen, kaum von Frankreich erreicht.

Hinsichtlich meiner Ansicht über die Thätigkeit der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft stehe ich übrigens keineswegs vereinzelt da. Schweinfurth, dessen Autorität in der ganzen Welt anerkannt wird, ist ebenfalls der Meinung, daß es höchste Zeit sei, praktisch vorzugehen. Was aber sagt der deutsche Afrikareisende, welcher von allen in Beurtheilung der Culturfragen, der Colonisation, der philanthropischen Bestrebungen am competentesten ist? Wir meinen den Dr. Hübbe-Schleiden*):

„Eine internationale Regeneration Afrikas ist Phantasterei, ist Unsinn! Nationaler Stolz und Patriotismus sind nächst dem Ringen nach pecuniärem Gewinn die stärksten Triebfedern zu allen Leistungen, die das Zusammenwirken großer Massen erfordern. Ohne Patriotismus kann keine Colonisation irgendwelcher Art und nicht einmal das Pionnierwesen einer solchen gedeihen. Auch kann nur ein

*) Vgl. „Aethiopien" (Hamburg 1879), S. 371.

starkes und wohlgeordnetes Staatswesen solchem Unternehmen den nöthigen Hintergrund einer reellen Garantie, und den genügenden diplomatischen und militärischen Schutz gewähren."

Welche Rechtsanschauungen, welche Technik des Rechts soll denn ein solches Unternehmen beherrschen, wenn in demselben etwa Franzosen und Engländer, Feuer und Wasser, sich mischen? Für Internationalität kann ein verständiger Mann sich doch nur dann begeistern, wenn er sein eigenes Volk an der Spitze dieser Weltwirthschaft träumt.

Bei der Association internationale africaine in Brüssel haben die Belgier uns deutsche Schwärmer sehr geschickt einzufangen versucht — von den Franzosen gar nicht zu reden — glücklicherweise aber haben wir uns nicht fangen lassen.*) Sie haben ihre halbe Million Francs**) fast ganz allein zusammengebracht und die außerhalb Belgiens gewonnenen 35000 Frs. sind meist nur aus französischen Kassen geflossen („Petermann's Mittheilungen", 1878, V. 197). Allerdings ist das mit Recht von der ganzen Welt so günstig beurtheilte Streben der erwähnten belgischen Gesellschaft lediglich darauf gerichtet, sich auf dem Gebiete der Wissenschaft Ruhm zu erwerben. Wohin aber solche Internationalitätsschwärmerei führen kann, beweist uns die jüngst erschienene Schrift Emile Reuter's: „un officier belge du plus grand talent", wie ihn „L'Exploration" (Nr. 75 vom 23. Juni 1878, S. 94) nennt. Dieser Schriftsteller meint: „Une colonie belge au centre de l'Afrique serait un signe visible de l'existence de la nation belge!" u. s. w. Ich habe absichtlich die Worte Hübbe-Schleiden's in ihrer ganzen Ausführung wiedergegeben, weil kein anderer Afrikareisender so competent ist in diesen Fragen. Daß aber dieser bedeutende Mann den Zeitpunkt für gekommen erachtet, wo die Deutsche Afrikanische Gesellschaft ihre rein wissenschaftlichen und humanitären Zwecke mit andern zu vertauschen habe, erhellt am besten aus dem von ihm am 20. April 1882 in Leipzig vor dem Kaufmännischen Verein gehaltenen Vortrage, wo er mit dürren Worten sagte***): „daß er das Vorgehen der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft nicht billigen könne".

Aber welcher vernünftige Mensch erkennt auch nicht, daß es genug ist mit den wissenschaftlichen und philanthropischen Bestrebungen auf einem Gebiet, welches andern Nationen gehört! Wenn Deutschland Nutzen haben soll von den Summen, welche es alljährlich für die Erforschung Afrikas verausgabt, so muß von nun an die Thätigkeit der Afrikanischen Gesellschaft nur auf solchen Gebieten sich entfalten, wo man, frei von Concurrenz, sich der Hoffnung hingeben kann, diese Ländereien einst in deutschen Besitz zu wissen.

Flegel in seinen letzten Berichten in „Petermann's Mittheilungen†)" vertritt gleichfalls eine Ausbeutung des Niger-Benue-Gebietes. Aber er wünscht

---

*) Das ist nicht genau; die Deutsche Afrikanische Gesellschaft segelt immer noch unter der Flagge der Association internationale africaine.

**) Bisjetzt hat Belgien über 2 Mill. Frs. verausgabt.

***) „Deutsch-Aethiopien, ein Indien in Afrika, Vortrag u. s. w. von Hübbe-Schleiden", „Leipziger Tageblatt", Jahrg. 1882, Nr. 117, Beilage.

†) Jahrg. 1882, Heft VI, S. 229.

zu dem Ende vorerst eine wissenschaftliche Expedition. Das ist, unserer unmaßgeblichen Meinung nach, vollkommen überflüssig. Wir kennen die Gegend hinlänglich genau. Von jetzt an muß man gleich mit der Anlegung von Handelsstationen bei der Hand sein; die wissenschaftlichen Expeditionen folgen dann in natürlicher Weise von selbst.

Im großen Ganzen ist ja jetzt Afrika entdeckt. Als die Deutsche Afrikanische Gesellschaft im Jahre 1873 sich constituirte, hatte Stanley noch nicht den Lauf des Congo festgestellt; große Fragen gab es da noch zu beantworten. Im Laufe der Zeit sind aber alle diese großen Probleme gelöst worden und die detaillirtere Erforschung des ganzen Congogebietes können wir getrost den Nationen überlassen, welchen jene Gegenden naturgemäß zufallen müssen. Naturgemäß, weil sie im Besitz der Küste sind. Für uns Deutsche ist es dort zu spät. Cultiviren wir jetzt jene Gegenden, welche noch zu haben sind; verschwenden wir nicht Mittel und Zeit auf Gegenstände, welche für Deutschland keinen praktischen Werth haben können.

Zehn Jahre hat Deutschland verstreichen lassen; ist dieser Zeitraum noch einmal verflossen, so wird es für immer zu spät sein.

Wir rathen daher auch entschieden ab, eine so vorzügliche Kraft, wie Dr. Buchner es ist, auf eine neue Entdeckungsreise auszusenden. Lieber möge man ihm die Organisation einer Station übertragen an der Somalikküste, vielleicht an der Mündung des Djuba oder eines andern Flusses an der herrenlosen Somalikküste.

Wir rathen, Flegel, welcher in der Benue-Niger-Gegend jedenfalls wie zu Hause ist, von weitern Reisen abzuhalten und ihm dafür die Einrichtung einer Station aufzutragen im Aypotogebiet. Handeln wir schnell, ehe es zu spät ist!

Etwas über Heroencultus.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

Seit Thomas Carlyle seine geistreichen Vorlesungen: „On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History", veröffentlicht (1841) und die darin niedergelegten Ansichten in seiner vortrefflichen „Geschichte Friedrich's II. von Preußen, genannt Friedrich der Große" (deutsch von J. Neuberg und Friedrich Althaus, 6 Bde., Berlin 1863—69) schriftstellerisch und praktisch zur Anwendung gebracht, hat der „Heroencultus", begünstigt durch die großen historischen Ereignisse der neuern Zeit, einen Aufschwung genommen, welcher unter Umständen dem fernern Fortschritt der Culturentwickelung, in welcher wir zur Zeit begriffen sind, Schwierigkeiten und Hindernisse bereiten könnte. Aus diesem Grunde halte ich es für geboten, der misbräuchlichen Ausdehnung dieses Cultus entgegenzutreten. Zu diesem Zweck habe ich mir diejenige Gestalt des Jahrhunderts auserwählt, welche am meisten in sich alle jene typischen Eigenthümlichkeiten der Familie „Heros" vereinigt und hierdurch, sowie vermöge ihrer unbestrittenen Größe, und endlich auch deshalb, weil sie den Kämpfen des heutigen Tages schon lange entrückt ist, am besten geeignet erscheint, einen neuen Beleg für die alte Lehre zu liefern, daß, wo viel Licht ist, sich auch viel Schatten befindet, und daß die Heroen meistens allen übrigen Menschen schwere Lasten und Opfer auflegen.

Es ist Napoleon I., von welchem ich spreche; und ich nehme für meine Darstellung dasselbe in Anspruch, was der amerikanische Essayist William Ellery Channing von der seinigen sagt, mit den Worten:

„Wir wollen freimüthig von Napoleon reden. Wir führen nicht Krieg wider den Todten. Wir wollen nur Widerstand leisten wider das, was wir als den fortdauernden verderblichen Einfluß des Todten betrachten."

1) Friedrich der Große, Napoleon I. und Napoleon III.

Man hat so oft Parallelen zwischen Napoleon I. und Friedrich II. gezogen, und fast nur Aehnliches und Uebereinstimmendes gefunden. Beide waren groß in der Diplomatie und im Kriege; beide haben den Umfang, die Macht und das

Ansehen ihres Staates bedeutend gehoben; beide haben auf volkswirthschaftlichem Gebiet die gröbsten Misgriffe begangen; der eine durch die Continentalsperre, der andere durch sein Mercantil-, Monopol- und Regiesystem; beide haben durch die erwähnten Misgriffe ihren Ruhm verdunkelt und die Existenz ihrer politischen und militärischen Schöpfungen und Erfolge untergraben.

Es war einem französischen Autor — P. Lanfrey in seiner „Histoire de Napoléon I", Bd. 3, Kap. 10 — vorbehalten, den Gegensatz zwischen den beiden großen Männern mit epigrammatischer Kürze zu charakterisiren wie folgt:

„In drei Stücken steht Friedrich hoch über Napoleon:

„Er hat stets das Komödiantenthum und die Charlatanerie verachtet.

„Er war groß in dem Unglück.

„Er hat zwar ebenfalls schlechte und ungerechte Mittel angewandt; aber, abgesehen von der Theilung Polens, geschah es zu Zwecken, welche innerhalb des Gebiets der Möglichkeit und der Gerechtigkeit lagen."

So Lanfrey. Er hätte noch hinzufügen können:

Beide litten in hohem Grade an Menschenverachtung, zu der sie ja ihre Gründe haben mochten; beide behandelten ihre Minister und Beamten nicht allzu gut, und manchmal die Verdienstvollsten am allerschlechtesten, während sie andern ein ungerechtfertigtes Vertrauen schenkten. Wenn dies Fehler waren, die beiden gemeinsam, so ist doch insoweit zu unterscheiden, daß sie Napoleon von Jugend auf eigenthümlich und gleichsam angeboren waren, während sie sich bei Friedrich erst in seinem höhern Alter zeigten, als er durch den Finanzzustand eines armen Landes, an welches Anforderungen, welche die Leistungsfähigkeit desselben weit übersstieg, seiner Meinung nach gestellt werden mußten, zu einer irrationellen Sucht, Geld zusammenzubringen und anzuhäufen, verleitet, durch eine Reihe schlimmer Erfahrungen von dem äußersten Grade des Argwohns erfüllt, und endlich von Arbeit und Genuß, von Krieg und Strapazen, von Alter und Krankheit erschöpft, dennoch nicht darauf verzichten konnte und wollte, alles allein und alles selbst zu machen, und nicht allein die Armee und die Beamten, sondern auch die ganze bürgerliche und wirthschaftliche Gesellschaft bis in die geringfügigsten und gleichgültigsten Dinge nach seinen Gedanken und Einfällen marschiren zu machen, sie wie einen Mechanismus zu regeln, statt ihren Organismus zu studiren und zu begreifen. Darin war Friedrich Franzose geworden.

Aber Friedrich hatte, ehe die rückschreitende Metamorphose eines traurigen und vereinsamten Alters Gewalt über ihn gewonnen, einen entschiedenen Sinn für Kunst und Wissenschaft, ein Herz, das den Gefühlen der Freundschaft und der Vaterlandsliebe, der Toleranz und der Aufklärung, der Humanität und des Patriotismus offen stand. Er war eine von Haus aus durchaus edel angelegte Natur. Er wollte vor allem dem Staat, *seinem* Staat dienen, und war bereit, ihm jegliches Opfer zu bringen, auch das seines Lebens. Er zog es für den äußersten Fall vor, durch Gift zu sterben, lieber als lebendig in die Hände des Feindes zu gerathen und sich als Pressionsmittel wider sein eigenes Land benutzen zu lassen.

Napoleon hatte viel Geist, vielleicht mehr noch als Friedrich; aber er hatte kein Herz und keinen Charakter. Er diente keinem Lande und keinem Princip;

er diente nur seinem eigenen maßlosen Egoismus. Das war sein alleiniger Zweck; alles übrige war ihm nur Mittel. Er war hochbefähigt für die Wissenschaft, aber er verachtete dieselbe, und diese Verachtung wurde in Haß umgewandelt, sobald die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit seinen egoistischen Zielen und Plänen wirklich oder scheinbar in Widerspruch traten. Dann schimpfte er die Vertreter der Wissenschaft Doctrinäre und Ideologen. Er glich jenen Tyrannen des Orients, welche es den Boten entgelten ließen, wenn er in Erfüllung seiner Pflicht eine Nachricht brachte, welche zwar wahr, aber unangenehm war. Die Wissenschaft sollte nicht „die hohe, die himmlische Göttin" sein, sondern die dienstfertige Magd, welche ihn mit wirklichen oder scheinbaren Gründen versorgte und ihn selbst und seine Thaten mit einem legendären Heiligenschein zu umgeben hatte.

Die falschen Vertreter der Wissenschaft, deren Meinungen und Lehren wechselten, mit jedem Umschlag in den herrschenden Regionen, leisteten dem an sie gestellten Ansinnen Folge und woben die Napoleonische Legende so dicht, daß man glaubte, auch die fernste Zukunft sei außer Stande, sie zu zerstören; vielmehr werde das vergötterte Riesenbild mit jedem Schritte der räumlichen und zeitlichen Entfernung noch wachsen.

Heute, da die Napoleonischen Zeiten noch nicht dreiviertel Jahrhundert hinter uns liegen, ist jenes Gewebe schon längst zerrissen, und je mehr die „feilen Schergen der Gewalt" bemüht waren, es zu weben, desto stärker ist jetzt der Eifer, es wieder aufzutrennen. Es ist eine solche Reaction gegen die Vergötterung des Sohnes der Lätitia eingetreten, daß sie fast im Begriffe steht, sich zu überstürzen.

Viel dazu beigetragen hat auch der Undank und die Brutalität, mit welcher Napoleon denjenigen lohnte, welche ihm wesentliche Dienste geleistet hatten. Viele dieser Mishandelten wollten 1814 nicht mehr für ihn eintreten. Andere wandten sich selbst während der Hundert Tage von 1815 und unmittelbar nach denselben Ludwig XVIII. zu, weil sie der Kaiser vor den Kopf gestoßen hatte.

Nun war es aber Napoleon, der über Undank schrie, und auch während seines langen Exils auf Sanct-Helena ist er nicht müde geworden darüber zu klagen.

Sehr mit Unrecht. Denn er war es doch selbst, der zuerst „die Politik des Undanks" zu einer Art von Staatsweisheit erhoben, und wer alle Personen und alle Parteien auf der Reihe herum ausgebeutet, gebraucht, misbraucht, verbraucht hatte, um sie dann wegzuwerfen wie ein altes Kleidungsstück, der darf sich nicht beschweren, wenn er endlich selbst damit heimgesucht wird, womit er gesündigt. „Per quod quis peccat, per idem punitur et idem."

Damit sollen wirkliche Fälle des Undanks nur erläutert, aber nicht entschuldigt werden. Sie machen unter allen Umständen einen übeln Eindruck; von einem solchen ganz frei sind z. B. auch nicht die „Memoiren" der Frau von Rémusat, welche jahrelang Hofdame der Kaiserin Josephine gewesen, aber in ihren hinterlassenen Aufzeichnungen vielfach die Klatschsucht eines misvergnügten höhern Dienstboten zeigt, der sich für ein so vornehmes Geschöpf hält, daß es gar nicht möglich ist, all seinen Ansprüchen zu genügen.

Napoleon III. hatte die Geschichte seines Oheims gründlich studirt und bemühte

sich nach Kräften, die Fehler zu vermeiden, durch welche der letztere seinen Untergang herbeigeführt hatte. Napoleon I. hatte durch sein berüchtigtes „Décret de Berlin" vom November 1806 die Continentalsperre eingeführt und „die britischen Inseln in Blokadezustand erklärt", und obwol er anfangs sich selber dieses brutalen Actes der Handelsfeindseligkeit, welcher Tausende wohlberechtigter Lebensinteressen verletzte, noch ein wenig schämte — denn in seiner am 21. Nov. 1806 an den Senat in Paris gerichteten Botschaft sagt er, er habe es nur schwer über das Herz gebracht, die Interessen der Privaten durch die Streitigkeiten der Könige zu stören und nach einer Reihe von Jahren der Civilisation und des Culturfortschritts zurückgreifen zu müssen auf Maßregeln der Barbarei, wie solche nur in den ersten Zeiten der Völker vorzukommen pflegen — so versteifte und verstockte er sich doch immer mehr auf dieses prohibitiv-protectionistische Kampfmittel, das ihn selbst mehr schädigte als seinen Gegner, und ihn auf der Bahn des Eroberers immer weiter trieb, bis in die Schneewüsten Rußlands, wo sein Glücksstern zu erbleichen begann. Napoleon III. dagegen, gewarnt durch dieses Beispiel, cultivirte keine internationale Beziehung mit solcher Sorgfalt als die „entente cordiale" mit England. Statt mit England sich auf den Fuß der Handelsfeindseligkeit, der Continentalsperre oder des Blokadezustandes zu setzen, folgte er den weisen Rathschlägen von Richard Cobden, und schloß 1860 jenen englisch-französischen Handelsvertrag, welcher sich beiden Ländern so vortheilhaft erwies und auch auf die übrigen Staaten von West- und Mitteleuropa den heilsamsten Einfluß ausübte, indem er zu einer Reihe von Handelsverträgen führte, welche, gleichfalls auf der Ersetzung der Differentialzölle durch das Recht der meistbegünstigten Nation und auf freihändlerischen Principien beruhend, eine Aera der Freiheit, des Friedens und des Wohlstandes vorbereiteten, welcher nunmehr durch die wirthschaftliche Reaction in Oesterreich-Ungarn und im Deutschen Reiche, also in den Hauptländern des centralen und binnenländischen Europa, bis auf weiteres ein Riegel vorgeschoben worden.

Dasselbe Verfahren wie in Betreff der Handelspolitik beobachtete der Neffe in Betreff der „Politik des Undanks". Auch hier nahm er sich an Napoleon I. ein warnendes Beispiel und war weit klüger als der „Heros".

Nichts hat Napoleon III., trotz all seiner zahlreichen Fehler und Schwächen, welche zum Theil mit seiner Erziehung und seinen ersten abenteuerlichen Lebenswegen in Zusammenhang standen, mehr Freunde, und zwar aufrichtig ergebene Freunde, geworben, als daß er der Dankbarkeit eine Art von Herzenscultus widmete, indem er nie jemand vergaß, der zu irgendeiner Zeit einmal ihm selbst, oder irgendeinem Angehörigen, oder einem Interesse, ja einer bloßen Reminiscenz seiner Dynastie einen Dienst geleistet oder eine Freundlichkeit erwiesen hatte.

Nur auf dem Gebiete des Krieges war er ebenso thöricht wie sein Oheim, und dies war um so schlimmer, als ihm jegliche Gabe des Feldherrn fehlte; ja der deutsche Krieg von 1870 war noch viel unüberlegter als der russische von 1812. Da kam in beiden der Geist des Abenteurers, des Spielers und des zum Größenwahn geneigten Emporkömmlings in verhängnißvoller Weise zum Durchbruch. Naturam furca expellas, tamen usque recurret.

2) Der heroische Cynismus.

Den schlimmsten Fehler Napoleon's I. hat Laufrey zusammengefaßt in dem Vorwurf der komödiantenhaften Charlatanerie. Das trifft aber um so härter, als er das Gegentheil von dem war, was er spielte. Er hatte das Heldenthum im Munde, in den Gesten und in der Drapirung, aber den allerordinärsten Cynismus im Herzen. Er war ein großer Held, aber ein wirklicher Gentleman ist er niemals gewesen, auch nicht auf dem höchsten Gipfel seines Glanzes. Während er in seinem öffentlichen Auftreten, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, den Schauspieler Talma imitirte, bei dem er ja Unterricht genommen, starrte seine Privatunterhaltung von den schnödesten und unflätigsten Cynismen, welche halb nach Wachtstuben und halb nach öffentlichen Häusern schmeckten.

Er schonte niemand, und am wenigsten seine Soldaten, welchen er doch alles verdankte. Die 32. Halbbrigade gehörte zu seinen Lieblingstruppen. Als er 1806 das Schlachtfeld bei Halle abritt, fand er es bedeckt mit den Leichen der Zweiunddreißiger, welche sich in dem siegreichen Kampfe mit dem Prinzen Eugen von Würtemberg ausgezeichnet hatten.

„Lauter Zweiunddreißiger, überall Zweiunddreißiger!" rief er mit seinem schnödesten Lachen, „ich habe deren so viele in Aegypten umbringen lassen, und in Italien, und überall, daß man denken sollte, es könne von ihnen gar nichts mehr übrig sein!"

Und seine Kriegsknechte und Marschälle bewunderten solche Gemeinheiten als höchst geistreiche und heroische Witze.

Am meisten offenbarte sich die ordinäre Niedertracht seiner Gesinnung gegenüber dem 1806 niedergeworfenen und entwaffneten Preußen.

Seine Grausamkeit und sein Hohn gegenüber dem preußischen Königspaar spottet jeder Beschreibung. Es liegt darin ein gänzlicher Mangel an Sinn für Anstand und Ehre. Schon die Klugheit hätte ihm ein solches Betragen verbieten müssen; denn er mußte den ihm nachtheiligen Eindruck scheuen, den es machte. Allein dafür hatte er kein Verständniß. Er glaubte dasselbe Manco, an welchem er litt, sei auch bei den andern vorhanden.

Am 24. Oct. 1806 erschien Napoleon I. in Potsdam. Sein erster Gang war nach dem Grabe Friedrich's, wo er sich dessen Degen aneignete, um ihn als Trophäe nach Paris zu schicken.

So führte er Krieg selbst gegen einen Todten — gegen einen großen Feldherrn, den er selbst zu bewundern vorgab.

Was würde Frankreich sagen, wenn 1871 Kaiser Wilhelm in dem Invalidendom zu Paris sich Napoleon's Degen angeeignet hätte, um ihn als Siegeszeichen nach Berlin mitzunehmen und etwa im Hohenzollern-Museum aufzuhängen?

Am stärksten trat Napoleon's Cynismus edeln und vornehmen Frauen gegenüber zu Tage. Er sah ein, wie sehr ihm dieselben an Größe des Herzens überlegen waren, und hegte gegen sie ein aus Haß und Neid zusammengesetztes Gefühl, welchem er den unverhohlensten Ausdruck gab, sobald er es ungestraft glaubte thun zu können.

Unter diesen Umständen wird man es begreiflich finden, daß er seine Bosheiten gegen niemand schärfer losschnellte als gegen die Königin Luise von Preußen, die ihm nicht nur durch ihren Geist, ihre Schönheit und Tugend, sondern auch durch ihr Unglück mehr als irgendeine andere Frau hätte heilig sein sollen. Ihr gegenüber offenbarte sich am meisten die ganze Gemeinheit seiner Gesinnung, und es ist charakteristisch, daß es seine Bulletins sind, in welchen er gegen die Königin die boshaftesten und grundlosesten Vorwürfe schleudert. Er verglich sie mit der berüchtigten Lady Hamilton in Neapel und behauptete, zwischen ihr und dem „schönen" Kaiser von Rußland habe „une scène scandaleuse" gespielt.

In seinem 18. und 19. Bulletin sagt er:

„Alle Preußen sind darin einig, in dem Besuche des Kaisers Alexander in Berlin die Ursache ihres Unglücks zu finden. Die Veränderung, welche seitdem mit der Königin vor sich gegangen, welche bisher eine ängstliche und bescheidene Frau, plötzlich so aufgeregt und kriegslustig geworden, war eine zu plötzliche Umwälzung. Alle Welt gesteht zu, daß sie die Urheberin der Leiden ist, unter welchen gegenwärtig die preußische Nation seufzt. Ueberall hört man sagen: Wie sehr hat sie sich verändert seit jener verhängnißvollen Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander! Man hat in dem Zimmer, das die Königin in Potsdam bewohnt, ein Porträt des Kaisers von Rußland gefunden, das dieser Fürst ihr verehrte."

„Als Napoleon diese Verleumdungen ausstieß", sagt Lanfrey (III, 501 fg.), „täuschte er sich sehr. Er betrachtete und behandelte die Menschen so, als wenn sie gleich ihm selbst allen Gefühls der Ehre und der Moral beraubt wären. Infolge dessen entging es ihm gänzlich, daß diese niederträchtigen Verdächtigungen, welche er an der Spitze einer Armee von 500000 Mann ausstieß gegen eine besiegte, entwaffnete, auf der Flucht begriffene Frau, den entgegengesetzten Erfolg hatten von dem, welchen er damit erzielen wollte, daß dieselben nicht nur eine Art Ekel bei allen edeln Seelen, sondern auch bei den gewöhnlichen Menschen eine gewisse Antipathie gegen ihn wach rufen mußten, zugleich aber auch die aufrichtigsten und sympathischsten Gefühle für die edle Dame, die er mit verleumderischen Schmähungen verfolgte, und es ist eine eigenthümliche Nemesis in der Geschichte, daß es der Sohn dieser edeln Königin sein mußte, welcher den Neffen des Verleumders vom Throne stieß. Auch bildet es einen wohlthuenden Gegensatz zu dem gemeinen Verhalten Napoleon's I., daß der Kaiser Wilhelm den Kaiser Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie mit der vornehmsten Großmuth behandelte und z. B. — eine Thatsache, die nur wenig bekannt, aber nichtsdestoweniger wahr ist — der Kaiserin Eugenie gestattete, ihren Gemahl während der Kriegsgefangenschaft auf Wilhelmshöhe, das vormals Napoleonshöhe geheißen, zu besuchen."

Zur Entschuldigung des Verhaltens Napoleon's I. gegenüber der Königin Luise berufen sich seine Verehrer darauf, daß er überhaupt den Frauen, und auch seiner eigenen Frau, sehr wenig Respect erwiesen habe.

In der That eine Entschuldigung, von der man sagen kann, daß es traurig, daß sie wahr, und wahr, daß sie traurig ist: eine Vertheidigung, fast schlimmer als die Anklage.

Wahr ist es, daß Napoleon die Frauen auf einem etwas mehr als türkischem Fuß behandelte. Von der „Oesterreicherin" will ich nicht sprechen — sie war ein Opfer der Politik und betrachtete sich selbst als ein solches, indem sie sich später für das, was sie bei Napoleon erduldet, bei ihrem zweiten Gemahl, dem Grafen Neipperg, spätern Fürsten Montenuovo (Neuberg), den sie zur linken Hand geheirathet hatte, nach Kräften zu erholen suchte — aber auch die Kaiserin Josephine hatte schwer unter seiner Brutalität zu leiden. Wie Frau von Rémusat erzählt, sagte sie eines Tages: „... Der Kaiser ist heute so glücklich, daß er infolge dessen uns alle gewiß gehörig ausschelten wird!" Sogar der Sonnenschein der guten Laune war mit Schelten begleitet. Man kann sich denken, wie er im Sturm und im Zorn war.

Ich kann und will hier jene zahlreichen Skandale, welche uns Frau von Rémusat und andere von Napoleon erzählen und unter welchen das Verhältniß zu seinen Schwestern den schwärzesten Punkt bildet, nicht wiederholen.

Daß es unter solchen Umständen nicht möglich war, auch nur den äußern Anschein von Sitte und Würde aufrecht zu erhalten, ist nur zu begreiflich.

Nur ein Beispiel! Bei der Kaiserkrönung sollten seine Schwestern Karoline Murat und Elise Borghese der Kaiserin Josephine in der Kirche die Schleppe tragen. So hatte der Kaiser befohlen. So stand es in dem Programm, und die beiden Schwestern hatten, ohne ihren Unmuth darüber zu verhehlen, sich doch scheinbar der Anordnung unterworfen. In der Kirche jedoch hatten sie sich wieder anders besonnen. Sie machten Strike und ließen die Schleppe wieder fallen. Napoleon schleuderte ihnen wüthende Blicke zu. Dann folgte ein Fluch, ein Commandowort, begleitet mit Aufstampfen des Fußes — alles Notabene in der Kirche während des feierlichsten Actes — und die Schwestern erschraken und gehorchten. Sie trugen die Schleppe, jedoch nicht ohne dazu die schrecklichsten Gesichter zu schneiden.

Es erinnert lebhaft an eine Geschichte, die ein deutscher Rechtsgelehrter erzählte, welchen ein depossedirter deutscher Fürst mit Ausarbeitung seiner Remonstrationen und sonstigen juristisch-politischen Actenstücke betraut hatte und deshalb öfters nach jenem böhmischen Schlosse citirte, wo er seinen Exulantensitz — wie er irrthümlicherweise glaubte nur vorübergehend — aufgeschlagen hatte. Da herrschte, so erzählte der dicke Rechtsgelehrte, oberhalb der Tafel die schönste Ordnung, ja sogar die feierlichste Hofetikette; unter dem Tische aber, wo man es nicht sehen konnte, da traten sie einander aus Zärtlichkeit wider die Schienbeine. Das war dann feine Erziehung oder „Saloutон".

Napoleon I. hatte eine heiße Sinnlichkeit und ein kaltes Herz. Deshalb hielt er die Frauen (auch die, welche er mit seiner Gunst beehrte) in Verachtung und Knechtschaft, ohne sie jemals entbehren zu können.

„Ich bin", sagte er zu Frau von Rémusat, „nicht wie gewöhnliche Menschen, und deshalb bin ich erhaben über jene Moral."

Wie er mit dieser Phrase seine Excesse entschuldigte, so seine Frauenverachtung mit „höherer Staatsraison".

„Das Frauenregiment", so pflegte er zu sagen, „hat unter den franzö-

sischen Königen großen Schaden gestiftet. In Anbetracht dessen sind an meinem Hofe die Frauen reine Nullen und müssen es bleiben. So will es die Politik."

Die Frauen von Geist haßte er; sobald sie sich nicht dazu hergeben wollten, mit den andern an seinem Triumphwagen zu ziehen, fielen sie in Ungnade. Das auffallendste Beispiel ist die Frau von Staël-Holstein, welche sich nicht zur Preßbanditin hergeben wollte. Er sprach von da an von ihr nur mit Gehässigkeit und Geringschätzung. Dann aber verfolgte er sie mit aller Rücksichtslosigkeit der schrankenlosen Gewalt. Dagegen begünstigte er die sehr mittelmäßige Schriftstellerin Madame de Genlis, welche gegen Verwilligung einer Leibrente zu ihm überging. Sie verherrlichte ihn nach Kräften. Aber er spottete ihrer.

„Wenn die Genlis von Tugend spricht", sagte er, „dann lautet es so, als hätte sie die Tugend erfunden."

Er wollte, sagt Frau von Rémusat, jeden haben und jeden sich kaufen; war er nicht käuflich, dann kamen die Krallen zum Vorschein.

Den Hofstaat der Kaiserin pflegte er den „Harem" oder das „Gynäkeon" (γυναικεῖον) zu nennen. Die regierenden Königinnen von Europa beehrte er mit der Collectivbezeichnung „die gekrönten Unterröcke". Er liebte es, sich für seine Unarten und Missethaten auf Friedrich den Großen zu berufen. Auf diesen wies er auch hin, als er der Kaiserin und deren Damen gegenüber die Ermordung des Duc d'Enghien entschuldigen wollte. Frau von Rémusat schreibt:

„«Das ist einer» sagte er, «der sein Metier nach allen Richtungen hin vortrefflich verstanden hat. Die Damen freilich» (hier wandte er sich an uns) «sind vielleicht nicht ganz damit einverstanden, denn er war in Herzensangelegenheiten sehr kalt und trocken; aber braucht denn ein Herrscher und Staatsmann zart und gefühlvoll zu sein? Er ist sogar excentrisch, ein Sonderling; denn er steht allein für sich auf der einen Seite, und auf der andern steht die ganze übrige Welt, und diese betrachtet er durch das Augenglas seiner Politik, wobei er sorgfältig Acht gibt, daß ihm dies Augenglas nichts vergrößert und nichts verkleinert. Und während solchergestalt seinem Scharfblick nichts entgeht, muß er noch alle Fäden, bis auf die kleinsten, berücksichtigen, die er sämmtlich in seiner Hand hält. Sein Wagen ist oft mit ungleichen Pferden bespannt, und ich frage Sie, wie darf er sich dabei um gewisse conventionelle Ansichten und Gefühle bekümmern, ohne welche die gewöhnlichen Menschen nun einmal nicht leben können. Und wie darf er dabei Rücksicht nehmen auf Blutsverwandte, Familienbande und ähnliche derartige sociale Kindereien? Auf der Höhe, wo er sich befindet, erscheinen manche seiner Handlungen getrennt, und an sich betrachtet, tadelnswerth und verwerflich, aber alle zusammengenommen bauen sie das große Werk auf, das nur die Welt noch nicht sieht. Wenn er aber vollendet dasteht, der gewaltige Bau, dann ruft er die Bewunderung der Nachwelt hervor. O über die Kurzsichtigen! Sie wagen nicht, ihn zu loben und zu erheben, weil sie fürchten, daß es ihnen wie den Liliputern ergehen könnte, die von Gulliver erdrückt wurden, wenn er nur das Bein bewegte. Ermannt euch doch, eilt euerer Zeit voraus, schaut in die Ferne und erweitert euern Horizont! Dann werdet ihr begreifen, daß solche hochbegabte Männer, die ihr für gewaltthätig, für grausam und was

weiß ich für was sonst noch hieltet, nichts weiter sind als große Politiker. Sie selbst erkennen sich wohl und beurtheilen sich richtig, denn all ihr Wollen und selbst ihre Leidenschaften wissen sie ihren höhern Zwecken unterzuordnen.»"

Vorausgesetzt, daß Napoleon selbst wirklich an diese Prophezeiung geglaubt, hat er sich gründlich geirrt. Heute, nachdem die Welt „sein großes Werk" nicht nur vollendet, sondern auch im tiefsten Verfall und in einer zweiten verschlechterten Auflage, die auch schon „klanglos zum Orcus hinabging", gesehen hat, findet sich gleichwol niemand mehr, der seine Grausamkeit und Gewaltthat vertheidigt oder für ein Werk der „großen Politik" hält.

Seine eitle Selbstüberhebung, wonach er sich für den Riesen Gulliver hält, welcher durch eine bloße Bewegung seines Beines Tausende von Liliputanern an die Wand drückt, hat die gerechte Strafe gefunden.

3) Der Heros und seine Leute.

Gewiß ist, daß Napoleon, so sehr er sich auch bemühte — denn er wollte, daß sein neuer kaiserlicher Hof alle andern Höfe, auch die alten und legitimen, in Betreff der würdevollen Grandezza in Schatten stelle — es doch nicht fertig brachte, gewisse üble Angewöhnungen los zu werden, welche seine Würde schwer beeinträchtigten.

Man mag es als Gewöhnung des Lagers entschuldigen, daß er eine Reihe ordinärer, vulgärer und sogar unflätiger Ausdrücke nie unterdrücken lernte, und daß er auch in der Zeit seines höchsten Glanzes gewisse körperliche Verrichtungen, welche trotz des „Naturalia non sunt turpia" nach den Gesetzen unserer Civilisation sich nun doch einmal dem Lichte der Oeffentlichkeit entziehen, coram omnibus, und sogar in Gegenwart von Damen, vorzunehmen pflegte: jedenfalls aber ist die Art, wie er mit seinen Dienern und seinen Beamten umging, das Symptom eines unedeln Charakters.

Seine Diener schlug und stieß er in der brutalsten Weise; ja zuweilen regalirte er sie mit Fußtritten (wie dies ja bekanntlich auch in einer gewissen kurfürstlichen Residenz vorgekommen und sogar in einem Falle nicht ganz ohne Repressalien geblieben sein soll).

Gegenüber seinen Beamten zeigte er das ganze Uebermaß seiner Menschenverachtung und seine kleinliche Seele.

Er vertrug sich auf die Dauer nur mit solchen, welche sich vor ihm herabwürdigten. Wer sich nicht vor ihm bückte, den zertrat er. Wer sich bückte, den richtete er nicht wieder auf. Dabei verlangte er von seinen Beamten Misachtung der öffentlichen Meinung. Wenn sie der letztern ins Gesicht schlugen und alle Welt brüskirten, dann klatschte er ihnen Beifall. Es freute ihn von Herzen, wenn dieselben infolge dieses Verhaltens misachtet und unpopulär waren. Selbst über ein allzu bescheidenes Maß von Fähigkeiten wußte er sich in diesem Falle hinauszusetzen.

„Ich könnte sie", sagte er, „wenn sie nicht so wären, gar nicht gebrauchen. Ich kann überhaupt nur mittelmäßige Menschen gebrauchen."

Er zeigte ein großes Raffinement darin, seine Beamten in seinem Interesse zu isoliren, zu compromittiren, zu makuliren. „Je mehr ich sie von allen andern loslöse", sagte er, „desto fester bekomme ich sie in meine Hände."

So suchte er sich z. B. seinen Caulaincourt aus, um den Duc d'Enghien einzufangen. Er hätte dazu eher jeden andern nehmen können. Ja, er hätte anstandshalber Caulaincourt mit einem solchen Auftrage verschonen sollen; denn die Caulaincourts hatten intime Beziehungen zu den Condés. Napoleon wußte dies sehr wohl, und gerade deshalb wählte er Caulaincourt aus. Er wollte ihn dadurch seiner Familie entfremden.

Sein Musterbeamter, der Mann nach seinem Herzen, der allezeit und überall und vor allem zu allem brauchbare Mann, war Maret, der Generalsecretär und Gründer des officiellen Organs, des „Moniteur", den man damals, gewiß nicht mit Unrecht, den „Menteur" zu nennen pflegte.

Maret fragte nie, rieth nie ab, remonstrirte nie und hatte nie eine Meinung; er hörte und folgte und schrieb, was er geheißen war.

Er galt für unwissend und dumm in einem so hohen Grade, daß sogar einmal jemand wagte, den großen Mann darauf aufmerksam zu machen.

„Bah", lachte Napoleon, „was macht das? Ich liebe die mittelmäßigen Köpfe. Sie sind die bequemsten und lassen sich zu allem verwenden. Ich selbst habe für mich allein so viel Verstand, daß ich allen diesen Leuten damit aushelfen könnte."

Maret also liebte er, weil er dumm war. Talleyrand dagegen hat er au fonds du coeur stets gehaßt, weil er ihm viel zu klug war. Er konnte ihn nicht entbehren, liebte es aber, ihn oft mit verfänglichen Fragen und in anderer Weise zu schrauben.

Es ist bekannt, daß Talleyrand sehr habgierig war, daß er Geld, Geschenke, Bestechungen nahm, wo und wie er sie kriegen konnte. In dieser Weise hatte er Millionen zusammengescharrt. Eines Tages fragte ihn Napoleon geradeaus und urplötzlich:

„Woher haben Sie denn Ihre Millionen?"

„Ich habe am 17. Brumaire Rente gekauft und sie am 19. verkauft", antwortete der weiland Bischof von Autun.

Dies war handgreiflich unwahr, aber Napoleon mußte schweigen.

Die Minister waren nicht Rathgeber, sondern Werkzeuge — nicht Chefs, sondern Commis. Der Allgewaltige verlangte von ihnen nichts als militärische Pünktlichkeit und blinden Gehorsam. Zu widersprechen wagte ihm keiner. Nur einer, Talleyrand, erlaubte sich ihm gegenüber jenen Kunstgriff, welchen man heute bei uns als „dilatorische Behandlung" bezeichnet.

Als Talleyrand seinen Nachfolger Champagny in das Auswärtige Amt eingeführt und ihm das Personal vorgestellt hatte, sagte er ihm unter vier Augen:

„Sie werden mit den Herren, die ich Ihnen vorgestellt habe, zufrieden sein. Sie sind pünktlich, brav, zuverlässig; vor allem aber sind sie, dank meinen Ermahnungen, durchaus nicht voll Drang und voll Eifer."

„Wie soll ich das verstehen?" fragte Champagny.

„Wenn Sie", entgegnete Talleyrand, „so lange wie ich mit dem Kaiser in auswärtigen Angelegenheiten werden gearbeitet haben, werden Sie es noch besser verstehen als jetzt. Ich will damit nämlich sagen, Sie werden einsehen, daß es nicht gut ist, seine Befehle schnell zu expediren."

Diese Bemerkung des Meisters der damaligen Diplomatie, der uns neuerdings durch seinen kürzlich veröffentlichten Briefwechsel mit Ludwig XVIII. noch viel interessanter geworden*), paßt in weit höherm Grade, als auf die auswärtigen Angelegenheiten, auf die des Innern, auf die Gesetzgebung und die Verwaltung, auf die Volkswirthschaftspolitik und auf die Finanzen, auf welchen Gebieten es noch weit gefährlicher ist, wenn jeder Befehl, ohne einer weitern Prüfung unterzogen werden zu können, „sofort expedirt" wird.

Ganz anders machte es Maret, der Generalsecretarius und Inspirator der reptilischen Presse. Er kannte und anerkannte keine Gewalt und keinen Willen, kein Recht und keine Vernunft im Himmel und auf Erden, als die seines allgewaltigen Herrn und Meisters. Er würde ihm die Stiefel gewichst haben, wenn es gewünscht worden wäre. Auch das gewünschte Wetter wünschte er für seinen Heros zu machen; da er es aber nicht machen konnte, so versuchte er wenigstens dasselbe zu fälschen. Er pflegte dann einen solchen Bericht voll erlogenen schönen Wetters zu schließen mit den Worten: „Selbst der Himmel macht dem Kaiser den Hof" („Le ciel même fait la cour à l'empereur"). Dafür nur ein Beispiel:

Am 5. Dec. 1804 fand die Vertheilung der Adler auf dem Marsfelde statt. Während der ganzen Feierlichkeit hörte der Regen nicht auf, in wahren Strömen vom Himmel herunterzufließen. Das ganze Marsfeld verwandelte sich in einen unergründlichen Sumpf. Die Soldaten sowol als die andern Menschen litten schwer darunter. Es war ein allgemeines Heulen und Zähneklappern vor Nässe und Kälte. Das war wenigstens der Eindruck, den die Sache auf die nichtofficielle profane Welt machte, und man war sehr begierig, wie der dienstbeflissene Preßlakai Maret sich das Ding officiell zurechtmachen werde.

Man griff begierig nach dem „Moniteur", und was fand man?

Einen Bericht, der alles schimmern, strahlen und glänzen ließ, schwimmend in einem Meer von Entzücken und Enthusiasmus. Nur ganz am Schlusse des fast endlosen Berichts findet sich, gleichsam versteckt zwischen all den bausbackigen Worten, eine kleine Notiz, welche lautet wie folgt:

„... Allerdings war bei der erhebenden Feier das Wetter nicht ganz so angenehm, wie man es hätte erwarten und wünschen sollen; allein unter den vielen Tausenden von Zuschauern war nicht einer, der das nicht über seinem Jubel, seinem Enthusiasmus, seiner Begeisterung vergessen hätte."

---

*) Vgl. „Talleyrand's Briefwechsel mit König Ludwig XVIII. während des Wiener Congresses. Nach den im Archiv des Ministeriums des Auswärtigen zu Paris aufbewahrten Handschriften herausgegeben von G. Pallain. Autorisirte deutsche Ausgabe von Paul Bailleu" (Leipzig und Paris 1881). Die bisherige Tradition, welche den Fürsten Metternich als den Spiritus rector des Congresses betrachtet (sie findet sich z. B. auch noch in dem neuesten Werk des Herrn von Treitschke vertreten), erhält hier ihre vollständigste actenmäßige Widerlegung.

Ganz Paris hatte den Schnupfen, aber es ließ sich dadurch nicht abhalten, aus vollem Herzen über den officiellen Bericht zu lachen. Nur einer war mit demselben zufrieden. Es war der große Mann selber.

Er forderte von jedermann, besonders aber von den Preßmamluken, maßlose Schmeichelei, und fand sie natürlich auch, und zwar nicht nur in der Presse. Die Bischöfe nannten ihn „den, welcher zur Rechten Gottes sitzt" („qui sedet a dextra mea"), und verglichen ihn mit David und Christus, den „Gesalbten des Herrn", das „Bild Gottes auf Erden". Der Katechismus stellte die Pflicht des Gehorsams vor Gott und vor dem Kaiser nebeneinander. In den Hirtenbriefen und im Beichtstuhl wurde er gleichmäßig gefeiert. Der Monseigneur de Paris und der kleinste pastor loci in der Provinz suchten hierin einander den Rang abzulaufen.*)

Die weltlichen Behörden und Körperschaften wetteiferten mit den geistlichen.

Ein Senator rief voll Begeisterung:

„Unserer Sprache fehlen die Worte, sowol um seine Thaten zu schildern, als auch um unserer Bewunderung seiner Person den entsprechenden Ausdruck zu verleihen."

Schon beim Beginn des ersten italienischen Feldzuges sagte Napoleon zu einem Kriegscorrespondenten:

„Wenn Sie über unsere Siege berichten — und Sie werden über Siege zu berichten haben — dann sprechen Sie immer nur von mir — verstehen Sie mich wohl, von niemand als von mir — ich verbiete Ihnen einen andern zu nennen."

Aber selbst das übertriebenste Lob vermochte ihm nicht zu genügen.

Vor allem haßte er die Historiker. Vielleicht fürchtete er sie auch. Er warf ihnen vor, sie könnten sich in die kolossale Neuheit nicht finden. „Diesen Menschen gegenüber ist es schade, daß ich nicht mein eigener Enkel bin!"

Die Dichter, die ihn besangen, fand er alle mittelmäßig. „Sie sind aus der Schule Delille's", sagte er, „bei ihnen ist die elegante Form die Hauptsache."

Er zerbrach sich den Kopf darüber, wie er es anzufangen habe, daß sich die Poesie ausschließlich seinem Lobe widme und zugleich einen höhern Schwung nehme.

Auch hier zeigte es sich, daß er von der Dichtkunst keinen Begriff hatte, und daß er glaubte, auch auf diesem Gebiet alles mechanisch reguliren zu können. Gewöhnt, alles, was gut ging, auf seine eigenen, und alles, was schlecht oder gar nicht ging, auf die Rechnung anderer Leute, namentlich seiner Untergebenen zu setzen, rief er eines Tages:

„Man klagt, wir hätten heutzutage keine Dichter. Aber wer ist denn schuld daran? Niemand, als der Minister des Innern. Er glaubt, wenn er ein Lobgedicht auf mich bestellt, er könne es so machen, wie wenn er einen Rock beim Schneider bestellt, nämlich auf acht Tage Lieferungszeit. Diese kurze Zeit ist ein Fehler. Statt dessen dürften die Dichtungen auf mich erst drei Monate nach der Bestellung geliefert und aufgeführt werden." Hätte der Minister die lange Frist verwilligt, wäre er erst recht ausgezankt worden.

---

*) Vgl. Barni, „Napoléon I. VI^me Conférence".

Daß dabei auch noch andere Dinge in Betracht kämen als die Dauer der Lieferungszeit, konnte der große Mann nicht begreifen. Für dergleichen „Subtilitäten" und „Ideologien" hatte er kein Verständniß.

Zufrieden war er nur mit dem Maler David, der ihn unzähligemal porträtirt und ihm dabei immer auf das unverschämteste geschmeichelt hat. Es ist derselbe David, welcher, als er 1791 den guten König Ludwig XVI. porträtiren sollte, die Frechheit hatte zu antworten: „Ich male keine Tyrannen." Dies hinderte ihn nicht, kurz danach Napoleon's byzantinisch schweifwedelnder Hofmaler zu werden.

Es war keine leichte Aufgabe, unter Napoleon zu dienen. Er stellte enorme Anforderungen, getreu seinem Grundsatz: „Impossible c'est le mot d'un fou!"

Er verbrauchte, oder wie er sich auszudrücken liebte, er „verausgabte" Hekatomben von Menschen, nicht nur auf den Schlachtfeldern, sondern auch im Staatsdienste. Die Ueberhäufung mit unregelmäßiger, springender, willkürlicher und fine finali so oft ganz nutzloser Arbeit, die ihre Entstehung nur einer plötzlich auftauchenden und schnell wieder vorübergehenden Laune verdankte und dann weggeworfen wurde, erschöpfte vorzeitig die Kräfte der Menschen und wußte ihnen den letzten Rest von Freude an ihrem unglückseligen Berufe zu nehmen.

Irgendein menschliches Interesse nahm der Allgewaltige an niemand. Er sah auf alle als auf Werkzeuge herunter, deren Beruf es sei, sich für ihn aufzubrauchen, für welche das eine große Ehre sei, wofür sie sich nur zu bedanken hätten, ohne ihrerseits irgendetwas von ihm ansprechen zu können oder zu dürfen.

Der einzige, für den der „Heros" etwas empfand, das eine entfernte Aehnlichkeit mit menschlicher Zuneigung hatte, war Duroc, der Marschall des Palastes.

„Duroc", sagte Napoleon, „ist der einzige, der mich liebt. Aber er thut es nur aus Instinct, wie der Hund seinen Herrn liebt. Das ist aber immerhin besser als bei den andern, die alle für mich kein Gefühl haben. Sie sind wie die Katzen, welche sich nur an das Haus, aber nicht an die Person attachiren. Sie lieben nur das Haus, d. h. ihr Amt und ihr Einkommen."

Bei Duroc's Tod kam, ein völlig unerhörter Fall fast, etwas über ihn wie menschliches Rühren; aber doch war er geneigt, in diesem Tode eher eine Art Desertion zu erblicken als ein Unglück. Er schreibt nämlich:

„Der Tod des Herzogs von Friaul (Duroc) schmerzt mich sehr. Zum ersten mal seit 20 Jahren hat er sich beigehen lassen, etwas zu thun, was mir unangenehm ist."

Selbst diesem Ausdruck eines gewiß aufrichtigen Schmerzes mischt sich ein häßlicher Zug von Egoismus bei, welcher hinweist auf den Gedanken: „Dieser Duroc hatte ja doch gar keinen Selbstzweck; er war geschaffen, um mir zu dienen; wie konnte er also die Dreistigkeit haben, zu sterben, d. h. mir seine Dienste zu entziehen zu einer Zeit, wo ich — ich, dem sich jeder zu opfern hat! — noch seiner bedurfte."

Im übrigen sah Napoleon in und an dem Menschen überhaupt, und namentlich an seinen Beamten, immer nur die schlechteste Seite. Ja, er empfand eine aufrichtige Genugthuung, wenn es ihm gelang, an einem derselben wieder eine

schlechte Handlung oder eine niedrige Gesinnung zu entdecken. Er hegte und pflegte dergleichen; denn es gab die Leute in seine Gewalt und erleichterte ihm die Aufgabe, dieselben zu seinen Zwecken zu verwerthen, oder wenn sie sich dazu nicht hergeben wollten, sie zu verfolgen und niederzutreten. Deshalb ließ er alle bespioniren.

Ueber Savary, der zu seinen intimsten Vertrauten gehörte und in dessen Hände er die wichtigsten Geheimnisse niederlegte, fällte er selbst folgendes cynische Urtheil, dessen Richtigkeit wir dahingestellt sein lassen wollen.

„Den Savary", sagte er, „muß ich mir immer wieder von neuem erkaufen. Denn der, der ihm einen Thaler mehr bietet als ich, der hat ihn. Ich kann mir ihn nicht anders halten als durch Geld. Dann aber ist er mir auch außerordentlich sicher. Ich bin überzeugt, wenn ich von ihm verlangte, er solle Frau und Kinder umbringen, er thut es. Nur müßte ich ihm es sehr gut bezahlen!"

Noch viel herabwürdigender waren seine Urtheile über Talleyrand. Doch dieser war schlauer. Er kannte Napoleon so gut, daß er ihn sogar zuweilen durch eine bloße Phrase zu gewinnen wußte.

Zur Zeit des Friedens von Preßburg wußte ihn Talleyrand zu seiner (Talleyrand's) maßvollen Auffassung, gegenüber den weitgehenden Ansichten der Commandirenden, zu bekehren durch die Worte:

„Sire, Sie erniedrigen sich, wenn Sie nicht höher denken als Ihre Generale. Sie sind doch wahrhaftig mehr als diese Leute."

Aber selbst ein Talleyrand, obwol er dem Allgewaltigen an feinen Sitten, Weltklugheit und auch an Kenntnissen weit überlegen war, fiel zuweilen in Ungnade und durfte nur dann, wenn er im Augenblick absolut unentbehrlich war, auf eine etwas weniger schlechte Behandlung als die andern Anspruch erheben.

Sonst galt von ihm und von allen, welche dem Allgewaltigen dienten, das, was Plinius von Agrippa behauptet, indem er sagt, derselbe sei unter dem „durum servitium" des Augustus zu Grunde gegangen, was Beulé dahin erläutert:

„Agrippa hat sein ganzes Leben hindurch dem arglistigen und argwöhnischen Herrn gehorchen und sich aufopfern müssen; er hat in der härtesten Knechtschaft gelebt; er ist ein Werkzeug und ein Sklave gewesen; und vielleicht hatte er, abgesehen von dem allen, auch noch jene geheime persönliche Furcht, welche selbst eine große Seele empfindet, wenn sie weiß, daß die Möglichkeit nahe liegt, daß ihr Freund auch ihr Henker werden könne."

4) Der Heros als Parvenu.

Obgleich Napoleon aus einer corsischen Familie stammte, welche für sich den niedern Adel, d. h. nicht Nobility, sondern Kleingentry, in Anspruch nimmt, so fühlte er sich doch als Parvenu. Napoleon III. hat, bei Gelegenheit seiner Verheirathung (vielleicht aus Aerger über die alten Dynastien, welche ihm keine ihrer Prinzessinnen zur Gemahlin geben wollten) sich dessen berühmt, ein Parvenu zu sein. Napoleon I. schämte sich dessen. Er that für die arme Insel Corsica gar nichts, um nicht an seinen corsischen Ursprung zu erinnern. In Paris und in

Frankreich aber suchte er durch einen barbarischen Pomp und asiatischen Luxus seine Herkunft zu verdunkeln und die alte Monarchie in den Schatten zu stellen. Er bezog die Paläste der Fürsten; aber er brachte nicht den Geschmack mit, der erforderlich ist, um sie wohnlich zu machen und ihnen die Weihe der Kunst zutheil werden zu lassen. Er erinnert zuweilen an den Schneider von Leiden, der sich als „König von Zion" mit allem Raffinement eines despotischen und geschmacklosen Luxus breit machte in den bischöflichen Palästen der alten und ehrwürdigen Stadt Münster. Auf sein ganzes Gebaren paßten die Verse des Freiherrn C. F. von Schweizer:

In Haltung, Sprache, Blick und Gang
Ist Hoffart, Dünkel, Stolz zu lesen.
Man sieht, daß er sein Leben lang
Nicht stets ein großer Herr gewesen.

Er machte die größten Anstrengungen, die vornehme alte Welt der wirklichen Grandseigneurs von ehedem zu copiren. Aber es half nichts. Immer sah unter den glänzenden Decken irgendeine Feder des corsischen Raubvogels hervor.

Er studirte die Hofetikette Ludwig's XIV. im Schweiße seines Angesichts; er ließ Madame Campan kommen, die „première femme de chambre" der unglücklichen Marie Antoniette, um sich von ihr über die Sitten und Gebräuche bei Hofe unterrichten zu lassen. Dann requirirte er den ehemaligen Tanzlehrer der genannten Königin. Er hieß Despréaux und war inzwischen ein wenig zu alt zum Tanzen geworden. Allein auf Napoleon's Befehl mußte er seine alten Beine wieder in Bewegung setzen, um der Kaiserin Josephine und deren Hofdamen einzustudiren, wie man unter König Ludwig XIV. sich bei Hofe bewegt, verbeugt und wie man getanzt habe.

Allein selbst die Zeit des letzten Königs war ihm noch nicht königlich genug. Er hatte beim Hofe in München die bairische Hofetikette kennen gelernt. Sie war die abgeschmackteste, gezwungenste, unnatürlichste, steifste, verschnörkeltste und altmodischste in dem damaligen Europa. Sie gefiel ihm am besten; und er beeilte sich, soviel als möglich davon in Paris einzuführen. Allein was half's?

So wenig er sich die ordinären Redensarten abgewöhnen konnte, ebenso wenig konnte er sich würdevolle Bewegungen angewöhnen. Wenn er auf den Thron zuschritt, so geschah das so hastig, als wenn er denselben im Sturme zu nehmen gedenke. Die Kaiserin Josephine konnte nicht mitkommen und mußte hinterdrein trippeln; und wenn sie sich auf ihren Thronsessel niederließ, dann saß er schon lange auf dem seinen.

Oben auf den Thronhimmel hatte er die Worte aus dem zweiten Buch Mosis Kap. 3, Vers 14 (im lateinischen Text der Vulgata) setzen lassen:

„Ego sum qui sum!"

Blasphemie und Lächerlichkeit Arm in Arm miteinander vermögen in unserm Jahrhundert den Heroencultus wenig zu fördern. Alexander der Große durfte sich für den Sohn des Jupiter Ammon ausgeben. Das ging vielleicht damals. Heutzutage würde man ihn ob seiner Ammonshörner verlachen und nichts mehr an ihm sehen als die Hörner des Widders.

Und Napoleon ist derselbe „Heros", der uns folgende cynische Geschichte erzählte, welche von sehr wenig Respect vor dem Thron zeugt.

„Als ich", so erzählt er, „mit dem Grafen Cobenzl den Frieden von Campo-Formio unterhandelte, empfing er mich in einem großen Saal, in welchem sich eine Estrade befand mit einem Thronsessel darauf und einem Baldachin darüber.

„«Qu'est ce que cela?» fragte ich ihn.

„«Oh», sagte Cobenzl, «das ist nun einmal bei uns so üblich. Achten Sie unser Herkommen.»

„«Was Herkommen?», sagte ich, «schaffen Sie nur diesen albernen Schnickschnack hinaus, bevor wir unsere Geschäfte beginnen. Einen Sitz, der höher ist als der meine, kann ich nun einmal nicht sehen, ohne daß mich das unwiderstehliche Gelüste ergreift, mich selbst auf denselben zu setzen.»"

Danach kann man sich wol vorstellen, wie das alles Komödie war, sowol die Anfeindung des Thrones als auch die Anbetung desselben. Das maßgebende Moment war bei beiden das liebe Ich unsers Heros. Weiter nichts.

Es fehlte bei beiden die Würde. Sie fehlte auch bei den Hoffesten und den sonstigen Solennitäten. Es waltete dabei immer die Schwierigkeit, daß Napoleon und sein Hof in ganz andern Umgebungen und Beschäftigungen aufgewachsen waren. Um diese Schwierigkeiten zu überwinden mußten Generalproben stattfinden, ähnlich wie sie im Jahre 1859 der österreichische General Gyulay in Italien für Fahnenweihen abhalten ließ, und für die Feier von Siegen, welche er vergeblich erwartete.

Namentlich für Napoleon's Kaiserkrönung fanden einige große Proben statt, vergleichbar Marschübungen mit militärischem Commando.

Allein trotz all dieser Sorgfalt wollte das Werk doch nicht recht gelingen. Die Schuld lag hauptsächlich daran, daß Napoleon sich besser auf militärische als auf ceremonielle Evolutionen verstand. Er verdarb alles durch seine Hast und Ungeduld. Es gab Ordre — Contreordre — Désordre.

Ein anderer Grund ist in dem Mangel an humaner Cultur zu finden. Er behandelte die Menschen hier nur als Staffage, so wie anderwärts als Werkzeug.

Jener heitere Lebensgenuß, welcher alle Errungenschaften menschlicher Cultur und Civilisation aufbietet, um die „freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens" durch eine höhere Weihe noch schöner und werthvoller zu machen, jene Kunst der hervorragendsten Höhe, den Glanz und die Macht mit der Schönheit und dem Geist zu verbinden, war dem corsischen Helden nicht nur unbekannt, sondern geradezu unbegreiflich. Es wagte auch niemand aus seiner Umgebung, ihm davon zu sprechen oder nur hindeutend darauf aufmerksam zu machen. Er würde ihn ausgelacht haben.

Talleyrand, der sich im stillen manchen Sarkasmus über Napoleon erlaubte, nannte denselben im Hinblick auf diesen Mangel den Unvergnügbaren, „l'inamusable".

So hat der corsische Heros denn auch direct und mit Absicht für die Zwecke der Cultur, der Wissenschaft und der Künste wenig geleistet.

Ihm fehlte dazu die Befähigung. Er hatte nur zu praktischen Zwecken, für

die unmittelbare Anwendung gelernt. Die einzige Wissenschaft, in welcher er für sattelfest galt, war die Mathematik. Er hat zwar in seiner Jugend viel gelesen, aber nur schlechte und abenteuerliche Romane, für die er sein ganzes Leben lang ein gewisses Faible bewahrt hat. Er selbst hat, als er auf Sanct-Helena Selbstschau und Rückschau hielt, jenen Mangel empfunden und geglaubt, sich deshalb entschuldigen zu müssen. Las Cases in seinem „Mémorial de Sainte-Hélène" läßt Napoleon sagen, er habe sich als erste Aufgabe die Wiederherstellung des Weltreiches und des Weltfriedens gesetzt; sobald er aber damit fertig gewesen wäre, hätte er sich vorzugsweise der Pflege der Künste und der Wissenschaften, den Werken des Friedens und der Freiheit gewidmet.

Es ist nicht schwer, zu erkennen, daß und warum ihm die Verwirklichung eines solchen Entschlusses, auch wenn er ihn, was nicht wahrscheinlich, jemals gefaßt haben würde, mislingen mußte.

Er hatte seine Stellung und seinen Ruhm durch List und Gewalt, durch Täuschungen, Keckheiten und Ueberrumpelungen, durch einen ewig wiederholten Wechsel der Stellung und der Kampfart errungen.

Er gedachte sie durch dieselben Mittel aufrecht zu erhalten. Dabei übersah er, daß es anderer Mittel und Wege bedarf, um einen Staat im Innern auszubauen und zu erhalten, als ihn äußerlich zu errichten und zu vergrößern. Er vergaß, daß die Mittel, welche vielleicht dem Auslande gegenüber erlaubt sind, dem Inlande gegenüber unstatthaft erscheinen. Denn im Auslande ist der Feind oder wenigstens der Fremdling; im Innern dagegen ist der Compatriot, der Landsmann, der Heimatgenosse oder, wenn man diesen Ausdruck vorziehen sollte, der eigene Unterthan. Er vergaß, daß auf die Dauer seine eigenen Leute, ja sogar seine eigenen Marschälle, Minister, Senatoren und Staatsräthe, diese Art der Behandlung müde werden mußten; und daß sie ihre Wünsche mit denjenigen von ganz Europa vereinigen würden, welche einmüthig gerichtet waren auf Ruhe, Frieden und Freiheit.

Er empfand, indem er das alles ignorirte, nur die Nothwendigkeit, wie der Walfisch stets mit neuen Tonnen zu spielen und zu immer neuen Unternehmungen zu schreiten, wie der Finanzspeculant immer neue Löcher ausgräbt, um mit dem Ausgegrabenen, solange das Spiel möglich ist, die alten Löcher zu decken. Seine Projecte im Innern wie nach außen waren zahllos. Daraus ergab sich denn Gutes und Schlechtes, Vergängliches und Bleibendes: der Code Napoléon und die Ehrenlegion, die Continentalsperre und das Tabacksmonopol, vor allem aber ewige Kriege, Eroberungen, Feldzüge und Niederlagen. Er huldigte dem Grundsatze, daß man sowol im Innern als nach außen, wenn man immer Herr bleiben wolle, immer neue Knoten schürzen und lösen, immer neue Verwickelungen und Entwickelungen herbeiführen müsse. „Rast' ich, dann rost' ich" war auch sein Wahrspruch.

Auch fühlte er das Bedürfniß, durch ewig Neues manches Alte in Vergessenheit zu bringen. Er selbst sagte, er habe außerordentliche Unternehmungen auszusinnen, um z. B. den Tod des Duc d'Enghien in Vergessenheit zu bringen. Er müsse die Menschen so unausgesetzt mit der Gegenwart und der Zukunft

beschäftigen, damit sie keine Zeit hätten, an die Vergangenheit auch nur zu denken. Deshalb haßte er auch die Geschichtschreiber.

Vor allem hatte er sich der Presse gänzlich bemächtigt, um je nach Zweck und Ersprießlichkeit die öffentliche Aufmerksamkeit bald von sich ab, bald auf sich zu, bald auf dieses und bald auf jenes zu lenken, bald dies und bald jenes zu versprechen. Die ganze Presse war von ihm inspirirt. Viele Artikel schrieb er selber, namentlich die aggressiven und die promissorischen.

Von der Continentalsperre schrieb er selber:

„Vorübergehende Entbehrungen und Opfer sind allerdings nöthig; aber mittels derselben wird der höchste Flor von Handel und Wandel und die Freiheit der Meere errungen werden."

Bei Einführung des Tabacksmonopols versprach er einen sofortigen Ertrag von wenigstens 50 Millionen (der erst nach einem Vierteljahrhundert eintrat) und Abschaffung der directen Steuern. Letztere trat nicht ein, wohl aber Erhöhung.

Als er die Majorate, die Fideicommisse und den Adel wiederherstellte und große Dotationen einführte, sagte er den Jakobinern:

„Solche Majorate sind das directe Gegentheil von den frühern. Sie sind jedermann aus dem Volke zugänglich, wenn er etwas leistet. Sie werden der alten Noblesse den Gnadenstoß versetzen!"

Dem neugebackenen Adel sagte er: „Ihr seid der wahre Adel. Der alte taugte nichts mehr. Ihr werdet die Stützen des Thrones sein."

Der alten Noblesse sagte er: „Das ist der Anfang der Restauration. Auf diesem Wege werde ich euere alten Rechte wieder aufleben machen."

Den Constitutionellen versicherte er: „Diese neuen Granden des Reiches sind die Bürgschaft für die Freiheit. Gleich den englischen Lords werden sie die Uebergriffe des Absolutismus verhüten."

Die Unanständigkeit seiner officiellen Presse ist notorisch. Man muß das nachgelassene Werk der Frau von Staël lesen: „Betrachtungen über die vornehmsten Begebenheiten der Französischen Revolution", welches der Herzog von Broglie und der Freiherr von Staël in französischer und August Wilhelm von Schlegel in deutscher Sprache (Heidelberg 1818) herausgegeben haben, namentlich das Kapitel „Die Literatur unter Bonaparte" (Bd. II, Thl. 4, Kap. 16), um einen Begriff davon zu erhalten.

Ich begnüge mich hier damit, folgende Stelle anzuführen:

„Der bitterste Schmerz, den uns diese Preßsklaverei auflegt, besteht darin, daß man sieht, wie in den öffentlichen Blättern alles angegriffen wird, was man am meisten liebt, am meisten verehrt, ohne daß es möglich ist, in diese nämlichen Zeitungen, die nothwendig dem Volk zugänglicher sind als Bücher, irgendeine Antwort oder Vertheidigung einrücken zu lassen. Welche verächtliche Feigheit in denen, welche die Gräber*) höhnen, wenn die Freunde der Todten nicht im Stande sind, ihre Angehörigen zu vertheidigen! Welche Feigheit in diesen boshaften Pam-

*) Die Officiösen hatten nicht nur die Frau von Staël, sondern auch deren Vater, den ehemaligen Minister Necker, verleumdet.

phletisten, die auch Lebende angriffen, wenn sie die Behörde hinter sich hatten, und die jeder Aechtung, welche die unumschränkte Gewalt gebietet, sobald man ihr nur den mindesten Verdacht liefert, zum Vortrab dienten! Welch ein Stil, dem der Stempel der Polizei aufgedrückt ist! Wenn man, neben diesem Hochmuth, neben dieser Niedrigkeit, einige Reden der Amerikaner oder Engländer las, der Staatsmänner, die, indem sie sich an andere Menschen wenden, ihnen nur ihre innerste Ueberzeugung mittheilen wollen, fühlt man sich gerührt, wie wenn plötzlich die Stimme eines Freundes sich an das verlassene unglückliche Wesen wendet, das nicht mehr wußte, wo es einen Menschen seinesgleichen finden könne?"

Die Franzosen erklärte Napoleon für Kinder und er behandelte sie als solche. Niemand hat von den Franzosen verächtlicher gesprochen als dieser „Kaiser der Franzosen". In der That hatte er nichts von dem französischen Nationalcharakter: er war ein italienischer Condottiere im großartigsten Stil.

Wir besitzen eine vortreffliche Schilderung Napoleon's von unserm deutschen Philosophen J. G. Fichte. Sie findet sich in dessen Vortrag „über den Begriff des wahren Krieges", gehalten in Berlin im Februar 1813.

A. Ellisen hat diesen interessanten Vortrag reproducirt am Schlusse der deutschen Ausgabe von Jules Barni's Streitschrift: „Napoleon I. und sein Geschichtschreiber Thiers" (Leipzig 1870, S. 263 fg.).

Fichte sagt sehr richtig:

„Zuvörderst ist Napoleon kein Franzose. Wäre er dies, so würden jene geselligen Grundansichten, jene Achtung für die Meinung anderer, kurz für irgendetwas außer ihm selber, einige wohlthätige Schwäche und Inconsequenz seinem Charakter beigemischt haben."

Während er die Franzosen im großen und ganzen verspottete, haßte er die Pariser. Dies war so allgemein bekannt, daß seine Günstlinge wetteiferten in Schmähungen der großen französischen Metropole und ihrer Bürger. Die letztern wurden als „Canaille", als „Crapule" u. s. w. bezeichnet; und diese ordinären Schimpfworte hatten sich des allerhöchsten Beifalls zu erfreuen.

Er haßte aber nicht nur die Pariser, er fürchtete sie auch. Ohne Zweifel hatte er persönlichen Muth. Das hatte er auf dem Schlachtfelde bewiesen. Aber er hat sich sein ganzes Leben lang vor plötzlichen Volksaufständen gefürchtet. Noch mehr aber vor persönlichen Attentaten. Obgleich er sich mit einem dreifachen Cordon von öffentlichen und geheimen Polizei- und Sicherheitsbeamten umgeben hatte, erschrak er doch bei jeder unerwarteten und plötzlichen Detonation; und wenn sich auf der Straße jemand vor seinem Pferde oder vor seinem Wagen niederwarf, um ihm eine Bittschrift zu überreichen, fuhr er zitternd zusammen.

Juan Eugenio Hartzenbusch.

Von

Gustav Diercks.

Das spanische Volk hatte viele schwere Zeiten durchzumachen; eine der schwersten aber war zweifellos die des Eingangs in das 19. Jahrhundert. Der Willkürherrschaft des Hofes preisgegeben, der wehrlose Spielball eines eigennützigen, charakterlosen, allmächtigen Günstlings, Godoy, der es endlich dem fremden Feinde Napoleon auslieferte, war Spanien, das einst eine so gewaltige Rolle in der Weltgeschichte gespielt, zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken, finanziell, materiell und intellectuell ruinirt durch den doppelt ertödtenden Druck des geistlichen und staatlichen Despotismus. In dieser Periode der schmachvollsten Erniedrigung war es, daß Juan Eugenio Hartzenbusch am 6. Sept. 1806 in Madrid geboren wurde.

Kümmerlich waren die Verhältnisse, unter denen seine Aeltern lebten. Der Vater, ein deutscher Kunsttischler aus Schwadorf bei Köln, verdiente im Schweiße seines Angesichts das ärmliche Brot für sich und sein Weib, eine Spanierin aus der Gegend von Cuenca. Nur zu bald sollten die politischen Verhältnisse mittelbar selbst in das häusliche Glück, in dem die arme Familie lebte, in furchtbarster Weise eingreifen und es für immer vernichten.

Der 2. Mai 1808, jenes denkwürdige Datum, das die Erhebung des spanischen Volksgeistes gegen die unwürdige, schmachvolle Bedrückung von seiten des fremden Despoten Napoleon, das den Anfang jener langen Reihe von Kämpfen um die Menschenrechte und eine dem modernen Zeitgeist entsprechende staatliche Freiheit bezeichnet, entfesselte die so lange unterdrückten Leidenschaften des Volkes, und es blieb nicht aus, daß es, in seinem gerechten Unwillen gegen seine nationalen und fremdländischen Feinde, sich furchtbarer an manchen derselben rächte, als es nothwendig war, sich Grausamkeiten zu Schulden kommen ließ, die unmenschlich waren und das Gefühl derer verletzen mußten, die nicht persönlich von dem Taumel des Aufruhrs erfaßt waren. Wie der Orkan, wie alle Naturkräfte, wenn sie entfesselt sind, wie der Lavastrom und das Gebirgswasser, das von Regengüssen des Frühlings angeschwollen ist, vernichtend und zerstörend sich ihren Weg bahnen, so hört auch der Mensch, der, von blinder Wuth erfaßt, von Zorn und Unwillen erfüllt wird, der sich empört gegen das unwürdige Joch, das er so

lange getragen, auf, Mensch zu sein, während seine Kraft zugleich ins Riesige wächst und alles niederreißt, was überhaupt zu stürzen ist.

Im August des Jahres 1808 hatte man eine der Creaturen Godoy's, Viguri, gefangen genommen, und die verwilderte Menge schleifte den Unglücklichen im Triumph durch die Straßen von Madrid. Auch durch die Straße, in der Hartzenbusch lebte, ging der Zug dieser Menschen, die mit dem qualvollen Tode, mit dem Blute jedes Anhängers ihrer Feinde die Verbrechen des Despotismus, das Blut der Zahllosen, die ihm zum Opfer gefallen, sühnen, die zweihundertjährigen Sünden fanatischer und entarteter Fürsten, ihrer Creaturen und feilen Schmeichler bestrafen wollten.

Als des Tischlers zartfühlendes Weib, der Neugier folgend, die das Geschrei der Volksmassen in ihr geweckt, auf den Balkon der Wohnung hinaustrat und das entsetzliche Bild des der rohen Justiz der Revolution preisgegebenen Mannes erblickte, wurde ihr Gefühl zu heftig erregt, als daß sie sich eines Schreies des Entsetzens enthalten konnte, dem sie, dem innern Impuls nachgebend, den des Mitleids hinzufügte. Einer aus der Menge beantwortete diesen Ausdruck der Menschlichkeit mit dem Rufe: so wie dem Geschleiften müßte es jedem ergehen, der Mitleid mit ihm hätte, und machte Miene, seinen Worten die That folgen zu lassen, da die Tischlerfrau allerdings durch ihren Ruf den Verdacht gegen sich geweckt hatte, als habe sie theil an dem Schicksal und der Sache dieses ihr fremden Mannes. Die Furcht, welche die Drohung ihr eingeflößt, wurde für die arme Frau verderblich, zerrüttete ihren Geist. Nachdem sie kurze Zeit darauf einem zweiten Sohne das Leben geschenkt, starb sie im September desselben Jahres im Wahnsinn, ihre Familie in der traurigsten Lage zurücklassend.

Die Mutter als geborene Spanierin war heiter und lebhaft gewesen; der Vater dagegen war von Natur ernst, zum Nachdenken geneigt — ein echter Deutscher, dessen Wesen sich auch im Süden nicht änderte, und das wurde bestimmend für den Geist, der von nun an in dem verwaisten Hause herrschte. Die schwankenden politischen Verhältnisse, der ewige Wechsel von liberaler und reactionärer Bewegung, verbunden mit der traurigen Erinnerung an das schreckliche Ende eines geliebten Weibes, mit der Sorge um die Existenz der mutterlosen Waisen waren nicht dazu angethan, erheiternd zu wirken; die Schwere der Zeit und des Lebens drückte den an sich schon ernsten Mann nieder. Ohne Freunde, in stiller Zurückgezogenheit, lebte er nur der Arbeit, und alles dies wirkte zusammen, um die Kindheit Eugenio's nicht fröhlich zu machen; das Kind wurde schon an den vollen Ernst des Lebens gewöhnt und lernte selbst die unschuldigen Freuden dieser sonst so fröhlichen Entwickelungsperiode nicht kennen. Die ihm angeborene, vom Vater ererbte Geistes- und Gefühlsrichtung blieb daher auch für sein ganzes Leben die herrschende.

Als der Knabe das nöthige Alter erreicht, brachte der Vater ihn in das Jesuitencolleg von San-Isidro, da er ihm eine gute Ausbildung gewähren und ihn wenn möglich zur Verfolgung der geistlichen Laufbahn bestimmen wollte. Auf dieser war es selbst dem Aermsten bisher möglich gewesen, sich eine geachtete und einträgliche Lebensstellung zu erwerben. Allerdings war in den letzten Jahrzehnten

die Richtung des Zeitgeistes eine dem Klerus ungünstige geworden; die Constitution von 1812 brach endlich mit den staatlichen Institutionen des Mittelalters, und wenn auch Ferdinand VII. immer von neuem wortbrüchig wurde, die von ihm beschworene Verfassung beständig zu verwerfen suchte, so halfen doch alle Reactionen gegen den mächtig aufstrebenden Zeitgeist nichts mehr. Die Banden, durch welche die Staaten, Völker und vor allem die Geister in frühern Zeiten gefesselt werden konnten, wurden in Spanien wie in der ganzen civilisirten Welt zerrissen; die Grundsätze der französischen Aufklärung einer neuen Weltanschauung, die Forderungen des allgemeinen Menschenrechtes waren nicht mehr zu unterdrücken; der Fortschritt der Cultur, die Expansion der modernen Lebensideale konnten nicht mehr dauernd gehemmt werden. Die Kirche litt hierunter natürlich am meisten und zwar in erster Linie das Institut des Inquisitoriats, dann das Klosterwesen; die Zahl derer, die Lust hatten, sich der Bestimmung der Natur und den Pflichten des Individuums der Nation gegenüber zu entziehen, in klösterlicher Unthätigkeit lebend am Mark des Volkes zu zehren, statt selbstthätig für die Entwickelung der nationalen Cultur einzutreten, die eigene Nation heben zu helfen, wurde immer kleiner. In Spanien, wo der Druck seit Jahrhunderten ein so furchtbar schwerer gewesen, mußte auch die liberale Reaction eine um so gewaltigere, das Interesse an den politischen Bewegungen ein um so regeres werden, und das ist die Ursache für die zahllosen innern Wirren und Bürgerkriege, welche die ruhige Entwickelung des Staatslebens und der nationalen Cultur nur zu oft schädigten. Niemand konnte neutral bleiben; die Parteiung griff um sich, erfaßte alle Schichten der Bevölkerung, und der Streit zwischen dem Liberalismus und seinen Gegnern erschütterte den Palast wie die Hütte.

Man sollte allerdings glauben, daß auch die schöne Literatur die Spuren des gewaltigen Kampfes aufwies, der sich im Anfang dieses Jahrhunderts entspann; davon ist jedoch keineswegs die Rede und diese Erscheinung hatte ihren guten Grund. Die politischen Ereignisse absorbirten alle disponibeln Kräfte in solchem Maße, daß die Beschäftigung mit den leichten Gattungen der Literatur dadurch in höchstem Grade beeinträchtigt wurde, während dafür die politische Schriftstellerei und der Journalismus rasch zu hoher Bedeutung und zu einer die literarische Production beherrschenden Machtstellung gelangten. Die Dichter, die Belletristen indeß flüchteten sich im Gegensatz hierzu in das Reich der Phantasie, des Idealismus, dort Entschädigung suchend für die Leiden des realen Lebens. Es ist ganz charakteristisch für jene Literaturperiode, daß, während man das erdrückende Joch des Dogmenglaubens abschüttelte, sich gegen die fremdländische Herrschaft erhob und die politische Emancipation vom Einfluß Frankreichs anstrebte, die Literatur sich doch nicht von dem des französischen Classicismus, der literarischen Schablone, die durch ihn in Spanien eingeführt war, befreite, daß der kräftige, außerordentlich leistungsfähige spanische Nationalgeist nicht zum Selbstbewußtsein zurückkehrte, sich in der Literatur noch nicht vom Glaubenszwang lossagte.

Nahm auch der alte Hartzenbusch an den großen politischen Bewegungen nicht theil, so blieben diese doch ihm ebenso wenig wie den Kindern unbekannt, und er konnte es auch nicht verhindern, daß sich die allgemeine Abneigung gegen den

geistlichen und staatlichen Despotismus in den jugendlichen Gemüthern festsetzte. Einige Dichter gab es ja natürlich auch, die mehr oder weniger dem Zeitgeist in ihren Schöpfungen Rechnung trugen und Ausdruck verliehen; Hunderte von den hervorragenden liberalen Geistern, Schriftsteller wie Politiker, wurden in den Perioden der Reaction verbannt und suchten aus der Ferne auf die Heimat zu wirken. Diese Productionen blieben nicht ohne Einfluß auf den jungen Hartzenbusch; denn an nichts fand er größere Freude als an der Poesie, überhaupt der Literatur, und wo es ihm nur möglich war, ein Buch zu erhaschen, da studirte er es mit dem Eifer, der es ihm allein möglich machte, sich so umfassende Kenntnisse anzueignen, wie er sie später besaß. Während die ernste Grundstimmung seines Wesens ihn verhinderte, im Spiel die Zeit zu vertändeln; während sein schwächlicher Körper ihm nicht gestattete, sich an den aufreibenden Ereignissen des öffentlichen Lebens zu betheiligen, ja selbst nur Gefallen daran zu finden, nahm sein scharfer und gründlicher Geist alles auf, was in seinen Bereich kam. So sah er im Spiegel der Dichtungen Quintana's und anderer beliebter und liberaler Schriftsteller die Dinge der Außenwelt und wurde zugleich dadurch ermuthigt, sich alsbald selbst im poetischen Ausdruck seiner Empfindungen zu versuchen.

Die Verhältnisse seines Vaters erlaubten diesem nicht, große Opfer für die Ausbildung seiner Kinder zu bringen, und 1820 trat an Eugenio die Frage heran, ob er als Lehrling in die Werkstatt seines Vaters eintreten oder ob er in einem Kloster, das ihm durch Gönner eröffnet worden, sich für die Ausbildung zum Geistlichen vorbereiten wollte. Er entschied sich dem Wunsch des Vaters entgegen für das erstere, wol überzeugt, daß das Tischlerhandwerk ihm noch Zeit genug lassen würde, seinen Lieblingsneigungen zu folgen. Die Freistunden, die ihm blieben, wandte er auf das Studium der französischen, italienischen und deutschen Sprache an; er hatte sich auch eine Poetik zu verschaffen gewußt und übte sich im Versemachen, wenn er den Hobel ruhen ließ. Die Natur des Vaters und die der Mutter in sich vereinend, von nordisch germanischer Objectivität und von südlich spanischer Lebhaftigkeit erfüllt, verfolgte er alles, was er anfing, mit nervösem Eifer und doch mit Ausdauer.

Da trat ein Ereigniß ein, das für ihn von höchster Bedeutung, für die Gestaltung seines Geistes und seines gesammten Lebens bestimmend werden sollte. Es war im Jahre 1821. Der Vater hatte den beiden Söhnen eine kleine Summe Geldes geschenkt, damit sie Spielereien kauften; die Knaben aber benutzten des Vaters Abwesenheit, um die kleine disponible Summe für den seit lange sehnlichst gewünschten Besuch des Teatro del Principe anzuwenden, was der Vater wahrscheinlich nicht erlaubt haben würde, wenn er Kenntniß davon gehabt hätte. Man kann sich vorstellen, wie die empfängliche Seele des sechzehnjährigen Eugenio von den Schauspielen ergriffen wurde, die sich seinen entzückten Augen darboten. Hartzenbusch hat diese ersten Eindrücke später gern und oft erzählt. War er auch schon durch das Lesen von Theaterstücken heimisch geworden im Reich der scenischen Dichtung, so wirkte das, was er sah, doch noch ganz anders auf ihn als die Lektüre der ergreifendsten Scenen. Er glaubte alles, was er sah, selbst zu durchleben, empfand alle dargestellten Gefühlsäußerungen und Seelenregungen selbst

mit. Der Zufall hatte noch überdies gewollt, daß er an diesem einen Abend beinahe alle Formen des leichten Dramas auf einmal kennen lernte. Das erste, das er sah und hörte, war eine einactige komische Oper von Rossini: „Antinoo en Eleusis." Darauf folgte eine Pantomime mit Ballet und ein Sainete. Diese letzte Gattung, eine Art Zwischen- oder Nachspiel, meist einactig, wurde von den strengen Kritikern jener Zeit nicht zum eigentlichen Drama gerechnet und daher gar nicht gewürdigt. Die Lebensfrische, die Naturwahrheit und die getreue Spiegelung der socialen Verhältnisse, durch die diese kleinen Dichtungen sich im allgemeinen auszeichnen, machten sie aber, weil sie nicht durch den Regelzwang der dramatischen Dichtung die Frische und Natürlichkeit der Conceptionen einbüßten, denen sie ihre Entstehung verdankten, zu Lieblingen des Publikums. Ramon de la Cruz war besonders Meister in derartigen Scherzen, und von ihm war auch das Stück „El Tordo", das Hartzenbusch jenen Abend sah.

Wenngleich sich Hartzenbusch dessen wol nicht völlig bewußt war, so entschied doch dieser erste Theaterbesuch über sein ganzes Leben. Dem Drama wollte er sich zuwenden, und obgleich ohne Rathgeber, vielleicht weil ohne solche, nur seiner eigenen Eingebung folgend und glücklicherweise durch den Zwang einer starren schulgerechten dramaturgischen Ausbildung in seinem Thun nicht beschränkt, machte er sich an die Arbeit, und zwar in einer Weise, die ihn allein zu seinen spätern großen Erfolgen und Triumphen führen konnte.

Wenn heute ein sechzehnjähriger Jüngling eine Dichtung schafft, oder eine Uebersetzung anfertigt, so ruht er nicht, bis sie gedruckt, bis das Werk, wenn es ein Drama ist, aufgeführt, sein Name in den Zeitungen genannt ist. Hartzenbusch verfuhr anders. Ohne jemandes Vorwissen schuf er seine ersten Werke; ohne seinen Namen zu nennen, reichte er seine Manuscripte ein; mit jener Bescheidenheit, die ihn stets bis zu seinem Tode ausgezeichnet hat, trat er auch in seiner Jugend auf. Ja er ging in derselben oft zu weit, verfiel in Geringschätzung seiner eigenen Leistungen, in Mistrauen gegen seine Leistungsfähigkeit; aber auch diese Züge in seinem Wesen waren nicht ohne heilsame Folgen, denn, indem sie ihn veranlaßten, viele mühsame Arbeit und zahllose Entwürfe zu vernichten, immer und immer zu feilen, waren sie dienlich für seine intellectuelle Ausbildung. Ungekannt, unbeachtet, schweigsam und bescheiden, unbeirrt durch die Erfolge, die seine Bearbeitungen auf der Bühne erzielten, ging er ruhig seinen einsamen Weg.

Die Lektüre französischer Theaterstücke regte ihn zuerst zur Uebersetzung des einen und des andern an. Da aber manche derselben, besonders die Voltaire'schen Werke, in Spanien verboten waren, so mußte sich Hartzenbusch auf besondere Weise zu helfen suchen, wenn er sie trotzdem auf die spanische Bühne bringen wollte. Das Anstößige in den französischen Dramen mußte beseitigt, der Stoff den spanischen Anschauungen angepaßt, auf spanischen Boden übertragen, d. h. die Stücke mußten völlig bearbeitet werden. Ein solches sorgfältiges Eingehen in fremde Productionen, die für die Umgestaltung erforderliche Kritik, die Erforschung und Berücksichtigung des eigenen nationalen, der Vergleich mit dem fremdländischen Geschmack und Charakter: alles das mußte fördernd auf die Ausbildung Hartzen-

busch's wirken, seine geistigen Fähigkeiten schärfen. Die Strenge der Censur und seine eigene Aengstlichkeit zwangen ihn aber, auch mit den umgearbeiteten Stücken noch vorsichtig umzugehen und sich der mühsamen Arbeit wieder und wieder zu unterziehen. So hat er die „Adelaïde du Guesclin" von Voltaire mehrere-mal umgearbeitet, um die Theatercensoren nicht das verpönte Original aufspüren zu lassen. Dies geschah aber, wohl gemerkt, nicht, weil er ein Plagiator war, weil er sich das Verdienst der Schöpfung des daraus entstandenen Stückes „Doña Leonor de Cabrera", oder wie er es später betitelte: „Floresinda", beilegen wollte, sondern aus Interesse für den Stoff, um ihn glücklich durch die Theatercensur zu bringen.

Uebersetzungen also waren die ersten Arbeiten, mit denen er sich auf das Feld der literarischen Thätigkeit wagte. Bald aber wandte er sich auch andern Stoffen zu. Nachdem einmal das Interesse für das Drama geweckt, lag es für den Spanier nahe, die eigene hochbedeutende dramatische Literatur, die Werke der nationalen Classiker zu studiren. Die veränderten Weltanschauungen ließen ihm die Bearbeitung mancher älterer Dramen als eine Nothwendigkeit erscheinen, und so schärfte er bei den entsprechenden Arbeiten, die er nun unternahm, wiederum seine Kritik. Er drang in das Wesen des Dramas tiefer und tiefer ein, lernte bei der ungeheuern Masse von interessantem Stoff, den die spanische dramatische Literatur ihm bot, das Wesen der Composition genauer erkennen, als wenn er sich nur blindlings einem Vorbilde, einem Meister angeschlossen, nur nachgeahmt statt kritisch gearbeitet und bearbeitet hätte. Nach der kritischen, technischen und poetischen Seite bildete sich somit der Geist des jungen Dichters bei dieser Thätigkeit aus. So bear-beitete er zuerst 1829 das Stück „Amo y criado" von Rojas; dann wagte er sich an Calderon und gestaltete die „Empeños de un acaso" zeitgemäß um, dann Moreto's „La confusion de un jardin". Doch eine Lehre anderer Art blieb ihm hierbei nicht erspart, eine Lehre, die unter andern Umständen hätte schädlich werden können. Er hatte eine Komödie von Manuel Fermin de Laviano: „La restauracion de Madrid", ebenfalls einer Bearbeitung unterzogen und dies im vorigen Jahrhundert außerordentlich beliebte Stück seiner unzeitgemäßen reli-giösen Wundergeschichten entkleidet; dieser Umstand wurde aber dem Stück verderb-lich, es wurde von Anfang bis zu Ende ausgepfiffen, und der anwesende Bearbeiter gab sich bei dieser Gelegenheit das Wort, niemals mehr der Première einer eigenen Schöpfung beizuwohnen. Dieses Fiasco galt allerdings nicht der Unbrauchbarkeit der Bearbeitung, sondern war durch eine entgegengesetzte literarische Partei herbei-geführt; immerhin aber ist es gut, wenn einem Autor einmal zu Gemüthe geführt wird, daß nicht alles, was er unternimmt, Beifall finden muß, nachdem manches vom Publikum anerkannt worden. Noch weniger galt das Fiasco seiner Person, ihm, dem Dichter Eugenio Hartzenbusch; denn in diesem Falle wäre sein späteres erstes Originalwerk doch vielleicht nicht als Meisterwerk ersten Ranges gefeiert worden und von so durchschlagendem Erfolg gewesen, wie es war. Alle genannten und viele andere ähnliche Versuche, die Uebersetzungen von Voltaire's „Edipe", von Alfieri's „Merope", seine eigenen Erstlinge: die Tragödie „Medea", das Drama „Don Fernando de Antequera" trugen nicht seinen Namen; ja diejenigen,

mit denen er verkehrte, hatten keine Ahnung davon, daß diese Arbeiten, von denen manche allgemeinen Beifall fanden und sich auf dem Repertoire hielten, von ihm herrührten.

Inzwischen waren die Verhältnisse seines Vaters noch viel trauriger geworden. Die Reaction des Jahres 1823 brachte denselben um das kleine Vermögen, das er durch unermüdlichen Fleiß für seine Kinder zusammengespart hatte, und während Eugenio unter diesen Umständen mit verdoppeltem Eifer in der Werkstatt des Vaters arbeitete, machte er es doch möglich, nebenbei in den Feierstunden, in der Nacht und wo es ihm seine Tischlerthätigkeit erlaubte, zu studiren, zu lesen und zu schreiben. Als dann im Jahre 1830 der Vater starb, war er entschlossen, sich einen andern Beruf zu wählen, der ihm in erhöhtem Maße die literarische Beschäftigung ermöglichte. Er trat daher, während er nebenbei in fremden Tischlerwerkstätten arbeitete, wahrscheinlich durch Vermittelung eines Gönners in die Tachygraphische Schule ein, welche die Sociedad Economica Matritense gegründet hatte, und zwar wurde ihm — so sagte er wenigstens selbst bei spätern Gelegenheiten — das Studiengeld erlassen, und ihm auf diese Weise die stenographische Ausbildung erleichtert. Antonio Ferrer del Rio, der gleichzeitig mit ihm eintrat, entwirft in seiner biographischen Skizze Hartzenbusch's vom Jahre 1846, die mit einem Nachtrag der von Hartzenbusch selbst in Deutschland veranstalteten Ausgabe seiner ausgewählten Werke*) vorgedruckt ist, ein interessantes Bild seines schweigsamen Studiengenossen, und ich führe aus denselben einige Stellen an.

„Seit den ersten Uebungsstunden", heißt es da unter anderm, „bemerkten wir ein Individuum, das uns allen gleich unbekannt war; es setzte sich auf den untersten Platz, war ärmlich, aber reinlich gekleidet; seine blaue Capa (Mantel) schien von vorsorglicher Hand gegen die Unbilden des schlechten Wetters zugeschnitten, niemals ging es uneingehüllt, selbst wenn die Kälte nicht groß war und Regen drohte; in diesem Falle sah man es nie ohne Regenschirm. Wir kannten den Klang seiner Stimme nur aus den Antworten auf die ihm gestellten Fragen, denn kaum waren die Stunden zu Ende, so eilte unser College schnell wie ein Pfeil in die Straße und war bis zum folgenden Tage verschwunden. Von dem pünktlichen Besuch der Stunden, von seinem beständigen Fleiß waren wir Zeugen; alles übrige, was sich auf seine Person bezog, war für uns ein unergründliches Geheimniß." Bei dem öffentlichen Examen im Jahre 1834, wie wir aus anderer Quelle erfahren, erhielten er und Ferrer del Rio erste Prämien; trotzdem, sagt letzterer, konnte Hartzenbusch nicht zu den Stenographen ersten Ranges gerechnet werden. „Eines Tages fragte er uns mit einem gewissen Interesse nach den Werken von García Gutierrez ... wir zählten sie ihm einzeln auf und er dankte uns; die Beziehungen zwischen uns wurden dadurch aber nicht intimer. Zu Ende des Jahres 1836 wurde zum Benefiz von Cárlos Latorre ein neues Drama angekündigt, über das von einigen Schriftstellern spöttelnd gesprochen und dessen Verfasser den Namen

*) „Obras escogidas de Don Juan Eugenio Hartzenbusch. Nueva edicion, corregida por el autor" (Thl. XIV und XV der „Coleccion de Autores españoles", Leipzig, F. A. Brockhaus, 1873).

unsers geheimnißvollen Tachygraphen trug. «Und wer ist dieses Individuum?» Ein Stuhlmacher, antwortete man, was zu neuen Spöttereien Veranlassung gab." Ferrer del Rio, Hartzenbusch und andere waren damals Stenographen des Regierungsblattes, der „Gaceta de Madrid", dann des „Diario de Cortes", und wohnten als solche den Cortessitzungen bei. Hartzenbusch's Gefährten, erzählt Ferrer weiter, konnten die Stunde der Sitzung, die auf diese Neuigkeit folgte, kaum erwarten, um ihre Neugier zu befriedigen und aus der Ungewißheit zu kommen. „Kaum sahen wir den verschämten Schriftsteller eintreten, so interpellirten wir ihn geradeheraus: «Ist das Drama, das demnächst aufgeführt werden soll, von Ihnen? und Sie haben es uns verschwiegen?» Schamröthe färbte nun seine Wangen, wie wenn es sich um ein Verbrechen handelte, und die Wahrheit der Thatsache zugebend bat er uns inständigst, dies niemand zu enthüllen. Wir wollten nicht ein Versprechen auf die Gefahr hin geben, es nicht zu halten, sondern weihten im geheimen einige Freunde ein und bereiteten dann ein Bankett vor" — offenbar nachdem das Stück mit einem so unerhörten Erfolg, wie es berichtet wird, über die Bühne gegangen — „um den glänzenden Ausgang zu feiern. Es war aber nicht möglich, den Eigensinn des lorbergekrönten Dichters zu überwinden; er entschuldigte sich mit der Schwerfälligkeit seines Geistes und mit seiner natürlichen Neigung zur Einsamkeit, und sagte uns, die größte Liebenswürdigkeit, die wir ihm erweisen könnten, wäre, ihn davon zu entbinden, dem Bankett beizuwohnen, und wir mußten endlich seinen dringenden Bitten nachgeben."

Mit dem durchschlagenden Erfolg des in Frage stehenden Stückes, der „Amantes de Teruel" („Die Liebenden von Teruel"), hatte Hartzenbusch das höchste Ziel erreicht, das er nur erstreben konnte. Er war mit einem Schlage ein berühmter Mann geworden, der sich der höchsten Popularität erfreute, dessen Urtheil in literarischen Dingen fernerhin maßgebend war. Die höchsten Ehren und Stellungen waren ihm, wenn er nur wollte, zugänglich, mußten ihm zutheil werden, und wurden es selbst, ohne daß er in seiner Bescheidenheit etwas dazu that. Der Beifall berauschte ihn nicht; Hartzenbusch blieb so einfach und anspruchslos wie er gewesen, blieb der sorgfältige Arbeiter, der lange an seinen Schöpfungen feilte, ehe er es wagte, sie der Oeffentlichkeit zu übergeben, und daher hatte er auch niemals eine Niederlage im eigentlichen Sinne des Wortes zu erleiden; wenn manche seiner Stücke auch nicht zu nachhaltiger Wirkung gelangten, so wurde doch keins mit Misfallen aufgenommen.

Ehe wir auf das genannte Stück etwas näher eingehen, das Hartzenbusch berühmt gemacht hat und dessen Aufführung den einschneidendsten Punkt in seinem Leben bildet, ist es nothwendig, uns über den Stand der dramatischen Dichtung im Anfang dieses Jahrhunderts etwas genauer zu unterrichten.

Es herrschte damals in dramatischen Dingen die heilloseste Verwirrung; die verschiedenartigsten Anschauungen durchkreuzten einander und suchten sich gegenseitig zu verdrängen. Das Alte war noch nicht überwunden, das Neue noch nicht zur Herrschaft und Geltung gelangt.

Die Entwickelung des spanischen Dramas ist hinlänglich bekannt. Es war eine

echt nationale Pflanze mit völlig ausgebildetem nationalem Charakter, Form und Physiognomie; sie wurzelte in den nationalen Lebens- und Weltanschauungen, in den echt spanischen Vorstellungen von Ehre und Liebe und in dem orthodoxesten Glauben, den es geben kann. Diese Pflanze mußte verkümmern, sobald sie den Nährstoff des Bodens, in dem sie wurzelte, völlig absorbirt hatte und sobald man sie in einen neuen Boden verpflanzte oder ihr einen neuen fremden Boden schuf. Beides geschah. Das Drama blühte unter Calderon, Lope und dem Heer ihrer ersten und begabtesten Nachfolger. Bald waren aber die Kräfte und die Stoffe erschöpft; mühsam und in manierirter Weise wurden die letztern jedoch in immer neue gezwungene Formen gepreßt. Die Folge davon war der Verfall der dramatischen Dichtung. Da kam die Invasion des französischen Geschmackes mit der Thronbesteigung Philipp's V. und mit den Scharen von Höflingen, die dem Könige folgten. Die Beziehungen zwischen Spanien und Frankreich wurden enger; das französische Wesen, die französischen Anschauungen, französisches Wissen brachen sich Bahn und es kam der Schematismus der Académie française, des literarischen Gesetzgebers Boileau; es kam das Monstrum der drei dramatischen Einheiten nach Spanien herüber, und da einmal alles Fremde schön und alles Falsche, wenn nur nachdrücklich für richtig erklärt, endlich dafür gehalten wird, so dauerte es auch nicht lange, bis der französische Classicismus dort festen Fuß faßte und dem verfallenden Drama neuen Boden gewährte. Die literarischen Gesetzgeber Spaniens, wie Luzan und Blas Nasarre, waren ebenso streng wie Boileau und dessen würdige Nachfolger, oder richtiger Nachbeter. Die Dichtung wurde hüben und drüben in die eisernen Banden vermeintlicher Kunstgesetze geschlagen und dadurch erstickt; was geschaffen wurde, das waren im günstigsten Falle formvollendete, regelrechte, aber inhaltleere, schwülstige, unnationale und deshalb absolut nicht lebensfähige Schöpfungen, die sich von den Dichtungen Calderon's unterschieden wie steife Holzpuppen von lebensvollen, kräftigen Heldengestalten, wie byzantinische Heiligensculpturen von den Schöpfungen eines Phidias.

Es gab einige Männer, die gegen das Eindringen und Umsichgreifen des fremden Geschmacks ankämpften, die auf die eigentliche nationale Classik, die Blüte der Literatur, die auf Calderon, Lope u. s. w. als nachahmenswerthe und mustergültige Vorbilder hinwiesen, und es standen sich somit zwei Parteien von Classicisten schroff gegenüber: die nationale und diejenige, welche das Ideal des französischen Classicismus auf ihr Banner geschrieben. Die letztere siegte, und damit war der gänzliche Verfall des Dramas besiegelt. Lessing war es vorbehalten, die gesammte europäische Welt von dem Bann zu befreien, der durch eine falsche Interpretation der Aristotelischen Kunstgesetze geschaffen worden und der in seinen Folgen eine vernichtende Wirkung auf den Dichtgeist der verschiedensten Völker ausgeübt hatte. Schlegel folgte den Spuren Lessing's nach und er war es eigentlich, der durch seine Schriften über das Drama wahrhaft befreiend, auch selbst auf Frankreich wirkte. Spanien dagegen blieb diesem Einfluß noch lange verschlossen; es folgte nicht dem Beispiel Frankreichs, warf nicht die Kette nieder, die den freien Dichtergeist in so unwürdiger Weise bedrückte. Während im Nachbarlande schon lange der sogenannte Romanticismus sich Bahn gebrochen hatte, verharrte Spanien noch

im Pseudoclassicismus, und als Böhl von Faber 1818 die Schlegel'schen Grundsätze, besonders auch sein Urtheil über Calderon in Spanien verbreitete, da erhob sich ein mächtiger Sturm gegen die deutschen Reformer; in Broschüren und Zeitschriften wurde gegen sie angekämpft. Waren die Nationalisten, wie man die nationalen Classicisten füglich nennen konnte, früher von den Gegnern französischer Schule überwunden worden, so wurde nun doch der Kampf von Agustin Duran und seinen Anhängern wieder energisch aufgenommen und endete mit dem Siege der sogenannten Romantik oder richtiger mit dem Niederwerfen der vermeintlichen classischen Regeln. Nicht wenig trugen zu diesem günstigen Resultat allerdings auch die französischen Romantiker bei. Man übersetzte und imitirte die Productionen der letztern, wobei es natürlich nicht ausblieb, daß die Extreme der französischen Richtung womöglich noch überboten wurden. Allmählich aber schliffen sich diese Unnatürlichkeiten ab; man kehrte wieder zu den nationalen Idealen zurück, verließ den fremdländischen Boden und es bildete sich nun eine Reihe von Talenten aus, die eine Hebung der gesammten spanischen Literatur anbahnten. In diese Zeit der Gärung fällt die Entwickelung Hartzenbusch's, und das Erscheinen seiner ersten bedeutenden selbständigen Dichtung, mit der er es wagte, vor die Oeffentlichkeit zu treten, traf fast genau mit dem endlichen Siege der neuen Principien dramatischer Dichtung über die des französischen Classicismus zusammen. Die „Amantes de Teruel" wurden zum ersten mal am 19. Jan. 1837 aufgeführt.

Diese Dichtung ist besser als irgendeine andere geeignet, den Genius Hartzenbusch's in sein eigenartiges Licht zu stellen. Ob eine wirkliche Thatsache der Sage von den beiden Liebenden von Teruel zu Grunde liegt, darüber ist viel gestritten und geschrieben, Beweise für und wider sind beigebracht worden. Nach allem wird man nicht fehlgehen, wenn man der Sage eine historische Thatsache als Fundament gewährt; jedenfalls hat das spanische Volk jahrhundertelang an die Wahrheit der rührenden Geschichte geglaubt; die Gebeine der in Frage stehenden beiden Liebenden sind in der Sanct-Peterkirche in Teruel beigesetzt, und auch heute noch wird niemand das Städtchen passiren, ohne das Grabmal besucht zu haben, das die einzige „Sehenswürdigkeit" ist, die der Ort bietet. Die ursprüngliche Sage ist nun sehr einfach. Ein Jüngling, Don Diego Martinez de Marcilla, liebt ein Mädchen, Isabel de Segura, wird aber von dem Vater der letztern mit seiner Bewerbung abgewiesen, weil seine Verhältnisse nicht den Wünschen desselben entsprechen und ein reicherer und vornehmerer Ritter für Isabel ausersehen worden ist. Da der Vater der Jungfrau aber die starke Zuneigung der beiden Liebenden erkennt, so geht er insoweit auf ihre Wünsche ein, als er sich verpflichtet, Isabellens Hand Don Diego zu gewähren, wenn dieser in einer bestimmten Reihe von Jahren und bis zu einer bestimmten Stunde reich und durch hervorragende Ritterthaten berühmt nach Teruel zurückkehrt. Marcilla und Isabel sind hiermit zufrieden, und der erstere zieht in die Ferne hinaus, erwirbt hohe Ehren und große Reichthümer, wird aber durch ein widriges Geschick aufgehalten, versäumt daher den festgesetzten Augenblick und trifft in Teruel erst ein, nachdem Isabel dem Willen des Vaters und der Abmachung gemäß dem andern Bewerber die Hand vor dem Altar hat reichen müssen. Marcilla's Schmerz ist so groß, daß er daran stirbt, und Isabel wird durch den

Verlust des innig und einzig Geliebten so erschüttert, daß auch ihr Herz bricht. Das soll nach den Urkunden im Jahre 1216 (1217) geschehen sein.

Das Romantische dieser Sage lenkte schon frühzeitig das Auge verschiedener spanischer Dichter auf sich. Zuerst wurde sie von Andres Rey de Artieda 1581 dramatisch behandelt, dann etwa ums Jahr 1635 von einem Unbekannten; da das betreffende Stück aber den Werken von Tirso de Molina beigefügt ist, hat man diesen vielfach als Autor angenommen. Wenige Jahre darauf erschien ein bezügliches Drama von Juan Perez de Montalvan; 1616 ferner ein großes episches Gedicht in 26 Gesängen von Yague de Salas, und hierauf folgte Hartzenbusch, der durch den Erfolg, den er mit seinem Stücke erzielte, natürlich wieder in erhöhtem Maße die Aufmerksamkeit für diesen Stoff in Anspruch nahm, was zur Folge hatte, daß die Sage 1838 schon in Form eines Romans erschien, und daß die alten Bearbeitungen derselben wieder hervorgeholt und neugedruckt wurden. Hartzenbusch selbst brachte nun den Stoff in zwei Fassungen: die erste zeigt sich uns in dem fünfactigen Drama, das 1837 zum ersten mal über die Bühne ging; die zweite spätere Bearbeitung weist vier Acte auf, und in dieser Gestalt ist die Dichtung auch von dem Dichter in die Brockhaus'sche Ausgabe aufgenommen worden. So können wir denn einmal das Verhalten des Dichters zu der ursprünglichen Sage, zu den frühern Behandlungen genau prüfen und ermitteln, was er selbst hinzugethan hat; wir können ihn aber ferner auch in seiner eigenen Entwickelung beobachten, wenn wir die fünfactige erste mit der vieractigen spätern Bearbeitung vergleichen.

Von den frühern Behandlungen des Stoffs kommt eigentlich nur die von Montalvan als die bedeutendste in Betracht. In diesem Drama, das der damals gebräuchlichen Eintheilung in drei Acte folgte, sehen wir uns in die Zeit Karl's V. versetzt und die Expedition des Kaisers nach Tunis als Hintergrund angenommen. Der erste Act gibt die Exposition der Verhältnisse, macht uns mit der Liebe bekannt, welche die Herzen von Isabel und Diego verbindet, schildert die Verwickelungen, die durch das Dazwischentreten des strengen Vaters entstehen, und endet mit dem Abkommen, das dann getroffen wird und wonach Diego eine Frist von drei Jahren gewährt wird, sich Ruhm zu erwerben. Wie die andern Bearbeitungen läßt auch die Montalvan's den Ritter insofern von Misgeschick verfolgt werden, als er trotz seiner Großthaten doch nicht den verdienten Ruhm derselben erntet; während aber die andern ihn in Frankreich, dann in Syrien und Afrika kämpfen lassen, führt Montalvan uns im zweiten Act nach Tunis. Don Diego rettet dort dem Kaiser Karl das Leben; seine That wird aber im heftigen Kampfgetümmel nicht verdientermaßen gewürdigt, und erst nachdem er als Erster die Fahne auf den Zinnen von Tunis aufgepflanzt, erinnert man sich der vorhergehenden und aller seiner frühern Thaten und er hat somit im letzten Augenblick vor Ablauf der gestellten Frist erreicht, wonach er gestrebt. Inzwischen — das ist der Inhalt des dritten, letzten Actes — hat man sich bemüht, Isabellen den Glauben beizubringen, ihr Geliebter sei todt, und es bleibt ihr somit nichts übrig, als dem Gebot des Vaters zu folgen und dem andern ihr gleichgültigen Bewerber die Hand zu reichen. Eben ist der Bund geschlossen, da trifft der Geliebte ein; es folgen sehr leidenschaftliche Scenen, und das Ende ist, daß der letztere vor Schmerz stirbt, was auch Isabellen den Tod gibt.

Hartzenbusch nahm das, sei es nun historisch, sei es durch die volksthümliche Sage Gegebene, ebenso wie die Zeit, in die dieselbe gesetzt wurde, als Grundlage seiner Dichtung, die im übrigen jedoch durch Aufnahme völlig neuer Stoffe ganz abweichend von allen frühern Bearbeitungen wurde. Das deutsche Element in seinem Wesen trieb ihn zur gründlichen kritischen Behandlung seiner Stoffe, aber gleichzeitig auch zur Complicirung und Häufung derselben, was ihm das Streben nach sorgfältiger Motivirung, nach natürlicher Verbindung der heterogenen stofflichen Elemente erschwerte. Als Spanier bemühte er sich, hierin eben wieder durch die germanische Ergänzung seines Wesens unterstützt, die Denkweise, den Charakter der dargestellten Zeit so getreu als möglich zu spiegeln, dem Ganzen ein echt spanisches nationales Gewand zu geben. Das Studium der dramatischen Literatur Spaniens, seine kritischen Arbeiten auf diesem Felde hatten ihn mit der zum Theil mustergültigen dramatischen Intrigue und complicirten Verknüpfung der Grundfäden des dramatischen Gewebes, wie sie in den spanischen Dramen vorkommen, bekannt gemacht. Die Vielseitigkeit des Vorwurfs, den er sich in seiner Behandlung der Sage von den Liebenden von Teruel durch Verbindung verschiedenartiger Stoffe geschaffen, zwang ihn endlich auch — selbst wenn er es nicht gewollt hätte — von den Regeln der Classicisten abzuweichen.

Sein Drama zerfällt eigentlich in zwei völlig voneinander geschiedene Theile, von denen jedem ohne große Mühe Selbständigkeit verliehen werden könnte, die aber hier in wechselseitige enge Beziehung gebracht und dadurch consolidirt, zu einem einzigen organischen Ganzen verbunden worden sind. Das eine dieser Dramen behandelt den bereits bekannten Stoff, das andere die Liebe Zulima's, der maurischen Königin von Valencia, zu dem gefangenen Ritter Ramiro (dem Don Diego des vorigen), die Verwickelungen, die daraus am Hofe von Valencia entstehen, die Rache der verschmähten Königin und ihren Tod. Ja, wenn man es genau nimmt, so läßt sich noch ein drittes völlig selbständiges Drama ausscheiden, das in der That in gar keiner innern Beziehung zu den beiden andern steht, sehr wohl entbehrt werden könnte und vom Dichter lediglich zur Motivirung der Handlungsweise von Isabellens Mutter und als Consequenz der von Isabel selbst in das Ganze eingeflochten worden ist. Der Schluß dieses dritten Dramas fehlt vollkommen, die Lösung ist dem Leser und Hörer überlassen. Man ersieht daraus, wie reichhaltig der Stoff ist; ob allerdings die Dichtung trotz aller ihrer Schönheiten und der kräftigen Zeichnung der Charaktere hinsichtlich der Composition den höchsten Anforderungen der Kunstkritik genügt, ist eine Frage für sich, deren Beantwortung eine sorgfältige Analyse erfordern würde, die zu geben nicht in der Absicht dieser Abhandlung liegt. Es genügt, daß die spanische Kritik sich höchst günstig äußerte, daß das Stück, wie bereits bemerkt, einen ganz ungewöhnlichen Erfolg erzielte. Daß der Verfasser selbst mit seiner Leistung nicht völlig zufrieden war, erhellt daraus, daß er das Drama später umarbeitete, und wir wollen mit Inhaltangabe beider Bearbeitungen kurz auf die wesentlichsten Unterschiede beider eingehen.

Der Fünfacter beginnt mit Scenen, die sich im Königspalast zu Valencia, und zwar im Harem abspielen. Marsilla liegt schlafend auf einem Ruhebett und aus

dem Zwiegespräch Zulima's, der Königin, mit ihrem Diener Adel erfahren wir, daß der Ritter, der sich als Ramiro ausgegeben, als Sklave seit einiger Zeit im Königsschlosse weilt, wegen seiner beständigen Fluchtversuche in den Kerker gebracht worden ist, sich aber in letzter Nacht wieder befreit hat. Er wurde ergriffen, ihm auf Befehl der Königin ein Opiat eingeflößt und er in das Gemach derselben gebracht. Zulima liebt ihn seit lange und will ihn für sich gewinnen; die Abwesenheit des Königs hat sie nun für ihre Plane benutzt; sie wird aber von einer Creatur des letztern bewacht und kaum ist sie fort, um ein Belebungsmittel zu holen, so erscheint Zeangir, der Verräther, mit dem Adel unter einer Decke steckt, und liest, was Ramiro-Marsilla mit Blut auf ein Tuch geschrieben hat, das er bei seiner Flucht niedergeworfen hatte, damit es gefunden würde. Wir erfahren nachher, daß er bei der Flucht Kenntniß von einem Complot erhalten, das gegen den König gerichtet war, und durch seine blutige Schrift wollte er letztern davon unterrichten lassen. Bei dem folgenden Zwiegespräch zwischen dem erwachten Marsilla und der Königin erfahren wir die bereits hinlänglich bekannten Beziehungen zwischen dem erstern und seiner geliebten Isabel, sowie von der sechsjährigen Frist, von den Fahrten, Thaten und Reichthümern Marsilla's; die Liebeserklärungen Zulima's lassen ihn kalt, sobald er aber hört, daß sie die Königin ist, theilt er ihr das Complot mit, das gegen das Königshaus geschmiedet worden; sie dankt ihm jedoch hierfür mit dem Schwur ihrer Rache für seine Abweisung ihrer Liebe. Als nun die Revolution ausbricht, wird Marsilla von dem zurückkehrenden König durch Zeangir mit dem Oberbefehl über einen Theil der Truppen belohnt, Zulima wird gefangen genommen. Hiervon weicht der erste Act der zweiten Bearbeitung nur unwesentlich ab.

Der zweite Act des Fünfacters versetzt uns nach Teruel in das Haus von Pedro de Segura, des Vaters von Isabel. Besuch wird ihm, der eben erst von einer Reise zurückgekehrt, gemeldet; es ist der Vater Marsilla's, Don Martin, der ihn vor seiner Abreise zum Zweikampf gefordert hatte, der aber inzwischen schwer krank gewesen ist, weshalb Pedro sich mit ihm nur schlagen will, falls er völlig genesen. Martin aber kommt, den Streit zu schlichten und zu danken; Margarita, Pedro's Weib, die in ganz Aragon wegen ihrer frommen Thaten bekannt ist, hat ihn, ohne daß er etwas davon geahnt, in Mönchskleidung gepflegt. Von Diego, dem Sohne, sind keine Nachrichten angelangt, obgleich nur noch drei Tage an Vollendung der gewährten Frist fehlen. Pedro wie Margarita haben alles gethan, um Isabel zu bewegen, dem mächtigen Rodrigo de Azagra die Hand zu reichen; es gelingt aber jetzt endlich Isabellen, ihre Mutter für sich zu gewinnen und gegen diese ihr verhaßte Heirath zu stimmen. Nun langt Don Rodrigo an, und in einer Unterredung mit Margarita weiß er sich die Einwilligung der letztern durch Enthüllung des Geheimnisses zu erzwingen, das sie seit funfzehn Jahren verborgen und schwer gebüßt, wovon niemand als er durch Briefschaften, die in seine Hände gelangt sind, etwas weiß. Wenn sie seine Bewerbung bei Isabel nicht unterstützt, wenn er die Jungfrau nicht zur Gattin erhält, will er Don Pedro die Briefe übergeben und Margarita's Schmach verbreiten. Im dritten Act tritt Zulima als Ritter in das Haus Segura's und meldet Isabel den Tod Diego's in solcher Weise, daß die

Jungfrau nicht zweifeln kann; zugleich aber erfährt sie auch, daß Diego — was nicht wahr ist — die Liebe der maurischen Königin erwidert hätte, um seine Freiheit zu erlangen. Isabel kann an diese Untreue nicht glauben; von Rodrigo will sie trotz des Todes ihres Geliebten nichts wissen; die Mutter muß ihr erst ihr eigenes Geheimniß enthüllen und sie dadurch moralisch zu dem Opfer zwingen, ihrem gegebenen Worte: nur Diego zu heirathen oder sich Gott zu weihen, untreu zu werden; nur wenn Rodrigo und Isabel durch des Priesters Wort verbunden sind, soll Margarita die sie compromittirenden Briefschaften erhalten. Im vierten Act ist Isabellens Dienerin beschäftigt, ihre Herrin zur Trauung anzukleiden; es folgt dann ein Zwiegespräch zwischen Isabel und Rodrigo, aus dem der letztere erkennt, daß er auf Liebe nicht zu rechnen hat. Großmüthig gibt er sie frei, übergibt ihr auch die Briefe der Mutter bis auf einen, den er vergessen und den er, „wenn er einst Lust bekommt", sowie das ihm bekannte Geheimniß für seine Zwecke benutzen will. Damit läßt er ihr die Wahl, ob sie ihn zum Gatten nehmen will oder nicht, und eilt fort, die Hochzeit abzubestellen. Darüber geräth Don Pedro in Zorn; er stellt Isabel vor, was er und was auch sie Don Rodrigo zu danken habe, und alles dies in Verein mit dem Geheimniß ihrer Mutter zwingt Isabel zu dem „freien" Entschluß, Rodrigo ihre Hand zu reichen. Pedro aber als echter Hidalgo hält auf sein Wort; noch hat die Vesperglocke nicht geläutet, noch ist die Diego gewährte Frist nicht abgelaufen; eher darf die Trauung nicht vollzogen werden. Margarita ist, als geschickte Aerztin, ins Haus des Alcalden gerufen, dessen Sohn schwer verwundet von langer Reise heimgekehrt ist; athemlos kommt sie, nachdem alle außer Diego's Vater Martin sich in die Kirche begeben haben, um zu melden, daß Diego lebt, daß der Verwundete, Jaime, von ihm von Valencia her vorangeschickt worden, um seine Ankunft zu melden, unterwegs aber überfallen und verwundet worden ist. Martin eilt davon, zur Kirche, aber in dem Augenblick ertönt die Vesperglocke. Eine Bühnenverwandlung zeigt uns Marsilla und Adel von sechs Räubern geplündert und an Bäume gebunden: als Marsilla dann getödtet werden soll, trifft den Angreifer ein Pfeil, zugleich ertönt das Zeichen, daß Gefahr naht, und die Räuber flüchten, während Zulima erscheint und Marsilla's Banden zerschneidet; Adel hat sich selbst befreit. Wir hören nun aus Zulima's Munde, daß sie von Diego befreit worden ist, daß sie in ihrer Rache aber Jaime verwundet, wie sie glaubt: getödtet hat, daß sie die Räuber gegen Marsilla geschickt und nun den rettenden Pfeil gesandt hat; jetzt kommt sie, dem Unglücklichen zu melden, daß Isabel Azagra's Gattin ist. Don Martin und Diener, die herbeikommen, nachdem Zulima sich entfernt hat, bestätigen diese Nachricht. Diego verfällt darüber in halbe Raserei und eilt davon, sich an seinem glücklichen Nebenbuhler und dann an Zulima zu rächen, die jedoch in demselben Augenblick unter dem Dolchstoß Adel's zusammenstürzt; der König von Valencia hatte ihn beauftragt sie zu tödten. Der fünfte Aufzug eröffnet mit einem Dialog zwischen Isabel und Margarita, die Seelenstimmung beider ist hier zum Ausdruck gebracht. Nachdem Margarita fort ist, steigt durch das Fenster Diego ein, um Isabel zu entführen; wir hören von ihm, daß er im Duell Rodrigo schwer verwundet hat. Isabellens Handlungsweise, deren Motive er nicht kennt, erscheint Diego treulos,

und als sie ihm erklärt, daß sie als Rodrigo's Gattin ihn nicht mehr sehen, ihm nicht folgen dürfe, als sie auf sein Drängen sich zu der Lüge versteigt: sie hasse ihn, da stürzt Diego wie vom Blitz getroffen nieder und stirbt. Isabel aber wird davon so heftig ergriffen, daß sie, sich auf den Leichnam werfend, selber stirbt. Ob Pedro, der im letzten Augenblick mit andern auf der Bühne erscheint, der Diego gegenüber ausgesprochenen Drohung Rodrigo's gemäß, von dem Geheimniß Margarita's Kunde erhalten, läßt der Dichter im Unklaren.

In dem Vieracter sind nun Act zwei und drei der ersten Bearbeitung zusammengezogen, und die hauptsächlichste Abänderung, aber allerdings auch eine sehr gewichtige ist die, daß nicht Margarita ihrer Tochter ihr Geheimniß mittheilt, sondern ihrem Versprechen, sie wolle sie nicht zur Heirath mit Azagra zwingen, gemäß und um sie von der Aufrichtigkeit ihres Willens in dieser Hinsicht zu überzeugen, sie veranlaßt, ihr Zwiegespräch mit Azagra hinter der Thür zu belauschen. Dadurch gewinnt die Dichtung, und hauptsächlich die beiden Frauencharaktere sehr; Margarita ist nicht gezwungen, ihrer Tochter jenes für sie so furchtbare Geheimniß selbst zu eröffnen; die letztere faßt ihre Entschlüsse nicht unter dem directen Einfluß der Mittheilungen ihrer Mutter, sondern bringt das ihr so schwere Opfer mehr aus eigener Ueberlegung. Margarita kann sich nun ungleich großherziger zeigen als in der ersten Bearbeitung; sie kann das freie Opfer, das die Tochter bringen will, zurückweisen, und der Dichter hat aus dem Vortheil, den ihm diese Aenderung brachte, denn auch möglichst viel zu machen gesucht. Die übrigen Unterschiede sind im Vergleich zu diesem tiefeinschneidenden ungleich weniger wesentlich und können hier füglich übergangen werden.

Durch die „Amantes de Teruel" war, wie gesagt, die Bahn gebrochen und es folgten nun in kurzen Zwischenräumen eine Reihe von Dramen, die mehr oder weniger den allgemeinen Beifall des Publikums fanden: es mag hier gleich die Liste der hervorragendsten derselben folgen. Hartzenbusch wandte sich mit Vorliebe historischen Stoffen zu, wie er überhaupt bedeutende Geschichtskenntnisse und für Geschichtsstudien Neigung und Begabung besaß. So behandelte er in „Doña Mencía" (1838), das Institut der Inquisition; in „Alfonso el Casto" (1841) die Schicksale des mit dem Beinamen des Keuschen bezeichneten Königs von Asturien. Die der Zeit nach nächsten Werke waren Komödien, die beide ziemlich großen Beifall fanden: „La coja y el Encogido" (1843), worin eine reiche Erbin die Neigung ihres Liebhabers durch die Fiction, sie sei hinkend, auf die Probe stellt; „Juan de las Viñas" ist in seiner Conception ein wenig zu romantisch. In den Dramen „La Jura de Santa-Gadea" (1844), „La Madre de Pelayo" (1846) werden Episoden aus dem Leben und dem Sagenkreise des Cid behandelt. „La Ley de Raza" (1852) spielt in der Zeit der gothischen Herrschaft und hat seinen Schwerpunkt in dem Rassengesetz, wonach keine eheliche Verbindung zwischen Gothen und Romanen, wie die Spanier bezeichnet wurden, stattfinden dürfe, und das von König Recesvinto aufgehoben wurde. „Un si y un nó" (1854), eine Komödie, ist wieder aus dem modernen Leben geschöpft und hat etwas Aehnlichkeit mit „La coja y el Encogido". „La Archiduquesita" (1854) spielt auf deutschem Boden,

in Wien, zur Zeit Kaiser Ferdinand's III. In „Vida por honra" (1858) ist der Held jener geistreiche Staatsmann Don Juan de Tarsis y Peralta, Conde de Villamediana, der durch seine Satiren auf den Hof Philipp's III., durch seine Liebschaften und übermüthigen Streiche berühmt geworden ist und der endlich der Eifersucht des Königs zum Opfer fiel. Dieses Stück dürfte wol als eins der besten von Hartzenbusch bezeichnet werden. Die Composition hat nichts Gezwungenes, Stil und Versification sind leicht und manche Scenen außerordentlich ergreifend. „El mal Apostol y el buen Ladron" (1860) hat den Judas Ischarioth zum Helden, berührt also die Leidensgeschichte Christi, ist aber, da der Verfasser durch kirchliche Rücksichten in der Behandlung seines Stoffes gebunden war, als wenig gelungen zu bezeichnen.

Abgesehen von diesen Dramen ist die Zahl seiner literarischen Arbeiten noch sehr groß, und auch hiervon wollen wir nur das Hauptsächlichste erwähnen. Dazu gehören seine „Ensayos poeticos y artículos en prosa" (1843); die „Fabulas puestas en verso castellano" (1848), worunter sich viele Uebersetzungen aus dem Deutschen befinden; ferner „Cuentos y fabulas" (1861), die auch in der Brockhaus'schen Ausgabe abgedruckt sind und unter denen sich viel Gutes befindet. Besonders herauszuheben ist hier die Erzählung „La reina sin nombre". Dieselbe ist theils Uebersetzung, theils Bearbeitung einer aus einer alten Chronik entnommenen Episode der Gothengeschichte. König Quindasvinto's Sohn Recesvinto ist der Held dieser Erzählung, die wieder in dem vorher erwähnten Rassengesetz ihren Angelpunkt hat. Recesvinto liebt eine junge Spanierin, wird wiedergeliebt, verletzt durch seine Neigung das Rassengesetz und wird selbst dafür gestraft, während seine Geliebte ihrer Nebenbuhlerin, der durch den König dem Prinzen bestimmten Braut, als Sklavin dienen muß. Nachdem die lange, schwere Prüfungszeit, die der König den beiden Liebenden auferlegt hat, vorüber ist, wird von Recesvinto, der zum Mitregenten seines Vaters ernannt worden ist, das Rassengesetz ebenso wie in dem vorher erwähnten Stücke aufgehoben. Recesvinto heirathet die in der Erzählung Floriana, in der Urkunde aber gar nicht genannte Spanierin und bekräftigt dadurch die Aufhebung jenes Gesetzes.

Eine Seite der Thätigkeit Hartzenbusch's muß nun noch ganz besonders hervorgehoben werden, obgleich sie schon im Eingang erwähnt worden ist, das ist die kritische. Seine kritischen Ausgaben alter spanischer Schriftsteller gelten als die zuverlässigsten und besten, und mit vollem Recht; denn Hartzenbusch war in dieser Hinsicht etwas mehr Deutscher als Spanier, er erforschte alle nur zu Gebote stehenden Quellen — und was stand ihm nicht zu Gebote? — bis er zu den möglichst zuverlässigsten Resultaten gelangt war. Von ihm wurden besonders commentirt: Calderon, Lope de Vega, Alarcon und Tirso de Molina und die von ihm kritisch festgestellten Texte wurden in der großen „Biblioteca de Autores españoles" abgedruckt. Die „Comedias escogidas de Tirso de Molina" erschienen in einem Bande 1848; die „Comedias de Calderon" in vier Bänden von 1848—50; die „Comedias de Ruiz de Alarcon" 1852 in einem Bande; die „Comedias escogidas de Lope de Vega" 1853—60 in vier Bänden.

Nebenbei aber beschäftigte er sich unaufhörlich mit dem „Don Quixote". „Seit

1836", sagte er dem Schreiber dieses, „ist kaum ein Tag vergangen, ohne daß ich den «Don Quixote» zur Hand genommen hätte", und im Jahre 1874 erschien auch ein Band Anmerkungen zu diesem Werke. Obgleich er den Verfasser und das Werk außerordentlich schätzte, war er doch mit dem übertriebenen Cultus, der ihm seit dem Ende der sechziger Jahre in Spanien geweiht wurde, gar nicht einverstanden. Er ging hauptsächlich von der Ansicht aus, daß die biographischen Forschungen sich vor allem von Indiscretionen fern halten müßten. Wenn er auch zugab, daß viele kleine Umstände aus dem Leben eines Menschen dazu beitrügen, das Gesammtbild desselben zu vervollständigen, so meinte er doch, daß auch im Leben eines jeden vieles wäre, was nicht in die Oeffentlichkeit gebracht werden dürfte, und er tadelte daher auch scharf die biographische Manier der Journalisten, die jetzt, hauptsächlich auf politischem Gebiete, auf der Tagesordnung wäre und die gerade im Hervorsuchen alles dessen, was nicht an die Oeffentlichkeit gehörte, was aber, weil pikant, anziehend wäre, Erstaunliches leiste und schädigend wirke. Indiscretion sei in jedem Falle unsittlich, äußerte er.

Nachdem wir über seine Werke gesprochen, erübrigt noch über seine äußern Lebensverhältnisse etwas mitzutheilen. Seit dem Tage der Aufführung der „Amantes de Teruel" war Hartzenbusch Autorität auf allen Gebieten literarischer Thätigkeit, und spielte somit eine sehr bedeutende und einflußreiche Rolle. Wenn irgendeine Commission ernannt wurde, deren Aufgabe mit Kunst, schöner Literatur und Wissenschaft zusammenhing, mußte Hartzenbusch dabei sein; nebenbei fungirte er seit 1844 als Bibliothekar der madrider Biblioteca nacional, wurde 1862 Director derselben und ließ sich erst am 22. Oct. 1875 pensioniren. Am 18. März 1847 wurde er in die Spanische Akademie aufgenommen; 1852 wurde ihm das Amt eines Oberrichters des Theaterrathes übertragen. Er wurde 1855 zum Director der Normalschule für den Elementarunterricht und 1874 zum Unterrichtsrath ernannt. Daß damit die Ehren, Würden und Titel nicht erschöpft sind, bedarf bei dem Ansehen, das Hartzenbusch genoß und weil er sich um die Politik nie kümmerte, kaum der Erwähnung. Das Begräbniß des Dichters am 3. Aug. 1880 zeigte am deutlichsten die allgemeine Achtung und Liebe, deren sich Hartzenbusch im Leben zu erfreuen gehabt.

Als Mensch war er wohlwollend und liebenswürdig. Gern unterstützte er besonders — und darin unterschied er sich vortheilhaft von zahllosen andern, die es zu einer hohen Stellung gebracht, hauptsächlich aber von denen, die sich für außerordentlich bedeutend halten — junge Talente auf das energischste. Im Verkehr war er äußerst bescheiden und freundlich; im Aussprechen seiner Meinungen spielte er nie den Unfehlbaren. Er war zugänglich, erwärmte sich für alles, was irgend in die Sphäre des Geisteslebens gehörte, trat helfend und rathend ein wann und wo er konnte, und unterstützte in aufopfernder und uneigennütziger Weise alles, was zur Förderung und zum Besten seines Volkes dienen konnte.

Beiträge zur Gesundheitslehre der Gesellschaft.

Von

Dr. Eduard Reich.

I.

1) Civilisation und Medicin.

Der Zeitgeist ist die Gesammtheit der in einem Brennpunkte sich sammelnden Strahlen der Gesittung und zugleich das Centrum, von dem aus Licht sich verbreitet über alle Gebietstheile der Civilisation. Da die Gesittung von den leiblichen und moralischen Zuständen aller und besonders der tonangebenden, einflußreichen Individuen abhängig ist, und durch ihren Gesammtausdruck, den Zeitgeist, wieder auf alle und besonders auf jene tonangebenden Individuen anstoßgebend und inspirirend einwirkt, so ist es begreiflich, daß die Heilkunde und die Aerzte in jeder Beziehung mit ihrem Inhalt, ihrem Wesen, ihrer Wirksamkeit ganz und gar dem Zustande der Civilisation, des Zeitgeistes, entsprechen werden, und daß die der augenblicklichen Gesittung entsprechende Intelligenz und Moral, Philosophie und Humanität ihren Ausdruck in der Medicin und bei den Aerzten finden müssen. Die Richtungen in der Heilkunst und bei den Heilkünstlern sind, genau genommen, wesentlich die nämlichen wie die im Leben der Menschheit überhaupt; denn die Aerzte rekrutiren sich aus den Gebildeten; die Gebildeten sind Menschen, die in der Zeit leben, und die Medicin wohnt in den Köpfen der Aerzte.

Eine Kritik der Heilkunst und der Aerzte ist demnach gleichzeitig eine Kritik der Civilisation, und derjenige, welcher über die Medicin und deren Vertreter urtheilen will, muß nicht allein diesen Gegenstand auf das genaueste kennen gelernt haben, sondern auch mit der Geschichte der Cultur und dem gegenwärtigen Standpunkte der ganzen äußerlichen, intellectuellen und moralischen Gesittung sehr wohl vertraut sein.

Wir finden die großen Strömungen der Zeit in der Medicin wieder; dies sind die vergänglichen Wasserläufe, die heute fließen und morgen aufhören zu sein. Wir finden aber auch in der Heilkunst jene Strömungen von ewiger Dauer wieder, welche in der Geschichte der Menschen und Civilisationen immer wieder den Fruchtboden des Daseins erquicken und beleben, immer wieder Ersatz gewähren für das

von ephemeren Fluten Verdrehte und Zerstörte; dies sind die dauernden, die ewigen Wasserläufe der Vernunft und des Herzens, die, wenn auch zeitweise überdeckt und verhehlt, doch bei jeder Katastrophe mit unveränderter Jugendkraft zum Lichte kommen und der Gesittung überhaupt, der Heilkunst insbesondere das Bestehen sichern und die Gesundheit erhalten. Versiegen einmal diese Ströme, dann ist es mit der Civilisation zu Ende und die Medicin läßt ihren Schwanengesang ertönen.

Blicken wir auf die spiegelnde Oberfläche des Binnenmeeres der Heilkunst, so bemerken wir daselbst die Schlingpflanzen des rohen Aberglaubens der Massen und des raffinirten Aberglaubens der Gebildeten, des europäischen und amerikanischen Spiritismus, der Sophistik und der ausgearteten Experimentirkunst, der Universalmedicin und der speciellsten Specialmedicin.

Wir sehen etwas tiefer! Da schwimmen die großen und kleinen Wale und Haie des Materialismus, des Darwinismus, des Pessimismus und der modernen Nationalökonomie ohne Vorder- und Mittelkopf und ohne Herz. Aus allen diesen Wasserschichten des kleinen Oceans sehen wir unmittelbar keinen Segen entsprießen für das leibliche und seelische Wohl der Menschheit. In jeder Schicht Kampf ohne Ende auf Kosten von Gesundheit und Glückseligkeit!

Nun müssen wir hinabtauchen in die Tiefe und auf dem Grunde der See unsere Forschungen anstellen. Wir harren nicht lange, wir suchen nicht weit: da sehen wir durch das krystallhelle Wasser die festen Burgen der wahren Wissenschaft und Kunst und des echten Humanismus erscheinen, von denen aus immer Strömungen nach oben gehen, die Truggebilde des Augenblicks zerstören, der Menschheit Erquickung bringen und Heil, und das wenige Gute aus den mittlern Schichten nach unten führen, um es da erst wohl zu verarbeiten.

Die entartete Richtung der Nationalökonomie hat die Aerzte zum Theil zu Handwerkern und Gelderwerbern degradirt; der Materialismus den Humanismus barbarisch zurückgetrieben; der Darwinismus in seiner unvermittelten und vorsichtslosen Anwendung mehr Verwirrung als Klärung hervorgebracht; die experimentirende Methode, bei geschickter Ausführung und in sorgfältiger Verknüpfung ihrer Ergebnisse mit den durch andere Methoden der Forschung erhaltenen Resultaten vortrefflich die Erkenntniß begründend und fördernd, hat in ihrer Uebertreibung und in ihrem Misbrauch durch Unberufene die Medicin von der natürlichen Philosophie, von der Gelehrsamkeit, von ihrer eigenen und der Culturgeschichte getrennt und an zahlreichen Stellen die Brücken zerstört, welche das Gebiet der Heilkunde mit andern Gebieten menschlichen Wissens und Könnens verbinden.

Aus diesen Misverhältnissen entsprangen große Nachtheile für die Civilisation überhaupt, für die Lehre und Ausübung der Medicin aber insbesondere; sie trugen dazu bei, auf der einen Seite den heilkundigen Aberglauben zu mehren und zu festigen, auf der andern den Humanismus aus der Medicin zu bannen, einen nicht allzu kleinen Bruchtheil der Aerzte zu bloßen Geldverdienern zu machen und die Medicin in ihrer Gesammtheit zu entwerthen; sie trugen dazu bei, der sogenannten Naturheilkunst zahlreiche Pforten zu öffnen, noch mehr aber der Curpfuscherei ein unermeßliches Gebiet zu überlassen. Und warum? Weil die Therapie oder eigentliche Heilkunst hier der sogenannten oder auch der wirklichen

Wissenschaft zum Opfer gebracht wurde, und dort der banausischen Erwerbswuth, und weil ferner die eigentliche praktische Hygieine oder Gesundheitspflege übersehen, geringgeschätzt, verkannt, verleumdet, in den Hintergrund geschoben wurde.

Daß die sogenannte Naturheilkunst zur Geltung kam und immer mehr zur Geltung kommt, betrachte ich eher als Vortheil für die wahre Medicin denn als Nachtheil, weil dadurch auf die theils vernachlässigte, theils auf Abwege gerathene Therapie und auf die so unerläßliche Hygieine die allgemeine Aufmerksamkeit gelenkt wird, und durch das Wiederaufleben dieser beiden auch der Humanismus zu Einfluß und Ehre gelangt.

Manche Mittel der Naturheilkunst, besonders das Wasser und die Diät, haben großartige Anerkennung gefunden, und sind in jeder Beziehung durch die Wissenschaft in ihrer Anwendung geheiligt worden. Da die Naturheilkunst wesentlich einerseits blos Rückkehr zur Einfachheit bedeutet, und in anderer Hinsicht Reaction gegen Entartungen in der Medicin ist, so verdient sie, möge sie von Aerzten oder von Laien ausgehen, immer die größte Aufmerksamkeit von seiten der wissenschaftlichen und praktischen Medicin; das Nachdenken manches Nichtarztes in medicinischen Angelegenheiten hat oft schon großen Umschwung in der heilenden Kunst hervorgebracht und weit mehr Segen für die Menschheit gewirkt als viele große Systeme der Medicin, die der erste scharfe Windeshauch Kartenhäusern gleich zusammenbrechen ließ.

Die Naturheilkunst der wirklichen Menschenfreunde, seien dieselben nun esoterisch oder exoterisch medicinisch gebildet, und sei deren fachliche Bildung größer oder kleiner, unterscheidet sich specifisch von der Quacksalberei der eigentlichen Quacksalber und der receptirenden Menschencurirer. Diese Naturheilkunst wissenschaftlich zu bearbeiten, die unpassenden Theile daraus zu entfernen, die guten und echten zu fördern und zu kräftigen: dies halte ich für eine geradezu heilige Pflicht des wahren Therapeuten und des praktischen Hygieinikers. Darum biete ich gern dazu die Hand, diejenigen Werke der Naturheilkundigen zu analysiren und damit der öffentlichen Aufmerksamkeit zu empfehlen, welche auf der Unterlage der Kenntniß und Erkenntniß des ganzen Menschen, seiner Natur und Geschichte ruhen, mit Kritik abgefaßt, mit Geist geschrieben sind, und das Beste uneigennützig wollen. Mögen die Autoren solcher Werke auch hier und da zu weit gehen in Verdammung der banausischen Heilkunst, beziehungsweise dessen, was sie als solche auffassen, so haben sie doch das unbestreitbare Verdienst, auf das Faule im Reiche der Medicin zu weisen und zu Verbesserung und Umgestaltung das Ihrige beizutragen.

Julius Heinrich Franke, der mir bisher nicht bekannt war, ließ sein Buch „Die Wissenschaft vom physischen, geistigen und socialen Leben auf der Grundlage einer einheitlichen Weltanschauung“ (Berlin, C. Wortmann), in meine Hände gelangen. Ich trat ohne alles Vorurtheil diesem Werke gegenüber, las und prüfte es, und erkannte darin das Buch eines Denkers von großer allgemeiner Bildung, der mit dem Menschenwohl es ehrlich meint, den Menschen als Ganzes, die Medicin in ihrem organischen Zusammenhange mit der gesammten Civilisation, mit der Philosophie und Religion auffaßt, die herrschenden Richtungen der Zeit überhaupt, der Weltweisheit und auch der Heilkunst scharf, wenn auch nicht ganz ohne Leiden-

schaft, beurtheilt und in ebenso geistreicher wie zum großen Theil ganz berechtigter Weise die Irrthümer derjenigen Aerzte bekämpft, die, allzu sehr Kinder der Zeit, zu Handwerkern geworden. Ich habe mich herzlich gefreut, Grundgedanken, die ich vor Jahren ausgesprochen, hier speciell entwickelt zu finden. Es hat mir wohl gethan, einer höhern Auffassung der Naturheilkunst und überhaupt der Medicin hier begegnet zu sein, tieferes Verständniß der großen Zeitströmungen bei dem Autor wahrgenommen und correcte Begriffe der Beziehungen bemerkt zu haben, die zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit walten.

An des Verfassers Stelle hätte ich das Buch „Kritik der heutigen Gesittung, der Handwerksmedicin und des heilkundigen Aberglaubens" genannt; denn es ist ein, ich möchte sagen, höchst interessanter und innerlich berechtigter kritischer Beitrag zur Geschichte und Lehre der Civilisation und der Philosophie, der schließlich zu einer Kritik der banausischen Heilkunst mit allen ihren Auswüchsen und auch der sogenannten wissenschaftlichen Medicin sich condensirt.

In diesem letztern Punkt hat Franke, so sehr ich ihm in manchen, besser gesagt, in sehr vielen Einzelheiten aufrichtig Beifall zollen muß, doch sich nicht freigemacht von einer gewissen Voreingenommenheit. Da er aber die Sache des Humanismus höchst vielseitig und intensiv vertheidigt und zur Geltung bringt, und in ehrlichster Weise die Interessen der leidenden Menschheit vertritt, für naturgemäße Therapie und Hygieine muthvoll kämpft, überhaupt die Nothwendigkeit der Befriedigung des Bedürfnisses nach wirklicher Heilkunst und Gesundheitspflege über alles betont, halten wir gern es ihm zugute, wenn er hier und da zu weit geht. Jedem praktischen und jedem philosophischen Arzt wird die aufmerksame Lesung des Franke'schen Buches sehr zu empfehlen sein; denn es kann nicht dankbar genug anerkannt werden, wenn ein Autor auf Irrthümer und Entartungen hinweist, die nicht blos in der Persönlichkeit der eigentlichen Heilkundigen und Heilkünstler ihre Quelle haben, sondern auch in den herrschenden Richtungen des täglichen Lebens und der Philosophie.

Die mir vorliegende erste Hälfte des Franke'schen Werkes besteht zunächst aus einer 88 Druckseiten füllenden Einleitung, welcher der erste Hauptabschnitt des Buches („Die Grundprincipien der Wissenschaft vom Menschenleben") in zwei Abtheilungen folgt („Die medicinische Heilwissenschaft im Lichte der Geschichte", „Die medicinische Heilwissenschaft und ihre Jünger vor dem Richterstuhl ihrer eigenen Standesgenossen"). Wenn ich hier gegen den Ausdruck „medicinische Heilwissenschaft" protestire, so geschieht es, weil derselbe nicht correct ist; Franke versteht darunter die von der normalen Richtung abgewichene, mehr oder weniger entartete Medicin im Gegensatz zu der naturgemäßen, geht aber zu weit, wenn er den Begriff der entarteten Heilkunst weiter ausdehnt, als dem wahren Sachverhalt entsprechend ist. Auch möchte ich darauf Gewicht legen, daß es rathsam sei, möglichst wenig in allgemeinen Formeln zu reden, insbesondere wenn es sich darum handelt, das Generalpachterthum in Medicin, Seelsorge, Staatskunst oder wo immer zu bekämpfen; hier kommt es stets auf die demonstratio ad oculos durch gewichtvolle Einzelheiten und scharfe Folgerungen aus diesen letztern an.

Die großen Vorgänge in der Weltgeschichte werden von dem Autor mitunter

äußerst trefflich, stets aber richtig beurtheilt und geschickt in Analogie gestellt mit den großen Vorgängen im Organismus. Weil Franke hier correcte Gesichtspunkte gewonnen hat, muß er nothwendig der gewöhnlichen Medicin den Vorwurf machen, den Theil zu sehr losgelöst vom Ganzen zu nehmen; er muß aus diesem Grunde auch zu richtigen Urtheilen über die Veranlassungen der gegenwärtigen Zersplitterung der Wissenschaft kommen und die Thatsache erklären, daß die gewöhnliche Experimentalmedicin leider recht oft den Theil nimmt für das Ganze.

Ich bin nicht geneigt, anzunehmen, es sei „das Nützlichkeitsprincip der allein berechtigte Grundsatz, welchem der Mensch nachzuleben hat", werde aber milder gestimmt, wenn ich aus allem schließe, daß Nützlichkeit für Franke nicht Egoismus, sondern ein moralisches Streben nach Glückseligkeit in naturgemäßen Grenzen ist. „Alles, was uns wahrhaft gesund, was uns wahrhaft froh, was uns wahrhaft glücklich macht, ist natürlich, ist sittlich, ist göttlich!" definirt Franke, und es ist dies, im Grunde genommen und in Voraussetzung höherer Civilisation, auch richtig.

Franke sagt: „Der klaffende Riß zweier sich gegenüberstehender Welten, die Entzweiung des Herzens und Denkens, Dualismus in dem weitesten Sinne des Wortes, welchen unsere wissenschaftliche Welt überwunden zu haben glaubte, ist noch immer der Grundcharakter unsers ganzen medicinischen, philosophischen, historischen, sittlichen, religiösen und pädagogischen Denkens; eine Weltanschauung, die in ihrer praktischen, tragischen Bedeutung sich am klarsten in den Schmerzen und Leiden der Völker widerspiegelt." Es ist auch gar nicht zu leugnen, daß durch die gewaltsame Trennung von Geist und Herz, durch die Ignorirung des letztern und durch die Nichtachtung des Humanismus, in jeder Praxis, welche das Menschenwohl zum Gegenstand hat, zum Theil auch in Wissenschaft und Erkenntniß, besonders aber im täglichen Leben, ungemein viel Disharmonie erzeugt, erhalten, gefördert, ungemein viel Elend in die Welt gebracht wurde. Deshalb rechne ich es dem Autor zu wahrem Verdienst an, gegen jenen Dualismus zu protestiren und für die Harmonie von Intelligenz und Gemüth auf allen Gebieten der angewandten Wissenschaft nach Kräften wirksam zu sein. Alles Elend unter der Sonne entspringt aus Erkaltung des Herzens.

Die Nachtheile, welche das allzu große Specialisiren auf dem Gebiet der praktischen Heilkunst zur Folge hat, wenn dasselbe, wie gewöhnlich geschieht, den Theil vom Ganzen losreißt und den Zustand des gesammten Menschen aus dem Auge verliert, um nur den Zustand eines Organs zu kennen und handwerksmäßig zu curiren: diese Nachtheile hat Franke vortrefflich erkannt und geschildert, auch deren Ursachen theilweise sehr richtig erkannt, die nationalökonomischen derselben aber, die mit dem Verfalle der Sympathie zusammenhängen, wenig berührt. Vielleicht wäre hier es angezeigt, auf meinen „Staat der Zukunft" (Leipzig 1879) hinzuweisen und meine „Arbeit und Lebensnoth" (Berlin 1881).

Die Ansichten Franke's über den langsamen Fortschritt der Menschheit in der wirklichen Cultur und über die Thatsache, daß die Civilisation vorwiegend eine äußere sei, sind sehr zutreffend und verdienen, auf das genaueste beachtet zu werden; dasselbe gilt von seinen Aussprüchen über Krieg, Privat- und Staatsmoral, den Mangel hygienischer Erziehung und Bildung, über gesellschaftliche Lüge. In

der Hygieine, mit andern Worten, in der naturgemäßen Regulirung der Lebensbedingungen sieht der Verfasser mit Recht die große Universalmedicin. Seine Naturheilkunde ist demnach wesentlich Gesundheitspflege, umfassende Hygieine, und darum berechtigt und anerkennenswerth.

Aus dem Wirrsal der entarteten Zustände, wie solche die Gegenwart auf den meisten Gebieten bekundet, führt nach Franke die Harmonie von Erkenntniß, Wollen und Sympathie heraus. Nun ist aber dergleichen ohne umfassende Hygieine nicht zu bewerkstelligen, und diese ist ohne Tilgung des Elends gar nicht möglich. Um jedoch den ersten Schritt in dieser Richtung machen zu können, müssen wir Barmherzigkeit, Sympathie allgemein bethätigen. Dies wird Franke ungefähr auch fordern. Aber er verwirft, und nicht mit Unrecht, das Mitleid Schopenhauer's und seiner Anhänger. Die Beurtheilung Schopenhauer's bei dieser Gelegenheit ist ebenso interessant wie großentheils sehr begründet, wenn auch nicht ganz parteilos.

Wir müssen es bei diesen Mittheilungen bewenden lassen und im übrigen den Leser auf das ebenso interessante wie geistreiche und originelle Werk Franke's selbst verweisen. Was dem Verfasser zum Verdienst gereicht und seine Naturheilkunde hoch stellt, ist die Erkenntniß der innigen Beziehungen der Medicin und der Cultur, die Ueberzeugung von dem unermeßlichen Werth der Hygieine für die Verbesserung und Veredelung des Menschengeschlechts, das Begreifen des Verhältnisses der naturgemäßen Sinnlichkeit zu Religion, Erhaltung der Gesundheit, Verhütung und Heilung der Krankheit, öffentlichen und privaten Moral, und das klare Verständniß der Natur Goethe's; das Verständniß dessen, was man Kampf um das Dasein nennt; die richtige Beurtheilung der Analogien, welche zwischen den großen Vorgängen der Natur, des Organismus und der Geschichte der Menschheit walten.

Es gibt heutzutage wenig Autoren, und besonders auf dem Gebiet der Naturheilkunde, die einen offenen, freien Blick haben von der Zeit zur Ewigkeit, von der Einzelheit im Organismus zur Gesammtheit, vom Individuum zur Menschheit. Und gerade die Rückkehr zum Ganzen, der Rapport mit dem Ganzen kann die Einheit von Philosophie und Wissenschaft, von Erkenntniß und Sympathie herstellen, die für unser ganzes Leben so bedeutungsvoll, für den wahren Fortschritt unbedingt nöthig ist.

Um so mehr verdienen Bücher, welche nach solchen Zielen streben, beachtet und gelesen zu werden. Enthalten dieselben auch manches, was in dieser oder jener Beziehung als nicht ganz zutreffend sich erweist, so sind sie in ihrer Gesammtheit auch Zeichen lebendigen Fortschrittes, die Anfangspunkte besserer Erkenntniß nach mehr oder minder ausgedehnten Richtungen, und neue Ausgangspunkte erfrischender und belebender Sympathie.

2) Die Klinik heutzutage und ehedem.

Wenn ein Lehrer der Heilkunde aus dem 18. Jahrhundert seinem Grabe entstiege und die heutige Medicin genauer betrachtete, so würde er sein Fach zwar in den Endzielen, nicht aber in den Einzelheiten wiedererkennen; er verstände diese letztern nicht und ginge zurück in sein Grab, weil die Reihen der chemischen Formeln und statistischen Zahlen in seinem Kopfe wirbelten und Schwindel erregten.

Ist denn wirklich die Medicin vom Ausgang der beiden Jahrhunderte so wesentlich verschieden? In gewissem Sinne vollkommen; im großen und ganzen, angesichts der letzten Ziele, kaum. Diese waren: Krankheiten heilen und verhüten. Man sucht heutzutage Krankheiten zu heilen und zu verhüten, wie vor hundert Jahren auch.

Aber Tilgung der Leiden und Vorbeugung setzen Erkenntniß der Krankheit voraus, Erkenntniß ihrer nähern und entferntern Ursachen. Hier haben wir das Gebiet, auf welchem die Medicin des 18. Jahrhunderts von der des 19. sich unterscheidet, oft genug wie die Nacht vom Tage.

Die Kunst des Heilens hat nur geringe, die Kunst des Bewahrens und Vorbeugens größere Schritte gethan; die Wissenschaft vom kranken Menschen ist aber geradezu eine andere geworden und mit Riesenschritten vorwärts gegangen.

Es datiren diese auffallenden Fortschritte von der Anwendung der Physik und der Chemie, besser gesagt, der naturwissenschaftlichen Methode, auf die medicinische Forschung. Zunächst war es die Naturlehre des gesunden Menschen, die Physiologie, welche unter dem Einfluß der neuen Methode erblühte. Die Physiologie erweckte eine wahrhaft großartige Thätigkeit auf dem Gebiet der Krankheitslehre; Chemie und Mikroskop waren hier die großen Hülfsmittel, deren Anwendung die überraschendsten Ergebnisse zu Tage förderte.

Ohne das Aufblühen der Statistik, insbesondere der medicinischen, wäre die Heilwissenschaft immerhin einseitig geblieben, hätte niemals ihre organische Verbindung mit der Gesundheitslehre als Wissenschaft und der Gesundheitspflege als Praxis gefunden; denn es kommt nicht allein darauf an, die Natur der Krankheit durch die Hülfsmittel der Naturforschung zu ergründen, sondern auch aus dem Zahlenverhältniß der Krankheitsfälle jene Folgerungen zu ziehen, welche theils Licht werfen auf die Entwickelung des Leidens, theils zu den Wegen und Mitteln der Vorbeugung, der Auslöschung der Ursachen führen.

Die Klinik als Erkenntniß, Heilung und Verhütung der Krankheit — und nur diese humane Auffassung kann die richtige sein — muß von der Forschung, der naturkundigen ebenso wie der statistischen, und von der Erfahrung den Ausgang nehmen, und ihr Weg muß erhellt sein von der Leuchte der Geschichte. Weil die Ursachen der Krankheiten nicht auf den Leib des Erkrankten sich beschränken, sondern theils in der Außenwelt wurzeln, theils in den Körpern und Seelen der Vorfahren den Ursprung nahmen, darum wird der Kliniker unbedingt neben genauer Kenntniß der physischen und moralischen Seite der Außenwelt auch ein sehr inniges Verständniß der menschlichen Verhältnisse haben müssen, der individuellen und socialen Entwickelung des Menschen, dessen Leiden zu tilgen und zu bannen, zu mäßigen und zu verhüten er berufen ist.

Hieraus ergibt sich klar und deutlich, daß die Gegenwart von dem echten und rechten Kliniker mehr fordert, als von demselben vor 100, vor 50, ja vor 25 Jahren gefordert wurde. Der Kliniker von heute darf nicht blos specifischer Praktiker, er muß auch Naturforscher, Hygieiniker und social-wissenschaftlich ebenso wie historisch gebildeter Gelehrter sein. Unter dieser Voraussetzung nur ist er im Stande, sowol den einzelnen Kranken zu heilen, wie Krankheiten des Körpers und

der Seele von der Gemeinschaft aller Bürger, vom Staat und der Gesellschaft fern zu halten.

Diese sämmtlichen Qualitäten von jedem gewöhnlichen Arzt zu fordern, wäre übertrieben; aber dem Professor der besondern Krankheits- und Heilungslehre, dem Kliniker im eigentlichen und engsten Sinne, sollen sie zukommen.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß Chemie den Professoren der Heilkunst kaum genauer bekannt war und Physiologie ihnen sehr fern stand. Daß man zu jener Zeit keine richtige Vorstellung von der Entstehung und dem Wesen der Krankheit haben konnte und über die Beziehungen der Gesundheitspflege zur Heilkunst im Unklaren sich befand, bedarf nicht der Auseinandersetzung. Damals ritt man auf dem Steckenpferd zum Theil ganz sinnloser Theorien und opferte diesen unzählige Kranke.

In dem Maße als eine wissenschaftlich gewordene Medicin theoretisch und praktisch mit der Hygieine sich verbindet und, am Leitfaden der Geschichte weiter gehend, die Fehler und Irrthümer der rohen Erfahrungsheilkunst und der Handwerksmedicin vermeidet, erhebt sie sich zu dem Range und der Wirksamkeit einer wahrhaft humanen Wissenschaft und Kunst, und trägt in dieser Eigenschaft wesentlich dazu bei, die Gesittung zu fördern und die Menschheit zu beglücken.

Die Förderer einer solchen Medicin können niemals einseitige Mikroskopiker oder Chemiker sein, sondern müssen durch Mikroskopie und Chemie, durch Statistik und den ganzen großen Apparat der Theorie und Praxis zu höhern Standpunkten der Erkenntniß und zu bewußter Erzielung und Bethätigung der allgemeinen Wohlfahrt sich emporgearbeitet haben. Derartige Mediciner, und speciell Kliniker, sind gerade für die Gegenwart ein wichtiges, ja ein unerläßliches Erforderniß, für die Gegenwart, die an dem Gebrechen der Einseitigkeit und Zersplitterung leidet, so vielfach die Nebensache für die Hauptsache nimmt und, anstatt nach dem Wesen ihr Augenmerk zu richten, in der Analyse der Erscheinung aufgeht. Für die wahrhaft nutzbringende Entwickelung der Medicin als theoretischer Erkenntniß der Krankheit und der Krankheitsursachen, sowie als praktischer Heilkunst und Gesundheitspflege, betrachte ich Kliniker der bezeichneten Art als die specifischen Voraussetzungen und Grundsäulen.

3) Blödsinn und Schwachsinnigkeit.

Im ganzen genommen ist Blödsinn, und was dazu gehört, Hemmung der organischen Entwickelung gewisser Theile des Gehirns, die entweder mit Hemmungen des ganzen Körperwachsthums einhergeht oder bei normalem Wachsthum des Leibes besteht. Blödsinn wird demnach als Zurückgebliebensein auf einer niedern Stufe der organischen Ausbildung angesehen werden müssen, sozusagen als Rückschlag auf eine niedere Entwickelungsstufe.

Alles, was schwächend auf die Organisation wirkt, insbesondere die Ernährung des Nervensystems herabsetzt, die Entwickelung des Gehirns beeinträchtigt, bedingt oder erhöht die Anlage zum Blödsinn. Demnach müssen wir dort, wo dergleichen schwächende Einflüsse häufig, intensiv, regelmäßig zur Geltung kommen, auch eine

größere Zahl mehr oder minder ausgesprochen blödsinniger Menschen finden, und diese bedeutendere Häufigkeit des genannten Gebrechens muß wiederum auf das Bestehen verhängnißvoller Umstände innerhalb des privaten und öffentlichen Lebens hinweisen.

Zu Verhütung des Blödsinns gehört demnach nicht blos die entsprechende Sorge und Hinsicht auf das Individuum, welches bereits von dem Uebel befallen, sondern auch auf die ganze Mehrheit von Menschen, welche das Gemeinwesen ausmachen.

Einen Theil dieser meiner Erkenntnisse und Ueberzeugungen bestätigt W. W. Ireland in seinem neuesten Werke über den Blödsinn, welches in dem Augenblicke das vollständigste und beste seines Faches ist, aber mehr die rein medicinischen Aufgaben und Ziele erfaßt, als den socialen Wissenschaften dient.*) Es ist zu bedauern, daß die vortreffliche Arbeit von Georg Mayr**) um mehrere Monate später erschien als das Werk von Ireland; denn dieselbe wäre im Stande gewesen, den statistischen Theil des letztern sehr vortheilhaft zu beeinflussen.

Die Definition, welche Ireland vom Blödsinn gibt, lautet: „Idiotie ist geistige Mangelhaftigkeit oder extreme Dummheit, welche von schlechter Ernährung oder Krankheit der nervösen Centralorgane abhängt; diese letztere kommt entweder vor der Geburt in Wirksamkeit oder vor Entwickelung der Geisteskräfte in der Kindheit". Als Schwachsinnigkeit, Imbecillität, faßt Ireland einen minder stark ausgesprochenen Grad von geistiger Unfähigkeit auf; der Idiot und der Schwachsinnige unterscheiden sich also nur dem Grade nach.

Ireland sammelte eine Zahl von statistischen Nachweisen, aus denen hervorgeht, daß in allen Ländern mehr Männer blödsinnig seien als Frauen. Derjenige aber, welcher in genauer Weise über die Statistik des Blödsinns sich zu unterrichten wünscht, wird am besten das Mayr'sche Werk zur Hand nehmen und so die Angaben des Ireland'schen vervollständigen. Ueberdies hat das letztere es nur nebenbei mit Statistik zu thun, da sein Hauptziel ein ärztliches ist.

Bezüglich der Vererbung des Blödsinnes hebt Ireland hervor, daß dieselbe in Familien mit neurotischer Anlage, in denen Irrsinn, Epilepsie u. s. w. öfters auftrete, häufiger erscheine. Es wird auch aus den Ireland'schen Auseinandersetzungen klar, daß Blödsinn gleich allen Gebrechen nervöser Art aus einer gemeinsamen Quelle entspringe, und daß in gebrechlichen Familien das eine Glied blödsinnig, das andere epileptisch, das dritte nervös, ein viertes irrsinnig, ein fünftes verbrecherisch sein könne, wogegen so viele andere mehr oder minder gesund bleiben. Die Nachkommen Epileptischer seien häufig irrsinnig, blödsinnig, hysterisch, die Nachkommen Irrsinniger oft genug epileptisch, blödsinnig, geistesgestört, oder die Epilepsie derselben schlage im Laufe des Lebens in Wahnsinn oder Blödsinn um.

Ireland hebt hervor, daß viele der von Geburt an Schwachsinnigen wenig Neigung zu Ehe und Fruchtbarkeit hätten, und daß es durchaus kein glücklicher

---

*) Vgl. „On Idiocy and Imbecillity" (London, Churchill).

**) Vgl. „Die Verbreitung der Blindheit, der Taubstummheit, des Blödsinns und des Irsinns" (München 1877).

Umstand sei, wenn schwachsinnige oder blödsinnige Frauen Kinder zur Welt brächten. Ich kann dies auf Grund meiner eigenen Beobachtungen bestätigen und behaupten, daß eine blödsinnige oder geistesschwache Mutter auch die besten Bemühungen des Vaters erfolglos, die Erziehung der Kinder unmöglich macht und den Nachkommen zu einer Disharmonie ihres ganzen Wesens verhilft, an welcher diese Bedauerungswürdigen das Leben hindurch kranken. Besonders ist dergleichen der Fall, wenn die Gemüthsart der Mutter eine leidenschaftliche, eine furiöse ist.

Blödsinn wird, wie Ireland angibt, unter allen Arten von Geisteserkrankung am meisten vererbt und bei den Nachkommen verbreitet. Stamme der Blödsinn von der Mutter her, so seien die erstgeborenen, stamme derselbe vom Vater her, so seien die letztgeborenen Kinder mehr von dem Uebel betroffen.

In Bezug auf die Blutsverwandtschaft der Aeltern und das Verhältniß derselben zu dem Blödsinn der Kinder kommt Ireland zu folgendem Ergebniß. Es scheint, als ob alles, was den Organismus der Aeltern schwächt, zu Veranlassung der Idiotie bei den Kindern werden könne, und daß dergleichen schwächende Ursachen mit besonderer Stärke während der Schwangerschaft der Mutter wirken. Das heißt mit andern Worten: die Blutsverwandtschaft an sich erwirkt bei den Kindern noch lange keinen Blödsinn; aber sie thut dies, wenn sie mit schwächenden Einflüssen sich verbindet.

Nach den Beobachtungen Ireland's sind zwei Drittheile aller Idioten, und auch noch mehr, von skrofulöser Constitution. Trunksucht der Aeltern gehört zu den mächtigsten Quellen der Skrofelkrankheit und des Blödsinns bei den Nachkommen, und zwar sowol wegen der schwächenden und zerstörenden Wirkung des Alkohols als auch wegen der wirthschaftlichen und moralischen Uebelstände, mit denen sie einhergeht.

Es kommen auch in ganz gesunden, lebenskräftigen, mit Alkoholismus nicht behelligten Familien hier und da einmal Idioten vor. Da der Blödsinn auf Hemmungen in der Entwickelung des Menschen sich gründet, so wird man annehmen müssen, daß in solchen ausnahmsweise vorkommenden Fällen die Schwangerschaft der Mutter mit beträchtlichern physischen oder moralischen Störungen verlief, die schwächend auf die Ernährung des kindlichen Nervensystems einwirkten und im besondern gewisse Organe des Gehirns an ihrer normalen Entwickelung hinderten.

Die Eintheilung der Idiotie und die Unterscheidung sowie Beschreibung der einzelnen Formen derselben, welche Ireland in seinem trefflichen Werke liefert, ist eine sehr glückliche, und wenn auch in Wirklichkeit die Formen mehr ineinanderfließen, als eine abstracte Darstellung, und sei es die gelungenste, dies zugestehen kann, so hat Ireland doch mit Meisterschaft ein Gemälde des Blödsinns ausgeführt, welches wir als mustergültig bezeichnen dürfen.

Weil zu normalem Wachsthum des Körpers auch normale Verhältnisse im Gehirn und besonders in gewissen Theilen desselben gehören, bei Idioten aber hierin Abnormität herrscht, so ist begreiflich, daß diese Unglücklichen im ganzen viel langsamer wachsen werden als gesunde Menschen. Mehrfach angestellte Messungen lehrten zur Genüge, daß dies auch der Fall sei, und Ireland gibt dafür einige statistische Belege.

Interessant sind in dem Ireland'schen Werke die Betrachtungen über das Verhältniß des Irrsinns, wenn dieser bei Idioten vorkommt, über die sinnlichen und geistigen Mängel der Blödsinnigen, über die beste Methode der Erziehung dieser letztern, und über die auf Idioten und Schwachsinnige bezügliche Gesetzgebung. Doch diese Kapitel sind allzu specifisch fachmännisch und lassen deshalb sich hier nicht genauer auseinandersetzen.

Für uns hat eine rein praktische Frage Bedeutung: Kann die Entstehung des Blödsinns verhütet werden? Größtentheils! Man räume die physischen und moralischen Schädlichkeiten der Entwickelung des Menschen hinweg.

4) Physiologie der Leidenschaften.

In dem Werke von Ch. Letourneau: „Physiologie des passions"*), finden sich folgende Gedankengänge:

Die Bedürfnisse der höhern Organismen seien nutritiver, sensitiver und cerebraler Art, und alles, was in das Bereich des Bedürfnisses falle, mache um so heftiger und gewaltsamer sich geltend, je inniger es mit der Ernährung verbunden sei. Dieser Despotismus der Ernährung sei mehr oder weniger brutal, je nach der Rasse und Individualität, und verkleinere sich in dem Verhältniß, in welchem Umfang und Einfluß der centralen Nervenorgane sich vergrößern. Prüfe man die cerebralen Acte des Menschen genauer, so käme man dazu, dieselben in passive, der Sensibilität zugehörige Acte zu unterscheiden, und in thätige, durch die passiven hervorgerufene: das Gedächtniß, die Einbildung, den Verstand, den Willen.

Alle diese cerebralen Erscheinungen, sie mögen activ sein oder passiv, hätten das Bedürfniß, sich zu erzeugen. Die affectiven Bedürfnisse fänden, betrachte man das Menschengeschlecht im ganzen, ziemlich allgemein ihre Nahrung in den religiösen Schöpfungen. Diese letztern, welche man als den veräußerlichten moralischen Menschen betrachten könne, reinigten und veredelten sich in dem Maße, in welchem deren Urheber sich veredle, bilde und erhebe. Aber nicht im Beginn des Lebens sei der Mensch erfüllt mit allen seinen Bedürfnissen, Fähigkeiten und Neigungen: von der Geburt bis zum Alter der Reife könne man eine stufenweise Entwickelung wahrnehmen. Nachdem der Erdensohn rein pflanzlich war, durchschreite er allmählich die nutritiven und sensitiven Phasen, um schließlich in der affectiven und intellectuellen aufzublühen.

Diese Stufen mache jeder Einzelne ebenso durch wie das Menschengeschlecht, und jede gesellschaftliche Gruppe scheine dieselben zu durchschreiten. Innerhalb der ersten Zeitalter einer Rasse, und wahrscheinlich der Gesammtheit aller Rassen, bleibe der Mensch lange Zeit in der nutritiven Phase stehen, bis er allmählich in die sensitive gelange, um endlich das Gebiet der affectiven und intellectuellen zu erreichen.

Gewissenhaftes Studium und vollkommene Analyse belehrten uns bald darüber, daß zwischen dem Begehren und dem Wollen keineswegs ein größerer Unterschied bestehe als zwischen einem sensitiven und einem intellectuellen Eindruck.

---

*) 2. Aufl., Paris, C. Reinwald.

Letourneau, der aus seinen physiologischen Studien über die Leidenschaften alle diese Sätze folgert, gibt den Namen der Leidenschaft einem heftigen, andauernden und mit despotischer Macht wirkenden Begehren, und kommt noch zu einigen weitern, höchst interessanten Entwickelungen.

Die Beobachtung belehre uns darüber, daß Thätigkeit ein Organ ausbilde, Unthätigkeit aber dasselbe rückbilde (atrophire); daß Wiederholung der nämlichen Acte mit der Zeit Gewohnheit bedinge, mit andern Worten: das Bedürfniß erwecke, diese Acte noch ferner zu wiederholen; daß Gewohnheiten selbst allmählich erblich würden, und daß die Erziehung den Menschen gewissermaßen forme, Neigungen und Anlagen in das Leben rufe, die sodann durch die Zeugung vererbt werden. Es solle jedoch die Erziehung, um guten Erfolg zu haben, auf genaues Studium der angeborenen Neigungen des Zöglings sich gründen, und es solle das intellectuelle und moralische Regiment ebenso der Persönlichkeit sich anpassen wie das diätetische und medicinische der Constitution des Individuums.

Es lehre die Erfahrung, daß man eine gegebene Leidenschaft zu zähmen oder zu bekämpfen im Stande sei durch Erregung einer andern. Man solle, anstatt eine in dieser Welt unmögliche absolute Gerechtigkeit zur Richtschnur zu nehmen, nur das Ersprießliche in das Auge fassen und den gemeinschädlichen Handlungen durch angemessene Erziehung vorbeugen, den gefährlichen Neigungen ein kräftiges Gegengewicht schaffen und dieselben durch Erzeugung entgegengesetzter Gewohnheiten austilgen, ohne Grausamkeit, ohne Zorn, innerhalb der Grenzen des unbedingt Nothwendigen. Die Erfahrung spreche auch dafür, daß die Leidenschaft im allgemeinen eine bestimmte Zeit habe, entstehe, niedergehe, verlösche, oft genug in eine andere, analoge Leidenschaft sich verwandle.

Die Anlagen und das Verhältniß der Leidenschaften bei den verschiedenen Nationen und Rassen, gleichwie die Unmöglichkeit eines eigentlich freien Willens, seien bedingt und erhellten aus der Besonderheit des Kopf- und Gehirnbaues. Demnach müßten auch die Beziehungen der Leidenschaften andere sein, je nachdem diese oder jene Gehirnorgane stärker sich entwickeln oder in der Entwickelung gehemmt werden; es können also Maß und Art der Leidenschaft bei keiner Mehrheit von Menschen die nämlichen sein, sondern müssen überall Verschiedenheiten darbieten.

So weit die wichtigsten Folgerungen von Letourneau aus seinen sorgfältigen physiologischen Untersuchungen über die Leidenschaften.

Mehr als zwanzig Jahre sind verflossen, seit Gosse und andere den Einfluß der künstlichen Formirung des Kopfes bei den verschiedenen Völkern auf Intelligenz, Gefühl und Leidenschaft prüften; man erkannte, daß Zusammendrückung des Vorderhauptes bei freier Entwickelung des Hinterkopfes die bösen Leidenschaften und niedern seelischen Triebe ausbilde, die höhern und edlern aber beschränke und verkümmere; wogegen Zusammenpressung des Hinterhauptes bei freier Entwickelung des Vorderkopfes die höhern und edlern Triebe der Seele ausbilden lasse, die niedern Leidenschaften und Begehrungen aber beschränke und verkümmere.

In jedem dieser Fälle werden also bestimmte Gehirnorgane in ihrer Ausbildung mittelbar gefördert, andere darin unmittelbar gehemmt.

Dasjenige, was die Naturvölker durch künstliche Formirung des Kopfes erreichen, erreichen die Culturvölker bewußt gleichwie unbewußt, mit und ohne Absicht durch die Erziehung und durch den Einfluß der Lebensverhältnisse. Je mehr die gemeinschädlichen Triebe und die bösen Leidenschaften bei einem Menschen sich ausprägen, desto unpassender, unvollkommener war dessen Erziehung, desto ungünstiger waren seine Lebensverhältnisse. Die Verwahrlosten und die Verbrecher beweisen dies überzeugend, und jeder Mensch, er sei wie immer beschaffen, bietet dafür einen mehr oder minder treffenden Beleg; denn ein jeder hat irgendeine schwache Seite, auch wenn seine Lebens- und Erziehungsverhältnisse noch so günstig waren, und diese schwache Seite entwickelte sich, indem theils die ererbten Anlagen beträchtlich in das Gewicht fielen, andererseits es entweder an Harmonie in der Erziehung fehlte, oder der Einfluß besonderer Umstände des gesellschaftlichen Daseins sehr fördernd auf diese Anlagen wirkte.

Austilgung niederer Leidenschaften und gemeinschädlicher Triebe ist also gleichbedeutend mit Verbesserung, mit Vervollkommnung der Organisation, und dies setzt Verbesserung der Lebensbedingungen und Vervollkommnung der Erziehung voraus. Die Frage der Leidenschaften ist eine Frage der Oekonomie, der Hygieine und der Pädagogik.

Man sieht überall die niedern Leidenschaften und gemeinschädlichen Triebe zurücktreten und die edlern Gefühle und gemeinnützigen Neigungen hervorkommen, wo die Extreme des Besitzes fehlen, allgemein mäßiger Wohlstand herrscht, die Religion guten Einfluß ausübt, die Gesundheit des Volkes befriedigend und die Bildung des Geistes, einerlei ob groß oder gering, harmonisch ist.

Umgekehrt verhält es sich mit den Leidenschaften und Trieben bei dem Bestehen großer Extreme des Besitzes, bei mangelhaftem Einfluß der Religion, bei schlechter Volksgesundheit und Disharmonie der Bildung: dort treten die niedern Leidenschaften gewaltig in den Vordergrund und die edeln Triebe bedeutend zurück.

Afghanistan und der englisch-afghanische Krieg.

Von

William Balck.

IV.

Das Land war ruhig, und wenn auch Abdullah-Jan mit seinem Schützling Musa, dem Sohne Jakub's, in bedrohlicher Nähe in Kohistan verweilte, so glaubte man dennoch, sich jetzt schon mit weitern Operationsplanen beschäftigen zu dürfen. Als nächstes Ziel galt Herat, eine Stadt, die Geschichtschreiber als den Schlüssel Indiens bezeichnet haben. Dort trieb noch immer Ayub sein Wesen; mit starker Hand hatte er die Unzufriedenen zerstreut und traf Vorkehrungen, um bald den Feldzug gegen die Engländer beginnen zu können. Nach Ansicht Roberts' mußte Ayub erst aus dem Felde geschlagen oder zur Unterwerfung gezwungen werden, ehe man daran denken könne, in Afghanistan geordnete Zustände herbeizuführen. Inmitten der Vorbereitungen zu weitern Kämpfen brachte der Telegraph die Nachricht, daß die Wahlen in England zu Ungunsten des Lord Beaconsfield ausfallen, und daß an seiner Stelle Gladstone Premierminister geworden sei. Was diese Neugestaltung der Dinge in Großbritannien zu bedeuten hatte, wußte jeder, und so kam denn der Befehl, den das nächste Telegramm brachte, nicht unerwartet, man solle von allen weitern Operationsplanen Abstand nehmen und, sobald es der Zustand des Landes erlaube, Afghanistan räumen. Dann wurden die englischen Residenten von der Nordgrenze Persiens und aus Centralasien zurückgerufen, sodaß Rußland von nun an dort frei und unbeobachtet schalten und walten konnte. Durch offenes Entgegenkommen wollte sich Gladstone die Freundschaft Rußlands erwerben, wiewol ihm noch die Folgen einer ähnlichen Handlungsweise im Jahre 1873 im Gedächtniß hätten sein müssen. Mit Recht hatte man dem Ministerium Beaconsfield den Vorwurf gemacht, daß seine Politik nicht auf Erreichung des Möglichen, sondern auf die des Wünschenswerthen gerichtet gewesen sei. Eroberung und Einverleibung Afghanistans wäre, theoretisch genommen, am besten gewesen; aber zur dauernden Behauptung des ganzen Landes, jedoch nicht zum Besetzen einzelner strategisch wichtiger Punkte, fehlten England die Mittel. Gladstone beschloß, die Politik der Nichtintervention wieder einzuschlagen, dieselbe Politik, die zu Anfang der siebziger Jahre Schir-Ali in die Hände der Russen getrieben hatte. Wenn

man nun auch alle weitern Operationsgedanken aufgeben und Kabul räumen wolle, so sollte man doch wenigstens die wichtigsten Pässe und Kandahar besetzt halten, äußerte sich die Militärpresse. „Soll denn das Blut von so vielen braven Soldaten umsonst vergossen sein, sollen denn ohne Nutzen 300 Mill. Mark verschwendet worden sein?" Das Ministerium blieb die Antwort schuldig. Ungern machte man sich an die Arbeit, die Verhältnisse in Afghanistan zu regeln, und das hieß in erster Linie, ein passendes Oberhaupt ausfindig zu machen. Ein solches glaubte man denn auch in der Person Abdurrahman-Khan's gefunden zu haben. Im December 1879 hatte er mit äußerst zweifelhaften Absichten Samarkand verlassen, war dann mit großem Gefolge nördlich des Hindukusch erschienen und forderte brieflich die Stammeshäupter auf, ihn anzuerkennen, was auch bereitwilligst geschah, da man hinter ihm als Rückhalt russische Rubel und russische Bajonnete vermuthete. Abdurrahman war damals 50 Jahre alt und hatte 16 Jahre lang in Turkestan russische Gastfreundschaft genossen; mindestens mußte man Dankbarkeit gegen Rußland bei ihm voraussetzen. Als dann im Mai England mit ihm in Unterhandlungen trat, war es weniger, um an ihm einen Bundesgenossen gegen Rußland zu gewinnen, als vielmehr, sich sobald als möglich aus Afghanistan zurückziehen zu können. Hat er sich auch bisjetzt als Freund der Engländer gezeigt, so ist es sehr die Frage, ob er nicht Farbe wechseln wird, sobald russische Truppen an seiner Nordgrenze erscheinen werden. Am 31. Juli waren die Verhandlungen beendet und Abdurrahman officiell als Emir anerkannt; man hatte sogar seiner Forderung nachgegeben, den Wali von Kandahar zum Rücktritt zu bringen und Kandahar ebenfalls dem Emirat von Kabul einzuverleiben. Fast fluchtähnlich vollzog sich der Abmarsch der Engländer; am 7. Aug. hatte die Division Stewart das Land verlassen, trotzdem sich im Süden drohendes Gewölk zusammenballte, und erhielt daher die Division Roberts Befehl, ihren Rückmarsch über Kandahar und Quetta nach Indien anzutreten. Eine Zeit lang mußte somit die Colonne ohne Basis operiren, in einem Lande wie Afghanistan ein gefährliches Unternehmen; wäre es mislungen, kein Mensch würde gezögert haben, alle Schuld auf Roberts zu wälzen.

Anfang Juli hatte die englische Regierung theils über Teheran, theils über Samarkand und Petersburg die widersprechendsten Nachrichten über die Bewegungen Ayub's erhalten, die in der zweiten Decade des Monats sich darauf zuzuspitzen schienen, daß er mit seiner ganzen in Herat gebildeten Armee im Marsch gegen den Hilmend begriffen sei. In der That hatte nun auch Ayub in der letzten Woche des Juni mit 4000 Mann Infanterie, 2000 Mann Cavalerie und 30 Geschützen, darunter 10 gezogene Armstrong'sche Hinterlader, die von Schir-Ali in Kabul gefertigt waren, sich in Marsch gesetzt. Im raschen Siegesfluge hoffte er Kandahar zu nehmen und dann, wie einst Baber, in die fruchtbaren Ebenen der Indusniederung hinabzusteigen. Die Aussicht auf Beute hatte seinem Heere noch 4000 irreguläre Reiter hinzugeführt, und da ihre Anwesenheit die mühsam geschaffene Disciplin nur gelockert haben würde, hatte Ayub sie auf einige Tagemärsche vorausgesandt.

General Primrose, der nach dem Abmarsch Stewart's in Kandahar comman-

dirte, veranlaßte den Wali, mit seinen eigenen Truppen, 3000 Mann Infanterie, 2000 Reitern und 6 glatten Geschützen, vorzugehen und Ayub den Uebergang über den Hilmend streitig zu machen. Ueber Stärke, Organisation und Grad der erlangten Ausbildung der Herattruppen war man völlig im Unklaren; als aber das Gerücht die Zahl der Truppen Ayub's immer mehr anwachsen ließ, hielt es General Primrose für nothwendig, den Wali durch eine Brigade angloindischer Truppen, 2500 Mann (darunter 680 Engländer und 330 Reiter und eine reitende Batterie), unter dem General Burrows zu verstärken, die aber nicht den Fluß überschreiten sollten. Burrows übernahm den Oberbefehl und ordnete sofort an, daß die Truppen des Wali, die schon einmal gemeutert hatten, ebenfalls auf das linke Ufer übergehen sollten, da sie hier weniger einem plötzlichen Angriff Ayub's ausgesetzt waren und man sie auch besser beobachten konnte. Die Cavalerie führte den Befehl aus, während die Infanterie sich mit ihren Geschützen in Richtung auf Herat in Marsch setzte und auf Aufforderung des Wali sich weigerte, umzukehren, und Miene machte, gegen ihn die Waffen zu gebrauchen. Die angloindische Reiterei ging sofort mit der reitenden Batterie vor, zwang die Meuterer zum Halten und zersprengte sie dann nach allen Richtungen.

Bei näherer Recognoscirung erwies sich die Stellung am Hilmend als wenig günstig zur Vertheidigung. Girischk war 150 Kilometer von Kandahar entfernt; hinter der Stellung dehnte sich eine 30 Kilometer breite wasserlose Salzwüste aus. Der Fluß bot trotz seiner Breite kein Hinderniß, da er überall zu durchschreiten war und die Höhen des rechten Ufers die des linken beherrschten. Ferner befand sich Ayub im Besitz einiger nach Kandahar führender Straßen, die Burrows nicht beobachten konnte, und die sich 50 Kilometer rückwärts seiner Stellung bis Kuschk-i-Nakund vereinigten; bis hierhin beschloß Burrows zurückzugehen, Ayub-Khan aber erst anzugreifen, wenn er die Wüste passirt haben würde. Die Räumung der Stellung verfehlte nicht, einen sehr ungünstigen Eindruck auf die Truppen und auf die umwohnenden Afghanen zu machen.

Am 23. Juli überschritt Ayub in breiter Front den Hilmend; die afghanische Cavalerie ging von allen Seiten gegen die Engländer vor, sodaß die Verbindung mit Kandahar sogar zeitweise unterbrochen wurde. In Erwartung eines Nachtangriffes brachten die Truppen die Nächte in ihren Gefechtsstellungen zu. Am Abend des 27. trafen die Patrouillen auf energischen Widerstand, und nun beschloß Burrows, seine Stellung zu verlassen und Ayub entgegenzugehen. Die Bagage wurde mitgenommen, da man nicht wußte, wie stark der Feind war, und jede größere Detachirung zu vermeiden war. Beide Armeen trafen sich im Vormarsch; Burrows ließ auf die Avantgarde aufschließen und entwickelte sich unter dem Feuer der reitenden Batterie zum Gefecht. Die Bagage fuhr unter ihrer Escorte zur Wagenburg zusammen. Burrows verfügte über 6 Compagnien des englischen Regiments Nr. 66, 14 Compagnien Eingeborener, 330 Reiter, 6 glatte und 6 gezogene Geschütze. Wo die Reiterei des Wali sich befand, vermögen wir nicht anzugeben. In völliger Unkenntniß der Stärke des Gegners und seiner militärischen Leistungsfähigkeit hatte man seine verschanzte Stellung verlassen, um ihn anzugreifen, ein Fehler, der sich schwer strafen sollte; es war derselbe Fehler,

hervorgerufen durch Unterschätzung des Gegners, der den Russen den Verlust der ersten Schlacht von Plewna gekostet hatte.

An Truppen und Geschützen war Ayub überlegen, und dazu stand Burrows noch in einer schlechten Stellung; drei Schluchten führten in vielen Windungen gegen seine Front; gedeckte Annäherung war gegen beide Flanken möglich. Hinter der Front befand sich ein tiefer Wasserriß, der bei einem Rückzug verhängnißvoll werden mußte. Am jenseitigen Rande befand sich das Dorf Maiwand, hinter dem die Bagage parkirte.

Um 11 Uhr stand die ganze afghanische Artillerie im Gefecht; gegen 6 Geschütze feuerten 30, dazu zum Theil schweren Kalibers. Die glatte Batterie des Wali konnte der Entfernung wegen nicht eingreifen. Drei Stunden dauerte der Artilleriekampf; es war nur dem schlechten Schießen der Afghanen zuzuschreiben, daß die reitende Batterie nicht völlig vernichtet wurde. Die Situation wurde noch kritischer, als auf 600 Meter eine afghanische Batterie gegen die rechte Flanke der Engländer auffuhr; die Infanterie beschoß diese Batterie auf das heftigste, sodaß schließlich nur noch zwei Geschütze feuerten, deren Bedienung aber von Zeit zu Zeit abgelöst wurde.

Von 2 Uhr ab machten die Afghanen partielle Vorstöße gegen Front und beide Flanken, die aber durch Salvenfeuer der Infanterie abgewiesen wurden. Um 3 Uhr begann ein allgemeiner Angriff, der mit Nachdruck aber nur gegen die rechte Flanke geführt wurde. Ein eingeborenes Bataillon wich in voller Flucht dem Stoße aus und brachte die nebenstehenden Truppen in Verwirrung. Durch die Lücke brechen die Ghazi ein, es entsteht ein wildes Hin- und Herschwanken, nur die Artillerie und die englische Infanterie bewahren eine feste Haltung. Die indischen Reiter weigern sich, ihrem Führer zu folgen, und verlassen das Schlachtfeld. Der Führer der Wagenbedeckung scheint den Kopf verloren zu haben; denn er hätte mit raschem Vorstoß seiner vier Compagnien das Gefecht wiederherstellen können. Schmerzlicher haben Truppen wol nie das Fehlen einer Reserve empfunden. Es heißt jetzt sich zurückzuziehen; die Geschütze zuerst, sie sind nur noch mit zwei Pferden bespannt, überschreiten die Schlucht und nehmen eine neue Stellung. Rechts gehen die Inder zurück, die Bande der Disciplin sind gelockert, nur Theile einzelner Regimenter suchen mit Entschlossenheit und Ruhe den Rückzug zu decken. Rechts sind es Pionniere, links eine Anzahl Sepoys, die sich mit ihren englischen Offizieren um die Fahne scharen und tapfer fechtend fallen. Den Rückzug deckte, Schritt für Schritt zurückweichend, die englische Infanterie. Am jenseitigen Rande des Wasserrisses wurde sie von allen Seiten angegriffen. Ein kleiner Theil wurde von Burrows zurückgeführt, um ein Gehöft zur Sicherung des Rückzuges zu besetzen, der größere Theil steht im harten Kampf mit den Ghazi; Bajonnet und Säbel arbeiten gegeneinander; es gilt, die Fahnen zu vertheidigen; der Oberst und die meisten Offiziere werden im Kampf um das Palladium des Regiments niedergemacht. Die wenigen Ueberlebenden gehen links vom Dorfe zurück. Hier hält Burrows und versucht vergeblich, Ordnung in das Chaos zu bringen; um ihn sammeln sich die Engländer, zu ihm schlägt sich die reitende Artillerie mit dem Säbel in der Faust, allerdings unter Verlust zweier Geschütze, durch. Die Kano-

niere setzen ab und nehmen Gewehre in die Hand; ihr Platz auf Protzen und Pferden wird von Verwundeten eingenommen. General Burrows selbst trug zwei verwundete Offiziere aus dem Gefecht; jeder Reiter, der noch gehen kann, räumt sein Pferd willig seinen hilflosen Kameraden ein. Wie wir wissen, hatte sich ein kleiner Trupp Engländer in das Gehöft geworfen und hatte von hier aus durch sein Feuer nicht wenig das Zurückgehen der Batterie erleichtert. Die Afghanen hatten aber schon recht empfindliche Verluste im Nachkampf erlitten, sodaß sie nicht zu bewegen waren, das Gehöft zu nehmen, sondern sich auf ein Feuergefecht beschränkten. Die Zahl der Vertheidiger, welche ungefähr 100 betragen haben mochte, schwand zusehends. Der kleine Rest, 11 Mann, als sie ihre letzten Patronen verfeuert hatten, stürzten sich mit Hurrah auf die Ghazi, die vor ihrem Ansturm zurückwichen; von allen Seiten umstellt, machten die 11 Mann im Freien halt, wurden aber aus der Ferne niedergeschossen. Wir haben dieses Gefecht so eingehend geschildert, da uns nichts deutlicher zeigt, wie sich die meisten Sepoys im Kampf mit Europäern verhalten würden. Dem Sepoy, abgesehen von Sikh und Gurkha, fehlt die moralische Kraft, im Feuer auszuharren, und würde die ganze Hitze der Gefechte auf die Engländer fallen.

Der Rückzug in der Nacht war fürchterlich; die Bevölkerung griff zu den Waffen; überall erhielten die Truppen Feuer; wer fiel oder zurückblieb, wurde von den herumstreifenden Afghanen niedergemacht. Dazu hatte man einen Weg eingeschlagen, an dem kein Wasser zu finden war. Erst morgens 9 Uhr erreichte man den Argandab. Die Natur erheischte ihr Recht; trotzdem man nur noch 12 Kilometer von Kandahar entfernt war, mußte man halt machen, um den Truppen einige Erholung zu gönnen. Gegen 10 Uhr traf hier ein vom General Primrose vorgeschicktes Detachement ein, welches die Vorposten übernahm und dann den weitern Rückzug der Ueberreste der Brigade sicherte.

Die Verluste waren sehr bedeutend, sie bezifferten sich auf 55 Proc.; eine Zahl, welche die Höhe der Verluste der 38. Brigade bei Mars-la-Tour und der Garde bei Saint-Privat noch übersteigt. Das englische Bataillon war mit 12 Offizieren, 308 Mann am Gefecht betheiligt gewesen, nur 4 Offiziere und 80 Mann kehrten zurück. Gefangene wurden wenig gemacht; an Offizieren fiel nur der Artillerielieutenant Maclaine in die Hände der Afghanen, der beim Ueberschreiten der Schlucht stürzte, von den Ghazi ergriffen und trotz heftiger Gegenwehr gefangen wurde.

Von Simla aus wurde sofort das Vorrücken sämmtlicher entbehrlicher Etappentruppen und der bei Quetta versammelten Reservebrigade unter General Phayre angeordnet; ebenfalls sollte Roberts sogleich antreten, und in England wurden 6 Bataillone mobil gemacht.

In Kandahar befanden sich nach Rückkehr der Colonne Burrows' und Heranziehung einiger Detachements 2800 Infanteristen, 300 Artilleristen mit 14 Geschützen, und 600 Reiter. Ein so kleines Detachement konnte unmöglich die Enceinte der Stadt vertheidigen: daher entschloß sich General Primrose, dieselbe nur als Beobachtungsstellung zu benutzen, in der Citadelle aber die eigentliche

Vertheidigung durchzuführen. Diese bildete ein Quadrat von 800 Metern Seitenlänge mit mehrern Thoren und an den Ecken vorspringenden Bastionen. Die Umwallung bestand aus einer hohen und alten Lehmmauer, die im Stande war, selbst modernen Geschützen eine Zeit lang Widerstand zu leisten. Proviant war für zwei Monate vorhanden, ungünstiger stand es mit dem Trinkwasser; im Innern der Citadelle befanden sich nur ein Brunnen und mehrere Cisternen. Sämmtliche Afghanen wurden aus der Citadelle vertrieben, und nur dem Wali mit seinem Gefolge und einigen Hindus der Aufenthalt in derselben gestattet. Die Wälle befanden sich in gutem Zustande, sodaß es vor Aufstellung der Geschütze nur noch geringer Vorarbeiten bedurfte.

Die Bewohner der Umgegend und die irreguläre Reiterei Ayub's schlossen die Stadt in den ersten Tagen des August sehr locker ein und störten die Verbindung mit Quetta, erst am 10. erschien das eigentliche Heer, und am 12. Aug. war Kandahar auf allen Seiten eng eingeschlossen. In der Nacht zum 13. begann der Batteriebau und das Festsetzen der Afghanen im Vorterrain, einzelne Abtheilungen waren nur 800 Meter von der Westfront der Citadelle entfernt. Die Batterien waren mit vielem Geschick angelegt, mit Scharten, Traversen und bombensichern Verbrauchsmagazinen versehen. Am 14. begannen sämmtliche Geschütze ein heftiges, aber erfolgloses Bombardement, welches auch in den nächsten Tagen fortgesetzt wurde. Ein Ausfall am 16., mit der Absicht unternommen, das erschütterte Selbstvertrauen der Sepoys wiederherzustellen und die Belagerungsarbeiten zu zerstören, wurde abgeschlagen, nachdem man eine Zeit lang im Besitz einiger befestigter Dörfer gewesen war. Die Beschießung nahm ihren Fortgang, bis plötzlich am Nachmittag des 24. Aug. das Feuer aufhörte und die Geschütze zurückgeführt wurden. Am nächsten Tage war die afghanische Armee verschwunden und hatte in einer Entfernung von 12 Kilometer Stellung auf den Höhen am linken Ufer des Argandab genommen. Ein sicheres Zeichen, daß Hülfe nicht mehr fern war; in der That war denn auch am 24. Roberts in Kelat-i-Ghilzai eingetroffen, und am 28. trat die Cavalerie aus Kandahar mit der Kabuldivision in Verbindung.

Am 8. Aug. stand Roberts im Lager von Beni-Schahr bei Kabul mit einer ausgesuchten Division von 9993 Combattanten (darunter 2836 Engländer) mit 18 Geschützen, 8000 Mann Camp-Followers und 8825 Tragthieren zum Beginn des Marsches bereit. Die gesammte Bagage wurde auf Tragthieren fortgeschafft; außer den Protzen befand sich kein Fahrzeug bei der ganzen Colonne, und doch zählte sie ein completes Feldlazareth, Proviant- und Munitionscolonnen und einen völligen Feldingenieurpark. Die Truppen formirten 1 Cavalerie- (Gough) und 3 Infanteriebrigaden (Macpherson, Baker und Macgregor); die Infanteriebrigaden bestanden aus 1 englischen und 3 indischen Bataillonen, letztere zumeist Sikhs und Gurkhas. Von den englischen Bataillonen hatten zwei seit Beginn des Feldzuges unter Roberts gefochten, eins war mit Stewart in Kandahar gewesen. Mit Recht konnte Sir Donald Stewart die scheidende Division als „a magnificent army" bezeichnen.

Die Entfernung zwischen Kandahar und Kabul beträgt 523 Kilometer, die Wege sind sehr schlecht von Natur für den Verkehr geschaffen, und noch nie hatte

der Mensch an sie die bessernde Hand gelegt, sie würden kaum einen Vergleich mit unsern Feldwegen bestehen können. Wenn wir eine tägliche Marschleistung von 20 Kilometer annehmen und jeden siebenten Tag einen Rasttag einschalten, so würde der Weg in 30 Tagen zurückzulegen sein. Die Division Stewart brauchte bei ihrem Marsche von Kandahar bis Ghuzni (395 Kilometer) 21 Tage, wobei 2 Ruhetage mit eingerechnet sind. Die Division Roberts erreichte Kandahar nach 22 Tagen am 31. Aug., nur zweimal, bei Ghuzni und bei Robat hatte man gerastet. Wir haben somit eine durchschnittliche Marschleistung von 26 Kilometer für den Tag zu verzeichnen, dürfen aber nicht vergessen, daß die Division aus kriegsgewohnten einmarschirten Truppen bestand. Ein Beweis für die Güte der Truppen sind die geringen Marschverluste (Combattanten 0,1 Proc., Camp-Followers 0,12 Proc., Tragthiere 12 Proc.).

Noch am Nachmittag des 31. ging die Cavaleriebrigade Gough zur Recognoscirung vor. Man fand den Feind in verschanzter Stellung auf den Höhen diesseit des Argandab, und es gelang der Cavalerie, denselben zur völligen Entwickelung zu zwingen. Die Höhen sind ungefähr einen Kilometer vom Flusse entfernt und streichen von Nordosten nach Südwesten. Ihr messerartiger Rücken erhebt sich ungefähr 300 Meter über das Unterrain, einzelne Berge steigen bis 500 und 600 Meter an. Die Hänge sind steil und mit Felsblöcken bedeckt. Der Rücken ist zweimal durch tiefe Schluchten eingeschnitten, im Norden bei Moreha, im Süden bei Baba-Wali; durch diese Schluchten führen zwei parallel laufende Wege nach Herat. Beide Straßen waren ungefähr 8 Kilometer voneinander entfernt. Hinter dem Baba-Wali-Passe befand sich das Zeltlager Ayub's. Die Gefechtsstellung, durch einige Reihen Schützengräben und Geschützdeckungen bezeichnet, dehnte sich ungefähr 3 Kilometer zu beiden Seiten von Baba-Wali aus und wurde im Süden eine Senke begrenzt, durch die eine Anzahl Kanäle führen, um das Wasser des Argandab Kandahar zuzuführen. In diesem Terrain befanden sich vorwärts der Stellung die Dörfer Mullah und Gandigan, die von der Cavalerie als unbesetzt gemeldet wurden. Halbwegs zwischen Baba-Wali und Kandahar befand sich ein niedriger Höhenzug, die Karezberge, hinter denen Roberts seine Truppen zum Gefecht formirte. Kandahar selbst blieb nur von 768 Mann, zum größten Theil Reconvalescenten, besetzt. Der Rest der Garnison (6 Bataillone, 7 Escadrons und 10 Geschütze) sollte in der Front gegen den Baba-Walipaß vorgehen und die Aufmerksamkeit Ayub's von den Umgehungscolonnen ablenken. Die Kabuldivision brachte sämmtliche Geschütze auf den Karezhöhen in Stellung, ließ die Brigade Macgregor am rückwärtigen Abhange als Generalreserve zurück und theilte sich dann in drei Colonnen. Die Cavaleriebrigade Gough hatte bei Kokaran den Argandab zu überschreiten und an der Straße von Herat den Afghanen den Rückzug zu verlegen. Der Brigade Baker wurde Mullah, der Brigade Macpherson Gandigan als Directionspunkt angegeben, und hatten beide Brigaden durch die obenerwähnte Senke den rechten feindlichen Flügel zu umfassen. Beim Vormarsch stellte es sich heraus, daß beide Dörfer vom Feinde besetzt waren, in dem unübersichtlichen Terrain entspann sich ein heftiges hin- und herwogendes Tirailleurgefecht, in dem schließlich beide Dörfer von den Engländern genommen wurden. Die

Brigaden traten nun miteinander in Verbindung, überschritten das Kanalsystem, vollführten eine Rechtsschwenkung und wandten sich dann unter heftigem, aber ziemlich wirkungslosem Rückenfeuer gegen das Zeltlager. Wie alle Orientalen, zeigten sich auch hier die Afghanen gegen Umgehungen sehr empfindlich, und als dann die Generalreserve der Brigade Macgregor ebenfalls antrat, war die Schlacht entschieden, unter Zurücklassung der Geschütze und der ganzen Bagage wälzte sich alles in wilder Flucht den Furten des Argandab zu. Die Cavalerie hatte bei Kokaran heftigen Widerstand gefunden, und sah sich daher gezwungen, weiter südlich auszugreifen, sodaß sie zu spät eintraf, um noch in das Gefecht eingreifen zu können, ging aber noch einige Kilometer auf der Straße nach Girischk vor, ohne aber irgendwelchen Erfolg verzeichnen zu können.

Roberts hatte den Sieg mit einem Verluste von nur 14 Offizieren und 254 Engländern erkauft. Das Lager mit all seinen Schätzen und Vorräthen fiel den Truppen in die Hände. Es mußte eine solche Panique geherrscht haben, daß man nicht einmal mehr Zeit finden konnte, die Kriegskasse in Sicherheit zu bringen. Am Eingang des Lagers fand man die Leiche des bei Maiwand in Gefangenschaft gerathenen Lieutenants Maclaine, welchen Fanatiker im letzten Moment ermordet hatten.

Die Herattruppen zerstreuten sich nach allen Richtungen, und nur von wenigen Getreuen begleitet, erreichte Ayub Herat. Nach der Instruction durfte Roberts nicht einmal daran denken, die Bewohner der Dörfer zu züchtigen, die nach der Schlacht von Maiwand gegen die Engländer in Waffen gestanden hatten. Er mußte sich damit begnügen, die zahlreichen Leichen der Inder und Engländer auflesen und bei Baba-Wali bestatten zu lassen. Eine mächtige Steinpyramide bezeichnet ihre Ruhestätte. Am 9. Sept. verließen die ersten Truppen der Kabuldivision Kandahar, und am 28. hatten ihre letzten Truppen afghanisches Gebiet verlassen, das nur noch von 11140 Mann mit 34 Geschützen besetzt blieb.

Wir haben noch die Ereignisse beim General Phayre nachzuholen. Aus Mangel an Transportmitteln und infolge des heftigen Widerstandes der Bewohner konnte er nur langsam vorrücken, und als die Schlacht von Kandahar bereits geschlagen war, hatte er noch nicht einmal den Kojakpaß erreicht.

Die Stämme beruhigten sich, und ohne weitere Störung ging das Jahr zu Ende. Während nun in Südafghanistan die Waffen ruhten, wurden im englischen Parlament eifrige Debatten geführt, ob Kandahar geräumt werden solle oder nicht. Die gesammte indische Presse, fast alle mit centralasiatischen Verhältnissen vertraute Männer wie Vámbéry und Boulger, die meisten höhern Offiziere, wie Malleson, Roberts, Hamley und Napier, sprachen sich für, eine schwache Minorität gegen Einverleibung von Kandahar aus. Diese Partei fand aber einen Rückhalt an Sir Donald Stewart, Hartington, Gladstone und der Königin, es ist daher nicht zu verwundern, wenn schließlich diese Partei den Sieg davontrug. Fünf Gründe waren es, die schließlich für die Räumung sprechen sollten: 1) der unzuverlässige Charakter der Afghanen; 2) die Abneigung der Hindus, in Afghanistan zu fechten; 3) die hieraus entstehenden Schwierigkeiten der Rekrutirung; 4) die

moralischen Verpflichtungen gegen die Bewohner von Kandahar, und 5) die vermehrten Ausgaben.

Was den zweiten Punkt betrifft, so findet er seine Begründung in den religiösen Anschauungen der Hindus, die den Indus als die Grenze der Welt betrachten und daher denselben nur ungern überschreiten. Die Zahl der Rekruten ist deshalb denn auch während der Kriegsjahre eine sehr geringe gewesen. Mit den Verhältnissen der indischen Armee vertraute Offiziere glauben aber, daß mit entsprechender Ablösung die Hindus ebenso gern in China wie in Afghanistan fechten werden. Wenig stichhaltig ist der dritte Grund, und wollte die Regierung ihn als solchen anerkennen, so müßte sie auch Quetta und das ganze Thal von Pischin räumen. Oberst Malleson glaubt aber auch, daß, wenn England Kandahar besetzen würde, sich eine Menge Afghanen zum Eintritt in die Armee melden würden. Das afghanische Element ist so wie so schon stark vertreten, und wird allgemein als sehr brauchbar gerühmt.

Nach Angaben des Lord Hartington würde durch Besetzung von Kandahar das indische Budget um weitere 40 Mill. Mark jährlich belastet werden. Alle diejenigen aber, die Kandahar kennen, behaupten, daß im Laufe weniger Jahre die Stadt mit ihrer Umgebung völlig die Kosten der Verwaltung aufzubringen im Stande wäre. Es bedürfte nur geringer Arbeit, um die alten Bewässerungsanlagen wiederherzustellen, um Kandahar wiederum zu dem Garten von Centralasien zu machen, der es im 17. und 18. Jahrhundert gewesen war. Die Besetzung der Stadt durch die Engländer und die damit verbundene Herbeiführung geordneter Zustände würde den Handelsweg des Povindahs von Ghusni nach Kandahar ablenken, sodaß die Stadt leicht zum mercantilen Mittelpunkt Centralasiens werden könnte. Die Unzuverlässigkeit der Afghanen hat sich auf schlagende Art und Weise vor und nach der Schlacht von Maiwand gezeigt. Dies bedarf hier wol keiner weitern Ausführung; in der That wäre das der einzige Grund, der für Räumung der Stadt sprechen würde. Wenn man dann sagt, daß die Zurückgabe der Stadt an die Afghanen eine moralische Verpflichtung gegen die Bewohner wäre, so ist wenig damit in Einklang zu bringen, daß die Kandahari englische Truppen herbeiriefen, und sie nur mit größtem Bedauern scheiden sahen. Während der kurzen Zeit der englischen Occupation erfreute sich das Gebiet einer Ruhe und Sicherheit, wie sie bislang in Afghanistan unbekannt gewesen waren. Die besitzenden Klassen, die Duranistämme, nahmen sämmtlich für die Engländer Partei, während natürlich die Mollahs und der Pöbel Ayub als den Befreier von dem Joche der Engländer betrachteten. Vom strategischen Standpunkte aus war die Occupation von Kandahar geboten: es sperrt den Bolanpaß, durch den nur ein größeres Heer in Indien eindringen kann, und alle Eroberer Indiens haben zuerst danach getrachtet, sich in Besitz von Kandahar zu setzen. Sollte aber eine Invasionsarmee den Weg über Kabul und Peschawer nehmen, so dürfte Kandahar die gleiche Rolle zufallen wie an Deutschlands Westgrenze Metz. Man behauptet hingegen, daß durch Besetzung von Pischin Kandahar völlig wehrlos vor den Füßen der Engländer liege; ich möchte dem Leser aber nur ins Gedächtniß zurückrufen, wie lange es dauerte, bis Stewart von Quetta aus Kandahar erreichte, und daß es dem General Phayre

in einem Monat nicht möglich war, von Quetta bis zum Kojakpaß vorzudringen. Noch ungünstiger werden die Verhältnisse sein, wenn dereinst Rußland seinen lange geplanten Feldzug unternimmt. Im Besitz von Kandahar würde man stets über alle Ereignisse in Kabul und Herat im Laufenden erhalten werden und befähigt gewesen sein, die Handlungsweise Abdurrahman's zu controliren. Die Räumung von Kandahar mußte von ganz Asien als ein Zeichen der Schwäche der Engländer angesehen werden, und nur noch mehr die einheimischen Fürsten Indiens in dem Glauben bestärken, daß England einen Krieg mit Rußland fürchten müsse.

Trotz aller Opposition wurde der Befehl zur Räumung des Gebietes ertheilt; am 28. April hatten sämmtliche angloindischen Truppen Kandahar verlassen, und wurde ihr Platz durch irreguläre Truppen des Emir eingenommen. Quetta und Pischin blieben noch besetzt, und schon regten sich in England Stimmen, welche für Räumung dieser Punkte sprachen, als die Bewegungen Ayub's noch zur rechten Zeit der Weiterverbreitung dieser Ansicht vorbeugten. Der Khyber- und Kurumpaß waren gleichfalls aufgegeben, und hatte man eine Anzahl „freundlicher Stämme" bewogen, den Schutz der Straßen zu übernehmen und Reisenden sicheres Geleit zu gewähren. Unbehelligt zogen die Karavanen von einem Endpunkt des Passes bis zum andern, und alles schien dafür zu sprechen, daß endlich die Khyberstämme von ihrem Räuberleben ablassen wollten. So lauteten denn die ersten Berichte ausgezeichnet: nach wenigen Wochen hieß es dann aber schon, der Verkehr gehe ohne erhebliche Störung vor sich. Dann kam man zur Erkenntniß, daß diese Stämme nicht die Grenze schützten, sondern vielmehr nur einen Schleier für die weiter rückwärts wohnenden Stämme abgaben, mit denen sie unter einer Decke zu stecken schienen. Einzelne Freibeuter überschritten die Grenze, drangen sogar in Peschawer und Kohat ein, raubten den Truppen Waffen und Pferde, plünderten die der Grenze nahe gelegenen Gehöfte; verfolgte man sie, so wußten die Grenzstämme alle Spuren zu verbergen.

Von Kabul hörte man sehr wenig; da man nicht zum zweiten mal einen Engländer derselben Gefahr wie Cavagnari aussetzen wollte, und Abdurrahman seinen Verpflichtungen, die Engländer über alle Ereignisse in Afghanistan zu orientiren, nur ungenügend nachkam, so beschränkten sich die Nachrichten auf Gerüchte und auf Mittheilungen von Kaufleuten. Man wußte, daß der Emir sich mit Abdullah-Jan ausgesöhnt habe, daß er, anstatt sich um Regierungsgeschäfte zu kümmern, dem dolce far niente huldigte. Seine Autorität erstreckte sich daher kaum über die von seinen Truppen besetzten Städte. In Kabul hatte es mehrmals des Eingreifens der Truppen bedurft, um den Pöbel im Zaum zu halten.

Ayub ließ in Herat dagegen seine Zeit nicht unthätig verstreichen; er beschaffte Geld, woher, konnte niemand sagen, ordnete Zwangsaushebungen an, vertheilte Waffen und ließ Geschütze gießen. Im April war er kriegsbereit, den Entschluß der Engländer, Kandahar zu räumen, suchte er durch Verbreitung von Gerüchten, daß er von seinen meuterischen Truppen gefangen gehalten werde, zu beschleunigen. Kaum waren die Engländer abmarschirt, so verkündete er einen heiligen Krieg gegen die Ungläubigen und Abdurrahman. Anhänger fand er in Menge, und ehe das eigentliche Heer sich noch in Marsch gesetzt hatte, kam es schon zwischen seinen

Irregulären und den Truppen Abdurrahman's zu wechselvollen Gefechten am Hilmend. Ayub verfügte über 5000 Mann Irregulärer und schnell ausgebildeten Milizen, denen Abdurrahman in den nächsten Tagen ungefähr 7000 Mann entgegenstellen konnte. Ayub suchte durch Verhandlungen den Emir irrezuführen; er gab vor, er wolle nicht Abdurrahman verdrängen, sondern nur seinen lange geplanten Rachezug gegen Britisch-Indien unternehmen. Abdurrahman ließ sich nicht täuschen; in Gewaltmärschen eilte er herbei, seine Avantgarde erlangte einige Erfolge am Hilmend, die als große Siege in alle Welt ausposaunt wurden. Aber wenige Tage später, am 3. Juni, wurde Abdurrahman bei Karez völlig aufs Haupt geschlagen. In der Schlacht gingen die Kandahari und Kabultruppen in hellem Haufen zu Ayub über oder versagten ihren Führern den Gehorsam; die Kabulreiterei machte eine ausgezeichnete Attake, doch war es ihr nicht mehr möglich, den Sieg für den Emir zu erringen; sämmtliches Lagergeräth, sämmtliche Geschütze fielen in die Hände des Siegers. Mit einem kleinen Gefolge flüchtete der Emir nach Kelat-i-Ghilzai, wo sich eine kleine Garnison befand; hier sollten sich in befestigter Stellung alle Verstärkungen sammeln. Er selbst eilte nach Kabul weiter, wo ein Aufstand ausgebrochen war; nach heftigem Straßenkampfe stellte er in wenigen Tagen die Ruhe wieder her. Mit voller Kraft wandte er sich der Aufstellung eines neuen Heeres zu; England zahlte Subsidien und schenkte ihm einige Geschütze. Gleichzeitig wurden die Truppen in Pischin und Quetta englischerseits verstärkt, um einer neuen Niederlage des Emirs vorbeugen zu können. Als aber dann nichts Entscheidendes von seiner Seite geschah, ließ man ihn im stillen fallen. Die „Times" besprach in einem längern Leitartikel den Zustand des Landes und führte aus, wie wenige Chancen noch dem Emir geblieben seien, und daß man günstigenfalls eine Theilung des Landes in zwei Emirate: Kabul-Turkestan und Herat-Kandahar, zu gewärtigen habe.

Ein Glück für den Emir war es, daß Ayub seinen ersten Entschluß, auf Kabul zu marschiren, nicht sofort ausführte, sondern sich damit begnügte, seine Position in Kandahar zu befestigen. Die Duranikaufleute hatten hohe Contributionen zu erlegen; mit großer Härte wurden die Steuern eingetrieben und massenhafte Zwangsaushebungen angeordnet. Angesichts solcher Maßnahmen schlug die Stimmung völlig zu Gunsten seines Gegners um, und als dieser dann am 10. Sept. wieder bei Kelat erschien, wurde er vom Gesandten aufgefordert, Kandahar zu befreien. Ein Kampf mußte alles entscheiden; aus einer Schlacht mußte Abdurrahman als landloser Flüchtling oder als Herr von Afghanistan hervorgehen. Ehe er aber seinen Marsch begann, vertheilte er alles Geld unter seine Truppen. Dieses hatte die Wirkung, daß in Ayub's Heere Desertionen überhandnahmen, während die Truppen in Kelat sich beständig mehrten. Am 20. begann er den Marsch, Ayub stand noch immer in fester Stellung bei Kandahar, und der Emir beschloß, ihn aus derselben herauszumanövriren. Von der Ostseite verlegte er sein Lager auf die Westseite der Stadt, unterbrach somit die Verbindung mit Herat und zwang Ayub, ihn anzugreifen (23. Sept.) Die Heratitruppen fochten mit dem Muthe der Verzweiflung, während die Kandahari zu dem Emir übergingen oder auf ihre Kampfgenossen feuerten; so war denn ohne große Verluste die Schlacht entschieden.

Wenige Tage später erhielt Abdurrahman die willkommene Botschaft, daß sein Feldherr Abdul-Kundun-Khan Herat genommen habe. Ayub entkam unverfolgt nach Mesched und dann nach Ispahan, wo er sich auch jetzt noch aufhält. Mit Strenge, die stellenweise an Grausamkeit grenzte, suchte sich der Emir seiner gefährlichsten Gegner zu entledigen; wir können annehmen, daß seine Stellung jetzt einigermaßen befestigt ist, wenn ihm auch noch weitere Kämpfe bevorstehen. Im Süden und Westen des Landes sind wiederum Unruhen ausgebrochen; an der Westgrenze ist ein Abenteurer Iskender-Khan aufgetreten, der seit 1865 ein unstetes Leben in Herat, Bokhara, Rußland, England und Persien geführt hat.

Fragen wir uns nun zum Schluß, welchen Nutzen hat England von diesem Kriege gehabt, so müssen wir antworten, keinen. Das britische Gebiet ist um ein Weniges vermehrt, aber auch ohne Pischin würde Quetta den gleichen strategischen Werth gehabt haben. Das Ansehen Englands im Orient ist dagegen erschüttert, und bedarf es ganz gewaltiger Anstrengungen, um es wiederherzustellen. Wenn auch äußerlich die Beziehungen zwischen dem Emir und Rußland gebrochen sind, so wird der Zar an Ayub und Abdurrahman zwei willige Hebel finden, um die Aufmerksamkeit Englands zu fesseln. „L'histoire se répête toujours" wird auch wiederum zur Wahrheit werden, der erste Schritt ist gethan, wiederum hat man Afghanistan sich selbst überlassen, daß nun fraglos Anlehnung an Rußland suchen und finden wird.

Unzweifelhaft werden die nächsten Monate russische Reisende in Herat und Centralasien finden, sie werden überfallen, mishandelt, ja ermordet werden; die Folge wird sein, daß Rußland neue Landstriche annectirt und von Persien sich das Besetzungsrecht in Mesched erwirbt. In Hochasien sollte die definitive Erwerbung von Kuldscha die Basis erweitern. Unternehmungen gegen Pamir, Kaschgar und Yarkand werden diese Gebiete binnen einigen Jahren zu russischen Provinzen gemacht haben. Die asiatischen Truppen Rußlands werden an ihren Bewohnern eine brauchbare Infanterie und an den Steppenbewohnern ausgezeichnete Reiter gewinnen. Wird England die Ereignisse an sich herantreten lassen, oder Vorkehrungen treffen, dem Kampfe zu begegnen?

Alle Befestigungen im Nordwesten Indiens sind gegen einen Angriff von Westen gerichtet, im Norden liegt das Land offen einem Eindringling dar. Afghanistan ist nicht zum Durchmarschland großer Heere geschaffen; binnen kurzem werden aber russische Offiziere ihre alte Arbeit wieder aufnehmen und neue Heere, neue Arsenale schaffen. Von russischen Offizieren geführt, dürften die Afghanen den meisten Sepoys überlegen sein. Für jeden Afghanen ist der Gedanke eines Einfalles in Indien zu verlockend: England kann ihm nichts bieten, während Rußland nicht allzu karg mit seinen Versprechungen sein wird. England wird zu einem neuen Afghanenkriege gezwungen werden, und wie 1878 wird sich unbemerkt in Centralasien eine russische Invasionsarmee formiren. Der Marsch dieses Heeres führt durch alte Culturlandschaften, wie Kaschgar und Yarkand; nur die Karakorumkette wird Schwierigkeiten bieten; aber russische Offiziere haben constatirt, daß die Pässe für Artilleriefahrzeuge brauchbar sind. In Kaschmir herrscht Unzufriedenheit gegen England, und haben, wie die „Times" meldet, russische Emissare hier schon eine Zeit

lang gewirkt. Gebirge von 4000 Meter Meereshöhe ſcheiden dann noch die Ruſſen von den Ebenen Hindoſtans. Iſt man bis hierhin vorgedrungen, dann iſt die engliſche Vertheidigungslinie umgangen, die Armee zur Theilung in zwei Theile gezwungen. Eine Schlacht muß alles entſcheiden; ſiegt England, dann wird die ruſſiſche Armee, wie ſo manche ſeiner Invaſionsheere, vernichtet werden; ſiegt Rußland, ſo werden ſich die einheimiſchen Fürſten für die Ruſſen erklären; die Sepoys werden in ihrer Treue zu wanken anfangen, und ohne weitere Kämpfe werden die Ruſſen Herren von Bengalen, vielleicht von ganz Indien ſein.

A thousand years scarce serve to form a state,
An hour may lay it in the dust.

Byron.

Das Bühnenweihfestspiel in Baireuth.

Von

Eugen Zabel.

Wenn man einen Maßstab für die Bedeutung eines Künstlers darin erblicken darf, daß der Wellenschlag der öffentlichen Meinung, die ihn umgibt, eine beträchtliche Höhe erreicht, so haben die Aufführungen des „Parsifal" einen erneuten Beweis für das Genie Richard Wagner's geliefert. Obwol die äußern Umstände, unter welchen sich die Darstellung vollzog, nicht mehr den Reiz der Neuheit hatten und die viertägige Aufführung des „Ring des Nibelungen" im Sommer 1876 einen ganz andern Prüfstein für die Ausdauer und Empfänglichkeit des Publikums bildete als das neue Musikdrama, welches nicht mehr als einen um den dritten Theil verlängerten Theaterabend verlangt, hat letzteres doch wiederum in allen Schichten der Bevölkerung und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus jenen Streit der Meinungen hervorgerufen, den das Mittelgut niemals zu entfachen vermag. Es ist nicht nur viel Tinte geflossen, sondern auch viel Geist verbraucht worden, um die Bedeutung dieses Werkes in seiner Beziehung zum mittelalterlichen Epos Wolfram's von Eschenbach und als Moment in der Geschichte unserer musikalisch-dramatischen Kunst festzustellen. Wagner's Popularität, die im Frühling 1882 bei der Aufführung seiner sämmtlichen Opern in London eine schwierige Probe glücklich bestanden hat, zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit in glänzendem Lichte. Die außerordentliche Stellung des Mannes in unserm Kunstleben ist eine unbestreitbare Thatsache, mag man sich dem Eindruck seiner Schöpfungen ruhig hingeben oder ihn bekämpfen. Seine Natur legt in alles, was sie berührt, den Zauber des Eigenartigen, Unnachahmlichen hinein, und wie viel auch von dem Baum seiner Kunst abblättern oder verwelken wird, es bleibt genug übrig, um seinen Ruhm und unsern Genuß zu einem dauerhaften zu machen.

Das wird jeder Unbefangene um so bereitwilliger anerkennen, je mehr er sich von der Trunkenheit frei weiß, welche die unmittelbare Umgebung des baireuther Meisters zu erfassen pflegt und welche auch bei der Aufführung des „Parsifal" die wunderlichsten Erscheinungen hervorgerufen hat. Niemals ist ein großer Künstler von einer so unermüdlichen Schar von Tamtamschlägern und Tubabläsern umgeben worden wie Richard Wagner; aber wir können nicht zugeben, daß seine Sache durch das Ekstatische und Ueberreizte in dem Gebaren dieses Gefolges wahrhaft gefördert worden ist. Je auffälliger der Opiumrausch auf der einen Seite ist,

desto begreiflicher ist die Nüchternheit auf der andern, und der Versuch, dem Mann die absolute Göttlichkeit zuzuerkennen, führt naturgemäß dazu, daß man seine irdischen Voraussetzungen stärker betont. Während wir dem Erscheinen des neuen Werkes von dem unzweifelhaft hervorragendsten unter den lebenden Componisten mit ungeheucheltem Interesse entgegensahen, öffneten die Wagnerianer die Schleusen ihrer Beredsamkeit, um uns zu versichern, daß es sich um nichts Geringeres als die Offenbarung des tiefsten Weltgeheimnisses handle und daß wir eine neue Epoche in unserer geistigen Entwickelung zu erwarten hätten. Daß die Gemüthsstimmung, die solche Ungeheuerlichkeiten erzeugt, nichts gemein hat mit der stillen beseligenden Wirkung der Kunst, liegt auf der Hand; selbst das Entzücken über eine neue Schöpfung im Reiche des Schönen bedient sich, wenn letztere wahrhaft verstanden worden ist, ganz anderer Formen des Ausdrucks. Es ist lediglich Ziererei, wenn uns eine mittelmäßige, rein nachempfindende Begabung einreden will, sie lebe in derselben glühenden Zone wie das schöpferische Genie. Während wir letzterm jede Einseitigkeit und Uebertreibung, welche sich auf sein Können bezieht, nachsehen müssen, geziemt es uns Zuschauern und Beobachtern, das einmal Vollbrachte durch ruhiges Urtheilen und Vergleichen verstehen zu lernen. Dann werden wir zugeben müssen, daß die Aufführung des „Parsifal" ein theatralisches Erlebniß wie so manches andere war, und daß weder die äußere Zusammensetzung des Publikums noch die Stimmung, in welcher sich dasselbe befand, sich wesentlich von dem unterschied, was jeder Theaterfreund im Laufe einer Saison zu beobachten reichlich Gelegenheit hat.

Mit dieser Behauptung stellen wir uns natürlich sofort in die Reihen der Ketzer; denn Wagner will bekanntlich mit unserer Musik und unserm Theater, überhaupt mit dem modernen Kunsttreiben, nichts zu thun haben. Er will, daß wir den alten Adam ausziehen, bevor wir uns ihm nähern; deshalb ladet er uns ein, in seinem baireuther Idyll alles zu vergessen, was wir sonst an künstlerischen Anschauungen hegen und pflegen, und uns jenem Stimmungszauber hinzugeben, welchen er für die unerläßliche Voraussetzung des Verständnisses seiner Werke hält. So wurde auch diesmal die Stadt Jean Paul's, die sonst von dem modernen Leben nur leicht gestreift wird und mit Vorliebe von vergangener fürstlicher Pracht und Herrlichkeit träumt, der Sammelplatz für alle möglichen Künstler und Kunstfreunde. Die Rococofaçaden der Stadt, das Denkmal des Dichters der „Flegeljahre" vor dem Gymnasium sehen noch gerade so verwundert auf das interessante und aufgeregte Leben wie vor sechs Sommern herab. Sind das nun andere Menschen, als wir sie gewöhnlich im Theater erblicken, oder tragen sie den Ausdruck der höhern Seelenstimmung auf dem Gesicht, nach dem der Gastgeber so sehnliches Verlangen fühlt? Alles rennt und spricht durcheinander; Beobachtungen, Muthmaßungen, Prophezeiungen fallen hageldicht hernieder; neben dem besonnenen Freunde der Sache steht auf der einen Seite der bloße Enthusiast, dessen Anschauungen von der Hundstagshitze sichtlich durchglüht sind, auf der andern der Skeptiker, für welchen das Werk nur den Anlaß zu mehr oder weniger gelungenen Witzen bildet. In die allgemeine Erregung wird selbst der Kühlste hineingezogen. Mag er sich zu dem wunderlichen Treiben stellen wie er will, der Puls geht auch

ihm schneller als gewöhnlich. Wie die Meinungen sich auch kreuzen mögen, in einem Punkte treffen sie alle zusammen: in der Anerkennung der Persönlichkeit, die den mächtigen Apparat dieser Theateraufführung herbeizuschaffen und in Thätigkeit zu versetzen wußte. Man kann die geistige Kraft des Mannes, der an der Schwelle des 70. Jahres steht, nicht genug bewundern.

Aber man möge uns nicht einreden, daß das Publikum des baireuther Bühnenweihfestspiels sich durch eine besondere Andacht vor jedem andern schau- und hörlustigen Auditorium auszeichnete. Es ging ein nervöser Geist des Fanatismus durch die Massen; der eine mistraute dem andern, man saß gleichsam auf Nadeln. Die „Antigone" von Sophokles oder die „Iphigenien" von Gluck und Goethe versammeln in unsern Saisontheatern ein ungleich objectiveres und gläubigeres Publikum als dieser „Parsifal", den wir erst genießen können, nachdem wir eine Reise von höchst zweifelhafter Bequemlichkeit gemacht und alle unsere Lebensgewohnheiten von uns abgestreift haben. Was Wagner mit seinem baireuther Unternehmen beabsichtigt, ist ja klar: er will frische Menschen, die sich ein paar Ferientage gemacht haben und nicht mehr in ihren Berufspflichten leben. Es fragt sich aber, ob die Umständlichkeiten einer Fahrt nach Baireuth und die Verdrießlichkeiten des Aufenthalts daselbst unserer künstlerischen Stimmung nicht einen viel größern Abbruch thun als die Erinnerung an die soeben vollbrachte Tagesarbeit. Hier möge jeder nach seiner Empfindung urtheilen; wir finden, daß der Berliner oder der Wiener, der Dresdener oder der Münchener, der in sein Theater geht, reiner und unbefangener genießt als der Besitzer eines Patronatscheins. Schon die Fahrt nach Baireuth ist für denjenigen, der von Norddeutschland kommt, wegen des doppelten Wagenwechsels und Aufenthalts in Hof und Neuenmarkt eine wahre Geduldsprobe, und hat der müde Pilger endlich das moderne Olympia erreicht, so wird er gewahr, daß man wol an seine künstlerische, aber nicht an seine menschliche Existenz gedacht hat. In letzterer Beziehung hat man eben nichts gelernt und nichts vergessen. Der Jammer der Nibelungentage erleidet eine neue Auflage, ja es ist in diesen Dingen noch schlimmer geworden. Die Unverfrorenheit der Wirthe übersteigt einfach jedes Maß. Wir sprechen nicht von der Höhe der Preise, da jeder bei der ungewöhnlichen Veranlassung seinem Geldbeutel auch etwas zumuthen muß, sondern von der absoluten Unmöglichkeit, in den Hotels und Restaurants irgendetwas ohne zweifelhaften Beigeschmack zu erhalten. Sieht man sich die Preise an, so glaubt man bei Brébant in Paris zu sein; prüft man dagegen die dafür erhaltenen Gaben der Küche und des Kellers, so ist man wegen eines bezeichnenden Vergleichs in Verlegenheit. Sicherlich denkt niemand, der zum Festspiel gereist ist, an culinarische Genüsse; aber ebenso wenig kann sich jemand für etwas Ideales begeistern, wenn er nirgends ein Glas unverfälschten Wein oder ein Stück ordentliches Fleisch erhält. Man spreche hier nicht von bloßen Aeußerlichkeiten. Wenn man Tausende von Menschen zu einer künstlerischen Feier einladet, müssen die äußern Bedingungen gerade so gut wie die innern erfüllt sein. Wir müssen zuerst existiren, bevor wir uns ergötzen können. In demselben Moment, in dem Wagner für die Ausführung seiner künstlerischen Plane an Baireuth dachte, mußte er sich die Frage vorlegen,

wie seine Gäste hier existiren sollen. Der Zustand während der Aufführungen des „Parsifal" war um so unverzeihlicher, als man die Erfahrungen des Jahres 1876 hinter sich hatte. Die Ritter auf Monsalvat waren der Sorge, an ihren irdischen Menschen zu denken, enthoben und wurden durch den Anblick des Heiligen Grals genährt. Wir modernen Menschen, deren Mission keine so hehre ist, müssen darauf bestehen, daß man uns noch auf andere Weise pflege, und können, um in der Sprache des Bühnenweihfestspiels zu reden, auf „gemeine Atzung" nicht Verzicht leisten.

Wir gedenken dieser Thatsache, um zu beweisen, was es mit der Kunstempfänglichkeit und Stimmung in Baireuth, wo nichts auf das Zusammenströmen vieler Menschen eingerichtet ist, eigentlich auf sich hat. Die Begeisterung für die kleinen Städte ist eine von den vielen Marotten unserer Bühnenreformatoren. Die Muse soll dem Lärm, der Zerstreuung unserer Residenzstädte aus dem Wege gehen und irgendein Winkelchen der Welt als rettenden Hafen aufsuchen. Als ob dieses beständige Kreuzschlagen vor dem modernen Geiste, diese Unfähigkeit, sich vor andern Interessen zu behaupten, nicht das schlimmste Zeichen der Schwäche wäre! Wer zum Volk sprechen will, soll es auf offenem Markte thun, wo ihn jedermann hören und sehen kann. Shakspeare hat in London, Molière in Paris, Lope de Vega und Calderon haben in Madrid ihre künstlerischen Bilder entrollt. War für Wagner der Gegensatz zwischen dem Leben in unsern Großstädten und den Anforderungen seiner Kunst zu groß, so gab es den Ausweg, eine Stadt wie Weimar zu wählen, wo der Boden nicht allein durch die Erinnerung an unsere Classiker, sondern auch durch die Continuität des Schaffens auf den verschiedensten Gebieten der Kunst geheiligt ist. Ilm-Athen war durch Liszt zur vorzüglichsten Pflegestätte der Zukunftsmusik erhoben worden, und Unternehmungen wie die sogenannten Mustervorstellungen des „Fliegenden Holländer", „Tanhäuser", „Lohengrin" und der „Meistersinger" im Juni 1870 bildeten Vorbereitungen für die Fortsetzung des Wagner-Cultus, wie sie nicht besser gedacht werden konnten. Außerdem ist die Gastlichkeit Weimars wegen des Fremdenstromes, der sich das ganze Jahr durch die Stadt ergießt, wesentlich anderer Natur als diejenige Baireuths, das wegen seiner Abgelegenheit den Fremden eher abschreckt als anzieht.

Man muß auf diese Dinge zu sprechen kommen, weil die Wahl des Hügels bei Baireuth als Schauplatz theatralischer Feste zu einer großen idealen That emporgeschraubt und mit einem Dunst der Romantik umgeben wurde, der die nackte Prosa des Zustandes, das Abenteuerliche des ganzen Versuches künstlich verdecken soll. Ein großes musikalisch-dramatisches Werk nur für ein so schwer zugängliches Theater zu verfassen, ist ein Gedanke, den man wol als originellen Einfall gelten lassen kann, ohne daß es möglich ist, ihm Lebensdauer zu verschaffen. „Parsifal" wird gerade so gut zu uns kommen, nachdem wir zu ihm gekommen sind, wie der „Ring des Nibelungen", oder womöglich noch schneller. Wagner und mit ihm alle seine Anhänger bestreiten diese Möglichkeit. Ersterer hat sich im April 1882 in einem offenen Briefe aus Palermo dahin ausgesprochen, daß er „mit dieser Dichtung eine unsern Operntheatern mit Recht abgewendet bleiben sollende Sphäre" beschritten habe, und hofft, daß dadurch die Einfügung seines

Werkes in das gewöhnliche Bühnenrepertoire unmöglich gemacht worden ist. Wir wissen aber viel zu genau, wie bunt schattirt unser Bühnenleben ist und in welchen Gegensätzen es sich bewegt, als daß wir das Uebertriebene dieser Behauptung nicht einsehen sollten. Auf jedem unserer größern Theater behaupten sich Werke von ähnlicher, ja noch gleichmäßigerer Idealität wie „Parsifal", dessen zweiter Act einen durchaus weltlichen und sinnlichen Charakter hat, neben dem leichtesten und seichtesten Zeitvertreib. Wenn wir uns die Kluft zwischen Goethe's „Iphigenie" und einem Moser'schen Schwank gefallen lassen, ist es nicht abzusehen, weshalb uns der Uebergang von Auber's „Fra Diavolo" oder Verdi's „Troubadour" zu dem neuen Werke Wagner's unmöglich werden sollte.

Mit seiner jüngsten Schöpfung knüpft der Wort- und Tondichter, wie der officielle, im baireuther Adreßbuch angegebene Titel des Meisters ist, an eine der tiefsinnigsten deutschen Sagen und eins seiner populärsten Werke, den „Lohengrin", an. Im letzten Act dieser Oper erzählt uns der Held, bevor er Abschied nimmt, seine Herkunft vom Heiligen Gral und nennt den Namen seines Vaters, der dem Bühnenweihfestspiel den Titel gegeben hat. In „Lohengrin" wird uns der Gral von fern gezeigt; im „Parsifal" treten wir in die Mysterien seines Dienstes ein, sehen wir ihn in aller seiner Pracht enthüllt. Er ist gleichsam ein Auszug des Feinsten und Höchsten, was die Phantasie der morgenländischen und abendländischen Nationen sich als Vereinigung irdischer und himmlischer Glückseligkeit zur Zeit der Kreuzzüge vorzustellen vermochte, das leuchtende Symbol der mittelalterlichen Romantik in den beiden Ausstrahlungen ihres Wesens als Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen.

Der Gral war alles Segens Born,
Weltlicher Süße volles Horn,
Er that es dem beinahe gleich
Was man erzählt vom Himmelreich —

singt Wolfram von Eschenbach in dem Gedicht, welches den literarischen Abschluß der Sage bildet. Mit den übrigen ritterlichen Dichtungen ist auch diese aus Frankreich zu uns gekommen, wobei sie vielfach umgeformt und selbständig weiter gebildet wurde. Wir erkennen namentlich zwei Grundformen der Sage, eine südliche und eine nördliche. Nach jener ist der Gral der Edelstein, welcher Lucifer bei seiner Auflehnung gegen Gott aus der Krone gefallen ist; nach dieser die Schüssel, aus welcher Christus das Abendmahl genossen und Joseph von Arimathia später das Blut des Erlösers am Kreuze aufgefangen hat. In dieser Fassung verband sich die Gralssage mit der Artussage, das weltliche Treiben des Hoflagers mit der strengen und heiligen Lebensweise der „Templeisen" genannten Ritter auf Monsalvat. Wolfram dichtete sein Epos wesentlich der umfangreichen Arbeit Chrestien's von Troyes nach, dem er die äußern Begebnisse verdankte, während er etwas ganz Neues schuf, indem er seine fromme Seele, sein tiefes Gemüth, seine reiche Phantasie in den Stoff hineinlegte und ihn zu einer fast verwirrenden Mannichfaltigkeit der Ereignisse und Personen ausweitete. Die Entwickelung Parsifal's aus der Dumpfheit und Unerfahrenheit zu jener geistigen Reife, bei

welcher er sowol Gottes Gebote erfüllt, als auch die Freuden und Ehren der Welt genießt, tritt nicht unbedingt in den Vordergrund; doch kehren die Beziehungen auf den Titelhelden trotz aller epischen Breite immer wieder, sodaß wir bei dem überströmenden dichterischen Reichthum auch den Eindruck des Folgerichtigen und Nothwendigen empfangen. Wolfram, ein fränkischer Ritter und Lehnsmann des Grafen von Werthheim, war zu Eschenbach bei Ansbach geboren und starb daselbst um das Jahr 1220, nachdem er mehrere Jahre am Hofe des Landgrafen Hermann auf der Wartburg zugebracht hatte, wo ihn die Sage zu einem hervorragenden Theilnehmer an dem Sängerkriege machte. Sein „Parcival" gehört zu den breitesten und gehaltvollsten Offenbarungen der mittelalterlichen Poesie wegen der innigen Verschmelzung des Religiösen und Weltlichen in der Person des sich zur geistigen Freiheit hindurchkämpfenden Helden. Mit Recht konnte Wirnt von Gravenberg sagen, daß Laienmund nie besser gesprochen habe.

Die Dichtung Richard Wagner's ist nun nichts weniger als eine Dramatisirung des Wolfram'schen Epos, das sich auch theatralisch in keiner Weise bewältigen ließe. Wagner begnügt sich nicht damit, die bühnenwirksamen Momente der Erzählung herauszuheben und sie zu einem Ganzen zu verschmelzen, sondern er will ein eigenes Werk schaffen, das nur einige äußere Vorgänge mit der mittelalterlichen Dichtung gemein hat, im übrigen aber in der Motivirung der Fabel und der Charakterisirung der Personen selbständig ist. Das zeigt sich schon darin, daß der Componist den Namen des Helden verändert und aus einem „Parcival" einen „Parsifal" macht, indem er eine von Görres versuchte, aber philologisch durchaus unhaltbare Ableitung des Wortes aus dem Persisch-Arabischen sich aneignet. Wolfram läßt an einer Stelle der Dichtung Sigune sagen, daß der Name Parcival = Mittendurch (rehte enmitten durch) bedeute, während die wissenschaftlich nicht zu vertretende Herleitung aus dem Orientalischen eine Deutung ergibt, die gerade das enthält, was Wagner braucht. Im zweiten Act seines Dramas redet Kundry den Helden folgendermaßen an: „Dich nannt' ich, thör'ger Reiner, fal parsi — dich, reinen Thoren: Parsifal." Es liegen in dieser Erklärung die beiden Grundmotive, welche Wagner für die Charakteristik seiner Hauptfigur betont wissen will: die Einfalt und die Schuldlosigkeit, die Parsifal in den Stand setzen, sein Erlöseramt zu bekleiden. Amfortas, der Hüter des Grals, ist, als er auszog, um den Zauberer Klingsor zu befehden, ein Opfer seiner sinnlichen Lust geworden; er hat sich von seinem Gegner den heiligen Speer entwinden lassen und zugleich eine Wunde empfangen, die sich trotz aller versuchten Heilmittel nicht schließen will, sodaß der Unglückliche, doppelt verzweifelt über seine Unwürdigkeit zum heiligen Amt und über seine physischen Qualen, den Tod erfleht. Ein Wahrspruch hat ihm indessen verkündigt:

Durch Mitleid wissend — der reine Thor,
Harre sein — den ich erkor.

Als nun Parsifal unbefangen in den heiligen Hain dringt und einen der Schwäne erlegt, als er bei den Fragen nach seiner Herkunft und seinem Namen sich völlig unwissend zeigt, glaubt der Ritter Gurnemanz in dem Knaben den zur Rettung des Königs Berufenen zu sehen. Er führt ihn daher zur Gralsburg und

läßt ihn Zeuge der furchtbaren Qualen des Amfortas und des heiligen Abendmahls der Ritter sein; aber Parsifal vermag weiter nichts, als in sprachloser Ergriffenheit dem Schauspiel, dessen Bedeutung ihm allmählich aufgeht, beizuwohnen, sodaß ihm Gurnemanz zum Schluß die Thür weist. Aber das Mitleid mit den Schmerzen des Königs, das den Jüngling erfaßt, macht ihn trotz seiner Thorheit wissend; er will den Speer aus den unheiligen Händen Klingsor's befreien, und um das zu können, muß er sich in seiner Reinheit bewähren. Sowol den Verführungen der Blumenmädchen wie Kundry's, eines Werkzeuges des Zauberers, widersteht er, sodaß der Speer, den letzterer gegen Parsifal schleudert, über dessen Haupt schweben bleibt und sich leicht von ihm erfassen läßt. Mit der heiligen Waffe kehrt der Held an einem Charfreitag zur Gralsburg zurück, heilt durch Anlegung der Spitze die Wunde des Amfortas und übernimmt dessen Amt als König des Grals.

Das ist „Parsifal", nicht „Parcival", das ist der dramatische Held Wagner's, nicht der epische Wolfram's. Beide haben dieselben Voraussetzungen in der jugendlichen Unerfahrenheit; aber der Parallelismus der Figuren hört sehr bald auf und wird schließlich zu einem so unbedingten Gegensatz, daß der mittelalterliche Erzähler und der moderne Tondichter gar nichts mehr gemein haben. Wolfram's Parcival wird zuerst überall wegen seiner „tumpheit" verlacht, weil ihn die Mutter im Narrengewande entlassen hat; am Hofe des Königs Artus lernt er ritterliche Sitten und befreit die liebliche Kondwiramur, die ihm ihre Hand schenkt, von ihren Drängern. Diese Vermählung bildet den ersten Unterschied in der Charakteristik des Helden, wie sie das Epos und das Drama versuchen; dort haben wir einen natürlichen normalen Menschen, der schon mancherlei erlebt hat und nur in einem bestimmten Falle eine Regel der Klugheit verkehrt anwendet; hier sehen wir statt dieser saftigen Vollnatur einen noch unentwickelten Jüngling vor uns, dessen Reinheit sein ganzer Vorzug ist. Der zweite Unterschied liegt in der Art, wie die Wunde des Amfortas geschlossen wird. Bei Wolfram war sie durch die theilnehmende Frage nach der Natur des Leidens zu heilen, wenn jemand eine solche unaufgefordert an den Kranken richten würde. Da man aber dem Jüngling bei Hofe eingeschärft hatte, daß zu vieles Reden und Fragen unschicklich sei, unterläßt er, was die Genesung des Königs bewirkt haben würde. Die Gralsbotin Kundry hält ihm seine Schuld vor und verwünscht ihn vor Artus' Tafelrunde. Da irrt Parcival verzweifelnd an Gott und murrend wider die Vorsehung vier Jahre umher; er will in der Gralsburg sein Unrecht gut machen, obwol die Erinnerung an sein Weib ihn immer heimwärts zieht. Der Charfreitag bringt ihm Christi Liebe und Opfertod nahe; er lernt wieder an Gott glauben und erfährt endlich durch seinen Oheim Trevrezent, wie es mit dem Gral beschaffen sei, wie Amfortas durch eine vergiftete Sarazenenlanze getroffen worden und wie Parcival zu seinem Nachfolger bestimmt sei. Diese Erkenntniß läutert seine Seele zur Demuth; er widersteht den Lockungen Orgelusens, die Amfortas zur verderblichen Sinnenlust bestrickt hatte, und erlöst letztern durch die Frage. Diese Frage hat Wagner ganz fortgelassen, dagegen die Wiedererlangung des von Klingsor geraubten Speers

als die erlösende That hingestellt. Mit der Veränderung der Motivirung der Handlung tritt auch die Verschiedenheit in der Entwickelung der Charaktere zu Tage. Wolfram's Parcival ist ein voller Mensch, der großer weltlicher Ehren theilhaftig geworden ist und sich nun auch die Einsicht in das Walten der göttlichen Gnade verschafft; weil er ehrlich gerungen und schwer geduldet hat, krönt ihn die Vorsehung mit dem höchsten Preise als Hüter des Grals, und neben dieser himmlischen Glückseligkeit erfüllt ihn die irdische im Arm seines treuen Weibes, im Anblick seiner beiden Söhne Cardeiz und Lohengrin. Was ist nun aus dieser menschlich schönen und ergreifenden Figur bei Richard Wagner geworden? Ein Wesen, das nichts gethan hat, um unsere Sympathien zu gewinnen, und das nur, weil ihm die Sinnenwelt unbekannt geblieben ist, sich vor unserm Auge plötzlich so vergeistigt und idealisirt, daß aus ihm ein Christus mit Salbung des Hauptes und Fußwaschung wird. Diese Reinheit ist für Wagner Ein und Alles; sie hebt seinen Helden über die übrigen Menschen und seine Umgebung aus dem Irdischen hinaus ins Göttliche. Weil er keine Leidenschaften kennt, erwirbt er den heiligen Speer, heilt er die Wunde des Amfortas, wird er König des Grals. Man möge sich mit mysteriösen Auslegungen abmühen soviel man will, das ist der eigentliche Inhalt der Wagner'schen Dichtung. Nicht darum handelt es sich, daß die Sinne dem Geist und sittlichen Zwecken dienstbar gemacht werden, sondern um das gewaltsame Unterdrücken alles dessen, was doch das weise anzuwendende Mittel zur Erlangung der höchsten Lebensziele bildet. Diesem Gesichtspunkt zu Liebe verschiebt sich das Stoffliche der Dichtung in einer Weise, gegen welche sich unser natürliches Empfinden auf das entschiedenste sträubt. Wie unendlich viel näher steht uns Wolfram's Parcival, der alle Lockungen der Frauengunst und Orgelusens Verführungskünste auf dem Wege zum Gral unbeachtet läßt, weil er sich seines geliebten Weibes erinnert, als der blutlose Parsifal Wagner's, den eine düstere, mönchische Weltanschauung erfüllt, als ob der Anblick des Weibes die Erfüllung eines Gelübdes ins Schwanken bringe. Das ist weder menschlich noch deutsch, weder künstlerisch noch wagnerisch empfunden. Alle Schöpfungen des Componisten sind von dem Gedanken an die erlösende Macht der Liebe, an das Glück und die Seligkeit ihrer Bewährung erfüllt. Noch in dem „Ring des Nibelungen" glänzte diese Idee als köstlicher Edelstein. Wenn der Schöpfer des „Tanhäuser" sich von seiner künstlerischen Vergangenheit so weit lossagt, daß er den eigentlichen Inhalt aller seiner musikalisch-dramatischen Gebilde im Greisenalter plötzlich verwirft, so wird ihm unsere Nation hierin gewiß nicht folgen; denn die im „Parsifal" verherrlichte Verachtung der Frauenliebe im rein klösterlichen Sinne stammt nicht aus Deutschland, sondern aus Frankreich. Die Geistlichen, welche die französischen Gralromane schrieben, haben ihr Mönchsthum in die reine, der Verführung unzugängliche Seele Parcivals hineingelegt, während Wolfram einen lebensfrohen Menschen hinstellt, der gerade durch die Liebe zur Gattin vor niederer Sinnlichkeit bewahrt wird und durch die Erfüllung des Menschlichen dem Ewigen entgegenreift. Daß Wagner an seinem Lebensabend sich seine Anschauungen mystisch dergestalt trüben lassen kann, daß er zu einer niedern und ganz und gar undeutschen Form der Sage zurückkehrt, ist eine überaus merkwürdige Erscheinung.

Wo sonst das Mystische in seinen Werken auftrat, war es immer nur eine farbige Umhüllung des Natürlichen; man sah durch das Wundersame immer das menschlich Schöne und Ergreifende. Diese Probe halten alle seine Schöpfungen, mit Ausnahme des „Parsifal", aus, in welchem der das Leben mit voller Liebe erfassende Künstler einem Anhänger beschränkter und lebensfeindlicher Dogmen Platz gemacht hat. Ob sich die Figur als eine dramatische auf dem Theater halten läßt, werden wir später sehen; aber schon die Prüfung ihres psychologischen Werthes muß in uns die Erkenntniß reifen lassen, daß die thaten- und interesselose, klösterlich angehauchte Natur Parsifal's verbietet, ihn mit den heldischen Gestalten Wagner's und ihrem männlich schönen Thun in Eine Linie zu stellen.

Erscheint uns das blühende Leben dieser Figur, wie es die deutsche Sage und ihr dichterischer Vollender geschaffen haben, in dem Wagner'schen Drama zu Gunsten einer unhaltbaren Mystik vielfach verkümmert und abgeschwächt, so tritt das Entgegengesetzte in einer andern, nicht minder interessanten Figur ein. Was Parsifal zu wenig hat, ist Kundry in zu reichem Maße zutheil geworden; hat sich in jenem eine Vereinfachung und Verarmung der Charakteristik vollzogen, so ist diese eine Zusammenfassung von unvereinbaren seelischen Momenten. Wagner's Kundry ist eine Verschmelzung der Gralsbotin Wolfram's, die Parsifal wegen seiner Unwissenheit an Artus' Hofe verwünscht, und der dämonischen Verführerin Orgeluse, die Amfortas ins Verderben gestürzt hat. Außerdem sind aber in dieses Porträt auch noch die Züge jenes jüdischen Weibes hineingezeichnet worden, das den Erlöser auf seinem letzten Gange nach Golgatha verlacht hat und daher zu ewigem Leben und Lachen verurtheilt ist. Das ergibt ein Mosaik der Charakteristik; die Physiognomie verschiebt sich bald nach der einen, bald nach der andern Richtung. Wagner's Kundry gehört zur Hälfte dem Gral, zur Hälfte dem Zauberer Klingsor an; dort ist sie eine wilde, aber gutherzige Dienerin, hier ein üppiges Weib, eine „Teufelinne". Der erste Act beleuchtet die eine, der zweite die andere Seite dieses incommensurabeln Wesens, und um die Verwirrung zu vollenden, bringt der dritte Act noch eine Metamorphose, indem er Kundry zur Magdalena macht, die ihrer Schuld eingedenk wird und sich der Heilslehre unterwirft. Es bleibt jedem unbenommen, in seiner Phantasie die einzelnen Züge, wie sie Wagner entwirft, zu einer einheitlichen Gestaltung zusammenzufassen. Wir erklären offen, daß uns diese Gabe versagt ist, und daß uns diese Figur äußerlich aus heterogenen Bestandtheilen zusammengeleimt zu sein scheint. Dagegen gehört die Beziehung, in welche Wagner den Zauberer Klingsor zu dem Gral gebracht hat, zu den genialen Griffen, indem hierdurch eine ganz neue Contrastwirkung erzielt wird. Bei Wolfram bildet Klingsor allerdings schon eine dem Gral feindliche Macht, aber das Bühnenweihfestspiel hat diesen Gegensatz in der glücklichsten Weise markirt und motivirt. Der Klingsor des Dramas hat dem in verderblicher Liebeslust entbrannten Amfortas den heiligen Speer geraubt und ihm die scheinbar unheilbare Wunde beigebracht; da er die sinnliche Begierde in sich nicht zu ertödten vermochte und doch als Reiner Herrscher des Grals werden wollte, hat er in grausamer Selbstverstümmelung Hand an sich gelegt. Ihm gehorcht eine Schar üppiger Weiber, welche die

Gralsritter in die Schlingen locken, sodaß er schließlich das Heiligthum in seine Macht zu bringen hofft. Es ist nun eine unzweifelhaft geistreiche und dramatisch wirksame Fortsetzung der Dichtung, daß Wagner die Macht Klingsor's an demselben Helden zu Schanden werden läßt, der berufen ist, König des Grals zu werden. Während bei Wolfram das weltliche Treiben am Artushofe und das geistliche Leben auf Monsalvat einander gegenübergestellt werden, heißt der Gegensatz bei Wagner kurz Heidenthum und Christenthum. Die Art, wie Wagner das erstere von letzterm überwunden werden läßt, zeigt das geborene dramatische Genie, man sieht, mit welcher Sicherheit der springende Punkt für eine starke Bühnenwirkung ausfindig gemacht und alles Ueberflüssige mit großem Kunstverstand beiseitegeschoben worden ist.

Ueberhaupt ist die Textdichtung ausgezeichnet durch größere Klarheit und Durchsichtigkeit, als sie sich sonst in den Werken des Componisten finden. Man gewahrt einen ruhigen, gleichmäßigen Fluß der Handlung, der sich niemals überstürzt und niemals stehen bleibt. In der Mitte jedes Actes findet eine Verwandlung der Scene statt, und zwar mit angemessen sich steigernder Wirkung für das Auge, sodaß wir sechs mit großartigen Strichen entworfene Bilder vor uns haben. Im ersten und dritten Act gelangen wir aus einer Sommerlandschaft in das Innere der Gralsburg, wo die heiligen Handlungen der Abendmahlsfeier und der Bestattung Titurel's vor sich gehen; im zweiten entwickelt sich aus dem Zauberschloß Klingsor's der Zaubergarten desselben mit den üppigen, wandelnden Blumen. Auch rein sprachlich betrachtet ist „Parsifal" eine wohlthuende Reaction gegen die künstlichen Neubildungen im „Ring des Nibelungen" und die Ueberschwenglichkeiten in „Tristan und Isolde". Wir erwähnen z. B. den „Charfreitagszauber", wie ihn Gurnemanz im dritten Act schildert.

Freilich darf man Wagner's Texte nicht nur als literarische Erzeugnisse betrachten, obwol sie durch ihr selbständiges Erscheinen vor der musikalischen Composition diesen Anspruch erheben. Die Durchdringung von Wort und Ton ergibt jedoch so eigenthümliche Wirkungen, daß man diesen organischen Zusammenhang niemals vergessen darf. Es war ein Irrthum, wenn von gewisser Seite die Anschauung verbreitet wurde, daß „Parsifal" einen neuen Stil der Composition gegenüber den letzten Werken Wagner's enthalte und zu diesen etwa in demselben Verhältniß stehe, wie sie selbst zu „Tanhäuser" und „Lohengrin". Das Princip, welches in der neuen Arbeit mit unerbittlicher Strenge durchgeführt ist, findet sich bereits klar und deutlich in „Tristan und Isolde", den „Meistersingern" und dem „Ring des Nibelungen"; wir kennen es als Auflösung der geschlossenen Melodie, an deren Stelle eine ununterbrochene Kette musikalisch charakteristischer Glieder gesetzt wird, die wieder erst durch die auf der Bühne dargestellten Vorgänge und gesprochenen Worte für das Verständniß des Zuschauers gedeutet werden. Das Leitmotiv, die Charakteristik bestimmter Personen und Empfindungen durch eine typische, dehn- und verschiebbare Orchesterform, ist der vor-Wagner'schen Oper nicht fremd; nur ist es im „Tanhäuser" und „Lohengrin" in ein bestimmtes System gebracht worden, das sich zu frischen musikalischen Blüten entfaltet. Später verfeinerte und verwickelte sich die Anwendung dieses Ausdrucksmittels jedoch der-

gestalt, daß von einer Erfindung weit weniger als von äußerer, wenn auch noch so geistreicher Verstandesoperation gesprochen werden konnte. Die Motive wiederholten sich schließlich bis ins Unendliche, verwickelten und kreuzten sich so, daß die Herausgabe thematischer Leitfaden nöthig wurde, um die einzelnen Fäden dieses Gewebes überhaupt noch erkennen zu lassen. Hinter jeder Figur trippelte das Motiv wie ein ängstlich um das Wohl seines Herrn besorgter Diener einher. War es in den frühern Opern ein Moment der Charakteristik, der stimmungsvollen Malerei, so ist es in den neuesten Werken zu einem erhobenen Zeigefinger geworden, der rein äußerlich auf etwas hindeutet. Sich aus der unendlichen Melodie die Motive, wie aus der Suppe die Fettaugen, herauszusuchen ist nun, nach der Versicherung der Wagnerianer, des Schweißes der Edeln werth, und vor uns liegen nicht weniger als drei Versuche von Heintz, von Wolzogen und von Eichberg, uns diese Mühe nach Möglichkeit zu erleichtern. Die Zahl der Motive festzustellen ist eine Aufgabe, die je nach der Aufmerksamkeit und dem Geiste des Einzelnen verschieden gelöst wird, indessen bedeuten sie ohne das farbige Leben, welches ihnen die orchestrale Ausführung verleiht, sehr wenig und ihre Wirkung aus dem Klavierauszug vorherbestimmen zu wollen wäre vergebliche Mühe. Man muß der Aufführung im Theater beiwohnen, um ein Urtheil zu gewinnen. Wagner's glänzende Instrumentation und die Ueberlegenheit, die er hierin vor allen andern Tondichtern hat, fordert stets aufs neue zur höchsten Bewunderung heraus. Mit dieser Gabe weiß er die Armuth an Erfindung, an welcher er in seinem Alter empfindlich zu leiden anfängt, geistreich zu verdecken; mit immer neuen orchestralen Reizen liebkost er unser Ohr, und wenn wir auch statt dieser höchsten Verfeinerung des Ausdrucks uns oft nach einer melodiösen Neubildung sehnen, müssen wir doch die Beredsamkeit anstaunen, welche der Componist im einzelnen entfaltet, indem er jedem Instrument seine wirkungsvolle Rolle im symphonischen Tongemälde anweist.

Suchen wir nun den Eindruck wiederzugeben, den wir von der ersten, ausschließlich nur für die Patrone bestimmten Aufführung, Mittwoch, 26. Juli, empfingen. Der Weg vom Bahnhof zum Theater, den man in mäßigem Schritt in etwa 15 Minuten zurücklegt, hat sich gegen 1876 zu seinem Vortheil verändert. Die jungen Bäume sind prächtig eingewachsen und spenden nach allen Seiten Schatten. Freilich war die Witterung dem Unternehmen Wagner's diesmal viel günstiger als bei den „Nibelungen"-Aufführungen. Der bedeckte Himmel und die reichlichen Regenschauer hatten die beiden Erzfeinde jedes Sommervergnügens, die Hitze und den Staub, unschädlich gemacht. Das Theater grüßt uns in seiner einfachen, heitern Architektur, in welchem jeder Luxus vermieden ist und alles auf den Zweck der künstlerischen Darstellung hinweist, auf das freundlichste. Man kennt die Art, wie der Zuschauerraum, entsprechend dem antiken Theater, in breiten Sitzreihen ohne Bogen emporsteigt und dadurch den Verkehr, die Beobachtung der Zuschauer untereinander so gut wie unmöglich macht. Die Verdunkelung des Zuschauerraums, durch welche das scenische Bild etwas Magisches, an eine Traumerscheinung Erinnerndes erhält, das verdeckte Orchester, welches dem Zuschauer den störenden Einblick in den Mechanismus der Tonerzeugung verwehrt,

wirken genau so überraschend und angemessen wie im Moment ihrer ersten Anwendung. Die Wirkung der Töne, die eigenthümlich gedämpft und dadurch vergeistigt und doch voll Kraft aus dem mystischen Abgrunde heraufklingen, hat etwas Aetherisches und Großartiges. Das Orchester, aus mehr als hundert Künstlern bestehend, zeigte bereits in der Einleitung zum „Parsifal", was es unter der Leitung des Hofkapellmeisters Levi zu leisten im Stande war. Dieses Vorspiel setzt sich im Grunde nur aus drei Themen: dem Abendmahls-, Grals- und Glaubensmotiv, zusammen, die überhaupt das ganze Werk organisch durchwachsen und auf das feinste facettirt im Orchester und auf der Bühne wiederkehren. Das wirkt wie eine höhere Eingebung und löst uns mit sanfter Gewalt von unsern irdischen Beziehungen los. Der Vorhang geht auseinander und wir haben die Lichtung eines schattigen ernsten Waldes, aus der sich der Boden zu einem im Hintergrunde gelegenen Waldsee hinabsenkt, vor uns. Von der Gralsburg ertönt der feierliche Morgenweckruf der Posaunen; ein alter Ritter Gurnemanz erwacht bei demselben und rüttelt die beiden neben ihm gleichfalls entschlafenen Knappen auf, um dann gemeinsam mit ihnen die Morgenandacht zu verrichten. Von den auftretenden Rittern erfahren wir, wie alles in tiefe Trauer versunken ist über das Leiden des Königs Amfortas, der im Begriff ist, im See zu baden. Kundry stürzt taumelnd auf die Bühne und wirft sich, nachdem sie Gurnemanz ein Fläschchen mit Balsam gegeben hat, auf die Erde. Während der sieche Amfortas auf einer Sänfte zum Bade geleitet wird, erzählt Gurnemanz den Knappen die Geschichte des Grals, die Uebertragung desselben auf Titurel und dessen Sohn Amfortas, der in die Schlingen Klingsor's gefallen ist und seine sinnliche Begierde mit seinem schweren Leiden büßen muß. Nur ein Heilmittel gibt es für den König, das ihm ein Traumgesicht verheißen hat: „Durch Mitleid wissend, der reine Thor, harre sein, den ich erkor!" Nachdem die Knappen in großer Ergriffenheit den Spruch wiederholt haben, belebt sich die Scene, und nicht nur dramatisch, sondern auch musikalisch, insofern das Auftreten des von zahlreichen Rittern umgebenen Parsifal, der einen heiligen Schwan erlegt hat, eine hübsche „Lohengrin"-Erinnerung im Orchester mit sich führt. Parsifal wird zur Erkenntniß seiner Schuld gebracht; er zerbricht seinen Bogen und wirft die Pfeile von sich; aber er weiß nicht, wie er heißt und woher er kommt, nur der Name seiner Mutter, Herzeleide, ist ihm geläufig. Aus den Gesprächen mit Kundry erfahren wir, daß der „thörichte Knabe" ein Sohn des Königs Gamuret und einer Prinzessin sei. Um ihn dem Ritterdienst zu entziehen, welcher Gamuret's frühen Tod verschuldet hat, zog Herzeleide ihren Sohn unkundig der Welt in einem Walde auf, bis er geharnischte Männer vorbeireiten sah, denen er es gleichthun und ihnen folgen mußte. Kundry erzählt Parsifal, daß seine Mutter aus Schmerz über die Trennung von ihrem Kinde gestorben sei; darüber geräth er zuerst in heftige Wuth, dann in ohnmachtähnliche Schwäche, aus der er sich erst allmählich erholt. Amfortas wird aus dem Bade wieder in die Burg zurückgetragen und Gurnemanz faßt den Entschluß, den Jüngling, in welchem er den verheißenen Retter vermuthet, zum Gral zu führen. Den Scenenwechsel hat Wagner durch eine prächtige Wandeldecoration sehr geschickt ausgeführt. Indem sich die Prospecte unmerklich von links nach rechts schieben

und Gurnemanz mit Parsifal die Bewegung des Schreitens macht, verschwindet der Wald, es öffnen sich Felsenwände, aufsteigende Gänge werden sichtbar, man erblickt Ansätze zur Säulenarchitektur. Nur versah man es schließlich darin, daß der Hintergrund plötzlich in die Tiefe sank und das Bild der dreischiffigen Kuppelkirche vor uns stand, während wir annahmen, daß sich dasselbe gleichfalls allmählich durch seitliche Verschiebung der Decoration entwickeln würde, wodurch die Täuschung eine vollkommene gewesen wäre. Das Arrangement dieser Scene war genau so, wie es Wagner in seinem Texte angegeben hat: „Auf beiden Seiten des Hintergrundes wird je eine große Thür geöffnet. Von rechts schreiten die Ritter des Grals in feierlichem Zuge herein, und reihen sich unter dem folgenden Gesange nach und nach an zwei überdeckten langen Speisetafeln, welche so gestellt sind, daß sie, von hinten nach vorn parallel laufend, die Mitte des Saales frei lassen; nur Becher, keine Gerichte stehen darauf. Durch die entgegengesetzte Thür wird von Knappen und dienenden Brüdern auf einer Tragsänfte Amfortas hereingetragen: vor ihm schreiten Knaben, welche einen mit einer purpurrothen Decke überhängten Schrein tragen. Dieser Zug begibt sich nach der Mitte des Hintergrundes, wo, von einem Baldachin überdeckt, ein erhöhtes Ruhebett aufgerichtet steht, auf welches Amfortas von der Sänfte herab niedergelassen wird; vor demselben steht ein altarähnlicher länglicher Marmortisch, auf welchen die Knaben den verhängten Schrein hinstellen." Das Bild, das sich hierdurch ergibt, ist poetisch, musikalisch und scenisch das Schönste und Ergreifendste, was im „Parsifal" überhaupt enthalten ist, und bildet eine reife, schmackhafte Frucht voll Süße und gesunder Labung für jeden empfänglichen Sinn. Während das Glockengeläute in schweren, wuchtigen Accorden von der Kuppel herabtönt, bilden sich drei Chöre: durch die Gralritter, welche in rothen Mänteln mit dem Schwanenzeichen um den todkranken König im Unterraum der Kirche versammelt sind, durch die Jünglinge, welche in mittlerer Höhe, und die Knaben, die ganz oben in der Kuppel ihre Weisen erschallen lassen. In dieser mit sorgfältiger Berechnung der Klangwirkung vorgenommenen Abstufung ziehen uns die Chöre mit unwiderstehlicher Kraft in das Geheimnißvolle und Erhabene hinein. Es sind tiefe, heilige Empfindungen, denen die Musik Ausdruck verleiht; keine dogmatische Engherzigkeit trübt uns den Genuß, und wir geben uns gern der Vorstellung hin, daß ein Hauch des Ewigen uns berühre. Waren auch die Glockeninstrumente bei der Aufführung nicht ganz richtig abgestimmt, so wirkte doch die Todessehnsucht des Amfortas, der den Gral nicht enthüllen will, weil er, wenn er seinen Anblick genossen hat, nicht sterben kann, das Verheißungsmotiv der Knaben: „durch Mitleid wissend, der reine Thor", und die Abendmahlsfeier als solche mächtig zusammen. Der höchste Eindruck, welchen die Kunst überhaupt auszuüben vermag, uns so weit über uns selbst zu heben, daß wir unserer Umgebung völlig entrückt scheinen, ist diesem Actschluß in hohem Grade eigen.

Der zweite Aufzug führt in Klingsor's Zauberschloß, das angefüllt mit geheimnißvollen Werkzeugen und nekromantischen Vorrichtungen uns den Zauberer und seine Dienerin Kundry zeigt. Er zwingt letztere, Parsifal zu sinnlicher Lust zu entflammen, damit er unfähig sei des Grals Ritter zu werden und den Speer

zu gewinnen. Dann verwandelt sich die Scene in einen Garten voll üppiger, duft- und blütenreicher Rosen, Gewächse und Schlingpflanzen, die in berauschendem Durcheinander die Bühne erfüllen. Aus ihm treten Blumenmädchen hervor, die ihre Gewänder der sie umgebenden Vegetation nachgebildet haben und erschreckt seufzen und klagen, weil ihre Ritter durch den die Burg erklimmenden Parsifal besiegt worden sind. Als sie gewahr werden, daß der Held ihnen nicht wehe thun will, gehen sie in ein verführerisches Kosen und Necken über. Ein holdes Spiel der Eifersucht beginnt, jede trägt ihm ihre Liebe an und will ihn der andern abspenstig machen; diese eilen in die Laube und treten aus ihr vollständig in Blumen verwandelt wieder hervor, jene versuchen es ihnen nachzuthun, und während sich der unerfahrene Jüngling vor ihrem stürmischen Begehren nicht zu bergen weiß, schlingen sie reizende Reihen um ihn und vereinigen ihre dreißig Stimmen zu einem allerliebsten Satz: „Komm! Komm! Holder Knabe!“ in As-dur, der in seiner blühenden Frische und graziösen Abwechselung zwischen Einzelstimmen und Chorgesang von höchster Schönheit ist. Hier ist der alte Wagner wieder einmal jung geworden; statt des grauen Gespinstes der Reflexion, das sich über ganze Scenen des „Parsifal“ legt, rinnt hier das gesunde Leben in Purpurströmen dahin. Die kleine Scene ist wie ein Zehrpfennig, den wir auf eine weite Reise voll Mühe und Entbehrung mitbekommen; denn der gleich darauffolgende Auftritt zwischen Kundry und Parsifal gehört zu den Nüssen, die selbst manchem geaichten Wagnerianer zu hart sein werden. Kundry hat sich in ein jugendliches Weib von höchster Schönheit verwandelt und sucht das Blut des Jünglings durch immer stärker wirkende Reizmittel in Wallung zu bringen. Sie erinnert ihn an seine erste Jugend, verspricht ihn die Liebe kennen zu lehren, und drückt ihm einen langen glühenden Kuß auf die Lippen. Da erinnert er sich des Verderbens, in welches Amfortas durch die Sinnlichkeit gestürzt worden ist, und seiner Mission, der Wiedergewinnung des Speeres, die Seelenreinheit von ihm verlangt, und er stößt Kundry weit von sich weg. Nun beginnt jene Entwickelung Parsifal's zum Welterlöser, für welche es uns an jeglichem Verständniß fehlt, obwol ihr eine höchst eingehende Motivirung und Erläuterung zugewiesen ist. Aber diese Scene hätte noch viel weiter ausgesponnen sein können, und wir würden ihre Metaphysik doch nicht verstehen. Für unsern Geschmack zerbröckelt sie einfach durch die reflectirende Art, in welcher Wagner ununterbrochen neue Lichter der Charakteristik aufsetzt und dadurch den breiten Strom der Leidenschaft gleichsam in hundert kleine Kanäle ablenkt. Hier bedeutet ein einziger Kernschuß mehr als das unaufhörliche Kleinfeuer in der Nuancirung und Ausmalung der Situation. Ueber den musikalischen Werth des Auftritts macht Eduard Hanslick in der „Neuen Freien Presse“ einige ausgezeichnete Bemerkungen: „Der Anfang von Kundry's Erzählung: «ich sah das Kind» — gottlob diesmal nicht das «zullende Kind» — läßt sich schlicht und sangbar an, eine der verheißenden Melodienknospen, wie sie bei Wagner nicht selten hervorlugen, um nur zu rasch vor ihrem Aufblühen wieder abgebrochen zu werden. Von da an versteigt sich die Composition immer höher in forcirtes Pathos. Jeden Augenblick droht dem Componisten der Athem auszugehen. Wer hier seine Leitmotive nicht auswendig weiß, bleibt rath-

los vor dem brausenden Gischt des Orchesters, und wer sie weiß, wird dadurch nicht viel glücklicher. Denn es ist eine schwere Zumuthung an uns, alle die unmotivirten furchtbaren Stimmungswechsel mitzumachen, in welchen nun Parsifal und Kundry die ganze lange Scene hindurch geschleudert worden: aus langweiliger Erzählung in sinnliche Glut, aus dieser in religiöse Ekstase und immer auf der Flucht vor allem, was musikalisch schön und maßvoll ist. In Wagner's Musik haben sich gerade für solche Scenen äußersten leidenschaftlichen Ausdrucks gewisse stehende Phrasen ausgebildet, die heute fast zur Manier erstarrt sind. Ich weiß, daß die geschworenen Wagnerianer diese stehenden Phrasen, diese Manier für Naturlaute der tiefsten Empfindung halten und die große Scene zwischen Kundry und Parsifal als das Höchste preisen werden, was der Meister je geschaffen. Es kommt eben auf den Standpunkt an. Mir erscheint die ganze Scene im tiefsten Grunde unwahr, die Musik äußerlich glühend, innerlich kalt, gebackenes Eis." Da alle Verführungskünste Kundry's sich an dem reinen Jünglingsherzen Parsifal's als machtlos erweisen, schleudert Klingsor den Speer auf ihn; allein die Waffe bleibt über dem Haupte des Helden schweben; dieser erfaßt sie und macht mit ihr das Zeichen des Kreuzes. „Wie durch ein Erdbeben versinkt das Schloß; der Garten verdorrt zur Einöde; die Mädchen liegen als verwelkte Blumen am Boden umhergestreut", heißt es im Texte. Ein nach unserm Urtheil äußerlicher und überflüssiger Bühneneffect, der diesen Act mit seinem vorausgegangenen Decorationspomp hart an die Grenze jener Ausstattungsstücke rückt, deren Vorführung sich das berliner Victoriatheater zur Specialität erkoren hat.

Der dritte Act lenkt wieder in die Einfachheit, Weihe und Erhabenheit des ersten ein und ermüdet nur durch seine unendliche Länge und die Wiederholung derselben Mittel, die wir bereits im ersten Drittel des Dramas kennen gelernt haben. Jahre sind dahingeflossen; in der Gralsburg herrscht helle Verzweiflung; Amfortas begehrt immer dringender den Tod. Da er den Gral nicht mehr enthüllt hat, ist sein Vater Titurel gestorben und die Ritter müssen sich von „gemeiner Atzung" nähren. Da bringt an einem Charfreitag Parsifal, der lange umhergeirrt war, den Speer zurück, er erscheint Gurnemanz und Kundry als ein Gottmensch, während er für die Zuschauer nichts gethan hat, um diese Idealisirung zu verdienen. Er läßt sich an dem heiligen Quell nieder; Kundry nimmt ihm die schwarze Rüstung ab, sodaß er im schneeweißen Gewande um so mehr zu einem Christus erhoben erscheint, als Gurnemanz ihm das Haupt salbt, während das Weib ihm die Füße wäscht. Der Heiland mit Johannes dem Täufer und Magdalena in einer Gruppe! Ja, wenn sie es nur wirklich und nicht nur untergeschobene Personen wären, die man für etwas ganz anderes nehmen soll, als sie in Wahrheit sind. Wir haben nichts gegen das Erwecken religiöser Empfindungen, gegen das Verherrlichen des christlichen Glaubens durch die Bühne; nur verfahre man als ehrlicher, aufrichtiger Künstler, der die Dinge beim rechten Namen zu nennen liebt. Wir wissen, daß Richard Wagner vor vielen Jahren den Plan zu einem Christusdrama entworfen hatte. Ihn auszuführen mochte selbst dem Kühnen als zu kühn erschienen sein; nun sollte ihm der „Parsifal" eine Gelegenheit bieten, wenigstens den Stimmungsgehalt der Erlösungsscene durch

Uebertragung auf menschliche Verhältnisse künstlerisch zu retten. Darum diese ganz falsche Idealisirung einer schwächlichen, uninteressanten Knabennatur ohne Kraft und Saft, dieses Spielen und Kokettiren mit Heilandssymbolen, als ob diese Dinge, mag man im übrigen glauben was man will, nicht viel zu ernst wären, um zu einer religiösen Maskerade verwendet zu werden! Wahrheit und Aufrichtigkeit verlangen wir von jedem Künstler. Wer den Muth und die Gabe hat, Christus auf die Bühne zu bringen, mag es thun; wer es nicht wagt oder nicht kann, soll es lassen; aber einen „reinen Thoren" ohne Größe und Eigenart zum Heiland hinaufidealisiren zu wollen, hat etwas Krankhaft-Gespreiztes, das jedem gesunden Empfinden widerstrebt. Nachdem Kundry durch Parsifal die Taufe erhalten hat, schreiten sie mit Gurnemanz zur Gralsburg. Es sollte hier dasselbe Princip der Wandeldecoration wie im ersten Act angewendet werden; doch stellte es sich heraus, daß die Maschinen des Theatermeisters längere Zeit gebrauchten, als ihnen die Musik Wagner's gewährte. Daher schloß sich der Vorhang über der heiligen Quelle, um sich über den Gralsrittern bei der Leichenfeier Titurel's wieder zu öffnen. Trauerchöre erschallen, man verlangt endlich den lange entbehrten Anblick des Grals; aber Amfortas weigert sich, den Drängern nachzugeben, und begehrt im höchsten Schmerzenswahnsinn den Tod, als Parsifal eintritt, um durch das Anlegen der Spitze die Heilung des Kranken zu bewirken und die segenbringende Schale als Hüter in seine reinen Hände zu nehmen. Der Gral erglüht im herrlichen Glanze, über dem Haupte Parsifal's schwebt eine Taube, Kundry fällt entseelt zu Boden. Kaum hörbar erschallt aus der mittlern und obersten Höhe der Chor: „Höchsten Heiles Wunder, Erlösung dem Erlöser!" Wagner schwelgt hierbei wieder in den berauschendsten Orchesterfarben, die ihre Wirkung nicht verfehlen, so oft sich die einzelnen Motive auch wiederholen. Es ist alles in Glanz, Duft und Farbe getaucht, und das majestätische Bild prägt sich als Schlußeffect unauslöschlich unserer Phantasie ein.

Die scenische Ausführung des Bühnenweihfestspiels verdient das höchste Lob, wobei wir zunächst an die für uns maßgebende erste Patronatsaufführung denken. Hr. Reichmann war ein ganz ausgezeichneter Vertreter des Königs Amfortas und verkörperte schon in seiner Erscheinung die einander kreuzenden Empfindungen physischer und seelischer Qual in vollendeter Weise. Aber auch das Kunststück, die natürliche Gesundheit des Tones charakteristisch in der Weise umzugestalten, daß er als Ausdruck eines tiefen Leidens erscheint, gelang ihm musterhaft. Neben ihm gewann Hr. Scaria aus Wien einen ersten Preis in der Rolle des alten Gurnemanz. Hier paßte die Erscheinung zur Geberde, die Geberde zum Ton, der Ton zum Worte in einer Weise, die ein lebensvolles Bild des „greisenhaft rüstigen Mannes", wie Wagner sagt, entstehen ließ. Die natürliche Wärme des Tones, die ausgezeichnete Aussprache thaten dabei ihre besten Dienste. Eine außerordentliche Leistung bot Frau Friedrich-Materna als Kundry, welche ein Aeußerstes an musikalischer und dramatischer Kraft erfordert: das wilde, heidnische Weib im ersten, die Verführerin im zweiten, die büßende Magdalena im dritten Act, alles war sicher und doch wieder maßvoll ausgestaltet. Die Stimmen der Herren Kinder-

mann und Hill als Titurel und Klingsor wurden in gleicher Weise den dramatischen wie den musikalischen Anforderungen der Partien gerecht.

Von der Titelrolle, die Hr. Winkelmann sang, sprechen wir zuletzt und mit dem Gefühl der Ueberzeugung, daß sich diese Partie niemals mit den großen idealen Charakteren wird vergleichen lassen, die Wagner vom Fliegenden Holländer bis zu Siegmund und Siegfried geschaffen hat. Wer es mit angesehen hat, wie der Held dieses Dramas, der lauter passive Eigenschaften, wie Reinheit und Thorheit, besitzt, in kindischer Befangenheit, ohne ein Wort zu sprechen und eine Bewegung zu machen, eine halbe Stunde der Gralsfeier gegenübersteht und endlich von Gurnemanz mit den Worten „Laß du hier künftig die Schwäne in Ruh' und suche dir Gänser die Gans" höchst unsanft zur Thür hinausgestoßen wird, muß ohne weiteres zugeben, daß Wagner bei der Conception dieser Figur an die Gesetze der Bühnenoptik nicht mehr gedacht hat. Welche Heldenthaten müßte Parsifal vollführen, damit wir den Raub, den er an unserer Sympathie begangen hat, vergessen könnten! Statt dessen sehen wir ihn dem Verführungszauber schöner Mädchen widerstehen, den Speer gewinnen und schließlich, wider alles Hoffen und Erwarten, die Rolle des Heilands spielen. Das mag sehr geistreich und moralisch sein, es ist aber auch ebenso gekünstelt und uninteressant. Wir geben zu, daß man sich einen geistvollern Sänger als Hrn. Winkelmann denken kann, der zwar eine sehr schöne, kraftvolle Stimme, aber eine nur geringe dramatische Begabung besitzt; aber selbst ein Genie wie Niemann würde, wenn er der Partie irgendwelche Bedeutung verleihen sollte, dieselbe nur sich selbst, nicht dem Werke entnehmen können.

Da nach den beiden Patronatsaufführungen am 26. und 28. Juli noch 14 öffentliche Aufführungen beabsichtigt waren, hatte man die größern Rollen doppelt und dreifach besetzt. So alternirten die Herren Jäger und Gudehus mit Hrn. Winkelmann als Parsifal, Frl. Brandt und Frl. Malten mit Frau Friedrich-Materna als Kundry, Hr. Siehr mit Hrn. Scaria als Gurnemanz, Hr. Fuchs mit Hrn. Hill als Klingsor. Der Chor der Blumenmädchen und die Solostellen in demselben wurden von 30 Damen gesungen. Bei den dreifachen Chören in der Gralsburg sangen 30 Herren die Ritterstimmen, 12 Damen und 18 Herren die Stimmen der mittlern Höhe und 50 Knaben die Stimmen in der Kuppel. Hrn. Levi's glänzender Führung des Orchesters haben wir schon gedacht; ihn vertrat einigemal Hr. Franz Fischer aus München. Die scenisch-technischen Arbeiten rührten von Hrn. Karl Brandt in Darmstadt her und wurden nach dessen im December 1881 erfolgten Tode von seinem Sohne Fritz mit bestem Erfolge weiter geführt. Die Wandeldecorationen stammten aus dem Atelier der Gebrüder Brückner in Koburg, die choreographischen Leistungen wurden von dem dessauer Balletmeister Hrn. Fricke ausgeführt, während Hr. Paul von Joukowsky die Entwürfe der Walddecorationen, des Innern der Gralsburg, des Zaubergartens, der Blumenau sowie sämmtlicher Costüme und Requisiten besorgt hatte.

Sollen wir noch ein Schlußwort über den Eindruck sagen, den der „Parsifal" auf uns gemacht hat? Für die geistige Arbeit und Rüstigkeit Wagner's konnte

kein vollgültigerer Beweis als dieses Werk beigebracht werden, aber ebenso wenig fehlt es ihm an den Spuren des Alters und einer unermüdlichen Redseligkeit. Wagner wird als Greis immer weiter ins Ideale und aus diesem ins Mystische hineingedrängt, das sich künstlerisch nicht mehr rein auflöst, und neben dem das menschlich Reale gar keinen Platz hat. Der Ausdruck des Weihevollen und Geistigen gelingt ihm noch in genialer und ganz unvergleichlicher Weise; wo er aber starke natürliche Leidenschaften, dämonischen Haß oder glühende Liebe, wie in Klingsor und Kundry, ausdrücken will, versagen ihm die Farben, die er früher so reichlich auf der Palette hatte. Die Wagnerianer werden sagen, ihr Meister sei ein Gott und könne sich zu blos menschlichen Empfindungen nicht mehr herablassen. Für uns hat die musikalische Erfindung im „Parsifal" den Nullpunkt, die technische und instrumentale Verfeinerung den Höhepunkt erreicht. Selbst wenn wir die „Nibelungen-Tetralogie" heranziehen, in welcher nach unserm Gefühl das Genie Wagner's bereits ganze Acte hindurch pausirt, so sind doch ihre Haupttrümpfe, der erste Act der „Walküre", der Walkürenritt, Wotan's Abschied von Brunhilde, Siegfried's Waldweben und der letzte Act der „Götterdämmerung" ohne Analogie in dem neuen Werke. Je mehr die sinnliche, Gestalten schaffende Phantasie Wagner's abnimmt, desto begehrlicher treibt sein Geist dem Unendlichen, gleichsam dem luftleeren Raume entgegen. Das ist die nothwendige Consequenz der einmal durch ihn eingeschlagenen Richtung. Als individuelle Leistung einer Ausnahmenatur erfüllt uns auch „Parsifal" mit Bewunderung; daß es aber auf diesem Wege keinen weitern Schritt mehr gibt, daß die Luft bereits so dünn geworden ist, wie es kaum noch ein Mensch ertragen kann, darf sich niemand verhehlen. Der nächste große Componist nach Wagner wird sicherlich das titanische, den Himmel stürmende Schaffen des Mannes nicht fortsetzen, sondern die frühlingsblühende, lachende Erde mit schlichter Kunst und naiver Freude wiederzugewinnen suchen.

Reiseskizzen aus Südamerika.

Von

Franz Engel.

I.

Auf dem Maracaibosee.

Nach mehrjährigen erbitterten Kämpfen gegen die Urbewohner des Landes gelang es dem Kapitän Alonzo Pacheco, in „Klein-Venedig" (Venezuela) der Neuen Welt festen Fuß zu fassen; im Jahre 1571 gründete er an Stelle der ersten kleinen unbeschützten Lagerhütten eine feste Stadt, welche er in Hinblick auf deren Ursprung und Abstammung und als abhängige Tochter des gebietenden Mutterlandes mit dem heimischen Namen Nueva Zamora benannte. Die fremde Zwingburg selbst blieb zwar ungebrochen, aber den fremden Namen duldete die bezwungene Lagune nicht; sie spülte ihn hinweg und übertrug dagegen ihren eigenen Namen auf die neue Gebieterin und das ganze bezwungene Land; Nueva Zamora erlosch, Maracaibo lebte fort. So blieb unter dem Banner des mächtigen Weltreiches, in welchem die Sonne nicht mehr auf- und unterging, wenigstens der Name des braunen Lagunenherrschers von Bestand und lebte das Andenken an das Volk, über welches sein eiserner Schritt zermalmend hinweggegangen, in dem „letzten Kaziken von Maracaibo" fort.

Die Stadt Maracaibo, unter 10° 41′ 6″ nördl. B. und 74° 6′ westl. L. von Paris an einer kleinen Bucht des Sees von Maracaibo gelegen, bietet der die Meere durchfurchenden Welthandelsflotte den denkbar besten Hafen der Welt; der schmalen, doch tiefen Hafenbucht theilt sich der hohe Wogengang, welcher den äußern Meerbusen fast immer, den innern See nur von Zeit zu Zeit bewegt, niemals oder doch kaum merklich mit; außer diesen Vorzügen einer ruhigen, unbewegten Oberfläche und eines sichern, festen Ankergrundes, welche der Süßwasserhafen der Schiffahrt gewährt, würde derselbe, seines tiefen Wasserstandes wegen, auch für die größten Handels- und Kriegsschiffe schiffbar sein, wenn nicht der heftige Strom in dem schmalen Kanal, der den Golf mit dem See verbindet, und veränderliche, das Fahrwasser gefährdende Untiefen innerhalb desselben ihr Einlaufen verhinderten. Dieser Durchfahrtskanal, Barra genannt, mit seinen Untiefen, den Bajos del Tablázo, bildet das einzige, aber unüberwindliche Hinderniß, welches sich der unbeschränkten Schiffahrt auf dem Maracaibosee entgegenstellt und seinen ausgezeichneten Hafen den Schiffen größern Tiefganges verschließt.

Die Barra, ein schmaler Kanal von nur 1900 Ellen Breite, ist aus jenen Gründen nicht ohne Lootsen und nur mit großer Behutsamkeit und vollkommener Kenntniß des Fahrwassers zu durchfahren; bei Nacht und mit eintretender Ebbe verbietet sich die Durchfahrt überhaupt, und das Auslaufen ist den Schiffen noch weit gefährlicher als das Einlaufen, weil sie alsdann noch gegen den Wind zu segeln haben; Fahrzeuge über 10 und 12 Fuß Tiefgang gerathen in der Barra nicht selten auf den Grund; ihr Wasserstand beträgt bei Hochwasser 15, in der Regenzeit 17 englische Fuß, sodaß nur Schiffe mittlerer Größe von 9, 10 und 12 Fuß Tiefgang sich flott erhalten können; eine vollkommen sichere Ausfahrt gewähren besonders die kleinen Dampfer der Hamburg-Amerikanischen Packet-Actien-Gesellschaft, welche zwischen Maracaibo und der Insel Curaçao fahren. Durch beständige Baggerung und Anlage fester Werke könnte vielleicht auch die Barra regulirt und somit der vorzügliche Binnenhafen allen, auch den tiefstgehenden Fahrzeugen zugänglich und zu einem vollkommen geschützten, gegen Stürme und feindliche Ueberfälle gleich festen Flottenbollwerk gemacht werden. Freilich hat das Landesregiment, das aus einem dauernd embryonalen Zustande und dem der ewigen Häutung niemals herauskommt, für solche hausbackenen Alltagsinteressen nicht Zeit, noch Geld, noch Geschmack, da seine genialen Staatswürdenträger, Generale und Obersten ein ruhmvolleres Feld für ihre Thaten, die Arena der hohen Politik begehren.

Der See von Maracaibo ist 700 Quadratleguas (393 deutsche Quadratmeilen) groß und steht durch den 540 Quadratleguas großen Meerbusen mit dem Antillenmeere in Verbindung; der Einfluß des salzigen Meerwassers macht sich bis Maracaibo und weiter hinaus, über die ganze Halsenge des Süßwassersees geltend, mehr bei Nordwind, weniger bei Südwind; dennoch ist die Stadt mit ihrem Trinkwasser allein auf den See angewiesen, obschon dessen Wasser hier brackig schmeckt, bei den herrschenden nördlichen Winden im März und April aber fast ungenießbar ist; die wohlhabendern Häuser fangen das Regenwasser in tiefen, kühlen Cisternen auf oder erstehen das Trinkwasser käuflich. Nach der Durchfahrt durch die Barra am südlichen Ende des Golfes gelangt das Fahrzeug — an San-Carlos, einer noch von den Spaniern erbauten Festung, und der mit hohen Mangroven bewachsenen, malerischen Insel Toas vorübergleitend — in den Süßwassersee, und darauf etwa nach einer halbtägigen Fahrt in den Hafen von Maracaibo; zwischen San-Carlos und Punta de Palmas, einer langgestreckten Landzunge, deren Spitze mit herrlichen Cocospalmen gekrönt ist, wühlt der Kiel des Schiffes in dem schlammigen Grunde der Bajos del Tablázo oft einen langen schmuziggelben Wasserstreifen auf; daher der Name Tablázo, d. h. Schlag oder Stoß. Die gegenüberliegenden Ufer bilden bis südlich über Maracaibo hinaus vergleichsweise einen engen Flaschenhals, bis sie bei Punta Icotéa zurücktreten und der See sich fast plötzlich zu dem Bauche der Flasche, einer meerartigen Fläche ausbreitet.

So arm und öde die westlichen Seeufer in der Umgebung von Maracaibo sind, so reich und üppig entfaltet sich die Tropenvegetation an den südlichen Gestaden, rings vom Osten bis zum Westen; eine Menge tiefeinschneidender Buchten, namentlich im Süden, sammelt die zahlreichen Gewässer, welche von der Wasser-

scheide: den Gebirgszügen von Perijá und Ocáña im Westen, denen von Mérida und Trujillo im Süden und denen von Jirajara und Empalado im Osten, dem mächtigen, an 4000 Quadratleguas großen Strombecken zufließen. Dichter Urwald füllt das tiefe Thalbecken aus und tritt mit seinen wogenden Baumkronen dicht an die heißen, Fieber und Insekten brütenden Seegestade heran und über die sumpfigen Vorufer hinaus noch weit in die Fluten des Sees hinein; Wasser- und Sumpfvögel beleben in zahlreichen Schwärmen die stillen Buchten und schwimmenden Blattriesen; Möven rudern durch die linden, blauen Lüfte und Scharen von geschwätzigen Papagaien ziehen, schillernden Wolken gleich, über die grüne Laubflut hin, aus deren dunkeln Tiefen grollend das dumpfe Geheul der Brüllaffen und in nächtlicher Stille summend das geschäftige Treiben der vieltausendlebigen Insektenwelt herübertönt; über das grüne Waldmeer aber steigt in duftiger Bläue die lange Kette des Gebirges auf, mit ihren Páramos und ewigen Schneegipfeln im lichten Aether schwimmend und verschwimmend und aus traumartigen Fernen über Wald und Wasser niederblickend.

Nach der Einfahrt in den See, während welcher die Mannschaft unausgesetzt wach und thätig erhalten wird, legen Lootsen und Matrosen wieder gemach die Hände in den Schos. Tage- und wochenlang gestalten sich die Seereisen in den tropischen Gewässern gleichmäßig still und friedlich; der Küsten- und Binnenschifffahrt treten keine besondern Schwierigkeiten in den Weg; den Verkehr zwischen den Küstenhäfen und zwischen Festland und Inseln vermittelt ein offenes Segelboot vielleicht ebenso gefahrlos, wie ein vollständiges Schiff, wenn auch in der heftig geschaukelten, kleinen Nußschale den tückischen Meergeistern schwerer geopfert werden muß als auf den großen Wogenbrechern. Meer- und Küste jener Regionen sind vorherrschend von Ostwinden bestrichen, die von 2—7 Uhr morgens frischer ansetzen, dann nachlassen und bis um 11 Uhr eine Richtung aus Südost oder Süd nehmen; alsdann dreht sich der Wind und weht aus Norden und Nordost. Nach diesen festen Windumläufen regelt sich die ganze Schiffahrt. Die kleinen Segelschiffe, welche die Verbindung zwischen den Stapelplätzen der Lagunenufer vermitteln, laufen aus dem Hafen von Maracaibo immer mit anbrechendem Abend aus, weil um diese Zeit die leichte Nordbrise anhebt, welche den größten Theil des Jahres als frische Seebrise über die Stadt weht und nach der Glut des Tages Stärkung und Erfrischung bringt; in den Monaten Juli und August aber weht die Brise aus Süden und führt dann die schwüle, drückende Luft und die schädlichen Gase und Miasmen der Sumpfwälder mit sich. Die Fahrzeuge verlassen den Hafen meistens unbefrachtet, oder nehmen eine leichte Fracht an getrocknetem Fisch und Fleisch, großen runden Ziegenkäsen, Salz, Fett, Manufactur- und Kramwaaren, leeren Säcken und Fässern u. dgl. an Bord, um dagegen die an den Stapelplätzen aus allen Richtungen des Binnenlandes aufgespeicherten Bodenproducte: Zucker, Sirup, Kaffee, Cacao, Droguen, Bau- und Farbhölzer u. s. w. als Rückfracht einzunehmen; gewöhnlich legen sie — bei normalem Verlaufe der Fahrt — den Weg zwischen den einzelnen Verbindungspunkten der Lagune in 24 Stunden zurück; längere Zeit gebrauchen sie, wenn sie die Stapelplätze an den größern, schiffbaren Zuflüssen in den See aufsuchen.

Zwei Hauptströme sind es, welche die Schiffahrt aus dem See aufnehmen und weiter führen an die Stapelplätze des Binnenlandes; beide münden im Südwesten aus und durchfließen das ausgedehnte, fruchtbare flache Land von Zulia. Der Rio Catatumbo, der längste Wasserweg, welcher aus dem Gebirge von Ocáña, der Nachbarrepublik Colombia, kommt, verbindet gemeinsam mit dem Rio Zulia, welcher von Süden her sich mit dem untern Catatumbo vereinigt, das Gebiet von Cúcuta in Colombia mit dem Maracaibosee; der Strom trägt die größten Fahrzeuge der Lagune ungehindert bis an den Gabelungspunkt der beiden Flüsse, wo in dem Hafen La Horquéta, der Gabel, die Schiffahrt von kleinern Fahrzeugen aufgenommen wird. Der andere, vom Süden herfließende Wasserweg, der Rio Escalante, erschließt das fruchtbare und reich cultivirte Land von Zulia, welches Maracaibo hauptsächlich den Tisch deckt, und ist bis San-Carlos del Zulia, kurzweg Zulia genannt, schiffbar, wo der Landweg aufgenommen wird, der in das Hochland von Mérida führt. Auch der Rio Motatán, der von Osten her der Lagune zufließt, muß als fahrbare Wasserstraße genannt werden. Die schiffbare Strecke dieser Flüsse in ihrem untern Laufe, der ein sehr geringes Gefälle hat und ein Terrain durchschneidet, welches in der Regenzeit weit und breit überschwemmt liegt, beträgt zwischen 25 und 40 Leguas stromauf.

Die Fahrzeuge, welche aus dem See in den Strom einfahren, brauchen eine stärkere Bemannung als jene, welche das Fahrwasser der Lagune nicht verlassen, wo Wind und Segel die bewegende Kraft allein ausüben; die Stromfahrt aber legt eine harte Arbeit auf; die vielen Krümmungen des Stromes und die von mächtigen Waldbaumkronen überwölbten Ufer machen Wind und Segel auf dem Strome nutzlos; somit ist die bewegende Kraft allein in die schiebende Schulter der Bootsknechte gelegt, und viel sauerer Schweiß träuft auf die Ruderstangen nieder. Auf dem Lande lassen sich wegen der unzugänglichen, dichtbewaldeten, sumpfigen und wildverwachsenen Ufer keine lebendigen oder mechanisch wirkenden Zugkräfte anbringen; Dampfschlepper aber haben das heilige Schweigen der Natur bisher noch nicht mit ihrem profanen Maschinengekreisch und Kohlenrauch entweiht; sie dürften auch schwerlich früher den heiligen Frieden stören und in Dienst genommen werden können, bevor nicht eine Regelung der Stromläufe und die Zähmung der wild und eigenmächtig daherbrausenden Wald- und Berggewässer ins Werk gesetzt sein wird; gegen solche Entheiligung aber und Eindämmung der berechtigten Eigenthümlichkeiten werden die jugendkräftig und übermüthig daherspringenden Wald- und Berggesellen noch lange sichergestellt sein; denn die res publica sinnt in ihres eigenen Busens Sturm und Drang nicht auf solch gewaltthätiges Beginnen.

So ruhig auch der See sich meistens dehnt, und so willig auch das Fahrzeug, von den immer gleich regelmäßig einfallenden Winden durch das glitzernde, leichte Wellengekräusel getrieben, seinem Steuerruder gehorcht, sodaß die müheloſe, bequeme Schiffahrt den Lagunenfahrern spöttisch den Spitznamen „Süßwassermatrosen" eingetragen hat, so hat der See doch auch seine Launen und sein besonderes Fahrwasser, welche genau gekannt sein wollen und dem Süßwassermatrosen nicht selten recht arg zu schaffen machen. Schwere, von Regen, Blitz und Donner begleitete

Winde, Chubascos genannt, sausen fast plötzlich mit heftigen, gefährlichen Stößen über die ebenso schnell aufgewühlte Lagune hin und drohen dieser plötzlichen Ausbrüche halber, wenn sie das Fahrzeug unerwartet ereilen und an Flucht und Zuflucht hindern, mit ernsten Gefahren; sie arten oft zu heftigen Stürmen und Wirbelwinden aus, und auch Wasserhosen ziehen nicht selten mit ihren gefährlichen Wirbeln über den See dahin, sodaß der Patron des Schiffes alle drohenden Zeichen und Merkmale vorsichtig ins Auge zu fassen hat, um rechtzeitig eine schützende Bucht und Zuflucht aufzusuchen und die wirbelnden Wasser und Winde, sicher geborgen, an sich und über sich vorüberziehen zu lassen. Schnell aber, wie die Unwetter sich einstellen, schwinden sie auch gewöhnlich wieder; noch einige Zeit wogt der See in wilder Erregung nach, dann dehnt er sich ruhig wie zuvor, und ruhig auch liegt das Ruder wieder in der Hand des Steuermannes.

Sobald das Fahrzeug aus der Halsenge in die offene, meerartige Fläche des Süßwassersees hinaustreibt, leuchten und blitzen ihm aus dem Süden die Fuegos oder der Farol de Maracaibo — die Feuer oder die Laterne von Maracaibo — entgegen, welche der Schiffahrt, einem Leuchtfeuer gleich, als feste, unveränderliche Richtzeichen dienen; es sind das prachtvolle Lichterscheinungen, welche allnächtlich wiederkehren und ihren festen Stand über den waldbedeckten, sumpfig-heißen Zulianiederungen, unfern der Stromgabelung zwischen Catatumbo und Zulia haben; mächtige Feuergarben schießen unter beständigem Wechsel leuchtenden Aufflammens und tiefster Dunkelheit nach allen Richtungen auf; es scheint dort über den überschwemmten, namentlich vom August bis October unerträglich heißen Sumpfniederungen eine concentrirte elektrische Materie festzustehen, welche sich unter beständigem Blitz und Donner entladet; treten die Fuegos besonders lebhaft auf, so gelten sie als Verkünder von Unwetter.

Mit den Winden, welche aus jenen Waldebenen herüberwehen, werden oft ganze Wolken von Mosquitos, die sich über den Sümpfen und Gewässern ansammeln, fort und weit bis in den See hinein getrieben. Ueber den offenen, von den Luftströmungen bestrichenen Gewässern haftet diese Geisel der Tropen nicht; desto unerträglicher aber sucht sie die ungelüfteten Fluß- und Seegestade, namentlich die stillen, dichtumwachsenen Buchten heim; um dieser Plage und zugleich den gefährlichen, fieberhauchenden Ausdünstungen des feuchten Alluvialbodens zu entgehen, flüchten die Uferbewohner von der Tierra firma auf den schlüpfrigen Boden des Wassers, wo sie sich auf Pfahlbauten niederlassen; ganze Ortschaften und viele einzelne kleine Ansiedelungen stehen rings um den See auf Pfählen über dem Wasser, in derselben Weise, wie Alonzo de Hojeda, Juan de la Casa und Amerigo Vespucci sie zuerst auf ihren Entdeckungsreisen von der Mündung des Orinoco bis weit über den See von Maracaibo hinaus erblickten und wegen dieser Wohnweise der Eingeborenen das ganze Land „Kleinvenedig", Venezuela, benannten. So spielt sich noch heute auf dem See — und vielen andern Gewässern jenes Tropenlandes — ein Stück Menschenleben ab, das bereits den vorgeschichtlichen Zeiten anderer Welttheile angehört; doch sind es hier nicht die Rücksichten der Vertheidigung gegen Feind und Ueberfall, welche den Menschen zur Flucht aufs Wasser zwingen, sondern die Abwehr gegen Feinde, mächtiger,

als alle physische Macht und Gewalt der Erde: die Fieber- und Insektengeisel. Die einzelnen Hütten stehen unter sich meistens durch kleine, schmale Breter- oder Balkenstege in Verbindung; den Verkehr mit dem nahen Ufer, wo die Pflanzenfelder liegen, vermittelt der kleine Cañuko, ein schmales, winziges Canoe, das der Fährmann, auf den beiden Seitenrändern des Hintertheils stehend, mit einer langen Stange durch das Wasser schiebt, während sein Fahrgast mäuschenstill und eng eingekeilt in der Hucke niedersitzt und sich ja nicht regt, damit der hohle Baumstamm nicht ins Rollen kommt und sich mit der untern Seite nicht nach oben legt. Früh am Morgen, wenn der erste Sonnenstrahl feurig in das stille Wasser taucht, gleitet der braune, nackte Sohn des Landes in seinem gebrechlichen Fahrzeuge leicht und geräuschlos über die stille oder bewegte Flut, hier ans nahe Ufer, um das Pflanzenbeet zu bestellen oder die Frucht sowie die Jagdbeute aus dem Uferwalde ins Pflanzenhaus zu bringen, dort weit auf die freie Wasserfläche hinaus, um Angel und Netz nach Fischen auszuwerfen, und wenn die Sonne ihre Strahlen aus sengender Höhe über das Wasser streut, wendet er den Cañuko heimwärts, um unter dem schattenden Palmstrohdache seiner Hütte zu ruhen, bis das flammende Gestirn durch den Zenith gegangen. Am Abend lodern alsdann überall die schwimmenden Feuer auf, ihren grellen Glutschein über die Hütten werfend und sich widerspiegelnd in der stillen, dunkeln Flut; durch die Wassergassen des Pfahldorfes schwimmen geräuschlos die Cañukos hin und her, Gäste hinüber- und herüberführend; die Guitarren und Raschelbüchsen rauschen; gurgelnder Gesang begleitet die rhythmischen Strophen, Anrufe wechseln; die Hunde winseln, die Schweine grunzen und vom Ufer her tönt das Schrillen der Cicaden und das Summen der wirbelnden Insektenwolken.

Bequemlichkeit und äußere Annehmlichkeit bieten die See- und Flußfahrten dem Mitreisenden nicht dar; der Aufenthalt am Tage ist auf den engen Raum des Hinterdeckes, der Pópa, beschränkt, ohne daß für besondere Sitz- und Ruheplätze, oder auch nur für ein ausgespanntes Schattenzelt Sorge getragen wäre. Auf der Flußstraße wird mit kommendem Abend die Fahrt eingestellt und der Anker nahe dem Ufer ausgeworfen; wehe dem, der ohne Mosquitonetz an Bord gegangen; die dichten, wolkenartigen Schwärme von langbeinigen, blutgierigen Stechmücken machen die Nacht vom Abend- bis zum Morgengrauen mit ihrem surrenden Getöse und den hageldicht niederfallenden Stichen ihrer bis zu einem Zoll langen Saugrüssel, denen keine Hülle widersteht, zu einem langen, unausgesetzten Martyrium; andererseits aber wird der Aufenthalt unter dem Gazenetze mit seiner eingeschlossenen, schwülen, bedrückenden Luft ebenfalls zu einer Qual. So treiben Stickluft und Schlaflosigkeit bald aus dem Netze heraus, die wüthenden Angriffe der gleich glühenden Nadeln bohrenden Saugrüssel nach einigen Athemzügen, wie sie flüchtig der Fisch über dem Wasser einschnappt, bald wieder zurück in das erstickende Asyl; als angenehme Zugabe zu diesem wechselnden Zeitvertreibe spielt die Musik dieses millionenstimmigen Flugheeres in allen schrillen Tonarten und Registern auf, welche gleichsam wie scharfe Kratzbesen die Nerven auseinanderfasern. Gar erbaulich aber wird die Lage erst, wenn bei dem Aus- und Einschlüpfen unter das Netz etliche dieser blutsaugenden Musikanten ebenfalls ihren

Weg unter die gazenen Vorhänge fanden; dann ist es in der eingeschlossenen Folterkammer noch unerträglicher als draußen mitten im Gewühle der Schlacht. Unter diesen freundlichen Stimmungsbildern vergeht die Nacht; Schlaf und Ruhe erhofft man von dem nächsten Tage; unten im Schiffsraume aber oder in den kleinen, sargartigen Schlafkojen, welche auf den größern Fahrzeugen kistenartig auf Deck aufgeschlagen sind, ist ein längerer Aufenthalt für Haut, Nase und Lungen, welche noch nicht gewohnt sind, Bleiluft und Stickgas zu athmen, geradezu unerträglich.

Die leibliche Verpflegung stimmt ebenfalls wenig mit den goldenen Lebensregeln des weisen Epikur überein; jeder halbwegs civilisirte Schoshund würde seine gebildete Schnauze verächtlich über die Erzeugnisse der Küche rümpfen; und im genauen Verhältniß zur Qualität steht auch die Quantität der aufgetischten Bissen; ein nordischer, namentlich ein gesunder deutscher Magen hat manche elegische Stunde zu bestehen. Wol versöhnt die Zeit, und auch die zäheste Eigenart bequemt sich allmählich dem „Ländlich-Sittlich" an; aber die Producte der Schiffsküche auf den tropischen Gewässern sind nicht ländlich noch sittlich mehr. Vielfach wird in diesen schwimmenden Behausungen überhaupt keine Beköstigung gewährt, und der Reisende sieht sich ebenso wie in den Herbergen an der Landstraße genöthigt, eigenen Mundvorrath mit sich zu führen. Nun ist es wol dem behaglich ausgerüsteten Kaufmann oder Landmanne, der unmittelbar von seiner Hausschwelle oder Gutsscholle mit Sack und Pack und Dienerschaft an Bord geht, oder dem auf Staatskosten reisenden Beamten und unter hohem Titel fahrenden Landsknechte mit seinem auf alle Welt gezogenen Wechsel nicht schwer gemacht, sich mit allem Comfort und Küchenapparat zu umgeben; der schlichte und mittellose, allen Zufälligkeiten unterworfene, hof- und heimatlose Wanderer aber kennt diese Art des Reisens nicht; und dennoch bekreuzt sich der sorgfältig ausgestattete Handelsherr und empfiehlt sich allen Heiligen, wenn ihm die sauere Nothwendigkeit auferlegt ist, sich seinem eigenen schwimmenden Gehäuse in eigener Person für eine längere oder kürzere Fahrt anzuvertrauen. Ohne ambulante Küche und Leibkoch ist der Fahrgast dem souveränen Herrscher an Bord auf Gnade und Ungnade preisgegeben, und auch bei aller vorausgesetzten Gutwilligkeit des Wasserpotentaten läßt sich das Wunder Kanaans und des Mannaregens der Wüste auf seinen kahlen Bretern nicht in Scene setzen,

Doch trotz aller dieser unschmackhaften Beimischungen gewährt eine Fahrt auf den tropischen Gewässern dem Reisenden, der sich einige Urwüchsigkeit und Frische des Gemüths zu bewahren gewußt, manche Genüsse und überraschende Einblicke in Natur- und Menschenleben. Das Leben und Treiben an Bord in seiner Ruhe und Beweglichkeit; die Aeußerungen der, je nach Rasse und Farbe, so verschiedenartigen Menschen; die eigenen Beschäftigungen und Unterhaltungen, mit welchen man seine Muße ausfüllt; die immer wechselnden Eindrücke unter einer immer gleich großartigen Naturumgebung; die landschaftlichen Scenen und Bilder, Himmel, Wasser, Licht, Luft und Wald in ihren lebenswarmen Tönen und stimmungsvollen Färbungen: sie halten die Einbildungskraft immer gleich rege und bieten eine Fülle innern Genusses dar. Da aber, wo die Mosquitoplage sich weniger

fühlbar macht oder auch wol gänzlich schwindet, breitet die Nacht mit ihrer wunderbaren Sternenpracht, ihren magischen Lichterscheinungen, ihrem geheimnißvollen, unbestimmten Tönen und ihrem feierlich ergreifenden Wesen einen bestrickenden Zauber rings über Himmel und Erde aus.

Versteht es der Fahrgast, oder liegt es in seinem Willen, durch freimüthige und leutselige Weise sich das Vertrauen und die Zuneigung des Patrons und der Mannschaft zu erwerben, so verleugnet sich auch zwischen den Schiffsplanken die natürliche Gutmüthigkeit des Volkes und die landesübliche, preiswürdige Tugend der Gastfreundschaft nicht. Der Patron theilt dann wol mit dem Gaste seines schwimmenden Hauses Tisch und Lager oder füllt durch Zuwendung aus seinem Brotkorbe die Lücken der schmalen Mundvorräthe aus; auch die eine oder andere kleine Leckerei zaubert die Wünschelruthe gewinnender Persönlichkeit ganz unverhofft aus irgendeiner verlötheten Büchse oder sonst einem geheimen Fache hervor. Die Mannschaft aber weiht den Gast und Schützling ihres Patrons vertrauensvoll in ihre kleinen persönlichen Geheimnisse und Angelegenheiten ein und zieht ihn bald als Vertrauten und Berather zu allem hinzu, was ihre engumschriebene Lebenswelt bewegt.

So sieht sich der anfänglich gleichgültig, oft mistrauisch und widerstrebend aufgenommene Fremde bald als Mittelpunkt dieser Menschenarche betrachtet, und mancher werthvolle Einblick in das innere Dichten und Trachten, Sinnen und Leben der nach Herz und Nieren so weit auseinandergelegten, in verschiedene Stämme zerklüfteten Menschen thut sich ihm auf, wie er sich im gewöhnlichen Lebensgleis und ohne das Aufthauen des verschlossenen Menschenwesens dem suchenden Auge niemals erschließen würde.

Der Pol, welchen alle diese kleinen und großen Trabanten des Süß- und Salzwassersees umkreisen, ist die Handelsmetropole des großen Lagunenbeckens: Maracaibo, und die kleine, stille Hafenbucht das Aus- und Eingangsthor aller ihrer Verkehrs- und Verbindungswege. Keine Pracht und üppige Schönheit umringt ihren Herrschersitz; schmucklos und unansehnlich liegt sie da in ihrer eigenen Erscheinung und mitten in die Armuth der Natur hineingestellt; weit bis an den Horizont dehnt sich der öde, dürre, flache Strand, dessen quellenlose, unfruchtbare Erde ein Mosaik von braunen und weißen Sand- und kiesel- und eisenhaltigen Thon- und Schlackenfeldern bildet; nur ein knorriges, stacheliges, schattenloses Gestrüpp von Mimosen, Cacteen, Agaven, Euphorbien und andern skeletartigen Pflanzengestalten bringt der saftlose, durchglühte Boden hervor, in dessen dichtverworrenem Gehege vereinzelte Eseltrupps und kleine Ziegenheerden wie in einem Labyrinth sich verirren. Doch dank dieser Lage auf sandigem, trockenem Boden ist — trotz seiner hohen Temperatur — das Klima der Stadt und ihrer weitern Umgebung im allgemeinen und während des größten Theils des Jahres gesund; im weiten Umkreise finden sich keine Sümpfe und fauligen Lachen; Fieber sind selten und treten nicht gefährlich auf; und trotz des mangelnden landschaftlichen Hintergrundes entbehrt der Blick auf Stadt und Land nicht jedes Reizes. Vom Wasser aus macht die Stadt mit ihrem Hafen und den längs des Strandes

sich hinziehenden Gärten und Gebäuden einen stattlichen und freundlichen Eindruck; die gegenüberliegende Seite der — in etwa 10—15 Minuten durchruderten — Hafenbucht schmücken zahlreiche Cocoshaine, unter deren rauschenden und flüsternden Wedelblättern sich eine lange Reihe von Landhäusern (Hatikos genannt) — den Kühlräumen der wohlhabenden Stadtbewohner — hinzieht; ein mäßig ansteigendes, kahles, rothes Cap, dessen Scheitel mit hartblätterigem Dorngebüsch und monströsen Cactusbäumen bestanden ist, schließt weiterhin den ovalen Ring der Bucht ab und springt mit seiner, vom heißen Sonnenglanze umfluteten Stirn, wie ein Thorpfeiler, wieder vor in den offenen, nach Süd und Nord sich dehnenden See. Im Hafen aber ankern dicht neben Brücke und Strand die Küsten-, Lagunen- und Flußfahrzeuge im bunten Gemisch durcheinander, die Golétas, Piraguas, Bongos und die zahllosen kleinen Segel- und Ruderboote, Canoës und Cañukos*), welche den Markt der selbst nicht producirenden, nur consumirenden Handelsstadt mit dem reichen Fruchtsegen der benachbarten Lagunenufer füllen, während die stolzen Wogenbrecher des Oceans weiterhin in vornehmer Zurückgezogenheit von den Süßwasserplebejern ihren stattlichen Rumpf bald tiefer, bald flacher in die stille, blaue Tiefe tauchen.

Ueber dies Gesammtbild spannt der Tropenhimmel sein blaues Krystallgewölbe und gießt über Land und Wasser, Haus, Garten und Cactusheide den licht- und farbensatten Glanz seines Tag- und Nachtgestirnes in wechselloser Kraft und Dauer aus.

Himmel und Wasser, Stadt und Land erglänzen im feurigen Abendstrahl; eine leichte, laue Brise kräuselt die kleinen Strandwellen auf, wie sie allabendlich über den stillen Wasserspiegel streicht, wenn der heiße, wolkenlose Tag seine sengenden Sonnenflügel senkt; flammende Röthe umlodert den Abendhimmel bis zur halben Scheitelhöhe hinan und strahlt ihren feurigen Widerschein über die Lagune und die rothbraunen Cactusheiden aus. Am Ende der Hafenbucht, in bescheidener Zurückhaltung von den stolzen Vasallen des salzigen Meeres, liegt die Süßwasser-Piragua, die Azuzéna, vor Anker; so flach auch der Rumpf ins Wasser taucht, so gibt doch das gelöste, träge am Mast flatternde Segel das Zeichen, daß alles zur Reise bereit sei, um die güterschwere Fracht aus den Fruchtgärten der Lagunenufer einzuholen. Ausgestreckt in dem kleinen Cañuko, erwartet der Patron der Azuzéna seinen Fahrgast, um ihn selbst an Bord zu führen; ein kräftiger Händedruck, ein herzliches „Fahre wohl" trennt diesen von seinen Freunden und Begleitern und dem gastlichen Strande; der Patron stößt die lange Ruderstange in den Sand, leicht tänzelt der kleine, schmale Cañuko über das leichtgekräuselte Wasser, und nach wenigen Minuten schwimmt die Piragua kaum merkbar mit sanft ange-

*) Goléta: Schoner, Küstenfahrzeuge; Piragua: Kielfahrzeug mit Verdeck und hohem Mast, befährt den Binnensee und größere Flüsse bis zu einem gewissen Tiefgange, aber auch die Küsten; Bongo: ein großer, verdeckter, flacher Kahn ohne Kiel, befährt die Flüsse, soweit sie schiffbar sind; Canoë: Einbaum, ein großer, ausgehöhlter Baumstamm, der noch ansehnliche Lasten trägt; Cañuko: ein kleiner, ganz schmaler Einbaum, der keine Lasten mehr, nur noch Personen in niedergehockter, ruhiger Stellung trägt.

hauchtem Segel durch die hinschmelzende Abendröthe an Stadt und Gärten vorbei in die offene, meerartige Lagune hinaus.

Die letzten rosigen Schatten zerrinnen; lebhafter fächeln die kosenden Lüfte und tragen die Segenspenderin der Tropen, die Nacht, herauf. Wärme hauchen sie und Kühlung zugleich, diese Abendlüfte; eine Kühlung, welche Nerv und Blut erquickt, darin die bleierne Glut des Tages lastet; eine Wärme, welche das Gemüth erweckt, das aus der ermüdenden Geschäftigkeit des Tages sich seiner eigenen stillen Beschaulichkeit zuwendet. Ungestüm, hastig umfängt die Nacht den Tag und duldet kein Säumen und Rasten mehr; denn der Sternentag harrt ungeduldig schon seiner Pracht, ehe noch die Königin des Sonnentages ihren Purpur zusammengerafft hat.

Leichter gleitet die Azuzéna durch die warme Flut und lauter stimmt der Wind in dem Segel und die Welle um Bug und Steuer jene unnachahmliche Musik an, welche das Herz des Seemanns und jedes echten Wanderers zu heller Freude anfacht; die klirrenden Ketten und rasselnden Taue stimmen mit ein in die Wind- und Wellenlieder, und unter dem rhythmischen Gesange der Matrosen hebt und senkt der nickende Mast seine grauen, schweren Flügel; geschäftig laufen die kleinen Rollen an den Zugseilen auf und nieder; stöhnend schlägt das schlenkernde Tuch von der einen Seite nach der andern um; einen Augenblick bäumt und knirscht das wiegende Wellenroß in seinen Zügeln; dann legt es sich wieder sanft in seine neue Bahn, und ruhig kehrt die Mannschaft zu dem süßen dolce far niente zurück, dem sie sich an Bord der Lagunenschiffe meistens ungestört hingeben kann; nur die kurzen, aber häufig wiederkehrenden Sturm- und Gewitterstöße in dem südlichen Sacke der Lagune, über welchem sich beständig eine elektrisch gespannte Atmosphäre lagert, unterbrechen zeitweilig und ungestüm die behagliche Ruhe und träge Traumschwelgerei. Still liegt sonst das Steuer in der Hand seines Patrons, oder — so gut geartet ist die Lagune — ruhig und ungeleitet in das Schiffstau eingeknotet. Die sanft anschwellenden Wogen mühelos durchschneidend, öffnet der Bug dem Kiel die Bahn, vor sich sprühenden Gischt aufwerfend, hinter sich die weit zurückleuchtende Furche ziehend, und über die dunkeln Flächen zu beiden Seiten rieseln die Wellen im bläulichen Schimmer und hellblinkenden Silberglanze hin und her, an den Planken des Schiffes in feurigen Garben auseinanderbrechend. Aus den dunkeln Himmelstiefen aber blickt die sternenäugige Nacht herab und spiegelt ihr bezaubernd Antlitz in den Tiefen der Lagune wider.

Erfrischend weht die Brise aus Norden, welche die balsamische Kraft des salzigen Meeres mit sich trägt, um Stirn und Wangen, und wühlt sich, weich die Glieder umspülend, in die sommerlich leichte Gewandung ein. Der Koch ist beschäftigt, mit seinem breitrandigen Strohhut die glimmenden Kohlen auf dem Herd*) anzufachen, und bald lagert sich die feiernde Mannschaft erwartungsvoll im Kreise um die hell auflodernde Flamme. Ueber die Schultern fällt die Ruana

*) Als Herd dient gewöhnlich ein mit Sand ausgefüllter Kasten, zuweilen auch eine Maschine aus Eisenblech.

oder die blaurothe Covija*), oder der kräftige, dunkelglänzende Nacken wirft, grell vom Feuerschein umstrahlt, alle lästige Umhüllung ab; unter beständiger Beweglichkeit der muskelstraffen Glieder, oder behaglich ausgestreckt, hier still brütend zusammengekauert, dort geschwätzige Kurzweil treibend oder mit irgendeinem Gegenstande in der Hand nützlich oder spielend beschäftigt — so nimmt ein jeder seinen Platz in der malerisch gelagerten Gruppe ein. Bald auch schwingt sich ein junger Bursche mit blitzenden Augen und wild um die Stirn fallenden Haaren auf irgendeinen erhöhten Sitz, streift mit dem Daumen über die schnarrenden Saiten der kleinen fünfsaitigen Guitarre und fordert seine Kameraden mit Gesang und Geberden zum Tanze heraus. Die melodielose, rhythmisch rauschende Musik ruft nicht vergeblich; elastisch schnellt eine dunkle Gestalt aus dem Kreise auf, und den Takt mit dem Fuße stampfend und scharrend und mit geschwungener Marákka**) rasselnd markirend, tritt er mit tänzelnder Beweglichkeit dem Sänger und Saitenschläger gegenüber. Dazwischen rollen die Würfel, erschallt Streit und Gelächter, kreischt der Affe an der Kette, lacht und lärmt der Papagai — bis der Koch die Bananen aus der Asche zieht, die Jícara***) mit der schäumenden Charóte†) oder der Agua miel††) füllt und die in tropennächtlich Rembrandt'scher Beleuchtung durcheinanderschlüpfenden Gestalten zur Céna†††) ruft.

Matter weht die Brise wieder und haucht endlich kaum merklich noch über die Lagune hin, welche sich, wie schwer athmend, langsam senkt und hebt, dehnt und streckt und schwankend nach ihrem Schwer- und Ruhepunkt sucht. Das große, graue Segel hängt schlaff am Mast, wie der Flügel am Rumpfe eines todten Schwans; schläfrig auch, fast bewegungslos liegt die Azuzéna auf dem weichen, sanft wogenden Pfühl unter dem tiefblauen Sommerhimmel. Tanz und Würfelspiel, Gezänk und Gelächter in der Próa, dem Vorderdeck, sind verstummt, schon strecken sich die dunkelhäutigen Bursche, wie und wo es ihnen gerade gefällt, auf die Bohlen des Decks nieder — noch nicht zum Schlafe, sondern zum schwelgerischen, müßigen Behagen, zum süßen Wachträumen. Hier glimmt ein Tabaco zwischen den weißschimmernden Zähnen, dort schwebt ein summend Lied über die halbgeschlossenen Lippen; der eine entlockt seinem Cinco*†), welchen er im Arm hält, ein träumerisches Notturno; der andere ergeht sich in einem Monolog oder Dialog

---

*) Ruana: ein kleiner, langviereckiger Ueberwurf aus wollenem oder baumwollenem, farbig gestreiftem Zeuge, mit einem Schlitz in der Mitte zum Durchstecken des Kopfes; Covija: ein großer, viereckiger Ueberwurf aus wollenem Zeuge, oben blau, unten roth.

**) Eine Raschelbüchse aus dem ausgehöhlten, hartschaligen, mit Erbsen oder Cannasamen gefüllten Baumkürbis (Frucht des Crescentia Cujete).

***) Jícara (Chícara): Trinknapf aus der ausgehöhlten Tatuma, des hartschaligen Baumkürbis.

†) Charóte (Tscharóte): ein schwarzflüssiges, beim Sieden etwas aufschäumendes, brenzlich schmeckendes Getränk aus Cacaobohnen geringerer Güte.

††) Honigwasser, aufgekochtes, stark mit Rohzucker gesüßtes Wasser, ein dunkles, verdünntem Honig ähnliches Getränk.

†††) Abendessen, ein kleiner Imbiß vor dem Schlafengehen.

*†) Cinco oder Triple: eine kleine, fünfsaitige Guitarre, die jedermann aus dem Volke auf seinen Wegen begleitet; die Saiten werden mit dem Daumen gestrichen.

mit sich selbst, mit dem Segel, dem Affen und Papagai, dem Mond und den Sternen, seiner fernen Muchacha*) auf Maracaibos heißem Sande und allen wechselnden Gebilden seiner Einbildungskraft, und gibt den Schwankungen seiner Stimmung bald durch Lachen und Klagen, bald durch zärtliche und zornige Ausrufe einen lebendigen Ausdruck und Widerhall. Der Koch macht sich zwischen seinen Töpfen zu schaffen und weiß dem lauernden Auge des Neides oder Verrathes geschickt zu verbergen, was es nicht sehen soll. In der Pópa liegt, das rothe Tuch um den Kopf geschlungen, neben dem festgeknoteten Steuer bequem ausgestreckt, der Patron, speit den braunen Chimósaft**) von sich und seufzt mehr resignirend als ungeduldig: „Sopla, sopla, sopla!" („blase, hauche, wehe"), zu den trägen Luftgeistern hinauf.

Aber die Luftgeister regen sich nicht; geradeaus im Süden jedoch, über den heißen, sumpfigen Waldniederungen der Lagune leuchtet unter unaufhörlichen Blitzen, feurige Garben gen Himmel schleudernd, der Faról de Maracaibo; Meteore rollen durch die dunkeln Himmelstiefen, Sternschnuppen ziehen ihre langen Silberstreifen, sich widerspiegelnd im dunkeln Wassergrunde, und große, helle Sternenaugen blicken leuchtend ihrem lautlosen Zuge nach. Aber kein Hauch treibt daher, die Schwüle zu heben, welche auf allen Sinnen lastet und die schlaffen Flügel der Azuzéna schwer zu Boden drückt.

„Sopla, sopla, sopla!" seufzt der Patron wiederholt aus seiner Ecke heraus, während er einen Augenblick den glimmenden Tabaco aus dem Munde nimmt, und das um den Kopf geknotete Tuch aus Mangel an einer andern Beschäftigung zum so und so vielten mal aufknotet und wieder um die Stirn schlingt.

„Señor, ich glaube, die Fuégos werden uns bald heller in die Augen leuchten!"

„Also wird das Gewitter heraufkommen, Patron, und man braucht sich nicht erst zum Schlafen niederzulegen?"

„Quien sabe" („wer weiß!"), antwortet der Patron so zuversichtlich und unzweideutig, wie alle Wetterpropheten, und schiebt den Tabaco wieder zwischen die Zähne. „Der Teufel läßt aber nie lange auf sich warten!"

„Also befinden wir uns schon im Sacke von Zulia?"***)

„Nicht ganz, noch ziemlich weit davon, Ihnen zu dienen; wo keine Musik, ist kein Tanz; wo kein Wind, keine Fahrt; aber der Teufel wohnt nicht allein in Zulia; er hat seine Finger überall im Spiele."

Der Tabaco fliegt über Bord, dagegen läuft wieder ein Chimókügelchen über die Zunge; immer leuchtender flammen die Fuégos auf. „Sehen Sie wohl, Señor", bemerkt der Patron nach einer Weile wieder in der landläufigen Redeweise, „der Teufel brät schon seine Hexe am Spieß; pfui Teufel!"

---

*) Muchacha (Mu-tscha-tscha): Mädchen, Magd, Maid u. s. w.

**) Chimó (Tschimó): der dick eingekochte Tabacksaft mit Zusatz von Natron oder Asche; von Zeit zu Zeit wird ein Kügelchen von der Größe einer Erbse mit einem Stäbchen auf die Zunge gelegt und langsam aufgesogen; ein narkotisches Reizmittel, welchem beide Geschlechter aller Stände leidenschaftlich ergeben sind.

***) Die Bucht oder der Sack von Zulia im Süden des Sees ist verrufen der dort herrschenden schroffen Witterungswechsel, namentlich der schnell aufsteigenden Gewitter wegen.

Eine dunkle Wand steigt am südlichen Horizont auf, bald von grellen Blitzen auseinandergeklüftet, bald dichter und schwärzer noch als zuvor sich schließend; alle Lüfte stocken; schwüler und schwerer senkt sich der Himmel über das Wasser nieder, und die Sterne, welche noch nicht erloschen, nehmen einen unheimlichen, matten Bleiglanz an. Wie draußen Luft und Wasser, liegt auch an Bord alles schweigend und selbst die Piragua unbeweglich still.

Da plötzlich schnellt der Patron, wie eine Sprungfeder, von seinem Sitze auf, flucht und stampft mit den Füßen und schreit, wie besessen, zur Próa hinüber, stöhnt und jammert wieder und geberdet sich an seinem Steuerruder, das er schnell aus der Schlinge des Taues gelöst, wie ein Unsinniger, in wilden Sprüngen und Cadenzen alle Tasten der menschlichen Leidenschaften durchlaufend, bis endlich die aufgerüttelten Bursche in dem Takelwerke hängen und mit dem heranbrausenden Chubasco im Kampfe liegen. Aber schon deckt den ganzen Himmel dicke, schwarze Wolkennacht; gleich Feuermassen fallen die Blitze nieder, Donner auf Donner kracht und rollt durch alle Höhen und Tiefen; in wilden Stößen rast der Sturm durch die aufgewühlte Flut, treibt zischend die weißen Wellenkämme über die bäumenden Wogen, reißt den zaghaft sich rührenden Matrosen Tau und Segel aus den Händen und peitscht es brüllend und pfeifend um den ächzend sich beugenden Mast; in allen Fugen stöhnt und kracht das leichte, schwankende Plankengefüge.

In großartigen, gewaltigen Zügen entrollt sich das hehre Schauspiel der Natur, und das kleinliche Menschengebaren erscheint unter seinem hohen Fluge wie eine armselige, häßliche Grimasse. Vergeblich fleht, flennt und flucht die betäubte Mannschaft; die heilige Barbara, die Patronin des Wetters, ist allen Verheißungen und Gelübden unzugänglich; sie verleugnet alle zarten Regungen ihres Geschlechts; wie eine schäumende Megäre stürmt sie auf Wellen und Winden daher. Endlich aber halten die zitternden Burschen das Segel mit festen Händen gepackt, reffen es ein, und flügellos steht der Mast und schwankt, wie trunken, in dem wilden Wellentanze auf und nieder.

Von Minute zu Minute wächst die Aufregung und Verwirrung an Bord; alles, was lose und halbfest, rollt auf und unter Deck polternd durcheinander; die „Süßwassermatrosen" haben allen Muth verloren; betäubt und willenlos stehen und schwanken sie, im Takelwerk sich festklammernd, ihrer Sinne kaum mächtig, wie Trunkene mit schlotternden Gliedern; Furcht und Schrecken lähmt alle Besonnenheit; mechanisch leiern die einen gedankenlose Gebetformeln her, die andern verstecken, wie der Strauß auf der Flucht, das Gesicht und rufen mit den Heiligen zugleich auch die Gebeine des Mütterchens um Hülfe an; beherzter wol bewahrt dieser als jener seine Fassung; aber auch der Muthigste unter den Verzagten greift zu den geweihten Amuleten, welche an einer Schnur um Brust und Nacken hängen, und drückt die schweiß- und schmutzdurchtränkten Fetische an seine zitternden Lippen.

Prasselnd schlägt der Regen, Gießbächen gleich, aus den geöffneten Wolkenschleusen nieder; wilde Fugen singen die entfesselten Chöre und lodernde Himmelsfackeln beleuchten die erhabene Scene. Die Rufe und Befehle des selbst verstörten und betäubten Patrons halten die fassungslose Mannschaft nur mit Mühe aufrecht;

nach jeder augenblicklichen Kraftanstrengung sinkt sie wieder in den lähmenden Schrecken zurück. Endlich, von einer Bucht oder einem vorspringenden Uferwall gedeckt, nimmt ein ruhigeres Wasser die heftig umhergeschleuderte Azuzéna auf; Sturm und Wetter ziehen machtlos über ihr Asyl hinweg, und bald auch grollen die Donner, löschen die Blitze, tropfen die Wolken aus und blinken die Sterne wieder aus den blauen Tiefen herauf.

Grau und trübäugig erwacht der nächste Morgen; doch herrscht wieder Stille und Ruhe in der Natur. Nachzügler des wilden Kampfes, rauchende Dünste und langschweifige Nebelstreifen wallen über die nächtliche Walstatt hin; kläglich zugerichtet liegt die Azuzéna auf den langgezogenen, langsam sich hebenden und senkenden Wogen; wüst und zerstört sieht es auf Deck aus; die Menschen und alle beweglichen und unbeweglichen Gegenstände zeigen die Spuren des wilden Tanzes. Die Leute ringen die Kleider aus; die einen sitzen hier, die andern dort, die Köpfe umbunden, wie trübselige Lemuren da; der Patron lehnt wieder neben seinem Steuer in die Ecke zurück und macht die ergötzlichsten Anstrengungen, in Haltung und Mienen die erschütterte ruhige Würde zurückzugewinnen; der Koch ist eifrig bemüht, seinen ertränkten Herd ins Leben zurückzurufen, von dem Fahrgast emsig unterstützt in seinen Wiederbelebungsversuchen; denn das Verlangen nach der wärmenden Flamme und dem braunen, belebenden Mokkatrank macht sich allseitig mit gleicher Macht geltend.

So karg auch in den armseligen Baracken zu Wasser und Lande der Brotkorb oft bestellt sein mag, das wohlthätige Kind der Tropen, der Kaffeestrauch, legt doch fast immer und überall seine freundlichen Gaben nieder; und mit seiner Ambrosia und der nährenden, Kräfte spendenden Cacaobohne nimmt ein echter, rechter Wanderer es schon mit manchem Wege auf unter der heißen Sonne. Bald auch bläst wieder eine frische Brise aus vollen Backen in die triefenden Segel, und leicht und munter streicht die Piragua durch das besänftigte Binnenmeer, während die Mannschaft den ganzen Tag über in Athem gehalten wird mit dem Ausbessern der erlittenen Schäden, mit Pumpen, Kalfatern, Flicken und Wiederherstellung der alten Ordnung an Bord, indem unter diesem fleißigen Rühren und Schaffen der Hände die Schrecken der Nacht und ihre Nachwehen am wirksamsten überwunden werden.

Der stürmischen Gewitternacht und dem trübäugigen Morgen folgt wieder ein sonnenheller Mittag und eine wollustathmende, schwelgerische Tropennacht, und wunderherrlich geht der nächste Morgen in seinem ganzen warmen Duft und Zauber auf. Gold und Purpur trieft vom Himmel, und aus jedem blinkenden Wellenspiegel leuchtet alle glühende Pracht der Farben zum Himmel zurück. Zarte, rosige Dunstschleier umspinnen die nahende Küste; über Land und Wasser gießt der feurige Strahl seinen lebenswarmen Schimmer aus, und Lachen und Frohlocken sprengt alle Sinnen- und Seelenhaft.

Doch die fruchtbaren Ufergestade können die überschwengliche Fülle des hervorquellenden Lebens, die Wucht und Massenhaftigkeit der Gestalten nicht tragen und fassen; weit über die festen Gründe drängt die chaotische Kraft des Wachsthums hinaus; aber gefürchtet zugleich ist diese gärende Schöpfungskraft, von deren

schwellenden Lippen durch alle berauschende Luft das Gift des Siechthums und Todes haucht!

Ueber das Festland hinweg steigt der Mangrovewald auf seinen Stelzenwurzeln in das ebbende und flutende Wasser hinein; das sonderbar durcheinandergeschlungene Stamm-, Ast- und Wurzelgewirr baut die wunderlichsten Formen und Gebilde auf; unter dem straffblätterigen, firnisglatten Laubzelt, welches den feurigen Strahl der Sonne glänzend zurückspiegelt, öffnen sich weitgeschwungene Portale, Bogen- und Laubengänge, von geraden und vielfach gewundenen Säulen getragen, bergen sich träumerisch umdämmerte Nischen und Grotten, von schwebenden Brücken, Sprossen und Leitern umspannt, aus deren weit ausgreifenden Armen und Aesten schnurgerade, glatte Seile (lange Luftwurzeln) herabfallen, die wiederum ihre Stelzenwurzeln ins Wasser tauchen und zu Bäumen mit Aesten und Zweigen werden und so in ewiger Verjüngung den wunderbaren Bau wiederholen. Durch dieses Labyrinth von Stämmen, Wurzeln und Zweigen, Portalen, Säulen, Nischen und Grotten führt ein gleiches Wirrsal von Schlupfgängen und Wasserstraßen, zu welchen kein Ariadnefaden aus- und einführt; mit ihrem Gewirr aber muß der Fährmann sehr vertraut sein, um sich in seinem Netze nicht zu verstricken; die großen Fahrzeuge steuern durch offene, breite Straßen, aber die kleinen Nachen, welche den gewundenen Fäden nachschwimmen, können sich leicht in seinen Maschen einfangen.

Selten verliert sich in diese stumme, stimmenlose Welt die Gestalt und Stimme eines warmblütigen lebenden Wesens; dagegen ist sie bevölkert von einem Milliardenheer kaltblütiger und stimmenloser Geschöpfe aus dem Reiche der Weich-, Schalen-, Flossen-, Krustenthiere und Lurche, die mit ihren zierlichen, in prachtvollen Farben schillernden Schuppen, Schildern und Gehäusen an Wurzeln und Zweigen festkleben, die Schlupflöcher füllen und in munterer Beweglichkeit und Geschäftigkeit durch die engen und weiten Gittermaschen schlüpfen; jede Ebbe legt sie zu ungezählten Tausenden dem tödtenden Sonnenstrahle bloß, und jede Flut führt wieder zu ebenso vielen Tausenden die faulenden Cadaver zurück. So gärt und kocht in dem heißen Schlamm und Schleim des von der Ebbe trocken gelegten Strandes und Wurzelgitters die Fäulniß und Verwesung der kleinen schillernden Wesen, und aus der Anhäufung dieser zersetzten Organismen unter dem glühenden Sonnenstrahl steigt mit der Verdampfung zugleich die giftige, todhauchende Malaria auf. Hohläugig, siech, kraft- und blutlos schleicht der Mensch über den Mangrovestrand, unter der Sonnenglut zugleich von erstickender Hitze verzehrt und von eisigem Froste geschüttelt.

Mit der Einfahrt in den Mangrovewald, der auf seinen Stelzenwurzeln über die Vorufer der ausmündenden Stromarme und die vorgelegten Inseldelta hinschreitet, findet das dolce far niente der Süßwassermatrosen wieder ein Ende und die harte Arbeit mit den Ruderstangen hebt an. Bald überzieht ein glänzender Schweißfirnis die rostbraune, gelbe oder schwarze Haut; die langen, schweren Stangen tauchen auf und unter, und bei rhythmischem Gesange, während die Füße den Takt stampfen, mit vorgebeugtem Körper und eingestemmter Schulter läuft die Kette der Bootsknechte auf ab. So ganz und voll dieselben sich vorher

dem süßen Nichtsthun hingegeben und so lässig und träge sie die kleinen laufenden Handverrichtungen ausgeführt haben: so ungestüm werfen sie sich jetzt auf die unabwendbare schwere Arbeit und vollziehen sie unter Scherzen und Lachen, des Schweißes nicht achtend. Der schroffe Wechsel zwischen Ruhe und Arbeit, müßigem Hinschlendern und ungestümer, heftiger Anspannung aller Kräfte, gleichsam zwischen dem Larvenzustande des Müßiggangs und dem ungestümen Kraftaufschwung kennzeichnet das Temperament des Tropenmenschen; jedoch dauert der Larvenschlaf gewöhnlich länger als der kurze Thatenrausch.

Bald geht das sumpfige Vorland in das Festland über, und die landschaftliche Physiognomie ändert sich; die Stelzenbäume bleiben zurück; hochschaftige Blattpflanzen breiten einen Blattwiesensaum um das aufsteigende feste Land; Palmen heben ihre luftigen Kronen auf schlanken Säulen empor, das Bambusrohr schüttet auf baumartigen Halmen sein leichtes, flockiges Gelaube aus, und weithin wogen die Wipfel des hochgewölbten, dichtgeschlossenen Waldes. Und weiterhin reißt die lichtende Axt Lücke auf Lücke in den dichten Wald; bald lehnt sich Feld an Feld; das lichtgrüne, seidenartige Blatt der Banane wechselt mit dem tiefdunkellaubigen Cacaobaum, das helle, grelle, grüngoldige Zuckerrohr mit dem wogenden, saftigen Futtergras. Eingestreut in dieses Culturmosaik liegen die Häuser und Gehöfte der großen und keinen Siedelungen mit ihren rothen Ziegel- und gelben Palmenstrohdächern, von leuchtenden Clabellinenbüschen und dunkellaubigen Orangenbäumen, von schneeblütigem, duftigem Jasmingesträuch, feurigen Malven, Ananas, Guajaven und Frucht- und Blumenträgern ohne Ende umhegt, hier dicht an den Fluß sich lehnend, dort zurücktretend in lauschige Stille. Das knarrende Geräusch der Zuckerrohrwalzen, die lauten Zurufe, mit welchen die Treiber das Zugvieh munter erhalten, die rauchenden Schlote der Siedekessel verkünden bei Tag und Nacht ein reges, geschäftiges und arbeitsames Treiben; Pferde, Maulthiere und Esel beleben die Weidegründe; Scharen von Arbeitern durchziehen die Cacaohaine und Zuckerrohrfelder; das Walzwerk steht niemals still. So schaltet und waltet der Fleiß des Landmannes, mit mehr oder minder freien Arbeitskräften, in allen offenen und versteckten Gründen; jedoch das Auge, das an diesen heitern Bildern hängt, sieht nicht, wie unter ihren freundlichen Farben und Zügen, den rührigen Händen und lärmenden Stimmen, dem lachenden Himmelblau und Sonnengold, dem unvergänglichen Duft und Schimmer, der wandellosen Sommerluft, dem sorglosen Leben und Treiben und Sichgehenlassen der Menschen — Elend, Knechtschaft, Blut und Thränen, Siechthum und Tod über die Erde gehen und der Mensch, wie das Rohr, das unter seinen Händen fällt, gleichgültig und unbekümmert hinsinkt in das immer offene Grab.

Bald hier, bald da legt die Piragua an ein Haus, an ein Gehöft an; freundliches Willkommen wird ausgetauscht zwischen Gevatter und Freund; die Tagesereignisse bilden den Gegenstand des immer gleich lebhaft aufgenommenen Gespräches, neue Kundschaften kommen und gehen von Familie zu Familie; hier händigt der Patron einen Brief, ein Frachtgut oder Angebinde ein; dort nimmt er das Gleiche entgegen, feilscht um Lebensmittel und tauscht die Waaren seines schwimmenden Kramladens gegen werthvolle Exportproducte ein. Die Süßwassermatrosen ruhen

indessen, streifen mit scharfem Holze oder dem Rücken der Machette*) die Schweißdecke von der glänzenden Haut, klatschen die Fliegen und Mücken ab, zerkauen den Zucker in großen Stücken und spülen ihn mit Wasser hinunter, lassen aber lieber den Aguardiente**) und die Chimóbüchse kreisen, schlagen nach den Früchten, welche von den Bäumen am Ufer niederhangen, werfen sich schweißtriefend in den Fluß und klettern ebenso eilig wieder heraus; denn nicht allzu fest ist das Vertrauen zu der Mildherzigkeit des Kaiman, der geräuschlos unter der trüben Wasserfläche hingleitet und nicht immer dem Kitzel seiner Kinnbacken widersteht, ob er sich auch gemeiniglich in den von Menschen belebten Gewässern auf ziemlich verträglichen Fuß mit diesen gestellt hat.

Die Anker fallen; auch der Fahrgast schlüpft aus seinem Lagunenkäfig; mächtige Nisperobäume breiten ihr weites, von Früchten belastetes Gezweige aus; die großen zerschlitzten Bananenblätter rasseln im Winde, die Oelpalme wirft in kühnen Bogen ihre mächtigen Wedel aus; unscheinbar neben ihr reift der Melonenbaum seine, unter dem langgestielten Blattschopfe am Schaftstamm hängenden, wohlschmeckenden, wuchtig fleischigen Früchte. Gleich weiten Savannen wogen die Zuckerrohrfelder, goldig in der Sonne schimmernd und umglitzert von den silbernen Blütenrispen; Ladung auf Ladung des reifen, zuckerschweren Rohres treiben die Eselbuben auf den geräumigen, von Gebäuden umschlossenen Hof der Hacienda. Rostbraune nackte Männer umkreisen schwimmend die Piragua und drängen sich neugierig um den gelandeten Fahrgast; andere Gruppen umlagern, am zähen Fleische oder übelriechenden Fische nagend, die offene Feldküche unter den schattigen Bäumen, zanken, belfern, lachen und lärmen durcheinander in meckernder, kurz abgebrochener Sprechweise, welche wie unartikulirte Laute an das fremde Ohr anschlagen; mit ceremonieller Höflichkeit aber tritt durch seine braunen Leibeigenen der weiße Mann heran und heißt den fremden Ankömmling willkommen in seinem souveränen Pflanzerstaat.

„Adios, Patron, glückliche Reise!“

„Adios, Blanquito“ (mein kleiner Weißer), „Gott schütze Sie!“

---

*) Machette (Ma-tschette): ein säbelartiges Schlagmesser.

**) Aguardiente: der aus Zuckerrohrsaft oder aufgelöstem Rohzucker destillirte Rum.

Ueber moderne Kriegführung.

Von

Fedor von Köppen.

„Die Kriegskunst ist veränderlich" — dieses Wort, das in militärischen Kreisen fast zum geflügelten geworden ist, finden wir bestätigt durch einen Blick auf die Kriegführung unserer Zeit. Es ist nicht mehr die rohe Gewalt, welche in den Kämpfen und Schlachten der Neuzeit die Entscheidung gibt, sondern es ist die Ueberlegenheit des Geistes, welcher die Massen zu beherrschen und höhern Zwecken dienstbar zu machen versteht. Auch in den Fortschritten der Kriegskunst und Kriegswissenschaft offenbart sich mehr und mehr das stetige Vorwiegen des geistigen Elements.

Die wesentlichste Ursache, welche auf die Aenderung der Kriegführung und auf die Umgestaltung des gesammten Kriegswesens in neuerer Zeit eingewirkt hat, ist, daß es gegenwärtig Cabinetskriege nicht mehr, sondern nur noch Volkskriege gibt. Auch der größte Autokrat wird heutzutage nicht mehr im Stande sein, gegen den ausgesprochenen Willen der Nation einen Krieg zu unternehmen und durchzuführen; vielmehr bedarf jede Regierung für den Entschluß zum Kriege außer der eigenen Ueberzeugung von ihrem sittlichen Rechte der Uebereinstimmung mit dem Nationalgefühl, abgesehen davon, daß sie schon zur Aufbringung der Mittel zur Kriegführung die Zustimmung der Landesvertretung nöthig hat. Volkskriege können aber nicht mit Soldheeren geführt werden, sondern man bedarf dazu der Volksheere, wie sie durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht unter dem Vorgange Preußens und Deutschlands jetzt in allen größern Staaten unsers Continents aufgestellt werden. Mit der allgemeinen Wehrpflicht ist dem Volke eins seiner ursprünglichsten und natürlichsten Rechte wiedergegeben, das Recht, zur Wahrung seiner Unabhängigkeit und Freiheit selbst die Waffen zu ergreifen und zu führen. Es ist damit der Sieg von dem Grade der Leistungen abhängig geworden, deren ein Volk bei der äußersten Anspannung aller ihm innewohnenden Kräfte fähig ist.

Indem durch die allgemeine Wehrpflicht auch die gebildeten Klassen zum Kriegsdienste herangezogen, die rohern und ungezügelten Elemente mehr und mehr in die Minderheit gedrängt werden, ist dafür gesorgt, daß der Geist der Bildung und Gesittung das ganze Heer von seinem Kerne aus durchdringe. Schon bei der Ausbildung des Mannes zum Kriegsdienste kommt es wesentlich auf die moralische

Erziehung, auf die Weckung und Pflege derjenigen intellectuellen und moralischen Eigenschaften an, nach welchen der Werth des Mannes überhaupt, des Kriegers insbesondere gemessen wird. Die mächtigsten Hebel zur Weckung dieses kriegerischen Geistes im Volksheere sind die Vaterlandsliebe und die Disciplin. Durch sie wird der Mann zur strengen und treuen Pflichterfüllung angeleitet und in der Selbstbeherrschung geübt. Ehrgeiz und Ruhmbegier sind die Triebfedern zu manchen großen und ruhmwürdigen Thaten; höher aber steht das Pflichtgefühl des Mannes, mit welchem dieser auf dem ihm angewiesenen Platze treu und tapfer ausharrt unter allen Drangsalen und Beschwerden, ohne die Aussicht auf irgendwelchen Gewinn oder Vortheil, allein, weil er gelernt hat, seinen Willen einem höhern zu unterordnen. Bei alledem erfordert die Kriegführung unserer Zeit eine größere Selbständigkeit des Mannes in Urtheil und Handeln. Muth, Selbstvertrauen, Findigkeit und Orientirungsgabe, Beurtheilung des Terrains für Kriegszwecke, Fertigkeit im Gebrauch der Waffe, Marschfähigkeit, Abhärtung und Ausdauer, das sind die Dinge, auf die es ankommt, bei dem Führer natürlich noch in weit höherm Grade, als bei dem gemeinen Manne. Eine solche Disciplin und Ausbildung kann allerdings durch eine zweijährige Dienstzeit nicht erreicht werden, auch nicht durch eine dreijährige oder längere, wenn sie nicht dem Heere sozusagen eingeboren, nicht im Volkscharakter und in der ganzen Art der Volkserziehung begründet ist. Aus einem so wohl disciplinirten und ausgebildeten Volksheere gehen dann auch die Männer hervor, die es in den Tagen der Gefahr zu leiten verstehen; denn bei dem Feldherrn kommen noch weit höhere Eigenschaften in Betracht, als da sind: eiserner Wille, weiter Blick und klares Urtheil, kühner Muth des Wagens, gepaart mit kluger Vorsicht, Kaltblütigkeit und unerschütterlicher Seelenruhe in allen Kämpfen und Gefahren. Solche Männer kommen uns freilich nicht aus den Wolken geschneit; sie fallen nicht vom Himmel, wie Manna, sondern das Volk hat sie unter dem Herzen getragen und groß gezogen, und sie haben den eigenthümlichen heldenhaften Zug begriffen und sich zu eigen gemacht, der durch das Herz unsers Volkes geht, der es stählt und stärkt zu den Kämpfen, die es für die Erfüllung seiner Culturmission zu bestehen hat. Das ist gerade das Charakteristische unserer deutschen Helden und großen Männer, daß ihre besondere Bedeutung als Feldherren, als Staatsmänner oder als geistige Führer der Nation auf das engste zusammenhängt mit ihrer sittlichen Größe und ihrem menschlichen Werthe. Gottesfurcht, Königstreue, Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, das sind die Grundsteine, auf denen unser deutsches Heldenthum sich aufbaut. Auch unsere Nachbarvölker haben ja ihre großen Feldherren und Generale; Frankreich hat seine Bonaparte, Bazaine, Mac-Mahon; Rußland hat seine Suworow, seine Kutusov, seine — Skobelew; aber wie reichen diese auch nur entfernt hinan an die schlichte, sittliche Größe unserer Zieten, Blücher, Gneisenau, Scharnhorst, unsers Moltke!

Nächst dem moralischen Werthe der Heere wird die materielle Machtentwickelung der Staaten auf den Verlauf und die Entscheidung der Kriege von größtem Einfluß sein. Früher war in dieser Beziehung durch die Stärke der von den Fürsten im Frieden unterhaltenen stehenden Heere eine Grenze gegeben. Heutzutage, wo

durch die allgemeine Wehrpflicht jedermann in der Führung der Waffen geübt ist, liegt diese Grenze in der Bevölkerungszahl der Staaten und in ihrer Leistungskraft überhaupt. Die kriegführenden Staaten werden einander durch Aufstellung großer Massenheere zu überbieten suchen. Daß die Landwehren nur zur Besetzung des flachen Landes und der Festungen Verwendung finden sollen, wird Theorie bleiben; dieselben werden vielmehr, wie wir dies in den letzten Kriegen gesehen haben, zur Unterstützung und Verstärkung den Feldtruppen bald nachrücken. Die Heeresmacht, welche Deutschland 1870 bei der Invasion in Frankreich entfaltete, bezeichnet noch nicht das Aeußerste, was das Reich in seiner gegenwärtigen Verfassung zu leisten vermag. Wir werden in Zukunft Heeresmassen sich bekämpfen sehen, wie sie seit dem Uebergange des Xerxes über den Hellespont nicht vereinigt gewesen sind.

Die Bewegung dieser kolossalen Massenheere mit dem dazugehörigen Troß von Munitions-, Proviant-, Lazarethcolonnen, Brückentrains u. s. w. nach einem bestimmten einheitlichen Plane gehört zu den schwierigsten Aufgaben der Heeresleitung in der Kriegführung der Gegenwart; sie würde fast unmöglich werden, wenn nicht auch die Zahl der Verkehrswege und Verkehrsmittel so bedeutend zugenommen hätte.

Unzweifelhaft spielen die Eisenbahnen in dieser Beziehung eine sehr wichtige Rolle in den Kriegen der Gegenwart. Die Eisenbahnen in Verbindung mit den elektromagnetischen Telegraphen für das Nachrichtenwesen machen die Kriegführung unabhängiger von Zeit und Raum. Doch möge man sich hüten, die Leistungskraft der Eisenbahnen für Kriegszwecke zu überschätzen. Dieselbe kommt zunächst in Betracht: bei der Ansammlung der Truppen an der Grenze vor dem Beginne der eigentlichen Kriegsoperationen oder bei dem strategischen Aufmarsch, also für den Transport der Truppen aus den Friedensgarnisonen nach den letzten vor Ueberraschung gesicherten Grenzstationen, von wo die Fußmärsche zu beginnen haben. Die Gestalt des Eisenbahnnetzes eines Staates ist von hoher strategischer Wichtigkeit. Die wesentlichste Anforderung an ein strategisch günstiges Bahnnetz ist das Vorhandensein vieler bis zur Grenze durchgehender, großer Verkehrsrouten mit möglichst zahlreichen Transversalverbindungen. Der günstigern Gestalt des deutschen Eisenbahnnetzes ist es hauptsächlich zu danken, daß im Jahre 1870 der strategische Aufmarsch auf deutscher Seite in so viel kürzerer Zeit beendigt war als auf französischer.*)

In Deutschland boten sich für den Transport der 13 Armeecorps des Norddeutschen Bundes aus dem Innern des Landes nach der Aufmarschzone an der Westgrenze, also bis zu den Grenzstationen Neunkirchen, Homburg in der Pfalz,

*) Wir folgen in diesem Theile unserer Betrachtungen dem vortrefflichen Werke: „Die Kriegführung unter Benutzung der Eisenbahnen und der Kampf um Eisenbahnen. Von H. L. W., königlich preußischem Hauptmann und Compagniechef. Zweite Auflage, nach den Erfahrungen der letzten Kriege vollständig neu bearbeitet von einem deutschen Stabsoffizier. Mit mehrern in den Text gedruckten Abbildungen, lithographirten Plänen und Tafeln" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1882).

Landau, Germersheim, sechs zweigleisige Hauptlinien, abgesehen von den Zweiglinien, welche aus den entferntern Landestheilen in jene einmünden, ferner für die süddeutschen Corps noch drei Linien. Der erste Mobilmachungstag war der 16. Juli; acht Tage später begannen die Truppentransporte nach der Grenze und vollzogen sich in der Weise, daß der Transport eines Armeecorps exclusive der zweiten Staffel, der Trains und Colonnen, durchschnittlich in vier Tagen bewirkt und der ganze Aufmarsch exclusive der Reserven in zehn Tagen beendigt war.

Für den Transport der französischen Armee nach ihrer Aufmarschzone, welche zwischen den Waffenplätzen Metz und Straßburg lag, boten sich nur drei directe Linien, von denen nur eine, nämlich die sogenannte Ostbahn von Paris über Châlons, Frouard nach Straßburg, durchgehend zweigleisig war. Dennoch hätte sich dieser Nachtheil unter Benutzung anderer, weniger direct nach der Aufmarschzone führenden Bahnen durch eine Combination von Eisenbahnbeförderung und Fußmärschen einigermaßen ausgleichen lassen. Was aber den französischen Aufmarsch noch mehr erschwerte und verzögerte, war die Bestimmung, daß die Truppenkörper vor Vollendung ihrer Mobilmachung, ohne ihre Reserve und ihre Feldausrüstung abzuwarten, nach der Grenze befördert werden sollten und daß die Corps- und Divisionsverbände erst hier gebildet wurden. Die Folge davon war, daß die Züge größtentheils nicht mit ihrer vollen Belastung abgingen oder daß auf denselben eine Mischung der Truppen stattfand, in welchem letztern Falle wieder häufig Umrangirungen nothwendig wurden, ferner, daß die französischen Bahnhöfe mit unrangirten Mannschaften, Reserven, Mobilgarden u. s. w. überfüllt waren, die ihr Ziel nicht kannten, ohne militärische Führung waren und sich den Anordnungen der Bahnbehörden nicht fügten. Bereits am 16. Juli begannen die französischen Truppentransporte nach der Grenze. In den ersten Tagen des August hatten zwar die französischen Corps ihre Sammelplätze an der Ostgrenze größtentheils erreicht; aber da ihnen noch die Reserven sowie Ausrüstung aller Art fehlten, so befanden sie sich nicht in operationsfähigem Zustande; dagegen war ein Theil des rechten Flügels bereits im eigenen Lande geschlagen.

Nach vollendetem strategischen Aufmarsch werden die Eisenbahnen bei den Operationen als Transportmittel der Truppen nur eine beschränkte Benutzung finden. Die taktischen Rücksichten auf die Schlagfertigkeit der Truppen und auf deren Bereitschaft zur schnellen Vereinigung an bestimmten Terrainabschnitten nöthigen zu Fußmärschen. Die Eisenbahnen werden aber mit Erfolg benutzt werden, wo es sich darum handelt, einzelne Heertheile schnell von einem Punkte des Kriegstheaters an den andern zu versetzen, wie z. B. 1870 bei der Heranziehung der Garde-Landwehrdivision nach dem Falle von Straßburg zur Cernirungsarmee von Paris (9. bis 29. Oct.) und bei dem Transport der 14. Division von Mézières nach Châtillon-sur-Seine zur Bildung der Südarmee unter Manteuffel, welche die Operationen gegen Bourbaki im südlichen Frankreich aufzunehmen hatte.

Viel bedeutsamer ist die Rolle, welche die Eisenbahnen als Verbindungslinien der operirenden Armeen mit ihrer Operationsbasis und mit der Heimat spielen, für die Nachfuhr der Verpflegungsbedürfnisse, des Ersatzes von Truppen, Munition, Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenständen, sowie für den Rücktransport der

Verwundeten und Kranken, der Gefangenen, der Kriegsbeute und des sonstigen Ballastes, dessen sich die Armeen im Interesse der größern Beweglichkeit gern sobald wie möglich zu entledigen suchen. Ein Unternehmen wie die Cernirung von Paris 1870 wäre geradezu unmöglich gewesen, wenn man sich nicht in Besitz der Eisenbahnverbindungen hätte setzen können. Diejenigen, welchen damals die Zeit bis zur Eröffnung des Bombardements zu lange dauerte, haben keinen Begriff von den Schwierigkeiten, welche die Herbeischaffung des kolossalen Materials, von schwerem Geschütz, Munition, Schanzzeug u. s. w. verursachte, zumal da die wichtigsten Eisenbahnen bei Beginn der Cernirung noch nicht in ihrer ganzen Ausdehnung frei, sondern durch Festungen gesperrt waren und erst nach deren Fall für den Verkehr der deutschen Truppen benutzt werden konnten. Die Festung Toul fiel am 23. Sept. Nach dem Fall dieser Festung waren die zahlreichen Corps der Cernirungsarmee auf die einzige, circa 40 Meilen lange und daher schwer zu schützende Eisenbahnverbindung von Nancy bis Nanteuil, welches vorläufig die Endstation für den Verkehr auf dieser Bahn in der Richtung auf Paris blieb, angewiesen. Der Freilegung anderer Linien mußte die Eroberung anderer Festungen vorausgehen, die zum Theil, wie das schwer zu überwindende Belfort, welches die Eisenbahn von Straßburg-Mülhausen, über Langres und Troyes nach Paris sperrt, erst in der letzten Periode des Krieges in deutsche Hände fielen.

Die Erfahrungen des letzten Krieges haben in Preußen und Deutschland zu wesentlichen Verbesserungen, namentlich in der Organisation des gesammten Eisenbahnwesens für den Krieg geführt. In Frankreich ist das Bahnnetz nach einem von strategischen Rücksichten dictirten Plane vervollständigt und in das Defensivsystem des Landes aufgenommen worden. Die französischen Eisenbahnen sind entweder durch größere Festungen beherrscht oder durch Forts gesperrt, in deren Besitz sich der Angreifer nothwendig setzen muß, bevor er die Eisenbahnen als Verbindungslinien für sich selbst zu benutzen vermag. Neben den großen Operationen werden daher in den Kriegen der Zukunft die auf Schutz oder Oeffnung der Eisenbahnen gerichteten Unternehmungen gehen und es wird der Festungskrieg in engere Verbindung mit dem Feldkriege treten, ja es wird sich, insofern es sich um die Sicherstellung oder Besitznahme der Eisenbahnen als der wichtigsten Verbindungslinien der operirenden Armeen handelt, ein ganz eigenartiger Eisenbahnkrieg entwickeln und auf die Operationen im Großen Einfluß gewinnen.

Eine weitere natürliche Folge der volksthümlichen Umgestaltung des Heerwesens ist, daß die Kriege der Gegenwart weit tiefer in das gesammte Leben der Nationen eingreifen als die frühern. Die Stockungen im Handel und Verkehr, die Schädigung der volkswirthschaftlichen Interessen durch die Heranziehung einer so großen Zahl von Kräften zum Kriegsdienste machen sich weit empfindlicher fühlbar, als es bei den Kriegen der frühern Zeit der Fall war, in welchen die große Masse des Volkes oft eine neutrale Haltung bewahrte. Die Aufgabe des Feldherrn wird es daher um so mehr sein, auf eine möglichst schnelle Beendigung des Krieges hinzuwirken, um so bald wie irgend möglich aus dem Kriegszustande wieder in den normalen Friedenszustand hinüberleiten zu können.

„Die größte Wohlthat im Kriege", sagt der Generalfeldmarschall Graf Moltke, „besteht darin, daß derselbe rasch beendet wird. Im Hinblick auf dieses Ziel muß es gestattet sein, alle Mittel anzuwenden mit Ausnahme derjenigen, welche positiv zu verdammen sind. Die Schwächung der militärischen Kräfte des Feindes stellt noch nicht, wie vielfach fälschlich angenommen wird, den einzig berechtigten Modus der Kriegführung dar, sondern man muß den Angriff gegen alle Hülfsmittel der feindlichen Regierung, ihre Finanzen, Eisenbahnen, Vorräthe und selbst gegen ihr Prestige richten."

Jede schwachherzige Kriegführung ist unmoralisch und verwerflich; je energischer die Kriegführung, desto humaner ist sie zugleich, denn desto schneller führt sie zum Ziele, zur Beendigung des Krieges.

Mit dieser gesteigerten Energie der Kriegführung hängt auch der gesteigerte Werth der Offensive in den Kriegen der Gegenwart zusammen. Schon in der Einleitung des Krieges, bei den ersten vorbereitenden Schritten, dem Uebergange aus dem Friedens- in den Kriegsstand oder der Mobilmachung des Heeres und dem strategischen Aufmarsch, wird es darauf ankommen, sich die Vortheile der Initiative zu sichern, um so bald wie möglich die Offensive ergreifen zu können.

Die deutsche Heeresleitung hat sich diese Vortheile in den letzten Kriegen nicht entgehen lassen. Wenn es in dem „Generalstabswerk" über den Krieg von 1870 nach vollendetem strategischen Aufmarsch als nächstes Operationsziel bezeichnet wird, „die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen und, wo man sie findet, anzugreifen", so dürfte dies überhaupt die natürlichste Strategie in allen modernen Kriegen sein.

„Kein Operationsplan", sagt das „Generalstabswerk", „kann mit einiger Sicherheit über das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinausreichen. Nur der Laie glaubt, in dem Verlaufe eines Feldzuges die vorausgeregelte Durchführung eines in allen Einzelheiten festgestellten und bis an das Ende eingehaltenen ursprünglichen Planes zu erblicken. Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stetig im Auge behalten, unbeirrt durch die Wechselfälle der Begebenheiten; aber die Wege, auf denen er sie zu erreichen sucht, lassen sich weit hinaus nie mit Sicherheit vorzeichnen."

Die Combinationen der Truppenbewegungen, um im rechten Augenblicke mit der größtmöglichen Zahl von Streitkräften schlagfertig an den Feind zu kommen, das rechtzeitige Trennen und Vereinigen der Heeresmassen, um solange wie möglich den getrennten Zustand der Massen, die sich auf verschiedenen convergirenden oder parallelen Straßen bewegen, in dieser Trennung aber auch die Möglichkeit der zeitgerechten Versammlung zu wahren: dies alles gehört zu der weitern Aufgabe der Heeresleitung, für deren Lösung aber nicht allein die Rücksichten auf die eigenen Truppen, sondern auch diejenigen auf die Maßnahmen des Gegners, sowie eine Reihe nicht vorauszuberechnender Zwischenfälle in Betracht kommen und die daher jedesmal eine andere wird. Hierfür lassen sich keine Regeln geben, sondern hier entscheidet das Genie des Feldherrn, welcher aus der Menge der eingehenden, zum Theil einander widersprechenden Meldungen seine Folgerungen zieht, unter objectiver Prüfung und Wägung aller einschlagenden Verhältnisse,

kühn und vorsichtig zugleich seine Entschlüsse faßt und dieselben energisch und sicher trotz aller ihm entgegentretenden Hindernisse durchführt. Es ist dies zugleich die Lösung des Moltke'schen Problems: „Getrennt marschiren — vereint schlagen!"

Der eigentliche Kriegszweck, die Vernichtung der feindlichen Streitmacht, kann nur erreicht werden durch große und siegreiche Schlachten. Des Feldherrn Hauptaugenmerk wird daher darauf gerichtet bleiben, unter den möglichst günstigen Verhältnissen, mit vereinten Kräften dem Gegner die Entscheidungsschlacht zu liefern. Während der Schlacht selbst hört die unmittelbare Leitung des Feldherrn auf. Die meilenweite Ausdehnung der heutigen Schlachtfelder, die Entfernungen der auf verschiedenen Punkten des Schlachtfeldes kämpfenden Heertheile machen eine einheitliche Leitung durch die Stimme oder selbst durch Befehle unmöglich, da die Verhältnisse in der Zeit zwischen der Abfertigung des Befehls und dem Eintreffen desselben bei der Truppe sich fortwährend ändern. Dennoch bildet die Schlacht die eigentliche Probe auf die Disciplin und die taktische Ausbildung der Truppen. In ihr zeigt sich am deutlichsten, wie weit die sämmtlichen Führer geübt und bereit sind, in den Plan und Willen des höhern Führers, selbstthätig, dem Sinne des Hauptplans des Feldherrn entsprechend, einzugreifen, für dessen Durchführung die sämmtlichen Führer harmonisch zusammenzuwirken haben. Der Feldherr selbst beschränkt sich darauf, mitten unter dem wilden Getöse der Tod und Verderben bringenden Schlacht ruhig und kaltblütig die von verschiedenen Punkten eingehenden Meldungen zu prüfen und zu vergleichen und die Summe daraus zu ziehen, die höhern Führer über den Gang der Schlacht, soweit er ihn selbst zu übersehen vermag, in Kenntniß zu erhalten, ihnen gewisse allgemeine Directive zu geben, in dem tollen Ringen der Heere die Achillesferse des Gegners auszuspähen und im richtigen Augenblick mit den bereit gehaltenen Reserven den Hauptstoß gegen dieselben zu führen. Selten wird das wahre Resultat der Schlacht sich schon am Schlachttage selbst klar erkennen lassen; in den meisten Fällen wird dasselbe erst in der folgenden Nacht oder am nächsten Morgen mit Bestimmtheit zu übersehen sein, wenn die sämmtlichen Meldungen auch von den entferntern Punkten des Schlachtfeldes eingetroffen sind. Die Größe des Sieges wird sich auch nicht nach der Zahl der eroberten Trophäen beurtheilen lassen; der Sieg wird vielmehr erst durch die weitern strategischen Combinationen, die sich an denselben knüpfen, seine wahre Bedeutung erhalten; denn die Heeresleitung darf sich nicht damit begnügen, den Feind geschlagen zu haben, sondern sie muß das Resultat des Sieges für Erreichung des Hauptzweckes des Krieges, die Vernichtung der feindlichen Streitmacht, verwerthen.

So bilden die blutigen Schlachten bei Metz vom 14. bis 18. Aug. 1870 nur Glieder einer Reihe von Kämpfen, deren Gesammtresultat erst $2^1/_2$ Monat später in der Capitulation der gesammten französischen Rheinarmee unter Bazaine zu Tage trat.

Der Krieg soll bis zur völligen Niederwerfung oder Erschöpfung des Gegners durchgekämpft werden. Dieses Ziel kann in der Regel erst durch eine Reihe blu-

tiger Schlachten erreicht werden. Da das Schlachtglück wechselnd ist, so zogen sich die Kriege der frühern Zeit oft sehr in die Länge, man denke nur an den Dreißigjährigen und Siebenjährigen Krieg, auch an die Kriege Ludwig's XIV. In der Gegenwart wird meistens die Einnahme der feindlichen Hauptstadt entscheidend für den Ausgang des Krieges sein. Kein Staat kann es leicht vertragen, daß der Mittelpunkt des ganzen Staatsorganismus, der Sitz der Regierung und der höchsten Verwaltungsbehörden, zugleich der Vereinigungspunkt der Hauptverkehrsstraßen und Eisenbahnen, für längere Zeit in die Hände des Feindes übergeht. Bei dieser Wichtigkeit der Hauptstädte in der modernen Kriegführung lag der Gedanke nahe, dieselben durch Befestigung zu schützen, und in Frankreich ist dieser Gedanke mit außerordentlichen Opfern in großartigster Weise verwirklicht worden. In Frankreich bildet die Hauptstadt Paris den Kern- und Mittelpunkt eines Defensivsystems in großem Stile, an dessen Peripherie die Grenzfestungen und Sperrforts von der schweizer bis zur belgischen Grenze, von Belfort über den Kamm der Vogesen, wo Epinal zu einem Waffenplatze hergerichtet worden, und über Toul und Verdun am rechten Maasufer abwärts liegen. Hinter dieser äußern Vertheidigungslinie ist man mit der Anlegung einer zweiten beschäftigt, welche aus gewaltigen, etwa zehn Meilen voneinander entfernten verschanzten Lagern besteht und von Langres bis Rheims reicht. Es führen jetzt wol nur noch wenig Straßen nach Frankreich, die nicht von den Granaten eines Festungswerkes erreicht werden könnten, und den Rückhalt dieses großartigen Festungssystems bildet Paris, das mit seinen neuen Forts einen Umfang von circa 18 deutschen Meilen einnimmt.

Ob es aber weise gehandelt ist, gerade die Hauptstadt zum Mittelpunkt eines solchen Festungssystems zu machen und auf diese Weise die Schrecken der Belagerung und Beschießung über eine zahlreiche und intelligente Bevölkerung und über eine Stadt heraufzubeschwören, welche zugleich den Mittelpunkt des geistigen und Culturlebens der Nation bildet, wo sich die Anstalten für die öffentliche Wohlfahrt befinden und wo in Galerien und Museen die Schätze der Kunst und Wissenschaft aus verschiedenen Culturperioden angesammelt sind, das möchte doch noch sehr in Frage stehen. Keine theoretischen Erörterungen und diplomatischen Proteste werden aber das Schicksal der Belagerung und Beschießung von einer befestigten Hauptstadt abzuwenden vermögen. Hier entscheidet die einfache Logik der Thatsachen. Wenn der eine Theil die Hauptstadt des Landes in eine Festung umwandelt und sie in seine Kriegsmacht aufnimmt, so wird der Gegner sich im Kriege das Recht nehmen, diese Festung mit allen Mitteln der Kriegskunst anzugreifen. Die declamatorischen Phrasen französischer Dichter und die doctrinären Proteste britischer Professoren haben von der französischen Hauptstadt dieses traurige Schicksal nicht abzuwenden vermocht. Sie mußte die Cernirung und Beschießung durch das deutsche Heer, sowie alles Elend, das damit über ihre Bevölkerung kam, als eine einfache Folge des Entschlusses der frühern Regierungen, die Hauptstadt mit einem Gürtel von Forts und Festungswerken zu umgeben, über sich ergehen lassen. Der deutsche Reichskanzler würde sich vielleicht um die nationale Sache und die Sache der Menschheit ein noch größeres Verdienst erworben haben, wenn er von der Kriegskostenforderung etwa 4 Milliarden nachgelassen, dafür aber die Ent-

festigung von Paris durchgesetzt hätte. Indessen der erfahrene Staatsmann mochte wol voraussehen, daß er durch eine solche Forderung nur die französische Nationaleitelkeit verletzen würde, ohne sie durchführen zu können. Jedenfalls wird ein tapferes und wohldisciplinirtes Volksheer, welches sich in offener Feldschlacht der feindlichen Invasion entgegendämmt, einen bessern Schutz für die Hauptstadt und das Land bilden als ein Gürtel von Forts und Festungswerken.

Es genüge, an dieser Stelle diese allgemeinen Andeutungen über moderne Kriegführung gegeben zu haben. Wie sehr wir auch vor allem einer kraftvollen und energischen Kriegführung das Wort geredet haben, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß ein charakteristisches Kennzeichen unserer modernen Kriegführung gerade die Humanität ist. Auch auf unsere Kriegführung findet das Wort Pascal's Anwendung, daß der Geist höher stehe als die ganze Macht und Breite der äußern Schöpfung, aber eine That uneigennütziger Liebe unendlich höher als alle Thaten des Geistes. Möge denn in den Kriegen der Zukunft derjenigen Macht der Sieg verliehen sein, welche den Gegner nicht allein durch die Gewalt der Waffen niederwirft und durch Thaten des Geistes überwindet, sondern welche ihn auch durch Thaten uneigennütziger Liebe übertrifft!

Chronik der Gegenwart.

Revue der Erd- und Völkerkunde.

Vier Jahre sind es her, seitdem Stanley, von Zanzibar kommend, im August 1877 die Mündung des Congo erreichte, und seit jener Zeit haben die mannichfachsten Versuche zur Erschließung des ungeheuern Congobeckens von Westen her stattgefunden. Missionare waren es, welche zuerst Stanley's Erfolge auszunutzen trachteten. Im Januar 1878 schon sandte die Baptist Missionary Society eine Expedition aus, welche sich zunächst den Landschaften am Unterlaufe des Congo zuwenden sollte, und deren Leiter, Rev. Comber, San-Salvador, die Hauptstadt des Königreichs Congo, zur Basis seiner Unternehmungen wählte. Alle seine Versuche, von hier in östlicher Richtung zum Stanley Pool vorzudringen, blieben jedoch erfolglos. Im September 1880 gelangte Comber zwar mit einer kleinen Karavane bis Makuta, dort aber wurde er mit Waffengewalt angegriffen und selbst verwundet, sodaß er nur durch schleunigste Flucht sein Leben retten konnte. Inzwischen war Stanley selbst Ende August 1879 an der Mündung des Congo erschienen, um die Erschließung Aequatorialafrikas sofort im großartigsten Maße mit allen Kräften zu beginnen, und errichtete eine erste Station in Vivi, an dem äußersten Punkte der Schiffbarkeit und am Nordufer des Congo, wenig unterhalb der Yellalafälle. Weitere Stationen gründete die junge Livingstone Inland Mission; McCall, der Führer der ersten von ihr ausgesandten Expedition, richtete solche in Matadi Minkanda am Südufer, welche später aus Gesundheitsrücksichten nach Noki verlegt wurde, in Palaballa oberhalb der Yellalafälle und in Montiko, weiter landeinwärts, oberhalb der Isandschilafälle, beide am Südufer, ein. Am 21. Oct. 1880 fuhr er von Riverleigh Camp, eine Tagereise oberhalb Montiko, ab und landete nach sechstägiger Fahrt in Manjanga, etwa 320 Kilometer oberhalb der Congomündung, von wo er jedoch sofort administrativer Angelegenheiten halber nach Montiko zurückkehren mußte. Unterdessen hatte der französische Marineoffizier Graf Savorgnan de Brazza den Mittellauf des Stromes auf anderm Wege glücklich erreicht; denn am 7. Nov. 1880 traf er, vom Ogowe nach dem Stanley Pool kommend, in Ndambi Mbongo und am 12. in Vivi ein; diese glücklich und ohne irgendwelchen Verlust, auch mit geringen Kosten ausgeführte Expedition lieferte den Beweis, daß der Weg vom Ogowe zum Congo ohne große Schwierigkeiten zurückzulegen sei und gegründete Aussicht hat, der Route längs des Stromes vorgezogen zu werden. In Nghimi am Fluß Passa, welcher unterhalb des Pubarafalles sich in den Ogowe ergießt, errichtete Brazza die Station Franceville, und am Südufer des Stanley Pool, in Ntamo, eine zweite, welche von der Geographischen Gesellschaft in Paris den Namen „Brazzaville" erhalten hat. Kurz darauf, am 17. Jan. 1881, brachen die zwei Missionare Bentley und Crudgington von Mussuco am rechten Congoufer auf, um gleichfalls nach dem vielumworbenen

Stanley Pool zu pilgern, der endlich nach einer mühseligen vierundzwanzigtägigen Reise vor ihren Blicken auftauchte. Ihr Ziel war Ntamo, doch fanden sie dort nur schlechte Aufnahme, und auch in dem nahen Nschascha wurden sie trotz der französischen Station mit Waffengewalt zurückgewiesen, und mußten in regelloser Flucht ihr Leben retten. In einem lecken Canoe wagten sie die Rückfahrt nach Ibin, welchen Ort sie als Stationsplatz empfehlen. Ohne sich auf weitere Forschungen einzulassen, traten sie bereits am 14. Febr. die Rückreise an, um sobald wie möglich hierher wieder zurückzukehren. Am 2. März erreichten sie ohne Unfall Vivi. Wiederholte Beobachtungen ergaben für das Südufer des Stanley Pool die Position von 15° 47′ östl. L. von Greenwich, eine Verschiebung nach Westen von fast $1^1/_2$° gegen die ältere Stanley'sche Karte. Auch französische Missionare blieben nicht unthätig. Am 27. Juni brach Pater Angouard von Landana und am 7. Juli von Vivi auf; nach viertägigem Marsche erreichte er Isandschila und von Manjanga aus sein vorläufiges Ziel, den Stanley Pool; doch mußte er sich, ohne das Südufer betreten zu haben, zur Rückkehr nach Manjanga entschließen, um das Eintreffen neuer Vorräthe von der Küste abzuwarten; denn seine Gefährten, welche sich Savorgnan de Brazza's neuer Expedition angeschlossen hatten, waren ebenso wenig wie dieser selbst wieder am Congo eingetroffen. Savorgnan de Brazza führte nämlich eine zweite Reise nach dem obern Ogowe und Alima aus, an dessen Ufern er eine dritte Station gründete, die er deshalb auch als „Poste de l'Alima" bezeichnet; nachdem er dann in Franceville mit dem Schiffsfähnrich Mizon im October 1881 zusammengetroffen war, begab er sich auf dem kürzesten Wege zur Küste, die er bei Landana erreichte, und hat somit abermals ein gutes Stück unbekannten Gebietes kennen gelernt, seinen großen Verdiensten neue hinzufügend. Seit kurzem weilt er in Paris. Mizon, der am 3. März 1881 am Gabun angekommen war, erreichte Franceville am 22. Sept. und steht seitdem dieser Station vor.

Zur Theilnahme an der Erschließung des äquatorialen Afrika von Westen her rüstet sich gegenwärtig eine russische Expedition unter Leitung des Marinelieutenants St. von Rogozinski; die Mittel zu derselben werden von den Mitgliedern selbst beschafft. Als Ausgangspunkt soll Victoria am Fuße des Cameruns-Gebirges dienen, in welchem eine geographische Station zu errichten beabsichtigt wird.

Recht hübsche Erfolge hat auch Rob. Ed. Flegel aufzuweisen. Nach seiner Rückkehr von Sokoto mußte er einige Zeit in Lagos auf das Eintreffen neuer Geldmittel von der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland warten. Alsdann ging er den Niger hinauf bis Eggan, und dann über Land, aber meist zu Boot, nach Bida. Sein nächstes Ziel war Keffi-Abd-es-Senga, wohin er einer neuen Route folgte, die ihn über ein 1000 Meter hohes Gebirge führte. Von Keffi kehrte er über Loko nach Lokodja zurück, um dort Waaren für seine projectirte Reise nach Adamaua in Empfang zu nehmen, fand dieselben aber dort nicht vor und mußte sogar im December 1881 nach Akassa an die Küste zurückgehen. Hier fand er eine Geldsendung der Afrikanischen Gesellschaft von 15000 Mark vor, und konnte sich nun mit den erforderlichen Waaren versehen. So schnell als möglich eilte er nach Lokodja und von dort nach Loko zurück; aber noch bedurfte es für ihn einer zähen Ausdauer, um die Schwierigkeiten, die sich hier abermals ihm entgegenstellten, zu überwinden. Endlich am 9. März hat er von Loko aus seinen Marsch ins Innere angetreten.

Zu ziemlich lebhaften Besorgnissen gab das Schicksal Dr. Wilhelm Junker's aus Moskau Anlaß, welcher, wie unsere Leser wissen, in den obern Nilregionen weilt. Beunruhigende Gerüchte von Ausplünderung und Gefangenschaft Dr. Junker's hatten sich bis Lado verbreitet, wo sie dem Gouverneur Dr. Emin-

Bei zu Ohren kamen, während gleichzeitig alle Kunde von dem trefflichen Reisenden ausblieb. Neuere Nachrichten haben glücklicherweise die Befürchtungen in freudige Hoffnung verwandelt. Lupton-Bei, Gouverneur der Provinz Bahr-el-Ghasal, schrieb nämlich unterm 15. Dec. 1881: „Dr. Junker war kürzlich am Djebel Amadi im Niamniamlande und ging nach Monbuttu zu. Sein Begleiter Bohndorf ist beim Sultan Sassa. Ich habe soeben gehört, daß er fünf Tage westlich vom Uëlle ging zu einem Fluß, genannt Marquar, im Lande des Sultans Kayambaro, dessen Hauptstadt auf einer Insel inmitten des sehr breiten Flusses liegt. Sassa's Leute sagen, daß weit im Süden der Marquar und der Uëlle zusammenfließen." Marquar ist die englische Schreibart für Maqua oder Makua, und dieser ist nach Junker's frühern Nachrichten ein Name, den der Uëlle im Gebiet der Amadi trägt; dort überschritt, wie spätere Briefe besagen, Dr. Junker den Fluß, um nach Bakangai zu gelangen, wurde aber bei den Abarambo zu mehrmonatlichem Aufenthalt gezwungen und beraubt. Mit Hülfe der Leute Sassa's gelang es ihm, über den Uëlle zurückzukehren, worauf er bei den Amadi bis August 1881 auf die Gelegenheit wartete, abermals nach Süden vorzugehen. Zwei starke Tagereisen östlich von den Amadi, im Gebiet der Abarambo und an der Westgrenze Mambangos, ist jetzt am südlichen Ufer des Uëlle eine feste ägyptische Station angelegt. Dahin begab sich der Reisende Ende August und von dort schrieb er am 16. Nov. den einen der nach Europa gelangten Briefe. Der zweite, am 26. Dec. 1881, im Lande der Abarambo geschriebene, meldet seine bevorstehende Abreise nach Bakangai. Von hier wollte er ostwärts nach Monbuttu zurückkehren und hoffte Ende Februar dort einzutreffen.

Der obenerwähnte Dr. Emin-Bei setzt mit großem Eifer seine Rundreisen durch die ihm unterstellten Provinzen am obern Weißen Nil fort und ist eifrig bemüht, durch eine sorgfältige, lückenlose Aufnahme des Weges und zahllose Peilungen ein Kartenbild von den durchwanderten Gegenden zu Stande zu bringen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1881, von September bis December, führte er eine neue Reise aus durch die ihm erst vor kurzem unterstellte Mudirieh Rohl im Westen des Nils, und schon liegen auch die Aufnahmen von dieser Reise vor. Emin-Bei hielt sich östlich von Felkin's und Wilson's Route, verband sie dann bei Moffo mit Dr. Junker's und Dr. Schweinfurth's Routen, folgte ihr nordwestlich über Rumbehk hinaus bis Abreal und kehrte auf einem westlichern Wege nach Lado zurück. Im Februar und März 1882 hielt er sich in Chartum auf und wird jetzt wol auf der Reise zu den Niamniam und Monbuttu begriffen sein.

Auch von dem in jenen Gegenden reisenden italienischen Kapitän Casati weiß man, daß er nahezu 60 Tage bei dem Fürsten Azanga beinahe als Gefangener behandelt worden, schließlich aber entflohen und nunmehr auf den ägyptischen Stationen geborgen sei. Von seiner Reiseroute verlautet, daß er von Rumbehk am Rohl hinauf, dann westlicher sich haltend durch das Land der Abaka die Niamniam erreichte, und hier sowol gegen Südwesten als gegen Südosten beträchtliche Strecken auf früher unbekannten Wegen zurücklegte.

Wenden wir uns nach dem östlichen Afrika, so liegt auf dem Ostrande des abessinischen Plateau in 12° 30′ nördl. Br. der Aschangisee. Von diesem ging Raffray, seit drei Jahren französischer Consul in Massaua, südostwärts den Plateaurand hinab in die Ebene der Raia-Galla und zu den Bergen von Oebul. Letztere bilden eine kleine Kette von 2000—2200 Meter Höhe, parallel dem Plateau, dem sie sich im Norden durch die von Asebo-Galla bewohnten Vorberge, im Süden durch den Abfall des Wadelaplateau anschließen. Raffray begab sich dann von Oebul direct westlich auf den Gebirgsknoten, an welchem der nach dem Aussasee fließende Gualima und die zum Nilsystem gehörenden Flüsse Takazze und

Tellare entspringen, und ging über einen 4300 Meter hohen Paß am Berge Abuna Josef nach der Stadt Lalibala hinab, welche schon aus Gerhard Rohlfs' Reise vom Jahre 1868 genügend bekannt ist.

Ein neuer Afrikareisender ist in der Person Joan Maria Schuver's aufgetaucht, eines mit beträchtlichen Geldmitteln ausgestatteten Holländers aus Amsterdam, welcher es hauptsächlich auf das östliche Afrika abgesehen hat. Er brach am 1. Jan. 1881 von Kairo auf und kam am 12. Juni bis Fádassi, wo er erkrankte und seinen einzigen europäischen Reisegefährten G. Rachetti durch den Tod verlor. Am 30. Juli zog er südwärts durch das Gebiet der Amamneger und war fünf Tage später im Lande der Lega-Galla, des westlichsten der Gallastämme und zugleich eines der merkwürdigsten; denn sie bilden ein kräftiges, von einer alten erblichen Dynastie regiertes Volk in der Stärke von wenigstens 20000 Kriegern. Ihr Land liegt gerade einen Grad südlich und ein wenig westlich von Fádassi. Schuver's fernster Punkt in dieser Richtung war der große See Baro. Mit größter Mühe, unter Streit und Schimpf, gelang es ihm, aus dem Legalande wieder herauszukommen, da der König ihn zwingen wollte, seine Feinde, die Addo-Galla, mittels seines Repetircarabiners zu bekämpfen. Am 6. Sept. war Schuver wieder in Fádassi und unternahm sofort einen Ausflug zu den unbekannten Negerstämmen Kumu und Kiri im Westen, mußte aber halbwegs umkehren, weil sein Führer weggelaufen war. Indeß gelang es ihm doch, im December 1881 die unabhängigen Bertastämme westlich von Fádassi zu besuchen, d. h. Banghe und Kizir, sowie andere Thäler, die zum Becken des Weißen Nils gehören. Dabei löste er völlig das Räthsel vom Entspringen des Jabus und Sobat aus einem und demselben See, eine Sage, die von den Arabern geglaubt und verbreitet wird. Wie es zwei Flüsse Tumat gibt, so gibt es nämlich auch zwei Jabus, ja es scheint, daß die Bezeichnung Jabus oder sprachlich damit verwandte Ausdrücke von einem Urvolk auf alle immerfließenden Gewässer dieses Theiles von Afrika angewendet wurden. Nachdem Schuver früher die Quellen des Tumat und des östlichen Jabus fixirt hatte, gelang es ihm jetzt, auch die Quellen des Yal, des nördlichsten Zuflusses zum Weißen Nil, zu fixiren. Die Berta nennen aber den Yal, soweit er durch ihr Gebiet geht, ebenso Jabus wie das östliche, stets fließende Wasser. Yal heißt der Fluß im Burunlande, und die Amamneger, bei denen er entspringt, nennen ihn Valasat. Schuver verfolgte seinen Lauf weit genug, um sicher zu sein, daß es der Yal ist.

Von nicht geringem Interesse sind zwei andere Reisen, welche uns jedoch weiter nach Süden führen. Rev. W. P. Johnston von der Universities Mission im Rovumalande hatte von Eingeborenen gehört, in den Bergen bei der Quelle des Lujenda liege ein See. Auf dem Wege vom Mwembe, westlich vom Lujenda nach Mponda am Ausflusse des Schire aus dem Nyassa bog er daher von der directen Straße ab, um jenen See aufzusuchen, und gelangte auch richtig im August 1881 an einen großen See mit wenig Inseln und grasbewachsenen Ufern, wo Nilpferde und Wassergeflügel schwärmten. Er erstreckte sich gegen Südost, während der Mangocheberg östlich von Mponda nordöstlich vom Beschauer lag. Dieser Lage nach wäre der See kein anderer als der Schirwa selbst, dessen Nordende noch nicht besucht worden war, und Johnston hält ihn ebenfalls dafür. Die andere Reise, von dem englischen Consul in Mozambique, H. E. O'Neill, unternommen, nahm ihren Ausgangspunkt gegenüber der Insel Ibo und folgte einer wenig bekannten arabischen Handelsstraße ins Innere nach dem Südende des Nyassa hin. Sieben Tagereisen von der Küste, in Mwalia spaltet sich der Weg in einen nach Matarika an der Kiloa-Nyassa-Straße führenden und in einen südlichern. Auf letzterm war O'Neill im September 1881 bis zur Stadt Gavala, 175 Kilometer von Mozambique, vorgegangen. Aus dem bewaldeten, volkreichen, ziemlich gut

angebauten Küstenstrich war er nach 64 Kilometer in ein Hügelland gekommen, dessen kühn geformte, steile Berge 60—300 Meter relative Höhe haben, und von diesem auf die schöne, mit Dörfern besäete Schalaweebene, die sich weit gegen Süd und West ausdehnt bis zu einer prächtigen Bergkette von 650—1300 Meter Höhe. Dort hörte der Reisende von Schneegipfeln, die sechs bis sieben Tagereisen westlicher liegen sollen, und ihnen strebte er zu, indem er durch das Land der Makua nach der Landschaft Lomwe reiste. Westlich von dieser letztern, in etwa 14° 20′ südl. Br. und 36° 50′ östl. L. von Greenwich, erhebt sich auf der von O'Neill verfertigten Karte der Namuli, über dessen Existenz und Eigenschaft als Schneeberg nach den übereinstimmenden Erkundigungen von Maples und O'Neill wol kein Zweifel bestehen kann, wenn er sich auch vor den Blicken des letztern Reisenden in Wolken und Nebel verbarg. Dieser, auf der Karte zum ersten mal sich präsentirende neue Schneeberg liegt in der Verlängerung der Linie, welche die abessinischen Alpen mit dem Kenia und Kilima-Ndscharo verbindet, und dürfte sich wahrscheinlich auch als vulkanisches Gebilde erweisen.

Der Gouverneur von Inhambane, F. A. Schwalbach, unternahm im August 1881 eine Expedition nach dem Nharrimesee, südöstlich von dieser Stadt, und hat dadurch einen kleinen Beitrag zur Kenntniß des südlichen Gasalandes geliefert. Der See erstreckt sich von 24° 23′ bis 24° 32′ südl. Br. und 34° 42′ 30″ bis 34° 55′ 30″ östl. L. von Greenwich; das umliegende Gebiet soll sich zur Colonisation eignen. Das Gasaland selbst kann nicht mehr als terra incognita angesehen werden; denn bereits in den Jahren 1872—75 war es der Schauplatz dreier Reisen des bekannten Forschers und Jägers Saint-Vincent Erskine, dem wir schon so manche Beiträge zur Erforschung Südafrikas verdanken. Die Resultate dieser Reisen sind bisher jedoch nur theilweise bekannt geworden, indem ihre Publikation von einem eigenthümlichen Misgeschick verfolgt wurde. Das Gasaland im weitesten Sinne, welches der Herrschaft des Königs Umzila unterworfen ist, erstreckt sich im Norden bis zum Zambesi; die südliche Grenze bildet der Unterlauf des Umkomati oder Saint-George-River, wenig südlich von der Mündung des Limpopo; nach Westen dehnt es sich bis an den Transvaalstaat und das Matabelereich aus, nach Osten bis an die Küste, wo die Portugiesen als letzte Ueberbleibsel ihrer in frühern Jahrhunderten weit ins Innere sich erstreckenden Colonie Sofala nur noch wenige Stützpunkte in den Städten Sofala, Chiluana und Inhambane, weiter im Süden in Lourenço Marques besitzen. Nach der Beschaffenheit des Bodens ist das Gasaland in zwei völlig voneinander verschiedene Theile zu trennen: das Gebirgsland im Westen und die Ebene, welche sich bis zur Küste ausdehnt. Die Bevölkerung besteht aus zahllosen kleinen Stämmen, welche mit dem Collectivnamen Tongas bezeichnet werden, obwol sie wahrscheinlich verschiedenen Zweigen der afrikanischen Menschheit angehören. Die Stämme im Norden des Sabi, besonders die Mandowa, scheinen mit den Makalaka verwandt zu sein, während die Bewohner im Süden, welche sich Tschobi, Basiga, Mandanda, Hlenga, Bila-Kulu u. s. w. benennen, große Aehnlichkeit mit den Basuto haben. Diese ursprünglichen Bewohner des centralen und südlichen Gasalandes sind äußerst friedfertig; sie treiben Ackerbau und Viehzucht, soweit ihre gegenwärtigen Unterdrücker es zulassen, und beschäftigen sich mit verschiedenen Handwerken. Ohne Widerstand unterwarfen sie sich vor etwa 60 Jahren einer Horde räuberischer Zulu, welche unter Führung des Häuptlings Cnaba aus dem eigentlichen Zululande auswanderte, um der tyrannischen Herrschaft des berüchtigten Königs Tschaka zu entgehen, und hier ein neues Reich gründete.

In Amerika ist es hauptsächlich die südlichste Spitze jenes Continents, welche unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Seitdem Charles Darwin 1833—34 die

naturwissenschaftliche Grundlage zu unserer Kenntniß von Patagonien legte und der englische Marineoffizier Chaworth Musters 1869 die Topographie des Innern in großen Zügen feststellte, indem er in Begleitung einer Bande Tehueltschen das Land von der Magelhäesstraße bis zum Rio Negro durchwanderte, hat man in der Kenntniß jener Südspitze Amerikas bedeutende Fortschritte gemacht; ja die Erforschung jenes Landstriches, welche seit der Entdeckung der Küste durch Magelhäes vor mehr als 300 Jahren kaum einen Schritt vorwärts gethan hatte, ist im Verlaufe der letzten 12 Jahre so weit zum Abschluß gekommen, daß wir über Formation und Natur des Landes, Fauna, Flora und Bewohner ausreichend orientirt sind. Besonders den Argentinern haben wir die so großen Fortschritte zu verdanken. Die gelehrten Gesellschaften von Buenos-Ayres veranlaßten die Regierung, allen Planen zur Erforschung dieser Ländereien thatkräftige Unterstützung zu leihen. Unter ihrer Aegide konnte der Archäolog F. P. Moreno, jetzt Director des Anthropologischen Museums in Buenos-Ayres, von 1873—80 fünfmal größere und kleinere Strecken von Patagonien durchwandern, wobei er das Quellgebiet des Rio Santa-Cruz entdeckte und reiches Material für seine naturwissenschaftliche und ethnographische Erforschung gewann; der junge Naturforscher Ramon Lista, welcher nach zwei kurzen Excursionen Ende 1878 den Lauf des mit dem Santa-Cruz die Bucht gleichen Namens bildenden Rio Chico feststellte, widmete sich der Aufgabe, zur Colonisation geeignete Gebiete aufzufinden, sowie eine Verbindung zu Lande zwischen den wenigen Ansiedelungen zu Stande zu bringen; in derselben Absicht durchkreuzte der Marinelieutenant C. Moyano 1880 einen großen Theil von Südpatagonien. Die Erforschung der Nordgrenzen wurde endlich durch die militärischen Operationen, womit die Pampasindianer über den Rio Negro nach Süden gedrängt wurden, sowie durch Streifzüge der argentinischen Streitkräfte über diese und seinen Quellfluß hinaus im wesentlichen beendet. Durch eine glücklich ausgeführte Recognoscirung haben im März und April 1881 die argentinischen Truppen einen weitern Beitrag zur Entschleierung des nördlichen Patagonien geliefert und ein großes fruchtbares Gebiet, welches allerdings nicht mehr zu Patagonien im strengsten Sinne gehört, den argentinischen Besitzungen hinzugefügt. Eine unverminderte Aufmerksamkeit scheint die argentinische Regierung auch fernerhin ihrem Antheil an Patagonien widmen zu wollen. Bereits ist Ramon Lista mit der Ausführung einer Expedition betraut worden, welche, von der Bahia Blanca ausgehend, zunächst das Thal des Colorado sorgfältig untersuchen und dann durch das Quellgebiet des Neuquen, Limay, Chubut, Senguel, Deseado und Santa-Cruz längs der Cordillere bis Punta Arenas ziehen soll, wodurch die jetzt nur in rohen Zügen angenommene Grenze gegen Chile genauer bekannt werden wird. Eine noch größere Thätigkeit wird auf die Colonisationsversuche verwendet. Für die genaue Vermessung des Triangulo wurde eine Commission ernannt, welche am 1. Oct. 1881 ihre Arbeiten begonnen hat und in 18 Monaten beenden wird; in einzelnen Parcellen sollen die vermessenen Districte alsbald zum öffentlichen Verkauf gestellt werden. Eine ähnliche Bestimmung ist für die Halbinsel Valdes getroffen. Weiter im Süden sollen die von Viedma bereits 1780 gegründeten, aber bald wieder aufgegebenen Ansiedelungen am Puerto Deseado und Puerto San-Julian, in deren Umgebung die damals geschaffenen Obstpflanzungen sich noch heute ausdehnen, von neuem ins Leben gerufen werden, indem für diese günstigen Häfen Marinestationen in Aussicht genommen sind. Auch der bisherige Miserfolg aller Unternehmungen am Puerto San-Antonio schreckt die Regierung nicht von neuen Anstrengungen ab, diesen sichern Hafen für die neuen Ansiedelungen am Rio Negro nutzbar zu machen; denn gegenwärtig ist der Militäringenieur Wisocki mit neuen Aufnahmen beschäftigt, um einen Weg zum Rio Negro ausfindig zu machen und die Wassernoth an der Küste zu beseitigen.

Wir müssen unsern diesmaligen Bericht leider mit einer schweren Trauerbotschaft beschließen. Mit zäher Ausdauer wollte Dr. Jules Crevaux seine Erkundung südamerikanischer Flüsse fortsetzen. Von der Commission des Missions scientifiques mit 70000 Frs. unterstützt, reiste er am 20. Nov. 1881 von Frankreich nach Buenos-Ayres ab, begleitet von dem Astronomen Billet und dem Zeichner Riegel. Den La-Plata und Paraguay hinauf beabsichtigte er wiederum ins Becken des Amazonenstromes zu gelangen, um den Tocantins und den Tapayos aufzunehmen. Allein in Buenos-Ayres entschloß er sich sehr rasch, zuerst nach dem Pilcomayo zu gehen, dessen wenig bekannter oberer Lauf eine fast jungfräuliche Region von großer Zukunft durchzieht. Ende December schon verließ Dr. Crevaux die argentinische Hauptstadt mit einer größern Gesellschaft und scheint eine Strecke weit von Gould, dem Director des Observatoriums von Cordoba, begleitet worden zu sein. Die Disciplin der Expedition war aber wol keine ausgezeichnete, denn zweimal scheint sie auf ihrem Wege flußaufwärts mit den Autoritäten in Conflict gerathen zu sein, und in Tumbaya wurde schon Mitte Januar 1882 Crevaux selbst ins Gefängniß gesetzt, da die Ausschreitungen eines seiner Matrosen einen Auflauf verursacht hatten. Jedenfalls hatte die Expedition schon einige Schwierigkeiten durchzumachen, noch ehe sie bolivianisches Gebiet betrat; indessen hatte sie auch bereits ihre Arbeiten aufgenommen, unter andern Salta und Jujuy astronomisch bestimmt. Anfang März befand sich Crevaux in Tarija, wo er nähere Erkundigungen über den Pilcomayo einzog, die ihm sein Unternehmen viel schwieriger und kostspieliger erscheinen ließen, als er früher geglaubt. Er entschloß sich deshalb, die Hülfe der bolivianischen Regierung anzunehmen, welche die außerordentlichen Kosten der Expedition zu bestreiten sich erbot, wogegen Crevaux seine Zustimmung zur Aufhissung der bolivianischen Flagge auf seinen Schiffen gab. In einem Briefe vom 13. März aus Tarija bezeichnet er die Abreise der Expedition als unmittelbar bevorstehend, lobte auch den freundlichen Empfang und die thätige Beihülfe, welche er überall in Bolivia gefunden. Und seitdem ist die erste Nachricht, welche über ihn verlautete, eine wahre Hiobspost: am 24. April, um 6 Uhr abends, wurden die Boote Crevaux' bei einem Tello oder Fego genannten Orte am Pilcomayo von den Tobasindianern angegriffen und mit Ausnahme von zwei gefangen genommenen Bolivianern die ganze Gesellschaft, 19 Köpfe stark, niedergemacht.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Surrogate.

Novelle

von

O. Ernst.

(Schluß.)

IX.

Als wir bei Mrs. Seymour anlangten, fanden wir ihren Sohn und Ridley schon im Wohnzimmer und den großen Mitteltisch mit kaufmännischen Büchern und Papieren bedeckt. Die alte Dame war sehr niedergeschlagen und bleich, woraus ich schloß, daß sie in die ungünstige Geschäftslage eingeweiht worden.

„Ich habe gewünscht, daß Sie bei der folgenden Berathung zugegen sein sollen", sagte Mrs. Seymour zu mir, nachdem sie mich begrüßt, „damit Sie als Zeugin den Kindern meines Sohnes gegenüber für mich eintreten können, wenn es nöthig ist."

Wie feierlich das klang! Man hätte fast denken sollen, es walte eine ernsthafte Differenz zwischen ihr und ihrem Sohn ob, der bisher in einem so innigen Verhältniß zu der Mutter gestanden hatte. Doch ein Blick auf den Principal, der ziemlich kläglich dreinschaute, und auf Ridley, aus dessen scharfen Zügen eine schneidige Entschlossenheit herausſah und der sich neben Mr. Seymour hielt, zeigte mir, daß der Streit vielmehr zwischen dem Commis und der alten Dame ausgebrochen war. Um so viel ernster mußte er aber auch sein, um so viel wichtiger sein Ausgang für den Intriguanten; denn daß derselbe sich ohne schwerwiegende Gründe entschließen könne, Mr. Seymour vor den Zwiespalt zwischen seiner Sohnesehrfurcht und seiner Zuneigung für die Hausfreunde zu stellen, war nicht anzunehmen.

„Geschäftliche Maßnahmen", fuhr die alte Dame nach den einleitenden Worten fort, „nöthigen meinen Sohn, seine kaufmännische Thätigkeit in Zukunft entweder der Bank oder der Fabrik ausschließlich zuzuwenden. Er ist mit Mr. Ridley der Meinung, das Betriebskapital aus der letztern zu ziehen und zu Speculationen zu verwenden; ich befürworte mit Mr. Marx, daß die Fabrik, welche sein Vater gründete und auf der vorzüglich unser angesehener Name in diesem Lande beruht, nicht nur mit ungeschwächten Kräften fortgeführt, sondern noch erweitert werde."

„Sie sind, verehrte Mrs. Seymour, zu sehr Partei in dieser Sache", fiel Ridley ein, der für den Principal das Wort führte, „Sie fürchten eine pecuniäre Einbuße, wenn Ihr Grundstück und Ihre Gebäude nicht mehr benutzt

werden. Indessen Mr. Seymour denkt nicht daran, Ihr Interesse zu schädigen; er ist mit Vergnügen bereit, die Durchschnittssumme Ihrer Tantième von den letzten zehn Jahren Ihnen so lange auszuzahlen, bis Sie entweder die Fabrik vortheilhaft verkauft oder vermiethet haben. Wir machen freilich von unserm Kündigungsrechte in Bezug auf die Blocklieferungen Gebrauch, da der Ertrag derselben ein zu geringer ist; indeß es läßt sich wol annehmen, daß jemand anders das Geschäft aufnehmen und die in Ihrem Besitz befindlichen Fabrikanlagen dazu verwenden wird. Denken Sie nicht auch so, Mr. Seymour?"

„O gewiß", entgegnete hüstelnd der Aufgerufene. „Verlaß dich darauf, theuere Mutter, deine Angelegenheit soll ganz in Richtigkeit kommen."

„Es ist sogar anzunehmen", fuhr Ridley fort, „daß, wenn Sie den Verkaufspreis der Fabrik später auf der Bank anlegen, die Zinsen des Kapitals die bisher bezogene Quote der Einnahmen weit übersteigen werden."

„Ich werde die Fabrik nicht verkaufen", sagte die Greisin mit Nachdruck. „Es wäre eine Schande für die Familie. Ich fordere meinen Sohn auf, das zu bedenken."

„Nun, so vermiethen Sie dieselbe an irgendeinen Unternehmer, der in unsere Fußstapfen tritt."

„Ich werde sie auch nicht vermiethen", sagte sie abermals den unerbetenen Rath ablehnend, „sie soll in der Familie bleiben. Bedarf mein Sohn ihrer nicht länger, so werden Margaret und Francis mir es doch Dank wissen, wenn ich sie ihnen erhalte."

„Was nützt Ihnen die Fabrik, Mrs. Seymour, wenn sie außer Betrieb gesetzt wird?" fragte Ridley scharf.

„Das lassen Sie meine Sorge sein, Mr. Ridley. Ich wiederhole es, sie bleibt in der Familie. Ich würde Mr. Marx vorschlagen, sie in meinem Namen weiter zu führen, wenn ich nicht wüßte, daß er für die Wüstenreisen meinem Sohn unentbehrlich ist."

„Sie irren, verehrte Mrs. Seymour", rief Ridley. „Die Verhandlungen mit dem Crédit universel, den Leferrier vertritt, über die Inpfandnahme der Steinbrüche kann Herr Marx, der nur Techniker und kein Finanzmann ist, auf keinen Fall leiten. Ich werde wahrscheinlich mit der nächsten Karavane selbst mit Leferrier nach Siwa reisen."

„Auf Ihre Gefahr", rief Richard; „der Scheikh Abu-Tâlib hat von der Sennsi-Verbrüderung, welche allen Europäern feindlich ist, nur für mich, als seinen Lebensretter, eine Ausnahmsstellung erlangt."

„Mein lieber Herr", sagte Ridley fast höhnisch, „gestatten Sie uns an der buchstäblichen Tragweite dieser Aussage einen leisen Zweifel zu hegen, welcher in Ihrem naheliegenden Wunsche, sich gewissermaßen als unentbehrlich für den Verkehr mit Siwa darzustellen, seine natürliche Erklärung findet. Ich glaube weder von den Sennsi noch sonst jemand dort angefeindet zu werden, wenn ich den braunen Kerls Verdienst in ihre Einöde trage. Gold ist allmächtig, Herr!"

Richard war sehr bleich geworden, als Ridley seine Wahrhaftigkeit anzutasten wagte; doch er bezwang sich und sagte, als der Commis geendet, mit kaltem Ton:

„Sie rechnen, Mr. Ridley, ohne den Fanatismus, der in dem Gemüthsleben dieser Halbwilden denselben Platz behauptet, welchen Uebercivilisirte dem Vortheil einräumen. Doch was sagt Herr Seymour dazu?"

„Ich?" entgegnete dieser kleinlaut und wie verblüfft darüber, daß er gefragt wurde; „je nun, ich denke, es ist alles in Richtigkeit. Ich bin — hm, hm — Mr. Marx sehr verbunden für die Mühe, die er sich mit dem Alaunstein gegeben; aber wenn Ridley meint, es sei unnöthig, daß er ferner . . . Wie gesagt, es ist alles in Richtigkeit. Wenn die Fabrik eingeht, können Sie, Mr. Marx, in der Bank einen Platz bekommen. Vierter Commis, sagten Sie nicht so, Ridley?"

„Danke verbindlichst, Mr. Seymour", entgegnete Richard, dem Bestätigung nickenden Commis einen lächelnden Blick zuwerfend, „ich eigne mich schwerlich für Speculationen, wie sie Ihre Bank jetzt verfolgt. Was ich für Sie in meinem Bereich thun konnte, Mr. Seymour, habe ich redlich gethan; jetzt muß ich Sie dem alleinigen Einfluß Mr. Ridley's überlassen. Hoffen wir, daß er sich als gut bewähren möge."

„Ich übe in keiner Weise Einfluß auf den Principal", widersprach Ridley eifrig; „was ich soeben ausgesprochen und dargelegt, ist nur die genaue Widergabe seiner kaufmännischen Conceptionen."

Niemand antwortete auf diese Bemerkung, welche selbst Mr. Seymour etwas kühn zu finden schien; denn er hustete leise in sich hinein.

„Sie kommen also in mein Geschäft, Mr. Marx?" unterbrach die alte Dame das peinliche Schweigen.

„Mit Vergnügen", entgegnete Richard, in ihre dargebotene Rechte einschlagend; dann wandte er sich an den Principal:

„Ich werde Ihnen, Mr. Seymour, in nächster Zeit Vorschläge in Bezug auf die Ueberlassung der Betriebsmaschinen und der vorhandenen Rohproducte zugehen lassen", sagte er mit gehaltenem Ton.

Ich blickte erstaunt auf den Techniker, der sich plötzlich als Großhändler geberdete. Ridley zuckte die Achseln und entgegnete für seinen Herrn:

„Wir sind willens, Mr. Marx, schnelle und sichere Angebote besonders zu berücksichtigen."

„Das läßt sich denken, Mr. Ridley. Die Bank braucht ja höchst nothwendig Geld."

Die beiden Gegner maßen sich mit scharfen Blicken, und ich befürchtete schon einen Ausbruch persönlicher Regungen, als der Principal sich höflich einmischte:

„Es soll mich in der That sehr freuen, wenn Mr. Marx mit uns in geschäftlicher Verbindung bleibt. Es ist ja alles zwischen uns in Richtigkeit. Sie werden nach wie vor zuweilen unser Gast sein, nicht wahr?"

Er warf, als er diese muthige Aeußerung that, einen scheuen Blick auf Ridley, der schweigend dastand, und wandte sich dann an seine Mutter:

„Ist es dir gefällig, mit mir und Ridley jetzt nach Ramleh zurückzukehren?"

Die alte Dame richtete sich zu voller Höhe auf, sah sich im Kreise um, ob aller Aufmerksamkeit sich auf sie richte, und bemerkte dann in festem, ruhigem Ton:

„Unsere Wege trennen sich hier, mein Sohn. Allein muß ich die Ehre der

Familie vertreten, allein das Andenken deines Vaters hochhalten, allein will ich auch fernerhin leben. Dieses Haus wird von neuem mein Wohnsitz. Hier kann ich besser den Geschäften vorstehen und brauche nicht Zeugin davon zu sein, wie du an Ansehen bei den Leuten verlierst."

Der Principal befand sich in höchster Verlegenheit; auf Ridley's Zügen zuckte ein leises Lächeln des Triumphes auf.

„Miß Fernan ist von deiner sterbenden Gattin aufgefordert worden, bei Margaret zu bleiben; ich verletze also keine Pflicht gegen das Mädchen, wenn ich mich aus deinem Hause zurückziehe", sagte Mrs. Seymour, indem sie damit ihrer alten Empfindlichkeit wegen der Uebergehung ihrer Autorität Ausdruck gab; „es wird mir zuweilen gestattet sein, meine Enkel zu sehen, denke ich; auch dich, mein Sohn, werde ich, wenn du deinen Irrthum erkannt, gern wieder empfangen. Wenn nicht vorher, sehen wir uns in sechs Monaten beim Weltgericht wieder."

Nachdem sie diesen feierlichen Trumpf aufgesetzt, wandte sich die alte Dame mit höflicher Verbeugung zum Gehen.

„Mrs. Seymour", rief ich, da alle andern schwiegen, in großer Erregung. „Es ist unmöglich, daß Sie um geschäftlicher Differenzen willen die Beziehungen zu der Familie Ihres Sohnes lockern könnten. Die Kinder würden die Großmutter schwer vermissen; Sie selbst müßten sich, fern von ihnen, einsam fühlen. Was geht über die Liebe zu den Angehörigen!"

„Der gute Name einer Firma", sagte sie streng, „das Ansehen einer Familie. Ich habe es hochgehalten zu aller Zeit, und wenn jetzt mein Sohn von den Wegen abweicht, die sein Vater gewandelt, soll die Welt an meinem Verhalten sehen, daß ich sein Thun nicht billige."

Mr. Seymour versuchte einige schüchterne Einwendungen und Bitten; aber Ridley fiel ihm ins Wort:

„Beweisen wir Ihrer Mutter durch glänzende Finanzoperationen, Mr. Seymour, daß uns die Ehre der Firma ebenso sehr am Herzen liegt als ihr. Die Zeit wird ja zeigen, wer das Bessere vermag, die Bank oder die Fabrik."

Die verbündeten Herren entfernten sich; ich wollte versuchen, Mrs. Seymour noch einmal zu bestürmen; sie aber erklärte, sich zurückziehen zu wollen, da sie sehr erschöpft sei, und verließ in der That bald darauf das Zimmer.

Richard ging indeß, die Hände reibend, auf und ab. Er schien seinen Aerger ganz überwunden zu haben und sagte mehrmals mit bewunderndem Ton: „Meisterhaft, ganz meisterhaft!"

„Was meinen Sie nur?" fragte ich, mit Thränen kämpfend.

„Die Taktik Ridley's, der die Alte und mich zugleich los geworden ist."

„Wie, Sie denken, das wäre seine Absicht gewesen?"

„Hegen Sie daran den leisesten Zweifel? Er kennt ihre fast krankhafte Anhänglichkeit an die Fabrik, welche für sie mit dem Ansehen der Familie verwachsen ist, und baute darauf seinen Plan. Merkten Sie denn nicht, wie er von Anfang an ihren Widerspruch durch seine Einreden steigerte?"

„Wenn er sie aus dem Hause bringen wollte, so ist es, um mir besser beikommen zu können", seufzte ich.

„Auch wol noch aus andern Gründen, welche die Sonne bald an den Tag bringen wird. Doch Sie werden in der That nicht auf Rosen gebettet sein, armes Fräulein Clara, wenn die Ridleys das Hausregiment wieder übernehmen."

„Das weiß Gott! Aber auch Sie, Herr Marx, gehen einer schweren Zeit entgegen. Wie wollen Sie es nur anfangen, das Betriebskapital für die Fabrik aufzubringen?"

„Darüber seien Sie unbesorgt. Ich habe meinen Plan."

„Wenn Ihnen meine paar tausend Thaler dienen können, ich gebe sie Ihnen mit Freuden."

„Danke, ich sage nicht Nein. Das Kapital ist Ihnen dort sicher; denn ich zweifle nicht, daß wir die Fabrik gehörig in Aufschwung bringen werden."

„Wir? Wen meinen Sie damit?"

„Ich will mir einen Compagnon zugesellen", lachte er.

„Vergessen Sie nicht, daß die alte Dame entschieden verlangt, die Fabrik solle in der Familie bleiben."

„Vergessen Sie nicht, daß Margaret's Gatte mit zur Familie gehören wird."

„Ach, armer Freund, Ihre Werbung würde jetzt beim Principal kein geneigtes Ohr finden."

„So warten wir noch ein wenig. Seit ich weiß, daß die Kleine mir, trotz aller Machinationen der Ridleys, noch gut ist, bin ich voll kühner Zuversicht."

„Damit Margaret Ihnen aber nicht doch noch abwendig gemacht wird, ist es nothwendig, daß Ihre Freundschaft zu mir, Herr Marx, sich weniger ungezwungen zeige", sagte ich warnend.

„Durchaus nicht. Wenn Sie mir nur gestatten wollen, der lieben Eifersüchtigen gelegentlich den Ursprung derselben zu erklären."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Sie wollen mich nicht verstehen. Sie wissen im Grunde recht gut, daß des Bruders Liebe zu Ihnen Sie mir so werth macht", rief er mit voller Offenheit. „Wie, Fräulein Clara, nach alledem, was Sie hier erlebt, und wodurch Sie gereift wurden, bestehen Sie noch auf Ihrer — kindischen, möchte ich fast sagen — Abneigung gegen einen Mann, dessen Charakter Ihnen nur Vertrauen einflößen sollte! Oder hätten Sie Eduard etwas vorzuwerfen?"

Er fragte dringlich, er ergriff meine Hand. Ich wandte mich halb ab und antwortete endlich zögernd:

„Ich kann ihm nicht vergeben, daß er mich absichtlich auf einen Platz geleitet hat, wo meine jugendlichen Illusionen zerstört, meine reinsten Empfindungen vergiftet werden mußten."

„Daran trage ich allein die Schuld", rief Richard. „Ich schwöre Ihnen, daß Eduard selbst von dem nicht unterrichtet war, was ich über die wahren Verhältnisse bei Seymours schon wußte, als ich ihn bat, Margaret eine Lehrerin zu senden. Seine Weltkenntniß allein und das Urtheil, das er sich über Sie gebildet, ließen ihn mit Sicherheit daraus schließen, daß Sie Ihre Ideale nicht in so oberflächlicher Weise würden realisiren können, wie Sie sich damals einbildeten. Soll ich Ihnen das beweisen? Die Briefe, welche er mir während des Jahres Ihres

Aufenthalts in Aegypten schrieb, stehen zu Ihrer Verfügung. Sie können daraus ersehen, wie schmerzlich ihn schon die ersten trüben Erfahrungen, welche Sie im Seymour'schen Hause machten, berührten. Was wird er jetzt erst sagen, wenn er erfährt, daß Ihnen mit erbarmungsloser Hand die letzten Illusionen vom Geschick zerstört wurden!"

„Warum mußte es sein?" fragte ich traurig.

„Weil Illusionen Surrogate sind, glänzende, schimmernde Trugbilder des Wahren und Schönen, des Echten. Sie sind nicht wirklich verarmt durch ihren Verlust, Fräulein Clara; denn der Ueberschuß an Einbildungskraft hat sich Ihnen in Erkenntnißkraft verwandelt, das Phosphorleuchten der Sentimentalität in Herzenswärme."

„Wie, so können die Surrogate sich in echte Substanzen umbilden?" konnte ich mich nicht enthalten lächelnd zu fragen.

Er blieb mir die Antwort nicht schuldig.

„Durch den Austritt chemischer Elemente und den Eintritt anderer läßt sich jeder Stoff in einen andern verwandeln", sagte er; „doch darüber wird Eduard's Buch Ihnen den besten Aufschluß geben. Ich darf es Ihnen doch senden?"

Er wartete eine Antwort nicht ab, sondern schied. Ich kehrte mit schwerem Herzen nach Ramleh zurück. Es ging mir nahe, daß die Greisin nicht mit mir kam. Der jämmerlichen Schwäche ihres Sohnes gegenüber war mir ihre feste Gediegenheit eine Wohlthat gewesen; mochten auch ihr Stolz, ihr Puritanerthum und die wunderliche prophetische Manie den Verkehr mit ihr nicht immer leicht gemacht haben.

Margaret's Empfang war, wie ich ihn nach meinem Ausfluge in Richard's Begleitung erwarten mußte, zurückhaltend, argwöhnisch. Ich theilte ihr in kurzen Worten mit, daß die Großmutter sich entschlossen habe, die Fabrik selbständig weiter zu führen und zwar in ihrer Enkelkinder Interesse; daß Mrs. Seymour fortan ihr Stadthaus bewohnen werde, um besser ihre geschäftlichen Angelegenheiten überwachen zu können, und daß sie ihre Enkel oft bei sich zu sehen wünsche.

Margaret hörte meinen Bericht über diese Thatsachen mit großer Ruhe an; sie war, gleich ihrer Mutter, wenig empfänglich für alles, was sich nicht auf ihr eigenes, innerstes Selbst bezog, und ich konnte nicht umhin, in Betracht der eigenthümlichen Concentration aller ihrer Gaben und Kräfte in dem einen Brennpunkt leidenschaftlichen Gefühls, mir einzugestehen, daß dieses warmblütige Geschöpf einen echten, ganzen Mann zum Gatten haben müsse, wenn es nicht an der eigenen Glut untergehen solle. So gleichgültig sie das Scheiden der Großmutter gelassen hatte, an der sie nie gehangen, so lebhaft wurde ihre Theilnahme erregt, als sie erfuhr, daß Richard die Leitung der Fabrik übernommen habe. Ich bemerkte mit Freuden, daß die Ridleys noch ein gutes Stück Weges zurückzulegen haben würden, ehe sie den Freund aus Margaret's Sinn verdrängen könnten.

Francis die Sachlage auseinanderzusetzen war viel schwieriger. Er kam mit tausend Fragen, die alle darauf hinzielten, daß der Vater und die Großmutter sich doch gezankt haben müßten, und Fred und Richard gewiß auch. Als er sich endlich genügend aufgeklärt glaubte, eilte er, die großen Neuigkeiten seinem

Freunde Ferik zu erzählen, der eine besondere Zuneigung zu dem Lebensretter des Scheikhs Abu-Tâlib bewahrte. Der Principal schien in seiner gewöhnlichen bequemen Art die Trennung von der Mutter nicht allzu schwer zu nehmen; er äußerte sich vertraulich zu mir dahin, daß alles in Richtigkeit sei und Mrs. Seymour von ihrem, alten Leuten, wie Ridley sage, so eigenthümlichen Eigensinn bald zurückkommen werde.

„Jedenfalls vor dem Weltuntergang", höhnte der Commis, welcher bei dieser Auseinandersetzung zugegen war.

Mr. Seymour brauchte in allem, was häuslichen Comfort und zärtliche Aufmerksamkeit seiner Umgebung betraf, das Hausregiment seiner Mutter in der That nicht zu vermissen. Mit großer Geschicklichkeit wußte sich Amy der Zügel aller innern Angelegenheiten zu bemächtigen, während ihr Bruder die äußern verwaltete. Es ging alles so glatt und eben zu, daß der Principal gewissermaßen durchs Leben getragen wurde, und dabei schwebte nun auch wieder der Weihrauchduft hochkirchlichen Rituals über ihm und benebelte die geringe Dosis Urtheilskraft, welche ihm die Natur gegeben, so vollständig, daß er sich blind der Führung seiner Freunde überließ.

War ich bei näherer Bekanntschaft mit Mr. Seymour etwa noch in Zweifel darüber gewesen, daß seine Sanftmuth und Zufriedenheit, ja seine Gläubigkeit eigentlich nur Trägheit und Unselbständigkeit wären, so machte mir diese Epoche sein Verhalten ganz klar. Er zerschmolz förmlich wie weiches Wachs unter dem sanften, aber entschiedenen Druck, den Ridley und Amy auf ihn ausübten. Sein breites, volles Gesicht und seine behäbige Gestalt rundeten sich täglich mehr, und nie war sein Wahlspruch ihm öfter über die Lippen geflossen als jetzt.

Ich hatte erwartet, daß nach Mrs. Seymour's und Richard's Entfernung meine Stellung im Hause eine äußerst schwierige werden würde, und mich auf harte Kämpfe in Margaret's Interesse gefaßt gemacht; aber mir wurde gar keine Gelegenheit dazu gegeben, mein Vertrauensamt behaupten zu müssen. Amy's frühere Schroffheit gegen mich war dem liebenswürdigsten Entgegenkommen gewichen; auch ihr Bruder behandelte mich eher wie eine Bundesgenossin als wie eine Gegnerin, und stieß sich nicht im mindesten an meiner Kälte und Förmlichkeit. Von neuem schien die Harmonie dieses Haushalts, wie zur Zeit meiner Ankunft, durch keinen Miston gestört; Friede, Zärtlichkeit und Frömmigkeit lagen darüber in lichtem, weithin sichtbarem Schimmer ausgebreitet. Diesmal aber ließ ich mich nicht durch den lockenden Anschein täuschen, sondern glaubte im Gegentheil mehr Ursache zur Vorsicht und Achtsamkeit zu haben, als wenn äußere Anzeichen mir den nahenden Sturm verkündet hätten. Daß dieser eintreffen mußte, davon war ich fest überzeugt; denn die Verhältnisse hatten sich so eigenthümlich zugespitzt, daß es ohne einen Zusammenstoß der Interessen nicht abgehen konnte. Was hätte in der That den Ridleys die Abhängigkeit genutzt, in welcher sie den Principal hielten, wenn dieser Zustand keine Dauer verhieß; wozu hätten sie alle die feinen, weichen Ringe für seine Kette schmieden sollen, wenn sie am Ende zerreißbar sein durfte!

Und wie sie den Vater umgarnten, so auch die Tochter, allmählich, unwider-

stehlich. Es gab keine zarte Aufmerksamkeit, welche der junge Mann Margaret nicht erzeigte, keinen Freundschaftsbeweis, den Amy ihr vorenthielt. So oft es ihr irgend möglich war, weilte sie bei dem jungen Mädchen; kaum daß sie mir dasselbe allein für die Stunden ließ; auch während dieser aber ging sie ab und zu und liebkoste die indolente Schülerin. Auf allen Spaziergängen war Amy mit uns, ja sogar zu Mrs. Seymour wagte sie sich mit elastischer Dreistigkeit, im Vertrauen auf deren Gastlichkeit. So kam es, daß Margaret keine Gelegenheit fand, Richard unbeobachtet wiederzusehen, und mir wurde oft bange, wenn ich überlegte, wie er es möglich machen werde, eine Entscheidung zu seinen Gunsten bei dem Mädchen herbeizuführen. Er vernachlässigte seine Liebesangelegenheit jetzt scheinbar ganz und dachte wol kaum an etwas anderes als an den Aufschwung der Fabrik, den er mit unermüdlicher Energie betrieb.

Mit einer überraschend schnell flüssig gemachten, ziemlich bedeutenden Summe, von der mein kleines Vermögen, welches der Vater, der es bisher verwaltet, mit tausend Freuden auszuzahlen schien, nur einen Bruchtheil bildete, hatte er Mr. Seymour für seine Mutter nicht nur die Maschinen und Vorräthe der Fabrik abgekauft — und zwar war sein Angebot das einzige gewesen — sondern auch einen großen Theil des Alunits, und er war nun unausgesetzt beschäftigt, seine frühern Theorien mit bestem Erfolge ins Praktische umzusetzen. Ein bequemes Leben hatte Richard dabei freilich nicht; denn er war nicht nur Techniker, sondern auch Buchhalter und Kassirer der Fabrik, und seine Zeit wurde derartig in Anspruch genommen, daß er selbst zu seiner Principalin nur in Geschäftsangelegenheiten ging, sich bei uns aber niemals sehen ließ.

Dank der glücklichen Wendung, welche diese Angelegenheit genommen, entstand wegen der Aufgabe der Fabrik durch Mr. Seymour in kaufmännischen Kreisen nur wenig Aufsehen. Man merkte kaum, daß dieselbe definitiv in andere Hände übergegangen sei, da ja Richard Marx schon früher die Blockproduction geleitet hätte, und hätte Mrs. Seymour sich nicht so auffällig von ihrem Sohn zurückgezogen, niemand würde vermuthlich beobachtet haben, daß Mr. David jetzt eine Sicherheit weniger in Händen hatte.

Die Verpflichtungen der Bank waren infolge von Richard's Baarzahlungen am 1. Januar pünktlich eingehalten worden; die Concessionsangelegenheit aber schwebte noch immer, und wäre vielleicht geeignet gewesen, jeden andern Handelsmann als Mr. Seymour mit ernstlicher Sorge zu erfüllen. Er aber hatte jetzt alle Verantwortung den Schultern seines neuen Procuristen Ridley aufgebürdet, der ihm versichert hatte, daß er eine Combination finden werde, um alle Schwierigkeiten mit dem Crédit universel auszugleichen. Leferrier sollte statt des Principals, der die unbequeme Reise schon viele Monate aufgeschoben hatte, und dem jetzt Amy davon abrieth, sie im Winter anzutreten, nach Brüssel gehen, um die Einwilligung der belgischen Bank zur Inpfandnahme der Steinbrüche in Siwa zu erlangen; er wollte von Europa dann einen Bergwerkstechniker mitbringen und gleich nach seiner Rückkehr nach Alexandria mit diesem und Ridley die Wüstenfahrt antreten. Von der Ausdehnung und Mächtigkeit der Alaunsteinlager müsse es dann, meinte der Agent, abhängen, ob der Crédit universel sie vollständig oder nur

theilweise als Garantie beanspruchen werde. Ridley schmeichelte dem Principal mit der Hoffnung, daß ein gewisser Procentsatz der Theilhaberschaft genügend befunden werden würde, und versicherte ihm, daß nicht nur der Kauf der Concession unmittelbar nach der Uebernahme des Pfandobjects erfolgen werde, sondern daß die ausländische Bank auch bei der Ausbeutung der Brüche mit aller Gewissenhaftigkeit verfahren, und Mr. Seymour, sobald später die Hafeneinnahme jene Ziffer erreicht, für deren Realisirung der Crédit universel jetzt Sicherheit fordere, die Steinbrüche zurückstellen, sowie die eingegangenen Verkaufssummen für das Mineral bei Heller und Pfennig wiedererstatten werde. Die Sache läge so, daß die belgische Gesellschaft eigentlich nur für den Principal Alunit verkaufen und ihm dadurch in ihren Kassen ein Kapital ansammeln werde, das binnen einer gewissen Reihe von Jahren in seinen Besitz zurückkehren müsse.

Je weniger Mr. Seymour die Angelegenheit verstand, desto leichter ließ er sich überzeugen, und als Francis einst, nachdem er eine geschäftliche Auseinandersetzung der beschriebenen Art mit angehört, ganz keck fragte, ob Herr Leferrier nicht das Blatt Papier — er meinte die Concession — von dem die Rede sei, eigentlich dem Papa mit dessen eigenem Gelde abkaufe, erschrak sein Vater nicht wenig über seinen Skepticismus und ermahnte ihn eindringlich, doch nur ja große Leute für sich denken zu lassen, damit alles in Richtigkeit sei.

Ridley's ganze Berechnung schien mir, soweit ich sie verfolgen konnte, so offenbar zu seines Principals Nachtheil ersonnen, daß ich mich genöthigt sah, zu ihrer Erklärung anzunehmen, er habe für sich persönliche Abmachungen mit Leferrier getroffen, sei also vom Crédit universel für dessen Interesse gewonnen, und stelle nun Mr. Seymour, um ihn in die Falle zu locken, die ganze Sachlage absichtlich in falschem Lichte dar.

Während ich das Gewebe von Intriguen um mich beobachtete und täglich klarer darin sah, war mir oft recht sonderbar zu Muthe. Meine frühere Empfindlichkeit für Abweichungen vom Ideal hatte sich zum großen Theil verloren, und ich verzweifelte nicht mehr an Gott und der Welt, wenn ich neue Surrogate entdeckte; ja ich begann ihnen ein gewisses Interesse zuzuwenden. Wenn sie bestanden, folgerte ich mit jenem alten griechischen Philosophen, mußte auch ihr Gegensatz bestehen, also das Edle, das Echte. Ich durfte es daher noch immer suchen — nur anders und wo anders als bisher, in der Tiefe, nicht an der Oberfläche des Daseins.

Ich bekenne, daß sich diese Klärung meiner Ansichten nicht ganz selbständig in mir vollzog. Es sprach jemand zu mir in ernsten, gehaltreichen Worten, dessen Stimme ich lange nicht gehört und doch nicht vergessen hatte. Wie unendlich anziehender wird uns ein schönes Buch, wenn wir den Autor kennen und uns aus seinen Gesprächen einzelner Gedankenskizzen erinnern, die wir nun vollständig und farbig ausgeführt vor uns auf den Seiten seines Werkes sehen. Wie, denken wir, muß es in ihm weiter gegärt und gearbeitet haben, bis aus dem geistreichen Aperçu ein logischer Beweis, aus dem Empfindungsfunken ein mächtiges Feuer wurde, dessen Glut uns erwärmt und erleuchtet!

Dies und noch mehr empfand ich, als ich Eduard's Buch las; denn das Publi-

kum, für das er es geschrieben hatte, schien mir, ach so oft, nur Clara zu sein. Wo immer er die streng wissenschaftliche Behandlung seines Gegenstandes verließ, um das Gebiet der Naturphilosophie, der Ethik zu betreten, da sprach er zu mir, das fühlte ich wol heraus. Hier widerlegte er mit leichtem Scherz die Vorurtheile des kindischen Mädchens; dort tröstete er die Entmuthigte, beklagte die Irrende, leitete die Suchende, bis er sie endlich als Bekehrte, Gereifte ganz in den Bannkreis seiner Erkenntniß zog. Ja, ich gestehe es frei: seine Auffassung des Lebens war die meine geworden. „Es gibt wenig Echtes in der Menschenwelt", sagte er. „Aber das, was besteht, wie köstlich ist es auch, welchen Werth hat es für den Forscher! Und wie gewaltig ruft uns seine Erkenntniß zu reinigender, schöpferischer Thätigkeit auf! Der Besitz des Vielgläubigen ist ein Haufen falsches Geld oder im besten Falle Scheidemünze; der des Prüfers beträgt nur wenige, aber echte Goldstücke. Ja, wer auch nur ein Wesen gefunden, das sich in der Feuerprobe des Geschickes als echt bewährte und das war, was es schien: der darf sich immerhin noch glücklicher, reicher preisen als der Allerweltsnarr, dem sein illusorischer Schatz unter den Fingern zerrinnt!"

Ich hatte schon lange zu den Bevorzugten gehört, die sich werthvollen Eigenthums rühmen durften und es nicht zu schätzen verstanden. Ich verkannte das echte Gold, weil es nicht genug blinkte und glitzerte. Der biedere, kernige Vater, das Musterbild deutscher Mannesart, war mir wegen seiner soldatischen Rauheit, die sorgsame, treue Mutter wegen ihres Eifers für das Rechte und Tüchtige tadelnswerth erschienen, und Eduard Marx, der tiefe, klare Denker, der Kämpfer um ein hohes Ziel der Humanität, hatte meine alberne Krittelsucht hervorgerufen, weil er alltägliche Galanterie verschmähte, nicht an der Oberfläche des Daseins haftete und sein Gefühl für mich nicht in Phrasen hüllte. Furchtbares hatte ich erleben müssen, ehe ich mir meines verhängnißvollen Irrthums bewußt wurde, und nun die Stunde gekommen war, in der meine Erkenntniß sich vollendete, waren sie alle, die ich lieben gelernt, mir fern und ich ihnen entrückt.

„Muß ich erst hassen, um dann zu lieben?" hatte ich an jenem Abschiedsabend Eduard Marx fragen wollen. Die Frage war jetzt beantwortet. Ich liebte den Mann, den ich in thörichter Verblendung ehemals gehaßt, o wie unsäglich, wie todesschmerzlich! Er war mir ja durch meine eigene Schuld verloren. Konnte er mir je vergeben, daß ich ihn einst verschmäht, ihn meiner unwerth gehalten, so vermochte ich es doch nicht! Damals war er unbekannt und in der großen Menge verborgen gewesen, und ich hatte das Leuchten des Geistes auf seiner Stirn nicht gesehen; heute war er ein berühmter Mann, ragte hervor unter der Schar der Bedeutenden, und ich mußte mich vor jenem Licht verbergen, damit er nicht glauben könne, ich buhle mit dem Erfolg.

So setzte ich denn Richard's dringenden Fragen nach meiner Empfindung, mit denen er mich, wenn er mich einmal allein sah, bestürmte, kühle Lobpreisungen der Genialität seines Bruders entgegen, gab zu, daß ich seinen Werth nie begriffen, ließ aber den Freund eher glauben, daß mir Eduard auch jetzt noch unsympathisch sei, als daß ich ihm mein zu spät geborenes Gefühl für den Geliebten bekannt hätte. Ob er errieth, warum ich so herb und kalt wurde, wenn er Eduard's ge-

dachte? Ich glaube nicht, denn er zeigte sich dadurch verletzt. Ich sah nun wol, daß er nur um des Bruders willen mir Freundschaft bewiesen, daß Clara an sich ihm gar nichts war. Nur schade, daß Margaret sich nicht davon überzeugen konnte, wie Richard sich mir entfremdete — denn sie begegnete ihm fast nie mehr mit mir zusammen — sonst wäre sie wol gründlich von ihrer Eifersucht geheilt worden!

Ridley war im Februar mit Leferrier und einem Mineningenieur in Begleitung einer zahlreichen Karavane nach Siwa aufgebrochen; er hatte verschmäht, Richard um das Turbanende Abu-Tâlib's zu bitten, welches jenem in der Wüste als Geleitsbrief gedient, und sich lachend vermessen, er kenne ein besseres Mittel, die Berber und Beduinen kirrezumachen, und dies sei der Vortheil. Nur ungern willigte er darein, daß der Gärtner Ferik, der ein wenig Englisch sprach, als Dolmetscher am Zuge theilnahm; der Beduine hatte aber so dringend gebeten, die Oase besuchen zu dürfen, er war zudem ein so gewandter und anstelliger Bursche, daß sich selbst Amy und Margaret für seine Mitnahme verwendeten. Der letztern Wunsch schien bei Ridley den Ausschlag zu geben; denn jedes Zeichen von Theilnahme, welches das junge Mädchen ihm schenkte, war dem Commis von großer Bedeutsamkeit. Daß Mr. Seymour ihm seine Einwilligung zu einer Heirath mit Margaret nicht verweigern würde, darauf durfte er wol sicher rechnen, da der Principal nur noch seine Marionette war; aber das war nicht genug, auch das unschuldige Herz der Tochter begehrte der Elende in frevelhafter Eitelkeit. Hatte er vergessen, daß ich im Besitz des Briefes war, dessen Mittheilung an ein einziges Mitglied der Familie Seymour seinen teuflischen Plan zu Schanden machen mußte? Trotzte er meiner moralischen Gewalt? Es war mir unfaßbar.

Ridley hatte versprechen müssen, seine Reise möglichst zu beschleunigen; Anfang Mai dachte er zurück zu sein, da die Förderung des Alaunsteins, die zuerst Richard ins Leben gerufen, inzwischen fortgedauert haben mußte, und die Aufladung auf die Transportthiere vielleicht weniger Zeit beanspruchen würde als die mineralogischen Untersuchungen des Gehülfen Leferrier's. Gleich nach seiner Rückkehr gedachte er im Namen des Principals mit dem Agenten des Crédit universel den fraglichen Pfandcontract abzuschließen. Daß beide Cumpane Privatabmachungen getroffen, durch welche Ridley sich persönlich auf Kosten Mr. Seymour's bereichern würde, darüber war ich nicht in Zweifel. Eine Heirath mit Margaret deckte später den Betrug zu und verschaffte deren Gatten auch noch Anrechte auf die Fabrik, welche er beinahe ruinirt hatte, und die jetzt ein anderer in Aufschwung brachte. Parasitenthum hier und dort, das war Ridley's Element! Aussaugen anstatt zu verdienen, das stand ihm an! Sind nicht Schwindel und Prellerei die Surrogate des kaufmännischen Erwerbs?

Der Principal knickte zusammen wie ein gebrochenes Rohr, als sein Procurist ihn verlassen. Es war kein Zweifel, daß die Schwierigkeiten seiner Lage ihm, sobald er ihnen allein gegenüberstand, über den Kopf wuchsen. Vielleicht arbeitete die Bank schon mit Unterbilanz, vielleicht standen die Ersparnisse unzähliger armer Leute bereits auf dem Spiel — und man hielt den drohenden Ruin verborgen!

An geringen Sachen wurde im Hause ängstlich gespart, im Großen lebte man nach wie vor aus dem Vollen. Amy verstand es, den Dienstboten Abzüge zu machen, die Kleinhändler zu drücken und doch dabei den äußern behaglichen Comfort aufrecht zu erhalten. Sie war während der Abwesenheit ihres Bruders in die Villa gezogen und theilte ihre Zeit und Sorge zwischen Vater und Tochter, wobei ich indessen zu bemerken glaubte, daß auf erstern der Löwenantheil fiel. An der Art, wie sie den fetten, trägen Mann hätscheln und verwöhnen durfte, ohne daß es ihm lästig oder beschämend wurde, sah man, wie es geistig mit dem ohnehin so schwach Begabten bergab ging, wie er gleichsam in der eigenen Massigkeit erstickte.

Der Zweck, den Amy verfolgte, war mir nicht länger dunkel; sie hatte nicht umsonst gleich nach Mrs. David's Tode den früher umschmeichelten Leferrier fallen lassen; ihr Bruder aber, als er mich damals beschuldigte, auf den Platz der Verstorbenen zu speculiren, hatte mir nur Amy's Berechnung untergelegt. Daß beide Geschwister es übrigens noch der Mühe werthhielten, sich in die Familie Seymour zu drängen, war mir ein Beweis dafür, daß deren Schiffbruch entweder noch abgelenkt oder für die Betreffenden lucrativ gemacht werden konnte; sonst hätten die Ratten doch wol das lecke Fahrzeug verlassen.

Es war zu Ende April, an einem Heiligentage, den Mr. Seymour zu Hause verlebte, als Amy mir die lange erwartete Nachricht brachte, daß meine Dienste überflüssig geworden seien, da sie künftig Mutterstelle bei Margaret vertreten werde. Nichts stände mir im Wege, wenn ich bald das Haus verlassen wolle; meine pietätvolle Mission sei ja aufs vollständigste erfüllt. Ich neigte gelassen den Kopf, während sie mir die versüßte Galle ins Ohr träufelte, und sagte nur: „Morgen!"

Da sah ich ihr Auge triumphirend aufflammen, und ein höhnisches Lächeln zog um ihren blassen Mund.

„Mr. Seymour erwartet mit den Kindern Ihre Glückwünsche im Salon", sagte sie fast befehlshaberisch.

Ich that, als hörte ich es nicht, und begann meine Koffer zu packen. So war denn meine Wirksamkeit in diesem Hause zu Ende, ehe sie zum Ziel geführt hatte. Die Gefahr drohte Margaret näher als je, denn Amy's Verbindung mit Mr. Seymour war nur der erste Schritt zur weitern Verkettung der Familien. Wer sollte das Kind schützen, wenn ich ging? Der halb kindische Vater, der „alles in Richtigkeit" fand, was seine Parasiten thaten? Nimmermehr! Nur von der Großmutter, der entschlossenen, sittenstrengen Frau, durfte man Hülfe für die Aermste erwarten.

Indem ich mit mir rang, ob ich Mrs. Seymour in das schmachvolle Geheimniß einweihen solle und müsse, und mir das Herz mit tausend Zweifeln und Sorgen zermarterte, kamen die Kinder in mein Zimmer. Margaret verhehlte schwer, daß es sie schmerze, nach kaum einjähriger Frist den Platz der todten Mutter wieder besetzt zu sehen; es war, als sei ihr Amy, die künftige Stiefmutter, schon als Freundin entfremdet; Frank schluchzte, daß ich gehen wolle. So war ihnen mein Abgang dargestellt worden. Ich sagte ziemlich ruhig, obwol mir die tiefste Seele in großer Erregung bebte, ich müsse gleich zur Stadt; da bat der liebe Bursche, ob er mich begleiten dürfe.

„Laß uns den Vater fragen", entgegnete ich und nahm Frank mit mir auf die Veranda, wo Mr. Seymour auf Luftkissen in einem Schaukelstuhl saß, einen Brief in der Hand. Er hatte übrigens gar nicht die Miene eines glücklichen Verlobten; auch war die junge Braut nicht in seiner Nähe; ein Beduine, dessen Reitkamel vor dem Gartenthor stand, mochte ihr wie ihm ein Schreiben von fern her gebracht haben, das sie allein zu lesen vorzog.

Ich näherte mich dem Principal und fragte, ob ich Francis mit zur Stadt nehmen dürfe.

„O gewiß", entgegnete er mit leisem Hüsteln, indem er einen leeren Blick auf mich richtete. „Zum letzten mal. Miß Fernau, wie schade, daß Sie uns verlassen! Aber ich bin überzeugt — es ist alles . . . Wenn nur er mich nicht verläßt!" stöhnte er plötzlich.

„Wer, Mr. Seymour?"

„Fred Ridley, mein bester Freund. O Miß Fernau, er schreibt, daß er in acht Tagen, also Anfang Mai, zurückkommt — aber dann — dann will er fort von mir." Er begann zu weinen. „Leferrier hat ihm in Brüssel eine glänzende Stelle . . . was soll ich ohne ihn thun? Es ist alles in Richtigkeit, versteht sich; aber nein, doch nicht — ohne Ridley . . . verstehen Sie, was er mit diesen Worten meint?"

Er gab mir mit mühsamer Fassung den Brief und wies auf die Nachschrift desselben. Sie lautete:

„Alles wird von meinem Empfange bei Ihnen, theuerer Mr. Seymour, abhängen. Betrete ich Ihre Villa als ein Fremder, so verlangt meine Ehre, mein Gewissen sogar, daß ich sie danach für immer meide; denn unter dem reinen Wüstenhimmel, bei stiller, frommer Einkehr in meine Seele, ist mir das Gefühl klar geworden, welches seit Jahren mein Herz, wie duftender Weihrauch einen Altar umschwebte: empfangen Sie mich als Mitglied Ihrer Familie und werden meine verschwiegenen Wünsche nach dem Heiligenbilde gekrönt, dann sollen diese meine Hände für Sie und Ihr Geschäft beten und arbeiten."

„Das ist — das ist ein wenig unklar", bemerkte Mr. Seymour lächelnd und doch verwirrt. „Freilich ist alles in Richtigkeit — aber der Weihrauch in der Wüste — das Beten im Geschäft — ich verstehe es nicht ganz."

Ich sah den armen, kindischen Mann betrübt an und sagte:

„Amy wird es Ihnen erklären, Mr. Seymour."

Dann zog ich Frank mit mir fort.

„Wir gehen zu Richard in die Fabrik", flüsterte ich ihm ins Ohr, als wir aus dem Garten traten.

„Hurrah!" rief der Junge froh.

Wir gingen in der That zu Richard. Er stand im Werkkittel unter seinen Arbeitern im Fabrikhofe und wies, als er uns sah, jubelnd auf einen mächtigen, mit gelblichweißer Materie gefüllten Kessel.

„Da steht unser selbstfabricirter hydraulischer Kalk", rief er mit strahlender Miene, noch ehe er uns begrüßt. „Chemisch echt, kein Surrogat, Fräulein Clara! Seien Sie übrigens willkommen!"

„Kann ich Sie einen Augenblick allein sprechen?"

„Versteht sich. Frank, mein Junge, sieh dir deine Fabrik an. Falle nicht in den Felsenbrei, du könntest sonst darin versteinern, und das wäre schade. Heda, Leute, ein Hurrah für den kleinen Fabrikherrn."

Die Arbeiter, meist Europäer, stimmten fröhlich ein und führten den allseitig beliebten, stolz lächelnden Burschen im Triumph in die innern Fabrikräume. Richard begleitete mich in sein Bureau.

„Was gibt's?", fragte er, nachdem ich mich gesetzt.

„Mr. Seymour hat sich heute mit Amy verlobt."

„Den Teufel auch! Da hat sie wol die Erklärung gemacht und er das nur in Richtigkeit gefunden."

„Mir ist für morgen gekündigt worden."

„Das wird ja immer netter."

„Der Principal hat Nachricht von Ridley."

„Unglaublich!" rief Richard. „Wissen Sie, daß ich bisher der Ueberzeugung war, er würde sein dreistes Eindringen in die Oase schwer zu büßen haben? Ferik hat zwar das Turbanende und einen Brief von mir an Abu-Tâlib mitgenommen; doch, ich gestehe es, mehr im Interesse des Gesteins, das die Karavane hierher bringen soll, als in dem der Speculanten."

„In acht Tagen, schreibt Ridley, könne er hier sein; er droht dem Principal, daß er nur dann in seinem Geschäft bleiben werde, wenn er als Mitglied der Familie empfangen wird."

Richard war erbleicht. „Das zielt auf mein Mädchen!" rief er heftig.

„Ihr Vater, Amy werden in Margaret dringen. Ich glaube, daß sie Ja sagt."

Er knirschte mit den Zähnen und schlug sich vor den Kopf.

„Ein Mittel bleibt uns, sie vor dem Elend zu retten, das sie bedroht. Geben Sie mir den Brief. Ich eile damit zu Mrs. Seymour."

„Es wird vergeblich sein", warnte Richard.

„Wie, Sie glauben, daß sie ihr Enkelkind in die Hände des Mannes fallen lassen könnte, der früher —"

Ich stockte, und er sagte rasch:

„Mrs. Seymour wird vor allem an das Ansehen der Familie denken."

„An ihre Ehre, sollte ich meinen."

„Die Ehre ist ein innerliches Gut. Was wissen die Leute davon? Der Ruf liegt ihr am Herzen."

„Sie verkennen die alte Dame. Geben Sie mir das Blatt und lassen Sie mich das letzte Mittel versuchen, Ihnen Margaret zu bewahren."

„Darum handelt es sich nicht, Clara. Ich denke in diesem Augenblick an Ihr furchtbares Geschick allein. Hier ist das Blatt; aber es wird umsonst sein."

„So geben Sie jede Hoffnung auf?" rief ich in höchster Erregung.

„Keineswegs, aber ich baue die meine auf etwas anderes."

„Worauf, ich beschwöre Sie?"

„Auf Margaret's Gefühl für mich. Ich kann Ihnen nichts weiter erklären.

Mein Plan ist noch nicht reif. Aber lassen Sie mir Frank hier. Ich begleite ihn selbst nach Ramleh zurück."

Ich wollte fort, aber er hielt meine Hand, die ich ihm zum Abschied gegeben, fest und sagte eindringlich:

„Was aber wird aus Ihnen? Sie werden ja morgen schon wie der Vogel auf dem Ast sitzen!"

„Ich habe daran kaum gedacht. Mich treibt etwas im Kopf und Herzen vorwärts, meine Pflicht zu thun, nachher —"

„Nachher werden Sie Eduard's Frau", rief er überzeugungsvoll.

Ich fuhr zusammen und rief: „Nie, nie!"

„Warum nicht?" schrie er fast und ließ mich nicht los.

„Weil ich — weil ich keinen berühmten Mann heirathen will."

„Ah ist es das? Schon recht! Sie können auch trotzig sein."

„Ich bin nur fest und entschlossen."

„Unsinn! Bei mir bringen Sie kein Surrogat als echte Waare an. Der Trotz soll gebrochen werden, und das gründlich!"

Er rief es fast drohend, und ich eilte fort, um nicht länger die kostbare Zeit zu verlieren. Glücklicherweise war Mrs. Seymour zu Hause, als ich, bei anbrechender Dämmerung, an ihre Thür pochte. Ich war in der letzten Zeit hier ein seltener Gast geworden und hatte sie nie mehr allein, sondern nur in Gesellschaft der Kinder, sogar Amy's aufgesucht. Wußte ich doch seit lange, daß ich für sie eben nur ein nothwendiges Uebel war, welches sie in der Familie ihres Sohnes duldete. Seitdem ich einmal so kühn gewesen, ihren dringenden Rath abzuweisen, und auf dem beleidigenden Vorsatz beharrt hatte, ihre Familie, die hochangesehene Familie Seymour zu verlassen, bis die Bitte der Sterbenden mich zu dessen Aenderung bewog, konnte sie mich nur als eine Halsstarrige betrachten, die sich weigerte, das correcte Verhalten Mrs. Seymour's in allem und jedem als Norm für ihr eigenes anzunehmen, und kein anderes Verdienst besaß als das der Abkehr von jeder Art von Popery. Die Greisin saß in unveränderter Würde und Haltung in der Mitte ihres Wohnzimmers und sortirte Papiere. Als ich mich ihr zitternd und herzklopfend näherte, denn meine furchtbare Mission machte mich fiebern, blickte sie auf, begrüßte mich artig und sagte dann mit feierlichem Ton:

„Sie finden mich beschäftigt, mein Lebensbuch für den großen Augenblick in Ordnung zu bringen."

„Was wollen Sie damit sagen, Mrs. Seymour?" fragte ich verwirrt.

„Wie vergeßlich Sie sind, Miß Fernau!" lächelte sie misbilligend. „Ist es Ihnen entfallen, daß der Termin, an welchem die sündige Welt ein Ende nehmen wird, ganz nahe bevorsteht?"

„In der That? Wann denn?" fragte ich, um nur etwas zu sagen.

„Am 10. Mai, mittags um zwölf wird das Meer zuerst aus seinen Ufern treten und alles Land überschwemmen; nachts fallen dann die Sterne auf die Erde herab und setzen sie in Flammen —"

„Aber schon vorher", fiel ich mit verzweifeltem Entschluß ein, „droht dem Hause Seymour der Untergang."

„Was meinen Sie damit, Miß Fernan?“ rief sie, sich stolz zu voller Höhe aufrichtend; denn wenn ihr schon die Ansicht von einem göttlichen Strafgericht an der ganzen Menschheit geläufig war: ein solches für ihre hochangesehene Familie im besondern schien ihr doch wol eine frevelhafte Annahme.

„Mr. Ridley will Anfang nächsten Monats hier sein“, rief ich eilig; „er fordert Margaret's Hand und droht, sonst das Geschäft zu verlassen.“

„Wie“, entgegnete sie mit finsterer Miene, „und eben empfange ich von meinem Sohn die schriftliche Anzeige von seiner Verlobung mit Amy! Das wären ja dann Kreuzheirathen unter Verwandten, die ich, in Uebereinstimmung mit unserer Kirche, verdamme.“

„Es handelt sich um Schlimmeres, Mrs. Seymour.“

„Erlauben Sie, ich finde dies bereits sehr schlimm. Welch ein Beispiel für die hiesige Gemeinde, wenn die Familie Seymour sich so über verwandtschaftliche Grade fortsetzt!“

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ridley's Heirath mit Margaret aus einem andern Grunde nicht stattfinden darf“, fiel ich mit Entschlossenheit ein. „Ein entsetzliches Geheimniß waltet in den Beziehungen der Ridleys zu dem Hause Ihres Sohnes.“

„Ein Geheimniß, das Sie kennen?“ fragte sie erbleichend, denn sie bemerkte jetzt meine Erregung.

„Leider für mich; zum Glück für Margaret. Ihre Schwiegertochter, Mrs. Seymour, war ihrem Gatten, es schmerzt mich tief, es Ihnen sagen zu müssen, nicht treu. Mr. Ridley —“

„Sie lügen“, fuhr sie auf mich ein und in ihren Zügen tobte ein Kampf. „In unserm Hause nistet keine Schande. Sie entehren die Todte durch gottlose Verleumdung.“

„Hier ist der Beweis meiner Beschuldigung“, murmelte ich und reichte ihr bebend das verhängnißvolle Blatt.

Sie nahm es und ließ ihre hellen Augen durchbohrend die Zeilen der ihr wohlbekannten Handschrift überlaufen, schauderte dann und wandte sich ab, als wolle sie mir den Ausdruck ihres Gesichts verbergen. Ich stand athemlos, mit klopfendem Herzen, hinter ihr, als wäre ich eine Verbrecherin. Eine lange Pause folgte; ich sah, daß Mrs. Seymour's Arme sich convulsivisch bewegten. Nun drehte sie sich wieder zu mir und hob die Hände, aus denen in zahllosen Fetzen der Brief Ridley's zur Erde flatterte.

„Was thun Sie?“ schrie ich auf und trat ihr fast drohend entgegen. „Sie zerstören das einzige Mittel, Margaret vor dem schrecklichen Geschick zu bewahren!“

„Die Ehre unsers Namens“, entgegnete sie gewichtig, obwol ihre Züge verzerrt waren und die Worte pfeifend über ihre Lippen kamen, „erfordert die Vernichtung dieses Blattes. Sie meinen es gut; aber um diesen Preis darf meine Enkelin nicht gerettet werden. Ich will keinen Skandal in meiner Familie.“

„Es war kein solcher nöthig“, stritt ich mit verzweifelter Heftigkeit. „Sie brauchten Ihrem Sohn allein das Schreckliche zu enthüllen.“

„Er würde mir nicht geglaubt haben“, sagte sie fest.

„Aber er hätte dem vernichteten Beweise glauben müssen."

Sie schwieg einen Augenblick. „Ich bin gewiß, er hätte nicht darauf geachtet. Wissen Sie noch nicht, Miß Fernau, daß mein Sohn in seinem Glauben daran, daß alles in Richtigkeit sei, nicht gestört sein *will*!? Wenn Ridley auf diese Anklage einfach erwidert hätte, das Ganze sei ein Scherz gewesen oder Sie hätten seine Schrift nachgeahmt, so würde das David gegenüber genügt haben, den Beweis zu entwerthen."

„Wohlan denn, wenn schon Mr. Seymour seiner persönlichen Bequemlichkeit zu Liebe die Ehrenpflicht, die Vaterpflicht verabsäumen könnte", schluchzte ich, „so werden Sie doch Margaret nicht verloren geben, Mrs. Seymour! Haben Sie nicht gehört, um was die Sterbende mich verzweifelnd beschwor? Wie, die Sünderin hätte Erbarmen gehabt mit der Unschuld des Kindes, und Sie, die Gerechte, die Reine überließen es mitleidslos dem Verderben? Sie machen Einwendungen gegen Heirathen in verbotenen Graden, und Sie dulden, daß das empörendste aller Verhältnisse —"

Ich brach ab, denn ich war außer mir. Meine Augen brannten, meine Wangen flammten; kein Glied an mir, das nicht zuckte und flog. Wie eine Rächerin stand ich vor der zusammensinkenden Gestalt der Greisin.

Einen Augenblick durfte ich hoffen, daß ihr passiver Widerstand besiegt sei, daß sie sich mit mir verbinden werde, um Margaret, um welchen Preis es immer sei, zu retten. Doch da trat sie schon hinweg von mir und sagte, auf die im Zimmer verstreuten Documente und Briefschaften deutend:

„Noch ehe die Heirath zur Vollziehung gelangt, werden wir alle die letzte Posaune hören. Dann scheiden sich die Böcke von den Schafen, und Ridley wird, ich bin dessen gewiß, die verdiente Höllenpein erleiden."

„Und auf diese Einbildung hin", rief ich empört, „wollen Sie die Verlobung geschehen lassen! Wie, Sie schließen Ihre Fabrik nicht, Mrs. Seymour, Sie machen Contracte für neue Lieferungen weit über Ihren Weltuntergangstermin hinaus, und wenn es sich darum handelt, Ihr Fleisch und Blut vor der Berührung mit dem Laster, vor unauslöschlicher Befleckung zu schützen, berufen Sie sich auf das Ende aller Dinge, das Ihnen die Verantwortlichkeit für Margaret's Geschick abnehmen soll! So ist Ihr Prophetenthum ein falsches, Ihr Glaube Erdichtung, Ihre Frömmigkeit Pharisäerthum, Ihre Gottesfurcht Menschenfurcht!"

„Sie wagen mir das zu sagen?" rief sie entrüstet. „Hinaus aus diesem Gemach, das Ihre gottlose Gegenwart entheiligt, hinweg aus meinem Hause, dessen Ansehen Sie anfechten wollen. Wenn aber der Zorn des Weltenrichters —"

Sie konnte nicht vollenden; ich hatte sie bereits verlassen, ehe sie den Fluch auf mich herabgerufen, wenn das ihre Absicht war. Mein Blut kochte, ein furchtbarer Kopfschmerz preßte mir die Schläfen in eiserne Bande. Ich fühlte dunkel, daß ich der Greisin gegenüber zu weit gegangen war und doch der Pharisäerin gegenüber nicht weit genug. So war denn alles verloren! Verabschiedet von Mr. David, hinausgestoßen von seiner Mutter, was konnte ich noch für Margaret thun!? Ihr sagen, was ich wußte!? Den Muttercultus in ihrem Herzen zerstören, um sie vom Abgrunde zurückzureißen!? O unnatürlicher, empörender

Rettungsversuch! Und sie würde, sie könnte mir nicht einmal glauben. Ich hatte ja nichts mehr, meine Beschuldigung zu erhärten. Ich würde ihr nur die elende, schändliche Verleumderin scheinen, die gewissenlos an ihr Heiligstes tastete.

Vergebens, vergebens, daß ich, während ein Wagen mich durch das Abenddunkel nach Ramleh zurücktrug, mir Herz und Hirn zermarterte, einen Ausweg zu finden und das Gräßliche zu verhindern; es blieb mir nichts übrig, als schweigend zu dulden, wie es sich vollzog, da meine Waffe zerstört worden. In meiner Verzweiflung flehte ich, glaube ich, zu der todten Sünderin, als sei sie eine Heilige und könne ihr Kind schützen. Hier aber hätten ja Dämonen sich in Schutzengel wandeln müssen, so schien es mir, um den grausigsten Lebensfluch von einem unschuldigen Haupte abzuwenden. Ich fand mich trostlos, fast besinnungslos endlich in meinem Zimmer wieder, in welchem tiefe Finsterniß herrschte. Ringsum war alles so still, kein Laut regte sich. Ich lag erschöpft und fieberheiß auf meinem Bett, meine Augen flimmerten, mein Herz schrie nach dem Weltuntergang.

Man klopfte leise an meine Thür. „Sind Sie hier, Fräulein?" fragte das Kammermädchen. „Es ist Zeit zum Essen, und ich kann Miß Margaret und Mr. Francis nicht finden."

„Vielleicht sind sie im Garten" sagte ich, ohne mich zu erheben.

„Ich habe sie dort umsonst gesucht, ebenso im Nebenhause", war die Antwort.

Ich stand auf und machte Licht an. Wir gingen durch die nächsten Gänge und Zimmer, suchten und riefen vergebens. Da sagte das Mädchen, als wir eben wieder das meine betraten:

„Es liegt ein Brief und ein Packet für Sie auf dem Tisch, Fräulein!"

Ich trat hinzu und fand ein zusammengefaltetes Papier, worauf in Frank's Kinderhand „Miß Fernan" stand, neben einem Päckchen, auf das Richard: „An Clara. Gegen den Trotz", geschrieben. Zuerst entfaltete ich mit zitternder Hand das Blättchen.

„Liebes Fräulein", schrieb der Junge, „heute Abend können Sie mich nicht um neun zu Bett schicken, denn der Francis ist nicht da und lacht Sie aus. Ich lasse mich nämlich mit entführen, damit es ein Hauptspaß wird. Ich brachte Richard heraus und holte Margaret zu ihm ins Bosquet. Dann schickten sie mich fort, Ihnen das Päckchen ins Zimmer zu bringen, und ich glaube, sie wollten auch allein sein. Wie ich wiederkam, gab er ihr gerade einen Kuß, aber ich hörte sie nicht schreien. Und sie versprach ihm, Fred Ridley eine Nase zu drehen. Hurrah, nun wird sie seine Frau, und wir wohnen in der Fabrik und machen Blöcke. Ich lege Ihnen noch schnell diesen Brief her, damit Sie sich nicht ängstigen. Meine Aufgaben für morgen sind alle gemacht; aber wenn Sie mir noch Stunde geben wollen, müssen Sie zur Großmutter, denn Richard fährt gleich mit uns hin. Nun Adieu und viele Küsse von Ihrem vergnügten Frank."

Das Blatt entsank meiner Hand, und ich brach in ein so helles, jubelndes Lachen aus, daß das Mädchen hinter mir zusammenschreckte.

„Sagen Sie Mr. Seymour, die Kinder wären zu seiner Mutter gefahren, und ich bliebe auf meinem Zimmer."

„Dann hat Fräulein Amy ihn ja ganz allein", höhnte sie und ging.

Wieder und wieder las ich des lieben Jungen Trostbrief. So war denn der furchtbare Conflict, an dem ich mir die Seele wund gerieben, gelöst, und das ohne alle Tragik, einfach mit gesundem Humor. Kaum glaublich! War Richard's Macht über Margaret eine so ungeheuere, daß er nur zu winken brauchte, und das schüchterne, zurückhaltende Mädchen verließ das Vaterhaus und setzte ihren Ruf aufs Spiel, um ihm zu folgen!?

Ich lachte und weinte und betete dazwischen; denn mir war so wunderlich zu Muthe, ich fühlte, daß ich von Sinnen sei, und freute mich dessen doch. Dann aber riß ich in tollem Uebermuth das Packet auf. Nur her mit Eduard's Briefen! Die schickte mir ja Richard, nur her damit, ich will sie jetzt lesen.

Was darin steht — ich verstehe es eigentlich nicht; denn mein Kopf ist so voll und auch so leer. Alle Surrogate spuken darin herum, in greifbarer Gestalt. Da kommt der schwarze, glatte Heuchler und tanzt mit der Dirne, trotzdem der Prophet flucht, und Faulheit und Dummheit wälzen sich auf Lotterbetten von Tractätchen, große Haufen Katzengold und Papierwische, Perrüken und Staubwirbel drehen sich, und alles nennt sich bei stolzen Namen und katzenbuckelt voreinander. Scheußliche Gestalten, ihr seid Wahnbilder, ich weiß es, aber ich kann euch nicht los werden. Wohlan denn, ballt euch zusammen, kriecht ineinander, ich hülle euch ein und sende euch an Eduard. Er soll euch zersetzen, zerlegen, verdunsten! So, da seid ihr ja in den Blättern versteckt, die ich beschrieb. Ihr lugt hervor aus jedem Wortzeichen, ihr bäumt euch und schüttelt die Köpfe und züngelt. Nieder mit euch, Schlangen der Welt! Eduard soll euch beschwören! Er thut's; ich weiß es wohl, denn er liebt Clara, und sie ihn auch. Wie wunderlich es tickt in meinem Kopfe! Nur schnell das Heft verpackt, dann in den Briefkasten damit, bei der Banane — ehe es Mrs. Seymour zerreißt. O Gott, nur schnell! Die Adresse schreiben — Herrn Eduard Marx — eine Sendung Surrogate — nein, nein. Ihm, den ich liebe — doch das darf er nicht wissen! Ihm ist alles Surrogat, auch Clara's Liebe; o Gott, und sie ist doch echt! An Eduard . . .

X.

Wie lange ich besinnungslos gewesen, wußte ich gar nicht, als ich im freundlichen Krankenzimmer des deutschen Hospitals in Alexandria erwachte, weil die Sonne mir so lustig ins Gesicht schien. Es war so weiß und rein und frisch um mich auf dem kühlen Lager, so behaglich und still. Die schweren Träume waren vergangen; ich lächelte in mich hinein über das wohlige Erwachen. Da drüben am Tische stand eine zarte Gestalt; ich hätte wetten mögen, daß es Margaret sei. Wie ich mich bewegte, flog sie auf mich zu, kniete an meinem Bett nieder und küßte mich. „O Clara, ich liebe dich jetzt. Wie hab' ich dich einst verkannt! Glaube mir nur, ich lüge ja nie!"

„Was ist das, Mädchen, du trägst einen dicken Goldreif —"

„Ach, ich bin ja kein Mädchen mehr, ich bin Richard's Frau", rief sie jubelnd und erröthend. Wir wollten erst mit der Hochzeit warten, bis du gesund seiest; aber der Skandal der Entführung sei zu groß, sagte die Großmutter, und so

mußten wir uns gleich heirathen, um das Ansehen der Familie wiederherzustellen. Es war eigentlich gar nicht so schlimm mit meinem Davonlaufen, denn Frank fuhr ja mit; aber wir kamen doch erst bei Nacht in Alexandria an."

„Und dein Vater?" fragte ich mit schwacher Stimme.

„Der war zuerst wol erschrocken; aber als Richard ihm gesagt, daß ich doch nicht mit der Liebe zu ihm im Herzen Ridley hätte heirathen können, meinte er, dann sei freilich alles in Richtigkeit."

„Und Ridley?"

„O denke dir nur, die Karavane kam ohne ihn und die beiden Belgier zurück; die Kamele hielten mit den Steinlasten vor der Fabrik, und Ferik gab meinem Manne einen arabischen Brief, in welchem der Scheikh Abu-Tâlib schrieb, die Franken, welche ohne Erlaubniß der Senusi-Brüderschaft die Oase Siwa betreten, seien in seinem Auftrage von Beduinen aufgehoben und nach dem Ordenssitz Sarabub gebracht worden, wo sie gefangen gehalten werden würden, bis sie Lösegeld bezahlt; denn die Beduinen hätten gehört, daß griechische Räuber es so machten. Die Steine, schrieb der Berber weiter, würden seinem Lebensretter aber sicher zukommen, da Ferik ja mit dem grünen Stück Zeug bei der Karavane gewesen. Der dürfe auch wiederkommen, wenn Richard selbst die Wüstenfahrt scheue. O wie freut mich das, denn ich ließe meinen Mann doch nicht gern fort!"

„Wie nahm der Vater Ridley's Misgeschick auf?"

„Der arme Vater! Ach, er hatte einen Gehirnschlag, als er es erfuhr. Er ist nun außer Stande, die Bank weiter zu führen. Richard hat die Passiva auf die Fabrik übernommen, die armen Leute beruhigt, die alles zu verlieren fürchteten, und liquidirt nun das Bankgeschäft. Er hofft, der Ertrag der Steinbrüche und die Einnahmen der Fabrik werden in einigen Jahren alle Schulden getilgt haben. Die Concession, welche den Vater zum Ruin getrieben hat, kauft vielleicht der Khedive zurück. Du glaubst aber nicht, wie viel wir zu thun haben. Richard's Compagnon ist angekommen und wohnt bei uns. Er gefällt mir sehr gut, wenn er auch recht ernst ist und jetzt so traurig."

„Was wurde aus Amy?" fragte ich, da die letzten Mittheilungen Margaret's mich nicht mehr interessirten.

„Sie ist in England, um den Schleier zu nehmen und das Lösegeld für ihren Bruder von Verwandten oder der Regierung heimlich zu erlangen; denn Abu-Tâlib droht, daß die Gefangenen ihres Lebens nicht mehr sicher sein würden, wenn die Sache in weitere Kreise dränge."

„Und alles dies geschah in den paar Tagen?" fragte ich ungläubig.

„Du warst zehn Wochen krank, meine Clara, an schwerem Gehirnfieber."

„Sind denn keine Briefe von Hause da?" fragte ich unruhig.

„Davon erzähle ich dir später. Dein Brief aber ist von uns befördert worden."

„Welcher Brief?"

„Das Packet vielmehr, mit der wunderlichen Adresse, die Richard noch einmal einschlug."

„Wunderliche Adresse?" rief ich, mich vergebens besinnend.

„Es stand darauf", flüsterte sie lächelnd, indem sie mich umarmte: „An Eduard, wenn er mich noch liebt."

Ich hätte eigentlich erschrecken sollen; aber mir war das Herz so leicht und froh, als hätte ich gar nichts Unpassendes gethan.

„Willst du Frank sehen?" fragte Margaret, mein Sinnen unterbrechend.

Ich nickte nur. Da kam der liebe, schelmische Junge auch schon herein und fiel zärtlich über mich her, als wollte er mich erwürgen.

„Ach ich bin so froh", rief er, „daß Sie nicht mehr Unsinn reden, Clara. Sie wissen nicht, wie komisch Sie manchmal waren. Ich habe mich oft halb todtgelacht; aber leise, denn laut durfte ich's nicht. Dazwischen weinte ich aber auch, wenn Sie so schrien."

„Was habe ich denn gesagt?"

„Ach, Sie sprachen von uns allen und auch von einer andern Familie, die Sie Surrogate nannten, und die sehr garstige Leute sein müssen. Ich fragte Herrn — den Compagnon meine ich — wo sie wohnten, denn ich hätte ihnen gern einen tüchtigen Streich gespielt; aber er meinte, ich brauche sie jetzt noch nicht zu kennen. O und er macht Experimente mit mir, und ich will auch Chemiker werden!"

„Francis", rief Margaret warnend, während ich halb ohnmächtig zurückfiel.

„Ich sage ja nichts", lachte er lustig. „Und weil Sie so blaß und mager sind, Clara, will ich lieber jetzt fortgehen. Hernach komme ich wieder und bringe den Compagnon mit und den alten, brummigen Herrn mit seiner Pauline."

„Gott", rief ich mit strömenden Thränen, „die Aeltern, Eduard." Margaret versuchte mich zu beruhigen und sprach mir zu, wie einem Kinde. Ja, sie waren gekommen, gewiß, als sie die Nachricht empfingen, daß ich so krank sei; sie hatten mich gepflegt, aber sie waren jetzt gerade nicht im Hospital. Sie wohnten bei der Großmutter, die so erstaunt und doch so vergnügt darüber gewesen, daß die Welt nicht untergegangen sei. Sie hätte es sehr gebilligt, daß keine Heirath in verbotenen Graden zu Stande gekommen, pflege jetzt ihren Sohn und höre auf Richard's Rath in allem. Mir habe sie verziehen, daß ich im beginnenden Fieber ihr unhöflich begegnet sei, und so weiter.

Ich verging vor Ungeduld bei diesem Bericht, und endlich mußte Margaret gehen, mir wenigstens Pauline zu holen, die mich, meinte sie, am wenigsten aufregen werde.

Ganz allmählich, einen nach dem andern, sah ich die Lieben, Theuern, die an mein Krankenbett geeilt waren, gesundete an der polternden Freude des biedern Vaters, der mich fortwährend bat, ich möge mich nur recht gehen lassen; vielleicht entschlüpften mir dann doch ein paar von den Albernheiten, über die er sich immer heimlich gefreut, wenn er über sie brummte; ebenso erquickte mich die herzinnige Zuneigung der edeln Mutter, zu deren Freundin ich herangereift war, und der Liebessonnenschein in Eduard's dunkeln Augen, dem Geistesstrom von seinen Lippen.

Als meine Genesung weit vorgeschritten war — schon in den nächsten Tagen wollten wir vier nach Deutschland zurückkehren und Frank mit uns, um dort eine Schule zu besuchen — erfuhr ich, daß mein Verlobter, trotzdem er sein Vermögen in Richard's Fabrik angelegt, sich sein Lebensziel doch nicht verrücken lassen wolle,

daß er daher den ehrenvollen Ruf in die hygieinische Prüfungscommission des Deutschen Reiches, welche kürzlich gegründet worden, angenommen habe. Ich las und schrieb nun bereits, wenn Eduard nicht bei mir war; aber mein schwacher Kopf war doch noch der Schonung bedürftig gewesen, und selbst in unsern vertraulichsten Gesprächen war von den Erfahrungen, die ich auf meiner Suche nach dem Ideal gemacht, nie die Rede. Einmal aber, als meine Gesundheit beinahe ganz hergestellt worden und mein Gemüth einer seligen Befriedigung genoß, wie sie nur die volle Harmonie des Denkens und Empfindens mit dem Geliebten gewähren kann, kam er und brachte mir die Blätter, auf denen ich, seinem Rathe folgend, mir Rechenschaft von innern Wandlungen abgelegt, und die ich ihm dann in halbem Wahnsinn ausgeliefert.

„Willst du nicht das Ende hinzufügen?" fragte er in seiner einfachen Art. „Ich habe unter deinen Erfahrungen so mitgelitten, meine Clara, daß es mir eine wahre Beruhigung sein würde, könntest du deinen Memoiren einen tröstlichen Schluß hinzufügen."

„Ende? Schluß?" fragte ich zögernd. „Kommen derartige Entdeckungen je zu einem solchen?"

„Wie logisch du zu fragen gelernt hast", scherzte er. „Nun, so nennen wir denn die Nachschrift einen Abschluß. Oder sollte unsere Vereinigung für deine analytischen Studien keinen Endpunkt bezeichnen?" Er sah mich mit dem schönen Lächeln an, das seinen ernsten, männlichen Zügen so gut steht.

„Wer weiß?" entgegnete ich neckend. „Da du mich leider nicht in die Schwefelhütte führst, sondern in eine stattliche Wohnung in der Residenz, werde ich mich wol recht oft darauf hin prüfen müssen, ob mein Gefühl für dich auch Liebe sei und nicht etwa Eitelkeit auf den berühmten Mann."

„Wenn du dann nur so ehrlich gegen dich bist wie in deinem Lebensbuch aus Aegypten, so habe ich nichts zu fürchten", rief er. „Es ist wahr, du hast bisher nur ein Bruchtheil der Afterbildungen entdeckt, die im Dasein wuchern, und ihre Zahl ist Legion, aber dennoch magst du deine Memoiren hier abschließen; denn welches auch immer die Resultate unserer spätern analytischen Untersuchungen sein mögen: wir werden sie gemeinsam betreiben, meine Clara, du meiner, ich deiner echten Liebe gewiß. Wir stehen einander dafür, daß in unserm Hause, unserer Ehe nichts Verfälschtes Eingang finden kann; wir beide bieten einander niemals, das sei unser heiligster Treueschwur, für die Quintessenz unsers tiefsten Seins Surrogate!"

Die gegenseitigen Beziehungen der Blumen und Insekten.

Von

Professor Dr. M. Willkomm.

Jedermann weiß, daß viele Blumen eine honigartige süße Flüssigkeit, sogenannten Blumennektar, absondern, welche den Bienen, Wespen, Hummeln, Schmetterlingen und andern Insekten als Nahrungs- oder Genußmittel dient und woraus die zuerstgenannten den Honig bereiten, welchen sie in ihren Zellen aufspeichern. Aber auch nicht Nektar ausscheidende Blüten werden von allerlei Insekten besucht, worunter viele gar keine Saugorgane besitzen, sondern Freßwerkzeuge, d. h. zum Kauen oder Abbeißen fester Substanz eingerichtete Mundtheile. Dahin gehört z. B. eine große Anzahl von Käfern, welche fast nur auf oder in Blumen gefunden werden. Die Insektensammler haben längst gewußt, daß viele Blumen alljährlich nur von bestimmten Insekten besucht werden und diese daher auf oder in jenen am sichersten zu finden sind; daß aber zwischen solchen Blumen und Insekten und überhaupt zwischen den Blumen und Insekten biologische Beziehungen stattfinden, daß viele, vielleicht die Mehrzahl aller Blumen, ohne die Dazwischenkunft und Beihülfe von Insekten ihre Lebensaufgabe, nämlich die Bildung keimfähiger Samen, gar nicht zu erfüllen vermögen: dies war nicht allein den Laien, sondern auch den Naturforschern bis auf die neuere, ja neueste Zeit ebenso verborgen geblieben wie die Bedeutung des mannichfachen, oft so wunderbaren und räthselhaften Baues der Blumen, der Blumenfarben und Blumendüfte. Es ist dies um so auffallender, als schon im Jahre 1793 ein Buch erschienen war, in welchem der Zweck der Einrichtung vieler Blumen und des Insektenbesuches derselben klar dargelegt wird, nämlich das damals in Berlin erschienene Buch von Konrad Sprengel, betitelt: „Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Pflanzen.“ In diesem hochinteressanten, durch 28 Kupfertafeln illustrirten Buche werden an mehrern hundert Arten von Pflanzen die mannichfachen Farben, Düfte, Absonderungen und Eigenthümlichkeiten des Baues der Blumen als für Anlockung von Insekten bestimmt nachgewiesen, durch deren Vermittelung die Befruchtung jener Blumen ermöglicht wird. Die damalige Richtung der botanischen Forschung, welche sich fast lediglich auf das Beschreiben und Klassificiren von Pflanzen beschränkte, war Sprengel's Buche nicht günstig, und so geriethen dessen

hochwichtige Entdeckungen in Vergessenheit und sind auch bis auf die neueste Zeit fast unbeachtet geblieben. Denn erst durch Darwin, in dessen 1863 veröffentlichtem Werke über die Orchideen, bezüglich über die Befruchtung dieser Pflanzen durch Insekten haben Sprengel's Beobachtungen und Entdeckungen die verdiente Würdigung gefunden. Wir würden jedenfalls viel weiter sein in der Erforschung der zwischen den Blumen und Insekten bestehenden Beziehungen, wäre man in dem langen Zwischenraum von 70 Jahren auf der von Sprengel mit so großem Glück betretenen Bahn methodisch in das Blumengeheimniß eingedrungen. In neuester Zeit haben sich außer Darwin besonders Professor Hildebrand in Freiburg i. Br., Professor von Kerner in Wien, namentlich aber Professor Delpino in Genua und der Oberlehrer Hermann Müller in Lippstadt*) um die Aufklärung der zwischen den Insekten und Blumen bestehenden Beziehungen große Verdienste erworben; doch sind wir noch weit davon entfernt, die gegenseitige Anpassung der so vielgestaltigen Blumen und Insekten befriedigend nachzuweisen, und gibt es auf diesem Felde der Forschung noch unendlich viel zu thun.

Ich will versuchen, im Folgenden die Hauptergebnisse der bisherigen Forschungen über das gegenseitige Verhältniß darzulegen, in welchem die Blumen und Insekten zueinander stehen, wobei ich mich freilich aus Mangel an Illustrationen darauf beschränken muß, aus der Fülle der bereits vorhandenen Beobachtungen nur solche hervorzuheben, welche sich auf allbekannte Blumen beziehen, da die Anpassung complicirter Blumengestalten an bestimmte Insekten verständlich zu machen ohne Abbildungen ganz unmöglich ist. Zunächst aber erscheint es mir nothwendig, die Art und Weise der Samen- und Fruchtbildung bei den Blütenpflanzen kurz zu erörtern, da deren Kenntniß für das Verstehen der zwischen den Blumen und Insekten obwaltenden Beziehungen unerläßlich ist.

Blütenpflanzen (Phanerogamen) werden bekanntlich jene Gewächse genannt, welche einen aus sogenannten Staubgefäßen und Stempeln bestehenden Geschlechtsapparat, d. h. Blüten im gewöhnlichen Sinne, besitzen. Sind die Blüten mit einer farbigen Blattumhüllung versehen, so pflegt man sie als „Blumen" zu bezeichnen. Die Blüten sind die Vorläufer der Früchte, welche aus jenen entstehen, richtiger durch jene erzeugt werden, vorausgesetzt, daß die Blüte entweder beiderlei Geschlechtsorgane, nämlich Staubgefäße, d. h. männliche, und Stempel, d. h. weibliche, oder wenigstens einen Stempel besaß. Denn es gibt auch genug männliche oder blos Staubgefäße enthaltende Blüten. Daß aus solchen keine Frucht hervorgehen kann, ist selbstverständlich. Die Frucht entwickelt sich bei der Mehrzahl der Blütenpflanzen nur aus jenem Theil des Stempels, den man den Fruchtknoten nennt. Auch die in jeder Frucht enthaltenen Samen waren im vorgebildeten

*) Letzterer hat außer verschiedenen Schriften auch eine umfangreiche, durch viele Holzschnitte erläuterte Abhandlung über die „Wechselbeziehungen zwischen den Blumen und den ihre Kreuzung vermittelnden Insekten" im ersten Bande des „Handbuch der Botanik" der im Verlage von E. Trewendt in Breslau erscheinenden vortrefflichen „Encyklopädie der Naturwissenschaften" veröffentlicht, die allen, welche sich gründlich über jenen Gegenstand unterrichten wollen, empfohlen werden kann.

Zustande bereits in dem Fruchtknoten vorhanden, als sogenannte Eichen oder Samenknospen, kleinen Gebilden von höchst einfachem Bau, welche im Innern eine große Zelle, den Keimsack, die Geburtsstätte des Keimes enthalten. Während der Fruchtknoten sich zur Frucht umbildet, wobei er gewöhnlich an Größe zunimmt, oft sehr bedeutend, gestalten sich die in seinem Innern geborgenen Eichen in Samen um. Dieser Vorgang kann aber nur dann erfolgen, wenn die Eichen befruchtet wurden. Geschieht dies nicht, so kann zwar vielleicht der Fruchtknoten sich zu einer Frucht ausbilden; doch wird diese dann nur verkümmerte Samenanlagen, niemals keimbesitzende und keimfähige Samen enthalten. Gewöhnlich aber fallen unbefruchtet gebliebene Fruchtknoten ab, nachdem sie sich vielleicht noch etwas vergrößert haben. Jedermann weiß, daß nach der Blütezeit der Obstbäume, besonders in blütenreichen Jahren, der Boden mit Hunderten von abgefallenen Blüten, beziehentlich kleinen Birnchen, Aepfelchen u. s. w., bedeckt ist. Die meisten dieser von selbst abgefallenen Blüten und jungen Früchte sind solche, die nicht befruchtet wurden. Eine Befruchtung der Eichen kann nun nur dann stattfinden, wenn der in den Staubbeuteln enthaltene Blütenstaub (Pollen) auf jenen Theil des Stempels gelangt, den man die Narbe nennt. Entbehrt der Stempel einer Narbe, was abnormerweise vorkommen kann, oder ist die Narbe zu der Zeit, wo der Pollen auf sie gelangt, noch nicht vollkommen ausgebildet, noch nicht „empfängnißfähig", so kann auch keine Befruchtung erfolgen. Auf einer empfängnißfähigen Narbe quellen die dahin gelangten Pollenkörnchen infolge der Auffaugung einer von dem dann aufgelockerten Gewebe der Narbe ausgesonderten zuckerhaltigen Flüssigkeit auf und treiben einen Schlauch (Pollenschlauch). Diese Pollenschläuche wachsen in das Gewebe der Narbe hinein und gelangen bis in den Fruchtknoten hinab, wo sie sich nach den Eichen dirigiren, ja in diese eindringen. Weiter auf die complicirten Vorgänge der Befruchtung und Keimbildung einzugehen, würde zu weit führen, ist auch für das Verständniß der folgenden Erörterungen nicht nöthig. Genug, durch die Berührung des in das Eichen eingedrungenen Pollenschlauches mit dessen Keimsack wird eine der in letzterm enthaltenen isolirten Zellen (Keimzellen) angeregt, sich in einen lebensfähigen Keim umzugestalten, wodurch aus dem Eichen ein Same wird.

Die Vorbedingung einer jeden Befruchtung und folglich jeder Samen- und auch meist der Fruchtbildung ist also die Uebertragung des Pollens auf die Narbe des Stempels. Nun hat die Erfahrung schon längst gelehrt, daß bei gewissen, in Gewächshäusern gezogenen Culturpflanzen, welche Zwitterblüten, d. h. beiderlei Geschlechtsorgane enthaltende Blüten besitzen, keimfähige Samen nur dann mit Sicherheit erhalten werden können, wenn auf die Narbe einer Blüte nicht deren eigener Pollen, sondern derjenige einer andern Blüte gebracht wird, also eine „Kreuzung" zwischen je zwei Blüten stattfindet. Die Forschungen der Neuzeit haben ergeben, daß diese uralte Gärtnererfahrung auf einem physiologischen Gesetz beruht, indem auch in der freien Natur und zwar bei der Mehrzahl der bisjetzt darauf hin beobachteten Pflanzen nur Kreuzung zwischen je zwei Blumen keimfähigen Samen erzeugt, während der eigene Pollen einer Blüte auf deren Narbe gewöhnlich keine oder nur eine ungenügende befruchtende Wirkung hervorbringt.

Dennoch kommt „Selbstbefruchtung", d. h. Befruchtung der Eichen einer Zwitterblüte durch deren eigenen Pollen bei vielen Pflanzen vor, theils als Regel, theils als Ausnahme, als Regel in allen „kleistogamischen" Blüten, d. h. solchen, wo die beiderlei Geschlechtsorgane von einer geschlossen bleibenden Hülle umgeben sind, als Ausnahme, wenn die wünschenswerthe Kreuzung nicht erfolgt; immerhin bilden die Pflanzen, bei denen eine wirksame Selbstbefruchtung stattfinden kann, eine verschwindende Minorität im Vergleich mit jenen, wo eine Kreuzung stattfinden muß, soll keimfähiger Samen erzeugt werden. Das Studium der Blumengestaltung und die Beobachtung der Entwickelungsweise der Staubgefäße und Stempel hat gelehrt, daß die Natur selbst bei sehr vielen Pflanzen Einrichtungen getroffen hat, um eine Selbstbefruchtung zu verhindern. Daß bei eingeschlechtigen Blüten eine solche unmöglich ist, bedarf kaum der Erwähnung. Die Trennung der Geschlechter ist daher die einfachste Maßregel, um keimfähigen Samen zu ermöglichen. Eine solche Trennung kommt bei sehr vielen Pflanzen vor. Bekannte Beispiele sind die Nadelhölzer, die Weiden, Pappeln, Birken, Erlen und Eichen. Bei Zwitterblüten kann die Uebertragung des eigenen Pollens auf die Narbe einfach durch verschiedene Länge der Staubgefäße und Stempel und durch die Stellung der Blume vermieden werden. Wie wäre es z. B. möglich, daß bei aufrechter Stellung der Blume, wenn der Fruchtknoten einen langen, die Staubgefäße weit überragenden Griffel trägt, der aus den aufplatzenden Staubbeuteln hervordringende Pollen auf die stets am Ende des Griffels befindliche Narbe gelangen könne, oder bei einer hängenden Blume, wenn die Staubfäden viel länger sind als der Stempel? Denn der Pollen kann, dem Gesetze der Schwere gemäß, doch nur nach abwärts fallen. Eine Selbstbefruchtung kann aber auch dadurch vermieden werden, daß zur Zeit, wo der Pollen ausgestreut wird, die Narbe der betreffenden Blüte noch nicht oder nicht mehr empfängnißfähig ist. Denn in beiden Fällen verkümmert der Pollen auf der Narbe, seine Körnchen verwelken, ohne einen Schlauch zu treiben. Dadurch aber, daß die Blüten einer solchen Pflanze sich nicht gleichzeitig entwickeln und aufblühen, sondern nacheinander, wird die Möglichkeit geboten, daß eine Kreuzung zwischen pollenspendenden und solchen mit empfängnißfähiger Narbe stattfinden kann. Endlich kennt man bereits viele Blumen, wo besondere, oft sehr complicirte Einrichtungen eine etwaige Uebertragung des eigenen Pollens auf die Narbe mechanisch unmöglich machen. Solche Einrichtungen finden wir z. B. an den Blumen aller Orchideen und Asclepiadeen.

Wer aber vermittelt die Kreuzung? Bei getrennt-geschlechtlichen Blüten können die Luft, der Wind und das Wasser, beziehentlich dessen Wellenbewegungen die Kreuzung vermitteln, je nachdem die betreffenden Pflanzen Land- oder Wassergewächse sind. Bei letztern kann aber das Wasser nur dann die Rolle eines Kreuzungsvermittlers spielen, wenn die Blüten sich genau im Niveau des Wasserspiegels befinden. Daß hier die Befruchtung lediglich dem launischen Spiel des Zufalles anheimgegeben ist, leuchtet von selbst ein. In einer günstigern Lage befinden sich jene getrenntgeschlechtigen Landpflanzen, bei denen die Kreuzung durch den Wind vermittelt werden muß. Denn bei solchen Pflanzen pflegt nicht

allein die Zahl der männlichen Blüten oder männlichen Exemplare viel größer zu sein als diejenige der weiblichen, sondern hat die Natur auch durch profuse Erzeugung von Pollen dafür gesorgt, daß am Ende doch ein Körnlein des befruchtenden Staubes in viele weibliche Blüten gelangen kann. Allein Wind und Wasser spielen doch nur eine untergeordnete Rolle bei der Kreuzungsvermittelung; in der Hauptsache bleibt dieses Geschäft jenen Insekten überlassen, welche die Blüten der meisten Pflanzen aus irgendeinem Grunde regelmäßig besuchen. Beiläufig sei erwähnt, daß außer Insekten auch noch andere Thiere als Kreuzungsvermittler thätig sind, nämlich in den Tropenländern auch Kolibris und andere kleine blumenbesuchende Vögel, und bei einigen wenigen Pflanzen, zu denen auch das in Sümpfen Mittel- und namentlich Nordeuropas wachsende Schlangenkraut (Calla palustris) gehören dürfte, auch Schnecken. Im Vergleich mit den Insekten spielen aber alle diese und andere Thiere bei der Kreuzungsvermittelung der Blumen nur eine höchst unbedeutende Rolle.

Sind nun alle Insekten als Kreuzungsvermittler thätig? Durchaus nicht! Vielmehr betheiligen sich dabei nur gewisse Ordnungen und Familien dieser größten Thierklasse, deren Artenzahl bekanntlich diejenige sämmtlicher Pflanzen um das Doppelte und Dreifache übertrifft. Zunächst ist darauf aufmerksam zu machen, daß ein Insekt nur in seinem vollkommenen Zustande, als Imago, als Kreuzungsvermittler dienen kann, niemals im Larvenzustande. Ja, ein und dasselbe Insekt kann in diesen beiden Entwickelungsstadien als Feind und Freund der Pflanzen auftreten. So bringen die gefräßigen, fast nur auf Pflanzenkost angewiesenen Schmetterlingsraupen zahllosen Pflanzen Tod und Verderben, während die Schmetterlinge, als nektarsaugende Thiere, insgesammt zu den thätigsten und verdienstlichsten Kreuzungsvermittlern gehören. Nächst den Schmetterlingen haben namentlich die großen Ordnungen der Hautflügler oder Hymenopteren, zu denen die bekannten Bienen, Hummeln und Wespen gehören, und die Zweiflügler oder fliegen- und mückenartigen Insekten die meisten Kreuzungsvermittler geliefert, während unter den Käfern, Gerad- und Netzflüglern und den Schnabelkerfen (Halbflüglern) verhältnißmäßig wenig blumenfreundliche Arten bekannt geworden sind. Noch verdient bemerkt zu werden, daß die Insekten vorzugsweise wirkliche Blumen oder in die Augen fallende Blütengesellschaften besuchen, dagegen unscheinbare Blüten unberührt lassen. So werden z. B. die zahlreichen Arten der Gräser, welche insgesammt sehr unansehnliche Blüten besitzen, von nur wenigen Insekten besucht, weshalb bei diesen Gewächsen der Wind als Kreuzungsvermittler aushelfen muß. Demgemäß hängen hier die Staubbeutel an haarfeinen Stielen weit aus den Blüten heraus, wie man bei jeder blühenden Roggenähre sehen kann.

Weshalb besuchen aber die betreffenden Insekten die Blumen? Wollte man darauf antworten, um Nektar zu saugen, so wäre dies eine keineswegs zutreffende oder erschöpfende Antwort; denn einestheils besitzen Hunderte von blumenbesuchenden Insekten keine Saugwerkzeuge, anderntheils sondern Hunderte von Blumen, welche regelmäßig von Insekten besucht werden, keinen Nektar ab. Immerhin spielt der Blumennektar unter allen Genußmitteln, welche Blumen den Insekten zu gewähren vermögen, die Hauptrolle. Von Blumennektar ernähren sich bekanntlich sämmtliche

Schmetterlinge; Blumennektar saugen die Bienen, Hummeln, Wespen und andere wespenähnliche Hautflügler; Blumennektar lecken viele Zweiflügler, Käfer und andere Insekten. Nächst dem Nektar, den viele Blumen in besonders gestalteten, oft schwer zugänglichen Behältern bergen, ist es namentlich der Pollen, welcher Tausende von Insekten anlockt, denen derselbe als Nahrungsmittel oder zu andern Zwecken dient. Viele der nektar- und pollenraubenden Insekten, zu welchen letztern besonders zahlreiche Hymenopteren gehören, werden sicherlich auch durch die Gerüche angelockt, welche so viele Blumen aushauchen. Andern Insekten, welche weder Nektar noch Pollen verzehren und dennoch duftende Blumen regelmäßig besuchen, mag der Blumenduft auch als bloßes Genußmittel dienen, wie noch andere Insekten unzweifelhaft nur deshalb gewisse Blumen aufsuchen, um sich an deren Schönheit und Farbenpracht zu ergötzen. So schweben die zartgebauten zierlichen Schwebfliegen (Syrphiden, Bombyliden), welche nur schöngefärbte Blumen zu besuchen scheinen, oft minutenlang mit ausgebreiteten Flügeln, wie festgebannt vor einer solchen Blume, als ob sie in dem Anschauen ihrer Schönheit versunken wären, bevor sie sich auf dieselbe niederlassen. Noch andere Insekten mögen durch die Aehnlichkeit in Gestalt und Färbung gewisser Blumen mit ihrem eigenen Leibe (z. B. manche Orchideenblumen) oder mit den Nahrungsmitteln, auf welche sie angewiesen sind, veranlaßt werden, sich solche Blumen genauer zu besehen und in sie hineinzukriechen. So werden viele Aasfliegen durch die düsterrothe, violette, braune oder schwärzliche, rohem altem oder faulendem Fleisch ähnliche Färbung und die cadaveröse Ausdünstung der Blumen vieler Aroideen, gewisse Kothfliegen Südafrikas durch die an thierische Excremente erinnernde Farbe und den entsprechenden Geruch der Stapeliablumen veranlaßt, solche Blumen zu besuchen, ja in dieselben ihre Eier abzulegen, nicht ahnend, daß, während sie jenen Pflanzen den größten Liebesdienst erweisen, sie von diesen mit dem schmählichsten Undank belohnt werden, indem die aus ihren Eiern auslaufenden, auf Fleisch- oder Kothnahrung angewiesenen Larven in jenen Blumen elendiglich verschmachten müssen! Solche Blumen täuschen also die betreffenden Fliegen; diese lassen sich durch deren Farbe und Duft immer und immer wieder verlocken, sie zu besuchen, ja sogar denselben ihre Brut anzuvertrauen, welche dort umkommen muß: gewiß eine sonderbare Illustration der Ansicht, an der man jahrhundertelang festgehalten, daß ein jedes Thier, von seinem Instinct geleitet, nur dasjenige thun müsse, was für seine Ernährung und Fortpflanzung zweckdienlich sei.

Indem nun die blumenbesuchenden Insekten aus irgendeinem Grunde von einer Blume derselben Pflanze oder Pflanzenart zur andern fliegen, sich auf die Blumen setzen oder ihren Kopf oder Rüssel hineinstecken, über die Blumen weglaufen oder ganz in dieselben hineinkriechen, besorgen sie unbewußt die Uebertragung des Pollens der einen Blume auf die Narbe der andern, mit einem Worte die Kreuzung und ermöglichen somit den wichtigsten Act des Pflanzenlebens, nämlich die Befruchtung der Eichen, welche die Keimbildung zur Folge hat. Aus dieser Thatsache ergibt sich von selbst die Bedeutung des Blumennektar, der Blumendüfte, Blumenfärbungen und Blumengestalten. Hätte man vor hundert Jahren die Frage aufgeworfen: „Wozu ist der Blumennektar bestimmt?“ so würde man

unfehlbar die Antwort erhalten haben: „Nun dazu, damit die Bienen daraus den Honig machen können, dessen wir Menschen bedürfen!" So sehr war man damals von der Idee durchdrungen, daß die ganze Natur nur des Menschen und seiner Bedürfnisse halber von Gott erschaffen sei. Leider spielt diese beispiellos egoistische Anschauung, welche die Natur zum Fußschemel des Menschen erniedrigt, noch heutzutage in den der Naturforschung fern stehenden Kreisen eine große Rolle. Nein! Blumennektar, Blumendüfte, Blumenfarben und Blumenformen, mögen sie uns Menschen noch soviel Nutzen, Genuß und Freude gewähren, sind der Pflanzen selbst wegen da, nicht unsertwegen! Die Natur hat die Blumen im Laufe unmeßbarer Zeiträume den Insekten angepaßt, wie die Insekten den Blumen: beide sind aufeinander angewiesen, die Pflanzen wegen der Keimbildung, die Insekten wegen ihrer eigenen Ernährung oder anderer Lebensfunctionen.

Je nachdem die blumenbesuchenden Insekten Nektar saugen, Pollen fortführen oder andere Geschäfte in den Blumen verrichten wollen, sind dieselben verschiedentlich ausgerüstet. Doch kann hier auf die Anpassung der Insekten an die Blumen nicht näher eingegangen werden, weil es unmöglich ist, den meist sehr complicirten Mechanismus der Saug- und Freßwerkzeuge der Insekten, wie überhaupt die ganze Gestaltung des Insektenleibes ohne Abbildungen verständlich zu machen. Indem ich daher die sehr verschiedenartige Ausrüstung der Insekten zur Gewinnung von Blumennahrung beiseite lasse, wende ich mich zu den Einrichtungen, welche die Natur bei den Blumen selbst getroffen hat, damit die blumenbesuchenden Insekten die für die Befruchtung erforderliche Kreuzung ausführen müssen. Aber auch hierbei muß ich mich wegen Mangel an erläuternden Illustrationen auf wenige allgemein bekannte Blumen beschränken.

Bezüglich der Anpassung der Blumen für die Kreuzungsvermittelung durch Insekten hat Hermann Müller drei Kategorien unterschieden, nämlich die Anpassung der Blumen an Schmetterlinge, an Hautflügler und an Zweiflügler. Wir wollen diese drei Kategorien von Blumen einfach als Falterblumen, Bienen- und Wespenblumen und Fliegenblumen bezeichnen und noch eine vierte Kategorie beifügen, nämlich solche Blumen, welche nicht von bestimmten Insekten, sondern von Insekten verschiedener Familien und Ordnungen besucht werden. Die Zahl dieser Blumen ist wahrscheinlich die größte. Uebrigens werden auch viele Falter- und Bienenblumen nebenbei auch wol von andern Insekten besucht; doch lohnen sie keins derselben mit solchem Genuß wie jene Insekten, für welche sie vorzugsweise bestimmt sind. Unter den Falter-, Bienen- und Fliegenblumen gibt es nun wieder solche, welche von verschiedenen Insektenarten derselben Ordnung oder Familie besucht werden, und solche, die ausschließlich einer einzigen Insektenart angepaßt erscheinen. Letztere sind selbstverständlich die lehrreichsten und interessantesten.

Beginnen wir mit denjenigen Pflanzen, deren Blumen von Insekten der verschiedensten Familien und Ordnungen gekreuzt werden. Dahin gehören unter andern zwei der größten und natürlichsten Familien des Pflanzenreiches, die Compositen (Korbblütler) und Umbelliferen (Doldengewächse). Bei beiden sind kleine

Blüten zusammengedrängt in eine Gruppe, welche auf den Unkundigen, wahrscheinlich auch auf die Insekten den Eindruck einer einzigen Blume macht. Bei den Doldengewächsen sind die einzelnen Blüten flach und ganz offen, bei den Compositen meist röhrig, bei beiden Nektar absondernd. Dadurch, daß die Blüten einer Dolde oder eines Körbchens nicht auf einmal aufblühen, sondern nach und nach, außerdem aber zur Zeit des Aufplatzens der Staubbeutel die Narben der Stempel noch nicht empfängnißfähig sind, wird zunächst die Selbstbefruchtung vermieden, jedoch nicht ganz ausgeschlossen, sodaß sie bei ausbleibendem Insektenbesuch als Lückenbüßerin eintreten kann, sodann aber auch eine Kreuzung zwischen den jüngern pollenspendenden Blüten und den ältern mit empfängnißfähiger Narbe durch die über jene Blumengesellschaften hinweglaufenden oder auch in die einzelnen Blüten hineinkriechenden Insekten ermöglicht. Wie groß der Insektenbesuch jener Blumengesellschaften ist, wird aus ein paar Beispielen ersichtlich werden. So wird die bekannte Mai- oder Hundeblume (Taraxacum officinale) während ihres Blühens von 93 verschiedenen Insekten besucht, worunter 7 Schmetterlinge, 58 Hautflügler, 21 Zweiflügler und 7 Insekten anderer Ordnungen. Die Blütendolden der Bärenklau (Heracleum Sphondylium), einer verbreiteten Wiesendolde, werden sogar von 118 Insektenarten besucht, jedoch von keinem Schmetterling, wohl aber von 13 Hymenopteren, 49 Zweiflüglern und 56 Insekten anderer Ordnungen, diejenigen des Kümmels (Carum Carvi) von 61 Insekten, wovon 2 zu den Schmetterlingen, 8 zu den Hautflüglern, 19 zu den Zweiflüglern und 24 zu den übrigen Insektenordnungen gehören.

Falterblumen. Da die Schmetterlinge bekanntlich nur Blumennektar genießen, da sie ferner nachgewiesenermaßen einen sehr feinen Geruchssinn besitzen und Wohlgerüche lieben, wahrscheinlich auch an lebhaften und schönen Farben Gefallen finden, so müssen die Falterblumen nicht nur Nektar in reichlicher Menge absondern, sondern auch Wohlgerüche aushauchen und durch lebhafte Färbung in die Augen fallen. In der That vereinigen die Falterblumen meist alle diese Eigenschaften. Was zunächst die Färbung betrifft, so zeichnen sich die Tagfalterblumen, entsprechend dem prächtigen Farbenkleide jener Schmetterlinge, durch bunte Farbe und oft schön gezeichnete Blumenblätter aus, die Nachtfalterblume durch weiße oder blasse, also auch im Dunkel leuchtende und sich verrathende Färbung. Damit ferner nicht andere honigliebende Insekten den Nektar dieser Blumen holen können, ist derselbe in der Regel so tief, oder in Behältern mit so engem Eingange geborgen, daß eben nur der dünne biegsame Saugrüssel (die „Zunge") der Schmetterlinge zu ihm gelangen und ihn aufsaugen kann. Zugleich ist jede solche Blume derartig eingerichtet, daß dem Schmetterling während des Saugens der Pollen an irgendeine bestimmte Stelle des Leibes aufgeklebt wird und zwar so, daß, wenn derselbe Schmetterling eine zweite Blume derselben Art besucht, er zunächst den mitgebrachten Pollen auf deren Narbe übertragen muß, um zu dem Nektar gelangen zu können. Bekannte Tagfalterblumen sind die Nelken, bekannte Nacht- und Dämmerungsfalterblumen das Geißblatt (Lonicera Caprifolium), die Nachtviole (Hesperis tristis) und die Zaunwinde (Convolvulus sepium). Bei den

Nelken stehen die beiden am Ende umgebogenen und hier mit Narbenpapillen besetzten Griffel aus der Blume hervor, während die Staubbeutel in deren Schlunde eingeschlossen zu sein pflegen. Um mit seinem nur kurzen Rüssel den im Grunde der röhrig zusammenschließenden Blumenblätter ausgeschiedenen Nektar erreichen zu können, muß der Tagschmetterling den Vordertheil seines Körpers in den Schlund der Blume hineindrängen und sich so mit dem Pollen der dann aufspringenden Staubbeutel (wenn sie nicht schon vorher gestäubt hatten) beladen. Indem er die nächste Blume besucht, wird er den mitgebrachten Pollen an den Narbenpapillen der Griffel abstreifen, indem er seinen Kopf in den Schlund dieser Blume hineindrängt. Langröhrige, im Grunde ihrer Röhre oder in einer spornförmigen Verlängerung dieser oder irgendeines Blumenblattes den Nektar bergende Blumen können selbstverständlich nur von den langrüsseligen Dämmerungsfaltern oder Schwärmern ausgebeutet werden. So werden die langröhrigen, gelbröthlichen, in recht auffälligen Büscheln beisammenstehenden Blumen des obengenannten Geißblattes, welche ihr süßes Aroma nur am Abend und in so reichlicher Menge aushauchen, daß man diese Pflanze schon in ziemlicher Entfernung riecht, vorzugsweise von dem langrüsseligen Ligusterschwärmer (Sphinx Ligustri) ausgebeutet. Auch hier klebt sich der Pollen der behaarten Unterseite des Brustkastens auf, weshalb der Schmetterling beim Besuch einer zweiten Blume denselben auf die kopfige Narbe des aufwärts gebogenen Griffels, welcher die abwärts gerichteten Staubfäden an Länge übertrifft, absetzen muß. Je länger der Saugrüssel eines Schmetterlings ist, desto länger wird auch die Röhre der für ihn bestimmten Blume sein. Auf Madagascar wächst eine Orchidee (Angraecum sesquipedale), deren nektarbergender Sporn 30 Centimeter Länge besitzt und höchstens 4 Centimeter weit mit Nektar gefüllt ist. Noch kennt man den Schmetterling nicht, der diese Blume ausbeuten mag; dagegen hat man in Brasilien einen Schwärmer aufgefunden (Macrosilia Cluentius), dessen Saugrüssel 26—28 Centimeter in der Länge mißt.

Bienen- und Wespenblumen. Unter den Hymenopteren sind namentlich die bienen- und wespenartigen Insekten bei der Kreuzung der Blumen sehr thätig, jedoch in sehr verschiedener Weise, je nach der Ausbildung ihrer Mundwerkzeuge, beziehentlich eines zur Nektargewinnung geeigneten Rüssels. Je länger letzterer ist, desto mehr mußte auch in den betreffenden Blumen der Nektar geborgen werden, um dadurch das Insekt zu zwingen, diejenigen Bewegungen zu machen, bei welchen die Kreuzung vollzogen wird. Daher besitzen alle nur von den langrüsseligen Bienen und den diesen zunächststehenden eigentlichen Wespen, Grab- und Holzwespen besuchten Blumen einen Bau und Mechanismus, der ihren Nektar nur diesen Insekten zugänglich macht, keinen andern. Alle solche echten Bienen-, Wespen- und Hummelblumen haben entweder unregelmäßig, meist zweilippig gestaltete Blumen, bei denen die Ausbeutung des in ihrem Grunde ausgesonderten Nektar ein gewaltsames Auseinanderdrängen eng zusammenschließender Theile erfordert, oder sind bei regelmäßiger Bildung im Eingange zu dem nektarbergenden Organ durch die Staubgefäße oder andere Gebilde so verengt, daß die sie besuchenden Bienen oder Hautflügler ebenfalls gezwungen werden, sich den Zugang in die

Blume und zu deren nektarabsondernden Organen gewaltsam zu öffnen. Regelmäßig gestaltete Bienenblumen sind z. B. die röhren- oder glockenförmigen Blüten der Heidesträucher (Ericaceen), regelmäßige Wespen- und Hummelblumen die Blüten aller unserer Obstbäume, unregelmäßig geformte Bienen-, Wespen- und Hummelblumen diejenigen fast sämmtlicher Lippenblütler (Labiaten), aller nektarabsondernden Scrophulariaceen (z. B. des Fingerhut, Löwenmaul, Frauenflachs), sowie aller nektarerzeugenden Schmetterlingsblütler (Papilionaceen). Unter letztern gibt es ganz entschiedene Bienenblumen, d. h. solche, welche nur von den wirklichen Honigbienen ausgebeutet werden können, z. B. alle Kleearten mit langröhriger Blume (Trifolium pratense, medium, alpestre, repens u. a. m.). Die insgesammt starke gewürzhafte Düfte aushauchenden Lippenblütler dagegen werden nicht allein von Bienen, sondern auch und vielleicht noch mehr von andern Hymenopteren besucht, manche fast ausschließlich von Wespen, Grabwespen, Holzwespen und Hummeln. Eine unserer gemeinsten Hummelblumen ist z. B. die weiße Taubnessel (Lamium album), während die rothe (Lamium purpureum) vorzugsweise von Bienen besucht und deshalb auch „Bienensaug" genannt wird. Die Einrichtung der Bienen- und Wespenblume ist meist so complicirt, daß deren Schilderung ohne Abbildungen unverständlich bleiben muß. So besitzen bei den Salbeiarten (Salvia) die beiden Staubgefäße ein förmliches Hebelwerk, welches das die Blume besuchende Insekt, indem es seinen Kopf in den Schlund der Blume hineinzwängt, um mit seinem Saugrüssel den tief in deren Grunde geborgenen Nektar erreichen zu können, in Bewegung setzen muß. Dann drücken sich die beiden Staubbeutel dem behaarten Rücken der Wespe auf und entleeren hier ihren Pollen. Kriecht sodann dieselbe in eine zweite Blüte hinein, so muß sie den an ihrem Rücken haftenden Pollen, noch bevor sie deren Hebelwerk in Bewegung setzt, an die unter der Oberlippe der Blume hervorstehenden Narben abstreifen. Einen einfachern Bau zeigen die regelmäßig gestalteten Blumen unserer Kern- und Steinobstbäume. Hier klebt sich die jene Blumen ausbeutende Wespe oder Hummel den Pollen der aufplatzenden Staubbeutel, indem sie die Staubgefäße auseinanderbiegt, um den Kopf oder Saugrüssel in den unterhalb derselben befindlichen den oder die Griffel umgebenden Honigbecher zu stecken, an ihre untere, ebenfalls behaarte Leibesfläche auf. Besucht sie sodann eine eben aufgeblühte oder sich öffnende Blüte, deren Staubbeutel noch geschlossen, deren vorstehende Narben aber gerade um diese Zeit empfängnißfähig sind, so wird sie einen Theil des mitgebrachten Pollens auf diese absetzen müssen.

Fliegenblumen. Wenn auch die Dipteren sich bei der Kreuzungsvermittelung der Blumen in hervorragender Weise betheiligen, wie z. B. aus der oben gemachten Mittheilung über die Kreuzung der Dolden- und Compositenblüten hervorgeht, so sind doch verhältnißmäßig nur wenig entschiedene Fliegenblumen zur Ausbildung gelangt. Der kurze Rüssel der Zweiflügler befähigt diejenigen Fliegen, welche süße Säfte lieben, wenig zur Ausbeutung nektarabsondernder Blumen. Sie können nur solche verwerthen, wo der Nektar (wie z. B. in den Doldenblüten) offen zu Tage liegt, und müssen da das Mahl gewöhnlich mit vielen andern, besser aus-

gerüsteten Blumengästen theilen. Die honigsaugenden Zweiflügler sind daher ebenso wenig auf bestimmte Blumen angewiesen, als honigabsondernde Blumen bezüglich ihrer Kreuzung einzig und allein auf Dipteren. Eine viel hervorragendere Rolle spielen als Kreuzungsvermittler jene Zweiflügler, welche sich von Aas, thierischen Excrementen, fauligen und andern ekelhaften Stoffen ernähren oder deren Larven solche verzehren, in welchem Falle die betreffenden Fliegen ihre Eier darauf ablegen. Nun gibt es ziemlich viele Blumen, welche ekelhafte, an Fäulnißproducte erinnernde Düfte aushauchen und dadurch jene Dipteren anlocken. Solche „Ekelblumen" sind z. B. die nach altem Käse riechenden Blüten der Ebereesche (Sorbus Aucuparia) und der Weiß- oder Mehldornarten (Crataegus), die aasduftenden oder harnähnliche Gerüche aushauchenden Blumen vieler Aroideen u. a. m. In Südeuropa wächst an sonnigen Kalkfelsen eine halbstrauchige Rubiacee mit schön rosenrothen Röhrenblüten, welche dichte Dolden bilden, die Putoria calabrica. Diese schönblumige Pflanze haucht einen unerträglichen Geruch nach frischem Menschenkoth aus und habe ich in Südspanien, wo sie häufig ist, ihre Blüten stets mit kleinen Dipteren bedeckt gefunden, welche auch in dieselben hineinkriechen. Möglich, daß manche solcher Zweiflügler dergleichen Blumen nur besuchen, um bei ihrer verdorbenen Geschmacksrichtung sich an deren ekelhaftem Duft zu laben; die eigentlichen Fleisch-, Aas- und Kothfliegen werden aber durch solche Blumen sicher nur getäuscht, besonders dann, wenn die betreffenden Blumen durch ihre Färbung und Gestalt an altes faulendes Fleisch oder an thierische Excremente erinnern. Aber obwol sie aus ihnen unbefriedigt zurückkehren, lassen sie sich doch wegen ihrer geringen geistigen Befähigung immer wieder verleiten, dergleichen Blumen von neuem zu besuchen. Unter diesen Täuschblumen gibt es nun ziemlich viele, welche durch ihre ganze Gestaltung und innere Einrichtung befähigt sind, die sie besuchenden Dipteren so lange festzuhalten, bis diese ihnen den wünschenswerthen Liebesdienst geleistet haben. Solche eigentliche Fliegen- und Mückenblumen sind sämmtliche aas- und harnduftende Aroideen, manche Orchideen, und die schon erwähnten Kothgerüche aushauchenden Stapelien, sowie alle mit oft höchst sonderbar gestalteten und meist düster oder schmuzig gefärbten Blumen ausgerüsteten Arten der Gattung Aristolochia. Ich will versuchen, an zwei Beispielen der deutschen Flora die Einrichtung solcher Fliegenblumen anschaulich zu machen.

In schattigen Laubwäldern wächst auf humosem Boden eine im Frühling blühende Aroidee, der bekannte Aaronsstab (Arum maculatum). Die sogenannte Blume (es ist ein Blütenstand) dieser Pflanze erscheint als ein am Grunde zusammengerolltes, nach oben weit geöffnetes Blatt von grünlichweißer Farbe, aus dessen Oeffnung eine fleischige Keule von violettbräunlicher Farbe hervorragt. Unterhalb der Oeffnung ist der geschlossene Theil der Blume ringförmig eingeschnürt. An dieser Stelle befinden sich an jener im Grunde der Blume entspringenden Keule horizontal gestellte spitze Warzen, welche ein förmliches Gitterwerk bilden und den untern geschlossenen, blasig aufgetriebenen Theil der Blume von deren Mündung absperren. Unterhalb der Warzen sitzen an dem Kolben mehrere Kreise von Staubbeuteln dicht übereinander, darunter, im Grunde der Blume, Kreise von Fruchtknoten. Eine winzig kleine Mücke, durch die an faules

Fleisch erinnernde Farbe der gleich einer Lockstange hervorstehenden Keule und den harnartigen Geruch der Blume veranlaßt, kriecht durch das Gitter hindurch in die untere Höhlung, kann nun aber nicht wieder heraus, weil sie sich beim Emporfliegen an die Gitterstäbe stößt und von diesen abprallend wieder in den Hohlraum hinabfällt. So fangen sich meist mehrere solche Mückchen, die von der Blume nicht eher hinausgelassen werden, als bis sie sich mit dem Pollen der aufplatzenden Staubbeutel bedeckt haben. Dann nämlich senken sich die Gitterstäbe und geben die Bahn frei. Die geängstigten Thierchen beeilen sich hinauszuschlüpfen, ohne den Pollen auf die tiefer gelegenen Stempel zu übertragen. Uebrigens sind deren Narben dann auch schon verwelkt, also nicht mehr empfängnißfähig. Kriechen nun die pollenbeladenen Mücken in eine andere noch junge Arumblume hinein, deren Staubbeutel noch verschlossen sind, so werden sie, in dem Kessel herumlaufend, den mitgebrachten Pollen auf die vor dem Aufspringen der Staubbeutel empfängnißfähigen Narben absetzen, werden aber ebenfalls nicht eher wieder aus ihrem neuen Gefängniß befreit, als bis die Staubbeutel geplatzt und die Mücken mit deren Pollen bestreut worden sind. So ist durch diese sinnreiche Einrichtung der Arumblumen deren Kreuzung vollkommen sichergestellt.

Aehnlich, aber noch interessanter ist das Verhalten der Blumen der Osterluzei (Aristolochia Clematitis), einer hier und da in Weinbergen und auf bebuschten Hügeln, namentlich auf Kalkboden wachsenden Pflanze, welche in den Winkeln der gestielten nierenförmigen Stengelblätter lockere Büschel von schmuziggelben Blumen trägt. Diese Blumen sind sehr eigenthümlich gestaltet. Auf einem unterständigen Fruchtknoten steht eine röhrige Blume, deren unterster Theil (unmittelbar über dem Fruchtknoten) kugelig erweitert ist. Oberhalb derselben verengt sie sich in eine gebogene Röhre, welche sich am Ende trompetenartig erweitert. Der Saum der Mündung ist in einen Lappen verlängert, welcher bei der jungen, stets aufrechten Blüte emporgerichtet erscheint. Die Röhre ist inwendig mit abwärts gekehrten, steifen, doch biegsamen Fasern oder Borsten besetzt. Die kugelige oder kesselförmige Erweiterung umschließt ganz locker einen fleischigen, unmittelbar auf dem Fruchtknoten stehenden Körper, der eine sechsstrahlige Narbe trägt und an dessen Seite ringsherum sechs Staubbeutel angewachsen sind. Eine kleine Kothfliege kriecht, vermuthlich angelockt durch die schmuziggelbe Färbung der wurmartig gekrümmten Blume, in das weit offen stehende Thor einer jungen aufrechten Blume hinein und durch deren Röhrenhals bis in die untere kesselförmige Erweiterung hinab. Die abwärts gerichteten biegsamen Borsten gestatten ihr leicht den Durchgang. Will sie aber wieder hinaus, so versperren ihr dieselben, gleich den convergirenden Stäben einer Fischreuse den Weg. Sie wird nicht eher wieder hinausgelassen, als bis sie sich mit dem Pollen der aufplatzenden Staubbeutel bedeckt hat. Brachte sie solchen aus einer früher besuchten Blüte mit, so muß sie denselben in der jungen Blume, deren Staubbeutel noch geschlossen sind, deren Narbe aber empfängnißfähig ist, an den abwärts gekrümmten Narbenstrahlen abstreifen. Diese krümmen sich nun sofort aufwärts und entblößen dadurch die bis dahin von ihnen verdeckt gewesenen Staubbeutel. Letztere springen auf und bestäuben die Fliege mit neuem Pollen. Wegen der vorher erfolgten Emporkrüm-

mung der Narbenstrahlen kann die Fliege, welche stets an der Wand des Kessels hinankriecht, den aufgenommenen Pollen nicht auf die Narbe dieser Blume übertragen. Sie findet aber jetzt den Weg nach dem Blumenthor frei, denn im Moment des Aufspringens der Staubbeutel erschlaffen und verwelken die Borstenhaare im Blumenhalse. Die befruchtete Blume senkt sich nun abwärts und schließt ihre Mündung, indem sich der erwähnte Saumlappen über dieselbe herabschlägt, um dadurch später kommenden Fliegen, deren Besuch nicht mehr nöthig ist, den Zugang zum Innern zu versperren, während die mit ihrem Pollen beladene Fliege, durch die erlittene Gefangenschaft nicht klüger geworden, in eine andere junge Blume hineinkriecht, wo sich der geschilderte Vorgang von neuem wiederholt. Die Arum- und Aristolochiablumen sind also förmliche Fliegenfallen. Andere Täuschblumen, wie die Stapelien und manche Orchideen, klemmen die sie besuchenden Zweiflügler mittels besonderer Mechanismen so lange fest, bis dieselben den nöthigen Dienst erwiesen haben, doch lassen sich diese Einrichtungen ohne Illustrationen nicht verständlich schildern.

Möge es mir gelungen sein, den Lesern dieser Zeitschrift das Verständniß des Blumengeheimnisses erschlossen zu haben. Vielleicht werden sie dann auch den uns oft so lästig werdenden Insekten ihre Beachtung und ihr Wohlwollen zuwenden. Freuen wir uns des muntern Gesummes der Wespen und Hummeln, welche die blühenden Obstbäume umschwärmen, und gönnen wir diesen Insekten die Näschereien, welche sie im Spätsommer und Herbst an den Aprikosen, Pfirsichen, Pflaumen und Birnen begehen; denn ihnen, nur ihnen allein verdanken wir jene süßen, würzigen Früchte.

Napoleon II. und Napoleon IV.

Von

Arthur Kleinschmidt.

Die Geschichte kennt keine Wiederholungen, aber manchmal bewegt sie sich in Parallelen, die sich unverkennbar unserm Auge darbieten und unsere Aufmerksamkeit fesseln, die natürlich da und dort abweichende Krümmungen machen, in den großen Wendungen aber einen und denselben Verlauf zu nehmen scheinen. Solcher Parallelen finden sich genug bei den Herrscherhäusern, die über Wohl und Wehe der Völker seit unserer Zeitrechnung entschieden haben, und unter ihnen dürfte wol eine der denkwürdigsten und deutlichst kenntlichen durch die Schicksale zweier Thronfolger der Dynastie gebildet werden, welche wie keine zweite sich rühmen kann, unser Jahrhundert beherrscht zu haben. Napoleon II. und Napoleon IV., zwei Kaiser ohne Land! Wer möchte die Aehnlichkeit der Schicksale bezweifeln, und wer muß nicht staunen über die vielgewundenen und verschlungenen Wege, auf denen die beiden Jünglinge von der Wiege zu ihrem frühen Grabe wandelten? Noch arm an Wirklichkeit, aber reich an Tradition, an Erinnerung und an Hoffnungen brachen beide wie eben aufgeblühte Rosen vom Stengel; die Entblätterung durch das Schicksal wurde ihnen zwar erspart, aber in der Blüte war schon der tödliche Mehlthau über sie gekommen.

Napoleon I. brauchte einen Erben für seine Weltherrschaft. Er verstieß Josephine Beauharnais und verkittete die vierte Dynastie in Frankreich mit der vornehmsten des Erdballs, der kaiserlichen in Wien; die leichtlebige Tochter des egoistischen Kaisers Franz I. von Oesterreich, der den Sturz vom deutschen Kaiserthron rasch überwunden hatte, Erzherzogin Marie Luise, wurde auserwählt, um die Völker mit einem Sohn zu beschenken, und niemals schien das Glück Napoleon, dem mächtigen Neuling, so unterwürfig wie an jenem prachtvollen Morgen des 20. März 1811, da am wolkenlosen Himmel die Sonne strahlte, ganz Paris sich um die Tuilerien drängte und 101 Kanonenschüsse zählte, welche die Geburt eines Prinzen verkündeten. Der Stern des Kaisers zeigte sich im vollen Glanze, indem sein erstes Kind ein Sohn und somit der kaiserliche Thron für die Zukunft als gesichert zu betrachten war, und Napoleon mochte wol an die Beständigkeit seines Glückes denken. Die Geburt war eine äußerst schwere, das Leben von Mutter und Kind in größter Gefahr; der bestürzte Kaiser befahl, vor allem die

Mutter zu retten, und hielt das Kind, als es zur Welt gekommen, zuerst für todt. Als es aber die Augen aufschlug, war der sonst so wenig zur Rührung geneigte Mann tief ergriffen, herzte die Gattin und den Kleinen; in seinem Auge schimmerte es den ganzen Tag feucht; er blieb nachdenklich, als ahne er, sein Glück sei im Zenith und der Niedergang müsse beginnen. Nach allen Richtungen ließ er den Telegraphen spielen oder Kuriere eilen; an Josephine schrieb er: „Dieses Kind im Verein mit unserm Eugen wird mein Glück und das Frankreichs ausmachen", und zum ersten mal seit ihrer Trennung erschien die mitfühlende Frau in vollem Schmuck bei einem großartigen Ball. Die allbekannte Luftschifferin Blanchard stieg in ihrem Ballon auf und streute gedruckte Zettel mit der Geburtsanzeige über das Land aus. Auf den pariser Straßen hielten die Wagen an; die Insassen fragten und antworteten der Menge, Bekannte umarmten sich, Fremde selbst wechselten einen Händedruck, und boshafte Zungen, die von Unterschiebung des Knaben zischelten, wie dies ebenso 1856 geschehen sollte, mußten vor dem begeisterten Jubelgeschrei einer ganzen Nation verstummen. Die Geburt des Kindes, von dem unser Platen sang:

Aber ach! Kein Wiegengesang der Liebe,
Waffenlärm schlug hart an das Ohr des Säuglings;
Eine Welt, schon lagert sie sich um seine
Tragische Kindheit . . .

galt als eine Bürgschaft für Weltglück und Weltfrieden, als Ende alles Ungemachs, als Aussöhnung des Schlachtengottes mit dem Friedensgenius. Ueberschwenglich bis zur Servilität feierten die Dichter und Dichterlinge Frankreichs den „neuen Messias", der wie die nach ihm in den Tuilerien geborenen Kronprinzen verdammt ward, im Exil zu leben und zu sterben; dies Geschlecht schien so zur Knechtschaft erzogen, daß seine Kundgebungen unwillkürlich zu Schmeicheleien wurden; in acht Tagen liefen 2000 Gedichte auf die Geburt ein, und der glückliche Vater geizte nicht mit reichen Gnadengaben an die bedürftigen Söhne der Musen. Völlig vereinzelt klang durch den allgemeinen Freudentaumel, der in Frankreich wie in der Schweiz, Italien und dem Napoleonischen Deutschland des Rheinbundes erschallte, das schrille Prophetenwort eines dreisten Wieners: „In ein paar Jahren können wir diesen König von Rom hier in Wien als Bettelstudenten haben."

Am Abend des 20. März fand die Vortaufe in der Kapelle der Tuilerien statt; das Kind erhielt die Namen Napoleon Franz Joseph Karl und den hochtönenden, mehr als jeder andere an das Erbe der Weltherrschaft erinnernden Titel eines „Königs von Rom" und wurde schon in der Wiege, einem kostbaren Geschenk der Stadt Paris, mit „Sire" und „Majestät" angeredet. Zur Gouvernante des Kindes von Frankreich, welchen alten Ausdruck Napoleon auffrischte, wie er seine Dynastie als Fortsetzung der früher in Frankreich regierenden darzustellen liebte, wurde eine sehr fein gebildete und höchst ehrenwerthe Dame der vornehmen Aristokratie des ancien régime, die Gräfin Montesquiou-Fézensac, Gemahlin des Oberstkämmerers, ernannt. In die Wiege wurden dem kleinen Könige die Orden der Ehrenlegion und der Eisernen Krone gelegt; die Deputationen aller Behörden und Körperschaften erschienen vor ihr, um zu huldigen, und überboten sich gleich den

gekrönten Satrapen Napoleon's in servilen Phrasen, für welche die Gräfin den gnädigen Dank des Kindes aussprach. Dasselbe hatte die schönen Augen der Mutter, ähnelte in der Bildung von Mund und Kinn sehr dem Vater, entwickelte sich kräftig und wurde fast den ganzen Tag im Tuileriengarten umhergetragen. Napoleon wollte es gar nicht vom Arm lassen. Marie Luise war wol eine zärtliche Mutter, nahm jedoch das Kind aus Aengstlichkeit fast nie; es liebte darum die Gräfin weit mehr als die Mutter. Unter großem Pomp ging die eigentliche Taufe, bei welcher der Großherzog Ferdinand von Würzburg seinen kaiserlichen Bruder von Oesterreich vertrat, am 9. Juni in Notre-Dame vor sich, und am 27. Juni wurde durch den österreichischen Gesandten in Saint-Cloud das Großkreuz des Sanct-Stephans-Ordens an der Wiege des schlafenden Kindes befestigt. Die Aeltern waren lange in Sorge, ob es sprechen lernen werde; seit es aber im Juli 1813 einen Kameraden bekommen hatte, flog ihm diese Fertigkeit geradezu an. Körperlich nahm der kleine König auffallend rasch zu; Marie Luise schrieb ihrem Vater, er sei „das leibhafte Porträt" Napoleon's. Sprach er von sich, so sagte er stets „Le petit roi", und seine geliebte Gouvernante war für ihn „Maman Quiou". Der Kaiser trieb mit ihm Tollheiten und Späße ohne Zahl, um ihn zu amusiren. Rasch stand die kleine Majestät mit der großen auf dem besten Fuße, und Bittsteller wandten sich manchmal an ihn, überreichten ihm ihre Gesuche und speculirten meistens mit dem günstigsten Erfolg auf die Schwäche des Kaisers dem Sohne gegenüber. Der berühmte Gérard malte ihn, wie er in der Wiege mit Scepter und Krone spielte; Napoleon nahm das Bild mit nach Rußland, betrachtete es stets mit neuem Entzücken und sagte in Moskau einst zu den Offizieren: „Meine Herren, zählte mein Sohn auch erst 15 Jahre, so würde er doch nicht nur im Bilde inmitten so vieler Tapfern sein!" Was aus diesem Bilde geworden, ist unbekannt. Der Knabe war äußerst liebenswürdig, aber ebenso lebhaft wie ungeduldig, neigte zu Eigensinn und Jähzorn; die geistvolle Gräfin Montesquiou verstand es, ihn ohne einen Ruthenstreich, durch Erweckung seines Stolzes und Ehrgefühls zu leiten. Als man ihm einmal etwas verweigerte und er sich gereizt zu Boden warf, mit den Füßen stampfte und unbändig schrie, schloß sie mit sichtlicher Hast Fenster und Thüren und gab ihm auf seine verwunderte Frage zur Antwort: „Es geschieht aus Vorsicht, damit man Sie nicht höre. Oder glaubten Sie, die Franzosen ließen sich wohl einen Fürsten gefallen, von dem sie erführen, daß er so jähzornig sei?" Der Knabe war wie umgewandelt, schmiegte sich an die Gouvernante und fragte ängstlich: „Meinst du, man habe mich schon gehört? Wie würde mir das leidthun! Verzeihung, Maman Quiou, ich werde es nicht mehr thun!"

Hauptsächlich aus Anlaß der Verschwörung des halbverrückten Generals Malet, bei der Paris vergessen zu haben schien, daß Napoleon einen Erben seiner Weltmacht besaß, sann der Kaiser seit December 1812 auf die prunkvolle Krönung der Kaiserin und des Sohnes, später aber gab er den Gedanken auf. Als er 1814 ins Feld zog, vertraute er feierlich im Marschallsaal der Tuilerien Weib und Kind den Offizieren der pariser Nationalgarden an, und als er am 25. Jan. von beiden schied, ahnte er nicht, daß es der Abschied auf ewig war. Am 8. Febr.

gab er seinem Bruder, König Joseph, den er als Generallieutenant der zur Regentin ernannten Kaiserin an die Seite gestellt hatte, gemessene Befehle, im Falle der Noth die Kaiserin und den König von Rom aus Paris nach Rambouillet zu schaffen und um jeden Preis zu verhüten, daß sie in Feindeshand fielen, daß Oesterreich den Uneigennützigen spielen und sie nach Wien führen könne. Wenn der Kaiser falle, so dürften sich sein dann regierender Sohn und die Regentin nicht gefangen geben, sondern müßten sich mit ihren letzten Soldaten ins letzte Dorf zurückziehen; denn wenn sie in den Händen der Feinde oder in Wien wären, so würden alle, die sich vertheidigen wollten, Rebellen genannt werden. „Was mich anbelangt", fuhr Napoleon fort, „so wollte ich lieber, man erwürge meinen Sohn, als daß ich ihn jemals in Wien als österreichischen Prinzen erzogen sähe, und ich denke zu gut von der Kaiserin, als daß sie andern Sinnes sei. . . . Niemals konnte ich «Andromache» aufführen sehen, ohne das Schicksal des den Fall seines Hauses überlebenden Asthanax zu beklagen und ohne es als ein Glück für ihn zu betrachten, wenn er seinen Vater nicht überlebt hätte." Das grauenvolle Bild des kleinen Sohnes Hektor's stieg immer wieder vor seiner Seele auf; am 16. März schrieb er aus Rheims den Brüdern Joseph und Ludwig in Paris: „Verlassen Sie meinen Sohn nicht; bedenken Sie, daß ich ihn lieber in der Seine wüßte als in der Gewalt der Feinde Frankreichs. Das Schicksal des von den Griechen gefangenen Asthanax erschien mir immer als das traurigste der Geschichte." Täglich machten Marie Luise und ihr Sohn eine Ausfahrt in das Boulogner Wäldchen; die Bevölkerung befürchtete, sie würden bei einer solchen Gelegenheit die bedrohte Stadt verlassen. Paris war aber nicht mehr zu halten; König Joseph machte von seinen Vollmachten Gebrauch und ordnete die Abreise der Regentin und ihres Sohnes am 29. März an.

Der kleine König von Rom war gewohnt, bald nach diesem, bald nach jenem Schlosse eine Ausfahrt zu machen; aber jetzt, als er die Tuilerien verlassen sollte, schien die Besorgniß, er werde sie nicht wiedersehen, über ihn zu kommen; er weinte, schrie, warf sich zur Erde, erklärte, er gehe nicht nach Rambouillet, das sei ein elendes Schloß, und bestürmte seine Mutter zu bleiben. Vergebens suchte Frau von Montesquiou ihn mit Hoffnung auf neues Spielzeug zu beschwichtigen, er stieß sie unter Schlägen zurück und schrie: „Ich will mein Haus nicht verlassen, ich will nicht fort; da Papa nicht da ist, habe ich zu befehlen." Schließlich mußte ihn der dienstthuende Stallmeister de Canisy mit Gewalt wegtragen; überall, an Vorhängen, Thüren, am Treppengeländer klammerte er sich an und jammerte: „Ich will nicht fort, ich will in Paris bleiben." „Es war", sagt sein Biograph von Montbel, „als rege sich in dem dreijährigen Kinde instinctmäßig der Widerwille gegen eine Reise, welche seinen politischen Tod zur Folge haben sollte." Ueber Rambouillet erreichten die Herrschaften am 2. April Blois. Paris war gefallen und Talleyrand hoffte, Napoleon's Sohn werde Kaiser werden, unter dem er herrschen könne; aber er täuschte sich. Durch den bisher knechtischen Senat wurde der Kaiser am 2. April abgesetzt und entschloß sich, um seiner Dynastie den Thron zu erhalten, am 4. April in Fontainebleau zur Abdankung zu Gunsten seines Sohnes unter der Regentschaft der Kaiserin. Die Alliirten jedoch woll-

ten von einem Bonaparte'schen Kaiserthum nichts mehr wissen; sie restaurirten die Bourbons, und Napoleon mußte am 6. April bedingungslos abdanken. Er hatte vor wenigen Tagen seinen Brüdern nochmals den Sohn warm empfohlen, und Joseph wie Jérôme dachten daran, die Kaiserin und den König nach Auvergne oder Limousin zu bringen und als Geiseln gegenüber den Alliirten, besonders Franz I., aufzustellen; am 8. April suchten sie Marie Luise in Blois zur Abreise zu nöthigen, sie aber blieb. Schon am 4. hatte sie den Herzog von Cadore mit einem Briefe an ihren Vater abgesandt, worin sie ihr und ihres Sohnes Heil ihm überantwortete, und am 8. warf sie sich ganz in seine Arme; indem sie sich von Napoleon I. bereits gewissermaßen trennte, schrieb sie die unfürstlichen Worte: „Alles, was ich wünsche, ist irgendwo ruhig in Ihren Staaten leben und meinen Sohn erziehen zu können. Gott weiß, daß ich ihm rathen werde, nie Ehrgeiz zu hegen. . . . Alles, was ich wünsche, ist, daß Sie ihn sehen könnten; dieses unglückliche Kind, welches unschuldig an allen Fehlern seines Vaters ist, verdient nicht eine so traurige Lage mit ihm zu theilen." Geleitet vom Grafen P. A. Schuwalow, der die Regentschaft aufgelöst hatte, verließ Marie Luise am 9. April mit ihrem Sohne Blois und ging über Orléans nach Rambouillet. Immer wieder beschwor sie den Vater, ihren Sohn nicht zu vergessen, und forderte für sich ein ruhiges Leben. Als Franz mit seinem Metternich sie am 16. April in Rambouillet besuchte, drückte sie ihm den Sohn in die Arme; er küßte ihn herzlich und konnte sich an ihm nicht satt sehen, während er dem Kinde gar wenig gefiel, das in der Kinderstube äußerte: „Ich habe eben den Kaiser von Oesterreich gesehen, er ist nicht hübsch." Auch Alexander I. von Rußland und Friedrich Wilhelm III. von Preußen besuchten Kaiserin und König in Rambouillet und herzten den Kleinen. Marie Luise besprach mit ihrem Vater ihre Abreise nach Wien, und die treue Montesquiou erklärte, sie könne sich nicht von dem Knaben trennen, welchem Napoleon, ehe er nach Elba abreiste, in einem Briefe an seine Gemahlin einen letzten Kuß sandte.

Durch den Vertrag von Fontainebleau am 11. April erhielt Marie Luise die Herzogthümer Parma, Piacenza und Guastalla mit voller Souveränetät für sich und ihren Sohn, eventuell dessen directe Nachkommen. Er hieß nun „der Prinz von Parma", und ihm entging die Veränderung nicht, denn bald darauf äußerte er: „Ich sehe wohl, daß ich nicht mehr König bin, denn ich habe keine Pagen mehr." Später, als er acht bis zehn Jahre alt war, fragte er seinen Großvater: „Ich erinnere mich, daß ich in meiner frühesten Jugend Pagen hatte; man nannte mich König von Rom, warum denn, Großpapa?" Und Franz I. antwortete ihm: „Das ist ein Titel, mein Kind, den man verlieh, wie das bisweilen geschieht. Du wirst auch von meinen Titeln hören; du bist König von Rom wie ich König von Jerusalem bin; eins ist so wenig wahr wie das andere."

Anstatt ihrem Gemahl ins Exil zu folgen, ging die oberflächliche und zu Opfern unfähige Kaiserin, deren Liebe mit Napoleon's Glück erlosch, am 25. April mit dem Sohn von Rambouillet weg und passirte am 2. Mai den Rhein: Frankreich lag auf ewig hinter beiden, Oesterreich ward ihre Heimat. Am 21. Mai

bezogen sie das kaiserliche Schloß Schönbrunn bei Wien, und als man hier eines Tages dem Erbprinzen von Parma den Besuch des bekannten Feldmarschalls Fürsten Ligne ankündigte, fragte er die verdutzte Umgebung: „Ist es einer von den Marschällen, die meinen Vater verlassen haben?“ Glücklich und ruhig lebten Kind und Mutter unter der Aegide des Kaisers Franz, der seinen Enkel von ganzem Herzen liebte, ihn stets lustig fand und sich an seinen geistvollen Einfällen ergötzte. Aber die französischen Erinnerungen sollten schon in zartester Jugend möglichst verwischt werden, was uns auch die Bemerkung Talleyrand's, der auf dem Wiener Congreß weilte, an König Ludwig XVIII. vom 13. Oct. 1814 bezeugt: „Der Sohn Bonaparte's wird jetzt nicht mehr wie in der ersten Zeit nach seiner Ankunft in Wien behandelt. Man macht weniger Umstände und zeigt mehr Einfachheit. Man hat ihm den Großcordon der Ehrenlegion genommen und dafür den Sanct-Stephans-Orden gegeben.“

Napoleon verließ Elba; seine Adler flogen von Stadt zu Stadt, bis sie auf Notre-Dame ausruhten, und am vierten Geburtstage seines Sohnes zog er am 20. März 1815 in den Tuilerien ein. In Wien befürchtete man eine Entführung des Prinzen, und als Anatole von Montesquiou seine Mutter besuchen wollte, hielt man ihn zurück, weil man in ihm den bestellten Entführer vermuthete. Talleyrand schrieb hierüber am 17. März 1815 an Ludwig XVIII.: „Ich habe Ursache zu glauben, daß der Kaiser von Oesterreich in einigen Tagen den Sohn Bonaparte's zu sich nehmen und in seinem Palast wohnen lassen wird, damit man ihn nicht entführen könne; man ist so weit gegangen, zu vermuthen, die Reise Anatole's habe diese Entführung zum Zweck. Die Aeußerungen seiner Mutter, die von den ihr beigegebenen österreichischen Aufpassern aufgefangen wurden, berechtigten zu diesem Glauben.“ Talleyrand veranlaßte Anatole zur sofortigen Heimkehr und meldete am 20. März dem Könige, Kaiser Franz habe der Montesquiou befohlen, ihm den Prinzen zu übergeben; ihre Aeußerungen bei der gegenwärtigen Lage hätten den von Oesterreich und den andern Mächten gefaßten Entschlüssen so sehr widersprochen, daß Franz ihr das Kind nicht länger lassen werde; morgen müsse sie nach Frankreich heimkehren, und der Prinz werde im Palast in Wien wohnen; so könne er „nicht entführt werden, wie man nach mehrern Umständen vermuthen durfte“. Von Marie Luise meinte Talleyrand, und er durchschaute sie, sie wolle um keinen Preis nach Frankreich zurück; ihre Wünsche gingen nicht höher, als ihren Sohn in Oesterreich ausgestattet zu sehen.

Sobald Napoleon wieder in Paris war, rief er Gemahlin und Sohn an seine Seite; aber der wiener Hof ließ beide nicht zu ihm, und Marie Luise entbehrte des festen Willens, ihrer Pflicht zu folgen. Napoleon beabsichtigte, den Sohn auf dem Maifelde krönen zu lassen; so aber mußte sein schöner Traum zerrinnen. Während der Hundert Tage intriguirte der Herzog von Otranto unaufhörlich gegen ihn; er wollte statt seiner zwar nicht die Bourbons, aber Marie Luise mit dem Sohn Napoleon's auf dem Thron sehen, um sie gängeln zu können. Bei Waterloo zerbrach das Scepter des Kaisers; im Ministerrath rieth ihm Regnauld de Saint-Jean d'Angély dringend, nur zu Gunsten seines Sohnes abzudanken; in demselben Sinne bestürmten ihn seine Brüder Lucian und Joseph, und obwol

er die Restauration der Bourbons als gewiß betrachtete, dankte er am 22. Juni zu Gunsten des Prinzen als Kaisers Napoleon II. ab. Eine provisorische Regierung unter dem Herzog von Otranto sollte tagen, bis Napoleon II. von Wien komme. Lucian sprach in der Pairskammer für die sofortige Proclamation seines Neffen zum Kaiser der Franzosen, schwur ihm zuerst den Eid der Treue, um einen Bürgerkrieg zu vermeiden und, natürlich, um in dem Regentschaftsrath eine Rolle zu spielen; doch wurde sein Antrag abgelehnt; am 3. Juli capitulirte Paris, und am 8. zog Ludwig XVIII. zum zweiten mal als König ein. Das Kaiserthum des Knaben war zu Ende, ehe es begonnen hatte. Napoleon I. landete am 17. Oct. auf dem öden Felsen von Sanct-Helena, wohin ihn britischer Wortbruch gebannt hatte, um ihn unter Afrikas Glutsonne verschmachten zu lassen; in seinem Wohnzimmer zu Briars, dann zu Longwood hing das Bild seines Astyanax; seine letzten Gedanken waren zwischen ihm und Frankreich getheilt.

Des Knaben reger Geist bedurfte einer methodischen und geregelten männlichen Erziehung; mit schwerem Herzen sah er die edle Gräfin Montesquiou nach Frankreich heimkehren, wohin er ihr gern gefolgt sein würde. Der Kaiser von Oesterreich, der ihn wieder in Schönbrunn mit seiner Mutter ansiedelte, übertrug das Amt seines Oberhofmeisters dem hochsinnigen und reichgebildeten Grafen Moritz Dietrichstein, dem letzten seines edeln Hauses, am 30. Juni 1815. Dieser stand der Erziehung ebenso gewissenhaft wie verständig und mit feinem Takte vor, erwarb sich die Verehrung und Liebe seines Prinzen und wurde von ihm aufrichtig vermißt, als er 1831 zurücktrat. Von seinen Lehrern waren Matthäus von Collin, der beliebte Dichter, und Hauptmann Foresti am wichtigsten für seinen Studiengang; Collin, sein eigentlicher Erzieher von 1815 bis zu seinem Tode im November 1824, unterrichtete ihn in den alten Sprachen und leitete seine classischen Studien, die ihn aber weniger als die Kriegswissenschaft anzogen; 1824 trat an Collin's Stelle Regierungsrath Obenaus, der 1868 Napoleon III. 120 Gegenstände aus des Prinzen Nachlaß schenkte. Der Vertrag vom 10. Juni 1817, welcher dem Herzoge Karl von Lucca für sich und seinen Mannsstamm die Erbfolge in den Herzogthümern Parma, Piacenza und Guastalla zusprach, beraubte den Sohn Napoleon's des erbprinzlichen Titels derselben und der einstigen Succession, und er stand ohne alle Titel und Erbschaft abermals vor der Thronbesteigung entthront da. Kaiser Franz wollte ihn zum Herzog von Mödling ernennen, stand aber hiervon ab, erhob am 2. März 1818 die pfalzbairischen, dann toscanesischen Herrschaften in Böhmen zum Herzogthum Reichstadt, verlieh dem Prinzen ein Wappen und ernannte ihn am 22. Juli 1818 zum Herzog von Reichstadt mit dem Range unmittelbar nach den Erzherzogen; aus der Kaiserlichen Hoheit wurde eine einfache Durchlaucht. Die Einkünfte der Güter waren zu $^1/_2$ Mill. Frs. angeschlagen worden, sollten aber von seiner Mutter bis zu ihrem Tode bezogen und dagegen von ihr für seinen Unterhalt gesorgt werden. Der Name Napoleon wurde als am Hofe widrig berührend dem Knaben genommen; er hieß nur noch Franz Joseph Karl; es war ein neuer Raub am Andenken seines gewaltigen Vaters. Seine Mutter ging als Herzogin nach Parma und er blieb in Schön-

brunn unter den Augen des Großvaters, der das reizende Kind immer lieber gewann und es zu seinem unzertrennlichen Gefährten erkor. In den Gemächern desselben hatte der Herzog seine Spielsachen; die ganze Familie liebte ihn; er selbst verkehrte am liebsten mit dem Erzherzog Franz Karl, dem nachmaligen Vater Franz Joseph's I. Wegen seiner Schönheit und seines Schicksals wurde er vielfach von bedeutenden Künstlern gemalt; für sein bestes Bild gilt das 1831 von Daffinger gemalte im Mantel. Früh gab er Beweise rascher Fassungskraft und Einsicht, wahrer Ueberlegungsgabe und logischen Denkens; früh auch zeigte er Festigkeit, Muth und Stolz. „Ich sehe ihn vor mir", sagt der feine Beobachter Baron Prokesch-Osten, „in seiner jugendlichen Gestalt, schlank und groß, in Haltung und Bewegungen voll Würde, voll Unbefangenheit und Maß, gelenkig und gewandt durch die ritterlichen Uebungen aller Art, in denen er Meister war, und doch voll der Ruhe, die aus dem Ernst seines Gemüthes hervorging. Ich sehe dies schöne Antlitz von blonden Locken umspielt; dies blaue Auge voll Wehmuth und Glut; diese Nase voll Feinheit; diesen Mund, vom Lächeln nur sanft bewegt; diese Wangen voll jugendlicher Fülle; dies Antlitz überhaupt, worin die Züge des Vaters und der Mutter sich vermählten. . . . Ich höre diese Stimme, die oft in so strengen Worten sich kundgab, und oft mit so weicher Beugung dem Erguss der Seele zum Ausdruck und Leiter ward."

Schon in zarter Jugend besaß der Herzog eine merkwürdige Gewalt über sich, eine große Festigkeit, sobald er einen Entschluß gefaßt hatte, eine auffallende Zurückhaltung, die ihm höchst ungerecht als Falschheit gedeutet worden ist. Ein Ergebniß seiner eigenartigen Lebenslage wurde hingegen das Mistrauen, und er glaubte gern, man wolle ihn täuschen, was ihn immer vorsichtiger und melancholischer machte. Mit ziemlicher Klarheit erinnerte er sich seiner französischen Zeit, so kurz sie auch gewesen; auf Befehl Franz' I. wurde ihm die Geschichte seines Vaters, natürlich in usum Delphini bearbeitet, mitgetheilt, und er hing an ihm mit anbetender Bewunderung; sein Leben wurde sein Studium, um ihn drehte sich seine Gedankenwelt; stundenlang konnte er die Züge des von Gérard gemalten Bildes studiren, welches über seinem Bett hing. Am 5. Mai 1821 verschied sein Vater, und Foresti theilte ihm dies Ereigniß am 22. Juli mit; er brach in heftiges Weinen aus und war mehrere Tage sehr traurig; lange trug er Trauerkleider um Napoleon, während seine Mutter noch in dem Todesjahre einen österreichischen Feldmarschalllieutenant, den Grafen Neipperg, in dessen Armen sie längst den Welteroberer vergessen hatte, sich zur Linken antrauen ließ, was dem feinfühlenden Sohn gewiß von Jahr zu Jahr peinlicher werden mußte; nach Neipperg's Tode (1829) blieb ihm auch ein abermaliger Stiefvater nicht erspart: Marie Luise erkor den österreichischen Geheimrath Grafen Bombelles, der sie überlebte.

Eifrig studirte der Herzog die deutsche Literatur; besonders fesselten ihn Goethe und Schiller, aus deren Trauerspielen er viele Stellen auswendig lernte; in seinen spätern Jahren fand er den meisten Geschmack an Byron. Prokesch-Osten erklärt hingegen, Poesie und die schönen Künste hätten ihn nicht angezogen; er sei, den Spielen der Phantasie abhold, der Mann der Wirklichkeit gewesen, und habe in

einem Wallenstein nur den soldatischen Geist geliebt. Fleißig las er geschichtliche Werke, vor allem die von Michael Ignaz Schmidt und Johannes von Müller; das Studium der italienischen Sprache interessirte ihn und er übersetzte viel aus dem Deutschen und Französischen ins Italienische. Seit 1824 erhielt er auch Unterricht in den philosophischen, politischen und juristischen Wissenschaften, aber über alles ging ihm die Beschäftigung mit dem Kriegswesen und der Kriegswissenschaft. Der soldatische Geist war in ihm ausgeprägt wie in wenig Menschen. Mit strategischem Blick früh ausgerüstet, studirte er mit wahrem Heißhunger die Werke bedeutender Militärschriftsteller alter und neuer Zeit, Leben und Thaten der größten Feldherren, und schien im beständigen Umgange mit Cäsar, dessen Commentarien sein Lieblingsbuch waren, mit Hannibal, den er vorzüglich wegen seiner Kühnheit bewunderte, mit Xenophon, Tilly, Wallenstein, Turenne, Montecuculi, Eugen von Savoyen, Friedrich dem Großen und Napoleon, auf den er immer wieder hinlenkte, zu reifen und zu wachsen. Kam das Gespräch auf sie, so wurde er hinreißend beredt, Gedankenblitze zuckten hin und her, sein Auge flammte; es waren die glücklichsten Stunden seines Lebens; er fühlte im Degen seinen Titel und sein Scepter. Als ihm einer der ältesten Waffengenossen seines Vaters, der von tausend Zungen des Verraths geziehene Herzog von Ragusa, Marschall Marmont, in Wien vorgestellt wurde, fragte er ihn mit größter Neugier über die Feldzüge Napoleon's aus; monatelang ließ er sich dann von ihm erzählen, um alles genau zu erfahren; er hoffte auf eine Zeit, wo Oesterreich und Frankreich als Alliirte nebeneinander in den Krieg ziehen und er sich unter Marmont die Sporen verdienen würde, wies aber als etwas Undenkbares den Gedanken von sich, je gegen Frankreich zu kämpfen, was ihm obendrein Napoleon verboten habe. Er sandte Marmont sein Bild zum Geschenk und bewahrte ihm das gütigste Gedächtniß, während ihm dieser weise, politische Rathschläge zumal gegenüber französischen Intriguanten ertheilte, die sich seiner bemächtigen und ihn zu ihrem Schild entwürdigen wollten. Die Verehrung für seinen Vater gab ihm, als ihn ein nach Paris gehender Offizier um etwaige Aufträge fragte, das schöne Wort ein: „Wenn Sie die Säule der Place Vendôme sehen, statten Sie ihr meinen Respect ab. Sonst kenne ich niemand in Paris." Napoleon hatte dem Sohn im Testament seine Orden, Waffen, Sporen, seine Bücher, sein Feldbett, Silber u. s. w. vermacht und den Auftrag gegeben, ihm diese Reliquien bei Erreichung des 15. Jahres einzuhändigen; er hatte dabei bemerkt: „Ich wünsche, daß dieses kleine Legat ihm theuer sei, da es ihn an seinen Vater erinnert, von dem die Welt ihm sprechen wird"; sein Kammerdiener Graf Marchand bat Metternich um die Erlaubniß, das Legat nach Wien bringen zu dürfen; doch verschob man hier stets die Zusage, und der Herzog von Reichstadt starb, ohne sein Vermächtniß erhalten zu haben; dasselbe fiel dann, wie die Waffen und Bücher, der einzige Besitz des Herzogs, an Marie Luise. Wenn auch der Herzog in Napoleon den Giganten des Ruhmes und militärischer Vollendung sah, dem nachzueifern ihn sein grenzenloser Ehrgeiz immerzu anspornte, wenn er auch immer wieder mit Stolz betonte, welche Pflichten ihm seine Sohnschaft auferlegte, so war er nicht blind für die Klippen, die der Vater selbst in seine Bahn geschleudert hatte, und

gewillt, sie im Leben zu vermeiden. Der Tod aber nahm ihn mitleidig bei der Hand und führte ihn zum Vater hinüber. Dabei liebte und verehrte der Knabe und Jüngling seinen Großvater und dessen Familie aufrichtig, sprach offen und frei mit ihnen, hatte keinerlei Geheimniß, wie denn überhaupt selten ein Mensch so durchaus wahrheitsliebend war wie der Sohn des großen Lügners. Mit feinem Takt hielt er darum alle Personen, deren Absichten ihn zu compromittiren drohten oder ihm verdächtig waren, von sich fern; er wollte nie zum „Spielball der Parteien, zum Werkzeug der Ränkeschmiede werden"; „nie wird", so rief er in schöner Entrüstung aus, „der Sohn Napoleon's zur Rolle eines Abenteurers herabsinken". Darum wollte er auch das Gedicht „Napoléon en Égypte", von Barthélemy (1829), nicht annehmen; dies bot nun den erwünschten Anlaß, von der großen Beschränkung seiner Freiheit zu declamiren, und in Frankreich fand das Gerücht viel Glauben; Barthélemy rächte sich unwürdig an „dem blassen Jüngling" durch sein Schmähgedicht „Le fils de l'homme", beschuldigte den wiener Hof, er mache durch die Erziehung den Herzog absichtlich stumpf und unfähig und lege den Keim des Todes früh in seine Brust. Sein Hang zur Melancholie und zur Verachtung des Urtheils der Mitwelt wuchs, wenn er in Zeitungen und Flugschriften las, wie man ihn in Wien verstümmele und zum Thiere erniedrige. Sein größtes Unglück war seine falsche Stellung in der Gesellschaft, der beständige Zwiespalt in seinen Empfindungen, Wünschen und Hoffnungen; ein bedeutungsloses Leben erschien ihm als eine Hölle, denn er war weit mehr der Sohn seines Vaters als seiner Mutter. Gewöhnlich scheu, zurückhaltend und wenig mittheilsam, fand er doch einige Auserwählte, denen er sich mit einer Innigkeit ohne Rückhalt, mit rührender Hingebung anschloß; unter ihnen nahm der Ritter (spätere Graf) Anton von Prokesch-Osten die hervorragendste Stelle ein; er wurde seit 1830 der Vertraute seiner innersten Gedanken, besprach mit ihm alles und jedes und übte den vortheilhaftesten Einfluß auf seinen sich entwickelnden Charakter aus.

Seit 1818 mit dem Kleide des gemeinen Soldaten angethan, wurde der Herzog nach tüchtigen Fortschritten im Exerciren und in militärischer Uebung Unteroffizier, 1823 Fähnrich, 1828 Hauptmann im Jägerregiment Kaiser und commandirte 1829 eine Division Grenadiere im Orte Mauer bei Wien; hier soll sich zwischen ihm und einem Mädchen, das keine Ahnung von der Familie des zur Nachtzeit im Garten mit ihr zusammenkommenden Offiziers hatte, eine Liebelei entsponnen haben. Im Juli 1830 wurde der Herzog Major im Infanterieregiment Salins, im November Oberstlieutenant im Infanterieregiment Nassau, kam in letzterer Eigenschaft am 15. Juni 1831 zum ungarischen Infanterieregiment Gyulay (nachmals Prinz Wasa) in Wien und wurde im Frühling 1832 zweiter Oberst in demselben. Der Ernst und die Pflichttreue, mit der er seinen Dienst that, bürgten für seine Fähigkeit, einst ein Heer zu leiten, und während er seine militärischen Studien fleißig fortsetzte, arbeitete er sich in den activen Dienst mit dem höchsten Interesse an jeder Einzelheit ein. Seine bisherigen Erzieher traten zurück, und am 14. Juni 1831 sollte der Dienst des Generals Grafen Hartmann, des Rittmeisters Freiherrn von Moll und des Hauptmanns Standeisky bei ihm beginnen, als seine Gesundheit sich bedenklich verschlimmerte.

Als in Frankreich sich die Revolution ankündigte, blickten viele nach Wien aus und planten, ob sich nicht ein politischer Versuch mit dem Sohne Napoleon's machen ließe. Geheime Emissare gingen mit Eröffnungen an ihn ab, aber Kaiser Franz war nicht gewillt, seinen Enkel zu Experimenten hinzugeben, und der Herzog, der nie daran zweifelte, daß er einst nach Frankreich zurückkehren würde, und sich unermüdlich auf diesen Moment vorbereitete, glaubte seine Stunde noch nicht gekommen; er wies die Agenten zurück. Von seinem Studirzimmer aus zählte er die Generale seines Vaters, auf dessen Familie er wenig rechnete; hingegen setzte er keine Zuversicht auf die bonapartistische Partei und auf die lärmenden Haufen von Paris, die seinen Namen zum Feldgeschrei machen möchten; er baute auf die seiner Ansicht nach unbestreitbare Nothwendigkeit, ihn im Interesse Europas auf den Wunsch Frankreichs auf dem Thron des Vaters zu restauriren. Ebenso scheiterten alle Versuche, in Wien dahin zu wirken, daß man den Herzog in Frankreich oder Italien auftreten lasse; Metternich war nicht zu einem waghalsigen Versuche geneigt, der erproben sollte, welchen Zauber der Name Napoleon noch ausübe. Der Herzog zeigte für die ältere Linie der Bourbons eine gewisse Neigung, denn ihr Recht an den Thron war für ihn unbestreitbar; als man in Wien im Juli 1830 von der pariser Revolution hörte und ihren Verlauf noch nicht kannte, wünschte er, mit österreichischen Truppen Karl X. helfen zu dürfen, so wundersam dies für den Sohn Napoleon's erscheint. Eine aufzehrende Unruhe bemächtigte sich infolge der Julirevolution seines jungen Gemüthes; in seine Seele fiel ein Brand, der alle verhaltene Sehnsucht entzündete und den in ihm bereits liegenden Todeskeim reifen ließ. Graf Belliard, der nach Wien kam, um die Anerkennung Ludwig Philipp's als König zu erwirken, wurde nicht zu ihm gelassen; denn seiner Ansicht nach war er weit eher zum Throne berechtigt als der Herzog von Orléans. Als 1830 der Marschall Marquis de Maison als Botschafter in Wien erschien und man von dem Herzog verlangte, er solle zu ihm gehen, erklärte er seinem Großvater stolz und entschieden: er habe alle Botschafter der Könige von Frankreich besucht, da er völlig bereit sei, den legitimen Souveräns seine Huldigung darzubringen; was aber den Vertreter Ludwig Philipp's betreffe, so gehe er gewiß nicht zu ihm, da sein Absender weniger Rechte auf die französische Krone als er besitze und er nicht einsehe, warum er einem Usurpator seine Ehrerbietung bezeigen solle. Des Herzogs Cousine, die bis zur Unweiblichkeit entschlossene Gräfin Napoleone Camerata, Elisa Bacciocchi's Tochter, bestürmte ihn mit Mahnbriefen, sich auf den Thron Frankreichs zu schwingen. Es bestand eine bonapartistische Conspiration, die den Herzog im Triumphe nach Paris führen wollte, sobald Metternich ihn von Wien entkommen ließe; durch den Sohn des verstorbenen Herzogs von Otranto, Grafen Athanase, gab Joseph Bonaparte Metternich hierüber Aufschlüsse. Aus seinem Exil in Point Breeze in der Union schrieb er am 7. Sept. an Lafayette, um ihn für Napoleon II. zu begeistern, empfahl ihn und die Kammer von 1815; im gleichen Sinne wandte er sich an den Marschall Jourdan, an Röderer, Bernard, Marschall Arrighi, Miot, Bignon, Baron Menneval, die Generale Merlin, Lamarque, Matthieu Dumas und Belliard; am 10. Sept. sprach er Marie Luise seine Hoffnung aus, ihr Vater werde seinen Enkel unterstützen und ihm werde

es gestattet sein, ihn selbst den Franzosen zu zeigen. Am 18. Sept. bestürmte er Metternich und Kaiser Franz in beredten Worten und rief in einem langen Protest der französischen Deputirtenkammer ihre Verpflichtung ins Gedächtniß, Napoleon II. zu berufen; aber der Protest wurde nicht verlesen. An Metternich schrieb er, er halte es für seine Pflicht, alles zu thun, was seinem Neffen nützen könne; er glaube, Napoleon II. allein könne Frankreich Glück und Europa Ruhe bringen, und erbiete sich zu seinem Führer; unter den nationalen Farben nach Frankreich kommend, geführt von einem als Patrioten erprobten Manne, könne Napoleon II. allein die Usurpation Orléans' verhüten und die glühenden Republikaner Frankreichs, Italiens, Spaniens und Deutschlands im Zaume halten; als Kaiser aber werde er aus Dankbarkeit, aus Herzensneigung und aus politischem Interesse Oesterreich, als seiner einzigen continentalen Allianz in Familie und Politik, anhangen. Dem Kaiser Franz rief er zu: „Sire, vertrauen Sie mir den Sohn meines Bruders an, der auf seinem Todtenbette erklärte, er solle bei der Rückkehr nach Frankreich meinem Rathe folgen, und ich bürge für den Erfolg des Unternehmens; allein, aber mit einer tricoloren Schärpe, wird Napoleon II. proclamirt werden." Alle Bemühungen Joseph's blieben resultatlos; die französische Kammer votirte 1831 ein neues Verbannungsdecret gegen die Familie Bonaparte, und als Joseph am 15. Febr. 1832 seinem Neffen anbot, ihn mit der tricoloren Schärpe den Franzosen zu zeigen, war jener bereits unheilbar krank; als Joseph in Liverpool sich ausschiffte, um sich Pässe nach Wien zu verschaffen, lag der Herzog auf der Bahre. Bei Beginn des Jahres 1831 beabsichtigte Lucian Bonaparte, Fürst von Canino, nach Wien zu kommen, um die Erhebung seines Neffen auf den französischen Thron zu unterstützen; aber Metternich ließ ihm die Reisepässe verweigern.

Die Nachrichten, es seien in Parma Unruhen ausgebrochen, die Herzogin Marie Luise sei nach Piacenza übergesiedelt und eine revolutionäre Regierung errichtet worden, kamen im Februar und März 1831 nach Wien, und der Herzog von Reichstadt eilte, wegen seiner Mutter besorgt, zu Kaiser Franz, um ihn zu bitten, daß er ihn zu ihrer Hülfe abgehen lasse. Sehr ungern vernahm er eine abschlägige Antwort, und der Mutter schrieb er: „Es ist das erste mal, daß mir der Gehorsam gegen des Kaisers Befehle schwer wird." Rasch stellten kaiserliche Truppen die Ruhe wieder her, aber der Herzog fühlte sich maßlos unglücklich, den Degen nicht ziehen zu dürfen.

Der Marschall Marmont, welcher ihn zuerst im Januar 1831 auf einem Balle des britischen Gesandten sah, beschreibt ihn also: „Ich fand bei ihm den Blick seines Vaters, und hierin glich er ihm vor allem. Seine Augen, weniger groß als die Napoleon's und mehr in ihren Höhlen liegend, hatten denselben Ausdruck, dasselbe Feuer, dieselbe Energie. Auch die Stirn erinnerte an die seines Vaters. Ferner lag Aehnlichkeit im untern Theile des Gesichts und im Kinn. Sein Teint endlich war der Napoleon's in seiner Jugend, die gleiche Bläße und Hautfarbe; aber das ganze Gesicht erinnerte sonst an seine Mutter und das Haus Oesterreich. Er war etwa fünf Zoll größer als Napoleon.... Obgleich der Schein dem widersprach, empfing er von der Natur einen schwachen Körper. Ein unge-

wöhnliches Wachsthum, welches mit einer Art Englischer Krankheit zusammenhing, hat ihn früh entnervt. Mehrere der wichtigsten Organe entwickelten sich nicht genügend, während andere alle Lebenskräfte bei ihm zu absorbiren schienen. Sein Magen war sehr klein und sein Hirn enorm.... Sein Gesicht hatte etwas Sanftes, Ernstes, Melancholisches, bisweilen einen durchdringenden und harten Blick, der an den des Vaters erinnerte, wenn er gereizt war."

Er aß sehr wenig und ohne allen Appetit, litt viel an Husten und Verschleimung und war durch das rasche Wachsthum sehr geschwächt. Sein Leibarzt, Malfatti, that alles, seine Gesundheit zu heben; aber er wurde stets magerer und sein Teint wässerig blaß, er neigte sehr zu Heiserkeit und ermattete leicht nach Anstrengungen. Um aber ja nicht in den praktischen Militärübungen unterbrochen zu werden und aus krankhafter Angst, bei einem Soldaten würde Klagen für Feigheit gelten, unterdrückte er mit eiserner Willenskraft Schwäche und Leiden und verbarg, solange es irgend möglich war, alle Symptome eines Brustleidens. Seine Schwäche schrieb er allein dem Mangel an der Gewohnheit zu, sich körperlich anzustrengen, und ritt, um sich abzuhärten, nach den Anstrengungen des Exercirplatzes noch mehrere Stunden, oder er muthete sich auf Jagden und in Gesellschaften das Unmögliche zu; er schlief nur vier Stunden und oft auch diese nicht; mit Recht kann Montbel sagen: es war eine Art Verbrennungsproceß. So arbeitete sein eiserner Wille dem sich entwickelnden Uebel geradezu in die Hand. Hierzu kam noch, daß böse Zungen, wie die des bei Franz I. mächtigen Generaladjutanten Freiherrn von Kutschera, ihm nachsagten, er sei weibisch und energielos, und ihn dadurch zu immer tollern Bravourstücken brachten, die ihn tödten mußten. Der Kaiser sah sich gezwungen, ihn wegen seines Leidens am 26. Sept. 1831 unmittelbar vor einem Manöver nach Schönbrunn zu entlassen; er gerieth in höchsten Zorn über den Arzt, der den Kaiser dazu bestimmt hatte. Nach kurzer Erholung veranstaltete er ein tolles Jagen und bekam einen Rückfall; als auch dieser überwunden schien, that er wieder Dienst, verlor aber bei einer militärischen Leichenfeier am 16. Jan. 1832 beim Commandiren in eisiger Kälte die Stimme. Nach dieser letzten militärischen Function nahm seine Krankheit rasch zu, die Aerzte gaben alle Hoffnung auf, zumal seine Schwäche keine italienische Reise gestattete und er sich trotz aller Vorstellungen möglichst wenig schonte; „es ist", sagte Malfatti, „als läge in dem unglücklichen jungen Manne ein Trieb, sich selbst ums Leben zu bringen". Seine Mutter eilte aus Parma herbei und wich seit 14. Juni nicht mehr von seiner Seite; das letzte Abendmahl, welches er nach dem Brauche des habsburgischen Hauses vor dem ganzen Hofe empfangen mußte, nahm aus Zartgefühl mit ihm Erzherzogin Sophie, Franz Karl's Gemahlin: er bleich, entstellt, sterbend; sie in der Fülle der Schönheit, im Vorgefühl neuen Mutterglücks. Ganz Wien nahm Antheil an seinen Leiden, denn er war wegen seiner Freundlichkeit und Güte allgemein beliebt. Es war ein ewig langes Sterben; denn schon im April 1832 sagte Franz I. zu Metternich, der Prinz spucke Lunge aus und könne nicht lange mehr leben. War er in seinen gesunden Tagen oft ungeduldig, so gab es keinen liebenswerthern und sanftern Kranken; fromm bereitete er sich auf den Tod vor und sagte: „Meine Wiege und mein Sarg werden nahe beieinander stehen."

Bald mußte man es unterlassen, ihn auf einen Balkon oder in den Garten zu tragen, seine Brust konnte die erquickende Luft nicht mehr athmen. Am 12. Juli schrieb ihm sein Vetter Ludwig Napoleon, der spätere Kaiser, aus Arenenberg voll inniger Theilnahme und sprach ihm das Bedauern aus, daß er nicht zu ihm eilen und seine Leiden mildern dürfe, und Metternich witterte mit scharfem Sinne in jenem den Erben der Bonapartischen Idee, der nach dem Tode des Herzogs „sich berufen glaube, an die Spitze der französischen Republik zu treten". Kurz vor seinem Ableben besuchte Fürst Metternich den ihn hoch schätzenden Kranken und schrieb darüber an Franz I.: „Es war ein herzzerreißender Anblick; ich erinnere mich nicht, jemals ein ärgeres Bild der Zerstörung gesehen zu haben." Am 21. Juli wurden seine Leiden so heftig, daß er zum ersten mal dem Arzt gestand, er leide; überdrüßig des Lebens rief er: „Wann wird denn endlich mein qualvolles Dasein enden?" Mit gebrochener Stimme nahm er von der verzweifelnden Mutter Abschied, seine letzten Worte galten ihr, und um $4\frac{1}{2}$ Uhr am Morgen des 22. Juli 1832 hatte die Lungenschwindsucht ihr Werk beendet. Er starb an demselben Tage, an dem er 1821 den Tod seines Vaters erfahren hatte, in demselben Bett, in dem dieser 1809 als Besieger Oesterreichs von der Weltherrschaft geträumt. Ein stiller Tod hatte das erschütternde Drama seines einundzwanzigjährigen Lebens beendet. Franz I. war tief ergriffen, als er in Linz durch Baron Moll das Ableben des Herzogs erfuhr, und schrieb an Metternich: „Ich betrachte den Tod des Herzogs als ein Glück für ihn. Ich weiß nicht, ob das Ereigniß für die öffentliche Sache glücklich oder unglücklich ist; was mich angeht, werde ich stets den Tod meines Enkels bedauern." Metternich beauftragte Montbel, einen ehemaligen Minister Karl's X., mit der Biographie des Herzogs, die unter seiner Leitung veröffentlicht wurde. In der Nacht des 24. auf 25. Juli schlief der Sohn Napoleon's, vor dem die Habsburger im Staube gelegen und dem sie eine Tochter gegeben, um der Vernichtung zu entgehen, zum ersten mal friedlich neben allen Habsburgern, welche die Kapuziner-Kaisergruft umschließt; sein Herz ist in der Augustinerkirche. Um dieselbe Stunde, da sein Todeskampf in Schönbrunn begann, spendete in Rom die blinde Ahnfrau der vierten Dynastie, Madame-Mère Lätitia, Prokesch-Osten für ihren Enkel ihren Muttersegen, die Niobe, die ihre meisten Kinder von den Pfeilen des Geschicks dahinraffen sah. Mit Napoleon's II. Tod schien der Bonapartismus ausgelöscht, aber Metternich's Ahnung log nicht; Napoleon III. lebte.

Am 16. März 1856 erhob sich im Gesetzgebenden Körper der Präsident, der Halbbruder des Kaisers Napoleon III., Morny, mit dem Evangelium für das zweite Kaiserreich, es sei an diesem Morgen ein kaiserlicher Prinz in den Tuilerien geboren worden. Auch diesmal war die Entbindung sehr schwer gewesen; auch diesmal zischelte man von Unterschiebung des seit Jahren ersehnten Erben, und der eigene Vetter des Kaisers, Prinz Jérôme Napoleon, hat lebenslang dieses Gerücht unterstützt, weil die Geburt eines „Kindes von Frankreich und kaiserlichen Prinzen", wie Napoleon III. sein einziges Kind von der schönen Eugenie von Montijo nannte, ihm die Aussicht auf den Thron raubte. Wiederum herrschte

grenzenloser officieller und wirklicher Jubel in ganz Frankreich; wiederum kamen Gratulanten und Petenten von nah und fern; der Kaiser dankte ihnen durch die Austheilung von 898000 Frs., und der kleine Prinz hatte plötzlich 28 Orden. Unter seinen Pathen waren Papst Pius IX., der lebenslang das größte Interesse an dem Sohne der bigotten Kaiserin nahm, und die Königin Josephine von Schweden. Er empfing die Namen Napoleon Eugen Ludwig Johann Joseph, wurde aber bekannt als Ludwig Napoleon und der Volkswitz nannte ihn „Lulu". Als er zur Welt kam, tagte in Paris der Congreß, welcher den Krimkrieg beenden und der Welt den Frieden geben sollte; sein Vater war der Schiedsrichter Europas, stand im Zenith seiner Weltautorität und hatte nur des Erben bedurft, um seine Dynastie für ewig zu befestigen, wie er glauben durfte; er konnte mit ziemlicher Sicherheit die Erwartung aussprechen, dies Kind werde glücklicher sein als seine Vorgänger in der Tuilerienwiege. Ein Fest folgte dem andern; um dem Heere zu schmeicheln, wurde das zum Erben des Napoleonischen Kriegsruhms ausersehene Kindlein in die Listen des ersten Grenadierregiments der Kaisergarde eingetragen und Großkreuz der Ehrenlegion. Zur Gouvernante der Kinder von Frankreich wurde die Admiralin Bruat ausersehen. Am 14. Juni fand in Notre-Dame die pompöse Taufe statt. Der Papst sandte der glücklichen Mutter eine geweihte goldene Rose; als Beweis der Volksliebe kamen auf dem Wege der Subscription 60000 Frs. für Mutter und Kind zusammen; der Vater fügte eine Rente von 30000 hinzu, und so entstand das Waisenhaus des kaiserlichen Sohnes von Frankreich. Im Gegensatz zu der klugen Gräfin Montesquiou verwöhnte und verhätschelte die Gouvernante das sich normal entwickelnde Kind, sah ihm jede Laune nach und schadete dadurch seiner zarten Gesundheit; durch Weinen setzte das von aller Welt umbuhlte kleine Wesen alles durch. Bis 1866 ließ seine Schwächlichkeit die Aeltern, die den Prinzen in Saint-Cloud oder Paris unter sorglichster Aufsicht hielten, stets für sein Leben bangen. Mit sechs Jahren wurde er zum Corporal in der Garde befördert. Im Jahre 1867 endete die weibliche Erziehung, und General Frossard wurde im März Gouverneur. Mit großer Strenge mußte er die Unarten des Knaben unterdrücken und that seine Pflicht im vollsten Maße; selbst von den Aeltern ließ er sich nicht in seine Erziehung hineinreden. Körperlich gedieh der kaiserliche Prinz zusehends; die Leibesübungen, die er vornahm, kräftigten ihn tüchtig; er erwarb sich große Gewandtheit im Reiten und Fechten und begleitete manchmal den Vater bei den Jagden. Als beständiger Gefährte und Studiengenosse wurde ihm der gleichalterige Sohn eines erprobten väterlichen Freundes, des Leibarztes Dr. Conneau, beigegeben, und als er älter wurde, machte er mit diesem Intimus größere Ausflüge in die Provinz; mit der Mutter und ihm ging er 1869 nach Corsica, der Wiege seiner Dynastie. In wissenschaftlichen Dingen wurde der Prinz nicht über das Niveau des Wissenswertheften hinaus angestrengt; er zeigte besondere Vorliebe für Mathematik und Geographie, machte in Sprachen und Geschichte gute Fortschritte, kämpfte beharrlich mit Briefstil und Orthographie und hegte wie der Herzog von Reichstadt, dem er an Geist bedeutend nachstand, für Literatur und Musik sehr geringes Interesse.

So kam das Jahr 1870 heran. Die Dynastie war bedroht; nur ein aus-

wärtiger Krieg schien ihr den Kaiserthron erhalten zu können, und in demselben mußte um jeden Preis aus dem vierzehnjährigen Knaben ein Held gemacht werden. Den Kinderschuhen kaum entwachsen, begleitete der kaiserliche Prinz Napoleon III. zum Heere, zum Unterlieutenant bei der Garde befördert. Pomphaft stellte ihn der Vater dem staunenden Frankreich mit den Worten vor: „Ich führe meinen Sohn trotz seiner Jugend mit mir. Er kennt genau die Pflichten, die ihm sein Name auferlegt, und nimmt mit Stolz an den Gefahren derer theil, die für das Vaterland kämpfen."

Die Schlacht von Saarbrücken wurde von dem das 2. Armeecorps commandirenden General Frossard am 2. Aug. recht eigentlich inscenirt, um seinem Zöglinge zur Verherrlichung zu dienen; sein Vater richtete an die als Regentin in Paris waltende Mutter das selbst in Frankreich mit Spott aufgenommene Telegramm: „Louis empfing die Feuertaufe. Er war von bewundernswerther Kaltblütigkeit und gar nicht außer Fassung zu bringen. Wir standen in erster Reihe, die Flinten- und Kanonenkugeln fielen zu unsern Füßen nieder. Louis hat eine Kugel behalten, welche ganz nahe bei ihm einschlug. Manche Soldaten weinten, da sie ihn so ruhig sahen." Ein auf Befehl des Ministers des Innern in allen Gemeinden angeheftetes Siegesbulletin pries die Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit in der Gefahr, welche der kaiserliche Prinz gezeigt habe und die seines Namens würdig sei. Mit dem Vater ging er nach Metz, am 14. Aug. nach Verdun, wurde aber, als Schlag auf Schlag das französische Heer traf, nach Paris zurückgeschickt; seine Heldenrolle war zu Ende und blieb ohne seine Schuld zeitlebens mit dem Fluch der Lächerlichkeit belastet. Mit einem gewissen Duperré näherte er sich der belgischen Grenze, als die entscheidende Niederlage von Sedan erfolgt war, und am Nachmittag des 4. Sept., welcher ihm die Thronfolge auf dem Kaiserthrone raubte, telegraphirte sein Lehrer Filon nach Maubeuge: „Filons sur Belgique. Filon." Alles war verloren, sein Vater kam als Gefangener nach Wilhelmshöhe; seine Mutter flüchtete aus Frankreich; der Prinz schiffte sich am 6. Sept. in Ostende ein, landete am 7. in Hastings, traf hier mit der Mutter, die „ihren kleinen Krieg" schwer büßen mußte, zusammen, und beide bezogen den Landsitz Camden-Place bei Chiselhurst. Hierhin kam im März 1871 auch der Exkaiser, um nach qualvoller Krankheit am 9. Jan. 1873 zu sterben. Seine Rolle war mit der seines Sohnes ausgespielt, als er seinen Degen dem König Wilhelm von Preußen überliefert hatte. Freilich gab es noch eine starke Partei in Frankreich, die für die Bonaparte sich erwärmte; aber die Republikaner behielten das Heft in der Hand. So sehr auch sein Vetter Jérôme Napoleon, der persönliche Feind Eugeniens, dagegen wirkte, so erkannte doch der Bonapartismus in dem Sohne Napoleon's III. das Haupt des Napoleonischen Hauses und der Partei.

Am 18. Nov. 1872 trat der kaiserliche Prinz, wie man ihn zu nennen fortfuhr, als Artilleriecadet in die königliche Militärakademie in Woolwich; mit dem größten Fleiße lag er den Studien ob und machte bedeutende Fortschritte; sein ehrenwerther Charakter gewann ihm zahlreiche Freunde, seine Lehrer achteten und liebten ihn. Wie jeder andere unterwarf er sich allen Prüfungen, und im Februar

1875 verließ er als der Siebente unter Vierunddreißig mit dem Genieoffizier-Patent die Akademie. Die königliche Familie erwies ihm sympathische Theilnahme, Victoria wurde eine echte Freundin für seine Mutter und ihn; vielfach glaubte man bei Hofe, ihre jüngste Tochter Beatrice (geboren 1857) werde des Prinzen Gemahlin werden; späterhin dachte er an eine Vermählung mit der Schwester der Prinzessin von Wales, Thyra von Dänemark (geboren 1853), reiste nach Kopenhagen, wurde aber abgewiesen. Neben seiner Mutter, die weder Gelder noch Mittel sparte, um ihn auf dem Throne des Vaters zu restauriren, war dessen ehemaliger Minister Eugène Rouher sein treuester und gewiegtester Rathgeber; mit ihnen hielt er wacker allen Intriguen Jérôme Napoleon's Stand. Am Napoleonstage, 15. Aug., machten die Bonapartisten 1873 eine große Demonstration in Chiselhurst für den Prinzen, und er verkündete in warmen Worten seine Anhänglichkeit an die Tricolore und den Grundsatz der Volkssouveränetät. Weit wichtiger war die Kundgebung vom 16. März 1874, an welchem Tage mit großer Feierlichkeit die Mündigkeitserklärung des Erben der Napoleonischen Idee vor etwa 6000 Franzosen vollzogen wurde; alle Bemühungen der republikanischen Regierung hatten die Wallfahrt der Imperialisten aus Frankreich nach Chiselhurst nicht hindern können. In dichten Scharen umstanden den Prätendenten, der sich seitdem gern Napoleon IV. nennen ließ und den Titel Majestät nicht verschmähte, die Paladine seines Vaters, die diesem weit größere Treue bewahrten als einst die berühmtern Napoleon's I. ihrem Gebieter. Auf eine Ansprache des Herzogs von Padua antwortete Napoleon IV., er erwarte alles vom Appell an das Volk, seine Devise sei: „Alles für das Volk, Alles durch das Volk!" Er fügte hinzu, falls sich das Volk für eine andere Regierungsform entscheide, so werde er sich achtungsvoll diesem Willen beugen; gehe aber der Name Napoleon zum achten mal aus den Wahlurnen hervor, so sei er bereit, die Verantwortlichkeit zu übernehmen, die ihm das Votum der Nation auferlegen würde, obgleich dieser Gedanke bei ihm keinen Hochmuth, sondern eher Mistrauen in seine Kraft erwecke.

Er war darin seinem Vater sehr unähnlich, daß er wie der Herzog von Reichstadt nichts mehr verabscheute, als durch einen Staatsstreich sein Recht auf den Thron geltend zu machen; er wartete ruhig ab, wie die Dinge sich entwickeln würden und welchen Nutzen die Wühlerei seiner Anhänger erzielte; obgleich durchaus muthig, besaß er doch nicht den Hang zum Abenteuerlichen und zu intriguirendem Ehrgeize. Seine Partei jedoch hielt das Prätendententhum im Fracke für völlig nutzlos; ihrer Ansicht nach mußte der Sohn des Capitulanten von Sedan Kriegsruhm ernten, um eine „Möglichkeit" bei den Franzosen zu werden; jede Narbe, die er davontrug, mußte ihn denselben um so theuerer machen. Aber der Ausgang des Krieges von 1870—71 machte es keinem Staate wünschenswerth, den Prätendenten in seinem Heere in Europa kämpfen zu lassen, und als auch sein Plan, mit den Oesterreichern in Bosnien einzurücken, gescheitert war, bestimmte ihn die Partei, so sehr auch die zärtliche Mutter ihn abzuhalten suchte, dahin, sich als Freiwilliger zu den britischen Truppen in Afrika zu begeben, um mit ihnen die schwere Niederlage von Isandula an den Zulukaffern zu rächen. War einst die britische Gastfreundschaft Napoleon I. verderblich, so sollte sie für Napoleon IV. tödlich werden. Der Herzog

von Cambridge, Oberbefehlshaber des britischen Heeres, versah ihn mit warmen Empfehlungsschreiben an den in Südafrika commandirenden Generallieutenant Lord Chelmsford, dessen Stabe er als Freiwilliger ohne Rang im Heere zugetheilt wurde. Nach einem Scheidegruß an Rouher und die Partei, die er wie Frankreich Gottes Schutze empfahl, schiffte sich der Prinz am 27. Febr. 1879 ein und erschien in Chelmford's Hauptquartier in d'Urban am 9. April. „Er ist ein reizender junger Mann, voll von Geist und Energie.... Meine einzige Besorgniß ist, er könne zu rasch und keck sein", meinte Cambridge. Einige Zeit hielt ihn Fieber vom Kriegsschauplatz zurück; erst in der zweiten Hälfte des Mai trat er den Zulu gegenüber und zeigte bei jeder Begegnung Muth und Entschlossenheit. Am 1. Juni unternahm er mit dem Lieutenant J. B. Carey vom 98. Regiment und einigen Soldaten einen Recognoscirungsritt in der Nähe von Itelezi, als aus dem dichten Maisfelde um den Kraal Edutu, wo sie von den Pferden gestiegen waren, ein Trupp Zulu über sie herfiel. Während Carey und die meisten Begleiter sich flüchteten, machte der Prinz, die Hoffnung der bonapartistischen Partei, von fast allen im Stiche gelassen, vergebliche Anstrengungen, in den Sattel zu kommen; er fiel zu Boden und lief dann eine Strecke hinter seinem durchgehenden Pferde her, bis ihn an einem Rain 17 Assagaien durchbohrten. Die Zulu plünderten ihn aus und ließen ihn nackt liegen; nur einige Bildchen, die er an einer Schnur um den Hals trug, wagten sie aus Aberglauben nicht anzurühren.

Im Lager erregte der Tod des dreiundzwanzigjährigen Prinzen große Bestürzung. Seine Leiche wurde nach England gebracht, wo die Mutter, fast wahnsinnig vor Schmerz und ihrer letzten Lebenshoffnung beraubt, sie am 12. Juli 1879 neben der Gruft Napoleon's III. in der kleinen Sanct-Marienkirche von Chiselhurst bettete. Die ganze gebildete Welt fühlte mit der unglückseligen Mutter; der Bonapartismus, der den Prinzen nach Afrika in ruhmlosen Kampf getrieben, hatte eine schwere Niederlage erlitten; Napoleon IV. ist schwerer zu ersetzen als Napoleon II. Dieser Gedanke, wer wird mein Erbe sein? mag das Ende des „kaiserlichen Kindes von Frankreich", als es unter den Wurfspeeren sein junges Blut verspritzte, noch erschwert haben, wenn auch sein Soldatentod ihn vor dem qualvollen Verschmachten seines Vetters, des Herzogs von Reichstadt, bewahrte. Er wie dieser waren Schmerzenskinder, im Purpur zum Leiden geboren; beiden ward der große Name, den sie trugen, nie zum Segen, sondern zum Unheil; das Kaiserdiadem ihrer Väter ward ihre Dornenkrone. Ihre Wiege und ihr Sarg berührten sich trotz der Entfernung, welche Wien, Paris und den Kraal von Edutu trennt.

Reiseskizzen aus dem westlichen Himalaya- und dem Karakorumgebirge.

Von

Karl Eugen von Ujfalvy.

II.

1) Baidschnat, Kangra und Dharmsala.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Sultanpur, der romantisch gelegenen Hauptstadt des Kululandes, ging es weiter über den Babupaß 10000 Fuß an die Nordgrenze des kleinen souveränen Fürstenthums Mundi. Im Kululande, mit Ausnahme von Sultanpur, sowie in Mundi und Tschamba gibt es keine Bungalows mehr, sondern nur was die Engländer „Resthouses" nennen, d. h. in letztern wird man ohne Verpflegung untergebracht. Noch einige Stationen, und wir steigen fast wieder in die indische Ebene hinab, wir gelangen in das durch seine Theepflanzungen berühmte Kangrathal. In der Station Baidschnat bleiben wir einen Tag, um einen der ältesten indischen Tempel zu besuchen. Trotzdem wir im Schatten von Dattelpalmen, riesigen Cactusstauden und baumdicken Bambussträuchern wandeln, ist die Hitze eine erstickende. Es ist Ende Juni, die Regenzeit hat noch nicht begonnen, aber ein oft umwölkter Himmel und eine beständige Schwüle kündet ihr baldiges Herannahen an. Der Tempel von Baidschnat ist ebenso bemerkenswerth durch sein Alter als durch seinen Bau. Wie fast alle indischen Tempel besteht er aus einer Anzahl von kleinern Kapellen, unter denen eine etwas größere, im Mittelpunkt gelegene der Hauptbau zu sein scheint. Das Dach, aus massivem Stein, spitzt sich pagodenmäßig zu, in einen abgerundeten Kegel auslaufend; die Wände sind überall mit erhabenen Sculpturen bedeckt, unter welchen einige wirklich von bemerkenswerther Feinheit und Grazie sind. Viele dieser Reliefsculpturen scheinen älter zu sein als der Tempel selbst, der nach dem, was Kenner behaupten, wenigstens ins 14. Jahrhundert hinaufreicht. Uebrigens findet man in dem ausgezeichneten architektonischen Werke Fergusson's über die Denkmäler Indiens reichliche Aufschlüsse über diesen schönen Tempel.

Tags darauf gelangten wir nach Palampur, einer größern englischen Station, welche inmitten eines Nadelholzwaldes anmuthig gelegen ist. Palampur hat seine Bedeutung besonders den umliegenden Theeplantagen zu danken, die in

den letzten Jahren einen erfreulichen Aufschwung genommen. Der Kangra-Valley-Thee bildet schon einen bedeutenden Handelsartikel für Indien und dürfte auch bald für den Export von großer Bedeutung werden, denn er verträgt entschieden die Seereise weit besser als der chinesische Thee. Sein Geschmack ist ein sehr angenehmer, und wenn er auch mit den höhern chinesischen Karavanentheesorten nicht rivalisiren kann, so ist er doch gewiß dazu bestimmt, sich einen höchst ehrenwerthen Platz im Theehandel zu erwerben. Man hält ihn für besser als den indischen Thee aus Dardschiling.

In Palampur hörten wir, die Cholera räume in der Umgegend in solchem Maße auf, daß sich die Behörden gezwungen sahen, einen Sanitätscordon zu etabliren, der den Verkehr zwischen der Ebene und dem Sanitarium Dharmsala gänzlich zu unterbrechen bestimmt war. Glücklicherweise machte man für uns eine Ausnahme und erlaubte uns den Cordon zu passiren, nur durften wir uns nicht unterwegs aufhalten. Wir beschlossen daher, drei Stationen, d. h. über 60 englische Meilen, in 24 Stunden zurückzulegen, was besonders der stark angeschwollenen Bergströme halber keine leichte Aufgabe war. Die Gegend, wo die Cholera am stärksten herrschte, passirten wir gegen Abend und waren überrascht vom Anblick der unzähligen Leuchtkäfer, welche die Luft erfüllten. Die furchtbare Schwüle, das donnerartige Getöse der Bergströme und die fast a giorno durch Johanniswürmer erleuchtete Gegend brachten auf mich einen Eindruck hervor, den ich nicht sobald vergessen werde. Gegen Morgen kamen wir alle, durch den angestrengten Ritt ziemlich ermüdet, in Dharmsala an, wo wir einige Tage unter dem Dache des Districtschefs Obersten Jenkins einer höchst liebenswürdigen Gastfreundschaft genossen. Dharmsala, inmitten von Schneebergen gelegen, kann sich, was den Reiz der Lage anbetrifft, mit Simla sicherlich messen. Ein reicher Parsi hält dort einen Kaufladen, der den Reisenden alles bietet, was er nur wünschen kann, natürlich gegen ganz anständige Preise. Da wir in Sultanpur einen mohammedanischen Koch genommen hatten, war es uns ganz lieb, unsere Speisevorräthe mit einigen Conserven zu bereichern.

Da die Wege von Dharmsala nach Tschamba der eingetretenen Regenzeit halber fast unbenutzbar waren, so mußten wir uns entschließen, abermals in die Ebene hinabzusteigen, um über Kangra und Nurpur in das kleine Bergfürstenthum Tschamba zu gelangen. Dieser Umweg war uns, abgesehen von der großen Hitze, recht willkommen, denn Purdon-Clarke und ich hofften im alten Kangra reichliche Ausbeute an antiken Vasen oder sonstigen Gegenständen aus getriebenem Kupfer zu finden.

Bei strömendem Regen brachen wir von Dharmsala auf und langten nach einem vierstündigen raschen Ritt in Kangra an. Die Stadt selbst, sehr romantisch gelegen, mit ihren goldenen Kuppeln und ihrem großen Bazar bietet dem Europäer einen höchst anziehenden Anblick, der noch durch die malerische Tracht der Eingeborenen erhöht wird. Da ein Theil der Stadt amphitheatralisch gebaut ist, so gibt es stiegenartige Gassen, welche unsere Pferde mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit emporkletterten. Der große und geräumige Dak Bungalow ist, wie immer außerhalb der Stadt, auch höchst romantisch gelegen; man genießt von

demselben einer sehr schönen Aussicht. Unserer zahlreichen Einkäufe wegen blieben wir in Kangra fast über zwei Tage. Ich fand dort sehr hübsche Kannen aus getriebenem Kupfer, große reichverzierte Schüsseln, sehr zierliche Lotas, Lampen u. s. w. Schon in Sultanpur war es mir gelungen, mir eine alte große indische Kupferkanne zu verschaffen (welche die indischen Priester einen Ganga-Sagher nennen) von besonders edler Form und schöner Arbeit.

Von unserer reichen Ausbeute in Kangra höchst befriedigt, ließen wir uns durch einige Tage die tropische Hitze der Ebene gern gefallen und gelangten nach Nurpur, wo es mir ebenfalls vergönnt war, einige recht hübsche Acquisitionen für mein Museum zu machen. Sultanpur, Kangra und Nurpur liegen auf den Straßen des über Leh (oder Ladak, Hauptstadt von Klein-Tibet) kommenden Handels von Jarkand (einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendsten Stadt Ost- oder Chinesisch-Turkestans). Die Teppiche aus Jarkand zeichnen sich durch große Solidität aus und sind ihrer grellen Farben wegen bei den Einheimischen sehr beliebt. Außerdem liefert Jarkand chinesische Seidenstoffe, Porzellan, allerhand Gegenstände aus getriebenem und ciselirtem Kupfer und eine große Anzahl von Sachen aus geschnitztem Nephrit. Das ist der milchweiße, graue, grüne, sehr selten rosafarbige Stein von besonderer Härte, welchen die Chinesen Ju nennen, französisch Jade, auch englisch Jade. Der Handel zwischen Ostturkestan und dem Norden Indiens ist ein viel bedeutenderer, als man es der schwierigen Route halber im allgemeinen zu glauben geneigt wäre. Von Sultanpur bis Leh muß man im ganzen vier Pässe übersteigen von 13000, 16060, 16630 und 18042 Fuß Seehöhe, im ganzen 24 Marschtage, ohne auf der größten Strecke des Wegs Unterkunft oder Nahrungsmittel oder Lastträger zu finden. Ja sogar die Nahrung für die Saumthiere muß man mitnehmen. Mit Pferden kann man auf dieser Strecke überhaupt nicht reisen. Wenn man bei einer so schwierigen Handelsstraße in Erwägung zieht, daß ein mittelgroßer Jarkandteppich in Sultanpur auf kaum 25 Rupien (circa 25 österreichische Gulden) zu stehen kommt, so kann man nur über den Geschäftssinn und den Unternehmungsgeist der jarkander Kaufleute staunen.

Nurpur selbst ist eine alte, schmuzige, holperige Hindustadt, die vor kurzer Zeit fast gänzlich abgebrannt ist und die größte Mühe zu haben scheint, sich aus ihrer Asche wieder zu erholen. Wir mußten uns etwas länger in diesem Orte aufhalten, denn unser Reisegefährte Purdon-Clarke wurde stark vom Fieber heimgesucht und blieb fast beständig leidend, bis zu unserer Ankunft in Sirinagar, der Hauptstadt von Kaschmir. Da wir vom englischen Superintendenten aus Tschamba befriedigende Nachrichten über den Stand der Wege erhielten, so beschlossen wir über Tschuari nach Tschamba zu reiten und von dort über den Padripaß, einen der schwierigsten Uebergänge im westlichen Himalaya, nach den Besitzungen des Mahradschah von Kaschmir und Dschamu. Auf diese Art hofften wir außer dem Fürstenthum Tschamba, Badrawahr und das hochromantische Thal des Tschinab (der Asiknî der altindischen Geschichte, der Ακεσίνης der Griechen) zu sehen, welch letzteres Thal bisjetzt nur von wenig Europäern besucht wurde. Gewöhnlich gelangen Plane, welche man auf Reisen schmiedet, selten zur Ausführung, ein

ganz unbedeutender Umstand stürzt oft die schönsten über den Haufen. Doch diesmal war uns der Gott der Reisenden gnädig gesinnt, denn wir vermochten das Geplante auch buchstäblich auszuführen.

2) Das Bergfürstenthum Tschamba, Stadt des Lichtes (d. h. Licht-stadt).

Um 4 Uhr nachmittags sind wir von Nurpur aufgebrochen; man gab uns die Versicherung, wir würden in längstens vier Stunden in Tschuari, der aschambaschen Grenzstation, eintreffen. Doch keiner unserer Begleiter war genau von dem zurückzulegenden Weg unterrichtet, und so kamen wir erst um $12^1/_2$ Uhr nachts in Tschuari an, was uns natürlich alle sehr ermüdete. Der Weg von Nurpur bis zum Fuße des Himalaya schlängelt sich durch wohlgepflegte Baumwollpflanzungen, Mais- und Getreidefelder und Mangohaine. Ich habe schon, als ich von unserm Aufenthalt in Bombay sprach, dieser sonderbaren Kernfrucht Erwähnung gethan. Von der Größe und Form eines Tirolerapfels, ist sie goldgelb, ins Grünliche spielend; ihr Geschmack ist ein ganz eigenthümlicher: Pfirsich mit Terpentin- oder Terpentin mit Pfirsichbeigeschmack. (Die größten und saftigsten Mango bekommt man in Bombay.) Nichtsdestoweniger gewöhnt man sich wie es scheint an diesen Geschmack und gewinnt die Frucht bald sehr lieb. Uns hatte sie in Bombay wenig gemundet, aber bei unserm Ritt von Nurpur nach Tschuari, als wir bei einer tropischen Hitze am Fuße des Himalaya ankamen, war uns eine so saftige Frucht trotz ihres Beigeschmacks sehr erwünscht. Jedenfalls war sie uns angenehmer als eine Begegnung, die wir etwas später beim Halbdunkel machten. Ich spreche nicht von einer vornehmen Indierin, welche in einem hermetisch geschlossenen, buntseidenen Palankin, von einigen dienstbaren Läufern begleitet, aus den Bergen getragen wurde, sondern von einer authentischen Pantherkatze, die ich plötzlich bei einer scharfen Krümmung des Weges gewahr wurde. Auf einem Felsen nachlässig liegend, schien sie, weit weniger überrascht als ich, mich neugierig zu beobachten; ihr Körper war regungslos, nur ihr langer Schweif beschrieb die merkwürdigsten Krümmungen. Doch ehe ich noch meinen Revolver aus dem Halfter gezogen, war die Katze schon mit einem mächtigen Sprunge verschwunden. Merkwürdigerweise hatte mein Pferd gar keine Angst gezeigt. Gegen 9 Uhr wurde es rabenfinster und trotz der Fackelträger, welche unser vorsichtiger Munschi, den uns der Oberst Jenkins aus Dharmsala mitgegeben, längs des Weges hatte aufstellen lassen, hatte der Ort infolge der außerordentlichen Enge des Weges und des donnerähnlichen Getöses eines zu unsern Füßen strömenden Gewässers etwas, wenn nicht Unheimliches, so doch höchst Lästiges. Eine halbe Stunde nach Mitternacht erreichten wir endlich bei Fackelschein und Schakalgeheul den ersten fürstlich tschambaschen Bungalow. Glücklicherweise hatte der vorausgerittene Munschi, meine Vorliebe für die Milch kennend, mehrere Näpfe dieses nahrhaften Getränkes in Bereitschaft gehalten, und somit legten wir uns bald, wenn auch todmüde, so doch gesättigt, zur Ruhe. Doch auch diese sollte uns bitter vergällt werden, denn der fürstlich tschambasche Bungalow, von Reisenden nur selten besucht, barg, trotz seines angenehmen und comfortablen Aeußern, eine unheilvolle Plage für müde Wanderer:

er war nämlich von einer Unzahl kleiner Insekten bewohnt, deren nähere Bekanntschaft auch in Europa nicht zu den Annehmlichkeiten des Daseins gehört.

Bei der ersten Morgendämmerung verließen wir das ungastliche Haus und nach einem Ritt durch einen herrlich duftenden Cedernwald und nachdem wir am Ufer eines Bergstromes ein höchst frugales Frühmahl zu uns genommen, gelangten wir in ein reizendes Alluvialthal und die Zinnen der Stadt Tschamba schimmerten uns in der nebeligen Ferne entgegen. Wenn ich Zinnen sage, so darf man das wol nicht so wörtlich nehmen: ich habe dabei nur die kegelförmigen Dächer einer ganz respectablen Anzahl von Tempeln gemeint, welche amphitheatralisch gelegen, sich ganz anmuthig ausnehmen. Die Stadt liegt am rechten Ufer des Ravi (der altindische Iravatî, der Ὑδραώτης der Griechen) auf einer Art Terrasse, die das ganze Thal beherrscht. Die Häuser sind klein und unansehnlich, aber die alte Fürstenburg an einen Felsen gelehnt, die neue Burg, eine förmliche Feste, die zahlreichen alten, ehrwürdigen Tempel, die reizenden Villen der englischen Beamten und ein prachtvoller Exercirplatz, gleichzeitig Polo-Game*), stempeln Tschamba zu einer der hübschesten Städte des nördlichen Indien. Dabei ist die Stadt von einem Kranz dunkelwaldiger Berge umgeben, über welche ein zweiter Kranz von Schneebergen und Gletschern emporragt.

Wir reiten über eine solide Brücke mit Thoren, an denen man uns um Namen und Stand befragt, und dann auf einer ziemlich steilen Rampe zur Stadt hinauf, wo wir zuvörderst in einem höchst reinlichen Bungalow Unterkunft finden. Doch nach kurzer Frist erscheint der englische Superintendent, der uns in seiner comfortabeln Behausung gastfrei aufnimmt. Tschamba ist ein kleines suzeränes Fürstenthum, welches gegenwärtig von einem sechzehnjährigen Prinzen Namens Sham-Singh beherrscht wird. Der junge Sham-Singh wurde vor nicht gar langer Zeit auf den Thron an Stelle seines Vaters gesetzt, der durch sein leichtsinniges Gebaren der englischen Vormundschaft und besonders seinem Volke manch unangenehme Stunde bereitet. Er pflegte in der Nacht, wie weiland Karl IX. von Frankreich, traurigen Angedenkens, die Straßen seiner Hauptstadt in Begleitung einer sehr unsaubern Gesellschaft zu durchstreifen und die jungen und hübschen Gattinnen seiner Unterthanen zu annectiren. Da er nebenbei auch die ohnehin bescheidenen Einkünfte seines Fürstenthums verschleuderte und für den Unterhalt der Wege und Waldungen (letztere die Haupteinnahmequelle des Landes) gar nichts that, so wurde er zum Abdanken gezwungen, in ein kleines Dorf 25 Meilen von der Hauptstadt verbannt und sein Sohn Sham-Singh auf den Thron gesetzt. Gegenwärtig residiren in Tschamba folgende englische Beamte: ein Superintendent, welchem während der Minderjährigkeit des Fürsten die Verwaltung des Landes anvertraut ist, ferner ein Arzt, der auch dem sehr hübschen, von den Engländern erbauten Spital vorsteht, ein Forstbeamter, der über die Wälder des Landes waltet, ein Ingenieur, der den Straßenbau überwacht, und ein Prinzenerzieher, der gleichzeitig Obercommandirender der aus 24 Mann bestehenden Armee von Tschamba ist. Alle diese Engländer, von denen einige verheirathet sind, bewoh-

*) Eine Art offener Arena zum Polospiel bestimmt. Ueber das Polospiel später Näheres.

nen reizende Villen und erfreuen sich allgemeiner Achtung und absoluter Sicherheit. Während ich beim liebenswürdigen Superintendenten, dem Major Marshal (einem der bedeutendsten Ornithologen Indiens), im Billardzimmer saß und mir vom Prinzenerzieher, einem gründlich unterrichteten Manne, den Mechanismus der tschambaschen Regierung erklären ließ, öffnete sich plötzlich die Thür und der junge Fürst, gefolgt von seinem Bruder und einigen edeln Jünglingen seines Reiches, trat in den Saal. Wie Ludwig XIV. zur Zeit der États généraux, schwang er eine Reitpeitsche in der Rechten, doch nur aus Verlegenheit, um sich Sicherheit zu geben, aber bewahre nicht, um sein englisches Ministerium zu maßregeln. Sham-Singh ist ein schlanker Jüngling von Mittelgröße; sein Gesicht hat einen angenehmen Ausdruck; nur sein Auge schweift unstet umher, es däuchte mir, als fühle er sich gar nicht behaglich in seiner fürstlichen Stellung. Doch weiß er dieselbe ganz gut zu wahren. Als vor einigen Monaten, bei Bereisung seiner Staaten, sein abgesetzter Vater ihm sagen ließ, er hätte ihm etwas Wichtiges mitzutheilen, er möchte daher zu ihm kommen, antwortete der junge Fürst dem Abgesandten: „Jetzt bin ich der Fürst, und wenn mein Vater etwas von mir haben will, so mag er zu mir kommen, ich werde dann sein Anliegen in Erwägung ziehen!" Für einen funfzehnjährigen asiatischen Duodezfürsten gar nicht übel!

Sham-Singh trug einen anliegenden Spenser aus lichtblauer Seide, weiße enganliegende Beinkleider, gestickte Pantoffeln und einen hellgelben Turban aus feiner Seidengaze. An seinen Armen trug er massiv goldene Armbänder, außerdem Ringe an den Fingern und in den Ohren, um den Hals ein Perlencollier. Sein jüngerer Bruder, ein vierzehnjähriger Junge mit besonders lebhaften Augen, sowie sein Gefolge war ohne Fußbekleidung. Natürlich hatte Sham-Singh seine Pantoffeln vor der Thür gelassen und erschien vor dem Superintendenten in weißen Strümpfen. Das Verhältniß zwischen dem Fürsten und seinen englischen Mentoren schien ein sehr herzliches. Nachdem ich mit dem jungen Prinzen eine Partie Carambole gespielt, forderte er mich zu einer Whistpartie auf, wobei sein Bruder und einer seiner jungen Cavaliere, der Sohn seines Ministerpräsidenten, Khodscha-Singh mit Namen, mitspielten. Der Fürst und ich saßen, während die beiden andern jungen Leute stehend spielten; denn die Etikette verbietet es, in Gegenwart des Fürsten auf einem Stuhl zu sitzen; der Unterthan, und mag es der leibliche Bruder sein, kann nur mit Erlaubniß des Prinzen auf der Erde Platz nehmen. Khodscha-Singh schien mir ein ganz aufgeweckter, wißbegieriger Jüngling, der bald einige französische Wörter erlernt und mich über alles Mögliche, Paris betreffend, befragte. Als ich ihn aufforderte, mit mir nach Paris zu kommen, antwortete er mit rührender Einfalt: „Wer soll dann meinen Vater verbrennen?" Zu den heiligsten Pflichten eines gläubigen Indiers gehört es nämlich, seinen todten Vater selbst zu bestatten, d. h. zu verbrennen. Im Laufe des Tages bot ich Sham-Singh einen sehr kleinen, von Paris mitgebrachten Revolver, welchen bis dahin meine Frau am Gürtel getragen, den er huldvoll annahm. Den kommenden Morgen erhielt ich eine herrliche alte Vase aus getriebenem Kupfer, die von seinem Urgroßvater stammte, mit folgendem Begleitschreiben, das ich wörtlich mit seinen kleinen Mängeln wiedergebe:

Mon cher Monsieur Ujfalvy.

J'envoie une Araba Museraba grande aussi une de moyenne grandeur. Faites moi le plaisir d'en choisir une comme Souvenir de votre visite à Chamba.

Tout à vous Sham-Singh.

Es war dies eine besonders liebenswürdige Aufmerksamkeit, da der junge Fürst wußte, welch große Stücke ich auf Alterthümer hielt. Es gelang mir überhaupt noch während meines Aufenthaltes in Tschamba, verschiedene interessante Gegenstände zu acquiriren, unter denen besonders eine Goldplatte mit herrlichem rothem und grünem Email, Rama und Sita vorstellend, wie sie Hanuman, den Gott der Affen, empfangen, während ihnen eine Sklavin Kühlung zufächelt, von besonderm künstlerischem Interesse. Außerdem kaufte ich einige massiv silberne Armspangen, die jetzt in der Sammlung von Schmuckgegenständen figuriren (über 150 Stück), die ich dem ethnographischen Museum in Paris geschenkt, und noch einen Krug aus getriebenem Kupfer, der seiner Form und seines hohen Alters wegen besonders werthvoll. Tags darauf besuchten wir den Fürsten in seiner Burg, wo er uns seine Schätze und Paradewaffen zeigte. Unter seinen Schmuckgegenständen ist außer einem taubeneigroßen dunkelblauen Saphir nichts Bemerkenswerthes und mit dem Schmuck anderer indischer Fürsten kaum zu vergleichen. Unter den Waffen fand ich einige ganz zierlich eingelegte Dolche mit vorzüglichen Klingen.

Folgenden Tages wurde in Tschamba ein Fest gefeiert, welches dem jungen Fürsten erlaubte, seinen ganzen Hofstaat vor uns zu produciren. Auf der Polowiese war ein golddurchwirktes Zelt aufgestellt, unter welchem ein Teppich mit Stühlen darauf der hohen Gäste harrte. In Begleitung des Superintendenten verließ Sham-Singh auf einem riesigen Elefanten sitzend bei einer ohrenzerreißenden Musik und bei Kanonendonner die Burg seiner Väter, sein Bruder und der erste Minister folgten auf einem zweiten, mindergroßen Elefanten, der wie der erste ein rosafarbig bemaltes, schwarz besprenkeltes Antlitz hatte.*) Die Großen der Krone caracolirten auf feurigen Rossen im Gefolge des Herrschers. Vor dem Zelte angelangt, wo die andern englischen Herren und ich selbst den Fürsten erwarteten, war die Armee von Tschamba aufgestellt. Der Erzieher des Prinzen, gleichzeitig Generalissimus, wie ich schon erwähnt, ließ rechts schauen und präsentiren, die Elefanten hielten an, knieten nieder; es wurde eine Leiter angesetzt und der Fürst und seine Begleiter kletterten aus den Palankinen und kamen unter das Zelt, wo sie auf den Stühlen in unserer Gesellschaft Platz nahmen. Hierauf näherten sich alle Edeln und Beamten dem Fürsten, verneigten sich vor ihm und legten einige Silberstücke zu seinen Füßen nieder, deren Anzahl vom unweit sitzenden Finanzminister gewissenhaft aufnotirt wurde. Zum Schluß kam eine Anzahl von Bauern aus Tschamba aufs Zelt zu und begannen bei einer höchst eintönigen Musik einen Nationaltanz, dem trotz seiner Einförmigkeit eine gewisse Grazie nicht abzusprechen ist. Nach beendetem Tanze nahm der Prinz Abschied von uns und kehrte auf dem Rücken seines Elefanten nach dem Schloß zurück.

---

*) Die Elefanten kommen aus der indischen Ebene, indem sie den Lauf des Ravi im Flußbett stromaufwärts verfolgen. Die Bergwege wären zu schmal für diese Thiere.

Die Gaddi, so heißen die Landbewohner von Tschamba, die eine höchst malerische Kopfbedeckung tragen, die an eine geflügelte Hermesmütze mahnt, sind ein robust gebautes, muthiges Bergvolk. Untersetzter und kräftiger als die Kulu, besitzen sie doch ganz ausgeprägte Gesichtszüge mit lebhaften Augen und einer energisch geschwungenen Nase. Vor einigen Jahrzehnten noch waren sie der Schrecken der Nachbarländer, nach denen sie häufige Raubzüge unternahmen; gegenwärtig sind sie ein friedsames, von Ackerbau und besonders Viehzucht lebendes Volk. Ihre Weiber sind bei weitem nicht so hübsch als die der Kulu. Die Industrie der Stadt Tschamba, in früherer Zeit eine nicht unbedeutende, beschränkt sich heute auf Töpferarbeiten. Im Bazar findet man alte Häuser, an deren Wände merkwürdige mythologische Malereien prangen; auch die Wände der Tempel sind neben schönen Sculpturen mit oft ganz zierlichen Stuckmalereien bedeckt.

Nachdem wir von unsern liebenswürdigen englischen Gastfreunden und vom jungen Herrscher einen recht herzlichen Abschied genommen, ritten wir bei einem heitern Sommermorgen von Tschamba weg, um über den schwierigen und gefürchteten Padripaß nach den Staaten des Maharadscha von Kaschmir zu gelangen. In Dighi machten wir dem abgesetzten Fürsten von Tschamba einen Besuch, der dort ein baufälliges Haus bewohnte, das dem ärmsten Pächter bei uns schwer zusagen dürfte. Dieser Exsouverän, ein Mann von kaum 35 Jahren, empfing uns aufs zuvorkommendste, und drei Tage später, nachdem wir 24 Stunden im Schatten einer Riesenceder in einer Holzhütte ausharren mußten — man konnte des strömenden Regens halber nicht weiter — schlugen wir unser Zeltlager am Fuße des Padripasses auf. Beim Durchziehen der verschiedenen Ortschaften des obern Tschamba gelang es mir, von den Bauern einige silberne Halsplatten käuflich an mich zu bringen, die ihres Alters und ihrer zierlichen Arbeit wegen bemerkenswerth sind. Auf diesen Platten aus getriebenem ciselirten Silber sind stets drei menschliche Figuren dargestellt, eine weibliche und zwei männliche. Während diese Figuren äußerst roh und primitiv gearbeitet sind, müssen die Randverzierungen für sehr geschmackvoll gelten. Es gelang mir, drei dieser interessanten Platten von verschiedener Arbeit und Zeichnung zu erwerben.

Wir verbrachten hierauf eine geraume Zeit mit Vorbereitungen, um den Padri so bequem als möglich zu übersteigen, und konnten uns gleichzeitig an dem romantischen Schauspiel, welches uns die rauhe Felsennatur von Hoch-Tschamba bot, nicht satt sehen.

3) Vom Padripaß zu den Quellen des Hydaspes.

Der Padripaß, welcher das kleine Fürstenthum Tschamba von den Staaten des Maharadscha von Kaschmir trennt, ist durchaus nicht einer der höchsten, (zwischen 9- und 10000 Fuß), aber jedenfalls einer der beschwerlichsten Uebergänge des westlichen Himalaya.

Beim Morgengrauen verließen wir unser Lager und gelangten zuvörderst in eine Art von Hochthal, wo die verschiedensten Alpenblumen blühten. Edelweiß mahnt an die Nachbarschaft des Schnees, und in kürzester Frist bekamen wir

Schnee zu sehen, den ersten seit dem letzten europäischen Winter. Merkwürdigerweise begegneten wir in demselben Hochthale Heerden von Büffeln und staunten mit Recht darüber, daß diese Thiere die relativ kalte Temperatur vertragen.

Während ich im Begriff bin, eine kleine Sammlung von Alpenpflanzen zu machen, erscheint plötzlich eine große Anzahl von Reitern und Fußgängern am Horizont. Der Maharadscha von Kaschmir hat uns einen hohen Beamten der Grenzprovinzen entgegengeschickt, um uns die Reise in seinen Ländern zu erleichtern. Der uns entgegenkommende Gouverneur von Badrawahr ist ein behäbiger Hindu, dessen angenehme Züge und kleidsame Tracht einen höchst befriedigenden Eindruck machen. Er ist von einigen reitenden Polizeioffizieren und von etwa 80 Bauern begleitet. Im Anfange waren wir über diese große Zahl von Führern oder zu unserer Bewillkommnung Geschickten nicht wenig überrascht; doch als wir eine Stunde später des Padri ansichtig wurden, begriffen wir ganz gut die Vorsichtsmaßregeln des Gouverneurs.

Plötzlich öffnete sich zu unsern Füßen eine tiefe Schlucht, zu der es über ganz kürzlich improvisirten Holzstufen äußerst steil hinabging. Wir stiegen natürlich von unsern Pferden herab und kletterten mit Hülfe unserer zahlreichen Führer so gut es ging bis zur Sohle der Schlucht und dort über eine aufgeweichte Schneekruste, in der wir bis über die Knie und unsere Pferde bis zur Brust versanken. Doch es sollte noch besser kommen. Vor uns erhob sich eine Bergwand ohne Weg und Steg, von unglaublicher Steile; glücklicherweise war sie mit Rasen bewachsen, der den nackten Füßen unserer Begleiter etwas Halt bot. Den Dandy meiner Frau trugen 24 Menschen hinauf, 12 schleppten mich und 12 andere Herrn Purdon-Clarke bis zum Gipfel dieses unangenehmen Bergrückens. Die übrigen halfen unsern Trägern, die wol ohne diese Hülfe Tage gebraucht hätten, um unser Gepäck auf den Padri zu bringen. Auf dem wirklichen Gipfel des Padri, an der Stelle, wo die Wasserscheide zwischen dem Ravi und dem Tschinab ist, nahmen wir ein stärkendes Frühstück zu uns, welches unsere Führer so liebenswürdig waren uns bereiten zu lassen. Noch eine kleine Stunde, und wir gewahrten das Königreich Kaschmir zu unsern Füßen. Die Aussicht vom Padri ist eine der schönsten, die man sich denken kann. Vor uns das reiche fruchtbare Land der Pahari (Bergbewohner) mit seinen lachenden Dörfern und weißgetünchten Tempeln, in der Mitte die Zinne der Feste Badrawahr, im Hintergrunde ein weißer Streif, der Tschinab, der altindische Asikni, und ganz rückwärts die schneebedeckten Kuppen der Kaschmirkette, welche das eigentliche Kaschmir, das Hochthal des Hydaspes vom Thale des Tschinab trennt.

Doch von der Zeit gedrängt, mußten wir uns von diesem herrlichen Aussichtspunkte trennen und abwärts steigen, bis zum Dorfe Tenala, das erste auf dem Gebiete von Kaschmir. Das Hinabkommen war vielleicht noch schwieriger als das Hinaufsteigen, jedenfalls noch viel ermüdender. Wären die Staaten des Maharadscha von vielen Padripässen umgeben, so würde dem reisenden Engländer bald die Lust vergehen, diese Länder zu besuchen!

In Tenala, einem kleinen muselmanischen Dorfe (die Gegend ist hier mit Muselmanen und Hindu versetzt), erwartete uns der Tisseldar von Badrawahr

(eine Art von Obersteuereinnehmer), um uns das Geleit bis in die Hauptstadt des Paharilandes zu geben. Wir folgten seinem Rathe, bald wieder aufzubrechen, und im Laufe des Nachmittags hielten wir unsern Einzug in der landesfürstlichen Stadt Badrawahr, die wirklich höchst imposant gelegen ist. Die Stadt selbst zählt vielleicht etwas über 3000 Einwohner, die außer einer nicht unbedeutenden Shawlindustrie das Handwerk von Waffenschmieden betreiben sollen. Die Straßen sind breiter und besser unterhalten als in den meisten orientalischen Städten und in der Mitte des Ortes befindet sich ein großer geräumiger Platz von ganz hübschen Häusern eingefaßt. Man wies uns eine Wohnung in einem ganz neuen Hause an, auf dessen Terrasse eine große Anzahl von Blumen und Früchten unserer harrten. Während unsers dreitägigen Aufenthalts in Badrawahr waren wir natürlich die Zielscheibe der allgemeinen Neugier und konnten uns keinen Augenblick auf unserer Terrasse aufhalten, ohne von Hunderten von Menschen beobachtet zu werden, ja sogar die Dächer der Nebenhäuser waren mit Männern, Weibern und Kindern förmlich besäet. Jedenfalls hatten die braven Leute seit Jahren kein solches Schauspiel genossen! Unbekümmert um die Neugierigen, die mir zu Hunderten auf Schritt und Tritt folgten, durchzog ich die Straßen der Stadt, um mir vom Leben und Treiben und vom Handel und der Industrie der Einwohner ein richtiges Bild zu verschaffen.

Die in Badrawahr verfertigten Kaschmirshawls sind bei weitem nicht so fein wie die von Sirinagar oder Islamabad; man findet hier und da einige Teppiche aus Jarkand, von denen das Stück 25—30 Rupien kostet. Doch von Waffen war, außer einigen alten Luntenschloßflinten, keine Spur zu finden. Nichtsdestoweniger kaufte ich Tschupraffi-Säbel*) und einige alte indische Dolche.

Bei strömendem Regen verließ unsere kleine Karavane Badrawahr, doch ohne sehr weit gelangen zu können; denn alle Gewässer waren ausgetreten und die Wege complet unter Wasser gesetzt. Wir mußten uns dazu herbeilassen, eine Nacht in einem Kuhstall zuzubringen, denn ein rechtgläubiger Indier hätte sich nie dazu verstanden, uns unter seinem Dache aufzunehmen. Die Regenzeit, von der wir bereits die ersten Wohlthaten in Tschamba verspürt, hatte begonnen und es stand uns eine recht nasse Reise bevor. Unser Reisegefährte Purdon-Clarke wurde von diesem ersten Regentage so hart mitgenommen, daß er ein bösartiges Fieber davontrug, das ihn bis Sirinagar und noch später quälte und uns manche sorgenvolle Stunde bereitete.

Tags darauf kamen wir nach dem Dorfe Kaleni, wo uns der kranke Zustand unsers Reisegefährten zwei Tage festhielt. Ich benutzte die Zeit zu anthropologischen Messungen und zu einem Ausfluge bis in die Gegend von Kitschwar, wo der größte Wasserfall des Himalaya ist. Derselbe ist in einer 400 Meter tiefen Schlucht gelegen und stürzt von einer Höhe von 760 Meter. Auf 4 Kilometer hin hört man sein donnerähnliches Getöse und von der Stadt Kitschwar aus bemerkt man schon den goldigen Staub seines Wasserschaumes; die Pahari sagen,

*) Tschupraffi = Polizeisoldat.

es wären dies „die luftigen Gewänder der sich in den Fluten des Wasserfalls badenden Feen"! Bis zur Stadt Kitschwar selbst kamen wir nicht.

Im Lande der Pahari kaufte ich übrigens noch einige recht hübsche silberne Schmuckgegenstände, sowie Kleidungsstücke und recht sauber gearbeitete Doppelkämme aus Cedernholz. Alles für das ethnographische Museum in Paris. Nach ihrem physischen Typus stehen die Pahari den Gaddis aus Tschamba sehr nahe, nur sind sie im ganzen etwas schwächlicher gebaut und besitzen nicht den Muth und die Ausdauer ihrer östlichen Nachbarn.

Der Weg von Badrawahr bis Bothoti, dem ersten Ort, der an der großen Straße von Dschamu nach Sirinagar liegt, ist ein sehr schlechter und meistens ein so schmaler, daß man nur staunen kann, wie Pferde denselben benutzen können. Das landesübliche „Rasta boht chrāb!" (der Weg ist sehr schlecht) hört man fast beständig und wir betrachteten es als eine förmliche Erlösung, als wir nach einigen Tagen im herrlichen Cedernwalde bei Bothoti, auf dem Lagerplatz des Maharadscha, unsere Zelte aufschlagen konnten. Die unerwartete Nachbarschaft einer Telegraphenstange erschien uns fast als ein traulicher Gruß aus der entfernten Heimat!

Die königliche Straße von Dschamu nach Sirinagar ist jedenfalls kein Saumpfad mehr, aber trotz ihrer relativen Breite ist sie darum nicht viel besser. So oft der Maharadscha reist, wird immer alles schleunigst hergerichtet und ausgebessert; sowie er aber vorüber ist, zerfallen die Brücken wieder und tiefe Löcher gähnen dem Reisenden allerorts entgegen. Dabei ist es sehr schwer Träger zu finden, und wir verdankten es ausschließlich der Energie der uns begleitenden Regierungsorgane, wenn wir überhaupt solche bekamen. Auf einer höchst baufälligen Brücke überschreitet man den Tschinab und gelangt durch einen Nadelholzwald bis Ramban, wo der Maharadscha ein Lustschloß besitzt, welches außer einem recht hübschen Garten eine sehr schöne Aussicht auf das Thal des Tschinab genießt. Sonst darf man wol von diesem Lustschloß nichts verlangen. Gras und Unkraut in den Höfen, baufällige Stiegen, nackte, an vielen Orten geborstene Wände, ein paar lahme Stühle und ein Tisch auf drei Beinen ist alles, was man Sehenswerthes vorfindet. Der Fürst von Kaschmir hatte die Liebenswürdigkeit gehabt, uns bis Ramban einen seiner Munschi (Schreiber) entgegenzuschicken; derselbe war Träger eines Briefes, welchen der erste Minister Divan-Anant-Râm im Namen seines Herrn an mich richtete; ferner brachte er uns einen schönen bequemen Palankin (Tragsänfte) mit acht handfesten Kaschmirs, der unserm kranken Reisegefährten sehr zu statten kam.

Von Ramban aus folgt man dem Laufe des Bidschariflusses aufwärts und gelangt in den Bezirk von Banihal, welches, obschon noch im Flußgebiet des Tschinab, im Lande der Pahari gelegen, doch nicht mehr von Hindus, sondern von muselmanischen Kaschmirs bewohnt wird. Die Gegend ist eine sehr schöne und eine meist wohlbepflanzte. Ramsu, ebenfalls ein Lustschloß des Maharadscha, liegt schon tief im Gebirge und hat trotz seiner Schattenseiten doch einen ganz romantischen Anstrich. Tags darauf kamen wir bis zum Fuße des Banihalpasses (9500 Fuß) und noch 24 Stunden später erreichten wir den Gipfel dieses Uebergangs, zu dem ein höchst bequemer Weg hinaufführt. Als wir oben auf dem

Passe anlangten, war alles in Wolken gehüllt und ein scharfer Wind mahnte uns daran, daß wir den Südabhängen des Himalaya Lebewohl gesagt. Doch bald zerstreuten sich die Wolken, und nachdem wir bei einem einsam lebenden Holzhauer Milch getrunken und die ersten Blumen aus Kaschmir in Empfang genommen, lenkten wir unsere Schritte nach dem Thal des Hydaspes, nach dem Märchenlande, wo der Königssohn aus Buchara die schöne Lalla-Rukh heimgeführt, wo die mächtigen Mongolenkaiser Akbar, Dschehanghir, Schah-Dschehan, Aureng-Seb und wie sie alle heißen mögen, der tropischen Hitze der indischen Ebene entfliehend, ihre Sommerfrischen in Gold und Marmor errichtet hatten. Als ich beim Anblick des zu meinen Füßen liegenden Thales der begeisterten Beschreibungen eines Thomas Moore gedacht, empfand ich zuvörderst, ich muß es wol gestehen, eine gewisse Enttäuschung, und die ganz hübsche Gegend, die sich vor mir ausbreitete, schien mir nicht halb so malerisch als das Kululand oder das felsige Tschamba, und doch gewahrte ich in dieser Ebene von rein europäischem Anstrich hellblinkende Seen, waldige Berge und schneeige Gletscher, welche mich an die Worte des Dichters mahnten, der da seinem Könige und Herrn Aureng-Seb ein Lied von Kaschmir sang, wo es heißt: „Wenn dieses Land, der König unter den Ländern, von einem grünen Walde und einem weißen Schneegürtel umschlossen, so geschah das nur, um es mit dem Kostbarsten auf Erden, einer Doppelkrone aus Smaragden und Diamanten zu schmücken!" Und den Geist voll poetischer Erinnerungen lenkte ich meine Schritte zu den Quellen des Hydaspes.

4) Das Hochthal des Hydaspes. Sirinagar.

Langsam und bequem stiegen wir vom Banihalpaß herab und befanden uns unweit der Quellen des Dschelum, des altindischen Vitastâ, des Ὑδάσπης der Griechen, dessen befruchtende Gewässer den Alluvialboden von Kaschmir bespülen. Ruhig und langsam, mit einer fast unbedeutenden Senkung strömt der Dschelum von seiner Quelle bis Baramulla durch eins der fruchtbarsten Hochthäler der Erde. Von Islamabad bis zu seinem Eintritt in den großen Wularsee ist er schiffbar und bildet dadurch eine bequeme Verkehrsader, die noch durch eine große Zahl von Kanälen dem Handel und Wandel der Einwohner zugänglicher gemacht wird. In Schahabad, ganz unweit seiner Quellen, fließt der Fluß auf einer Seehöhe von 5280 englischen Fuß; 38 englische Meilen weiter, in Sirinagar, fließt er noch auf einer Höhe von 5235 Fuß, und noch 35 Meilen stromabwärts im Wularsee ist er noch immer auf einer Höhe von 5180 Fuß. Man ersieht aus diesen Ziffern, wie unbedeutend das Gefälle ist. Kaum einige Meilen tiefer, bei Baramulla, durchbricht er ein felsiges Gebirge und wird bis zu seinem Austritt in die indische Ebene zum brausenden Bergstrom. In diesem kleinen, äußerst fruchtbaren Lande, welches von allen Seiten fast von unnahbaren Bergwällen umgeben ist, wohnt ein betriebsames Völkchen, das sich unter normalen Verhältnissen ruhig des Daseins freuen könnte.

Wenn auch das Hochthal von Kaschmir, das Kaschia Pamira der alten Arier, durchaus nicht das von Thomas Moore und andern Dichtern und Reisenden viel gepriе-

sene irdische Paradies ist, so besitzt es doch alles, was die Mutter Natur zu bieten im Stande, in Hülle und Fülle, und genießt dabei eines fast gesunden und sehr acceptabeln Klimas. Aber eben in seiner ausnahmsweise günstigen Lage, in seiner schönen Natur und in seinen reizenden Evatöchtern liegt der Grund seines heutigen Elends, der physischen und moralischen Entartung seiner Bewohner. Die fruchtbarsten Länderstrecken liegen brach; die Dörfer bestehen aus armseligen Holzhütten, die Städte sind in Trümmern; die Einwohnerzahl durch Hungersnoth decimirt und durch ekelhafte Krankheiten auch sonst noch vielfach in ihrer physischen Entwickelung bedroht. Denn in Kaschmir erleben wir das in anthropologischer Beziehung wirklich seltene Beispiel von einem Volke, das bei relativ entschieden herrlichem physischem Typus eine unglaubliche moralische Entartung aufweist. Der Kaschmiri, groß und kräftig von Körperwuchs, mit ausgeprägten intelligenten Gesichtszügen und feurigen, klug blickenden Augen, ist der feigste, lügenhafteste, betrügerischste, lasterhafteste Schurke unsers Erdballs. Bei einer wirklich seltenen Begabung für jede manuelle Beschäftigung, für die er weit mehr Geschick als der Perser besitzt, bei einer gewissen künstlerischen Auffassung mit feinem Geschmack gepaart, ist er jedes moralischen Gefühls bar und stets dazu bereit, seinen Nächsten zu übervortheilen, von seinen Lastern gar nicht zu sprechen. Charakteristisch für die dortigen Verhältnisse ist es, daß ein königliches Ausfuhrverbot nur für zwei Artikel besteht: für die Pferde und die Weiber. In früherer Zeit wurden die Mädchen in ihrer frühesten Jugend nach Delhi, Lahore, Agra und den andern großen nordindischen Städten exportirt und brachten den Vätern und Brüdern ein recht hübsches Sümmchen ein. Und doch darf man mit diesem Volke nicht allzu streng ins Gericht gehen; wer seine Geschichte kennt, wird Milderungsumstände für seine heutige Lage finden.

Ursprünglich, im grauen Alterthum, mag das glückliche Thal des Hydaspes von einem schönen Schlage Arier bewohnt gewesen sein, welche in den macedonischen Scharen, die das griechisch-baktrische Reich am obern Oxus gegründet, nahe verwandte Stammesbrüder erkennen durften. Der alte indische Glaube mag in kurzer Frist die reine Religion Zarathustra's verdrängt haben; aber die noch heute im Lande lebenden Panditen, entschieden physisch die edelste indische Rasse, und die unzähligen Trümmer herrlicher massiver Tempel, welche die Spuren griechisch-baktrischen Einflusses tragen, zeugen für diese große Vorzeit Kaschmirs. Jahrhunderte verstrichen so unter indischen Dynastien, und die chinesischen Pilger, welche über das Karakorumgebirge und den westlichen Himalaya nach Indien gewandert, wissen viel von der Betriebsamkeit und dem Kunstsinn der Bewohner von Kaschmir zu erzählen. Doch gleich einem ungeheuern Spinnennetz verbreitete sich der Islam über das Herz Asiens; die Araber brachten ihr wunderbares Verständniß für die Kunst bis in die entlegensten Thäler Hochasiens, aber in ihrem Gefolge auch mohammedanische Unduldsamkeit und starren, grausamen Proselytensinn! Das Volk wurde durch Blut und Eisen zum Islam bekehrt und die herrlichen indischen Baudenkmale in Trümmer geschlagen! Im Jahre 1045 überfluteten die Scharen Mahmud's des Gasnâviden das friedsame Hydaspesthal. Von dieser Zeit an, also seit über 800 Jahren, war das arme Ländchen allen Er-

oberern des nordwestlichen Indiens eine willkommene Beute. Mongolen, Afghanen und Sikhs wechselten sich in der Herrschaft ab, bedrückten und sogen das unglückliche Volk aus und brachten es langsam und stufenweise zu seiner heutigen moralischen Entartung.

Ich weiß wol, daß die ersten Nachfolger des geistvollen Abenteurers Baber, der im 16. Jahrhundert das indische Weltreich mit ein paar hundert Anhängern eroberte, Kaschmir zu ihrer Sommerresidenz gewählt hatten, um der erdrückenden Hitze von Delhi zu entgehen. Sie bauten großartige Moscheen, deren Wände sie mit farbigen emaillirten Ziegeln bekleideten; aus den Steinen der altindischen Tempel errichteten sie Paläste, deren Fenster aus weißem Marmor, wie die feinsten Spitzen gemeißelt, an die Kunstwerke von Delhi, Lahore und Agra mahnen; ja die reizende Kaiserin Nur-Mahal ging in ihrer Vorliebe für Kaschmir so weit, daß sie den Fischen des Teiches vor einem ihrer Lustschlösser goldene Ringe in die Nase stecken ließ mit Inschriften, welche den kommenden Geschlechtern verkünden sollten von der Vorliebe, welche die schöne Frau für das paradiesische Kaschmir empfunden. Und dieses Lustschloß soll nahe den Quellen des Hydaspes gelegen sein! Und somit sind wir wieder am Fuße des Banihalpasses angelangt und können unsere Reisebeschreibung wieder da aufnehmen, wo wir sie gelassen.

Wir verbrachten die erste Nacht auf kaschmirischem Boden, in Verinâgh, wo der Maharadscha eins seiner sehenswürdigsten und besterhaltenen Lustschlösser besitzt. Die ganz stattlichen Gemächer dieses alten Baues, auf dessen Dächern blumige Wiesen wachsen, stehen dem Reisenden zur Verfügung, und in einem krystallhellen Teiche kann man eine Unzahl von hübschen Fischen und Fischchen bewundern, die sich auf die kleinsten Brotkrumen heißhungerig stürzen. Leider sind es nicht dieselben, denen die liebliche Nur-Mahal (Wohnung des Lichtes) die goldenen Ringe angehängt. Und wenn sie es sein sollten, so haben diese Ringe Kenner und Liebhaber von Alterthümern gefunden, denn es ist keine Spur mehr davon zu sehen.

Tags darauf ritten wir durch eine staubige Ebene längs eines steinigen, holperigen Weges bis nach Islamabad, wo wir zu später Nachtstunde eintrafen. Islamabad ist eine größere Stadt mit 6000 Einwohnern, mit mehrstöckigen verfallenen Häusern und einer ebenfalls im Verfall begriffenen Shawlindustrie. Die Stadt liegt unweit des Dschelum, und man kann die bequeme Wasserstraße wählen, um von hier nach Sirinagar, der Hauptstadt Kaschmirs, zu gelangen.

Doch bevor wir Islamabad verlassen, müssen wir einen Ausflug nach den Ruinen des kaum sechs Meilen entfernten Martantempels machen. Martan war jedenfalls der großartigste Tempelbau von ganz Kaschmir, und ganz bestimmt einer der bedeutendsten vom ganzen nördlichen Indien. Vom archäologischen und vom geschichtlichen Standpunkt bietet dieser wunderbare Bau das größte Interesse. Obschon die heutigen Ueberbleibsel im schlechtesten Zustande sind, so erkennt man doch noch die Form eines großen centralen Tempels, der so umfangreich wie der Kölner Dom gewesen sein muß, und um welchen herum breite, luftige Galerien aus den schönsten griechischen Säulen geführt haben dürften. Nichts kann einen Begriff geben von der Grazie der Säulenkronen und der technischen Vollendung der

Sculpturen, welche die Wände des Tempels bedecken. Der Anblick dieses schönen Baues, der, an die grünen Ausläufer der Gebirge gelehnt, mit seiner herrlichen Fernsicht das Thal beherrscht, mag ein überwältigender gewesen sein. Selbst der übriggebliebene Trümmerhaufen mahnt lebhaft an die geschwundene Größe.

Auf halbem Wege zwischen Islamabad und Sirinagar, in der Nähe von Avantipur, erheben sich noch die Ruinen eines andern alten Tempels. Meiner ganz unmaßgeblichen Ansicht gemäß kann sich die Ruine von Avantipur mit jener von Martan nicht messen; ja ganz entgegen der Meinung einiger englischen Alterthumsforscher scheint sie mir aus einer ganz andern Zeit zu stammen. Mahnt Martan mit seinen schlanken Säulen an ein Bauwerk mit griechisch-baktrischen Anklängen, so ist Avantipur mit seinen massiven Trümmern weit mehr mit assyrisch-babylonischer Architektur zu vergleichen.

Wir glitten auf einem recht bequemen Boot, welches der Maharadscha uns entgegengeschickt, langsam den Dschelum abwärts bis Sirinagar. Gegen 4 Uhr nachmittags wurden wir das Tacht-i-Soliman gewahr und einige Zeit später landeten wir am Munschibag (Schreiber-Garten), wo ein großer stockhoher Bungalow unserer Aufnahme harrte. Ein feister Brahmine, Namens Ammer-Nât, begrüßte uns im Auftrage seines Herrn, bot uns Melonen, Aepfel und Trauben zum Willkommen an, und bald ruhten wir unter kaschmirischem Dache, in der Ferne das Geräusch der Ruder, das Singen der Bootsleute und das Gekläff herrenloser Hunde als Nachtmusik vernehmend.

Tags darauf, bei sonnigem Morgen, erblickten wir endlich das lange ersehnte Sirinagar. Wir hatten von Simla bis hierher 35 Tage zu Pferde zugebracht und hatten über 600 englische Meilen zurückgelegt. Sirinagar erschien uns dann als die gelobte, vielverheißene Stadt! Und in der That, unsere Erwartungen wurden noch übertroffen.

Sirinagar, das indische Venedig, ist längs der Ufer des Dschelum und einer großen Anzahl von Kanälen auf Pfählen gebaut; die Stadt mit ihren 11 Holzbrücken, welche sich nur durch ein Wunder von Gleichgewicht aufrecht erhalten, mit ihren baufälligen Häusern, zertrümmerten Quais, spitzdachigen Moscheen, welche an chinesische Pagoden mahnen, ihren weiß übertünchten indischen Tempeln, bietet trotz ihres handgreiflichen Verfalles auf Schritt und Tritt des Malerischen in Hülle und Fülle. Wären es nur die mit Gras bewachsenen Dächer und der lässig dahinfließende Strom mit seinen zahlreichen Badehäuschen und Booten, die an die zierlichen Kähne von Stambul erinnern, und endlich die Panditenfrauen mit ihren blauen Hemden und rothen Kopftüchern, welche des Morgens oder Abends ihr Kupfergeschirr in den Fluten des Hydaspes scheuern, oder die moslimischen Weiber mit ihren blitzenden Augen und energischen Gesichtszügen, so hätte der Maler schon vollauf zu thun und sein Pinsel brauchte nie müßig zu bleiben. Besonders beim Mondlicht ist Sirinagar von einer unvergeßlichen Poesie. Ich muß gestehen, daß mich trotz des classischen orientalischen Schmutzes und trotz des Verfalls, dessen man überall gewahr wird, die Stadt förmlich angeheimelt hat. Die schlanken Pappelalleen, welche man in Indien sonst nie sieht, erscheinen uns wie ein Gruß aus dem entfernten Europa, und wenn man die Gegend ringsherum

betrachtet mit ihrem echten Alpencharakter, wenn man die Kaufleute lärmend auf ihren Kähnen verhandeln hört, wenn die hübschen Weibchen beim Anblick irgendeines ganz merkwürdig gekleideten Briten ihr silberhelles Lachen erklingen lassen, oder wenn die Bootsleute zankend und schreiend sich gegenseitig vorfahren wollen, so hat dies alles nichts mit der orientalischen Gemessenheit zu thun; wir erkennen echt arisches Blut in unserer Umgebung, und man glaubt sich bei etwas Phantasie in eine Landschaft von Tirol versetzt, welche von venetianischen Fachinis bevölkert. Mich hat diese Natur, dieses Volk ordentlich angemuthet!

Von den Bauwerken der Stadt läßt sich nicht viel sagen. Alles Neue ist häßlich und alles wirklich Alte in Ruinen. Wir haben selbst über 19 verfallene Hindutempel gesehen. Der Maharadscha besitzt im Innern der Stadt einen Palast, der das Geschmackloseste in seiner Art ist; fast gegenüber dem Munschibag, wo die meisten Europäer theilweise wohnen, theilweise campiren, erhebt sich ein anderer Palast des Königs, der einfacher, aber deshalb auch noch nicht geschmackvoller ist. Die Residenz des englischen Beamten, der Ihre Majestät die Kaiserin von Indien am kaschmirischen Hofe vertritt, ist das einzig wirklich comfortable Gebäude in der ganzen Stadt. Alle den Europäern angewiesenen Bungalows gleichen schmuzigen Baracken.

Kaum waren wir von einer flüchtigen Besichtigung der Stadt und des Bazars heimgekehrt, so theilte uns der redselige Ammer-Nât mit, daß His Highness the Maharaja Ranbir Singh, Ruler of Jummoo and Kashmir, geneigt wäre, uns kommenden Tages in Privataudienz gnädigst zu empfangen, und neugierig bereiteten wir uns darauf vor, einen der mächtigsten indischen Fürsten von Angesicht zu Angesicht zu sehen, der trotz der anerkannten englischen Oberhoheit weit unabhängiger ist, als man es in Europa im allgemeinen zu glauben geneigt ist. Ich war froh, daß mir Gelegenheit geboten wurde, ihm persönlich Dank zu sagen für den liebenswürdigen gastfreien Empfang, den er uns allerorts in seinen Staaten hatte bereiten lassen. Seit Victor Jacquemont (1831) war kein wissenschaftlicher Reisender auf so zuvorkommende Art in Kaschmir empfangen worden. Ich muß gestehen, daß ohne diese Aufnahme es uns gewiß unmöglich geworden wäre, ganz Baltistan zu bereisen und bis in die Thäler des Karakorumgebirges zu dringen. Es wäre zu wünschen, daß alle asiatischen Staaten so gastfreie Fürsten besäßen wie der Maharadscha von Kaschmir Ranbir-Singh, Bahadur.

5) Ranbir-Singh und sein Hof. Beziehungen mit England. Handel und Industrie.

Um 10 Uhr morgens ließ mich der Maharadscha von einem seiner hohen Würdenträger in einem Hofboot abholen, und 20 Minuten später langte unser Fahrzeug bei der großen Stiege des Palastes an. Der Minister des königlichen Hauses erwartete mich am Eingang des Palastes; wir durchschritten einen geräumigen Hof, der mit Garden, Bittstellern, Dienern, Reitpferden u. s. w. erfüllt war, wurden am Fuße der Stiege, welche zu den königlichen Gemächern führt, vom Staatsminister Divan-Anant-Râm empfangen und gelangten endlich auf eine Terrasse, auf welcher mich der Maharadscha mit seinen Söhnen erwartete. Der Fürst

kam mir bis zum Eingang des Gemaches entgegen, nahm mich bei der Hand und führte mich zu einem Stuhl, der zu seiner Rechten stand, auf welchem er mich Platz zu nehmen hieß. Zu seiner Linken saßen seine drei Söhne, von denen der älteste, der präsumtive Thronfolger, mir durch seinen unliebsamen Gesichtsausdruck auffiel. Hinter dem Fürsten hatten einige Große seines Hofes Platz genommen, unmittelbar hinter ihm sein Privatsecretär Babu-Nil-Omber, ein verschmitzt aussehender, hochgebildeter Inder, der, so behauptet man, in Sirinagar einen großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausübt. Zu seiner Linken saß ein besonders schöner Pandit, der Vicegouverneur von Sirinagar, Râm-Dschu, der ganz geläufig französisch sprach; zu seiner Rechten nahm der mit mir eingetretene Minister Divan-Anant-Râm Platz; zu meiner Rechten endlich saß ein Europäer mit großem blondem Vollbart; es war dies der Director der Weingärten und landwirthschaftlichen Arbeiten Sr. Hoheit, Mr. Ermens, der uns als Dolmetsch dienen sollte.

Der Maharadscha Ranbir-Singh ist ein mittelgroßer, starker Mann mit sehr angenehmen, ausgeprägten Gesichtszügen, feurigen Augen, edel geschwungener Nase und wohlgepflegtem, schwarzem Bart mit hochaufgewichstem Schnurrbart (wie ihn die Radschputen zu tragen pflegen). Er trug ein weißes, anliegendes Leinenhemd, ebensolche Beinkleider, keine Bekleidung an den Füßen, auf dem Kopf einen Turban aus rosenfarbiger, feiner Seide und auf demselben eine Aigrette aus Diamanten, Rubinen und Smaragden; ferner ein sehr schönes Perlenhalsband, einen Gürtel, ebenfalls mit Edelsteinen reich besetzt, in der Hand hielt er einen sehr zierlichen Säbel, dessen Griff und Scheide gleichfalls von allerhand Steinen blitzten. Er verband in seinem ganz ungezwungenen Benehmen eine gewisse Majestät mit liebenswürdigem Wohlwollen. Man hätte bei seinem Anblick nie geahnt, daß sein Vater Gulab-Singh, der Gründer seiner Dynastie, nichts weiter als ein tapferer Unteroffizier gewesen, aus dem die Laune des einäugigen Rundschet-Singh, vorletzten Herrschers von Lahore, einen König gemacht. Er konnte mit dem französischen Marschall ausrufen: „Sie sind die Kinder ihrer Ahnherren, ich bin mein eigener Ahnherr!“ Dies ist übrigens in Asien und auch anderswo häufig der Fall.

Besäße ich den Redeschwung meines griechischen Freundes Panagiotes Potagos, der zweimal Asien und Afrika durchzogen und längere Zeit als Arzt am Hofe Schir-Ali's, Emirs von Afghanistan, geweilt, so würde ich sagen, daß mich Ranbir-Singh den Plato und den Aristoteles des Westens geheißen und ich ihn natürlich mit der Sonne und den Fixsternen verglichen; ich würde erzählen, daß er mich um meinen Geburtsort befragt, und als ich bescheiden erwiderte, daß ich in Wien das Licht der Welt erblickt, darauf bemerkt habe: „Ich kenne diese Stadt zwar nicht, sie muß aber im Mittelpunkt der Welt liegen, da mein weiser Freund dort geboren!“ u. s. w. Doch da ich nicht macedonischer Abstammung bin, so kann ich mich auf solche Erzählungen nicht einlassen. Geschah es mir doch einige Wochen später, daß mich der Gouverneur von Klein-Tibet Alexander titulirte und auf mein Befremden mir versicherte, „ich müsse wol ein Nachkomme des großen Eroberers sein“! Dieses Ansinnen wird meinen Lesern weniger unwahrscheinlich klingen, wenn ich ihnen mittheile, daß es nicht einen centralasiatischen Fürsten

gibt, und mag er nur über ein paar Dutzend Ziegenhirten regieren, der nicht steif und fest behauptet, wenn nicht vom großen Macedonier direct, so doch von einer seiner Töchter abzustammen.

Der Maharadscha sprach mit mir über Anthropologie und sagte mir, er hätte sich selbst schon damit beschäftigt, die Länge und Breite des Gesichts seiner Unterthanen zu messen und aus dem sich ergebenden Verhältniß gewisse Schlüsse zu ziehen. Er forderte seine Minister auf, meinen anthropologischen Messungen beizuwohnen und ihm über deren Verlauf zu berichten. „Alle Unterthanen meines Reiches stehen Ihnen zu Ihren anthropologischen Untersuchungen zur Verfügung. Sie gedenken übrigens Klein-Tibet zu bereisen", setzte er hinzu. Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „Doch warum wollen Sie sich den Gefahren und Strapazen einer so langwierigen Reise aussetzen? Wollen Sie Bewohner aus jenen Gegenden messen, so lasse ich welche nach Sirinagar kommen. Ich lasse sie zu Hunderten aus den verschiedensten Theilen kommen, ganze Dörfer, wenn Sie es wünschen, Reiche und Arme, Hohe und Niedrige, wie Sie es wollen!" Ich dankte dem Fürsten für sein liebenswürdiges Anerbieten, meiner anthropologischen Messungen halber eine Völkerwanderung aus Klein-Tibet nach Kaschmir zu veranlassen, und beharrte auf meinem Wunsche, Baltistan und Dardistan persönlich bereisen zu dürfen. Der Fürst gab mir seine Einwilligung und bot mir einen seiner geschicktesten Munschi und sogar ein Pferd aus seinem Marstall an. „Ich werde alles anbefehlen", sagte er, „damit Ihnen diese Reise so angenehm als möglich gemacht wird; nur den Elementen kann ich nicht gebieten, und wenn Sie auf Schnee und Eis stoßen, so müssen Sie sich das nur selbst zuschreiben!"

Ich dankte für all die mir erwiesene Liebenswürdigkeit und empfahl mich.

Ranbir-Singh genießt bei den meisten Engländern keines sehr guten Rufes; sie behaupten, er wäre falsch und grausam, und schieben ihm alle möglichen Missethaten in die Schuhe. Ich kann nur Eins sagen: ich habe in ihm einen liebenswürdigen, leutseligen Fürsten gefunden, der mich während meines Aufenthaltes in Kaschmir in allen meinen wissenschaftlichen Unternehmungen wesentlich unterstützt hat und der mir von den besten Gesinnungen für sein Volk und Land beseelt zu sein schien. Was seine Umgebung anbetrifft, so ist dies freilich eine andere Sache, und mit der mag es allerdings sehr schlecht bestellt sein. Wie in allen Ländern, wo jede Controle fehlt, würden sie wol ebenso gern wie die russische Beamtenwelt in Turkestan wirthschaften, wenn der englische Resident in Sirinagar nicht hier und da mit Blitz und Donner dazwischenführe. Dieser, ein gewisser Mr. Henvey, ist ein äußerst talentvoller, gewissenhafter Mann, der mit drakonischer Strenge seines Amtes waltet, und, soviel es in seiner Macht steht, den kaschmirischen Volksbeglückern energisch das Handwerk legt. Henvey ist natürlich beim kaschmirischen Hofe nicht beliebt, aber dies gereicht ihm nur zur Ehre, und könnte er sich mit Ranbir-Singh direct verständigen, so bin ich überzeugt, daß der Maharadscha dabei entschieden gewinnen würde und sein Land und Volk ebenfalls. Die Stellung eines britischen Residenten ist übrigens eine sehr schwierige; denn Kaschmir ist, wie schon erwähnt, weit unabhängiger von der englischen Herrschaft, als man es dem Anschein nach glauben sollte.

Das Land ist unter britischer Oberhoheit, und der Fürst darf weder Krieg erklären, noch Frieden schließen, noch Gesandte von fremden Mächten empfangen, ohne die Einwilligung des Vicekönigs von Indien. Ja sogar Reisenden darf er nur unter britischer Genehmigung die Grenzen seines Reiches öffnen. Dabei zahlt er einen Tribut, aus einigen Kaschmirshawls bestehend, an die Kaiserin-Königin. Nichtsdestoweniger ist er in seinen Staaten souverän; kein Engländer oder anderer Europäer darf ein Haus oder ein Feldstück in seinen Ländern erwerben, kein Fremder darf mehr als sechs Monate des Jahres auf seinem Grund und Boden zubringen, und alle Besucher müssen auf bestimmten Straßen in das Land und aus dem Lande reisen. Ja der englische Resident darf nicht einmal die britische Fahne auf seinem Hause aufhissen. Als ich noch in Bombay weilte, sagte mir ein englischer Bekannter, daß es ein Unglück für Kaschmir sei, von einem indischen Fürsten regiert zu werden, da die Mehrzahl der Einwohner Muselmanen wären. Dieser Meinung bin ich seit meinem Aufenthalt in Kaschmir nicht mehr, besonders vom englischen Standpunkte aus. Erstens sind mir die fein gebildeten, toleranten höflichen Indier weit lieber als die rohen, grausamen, fanatischen Mohammedaner; zweitens wäre ein rein moslimischer Staatencomplex an der Nordwestgrenze Indiens geradezu eine Gefahr für die britische Herrschaft in Ostindien. Wie leicht könnte ein solcher Staat dem benachbarten Afghanistan die Hand bieten und seine natürliche Bergfeste zu einem Bollwerk des Islam machen. Für englische Interessen ist es entschieden besser, einen indischen Fürsten in Dschamu und Sirinagar auf dem Thron zu wissen.

Beim Nachhausefahren bemerkte ich an dem Theile des königlichen Palastes, wo die verschiedenen Ministerien untergebracht sind, eine complete Abwesenheit von allen Communicationsmitteln mit den vom Dschelum aus kommenden Schiffen und Booten. Dies wurde mir folgendermaßen erklärt. Früher gab es über 20 Stiegen, welche mit dem Flusse in Verbindung waren, und alle Bittsteller gelangten auf diese Art ins Innere der verschiedenen Ministerien. Infolge dessen wurde der Landweg vollständig verlassen und der Hof des königlichen Palastes blieb leer. Dies misfiel dem Fürsten, und in einer Nacht ließ er sämmtliche Stiegen abbrechen, mit Ausnahme einer einzigen, welche zu den Privatgemächern des Ministerpräsidenten führt.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich auch, daß es verboten sei, zwischen der ersten und zweiten Brücke zu fischen oder Netze auszuwerfen (der Dschelum ist sehr fischreich), aus dem einfachen Grunde, weil nach der Behauptung der Brahminen die Seele Gulab-Singh's, des Vaters des Maharadscha, in einen Fisch gefahren sein soll, der sich eigenthümlicherweise, immer gemäß der Behauptung der obigen Brahminen, stets auf derselben Stelle aufhält. Voll Pietät für seinen Vater und Ahnherrn hat der Fürst das Fischen auf diesem Platze untersagt.

Bevor wir von Sirinagar scheiden, um uns nach Klein-Tibet zu verfügen, will ich noch des Handels und der Industrie Erwähnung thun. Wie ich es schon früher bemerkt, besitzen die Kaschmiri eine besondere Geschicklichkeit für alle Handarbeiten und ein wirklich erstaunliches Nachahmungsvermögen. Letzteres geht so

weit, daß sie die complicirtesten Uhrwerke, die neuesten und vervollkommnetsten Gewehre ganz prächtig imitiren.

Die Hauptindustrie des Landes besteht in der Fabrikation der weltberühmten Kaschmirshawls, deren Verbrauch in Europa aber seit einigen Jahren ein bedeutend geringerer geworden. Der Shawl ist nicht mehr Mode und dürfte bei den heutigen Ansprüchen an Billigkeit und häufigen Wechsel in den Trachten wol sobald nicht wieder zu Ansehen kommen. Dem kleinen Lande erwächst dadurch ein nicht unbedeutender Nachtheil, der zu einer wahren commerziellen Katastrophe führen kann.

In zweiter Linie sind die Kaschmiri sehr geschickte Goldarbeiter und besonders gediegene Kupferschmiede. Man kann in Sirinagar zu wirklich billigen Preisen sehr schöne Gold-, Silber- und getriebene Kupfersachen erstehen und staunt wirklich über die geschmackvolle und sorgfältige Arbeit. Ferner verfertigen die Leute sehr hübsche Sachen aus Papiermaché und ganz nette Malereien auf Holz. Von Stoffen sind besonders zwei Gattungen zu empfehlen: der aus feinstem Ziegenhaar verfertigte Paschmina, von außerordentlicher Geschmeidigkeit und Solidität, und in zweiter Linie der bedeutend gröbere Patu, der sich sehr gut zu Herrenkleidern verwenden läßt. Ein Anzug aus Patu von einem einheimischen Schneider in Sirinagar kam mich auf kaum 6 Rupien (circa 6 österreichische Gulden), Stoff und Façon, zu stehen.*)

Auch in Holzschnitzereien müssen die Kaschmiri früherer Zeit Bedeutendes geleistet haben; denn man findet noch in Sirinagar wunderbar geschnitzte Truhen aus Nußbaum- und Cedernholz, und auf dem Wege von Baramulla nach Kohala legt die verfallene Moschee in der Nähe von Uri Zeugniß ab von der Geschicklichkeit der Einwohner für Holzarbeiten.

Doch das Schönste in ihrer Art sind die zahlreichen alten Gegenstände aus getriebenem Kupfer, die man in Sirinagar findet. Die meisten dieser Gegenstände bestehen aus rothem, getriebenem, ciselirtem und niellirtem Kupfer, welche mit einer feinen, wie frostiges Silber glänzenden Zinnkruste überzogen sind; andere sind aus Messing getrieben und ebenfalls ciselirt. Viele dieser Gegenstände kommen aus Jarkand, sie sind aber leicht an Form und Arbeit erkenntlich. Es sind meistens Kaffeekannen, von denen oft nur Theile der Ornamentik verzinnt sind.

Die in Sirinagar verfertigten Kannen u. s. w. sind außer den vielfachen Verzierungen auch mit Inschriften geschmückt und stammen aus dem 14., 15. und 16. Jahrhundert. Die darauf gravirte Jahreszahl und der eigenthümliche typographische Charakter der Inschriften bürgt für das Alter der Gegenstände. Alle diese Sachen sind übrigens sowol in der Eleganz der Formen als auch in der kunstvollen Technik den persischen Kupferarbeiten von Kaschan und Ispahan weit überlegen. Ein bezeichnendes Merkmal der Vasen von Sirinagar ist, daß der Henkel meist aus Bronze, während die Vase selbst aus verzinntem Kupfer ist. Diese Henkel sind übrigens von einer besonders zierlichen Form, welche immer mehr oder weniger einem Delphin gleicht und an altgriechische Motive mahnt.

---

*) Auch die Teppichindustrie nimmt jetzt einen bedeutenden Aufschwung. Die in Sirinagar verfertigten Teppiche sind solid und hübsch.

Man findet auch in Sirinagar Vasen, Leuchter, Näpfe u. s. w. aus sogenanntem Bidri; es ist dies eine aus Kupfer, Zinn und Blei bestehende Composition, welche vermittels einer chemischen Lösung an der Oberfläche geschwärzt und dann mit den zierlichsten Arabesken aus eingelegten Gold- und Silberplättchen und Fädchen verziert wird. Diese letztern Gegenstände sind übrigens ebenso alt als selten.

Jedenfalls muß man aber zugestehen, daß ein Volk, das seine Küche in herrlichen Kesseln aus getriebenem und ciselirtem Kupfer, mit den geschmackvollsten Inschriften verziert, bereitet, das seinen Thee oder Kaffee aus edel geformten prächtigen Kannen getrunken, sich prunkhaft ausgestatteter Wasserkrüge und Bassins, getriebener und niellirter Platten, Vasen, Pfeifen, Leuchter, Lampen, Samovars, Lotas, Teller*), ja sogar Spucknäpfe bedient, daß ein solches Volk eine ganz besondere künstlerische Begabung besitzen muß. Wenn man dabei noch in Betracht zieht, daß alle diese Gegenstände zum täglichen Hausgebrauche, sowol im Palast des Reichen wie in der Hütte des Bauern gedient, so wird man noch mehr darüber erstaunen, und derjenige, der dies in Erwägung zieht, wird sich sagen: Wir haben es hier mit einer besonders begabten Rasse von Ariern zu thun, welche, zu wenig zahlreich und zu schwach, um den eindringenden Barbaren zu widerstehen, sich mit Leib und Seele der Kunst in die Arme geworfen haben, um in ihrer erhabenen Ausführung Trost und Selbstvergessen zu finden.

6) Der Wularsee. Gurès. Das Deosaiplateau.

Den 10. Aug. vormittags verließen wir Sirinagar, um nach dem entfernten Baltistan zu reisen. Der englische Resident hatte uns sein Boot zur Verfügung gestellt, und dank den 30 Rudern, die dasselbe in Bewegung setzten, war es uns leicht, schnell und bequem vorwärts zu kommen. Auf einem andern Boote befand sich ein junger amerikanischer Maler mit seiner Frau, welche ihre Hochzeitsreise nach dem Karakorumgebirge auszudehnen wünschten und uns begleiteten. Der Munschi, welchen mir der Maharadscha mitgegeben, Gân-Patrâ mit Namen, befand sich auf einem dritten Fahrzeug und auf einem vierten endlich unser Koch mit seinen Gehülfen und den Lebensmitteln. Es ist nicht zu glauben, mit welch zahlreicher Dienerschaft ein Engländer zu reisen pflegt. Dies hat vor allem zwei Gründe: erstens hat jeder englische Functionär eine große Anzahl Diener in seinem Hause, zweitens bringt es das indische Kastenwesen mit sich, daß ein jeder Diener seine bestimmt vorgeschriebene Beschäftigung hat, außer welcher er sich zu keiner andern herbeiläßt. Ein englischer Beamter gewöhnlicher Stellung hat wenigstens 25 Menschen in seinem Dienst; der Lieutenant-Governor von Pendschab hat deren 200—250. Dieser kolossale Hausstand ist auch der Grund, warum die meisten englischen Beamten in Indien trotz ihres hohen Gehaltes nichts ersparen können. Die vielen, oft ganz überflüssigen Diener sind eben eine echt asiatische Sitte oder Unsitte, der sich auch die eigenwilligen Engländer beugen mußten.

---

*) Das ethnographische Museum zu Paris besitzt über 150 von solchen alten Sachen, die ich ihm aus Sirinagar zugeschickt habe.

Am Abend des 10. Aug. langten wir im See Manisbâl an, in welchen man durch einen schmalen Kanal gelangt, der sich vom Dschelum abzweigt. Der See ist sehr hübsch gelegen, größtentheils mit Lotospflanzen und Wassernüssen bedeckt; am Ufer erblickt man Ruinen einer steinernen Burg unter dem Wasser; diese Burg soll von den Mongolenkaisern herstammen. Das Gestade, an welchem wir anlegten, ist mit herrlichen uralten Platanen bewachsen und unweit davon erhebt sich ein einfaches Kreuzlein mit einer Inschrift: es ist das Grab eines englischen Touristen, der hier an den Folgen des mörderischen indischen Klimas starb. Noch weiter seitwärts befindet sich eine Einsiedelei, in welcher ein besonders heiliger Fakir sein Dasein fristet. Er wird von den Muselmanen Kaschmirs als außerordentlich heilig betrachtet; denn er hat sich in der Nähe seiner Behausung, in eine Bergwand, mit Hülfe seiner Nägel sein Grab selbst gegraben. Wir beeilten uns, dem sonderbaren Manne einen Besuch abzustatten, und wurden von ihm mit Pfirsichen und Weintrauben bewirthet.

Tags darauf fuhren wir weiter und langten im Laufe des etwas stürmischen Nachmittags im Wularsee an. Dieser, der größte von ganz Kaschmir, ist ebenfalls meistens mit Schilf und Wasserpflanzen bedeckt. Die Stürme auf demselben sind sehr gefährlich, da die kaschmirischen Boote bei ihrer besonders flachen Bauart sehr leicht Schiffbruch leiden. Glücklicherweise wurde uns eine solche unangenehme Ueberraschung erspart, und am Abend desselben Tages lief unsere kleine Flotille wohlbehalten in den Hafen von Bantipur ein. Unsere Pferde, welche wir von Sirinagar vorausgeschickt hatten, erwarteten uns, und so konnten wir den 13. morgens unsere Reise unbehindert fortsetzen. Wir überstiegen zuvörderst den Tragbalpaß, von dessen Höhe man einer herrlicher Fernsicht auf das Kaschmirthal genießt, und gelangten bald in das waldige, hochromantische Thal des Kischanganga, eines großen Nebenflusses des Dschelum. So erreichten wir ohne Unfall Gurès, ein großes Dardendorf, in dessen Umgebung der Maharadscha eine kleine Bergfestung besitzt. In Gurès verweilten wir fast drei Tage, welche mein Reisegefährte zur Aufnahme von Landschaften und ich zu anthropologischen Messungen und anderweitigen ethnographischen Forschungen benutzte. Das kesselartig sich erweiternde Thal von Gurès ist besonders reizend gelegen, und die meisten Europäer, welche Kaschmir im Sommer besuchen, machen Ausflüge bis in diese Gegend, um so mehr, als sie relativ leicht zu erreichen ist. Die Darden, welche das Thal bewohnen, sind ein arischer Volksstamm ohne jegliche Beimischung von tibetanischem Blut. Es sind lange, hagere Gestalten mit Raubvogelgesichtern, tiefliegenden Augen, Adlernasen, dunkelm Haupthaar und ziemlich gebräunter Hautfarbe. Die Krankheiten der Kopfhaut sind bei ihnen häufig und dürften wol ihrer ungemeinen Unreinlichkeit zuzuschreiben sein. Sie sind sehr arm, bewohnen elende Holzhütten und nähren sich spärlich von Viehzucht und Ackerbau. Ihre Weiber haben sehr dunkle Haare und schwarze, funkelnde Augen. Bei den zahlreichen anthropologischen Messungen, welche ich unter ihnen vornahm, constatirte ich, daß sie in nichts von ihren Stammesbrüdern, den nördlichern Ariern von Hundsa und Nagyr, abwichen, ja auch der in Simla gemessene Kafir Siaposch erschien mir als ein echter Darde. Meine spätern Messungen und Beobachtungen bestätigten

diese Ansicht. Außer ein paar sehr merkwürdigen Ohrgehängen konnte ich mir ihrer Armuth wegen keine Schmuckgegenstände bei ihnen verschaffen.

Am Abend vor unserer Abreise von Gurès brachte uns die Militärmusik des kaschmirischen Forts ein Ständchen, wenn ich mich so ausdrücken darf. Die Stücke, die sie uns vorspielten, unter denen die kaschmirische Volkshymne ganz angenehm klingt, tragen alle das Gepräge großer Eigenthümlichkeit. Meiner Frau gelang es, mehrere aufzuzeichnen.

Ein ziemlich anstrengender Marsch von drei Tagen führte uns nach Barsil, welches am Fuße der Pässe liegt, welche auf das Deosaiplateau hinaufführen. Barsil, schon auf einer Höhe von 10700 Fuß gelegen, ist durchaus kein Dorf, sondern nur ein Lagerplatz, auf welchem ein paar verlassene Laubhütten stehen. Hier zweigt sich die Straße ab, welche über Astor nach Gilgit ins eigentliche Dardistan führt. Wir ließen diese Straße links liegen und erkletterten das Deosai-plateau, welches eine Höhe von 12500—13000 Fuß hat. Als wir um 11 Uhr vormittags am Rande desselben anlangten, zeigte das Thermometer + 4° C. Das Deosai- oder Teufelsplateau ist ein ausgedehnter Hochkessel, von allen Seiten mit Schneebergen umgeben, ganz nackt und steinig, auf welchem Murmelthiere und Bären hausen und einige verkümmerte Alpenpflanzen ihr Leben fristen. Drei bis vier Tage wandelt man so in einer steinigen Wüste; der schrille Pfiff des roth-felligen Murmelthieres, einige sehr seltene kleine Vögel und der mächtige Schatten eines in der Ferne entfliehenden Bären mahnen allein an Lebendes. Das ganze Plateau, wie es geologisch nachgewiesen, ist eine ehemalige Moräne, unbewohnt und nur im Sommer zu passiren, denn im Winter hindert der in den Pässen aufgehäufte Schnee jede Communication. Und doch befindet sich in dieser trostlosen Einöde der bequemste Weg zwischen Sirinagar und Skardo, der Hauptstadt Baltistans.

Wir hatten bei unserm Durchzug Regen und Hagel, und dabei litt ich be-sonders die Nacht über sehr stark an einem Uebel, das man Bergkrankheit nennt. Ich empfand Athembeklemmungen, sehr starke Kopfschmerzen, Ohrensausen, hatte Nasenbluten und blutigen Schweiß am Rücken an der Stelle, an welcher der Riemen meines Gewehrs auflag. Glücklicherweise gingen diese drei beschwerlichen Tage auch schnell vorüber und den dritten Tag überschritten wir den Burd-schilapaß und erblickten den Indusstrom zu unsern Füßen und im Hintergrunde das mächtige Karakorumgebirge mit den gewaltigen Bergriesen Guschbrum, 26876 Fuß, und Dapsang, 28263 Fuß: dieser letztere ist der zweithöchste Berg der Erde. Der Mont-Everest überragt ihn nur um kaum 221 Meter!

Es sei noch erwähnt, daß weder meine Frau noch die mit uns reisende junge Amerikanerin etwas von der Bergkrankheit empfanden. Der amerikanische Maler war ebenfalls leidend, sowie alle uns begleitenden Kaschmiri und Dogras. Unsere baltischen Träger sowie mein Diener François, ein sogenannter Portugiese aus Bombay, eigentlich ein Tamul, befanden sich ebenso wohl wie in den Thälern. Der Burdschilapaß, den wir überschritten, erreicht eine Höhe von 15800 Fuß, er war auf einen Kilometer hin mit Schnee bedeckt, in den unsere Pferde bis zur Brust einsanken; sein Uebersteigen fiel uns besonders schwer und gelang nur dank der thätigen Hülfe unsers wackern Reisemarschalls, des Munschi Gân-Pâtrâ.

Von der Höhe des Burdschila erblickt man Baltistan und seine Hauptstadt Skardo in schwindelnder Tiefe; sie liegt 7400 Fuß hoch, somit 8400 Fuß unter dem Beschauer!

Wer nicht den Thian-Schan, nördlich des Pamirplateau (im obern Serafschanthal) gesehen, der kann sich keinen Begriff von den nordwestlichen Ausläufern des Himalaya- und dem Karakorumgebirge machen. Nur sind alle Proportionen viel größer und bietet die Landschaft einen noch wildern Anblick. Auf mich hat sie einen gewaltigen, bleibenden Eindruck gemacht! Mit ihren in den Wolken sich verlierenden Felswänden, den sandigen Ufern des Indus hat sie etwas Chaotisches, etwas Antediluvianisches, das durch den Mangel jedweder Vegetation und durch die sengende tropische Hitze noch erhöht wird. Alle Augenblicke kam es mir vor, als müßte irgendeins der großen vorsündflutlichen Ungeheuer aus den Tiefen auftauchen, um dem erschreckten Wanderer den Weg zu verlegen. Einige Steine, die zu meinen Füßen herabrollten, riefen mich zur Wirklichkeit zurück. Ich blickte aufwärts und sah Heerden von wilden Ziegen, welche leichtfüßig längs der Felswände kletterten und unbekümmert um den Wanderer: ein Beweis wie selten hier die Jäger, in den Felsspalten ihre dürftige Nahrung suchten; denn außer einigen seltenen Zwergtamarisken, verkrüppelten Sträuchern und Moosen war alles kahl und felsig. Wir folgten dem Bette eines Bergstromes, der mehrmals versiegt und wieder zum Vorschein kommt, bevor er die Thalsohle des Indus erreicht, und gelangten so gegen 4 Uhr nachmittags, nach einem fast zehnstündigen Ritt, nach Karpitu, dem ersten Baltidorfe. Die Damen waren zu ermüdet, um bis zum kaum fünf englische Meilen entfernten Skardo zu reiten, und somit schlugen wir wohlgemuth unsere Zelte auf inmitten von wohlbewässerten Wiesen, Feldern und Obstgärten. Ein ehrwürdiger Greis brachte uns Milch und Früchte. Es waren dies herrliche Aepfel, Melonen, Trauben und besonders süß schmeckende Aprikosen, welchen Baltistan seine reichste Ausbeute verdankt. Sie werden nämlich getrocknet und frisch nach Kaschmir und Jarkand verschickt, und ihrem besondern Wohlgeschmack ist es zuzuschreiben, wenn die chinesischen Geographen in ihren Beschreibungen das Ländchen als das Tibet der Aprikosen preisen.

P. K. Rosegger und seine gesammelten Schriften.

Von

Albert Moeser.

Es war im Frühsommer des großen Kriegsjahres 1870, als eines Tags ein etwa in der Mitte der Zwanzig stehender junger Mann zu mir ins Zimmer trat und sich mir als P. K. Rosegger vorstellte. Freund Hamerling, von dem er mir Grüße überbrachte, hatte ihn zu mir geschickt; in allen Worten und Geberden erkannte ich sofort das liebenswürdige und herzige Naturell des steirischen Alpenkindes, und ich war lebhaft erfreut, den Verfasser der vortrefflichen steirischen Dialektdichtungen „Zither und Hackbret" kennen zu lernen, welche Robert Hamerling vor kurzem herausgegeben und zugleich mit einer, den wunderbaren Lebensgang des Dichters darlegenden Vorrede versehen hatte.

Aus dieser war mir zur Genüge bekannt geworden, daß Rosegger im Jahre 1843 in Alpel, einem kleinen Gebirgsort, drei Stunden von Krieglach an der Oesterreichischen Südbahn, geboren, in bäuerlichen und nichts weniger als auskömmlichen Verhältnissen aufgewachsen war und seine Jugend mit Garbentragen, Ochsenführen, Schafe- und Rinderhüten hingebracht hatte. Wegen seiner schwächlichen Constitution für die harte Arbeit des Bauernstandes wenig geeignet, hatte er sich im Jahre 1860 bei einem Schneider in die Lehre gegeben und bei ihm fünf Jahre lang gearbeitet. „Ich wanderte mit ihm von Haus zu Haus", sagt Rosegger selbst, „um den Bauern die Kleider zu machen. Ich habe in verschiedenen Gegenden, im cultivirten Mürzthale wie im verlassenen Fischbacher Walde, in mehr als 60 Häusern gearbeitet, und diese Zeit und Gelegenheit war meine Hochschule, in welcher ich das Bauernvolk so recht kennen lernen konnte." Während dieser Schneiderzeit war nun aber in Rosegger bereits der Dichter erwacht, und die Einsendung einer Auswahl seiner Producte an die „Gratzer Tagespost" hatte seinem Leben eine neue Richtung gegeben. Der Redakteur des Blattes, Dr. Swoboda, hatte sofort das unzweifelhafte Talent des Einsenders erkannt und demgemäß in seinem Blatte mit aller Entschiedenheit auf dasselbe hingewiesen. Infolge davon waren denn mit einem Interesse und einer Liberalität, wie sie wol nur im sangesfreudigen Oesterreich poetischen Talenten gegenüber vorkommen, hauptsächlich durch eine Vereinigung von gratzer Privaten Mittel und Wege geschafft worden, um den jungen Mann aus seiner bäuerlichen Umgebung zu reißen und mit der modernen Bildung bekannt zu machen. Jahre-

lang hatte Rosegger alsdann mit angestrengten Studien verbracht, und nach Abschluß derselben, und nachdem er mit „Zither und Hackbret" sich als Dichter legitimirt hatte, war ihm dann durch die nämlichen gratzer Gönner auch noch die Möglichkeit gewährt worden, eine umfassende Rundreise durch Deutschland, Holland, die Rheingegenden und die Schweiz zu machen.

Auf dieser Reise kam Rosegger 1870 nach Dresden und zu mir, und es ist begreiflich, daß er nach einer so ungewöhnlichen Vergangenheit mein Interesse in nicht gewöhnlichem Maße wach rief.

Geschrieben und herausgegeben hatte er, wie gesagt, damals erst Weniges, nämlich außer dem schon genannten Buche „Zither und Hackbret" nur noch ein ähnliches Werk: „Tannenharz und Fichtennadeln" und die „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande".

Inzwischen sind aufs neue über zehn Jahre verflossen (ein zweites mal hat mich Rosegger besucht 1878). Innerhalb dieses Zeitraums hat er eine ganz außerordentliche Fruchtbarkeit entwickelt; von der anfänglichen Dichtung in gebundener Rede ist er zu prosaischen Darstellungen übergegangen, und in verhältnißmäßig noch jungen Jahren ist er in der Lage gewesen, jüngst eine, 12 Bände umfassende, Gesammtausgabe seiner Schriften (bei Hartleben in Wien) erscheinen zu lassen, welche etwas näher zu betrachten sich unzweifelhaft der Mühe verlohnt.

Wie Rosegger mit der dichterischen Verherrlichung des Alpenlebens begonnen hat, so ist er diesem seinen Stoffgebiet auch weiterhin dauernd treu geblieben; hier haben sich einmal in seltener Weise der richtige Darsteller und der richtige Stoff zusammengefunden; wie Antäus die Erde berühren muß, um neue Kraft zu verspüren, so wird sich Rosegger nur auf dem Boden seines Heimatlandes seiner eigenartigen Begabung bewußt und vermag dieselbe auszuüben. Auch diese Gesammtausgabe schöpft in allen ihren 12 Bänden vorwiegend aus dem unendlich reichen Born der Poesie des Alpenlebens, und zum nicht geringen Theile wird man gerade hierin einen Grund für Rosegger's bisherige Erfolge und eine Garantie für die Zugkraft dieser Gesammtausgabe zu sehen haben. Denn je complicirter und verworrener, nervenaufregender und betäubender das moderne Leben in politischer, socialer, religiöser und philosophischer Beziehung wird, desto größer wird in den Menschen der Gegenwart die Rousseau'sche Sehnsucht nach einfacher Natur und einfachen Menschen; und wie die allsommerlich immer zahlreicher werdenden Alpenfahrten sicherlich nicht blos auf schale Vergnügungssucht, sondern vor allem auch auf diesen tief sehnsüchtigen Zug nach den Tröstungen und der seelenbefreienden Wirkung einer großen Natur zurückzuführen sind, so wird auch der moderne Leser mit besonderer Vorliebe zu einer Lektüre greifen, die ihn auf dem Wege der Phantasie in jene Gegenden entrückt und eine ähnliche Wirkung verspricht. Wer die Alpen noch nicht kennt, wird sich von Rosegger wenigstens in Gedanken gern dorthin versetzen lassen; wer sie kennt, wird bei der Lektüre daheim, vielleicht an trüben Wintertagen, in wehmüthiger und doch schöner Erinnerung an die einst geschaute Herrlichkeit schwelgen, und die Wirkung wird stets eine um so größere sein, je ferner für gewöhnlich dem betreffenden Leser das Alpengebiet

gerückt ist. Aus diesem Grunde wird es kaum überraschen, daß — wie ich aus Rosegger's eigenem Munde weiß — dessen Schriften ganz besonders in Norddeutschland gelesen werden und anhängliche Freunde zählen. Mit Rücksicht darauf aber wäre entschieden zu wünschen gewesen, daß in Rosegger's prosaischen hochdeutschen Schriften eine große Zahl von provinziellen Dialektausdrücken, die durchaus nicht für die Localfärbung wesentlich und für den Norddeutschen vollkommen unverständlich sind, in Wegfall gekommen und durch die gemeingebräuchlichen ersetzt worden wären. Für einen Schriftsteller, der auf Geltung nicht blos in einem Bruchtheile Deutschlands Anspruch erhebt und Anwartschaft hat, scheint mir dieser Punkt durchaus nicht unwesentlich, und vielleicht wendet ihm Rosegger bei spätern Auflagen sein Augenmerk zu.

Es wäre indeß unrecht, zu glauben, daß der Stoff allein oder wenigstens in allererster Linie das in Rosegger's Schriften Wirksame sei. Vielmehr bringt Rosegger eine Reihe von subjectiven Eigenschaften mit, deren Thätigkeit den Stoff allererst zu dem macht, was uns an ihm gefällt und anzieht, und wie es einerseits richtig ist, daß Rosegger, wenn an einem andern Orte und fern dem Alpengebiet geboren, vielleicht gar kein oder kein namhafter Schriftsteller geworden wäre, so könnten andererseits zehn begabte und auch mit dem Alpengebiet vertraute Schriftsteller dieselben Stoffe behandeln, ohne doch dieselben Wirkungen zu erreichen wie Rosegger.

Er hat zunächst einen ungemein feinen Blick für die Schönheit der Landschaft und eine auf das zarteste entwickelte Empfindung für ihre Seele, eine Empfindung, die nicht blos auf langem und von Jugend auf vertrautem Verkehr mit der Natur, sondern vor allem auf angeborener Feinfühligkeit und tiefstem Naturinstinct beruht. Die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Bergwelt, sei es in trüber, sei es in heiterer Beleuchtung, werden uns mit unverkennbarster Naturwahrheit vor die Seele geführt; die Farbenscala Rosegger's läßt nichts zu wünschen übrig; die eigenste Anschauung und die intuitivste Erinnerung gibt ihm überall die richtigen Schattirungen an die Hand. Er zeigt sich hier in allen Beziehungen als der würdige Schüler Stifter's, den er sehr verehrt und in dessen Fußstapfen er namentlich in seinen frühern Schriften mit Bewußtsein wandelt, und er bringt als solcher vielfach landschaftliche Stimmungsbilder zu Wege, wie sie nur einer echt dichterischen Natur gelingen.

Aber nicht blos die Natur, auch der Mensch kommt in Rosegger's Darstellungen durchaus zu seinem Rechte. Nichts wäre verkehrter, als anzunehmen, daß das Leben der steirischen Bauern keine Gelegenheit zu tiefgehenden Seelengemälden gäbe. Die menschlichen Leidenschaften und Empfindungen bleiben sich ihrem Kerne nach in allen Ständen so ziemlich gleich. Der Bauer liebt und haßt so gründlich und oft gründlicher als der Stadtmensch; Standesvorurtheile sind beiden nicht fremd, diese wie auch das Verhältniß von Armuth und Reichthum erzeugen Conflicte hier wie dort; auch der Bauer hat seine sozusagen metaphysischen, wenngleich ungeschulten Gedanken, und in der Vorführung aller dieser Beziehungen, Verhältnisse und Empfindungen darf Rosegger als ein wahrer Herzenskündiger gelten: seine Figuren sind stets in ihrer Tiefe erfaßt; von innen heraus werden sie mit

plastischer Deutlichkeit vor uns hingestellt, und wir lernen durch ihn eine Galerie von bäuerlichen Charakterköpfen kennen, die sich von der Verblasenheit mancher modernen Novellenfiguren aus dem Salon günstig genug abheben.

Abgesehen von diesem Geschick in der Natur- und Menschendarstellung liegt noch über dem Ganzen stets jenes undefinirbare Etwas, welches sich schwer in Worte fassen läßt, welches jedem Dichtwerk allererst seinen eigensten Reiz verleiht und welches ich in diesem Falle die specifische aromatische Blume des eigensten Rosegger'schen Geistes und seiner besondersten Subjectivität nennen würde. Ueberall spürt man zwischen den Zeilen die unbedingte Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit einer tüchtigen, das Schöne liebenden und das Gute wollenden Natur und zugleich eine Liebenswürdigkeit und herzige Schalkhaftigkeit, wie sie in dieser Weise wol nur den Kindern der Alpen eigenthümlich ist. Diese individuellen Charakterzüge verbunden mit den obigen mehr objectiven Tugenden des Schriftstellers bewirken, daß eigentlich kein einziges Stück von Rosegger langweilig ist und daß er uns selbst da noch fesselt, wo wir vielleicht manche aus andern Gründen hervorgehende Bedenken nicht unterdrücken können.

Daß sich Rosegger im übrigen um ästhetische Gesetze nicht eben viel kümmert, sie in seiner glücklichen Naturwüchsigkeit vielleicht gar nicht kennt, daß seine Erfindungen nicht immer wahrscheinlich, seine Stoffe mitunter abstoßend, seine Composition nicht immer gerundet und die ganze Behandlung oft etwas flüchtig ist, daß überhaupt in Betreff des poetischen Werthes zwischen seinen verschiedenen Producten oft ein nicht unerheblicher Unterschied stattfindet: das kann und soll nicht geleugnet werden. Wir wollen jetzt die Bestandtheile der Sammlung einer etwas nähern Betrachtung unterwerfen.

Diese Bestandtheile lassen sich wesentlich in drei Gruppen zusammenfassen: 1) Schriften ethnographischen Gehalts, 2) Biographisches, 3) Novellistisches.

Zu der ersten Gruppe gehören „Die Aelpler" und „Das Volksleben in Steiermark", in denen Rosegger natürlich im Vergleich mit seinen andern Schriften am wenigsten selbstschöpferischer Poet ist. Er beschränkt sich hier darauf, die einzelnen Typen und Gebräuche, wie sie das Alpenleben bietet, reproducirend wiederzugeben und dem Leser vorzuführen. Doch versteht sich von selbst, daß es immer noch einen gewaltigen Unterschied macht, ob der erste beste trockene Ethnograph oder Rosegger eine derartige Darstellung unternimmt, und daß auch die in Rede stehenden Skizzen die Eigenart des Rosegger'schen Geistes in keiner Weise verleugnen.

Zu der zweiten Gruppe oder dem biographischen Gebiete gelangen wir mit den Aufzeichnungen, welche betitelt sind „Am Wanderstabe". Dieselben bieten zunächst „Eine Wanderung durch Steiermark"; sie zeigt alle Vorzüge der landschaftlichen Stimmungsmalerei, welche wir dem Dichter oben nachgerühmt haben. Daß Rosegger aber durchaus nicht die Großartigkeit der Alpenwelt zur Folie zu nehmen braucht, um fesselnd zu schildern, das beweist die zweite Abtheilung „In der weiten Welt", in welcher uns Rosegger seine Fahrten durch die Sächsische Schweiz, Weimar, Berlin, Rügen, Holland u. s. w. erzählt, also durch Gegenden und Orte, über welche der ersten Muthmaßung nach kaum noch etwas

Neues zu sagen sein dürfte. Rosegger aber tritt als ein vollständig Fremder zum ersten mal an dieselben heran, und da er überall mit eigenen Augen sieht und überall seine eigenartige Natur mitbringt, so tragen auch diese kleinern Reisebilder durchaus markante Züge, und die Sächsische Schweiz z. B. dürfte nie so köstlich geschildert worden sein. Auch was Rosegger über Italien sagt, so wenig es ist, gehört keineswegs zu dem tausendmal Gesagten, und die classischen Stätten, gesehen mit dem Auge des steirischen Naturpoeten, gewinnen theilweise eine ganz aparte Beleuchtung. Die dritte Abtheilung dieses Bandes bildet eine 30 Seiten lange Selbstbiographie im streng wahrheitlichen Sinne dieses Wortes. Gleichfalls biographischer Natur, aber doch schon Dichtung und Wahrheit sind die zwei Bände, welche den Namen „Waldheimat" tragen. Natürlich handelt es sich auch hier zunächst um Selbsterlebtes; aber Rosegger sagt in der ebenerwähnten eigentlichen Selbstbiographie ununwunden, daß er mit den Erlebnissen seiner Jugend hier „gespielt" habe, d. h. er wird wenig oder nichts direct erfunden haben; aber er hat es dem freien Spiele der dichterischen Phantasie unterzogen, er hat es künstlerisch geschliffen und abgerundet und so eine große Reihe von Genrebildern zu Stande gebracht, die, wenn nicht immer äußere, so doch jedenfalls innere Wahrheit enthalten und die in ihrer Art zum Reizendsten gehören, was sich finden läßt, und oft nur des Rhythmus und Reims bedürfen, um jeder Gedichtsammlung Ehre zu machen. Schließlich ist auch biographischer Natur für jeden Eingeweihten die Geschichte „Heidepeter's Gabriel". Rosegger erzählt hier allerdings nicht in erster Person, sondern wir haben scheinbar eine objective Novelle vor uns. Es bleibt aber niemand lange verborgen, daß dieser Heidepeter kein anderer als Rosegger selbst ist, und wie wir in diesem Buche seine Jugendgeschichte nochmals in dichterisch gemodelter und verklärter Gestalt wiederfinden, so hat er auch seine spätern Lebensschicksale, auf die wir zum Schluß noch kurz zurückkommen wollen und die der Romantik durchaus nicht entbehren, mit all ihrer Lust und all ihrem Leide sich selbst gegenständlich gemacht und uns auf diese Art einen Lebenslauf geschildert, der in seinen äußern Vorgängen wie in Betreff der Entwickelung des Innenlebens durchaus fesselnd und vielfach sehr ergreifend wirkt.

Zu der dritten Gruppe, d. h. den Werken objectiv-novellistischer Darstellung gelangen wir mit den „Sonderlingen aus dem Volke der Alpen". Es könnte allerdings auf den ersten Blick scheinen, als ob es sich auch hier lediglich um die Reproduction von Alpentypen handle und als ob das Buch mehr zur ersten als zu dieser dritten Klasse gehöre. Dem ist aber nicht so; vielmehr beabsichtigt der Verfasser hier nicht blos eine photographische Wiedergabe von Gebirgscharakteren, sondern es haben die betreffenden Skizzen zum nicht geringen Theile einen erzählenden Kern; es sind meist Novelletten von durchaus anmuthender Art und zeigen Rosegger's darstellendes Talent von der günstigsten Seite. In weit höherm Maße aber gilt dies selbstverständlich von den „Novellen", welche volle drei Bände füllen. Bei der hier gebotenen gedrungenen Darstellung kann ich mich natürlich auf eine eingehende Kritik der einzelnen längst erschienenen und schon früher vielfach besprochenen Novellen nicht einlassen. Die Vorzüge und allenfallsigen Schwächen der Rosegger'schen Erzählungsart habe ich schon oben charakterisirt, und so kann ich

denn nur sagen, daß ich bei weitem die meisten Erzählungen dieser drei Bände für in ihrer Art vorzügliche Schöpfungen halte, deren sich der beste Novellist nicht zu schämen hätte und auf die sich Rosegger's dichterische Bedeutung in erster Linie gründet. Unter den durchweg vorzüglichen Nummern des ersten Bandes finde ich am bedeutendsten „Der Geldfeind" und „Das Reich Gottes", weil hier die an sich vortreffliche Erzählung von einem originellen socialpolitischen und metaphysischen Gedanken durchzogen wird, der aber nirgends in seiner Abstraction hervortritt, sondern überall nur die Folie für concret-realistisches Leben bildet. Im zweiten Bande entrollen „Der Höllbart" und „Die Mission zu Falkenbach" großartige und ergreifende Gemälde, welche sich auf dem Hintergrunde des hierarchischen Lebens abspielen. Auch „Der Waldstreit" ist eine sehr anziehende Novelle. Dagegen habe ich mich mit dem „Hinterschöpp" nicht befreunden können. Der Held der Geschichte wirkt zu abstoßend, und das Ganze ist unwahrscheinlich. Letzteres gilt auch von der Schlußnovelle des Bandes: „Die Pfingstnacht". Der dritte Band bringt gleichfalls eine Reihe vortrefflicher Nummern; doch ist das Stück „Ums Heimatland" mehr Skizze als eigentliche Novelle, und erklären muß ich mich gegen die beiden Erzählungen „Der Wildschütz" und „Der Liebste ist mein Glaube". Wenn in der erstern ein Wildschütz sein kleines Kind, dessen Bewachung er der Mutter versprochen hat, mit auf die Jagd nimmt und, nach glücklichem Schusse von Jägern verfolgt, das Kind, um nicht durch dessen Schreien verrathen zu werden, so heftig an sich drückt, daß er dasselbe, ohne es zu wissen und zu wollen, schließlich als Leiche in den Händen hält und dadurch der Wildschützenlust für immer entwöhnt wird, so wirkt das nach meiner Gefühlsweise einfach entsetzlich und man legt das Buch verstimmt aus der Hand. Verstimmung muß auch die zweitgenannte Novelle erwecken. Hier wird ein von der Gesellschaft Ausgestoßener vom Dichter so geschildert, daß der Leser ihn beinahe bis zum Schlusse für einen trefflichen, von Vorurtheilen unschuldig verfolgten Menschen halten muß und vollkommen mit dem edeln Heroismus eines Mädchens sympathisirt, welches der Welt zum Trotz mit ihm nach Amerika fliehen will. Wenn der betreffende sich nun trotzdem schließlich unerwartetermaßen als Lump und Deserteur entpuppt, so ist das Mädchen die unschuldig Geprellte; der Leser ist in seiner gerechten Erwartung betrogen, und das Ganze schließt unbefriedigend.

Gleichfalls ins Gebiet der Novellen oder theilweise wenigstens Novelletten gehören die unter dem Titel „Feierabende" vereinigten Erzählungen, die in „lustige und finstere" Geschichten zerfallen. Doch sind die erstern nicht eigentlich humoristischer Natur, sondern nur im Vergleich mit den in der zweiten Abtheilung enthaltenen düstern Geschichten von verhältnißmäßig heiterm Charakter. Sie sind im ganzen von etwas harmloser Natur und man darf nicht zu hohe Ansprüche an sie stellen. Anstößig finde ich darunter „Sanct-Joseph der Zweite". In dieser Geschichte erwählt sich ein Zimmermann, um es in der Frömmigkeit recht weit zu bringen, auf Rath seines Beichtigers, eines jungen Klostergeistlichen, den heiligen Joseph als Vorbild und Schutzpatron und gelobt demselben — Entsagung seinem Weibe gegenüber. Sein Weib hat gleichfalls den jungen Klostergeistlichen zum Beichtiger erkoren, und es dauert nicht lange, so bekommt der enthaltsame Ehemann von seinem

Weibe — ein Kind. Die Geschichte ist deutlich, aber weder lustig noch erbaulich, sondern ziemlich undelicat und abstoßend. Die Geschichten der zweiten Abtheilung sind höchst melancholischer Art, aber darum noch nicht gerade unbefriedigend, weil ihr Ausgang zum Theil nur ein tragischer sein konnte. Doch hätten auch hier einige Geschichten fortbleiben können, weil das Letztgesagte bei ihnen nicht zutrifft. Die Krone und Perle der Rosegger'schen Erzählungskunst sind aber bisjetzt jedenfalls „Die Schriften des Waldschulmeisters", mit welchem Buche sich Rosegger verdientermaßen die Herzen vieler Leser erobert hat. Es ist dasjenige Buch, in welchem die oben erwähnte stimmungsvolle Landschaftsmalerei im Geiste Stifter's ihre schönsten Triumphe feiert. In Betreff der Darstellung des Menschenlebens waltet in demselben eine virtuose Kleinmalerei, die in gleich wohlthuender Weise innerhalb der jüngsten deutschen Literatur mir nur bei Raabe's „Chronik der Sperlingsgasse" vorgekommen ist. Wie in dem letztgenannten Buche bewegen wir uns auch in den „Schriften des Waldschulmeisters" auf allerengstem Gebiete. Ein weltabgeschiedenes und verlorenes Alpenthal bildet die Scene des Ganzen, ein Thal, in dessen hinterste Gründe kaum noch der Arm der weltlichen Obrigkeit reicht. Und deshalb strömt hier alles wilde Volk zusammen, welches, ohne direct der Verbrecherwelt anzugehören, doch Ursache hat, das Auge der weltlichen Obrigkeit zu meiden. In diesem Thale herrschen somit vollkommen ursprüngliche Zustände; die Situation im kleinen entspricht demjenigen, was Hobbes im großen das bellum omnium contra omnes nennt; wir sehen die vollkommen gesetzlos lebende Urgemeinde vor Beginn des Staates. Wie nun aus diesen anarchischen Zuständen sich allmählich geordnete entwickeln, wie die wüste Horde sich nach und nach zu einem Verbande zusammenschließt, in dem Gesittung, Recht und Religiösität zu herrschenden Mächten werden: das ist der Proceß, dessen Schilderung sich Rosegger als Aufgabe gesetzt und mit großer Kunst durchgeführt hat, indem er uns das zu Schildernde in Form einer Chronik vorführt, welche der Schulmeister des Ortes angeblich hinterlassen haben soll. Der Werdeproceß selbst in seinem allmählichen Fortschritt ist, wie gesagt, mit den lebendigsten Einzelzügen geschildert, und zugleich schwebt über dem Ganzen der Geist edelster Humanität, und Rosegger's Subjectivität treibt hier ihre schönsten Gedanken- und Gefühlsblüten.

Ein Gegenstück zu dem ebengenannten Werke bilden „Die Gottsucher", ein Roman, in welchem geschildert wird, wie — zur Zeit des Mittelalters — eine Gemeinde vom Bannstrahl getroffen wird und demzufolge in ihrer äußern und innern Existenz allmählich verödet und zu dem Zustande gelangt, in welchem die „Schriften des Waldschulmeisters" ihren Anfang nehmen. Der Roman ist bisjetzt erst in Rosegger's Zeitschrift „Der Heimgarten" erschienen und soll erst demnächst als Fortsetzung der uns beschäftigenden Gesammtausgabe erscheinen. Ich kann somit vorläufig auf eine genauere Betrachtung desselben nicht eingehen.

So hätte ich nur noch Weniges über Rosegger's Leben nachzutragen von dem Punkte an, wo oben abgebrochen worden ist, d. h. seit dem Jahre 1870. Nachdem die Idee, als Buchhändler oder Kaufmann sich eine solide sociale Existenz zu gründen, von Rosegger sehr bald in ihrer Zweckwidrigkeit durchschaut

und als mit seiner Natur im Widerspruch stehend beiseitegeworfen worden, hat sich Rosegger definitiv dem freien Beruf des unabhängigen Schriftstellers gewidmet, und die vielen Freunde, welche ihm seine bisherigen Schriften erworben, und der materielle Erwerb, den sie ihm beschert haben, gestatten ihm vollkommen, auf die Macht seiner Feder zu vertrauen und in ihr die zuverlässige Stütze auch seines zukünftigen Lebens zu sehen. Als vollkommener Herr seiner Zeit, lebt er des Winters in Gratz und des Sommers auf einer selbsterworbenen Besitzung in seiner schönen Heimat bei Krieglach, zu der es ihn, wie er uns selbst sagt, aus allen Fernen stets mächtig wieder zurückzieht. Wenn aber oben gesagt ist, daß, auch abgesehen von seiner Jugendgeschichte, die Romantik seinem Leben nicht fern geblieben sei, so bezieht sich das speciell auf die Geschichte seiner Ehe, die, auch ohne jede poetische Ausschmückung, eine treffliche Novelle für sich ist. Rosegger befindet sich nämlich eines schönen Sommers in seiner Heimatgegend, als zwei Verehrerinnen aus Gratz dorthin eine Wallfahrt unternehmen, um Rosegger's Geburtsstätte kennen zu lernen. Zu Berge steigend treffen sie durch ein glückliches Ungefähr mit Rosegger, der ihnen persönlich unbekannt ist, auf dem Wege zusammen, gehen ihn um seine Führung an und legen während derselben im Laufe eines Tages ihrer Begeisterung natürlich keinerlei Schranken auf, da sie ja nicht ahnen können, daß der Dichter selber sie führt. Schließlich gibt sich Rosegger zu erkennen, und die eine dieser Verehrerinnen — Anna Pichler heißt sie — ist bald darauf Rosegger's Frau geworden. Sie hat ihn sehr glücklich gemacht, hat ihm zwei Kinder geschenkt, ist aber bald nach dem zweiten Kindbett gestorben. Im Jahre 1878 hat der Dichter ein zweites glückliches Ehebündniß geschlossen.

Das Transvaal und seine neueste Geschichte.

I.

Vor funfzig Jahren waren die Lande des jetzigen Transvaal in Südafrika dicht besetzt mit den großen Dorfschaften der Betschuana und verwandter Bantustämme, als von Norden her der gewaltige Verheerungszug Moselekatse's, des Fürsten der Matabele, eines Zweiges der Zulu, über diese Lande hereinbrach. Was dem Gemetzel entkam, flüchtete zu den benachbarten Kafirstämmen. Giraffe, Rhinoceros und Elefant streiften durch die Dörfertrümmer, wo jetzt die Städte Pretoria und Potchefstroom stehen. Dem Zuge Moselekatse's gerade entgegen kamen die Voortrekker, die erste Abtheilung der großen holländischen Auswanderung von 1835—36. In schwerem Kampfe überwanden sie die gewaltigen Scharen des Verwüsters und trieben sie nach Nordosten, nach dem Lande, wo die Matabele unter ihrem König Lobengulo, Moselekatse's Nachfolger, jetzt wohnen, 950 Kilometer nördlich von Zululand zwischen Limpopo und Sambesi.

Das Trekken (Ziehen, Wandern) über die Coloniegrenze fand bereits häufig statt unter den alten holländischen Gouverneuren am Cap, welche strenge Verfügungen dagegen erließen; die britische Emancipation der Sklaven war jetzt Veranlassung einer großartigen Auswanderung in Masse geworden. Die englische Regierung war bei der Ausführung der Sklavenemancipation in der Capcolonie ohne nähere Berücksichtigung der Verhältnisse der dortigen Ansiedler verfahren. Gewöhnlich waren die Sklaven bei den holländischen Landwirthen besser behandelt worden, als sonst in den meisten Colonien üblich war. Die Erbitterung über ungerechte, unverdiente Härte der Behandlung erhöhte den Schmerz über den großen pecuniären Verlust, die Beraubung der Arbeitskräfte, welche die Emancipation verursachte. Deshalb war diese Auswanderung nicht blos von den unbemittelten, oder den blos wanderlustigen Leuten veranstaltet, sondern auch die bemittelten, angesehenen Leute verließen Haus und Hof, ihr Erbe seit Generationen, hinauszuziehen in die weite Wildniß jenseit des Oranje, nachdem sie zuvor sämmtliches Gut und jede Habe in Rinder und Schafe, Pferde, Wagen und ähnliches bewegliches Vermögen umgewandelt hatten.

Beim Uebergang über die Grenze erließen die Auswanderer folgende Adresse an die Colonie: „Wir verlassen diese Colonie im vollen Vertrauen, daß die eng-

lische Regierung nichts weiter von uns zu fordern hat und uns gestatten wird, daß wir uns selbst regieren ohne weitere Einmischung. Wir gedenken während unsers Zuges und nach Ankunft in dem Lande, wo wir auf die Dauer verbleiben werden, den eingeborenen Stämmen unsern Wunsch kundzugeben, in Frieden und Freundschaft mit ihnen zu verkehren. Wir sind entschlossen, überall, wohin wir gelangen, die Grundsätze der Freiheit aufrecht zu halten. Wir werden darauf achten, daß niemand sich im Stande der Sklaverei befinde, gedenken jedoch, Verfügungen zu treffen zur Unterdrückung der Verbrechen sowie zur Aufrechthaltung des geziemenden Verhältnisses zwischen Herrn und Diener."

Der Generalanwalt der Colonie, vom Gouverneur befragt, ob die Auswanderer sich in der beabsichtigten Weise der britischen Unterthanenschaft entziehen könnten, gab darüber folgende Erklärung ab: „Die betreffenden Personen beabsichtigen augenscheinlich ihr Heil in einem andern Lande zu suchen, und betrachten sich, soweit es die Colonie des Caps der Guten Hoffnung betrifft, nicht länger als britische Unterthanen. Würde es also zweckmäßig und gerecht sein, selbst wenn es möglich wäre, solche mit ihrem Zustande unzufriedenen Leute an dem Versuche zu hindern, ihre Verhältnisse in irgendeinem ihnen genehmern Theile der Welt zu bessern? Eine solche Auswanderung, die von Großbritannien nach den Vereinigten Staaten, findet täglich statt. Gibt es irgendein ausreichendes Mittel, Personen zurückzuhalten, welche entschlossen sind, sich fortzubegeben, ausgenommen, sie zu erschießen, wenn sie über die Grenzlinie gehen? Ich glaube es nicht. Demnach würde das Heilmittel schlimmer sein als das Uebel. Die Regierung hat also, wenn ich zur richtigen Ansicht gelangt bin, nicht die Macht, das Uebel zu verhindern, falls es ein Uebel ist."

Der große Trek mit seinen langen, schweren Wagenzügen ging also über den Grenzfluß. Nach Verlauf von zwei Jahren, nach langen Mühen und Nöthen, schweren Kämpfen mit Löwen, den tigerherzigen Matabele, mit Dürre und Sturm standen die berittenen Vortrekker am Rande des Drakenbergplateau und erblickten von dieser hohen Warte in Frühlingsblüte die prachtvoll grünen Anhöhen und Thäler von Natal, die ihnen doppelt prachtvoll erschienen nach den durchzogenen braunen Prairien. Das war, so dachten sie, das ihnen beschiedene Gelobte Land. Die Wagenreihen fuhren also den steilen Abhang des Gebirges hinunter, und das schöne Land lag bereit zur Besitznahme. Nur hier und da fanden die Wanderer die modernden Ruinen der Hütten, nur hier und da die schwachen, verkommenen Reste der einheimischen Stämme. Denn der schreckliche Tschaka, der König der Zulu, hatte nach seiner Weise die Einwohner niedergemetzelt, zersprengt und fortgeführt. Allein die Wanderer sollten das herrenlose Land keineswegs ohne Kampf in Besitz nehmen. Dingan, der Zulukönig, Tschaka's Nachfolger, beanspruchte die Herrschaft. Pieter Retief, der kühne Anführer der Boers, nebst 70 ihrer besten Männer, wurde in dem Kraal des Königs, wo er sich befand, um zu unterhandeln, meuchlerisch erstochen, und darauf stürmten die Mordscharen der Zulu heran gegen die Wagenburgen der Boers. Doch nur in einigen Lagern gelang ihnen das Morden; die Boers rückten ihrerseits in Zululand ein. Dann rückten zwar die Zulu wieder

in Natal ein; aber schließlich brachen die Boers die Macht der Zulu am Schwarzen Umvolosi und zerstörten den Kraal des Königs. Da sangen die Boers ihr „Nun danket alle Gott!“ wahrhaft aus des Herzens Tiefen. Doch noch war das Danklied nicht verhallt, da erschien eine Proclamation des Gouverneurs am Cap, der bisher keine Theilnahme für das Geschick der Boers bezeigt hatte. Die Proclamation sagte, es sei unumgänglich erforderlich, die Boers gegen die Zulu, sowie die Zulu gegen die Boers zu schützen; auch könne den Boers als britischen Unterthanen nicht gestattet werden, in Natal ein unabhängiges Gemeinwesen zu gründen. Der Proclamation folgte ein Detachement von 100 Mann Infanterie und einer Kanone. Die Boers hatten sich Hütten gebaut, und einige waren bereits recht wohnlich eingerichtet; allein meistens gewahrte man bei ihnen Dürftigkeit, wenn nicht Elend. Viele Familien, die noch vor kurzem in der Colonie sich im Wohlstand befanden, waren jetzt in solcher kläglichen Lage. Allein sie ertrugen ihre Beschwerden mit einer Standhaftigkeit, die erstaunlich war; nur einzelne verriethen Neigung zur Rückkehr nach der Colonie. Sie erklärten, daß sie jetzt von der englischen Regierung nichts verlangten, als nicht weiter von ihr behelligt zu werden. Besonders entschieden zeigten sich die Weiber in ihrer Abneigung gegen das englische Regiment. Viele früher wohlhabende Frauen, die mit dem mannichfachen Ungemach, das mit ihrer gegenwärtigen Lage nothwendig verknüpft war, fortwährend zu kämpfen hatten, viele, die ihren Gatten, ihre Brüder, ihre Söhne im Kampfe mit den Wilden verloren, verwarfen doch mit Hohn jeden Gedanken an eine Rückkehr nach der Colonie. Wenn einer unter den Männern anfing zu verzagen, so ermuthigten sie ihn zu neuen Anstrengungen.

Nach Verlauf einiger Monate wurde das „schützende“ Detachement zurückgezogen und die Boers waren wieder sich selbst überlassen. Sie begannen ihre neue Hauptstadt zu bauen, zogen in altholländischem Stil freundliche Kanäle und Baumgänge durch die Straßen und nannten den Ort Pietermaritzburg zu Ehren ihrer gefallenen Führer Pieter Retief und Maritz Gert (1839). Bald zeigten sich auch auf dem Lande, vom Drakenberg bis zur See, stattliche Gehöfte. Die Boers nannten ihre Regierung die Maatschappij (Genossenschaft) Natalia. Da kam (1842) die Proclamation des Capgouverneurs, welche die Einwohner belehrte, daß sie noch nicht von der britischen Unterthänigkeit entbunden seien, und darauf rückte plötzlich wieder eine Abtheilung englischer Soldaten ein, welche die Hafenstadt Durban (Port Natal) im Namen der Königin in Besitz nahm. Die Boers griffen zu den Waffen und belagerten die Truppen in Durban. Verstärkung kam vom Cap, die belagerte Garnison wurde entsetzt, und die Boers erkannten, daß fernerer Widerstand vergeblich war. Sie setzten abermals ihre Gehöfte gegen Heerden, Pferde, Wagen um, und spannten die Ochsen ein zur abermaligen Wanderung in die öde Wildniß. Ehe sie jedoch ihr Gelobtes Land schließlich aufgaben, wollten sie noch versuchen, was sie ausrichten könnten, wenn sie sich unmittelbar an den Gouverneur der Capcolonie wendeten. Zu diesem Zweck entsandten sie Pretorius, ihren ersten Führer. Dieser machte die Reise zu Pferde; es war Regenzeit, die Flüsse waren ausgetreten, die Wege äußerst schwierig. Nach einem Ritt von 1440 Kilometer konnte er eine Audienz beim Gouverneur nicht durchsetzen. Der

Gouverneur gestattete nur schriftlichen Verkehr und blieb persönlich unzugänglich. Pretorius richtete demnach eine Zuschrift an denselben, welche mit folgenden Worten schloß: „Wo war die Regierung mit ihrer schützenden Macht, als wir in Noth und blutigem Kampf uns in der Mitte grausamer Wilden befanden? Es war freilich unsere eigene Wahl, und hätte man uns ungestört uns selbst überlassen, so würden wir jene Wahl auch nicht bereut haben, weil wir uns einen wirklichen Schutz gewährt haben würden. Woher kommt es, daß seit der Ankunft der britischen Soldaten in Natal unsere Anzahl nicht um einen einzigen holländischen Bauer sich vermehrt hat, obgleich das Land durch seine offenen Gefilde und seinen fruchtbaren Boden die Wanderer einlud? Welches Ungemach müssen wir in der Wildniß ertragen und was ist die Ursache? Daß Ihre Majestät ihren gnädigen Schutz hat Natal zutheil werden lassen, und dieser Schutz von der großen Mehrheit derjenigen, welche in der Colonie Erfahrungen gesammelt haben, als Beraubung, Unterdrückung, Vertilgung empfunden wird. Ich trete morgen meine Reise nach Natal mit schwerem Herzen an. Den Zweck, um dessentwillen ich allen Beschwerden mich aussetzte und Weib und Kind unbeschützt zurückließ, habe ich nicht erreicht. Ich habe somit eine lange Reise ohne Erfolg vollendet und kehre zu meinen Wählern zurück, um zu berichten, daß ich ihn weder gesehen noch gesprochen habe, den Löwen der Colonie, Sir Henry Pottinger.“ Pretorius ritt heim, wie er gekommen war, und als die Boers von ihm vernommen hatten, welchen Erfolg die Reise ihres verehrten, hochverdienten, heroischen Führers Pretorius gehabt, begannen sie sofort zu trekken in die Prairien des Vaal und Oranje. Sir Harry Smith, Pottinger's Nachfolger in der Statthalterschaft, begegnete dem Zuge dieser Auswanderer und schrieb darüber: „Diese Familien waren einem Elend preisgegeben, größer als ich es je erblickte, außer bei Masséna's Einmarsch in Portugal, wo die gesammte Bevölkerung des dortigen Kriegsschauplatzes die Heimat verließ. Die Scene, die ich erlebte, war wirklich herzzerreißend.“ So sahen die Wanderer das freundliche Natalia hinter sich schwinden und zogen über den Drakenberg und zurück in die kahlen, braunen Gefilde im Westen des Gebirges. Aber auch hier sollten sie nicht in Ruhe bleiben dürfen. Kaum hatten sie sich hier einigermaßen eingerichtet und eingewohnt, so kam wieder (1848) eine Proclamation vom Cap, welche das Land zwischen Vaal und Oranje für britisches Gebiet erklärte. Die Boers waren jetzt thatsächlich zur Verzweiflung getrieben. Sie hatten sich von der Colonie nach Natal, von Natal wieder hierher geflüchtet, aber stets war die englische Proclamation und Annexion ihnen nachgefolgt. Als dann auch noch die Landschaft zwischen Caledon und Vaal dem britischen Gebiet annectirt wurde, da erhoben sie sich im Juli 1849 zur „Rebellion“, wie die Engländer ihren Aufstand nannten. Gouverneur und General Sir Harry Smith, derselbe, welcher die holländischen Wanderer vorher so sehr bemitleidet hatte, erschien mit Infanterie und Artillerie, und traf die Boers verschanzt auf einer felsigen Koppje bei Boomplats. Das Treffen, das hier geliefert wurde, „war eins der schwersten, das man jemals gesehen hat“, so sprach Sir Harry Smith. Die Schar der Boers, nur mit dem alten Roer bewaffnet, hielt Stand drei Stun-

den lang. Ja der zehnte Mann war gefallen, als sie den Rückzug antraten. Sie zogen sich nach Norden über den Vaal zurück, in das Land trans Vaal.

Britische Autorität herrschte im Gebiete zwischen Vaal und Oranje, dem sogenannten Sovereignty, wie die Engländer es nannten.

Die Boers, bald auch durch Zuzug aus Natal und der Colonie verstärkt, nahmen unter ihren Führern Pretorius, Potgieter, Kruger, Stauders, de Lange, Prinsloo das herrenlose, menschenleere Transvaal, ein Land von der Größe Frankreichs, in Besitz. Der südliche Theil, das Hoogveld, ein hohes, kaltes, kahles, unbewaldetes Plateau, gefiel ihnen weniger, obgleich er gute Weiden enthielt; sie errichteten ihre großen Gehöfte, je von 4000 Acres Flächeninhalt, und in der Entfernung von 15—16 Kilometer voneinander, größtentheils im Buschwald, dem Tiefland im Norden, weil hier Holz und Wasser, auch fruchtbarer Ackerboden überall reichlich vorhanden war. Diese große Ausbreitung in dem weiten Lande bei der verhältnißmäßig so geringen Bevölkerung war von vornherein eine wesentliche Ursache ihrer Schwäche, zumal die Boers auch ihre deutsche Stammverwandtschaft durch den Mangel an jeder festen Einigung erwiesen. Im Anfang bestanden drei Republiken im Transvaal, welche unabhängige Legislaturen und Administrationen hatten oder zu haben beanspruchten. Wakkerstroom, später Lydenburg, war der Mittelpunkt für den Norden, Rustenberg für den Westen, Potchefstroom für den Süden. Später einigten sich jedoch die drei Gemeinwesen, und Pretoria ward die Hauptstadt der ganzen Maatschappij. Die großen Entfernungen im Lande verursachten der Regierung aber immer ernstliche Schwierigkeiten. Die Grenzen waren nur im Süden, gegen Natal und das Sovereignty (den spätern Oranje-Freistaat) fest abgemarkt; sonst war das Land ringsum von einem Kreis eingeborener Stämme umzogen, gegen welche sich die Grenzen nur zu leicht verschoben, was den jungen Staat leicht in verhängnißvolle Verwickelungen bringen konnte.

Bezüglich der Arbeitsleistungen der Eingeborenen, einer Lebensfrage der neuen Ansiedler bei der so dünnen Bevölkerung, wurde das darüber in der alten Colonie zur holländischen Zeit bestehende Reglement für das Transvaal wieder in Kraft gesetzt, welches verfügte: „Die Eingeborenen sollen auf Verlangen den Ansiedlern Dienst leisten gegen billige Bezahlung; es soll den Eingeborenen verboten sein, im Lande frei umherzustreifen; es soll ihnen verboten sein, Feuerwaffen und Munition zu kaufen und zu besitzen.“ Diese Verfügungen waren jedenfalls durch die Nothwendigkeit gerechtfertigt. Was die Feuerwaffen betrifft, so ist dies einleuchtend; jedoch auch die Verfügungen über die Arbeitsleistungen der Eingeborenen waren ebenso durch die Nothwendigkeit geboten; denn ohne solche Hülfe konnte der Ansiedler weder selbst bestehen, noch die Hülfsquellen des Landes in der Weise entwickeln, wie es im Interesse der Eingeborenen selbst geboten war; und andererseits konnten ohne solche Ansässigkeit als Gehülfen die Eingeborenen nur als ein gefährliches feindliches Element betrachtet werden, das überhaupt nicht im Lande geduldet werden konnte. Ob eine solche Fronung wilder Stämme, natürlich unter strenger Regelung, schlechterdings unzulässig ist, können wir hier nicht näher erörtern; die Behandlung der eingeborenen Arbeiter im Transvaal war jeden-

falls eine milde und rücksichtsvolle, das Verhältniß wesentlich verschieden von Sklaverei.

Nachdem die Centralregierung zu Pretoria unter Potgieter sich und ihre Commandanten, Landdrosten, Feldcornets eingesetzt hatte, erschien wieder eine englische Proclamation, und zwar vom Präses Menzies, Vorsitzenden des Obergerichts am Cap, welche erklärte, daß die Auswanderer nicht ihrer britischen Unterthänigkeit entbunden seien, und daß alle bis zum 25. Grade südlicher Breite von britischen Unterthanen begangenen Vergehen vor den Gerichtshöfen der Colonie strafbar seien. Dieser Bekanntmachung wurde zwar damals von den englischen Behörden selbst weiter keine Folge gegeben; doch verscheuchte sie wieder eine große Anzahl holländischer Ansiedler aus Potchefstroom und sonst aus dem Süden. Dieselben zogen nach Zoutpansberg, Origstad und Lydenburg, von wo aus sie mit den portugiesischen Häfen an der Delagoabei in directe Verbindung zu treten hofften. Zoutpansberg war damals ein wichtiger Platz, wo Elfenbein, Federn und solche werthvolle Producte von den Eingeborenen zu Markt gebracht und um billigen Preis eingekauft wurden.

In den Jahren 1851—52 trat wieder eine der Schwankungen ein, durch welche die englische Colonialpolitik sich so wiederholt selbst verurtheilte. Der biedere und freisinnige Graf Grey erkannte, daß die Engländer den holländischen Ansiedlern in Südafrika vielfach unrecht gethan, und beschloß, das Sovereignty, die Herrschaft zwischen Vaal und Oranje, deren Administration sich ohnehin als zu kostspielig erwiesen hatte, wieder freizugeben. Er schrieb darüber an den Gouverneur der Colonie: „Die Verzichtleistung auf Oranjefluß-Sovereignty, muß ein fester Punkt unserer Politik sein. Sie wollen genau beachten, daß Kriege, wenn auch noch so blutig, welche danach zwischen den verschiedenen Stämmen und den jenseit der Grenzen der Colonie unabhängig gelassenen Gemeinwesen entstehen mögen, keine Veranlassung zum Einschreiten abgeben.“ Im Jahre 1853 erschien also der englische Specialcommissar Clerk zu Bloemfontein, der Hauptstadt des Sovereignty, und forderte die Einwohner der Herrschaft auf, Vertreter zu wählen, welche die Regierung des Landes von ihm übernehmen sollten. Mit diesen Delegaten wurde sodann ein Vertrag abgeschlossen, welcher die Unabhängigkeit des Oranje-Freistaates (Orange Free State), wie das Land jetzt benannt wurde, festsetzte, und am 8. April 1854 wurde durch königlich großbritannische Proclamation der Freistaat förmlich als unabhängiger Staat anerkannt. Jener Vertrag lautet: „Convention, abgeschlossen zwischen Ihrer Majestät Specialcommissar und den zur Uebernahme der Regierung des Oranjefluß-Gebietes gewählten Delegaten der Einwohner; sie verbürgt seitens Ihrer Majestät Regierung die künftige Unabhängigkeit des Landes und seiner Regierung. Die Einwohner werden ihrer Unterthanenpflicht zur britischen Krone entbunden und für ein in jeder Beziehung unabhängiges Volk erklärt.“ Gegen das Transvaal wurde dann auf dieselbe Weise verfahren. Am 17. Jan. 1852 hatte die britische Commission eine Zusammenkunft mit einer Deputation vom Transvaal, geführt vom Generalcommandanten Pretorius, am Sandfluß im Freistaat. Bei dieser Zusammenkunft wurde eine Convention abgeschlossen, welche den Einwohnern des Transvaal das vollständige

Recht verbürgte, ihre Angelegenheiten selbst zu verwalten und sich selbst nach eigenen Gesetzen ohne Einmischung seitens der britischen Regierung zu regieren. Im Transvaal sollte keine Sklaverei gestattet werden. Am Schlusse der Convention wird dem Volke des Transvaal zugesichert, es sei der innigste Wunsch der britischen Regierung, in Frieden, in freiem und freundschaftlichem Verkehr mit demselben zu leben. Diese Convention wurde vom Obercommissar und Gouverneur Sir George Cathcart durch Proclamation vollständig bestätigt.

Im Jahre 1834 wurde auch die Unabhängigkeit des Oranjefluß-Freistaates von der britischen Regierung vollständig anerkannt. Dem umsichtigen und vorsichtigen Präsidenten Brand, der bei den Engländern sehr beliebt und angesehen ist, mag es der Freistaat verdanken, daß er seitdem nicht weiter gefährdet wurde. Doch erregte es große Erbitterung in Bloemfontein, daß die Engländer die Unterwerfung Basutolands gerade in dem Augenblicke vornahmen und das Land annectirten, als der Fürst von Basutoland nach langwierigem Kriege, der, wie die Engländer behaupteten, den Freistaat fast ruinirte (und dessen Schwierigkeit sie jetzt in ihrem gegenwärtigen Basutokriege selbst erproben sollten), in Begriff war, sich dem Freistaat zu ergeben. Damit war die Ausdehnung des Freistaates in östlicher Richtung abgesperrt, und es blieb dafür nur noch die westliche übrig. Hier wurde das Diamantenfeld in einer Landschaft entdeckt, welche der Freistaat beanspruchte. Die englische Regierung bestritt diesen Anspruch und annectirte das Diamantenfeld als Griqualand West. Das erregte ebenfalls große Erbitterung im Freistaat, eine Erbitterung, welche durch die Bewilligung einer beträchtlichen Entschädigungssumme seitens des britischen Parlaments keineswegs gemildert wurde.

Im Februar 1858 gab das Transvaal sich eine Constitution. Dieselbe wich nicht wesentlich von dem üblichen republikanischen Muster ab: der Präsident steht an der Spitze der Executive, der Volksraad bildet die Legislatur. Sie setzte jedoch fundamental fest, daß farbigen Personen weder in der Kirche noch im Staat Gleichheit mit den Weißen zuerkannt werde.

Die Boers des Transvaal haben seitdem ihr großes Land, welches wüste und leer war, als sie dahin kamen, in Cultur gebracht, mit Gehöften, Dörfern, Städten besetzt. In allen Richtungen sind Landstraßen gezogen, überall Kirchen und Schulen, Gerichtshöfe und Gefängnisse und sonstige öffentliche Gebäude aufgeführt.

Die Boers sind eben holländische Bauern. Das Klima des Landes, wie überhaupt dasjenige des ganzen Südafrika, ist ihnen sehr zuträglich gewesen. Es sind stattliche Leute, die Mädchen sehr zierlich gebaut, viele schön. Die Männer sind herrliche, hohe Gestalten, über Mittelgröße, straamm und stark, sehr ausdauernd.

Das Haus des Transvaal-Boers ist meistens klein, ungedielt und nicht hinlänglich erhellt. Man muß dabei jedoch erwägen, daß der Hausherr gewöhnlich selbst Architekt und Baumeister war und sich mit den rohen Baustoffen, welche die Umgegend lieferte, behelfen mußte. An Bauholz ist Mangel, namentlich im südlichen Transvaal; es mußte mit großem Aufwand an Zeit und Kosten von Natal

oder gar von der Colonie geholt werden. Deswegen sind schon die Fensterrahmen schmal; Fensterglasscheiben waren lange gar nicht zu haben. Die aus Natal eingeführten Dielen sind sehr theuer, weshalb man sich meistens mit einer festen und glatten Lehmschicht begnügen mußte. In neuerer Zeit sind jedoch neue geräumigere und behaglicher eingerichtete Häuser gebaut und die ältern zu Scheunen und Ställen gemacht worden. So findet man auf vielen Gehöften fünf oder sechs Wohnhäuser der Familie.

Die Gehöfte enthalten gewöhnlich je 4000 Acres und sind etwa 15—16 Kilometer voneinander entfernt. Das Land enthält gegenwärtig gegen 25000 solcher großen Gehöfte (Plaatsen). Für den Ackerbau hat es sich unter den bisherigen Verhältnissen noch nicht recht günstig erwiesen, namentlich nicht für Weizenbau. Das Transvaal besteht zu einem Drittel aus Buschveld (Tiefland). Dieses Theil hat sehr fruchtbaren Ackerboden und ist gut bewässert; der Weizen des Origstadbezirks war früher berühmt. Allein das Land ist mit Buschwald so dicht bestanden, daß eine schwierige Rodung erforderlich ist. Dabei ist das Buschveld für Menschen und noch mehr für Rindvieh und Pferde äußerst ungesund, weshalb die dort angesiedelten Boers sich genöthigt gesehen haben, ihre Sitze wieder aufzugeben. Ein zweites Drittel des Landes besteht aus felsigem, nicht urbarem Hoogveld. Es bleibt also für den Ackerbau nur ein Drittel, das Middleveld, wo aber wegen Mangels an Wasser der Bau großer Reservoirs (Dämme genannt) und sonstiger kostspieliger Bewässerungswerke erfordert wird; denn der Weizen kann nicht in der Regenzeit bestellt werden, weil er dann Schimmel ansetzt; für die trockene Zeit ist Irrigation erforderlich. Weniger Mühe als Weizen machen Mais (Mealies) und Kafirkorn (Hirse), die fast überall fortkommen. Auch Hafer scheint gut fortzukommen. Kartoffeln und sonstige europäische Küchengewächse, wie Kürbis, Bohnen u. dgl., gedeihen, auch Taback und Zuckerrunkelrüben. Was bisher den Ackerbau hauptsächlich zurückgehalten hat, ist, daß er nur für den unmittelbar heimischen Bedarf arbeitet; es fehlt an einem nicht zu entfernten Markt zur Ausfuhr. Die Wagenfracht ist viel zu hoch. Will ein Mann seine Waare nach Pietermaritzburg in Natal, dem nächsten Marktplatze, fahren, so ist er zu einer langen, beschwerlichen Reise und zu einer mehrmonatlichen Abwesenheit von Hause genöthigt. Wegen solcher Umstände beschränkt sich der Ackerbau und die Gärtnerei in den größten Plaatsen auf höchstens 10 Morgen; diese Beschränkung des Ackerbaues bedingt das System der großen Plaatsen, um eine ausreichende Weide für die erforderlichen großen Heerden zu erhalten. Rindvieh- und Schafzucht auf dem Hoogveld bezahlt sich jedenfalls besser als Ackerbau, erfordert auch nicht solche Arbeitskräfte, an denen das noch so dünn bevölkerte Land einen so großen Mangel hat. Pferdezucht gelingt auch im Hoogveld nur an einigen Stellen; sonst, zumal im Tieflande, werden die Pferde schnell von der Seuche hingerafft. Auch die Rindviehzucht hat bisher noch keine erheblichen Erfolge aufzuweisen; die Rinderheerden vermehren sich nur langsam, indem unter den Kälbern oft viel Sterblichkeit stattfindet; doch bringt der Verkauf der Ochsen gewöhnlich einen ansehnlichen Gewinn. Das Hauptgeschäft des Landes war jedoch bisher die Schafzucht. Für das Schaf ist das Hoogveld größtentheils geeignet. Die Zu-

nahme der Schafe ist freilich gleichfalls nicht eine sehr erhebliche, und beträgt durchschnittlich an 45 Proc. in acht Jahren. Allein die Boers besitzen sehr große Heerden von 10—12000 Schafen. Das Schaf gibt gegen 3—4 Pfd. Wolle zur Schur, welche am londoner Wollmarkt gewöhnlich nur etwa 6 D. das Pfund niedriger im Preise steht als australische Wolle.

Die Boers gehören jedenfalls mit zu den größten Freibauern, die es irgendwo gibt; sie haben trotz aller Kämpfe, die sie zu bestehen hatten, ihren Betrieb so weit gehoben, daß sie sich meistens eines gewissen Wohlstandes erfreuen. Es ist gar nicht ungewöhnlich, daß ein Boer der Gouvernante, die er seinen Kindern hält, einen Gehalt von 1—200 Pfd. St. nebst freier Station gibt. Sie sind ein einfaches, biederes Volk von Hirten, dabei aber freilich etwas bäuerisch, etwas langsam und schwerfällig. Im Umgang sind sie gastfrei, freundlich, höflich, zuvorkommend, aber etwas steif und umständlich. Sie halten sehr viel auf Schulbildung und Kenntnisse, aber sehr wenig auf Verfeinerung, Eleganz und Luxus. Sehr fromm und gottesfürchtig, sind sie aber auch sehr strenggläubige Anhänger der reformirten holländischen Kirche, welche religiös freisinnige Leute verfolgt. Sie sind überaus fleißig und betriebsam und führen ein sehr einfaches und regelmäßiges Leben. Früh gehen sie zu Bett und stehen früh auf. Sie halten nur eine Mahlzeit des Tages, nämlich gleich nach Sonnenuntergang, nachdem das Vieh eingepfercht und in Sicherheit gebracht ist. Nach der Mahlzeit ist Gebetversammlung des ganzen Hausstandes, worauf sich jeder in sein Schlafgemach begibt.

Die Kirche des Landes, die holländisch reformirte, war von der Südafrikanischen Republik während der kurzen Zeit ihres Bestehens hinlänglich ausgestattet worden. Jede Niederlassung hat ihr geräumiges Gotteshaus.

Mit besonderm Eifer ist die Volksschule gefördert worden. Wie im Oranje-Freistaat die Schulverwilligung verhältnißmäßig größer ist als in englischen Colonien, so hat man auch im Transvaal alles gethan, was der noch so jugendlich schwache Staat nur zu thun vermochte. In jedem Schulbezirke wurde ein geräumiges Schulgebäude errichtet und wurden gut besoldete Lehrer angestellt. In Middleveld, der rauhen Kalkstein- und Sandstufe zwischen dem Hoogveld und dem Buschveld, machte die Regierung den Bauern Vorschüsse zum Behuf von Irrigationsbauten unter Hypothek zu 6—12 Proc. pro Anno. Der Zinsenertrag dieser Hypotheken wurde von der Republik dem Schulamt zugewiesen. Jedes Kind war schulpflichtig bis zur Confirmation, und keins wurde ohne scharfes Examen confirmirt.

Ein von dem vereinsamten Leben auf ihren so weit voneinander abgelegenen Plaatsen vielleicht unzertrennlicher Uebelstand ist bei den Boers die zu frühzeitige Ehe. Gar viele beginnen das Leben mit kärglichen Mitteln und mit einer zahlreichen Familie schwer belastet.

Unter allen günstigen und ungünstigen Umständen haben sich diese holländischen Bauern ihren frommen Sinn, ihre strenge Sitte bewahrt; sie sind durch ihr vieljähriges Wandern in der Wildniß unter den Wilden nicht verwildert. Das haben sie ihren Frauen zu verdanken. Die Boers begaben sich mit ihrer ganzen

Familie auf die Wanderschaft, mit aller Habe, mit Weib und Kind. Die Frauen gingen stets in Eifer und Ausdauer für die Freiheit, in Gottesfurcht und Sitte leitend voran. Fehlten sie doch nicht in der blutigen Schlacht, trugen Waffen, Munition herbei, versahen den Ambulancedienst, warteten der Verwundeten und Kranken.

Eine der schwersten Beschuldigungen, welche die Engländer gegen die Republik vorbringen, ist, daß Sklaverei der farbigen Eingeborenen bestehe. Die Boers hielten die Eingeborenen allerdings zu Dienstleistungen an, jedoch nur zum Lohndienst, keineswegs zu unentgeltlicher Arbeit; sie hatten auch gar nicht nöthig, zu Dienstleistungen die Eingeborenen mit Gewalt zu zwingen. Sklaverei bestand nicht. Bei der Annexion fand der Administrator Sir Theophilus Shepstone nicht einen einzigen Sklaven vor, welchen er zu befreien nöthig gehabt hätte; ebenso wenig ist ein einziger Fall bekannt, in welchem ein entronnener Sklave aus dem Transvaal sich nach Natal oder einer sonstigen englischen Besitzung geflüchtet hätte. Trollope, der doch wahrlich kein Freund der Boers ist, sagt bezüglich der Behandlung der Eingeborenen durch die Boers (in „South Africa"): „Es ist mir niemals ein Fall persönlicher Grausamkeit, die ein Holländer gegen einen Farbigen begangen hätte, vorgekommen; ebenso wenig ist mir während meiner Reise in Südafrika jemals ein solcher Fall zu Ohren gekommen." Obgleich die Boers nicht zugeben, daß die Farbigen die holländischen Kirchen besuchen, so versehen sie die Farbigen doch mit geräumigen und bequemen Kapellen und bestellen Missionare für den Religionsunterricht und die Leitung des Gottesdienstes in diesen Kapellen.

Die Boers sind fast sämmtlich Ackerbauer oder Viehzüchter, oder auch Geistliche, Juristen und dergleichen; sie treiben aber fast niemals Handel oder halten einen Kramladen oder Waarenniederlagen. Die Kaufleute und ladenhaltenden Detaillisten sind meistens Engländer, welche den größten Theil der Stadtbevölkerung bilden, namentlich in Pretoria und in Lydenburg. Diese Handelsleute waren meistens Agenten oder Commissionare englischer Firmen in Capstadt und Port Elizabeth. Es waren im Sinne der Börse keineswegs „sehr gute" zahlungsfähige Leute; ursprünglich gewöhnlich unbemittelte, aber verwegene Abenteurer. Sie waren natürlich sämmtlich sehr englisch gesinnte, bittere Feinde der Republik, abgesehen von den oft mit unter den Engländern wohnenden Irländern, welche noch mehr als die Boers die Engländer haßten.

Die englische Bevölkerung erhielt im Jahre 1871 eine beträchtliche Verstärkung infolge der Goldentdeckung bei Pilgersrast, 58 Kilometer östlich von Lydenburg, welche eine Anzahl kühner Abenteurer, meistens Engländer, herbeiführte.

Ueber die Bauwürdigkeit dieses und der benachbarten Goldfelder im Transvaal läßt sich noch nicht urtheilen. Die Agenten der die Goldwerkactien aufkaufenden Speculanten verbreiteten anfänglich so übertriebene Berichte, daß der wirkliche Sachverhalt nicht zu erkennen war. Goldglanz, das Vorkommen kleiner Goldtüpfchen im Quarz hat jedenfalls in dortiger Gegend eine weite Verbreitung. In den Jahren 1872—73 kam dann weiterer Zuzug der Goldgräber und mit ihnen der übliche Nachschub von Krämern und Hökern, von Schenk-, Speise-, Hotel-,

Salonwirthen u. s. w., sodaß am Pilgerbache, einem Nebenfluß des Blyde, eine ziemlich lebendige Niederlassung entstand. Diese englische Gemeinde erhitzte sich bis zur bittern Feindschaft gegen die Republik und ihre Behörden. Obschon diese Schutz und allerlei Vorkehrungen von der Regierung verlangte, verweigerte sie ihr doch die Zahlung der Taxen. Wenngleich sie ihr fortwährend den anarchischen Zustand des Landes zum Vorwurf machte, war sie doch selbst äußerst unruhig und unfriedlich, und obgleich die Regierung in rücksichtsvoller Weise Engländer als Beamte bei ihnen angestellt hatte, benahm sie sich doch äußerst widersetzlich, mishandelte sogar den alten Magistratsrichter Noble, einen Engländer, gröblich. Das Organ dieser englischen Krämer- und Krügerpolitik war der „Gold Fields Mercury", eine Zeitung, welche zu Pilgersrast herauskam, und welche der Regierung und namentlich dem Präsidenten Burgers unablässig Opposition machte und ihn verunglimpfte. Die Zustände des Landes wurden fortwährend ins düsterste Licht gestellt; fortwährend wurde wiederholt, die Bewohner des transvaaler Goldfeldes seien verlassene britische Unterthanen, jeden Augenblick in Gefahr, von den schrecklichen Zuluhorden dahingerafft zu werden. Andere englische Zeitungscorrespondenten wiederholten dieses Geschrei und Geschreibe. So kleinlich diese Umstände waren, hatten sie doch verhängnißvolle Folgen. Darin hatte jener lächerliche, ganz grundlose Zulupopanz seinen ersten Ursprung, mit dem bange gemacht werden sollte, als drohe er das ganze große britische Reich in Südafrika zu verschlingen, um damit die britische Annexion des Transvaal zu rechtfertigen als eine unvermeidliche Handlung der Selbsterhaltung, welche die Nothwendigkeit gebiete.

Die Deutschen sind im Transvaal zahlreich vertreten. In den Städten sind sie Handwerker, Schenk-, oder Speise-, oder Hotelwirthe; auf dem Lande haben sie mehrere fruchtbare Thäler inne, wo sie Ackerbau und Küchengärtnerei treiben, die für musterhaft gelten. Im Militärdienst der Republik haben sie die ausgezeichnetsten Leistungen vollbracht, Leistungen, die bei unparteiischer Berücksichtigung von seiten Englands allein schon den Fortbestand der Republik hätten sichern sollen.

Weil die Deutschen und die Holländer gewöhnlich freisinnig denken, werden sie von den steif- und strenggläubigen Boers meistens mit einem gewissen Argwohn betrachtet.

Wir haben oben bereits bemerkt, daß die Boers bei ihrer ersten Niederlassung im Transvaal sich meistens im Norden des Landes, dem Buschveld (Tiefland) ansiedelten, weil dort der Boden fruchtbar, und Wasser, Bau- und Brennholz reichlich vorhanden war, während es an jenen unentbehrlichen Bedürfnissen in dem kahlen Hoogveld im Süden, durch das sie zuerst kamen, mangelte. Nachdem aber in dem Fliegen- und Fieberfeld, im Buschveld, Menschen und Vieh wiederholt in Masse erlegen waren, erkannten die Ansiedler, daß sie in dem kahlen, aber gesunden Hoogveld, wo Rind und Schaf gute Weide fanden, den besten Theil des Landes hatten hinter sich liegen lassen. Vom Jahre 1867 an zogen sie demnach allmählich vom Buschveld zurück nach dem Hoogveld. Sir Theophilus Shepstone, der englische Administrator des Transvaal, sagt in seiner Proclamation zur Annexion, indem er es als ein Hauptargument für diesen Act anführt: „Sie began-

nen nach mehrfachem Hader und Streit mit den eingeborenen Stämmen im Norden ihnen das von Bürgern dieses Staates mit gutgebauten Städten und Gehöften bedeckte Territorium zu überlassen, womit eine wirksame Beherrschung der ausgedehnten, in den Grenzen des Staates eingeschlossenen Lande aufhörte, und eine thatsächliche Unabhängigkeit großer eingeborener Stämme, welche dort saßen und sich bis dahin als Unterthanen betrachtet hatten, eintrat." Sir Theophilus stellt den einfach aus Furcht vor den Fiebern und den Fliegen stattgefundenen Auszug als einen aus Furcht vor den Eingeborenen eingetretenen Rückzug, als einen Beweis der hinfälligen Schwäche der Republik dar!

Ebenso durchaus unrichtig wie dieser Beweis ist der andere, der aus dem Sekokuni-Kriege hergeleitet wird.

Sekokuni, der energische und gewandte Häuptling der Bapidi, eines Zweiges der Basuto, des Sequati Sohn, saß in dem rauhen Hügellande im Westen des Pilgersrast-Goldfeldes. Sein Gebiet, im Osten und Süden vom Steelpoortfluß, einem Nebenfluß des Oliphant, begrenzt, lag innerhalb der Nordgrenze der Republik, welche dasselbe als eine Reserve, ein dem Stamme zur Nutznießung überlassenes Gelände betrachtete und die Oberhoheit beanspruchte. Nach dem von der Republik mit Sequati, Sekokuni's Vater, abgeschlossenen Vertrage sollte es keiner bewaffneten Schar der Bapidi je gestattet sein, den Steelpoortfluß zu überschreiten. Der umsichtige Sekokuni ließ es sich besonders angelegen sein, seinen Stamm durch Aufnahme anderer kleiner Trümmer der früher von den Zulu unter Tschaka und Moselekatse zersprengten Betschuana- und Kafirstämme zu verstärken. Er ließ diesen Stämmen ihre eigenen Häuptlinge und gab ihnen zur Grenzvertheidigung Land an den Grenzen seines Landes, besonders an den leichter zugänglichen Stellen. Nachdem die Boers dann aus dem größten Theil des Buschveldes wieder weggezogen waren, benutzte Sekokuni dies, seine neuen Unterthanen in den freigelassenen Strichen, wo sein Land angrenzte, anzusiedeln. Die Boers hatten nichts dagegen, daß diese Unterthanen Sekokuni's sich somit in jenen Landstrichen innerhalb ihrer Grenzen ansiedelten, da sie jene Landstriche ja selbst verlassen hatten; sie verlangten nur, daß Sekokuni's Unterthanen, Bapidi oder neue Stämme, die Vorschriften des Sequati-Vertrags einhalten, daß sie nicht in bewaffneten Banden das von ihnen bewohnte Land durchstreifen, keine Viehraubzüge anstellen, daß sie überhaupt nicht stehlen sollten. Die Gegend hatte ihren Namen Steelpoort (Stehlpaß) von den Raubzügen, die von dort ausgingen.

Der deutsche Missionar Nachtigal, dessen Bemühungen, Sekokuni zu bekehren, von diesem nur mit Zorn und Drohungen beantwortet wurden, sah sich schließlich veranlaßt, sich bei Nacht und Nebel aus dem Bapidenlande zu flüchten. Er legte darauf ein Missionat am Speckboomfluß, östlich von Lydenburg, an. Weiter abwärts am Speckboom errichtete sodann Johannes, ein getaufter Kafir, einen Kraal, den er stark befestigte. Des Johannes Volk fing (im Jahre 1876) mit dem Missionatvolk und den dortigen Boers Streit an, wollte ihnen nicht gestatten, in dem dortigen Walde, wie üblich, Holz zu fällen. Es kam darüber zu Thätlichkeiten, und die Holzfäller beschwerten sich beim Friedensrichter, der dem Gerichts-

diener befahl, die Holzfäller zu beschützen und alle, welche sie behelligten, zu verhaften und ihm vorzuführen. Der Gerichtsdiener, ein Engländer, versäumte die Ausführung des Befehls, und die Kafir des Johannes wiederholten ihre Angriffe. Die Boers argwöhnten, daß Johannes auf Sekokuni's Befehl handle, daß dieser Streit anfangen, zunächst das Missionat angreifen wolle. Der Argwohn schien sich zu bestätigen, als die bei den Boers dienenden Bapiden anfingen zu entweichen, oder kündigten, weil der Häuptling sie einberufen habe. Die Leute auf dem Goldfelde verlangten dringlichst Beistand von der Regierung zu Pretoria. Diese hielt Berathungen über diese Unruhen, als ein Brief von Nachtigal eintraf, welcher meldete, sein Missionat sei niedergebrannt, die Missionatkafir erschlagen.

Diese Nachricht kam unerwartet. Die Republik war nicht auf Krieg vorbereitet. Präsident Thomas Burgers namentlich hatte seine ernstlichen Bedenken. Allein der Volksraad war äußerst entrüstet über Sekokuni's Verwegenheit. Es wurde ihm der Krieg erklärt und Thomas Burgers mußte wider Willen ins Feld ziehen.

Präsident Burgers war ein junger, liebenswürdiger Geistlicher, als er, hauptsächlich infolge seiner ausgezeichneten Beredsamkeit, auf den Präsidentenstuhl berufen wurde. Er war einer der ältesten holländischen Familien der Capcolonie entsprossen. Auf deutschen Universitäten erzogen, dachte er freisinnig in der Religion und war im holländischen Südafrika einer der Führer der Liberalen. Schon deswegen hatte eine große Partei unter den Boers kein rechtes Zutrauen zu ihm. Die Mannschaft des aufgebotenen Commandos war erbittert darüber, gerade in der für ihren landwirthschaftlichen Betrieb wichtigsten Jahreszeit einberufen und mit Wagen und Ochsen zu einer mehrmonatlichen Abwesenheit von Hause genöthigt zu sein. Viele hatten bei der Eile der Mobilmachung nicht Zeit gehabt, ihren Hausstand für ihre Abwesenheit einzurichten, und begehrten erst noch einmal nach Hause zurückkehren zu dürfen, um nach Weib und Kind zu sehen. Alle aber hatten die größte Furcht vor dem Klima des Buschveldes, vor den unsichtbaren giftigen Pfeilen, die den versumpften Flußthälern fortwährend entflogen und welche früher bereits so viele ihrer Angehörigen dahingerafft hatten. Blieben sie nur noch einige Wochen vor Sekokuni's Stadt, so wußten sie, daß sie die Heerden Ochsen und Pferde, die sie mitgebracht hatten, und eine große Anzahl ihrer Genossen verlieren würden.

Mehrere Kraale Sekokuni's wurden eingeäschert, allein die Erstürmung von Thaba Mosegu, Sekokuni's steiler Felsenfeste, mislang. Die Bapiden hatten Feuergewehre und verstanden sie zu gebrauchen; sie zeigten sich in dieser Hinsicht den Zulu Katschuajo's sehr überlegen, die zwar auch Feuerwaffen hatten, aber einen ganzen Nachmittag mit den Engländern in kurzer Distanz tapfer kämpfen konnten, ohne einen einzigen Mann zu treffen. Thaba Mosegu war nicht mit einem Handstreiche zu nehmen; auch der Angriff auf Johannes' Kop unter Commandant Götze mislang, weshalb Präsident Burgers dem Götze eine Buße von 500 Pfd. St. auferlegte. Bei so wiederholtem Fehlschlag entsank den Boers der Muth; sie zeigten jetzt nicht die Ausdauer, die man sonst an ihnen bewunderte. Der Gedanke an ein längeres Bleiben in dem verderblichen Lande war ihnen unerträglich.

Der Ruf „Huisto!" (nach Hause) drang durch. Burgers mußte dem Rufe willfahren. Am 2. Aug. 1876 trat das Commando den Rückzug an.

Dieser Rückzug wurde in England alsbald als ein entschiedener Sieg Sekokuni's dargestellt, als ein Beweis von der gänzlichen Hinfälligkeit und Wehrlosigkeit der Republik und folglich als von der unumgänglichen, von der Selbsterhaltung gebotenen Nothwendigkeit, das Transvaal zu annectiren, da ohne den britischen Schutz die Zuluhorden unaufhaltsam über ganz Südafrika hereinbrechen würden. Sekokuni wußte jedoch gar nicht, daß er Sieger sei. Hätte er das gewußt, so wäre schwerlich ein Boer vom Moseguthale entkommen. Statt dessen hielt er es für gerathen, die Boers unbehelligt ziehen zu lassen. Nur einmal auf ihrem Marsche wurde der schwache Versuch eines Angriffs gemacht, bei welchem die Boers einen Mann verloren. Sekokuni hielt es seinerseits einfach für selbstverständlich, daß die Boers, nachdem sie seine Kraale niedergebrannt und ihn somit für den von ihm verübten Frevel gezüchtigt hatten, sich wieder zurückzogen.

Burgers traf anderweitig Vorkehrung, das Land gegen Einfälle der Eingeborenen abzusperren. Sein Plan war, eine Kette von Grenzforts zu errichten, welche einerseits die Bapiden und andere Eingeborene vom Transvaal abhalten, und von denen andererseits bis zur Herstellung des Friedens mit Sekokuni fortwährend Streifzüge ins Bapidenland ausgehen sollten, um die Bestellung der Aecker dort zu verhindern. Weil er die Boers nicht auf längere Zeit von ihren Berufsgeschäften zurückhalten konnte, so sollten die Besatzungen aus freiwilligen Soldaten bestehen, die man auf dem Goldfelde und dem Diamantenfelde, wo viele junge Männer sich befanden, die nur schlechte Geschäfte machten, anzuwerben dachte. Es kam nur ein Theil des Plans zur Ausführung; dieser Theil erwies sich jedoch mehr als hinreichend für den beabsichtigten Zweck, sodaß schon dadurch die Anklage der Wehrlosigkeit, auf Grund welcher die Engländer die Republik zum Tode verurtheilten, vollständig widerlegt ist.

An einer Stromschlinge des Steelpoort, oberhalb der Mündung dieses Flusses in den Speckboom, wurde ein sechseckiger Platz, gegen 30 Meter in der Breite, abgesteckt, mit Graben, Wall, Brustwehr, Stückbettung, Zugbrücke abgegrenzt. Vom östlichen Winkel und von dessen Feuer bestrichen, liefen zwei Courtinen ab, welche den Viehpferch einschlossen. Der Pferch hatte ebenfalls Thor, Graben und Zugbrücke. An der vom Fort abgelegenen Seite des Pferchs lag endlich noch eine Redoute mit tiefem Graben, Wall und Brustwehr, letztere mit Dorngestrüpp belegt. Dies war Fort Steelpoort, später Fort Burgers.

Hauptmann von Schlieckmann, ein junger deutscher Offizier, Ritter des Eisernen Kreuzes (infolge besonderer Auszeichnung bei Weißenburg), General von Manteuffel's Neffe, der sich damals in Transvaal aufhielt, erbot sich, die Bildung des freiwilligen Corps und den Befehl über dasselbe zu übernehmen. Die Regierung sollte dem Fort liefern: die erforderlichen acclimatisirten Pferde, Waffen, Munition und Proviant und einen monatlichen Sold von 5 Pfd. St. für den Mann und außerdem für jeden Mann die Verwilligung eines Gehöftes von 4000 Acres nach Beendigung des Krieges.

Nachdem der Bau des Fort in Angriff genommen war, begab Hr. von Schlieck-

mann sich nach dem Goldfelde bei Pilgersrast, um zu werben. Die Werbung war hier aber ein gar schwieriges Geschäft. Die Leute waren meistentheils Engländer oder doch sehr englisch, den Boers und der Republik feindlich, dem Sekokuni freundlich gesinnt. Dieser wurde von der Republik als Rebell behandelt; die englischen Behörden erkannten ihn als unabhängigen Fürsten und kriegführende Macht an, und nahmen demnach keinen Anstand, ihn offen zu unterstützen und zu fördern. Den Goldfeldleuten war also das Rekrutiren für die Republik gar nicht genehm. Meetings wurden gehalten, welche den Beschluß faßten, daß demjenigen, der es wagen sollte, in die Freiwilligen des Fort einzutreten, nie wieder gestattet werden sollte, nach dem Goldfelde zurückzukehren. Hr. von Schlieckmann erhielt hier 37 deutsche Rekruten. Mit ihnen marschirte er nach Fort Steelpoort. Der Weg führte über eine felsige Fläche am Fuße des Berges Morone, und verengte sich dann zu einem schmalen Pfade zwischen steilen Felsenhügeln und einem dichtbestandenen Schilfmoor. An dieser Stelle lag Mapethle, ein Kriegshauptmann Sekokuni's, im Hinterhalt, und als die Deutschen vorbeikamen, wurden sie plötzlich mit einem scharfen Feuer empfangen. Den Führer ausgenommen, waren die jungen Deutschen meistens nicht vorher im Feuer gewesen; doch sie zersprengten Mapethle's Schar in wenigen Minuten und trieben sie in die Berge hinauf. Müde, jedoch wohlbehalten kamen die jungen Rekruten im Fort an. Hierauf setzte Schlieckmann seine Werbung durch Agenten im Diamantenfelde (jetzt dem britischen Gebiet Griqualand West) fort, wo noch 90 Mann zusammengebracht wurden.

Erst am 29. Sept., also erst nach mehr als acht Wochen nach dem Rückzuge des Boerscommandos, faßten die Bapiden den Muth zu einem Angriff auf das Fort. Hr. von Schlieckmann war, noch mit der Werbung beschäftigt, abwesend.

Zwischen dem Fort und den gegenüberliegenden Bergen erstreckte sich eine breite Fläche, von welcher eine enge und rauhe Schlucht ins Gebirge hinaufführte. Das Fortvieh (Rinder und Pferde) weidete auf der Fläche unter der Hut einiger Boers. Plötzlich stürzten einige hundert Bapiden mit wildem Geschrei aus der Schlucht hervor. Gleichzeitig kam eine andere Abtheilung derselben, umzingelte das Rindvieh und trieb es die Schlucht hinauf; die überraschte Viehhut floh. Die Besatzung des Fort bestand aus den erwähnten 37 deutschen Rekruten. Hauptmann Reidel, ein deutscher Artillerieoffizier, hatte den Befehl im Fort. Dieser detachirte 17 Mann unter den Lieutenants Knapp, Robus und Kuhneisen, die ausfallen und das Vieh zurückbringen sollten. Als die Bapiden diese Abtheilung kommen sahen, trieben sie das Vieh mit größerer Schnelligkeit weiter. Die Pferde sprengten auf dem Felde wild in allen Richtungen umher. Knapp, Robus und Kuhneisen eilten ihren Leuten voran und erreichten nach einem Lauf von 2 Kilometer die Bapiden mit dem Vieh noch im rauhen, von Rinnsälen zerfurchten untern Theile der Schlucht. Knapp setzte seinen Lauf nach dem Vieh fort, die Bapiden feuerten auf ihn; Robus und Kuhneisen folgten dicht hinter Knapp. Da waren beide Seiten der Schlucht, welche sie hinaufliefen, von Feinden besetzt. Wuthentbrannt, die Augen fest auf das Vieh gerichtet, lief Knapp voran. Die Bapiden wichen scheu zurück; allein von einer dichten Menge von Spießen

durchbohrt, fiel Knapp. Robus fiel ebenfalls bald darauf. Und nun kämpfte Adolf Kuhneisen, umringt von den Scharen der Feinde. Die Kafir, deren Schüsse ihn nicht trafen, hielten ihn für einen Dämon. Noch fielen mehrere Schüsse, die ihn verfehlten. Er ergriff den sterbenden Robus, trug ihn nach einem Steinblock am Flusse und brachte ihm Wasser. Die Kafir feuerten nicht wieder auf ihn. Eine Stunde später kam Kuhneisen mit dem noch lebenden Robus am Thore des Fort an. Haagemann, ein anderer Deutscher, der bei Anfang des Angriffes unbegleitet hinausgegangen war, kam sodann mit zwei Flinten, einem Bündel Spießen und einer Kuh zurück. Jetzt stürmten große Scharen Kafir vom Gebirge gegen das Fort an. Reidel brachte seine Kanone, einen Krupp-Hinterlader, in Position, und das schnelle, gut gezielte Feuer hemmte bald den Sturmlauf. Doch kamen Massen Kafir bis auf 500 Meter vom Fort heran. Noch vor Sonnenuntergang zog eine Reiterpatrouille rings um das Fort, ohne einen Feind anzutreffen. Dies war der erste und der letzte Angriff der Kafirs auf Fort Burgers.

Unterdessen ging Schlieckmann nach dem Diamantenfelde, um die dortigen Rekruten abzuholen, und kam Ende October mit ihnen in Pretoria an, wo sie unter des Präsidenten persönlicher Aufsicht mit Hinterladungscarabinern, der bei den Boers beliebtesten Feuerwaffe, versehen wurden, und mit neun Proviant- und Munitionswagen abmarschirten. Doch konnte die Regierung nicht die zugesagten Pferde stellen und nur 25 Pfd. St. Sold zahlen; denn die Finanzkammer war leer. Beim Abmarsche ermahnte Burgers die Leute zum humanen Verhalten, damit die Wilden später nicht sagen möchten, sie seien ihnen gleich. Am 13. Nov. traf Schlieckmann im Fort Burgers ein. Die Besatzung des Fort bestand aus 110 Mann, meistens Deutschen, Commandant war Hauptmann von Schlieckmann; die übrigen Offiziere waren Otto Reidel von der preußischen Artillerie, von Spandau von der niederländischen Artillerie, Steitencrona (Oesterreicher), Adolf Kuhneisen, Adjutant, Wendelstadt, Schlieckmann's Secretär. Die Besatzung hatte 66 Pferde. Südlich vom Fort Burgers bei Krugers-Posten stand ein kleines befestigtes Lager, ein von einer Steinumzäunung mit Bastionen und Schießscharten umzogener Platz, besetzt von Boers des origstädter Bezirks unter dem Commandanten Erasmus. Die Besatzung machte Streifzüge ins feindliche Land und brachte Rindvieh und Pferde ein. In der Nacht vom 16. zum 17. Nov. unternahm Schlieckmann einen Zug zur Zerstörung der Kraale an dem Berge, der dem Fort gegenüberlag, dem Dwarsberge. Auf dem Nachtmarsche wurde der Hauptmann vom Führer, einem Kafir, irregeleitet. Am Morgen nach einem ermüdenden Marsche in der glühenden Sonne wurde der Feind durch einen unvorsichtigerweise abgefeuerten Schuß alarmirt, worauf sofort Horn- und Trommelsignale von Kraal zu Kraal ertönten. Schlieckmann eilte seinen Leuten voraus, und nun wurde von allen Seiten auf ihn gefeuert. Der Hauptmann war bereits bis zum dritten Kraal vorgedrungen, einige seiner Leute waren auf dem Felde geblieben, da traf Schlieckmann eine hinter einem Felsvorsprunge aufgestellte Rotte Kafir. Er zündete eine Cigarette an, zog den Degen und rief seinen Leuten zu ihm zu folgen. Diese eilten herbei; als sie den jungen Helden erreichten, fiel er, tödlich getroffen. Die drei eingenommenen Kraale wurden niedergebrannt, der

Rückzug angetreten, Schlieckmann zurückgetragen. Unterwegs sprach er zu seinem Freunde Ashton, der ihn tragen half: „Kleiner Doctor, sage dem Präsidenten, ich war getreu bis in den Tod.“ Darauf gab der junge, hoffnungsreiche Mann den Geist auf (17. Nov. 1876). Das Commando in Burgers-Fort ging an den Iren Aylward über.

Am Anfang December machten sich die bösartigen Sumpfausdünstungen der Gegend dadurch deutlich bemerkbar, daß 22 Pferde starben. Ende December trafen noch einige Rekruten ein. Darauf brach unter der Besatzung Fieber aus. Umpok, ein Dorf, wo ein großer Vorrath von Getreide lag, wurde zerstört, sodann noch mehrere andere Dörfer von Reidel bombardirt und niedergebrannt. Die Kafir in ihren auf steilen Felshöhen erbauten Kraalen, die ebenso viele Festungen waren, wehrten sich kräftig, aber trotz aller Gegenwehr wurde ein Felsenthurm nach dem andern erklommen und die darauf nistende Dorfschaft, Wohnung, Scheune verbrannt. Die Bevölkerung machte es sich zur Regel, niemals in einer Hütte zu schlafen, aus Furcht, sie möchte über Nacht in Flammen aufgehen. Die Menschen schliefen in den Klüften, hinter Felsen, in Höhlen.

Von Burgers-Fort gingen fortwährend Patrouillen mit Briefschaften oder sonst als Escorte nach Krugers-Posten, neben Jagd- und Fischfangpartien in die Umgegend. Dadurch wurde viel Kundschaft eingezogen; es blieb jedoch alsdann nur eine Besatzung von 14 oder 15 Mann in Burgers-Fort.

Vom 3. December an schliefen die Offiziere außerhalb des Fortwalls, theils wegen der größern Kühle, theils den Mannschaften zu zeigen, wie wenig von der Wachsamkeit des Feindes zu besorgen sei. Sie wurden hier niemals von den Kafir gestört, weshalb die Mannschaft dann gleichfalls ihre Schlafstellen vor dem Fortthore aufschlug, indem sie sich Hütten von Pfählen und Binsen bauten. Eine Hütte war groß genug, um als Ballsaal zu dienen, wo man sich abends versammelte und bei dem Spiel eines guten Violinisten tanzte, trotzdem daß die Damen fehlten. Die Küche war in der Entfernung von 30 Meter von den Hütten. An einer Flußschlinge unterhalb des Fort fand sich ein herrlicher Badeplatz. Die Fieberanfälle wiederholten sich nicht, und die Besatzung erfreute sich im ganzen guter Gesundheit. Die Ankunft eines Proviantwagens war ein Festtag, dem man mit Sehnsucht entgegensah. Er brachte ein Extraglas am Abend, vielleicht einen Brief. An Lustbarkeit fehlte es keineswegs. Am Weihnachtstage drangen ein paar betrunkene Soldaten in einen großen Kraal und brachten eine große Kafirtrommel als Trophäe mit. Der Kraal stand leer. Man fand nun, daß in weitem Umkreise die Eingeborenen von der bösen Nachbarschaft der Burgers-Forter weggezogen waren.

Im Januar 1877 wurde der sehr stark befestigte Kraal des Johannes, des getauften Kafirhäuptlings, der den ganzen Krieg zunächst veranlaßt hatte, genommen, worauf Burgers-Fort 30 Mann zur Besetzung des Platzes abgeben mußte. Darauf vereinigten sich die Besatzungen von Burgers-Fort und vom Lager bei Krugers-Posten zu einem großen Zuge gegen Umsut, den stärksten Häuptling unter Sekokuni und einen der ärgsten Räuber. Mit den burgersforter Freiwilligen unter Hauptmann Aylward und den origstädter Boers unter den Feldcornets Scutte

und Erasmus marschirten gegen 100 „zahme Kafir" (verbündete Kafir vom Stamm der Amasuasi). Wegen zu frühzeitigen Vormarsches der Boers gelang der Angriff nicht vollständig, doch wurden sehr große Heerden Umsut's von den Boers und Freiwilligen fortgetrieben.

Somit war von der kleinen Anzahl Deutscher und Boers die Grenzvertheidigung gegen den gefürchteten Sekokuni, einen der energischsten und intelligentesten Kafirfürsten, vollständig durchgeführt worden. Der Feind hatte nur einen einzigen Angriff gegen die Grenzforts wagen können, welcher gänzlich mislang. Er mußte sich nicht nur durchweg in der Defensive halten, sondern vermochte nicht zu hindern, daß die kleinen Grenzcorps sein Land in allen Richtungen durchstreiften und verheerten, die Bestellung der Aecker verhinderten, das Vieh forttrieben, die Kraale niederbrannten, die Bevölkerung vertrieben. Die Beschuldigung der Wehrlosigkeit, welche die Engländer gegen die Republik erhoben, war mithin schon vollständig widerlegt.

In die äußerste Noth versetzt, sandte Sekokuni nach Pretoria und bat um Frieden, welchen Präsident Burgers, durch die Umtriebe der Annexionisten seinerseits in Bedrängniß, ihm unter günstigern Bedingungen gewährte, als sonst wol geschehen wäre. Sekokuni's Grenze wurde beträchtlich beschränkt und er mußte eine Buße von 2000 Rindern entrichten. Am 12. Febr. 1877 wurde der Friede zwischen Sekokuni, Fürsten der Bapiden, und der Republik Transvaal abgeschlossen.

Die Anthropologie und die Urgeschichtsforschung.

Ein Beitrag zu Beiträgen

von

Friedrich von Baerenbach.

I.

Zur Anthropologie.

Anfänge der Anthropologie. Begriffsbestimmungen. Eintheilung des Gegenstandes. Angrenzende Wissenschaften. Anthropologie, Ethnographie und Ethnologie. Hülfswissenschaften. Gesammtansicht. Systematische Darstellung. Handbücher: A. de Quatrefages' „Das Menschengeschlecht", Paul Topinard's „Anthropologie".

Die Anthropologie ist eine Spätfrucht der Naturforschung, der jüngste Zweig der Naturwissenschaften. Unaufhaltsam vordringend hat die wissenschaftliche Forschung immer neue Wissensgebiete erobert. Der forschende Geist hat sich nachgerade aller Naturerscheinungen bemächtigt. Seine letzte Eroberung war der Mensch, der natürliche Charakter der menschlichen Gattung.

Der Name ist viel älter als die Wissenschaft selbst. Man bezeichnete mit demselben von alters her alle auf die Natur des Menschen bezüglichen Untersuchungen. Schon Aristoteles spricht in diesem Sinne von Anthropologie. Später bezeichnete der Name bald anatomische, bald psychologische Untersuchungen. In der letztern Bedeutung bedienen sich seit Kant viele neuere Philosophen desselben. Kant stellte seine Beiträge zur beschreibenden Psychologie als „pragmatische Anthropologie" der „physischen Anthropologie" gegenüber.

Die Anthropologie als Naturwissenschaft darf nur solche Untersuchungen in sich schließen, welche der Kriterien der wissenschaftlichen Forschung nicht entrathen. Sie ist eine neue Wissenschaft, keine Fortsetzung jener ältern Bestrebungen.

Buffon schrieb im vorigen Jahrhundert seine „Histoire naturelle de l'homme", eine naturgeschichtliche Charakteristik der menschlichen Gattung. Seither wandte sich das Interesse und der Forschungseifer der bedeutendsten Naturforscher mehr und mehr der Untersuchung der specifischen Charaktere zu, welche den menschlichen Typus von den höchstentwickelten Thierarten und die verschiedenen menschlichen Rassentypen untereinander unterscheiden. Allein die Menge der Gelehrten und der Gebildeten folgt erst seit kurzer Zeit den Spuren dieser Forscher.

Im Jahre 1859 wurde die Société d'anthropologie de Paris gegründet, welche anfangs mit großen Schwierigkeiten kämpfen mußte. Bald aber erweiterte sich

der Wirkungskreis der Gesellschaft, welche die Untersuchungen der vergleichenden Anatomie, der Zoologie, der Paläontologie, der Ethnologie, der Archäologie, ja selbst linguistische und historische Untersuchungen in ihr Programm aufnahm. Von den verschiedensten Gebieten trugen eifrige Forscher ein reichliches Material zusammen, um die Lösung der Probleme, welche in verschiedene Wissensgebiete eingreifen, mit vereinten Kräften zu fördern. In vielen Centren der geistigen Arbeit wurden ethnographische Gesellschaften gegründet und anthropologische Congresse organisirt. Von Jahr zu Jahr steigerte sich die Zahl der Arbeitskräfte und das Interesse der Gebildeten. Die Hypothesen und die weitblickenden Folgerungen hervorragender Naturforscher, die Verhandlungen der Anthropologencongresse, die merkwürdigen Funde, welche die Blätter der Urgeschichte des Menschengeschlechts entziffern helfen, boten diesem Interesse stets neue Nahrung. Vor allen aber hat Charles Darwin's epochemachende wissenschaftliche That, welche in einer genetischen Naturgeschichte des Menschen gipfelt, das nachhaltigste Interesse an den anthropologischen Forschungen und Theorien erregt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß sich schwerlich ein denkender Mensch der Bedeutung eines Wissenszweiges verschließen kann, dessen Gegenstand die Erkenntniß des Charakters seiner Gattung ist. Allein nicht alle, welche mit dem nachhaltigsten Interesse dem Fortgang einzelner Nachforschungen folgen, kennen die Aufgaben, welche sich aus jenem Gegenstande ergeben, und die Wege, auf welchen eine wissenschaftliche Lösung überhaupt möglich ist. Was vor allen noththut, ist die Orientirung über diese Grundfragen; nirgends mehr als in der Anthropologie, wo selbst die Meinungen mancher Mitarbeiter, die an dem großen Bau der Wissenschaft mitwirken, weit auseinandergehen.

Vor allem ist daran zu erinnern, daß die wissenschaftliche Anthropologie noch in den Anfängen steht. Auch große, vielverheißende Anfänge sind Anfänge. Niemand gesteht diese Thatsache bereitwilliger zu als die bedeutenden Wortführer selbst. Manche Fragen von elementarer Wichtigkeit harren der Klärung und der Entscheidung. Werthvolle Einzelheiten sind vorhanden; aber das Fundament ist nicht vollendet.

Die Ungewißheit herrscht nicht nur im Detail. Nicht allein die verschiedenen Untersuchungsmethoden, deren sich die Forscher zu dem gleichen Zwecke bedienen, nicht nur die kühnen Folgerungen, Generalisationen und Hypothesen hochstrebender Geister bilden nach wie vor den Gegenstand des Streites. Für viele liegt die Gesammtheit der Aufgaben im Ungewissen. Gegenstand, Ziele und Wege der Wissenschaft bedürfen einer präcisern, einhelligen Bestimmung. Die Behauptung eines französischen Schriftstellers, die Anthropologie sei eine ebenso genau bestimmte Wissenschaft wie die Chemie oder die Astronomie, mag bestenfalls für einige Forscher gelten, welche eine künftige einhellige Bestimmung des Gegenstandes und der Aufgaben der Disciplin vorweggenommen haben.

Gleichwol fehlt es nicht an Definitionen, welche sich einer prägnanten Bestimmung der Hauptaufgabe befleißigen. Wir beschränken uns auf die Mittheilung einiger Definitionen, welche einander zu ergänzen und zu erläutern scheinen. Um nicht gewisse Nuancen des Ausdrucks abzuschwächen, dürfte sich die Wiedergabe des Originaltextes empfehlen.

Die Definition des Altmeisters Broca lautet: „L'anthropologie est la science, qui a pour objet l'étude du groupe humain, considéré dans son ensemble, dans ses détails et dans ses rapports avec le reste de la nature."

Bertillon definirt: „L'anthropologie est une science pure et concrète ayant pour but la connaissance complète du groupe humain considéré: 1. dans chacune des quatre divisions typiques (variété, race, espèce, s'il y a lieu) comparées entre elles et à leurs milieux respectifs; 2. dans son ensemble et dans ses rapports avec le reste de la faune."

A. de Quatrefages faßt sich kürzer: „L'anthropologie est l'histoire naturelle de l'homme faite monographiquement, comme l'entendrait un zoologiste étudiant un animal."

Topinard faßt diese Definitionen in einer Formel zusammen: „L'anthropologie est la branche de l'histoire naturelle, qui traite de l'homme et des races humaines."

James Hunt nennt die Anthropologie kurz die Wissenschaft des Menschen und der Menschheit. Nach W. Edwards ist der Mensch im ganzen, d. h. in physischer und moralischer Beziehung der Gegenstand der Anthropologie.

Broca nennt die Anthropologie gelegentlich auch die Biologie der Menschengattung (la biologie du genre humain).

A. de Quatrefages charakterisirt die Aufgabe der Anthropologie gegenüber den andern Wissenschaften, deren Untersuchungen sich auf menschliche Eigenschaften beziehen, folgendermaßen: „Der Mensch als Gattung ist das Object der Anthropologie. Dagegen fällt der Mensch als leibliches Individuum der Physiologie und der Heilkunde anheim, und die Untersuchung des intellectuellen und moralischen Individuums steht der Philosophie und der Theologie zu."

Broca theilt die Anthropologie in einem Artikel des „Dictionnaire encyclopédique des sciences médicales" folgendermaßen ein: 1) die zoologische Anthropologie (anthropologie zoologique) oder das Studium der Menschengruppe in ihren Beziehungen zu den übrigen Theilen der organischen Natur (le reste de la nature organisée); 2) die beschreibende Anthropologie oder das Studium der Menschengruppe in ihren Einzelheiten betrachtet (considéré dans ses détails); 3) die generelle Anthropologie oder das Studium der generellen Charaktere.

Topinard theilt in seiner „Anthropologie" eine mündliche Aeußerung Broca's mit, nach welcher er der Medicin das Studium der Individuen, der Ethnographie das Studium der Völker, der Ethnologie das Studium der Rassen und der generellen Anthropologie das Studium der Menschengattung in ihrer Gesammtheit und in ihren Beziehungen zu den Thieren zuweist. Das Studium dieser Beziehungen will er im besondern als zoologische Anthropologie bezeichnet wissen. Sein Schüler Topinard will diese Bezeichnung auch auf das Studium der Menschenrassen anwenden. Doch weist er die eigentliche Völkerkunde der Ethnologie zu, indem er der Anthropologie die Beschreibung der primitiven Rassen als natürlicher Typen vorbehält.

Die wesentlichsten Gesichtspunkte lassen sich in einigen Bestimmungen zusammenfassen.

Die Anthropologie ist die Naturgeschichte des Menschen. Die wissenschaftliche Naturgeschichte im allgemeinen ist keine Sammlung morphologischer und geogra-

phischer Bemerkungen, sondern die Wissenschaft der Speciescharaktere, in letzter Instanz eine Wissenschaft des Gattungscharakters. Demnach bildet der Gattungstypus des Menschen den Gegenstand der generellen Anthropologie. Die Anthropologie ist die Wissenschaft, welche im besondern die charakteristischen Merkmale der einzelnen Gruppen der Menschengattung untersucht, ihre specifischen und ihre gemeinsamen Charaktere feststellt und in der Darstellung des Gattungscharakters gipfelt. Die Anthropologie ist sozusagen das letzte Blatt der allgemeinen Naturgeschichte. Ihre allgemeine Aufgabe ist die Erkenntniß der Charaktere, welche das Menschengeschlecht von allen andern Lebewesen, insbesondere von den höchstentwickelten Thierarten, und die einzelnen Menschengruppen (Rassen) untereinander unterscheiden. Im weitern Sinne greifen alle Untersuchungen, welche sich auf die Organisation des menschlichen Typus und deren Functionsgesetze beziehen, in das Gebiet der allgemeinen Anthropologie ein.

Die Anthropologie wird vielfach mit andern Wissenszweigen verquickt und verwechselt, am häufigsten mit den angrenzenden Gebieten der Ethnographie und Ethnologie. Ueberdies setzen manche Forscher, die irgendein Theilgebiet der Anthropologie behandeln, den Theil dem Ganzen gleich oder verlieren infolge der ausschließlichen Pflege und der Ueberschätzung des Details den Zusammenhang mit dem Ganzen. So trifft es sich wol, daß bald die vergleichende Anatomie und Physiologie, wo nicht gar die Messung der Schädel und verschiedener Knochen, bald die prähistorische Archäologie, bald die Urgeschichte der Menschheit im weitern Sinne für die wahre und einzige Hauptstraße der Wissenschaft gehalten wird. Gegenüber der Anthropometrie machen wol auch die sogenannte Anthropologie der Naturvölker, die vergleichende Religionskunde, die Völkerpsychologie oder die Demographie ihre Hegemonie geltend. Da drängt sich die Frage auf, ob nicht auch für eine wissenschaftliche Anthropologie die Forderung vorausgehender Arbeitstheilung und nachfolgender Arbeitsvereinigung gelte, ob nicht die Arbeiten auf den erwähnten Gebieten das Material für den systematischen Aufbau und vorab für die Grundlegung der Wissenschaft liefern müssen. In diesem Falle wäre die Hegemonie einer Specialdisciplin nicht berechtigt und die Verwechselung des Theils mit dem Ganzen ebenso unzulässig wie in andern Wissenschaften. Der gegenwärtige Besitzstand der Wissenschaft besteht im wesentlichen in Materialien, die der Verwerthung in einem größern Zusammenhang harren.

Vor allem mußte das Verfahren derjenigen, welche Ethnographie und Ethnologie ohne weiteres der Anthropologie oder auch nur einem untergeordneten Abschnitt derselben gleichsetzen, den Widerspruch mancher Specialforscher erregen. Sind auch diese Disciplinen Grenzgebiete der Anthropologie, so spricht doch manches Argument gegen die Verquickung der vordem getrennten Gebiete.

Schon im Anfang dieses Jahrhunderts faßte man die Beschreibungen der verschiedenen Volkstypen unter dem Titel Ethnographie zusammen. Derselbe Ausdruck ist bei Campe ein Synonym der beschreibenden Völkerkunde. Wisemann definirt die Ethnographie als die Klassifikation der Rassen auf Grund der vergleichenden Sprachforschung. In neuester Zeit hat diese Auffassung beredte Vertheidiger gefunden.

Paul Hunfalvy findet das eigentliche Wesen des Ethnos im Charakter der

Sprache. Demnach entlehnt auch er den Eintheilungsgrund der Ethnographie von der vergleichenden Sprachwissenschaft. Allein er begnügt sich nicht mit der Vertheidigung des Standpunktes, sondern geht auch bei seinen Untersuchungen consequent von demselben aus.

Und was die Hauptsache ist: Paul Hunfalvy unterscheidet genau die speciellen Aufgaben der Anthropologie und der Ethnographie, deren Verwechselung er mit Entschiedenheit bekämpft. Er polemisirt insbesondere gegen A. de Quatrefages, dem er die Verwirrung der beiden Begriffe zur Last legt. So sagt P. Hunfalvy in seiner „Ethnographie Ungarns": er messe den anthropologischen oder vielmehr zoologischen Beschreibungen geringe Bedeutung für die Bestimmung des Volkscharakters oder des Nationalcharakters bei. „Nicht die Formation des Gehirns, auch nicht der Haarwuchs oder die Hautfarbe macht den Menschen, das Volk, sondern die Sprache und das gesellschaftliche Leben." Und weiter: „Die Nation wird durch ihre Sprache, durch ihren Glauben und ihre sociale Organisation. Mögen sich auch die beiden letztern verändern, so erhält sich doch die Nation als solche, solange sich ihre Sprache erhält. Demnach ist die Sprache die Seele der Nation; die Geschichte der Sprache ist die Geschichte der Volksseele." An einer andern Stelle lesen wir: „Menschen, die in physischer Beziehung wesentlich verschieden sind, können nichtsdestoweniger derselben Nation angehören, weil die Seele derselben, die Sprache, auch ihre Seele ist, und weil die moralischen und socialen Eigenthümlichkeiten derselben, die, mit der Sprache verbunden, die Nation von einer Thierheerde unterscheiden, auch ihre Eigenschaften sind. In der Enthnographie ist das Zeugniß der Sprache der einzige zuverlässige Führer."

Nach der Meinung P. Hunfalvy's bildet die Art (Species) den Gegenstand der Anthropologie und die Nation (das Ethnos) den Gegenstand der Ethnographie. „Mag sein, daß die Niederdeutschen (Holländer) und die eigentlichen Deutschen eine Art bilden; das mag die Anthropologie entscheiden. Da jedoch diese Art sich im Laufe der Geschichte in verschiedene Nationen getheilt hat, ist die Beschreibung dieser Gruppen eine Aufgabe der Ethnographie. Mag sein, daß die Türken und die Magyaren zu derselben Art (Rasse) gehören; das mag die Anthropologie entscheiden. Allein Sprache, gesellschaftliche Organisation und manches andere lassen sie als verschiedene Nationen erscheinen. Daher muß die Ethnographie sich ihrer annehmen."

Die Anthropologie und die Ethnographie haben verschiedene Aufgaben zu lösen. Man dient beiden schlecht, wenn man ihre Grenzen ineinanderlaufen läßt.

Auch die besondere Aufgabe der Ethnologie hat man mehrfach zu bestimmen versucht. Broca behandelt dieselbe als einen Theil der Anthropologie. Er bestimmt ihr Arbeitsfeld folgendermaßen: „Die specielle Beschreibung und die Determination der Rassen, das Studium ihrer Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, hinsichtlich ihrer physischen Constitution wie in Betreff ihres geistigen und gesellschaftlichen Zustandes, die Erforschung ihrer actuellen Verwandtschaften, ihrer Vertheilung in Gegenwart und Vergangenheit, ihrer historischen Rolle, ihrer mehr oder minder wahrscheinlichen, mehr oder minder zweifelhaften Verwandtschaft und ihrer bezugsweisen Stellung in der menschlichen Gruppe: das ist der Gegenstand

desjenigen Theiles der Anthropologie, den man mit dem Namen Ethnologie bezeichnet. Die Quellen, aus denen sie ihre Aufschlüsse schöpft, sind zahlreich: sie macht Anleihen bei der Ethnographie oder Beschreibung der Völker."

Nach einer ältern Eintheilung zerfällt die Völkerkunde in zwei Theile: Ethnographie (beschreibende Völkerkunde) und Ethnologie (speculative Völkerkunde). Nach Friedrich Müller bildet das Studium der Rassen die Aufgabe der Anthropologie, das Studium der Völker die Aufgabe der Ethnologie. Nach Littré ist der Ursprung und die Vertheilung der Völker der Gegenstand der Ethnologie, dagegen die Beschreibung der Völker die Aufgabe der Ethnographie.

Es fehlt weder an Gründen noch an Ansichten, welche gegen die Verwechselung und gegen die Verquickung der Gebiete und Aufgaben der Anthropologie, der Ethnographie und der Ethnologie sprechen. Anthropologie und Ethnologie behandeln die einzelnen Gruppen der menschlichen Gattung von verschiedenen Gesichtspunkten. Da Ethnographie und Ethnologie Grenzgebiete der Anthropologie sind, gehen die verschiedenen Untersuchungsreihen naturgemäß vielfach ineinander über.

Die Ethnographie beschäftigt sich vorwiegend mit der Beschreibung des Typus, der Sprache, der Religion, der Sitten und Gewohnheiten der einzelnen Volksstämme und Nationen. Die Ethnologie behandelt vornehmlich die Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnisse der vorhandenen Völker. Die Klassificirung und naturgeschichtliche Charakteristik der Rassen gehört zum Berufe der Anthropologie. Hierher weist die treffende Bemerkung Topinard's: der Ausdruck Rasse sei in der Ethnologie eine Licenz, in der Anthropologie bedeute er eine Realität, die natürlichen Gruppen der menschlichen Gattung.

Dieser Anthropolog ist auch bemüht, das Gebiet der Anthropologie von den verschiedenen Zweigen der Heilkunde, welche dasselbe vielfach berühren, abzugrenzen. „Die Medicin befaßt sich mit dem Individuum, mit der menschlichen Maschine, die Anthropologie hingegen mit der menschlichen Gattung und ihren Varietäten. Die eine hat nur einen Gedanken, einen Zweck: die Krankheiten zu verhüten und zu heilen. Die andere studirt den Menschen, seinen Ursprung und seine Beziehungen zu den Lebewesen, ohne sich um die Verwerthung ihrer Ergebnisse seitens der Gesellschaft zu kümmern. Sie haben in allen Punkten eine verschiedene Anschauungsweise." Gleichwol leisten die verschiedenen Untersuchungsreihen einander vielfach wesentliche Dienste.

Zahlreiche Wissenszweige, welche nicht zur Lösung der speciellen Probleme der Anthropologie berufen sind, liefern dem jüngsten Zweige der Naturwissenschaften ausgedehnte und werthvolle Materialien. Sie stehen zur Anthropologie in gewisser Hinsicht in dem Verhältniß der Hülfswissenschaften zur Centralwissenschaft eines Systems wissenschaftlicher Untersuchungen, die unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt auf ein Ziel gerichtet sind. Anatomie, Physiologie, Zoologie, Archäologie, Geographie und Sprachwissenschaft, Ethnographie und Ethnologie liefern unablässig neue Materialien zum Aufbau der Wissenschaft. Die große Zahl der Mitarbeiter und die noch größere Zahl der Lernbegierigen findet von den verschiedensten Wissensgebieten aus einen Zugang zu dem Gebäude der Wissenschaft. Die Anthropologie ist ein Theben mit hundert Thoren.

Allein die große Menge und die Verschiedenheit der Materialien erschwert trotz der zahlreichen Zugänge und Wege der Mitarbeit die Orientirung im ganzen, in dem Zusammenhang einzelner Theile, der auch für das geübte Auge manches Mitarbeiters nicht leicht zu entdecken ist. Es ist ungemein schwer, von einem der vielen Zugänge eine nur einigermaßen zusammenhängende Ansicht der Hauptabtheilungen, geschweige denn ein annäherungsweise systematisches Gesammtbild zu gewinnen. Die Mitarbeiter beschränken sich zum größten Theil auf die Ausarbeitung eines Details, das mit ihrem ursprünglichen Specialgebiet zusammenhängt. Die Arbeitstheilung ist fast ausnahmslos bis in kleine Einzelheiten durchgeführt.

Es liegt in der Natur der Sache, daß eine Wissenschaft in dem ersten Stadium ihrer Entwickelung alle Kräfte für die Detailforschung, für die Herbeischaffung des Rohmaterials in Anspruch nimmt. Die große Menge und Mannichfaltigkeit des Rohmaterials, die Schwierigkeit und der langsame Fortschritt der Sichtung und Anordnung ermuthigt nicht zur Anbahnung der systematischen Arbeit. Die Anhäufung des besten Materials und der kunstvollsten Apparate auf einzelnen Punkten ergibt keine vue de l'ensemble.

Wo es sich darum handelt, ein Wissensgebiet der Menge der Lernbegierigen zugänglich zu machen, ist eine vorläufige Orientirung in dem Zusammenhang der wesentlichsten Theile, eine allgemeine Uebersicht, eine primitive Gesammtansicht von großer Wichtigkeit. Wo eine solche fehlt, da wirkt die Menge und Mannichfaltigkeit der Materialien mehr verwirrend als unterrichtend. Gesellen sich vollends zu diesem Mangel an systematischer Anordnung und didaktischer Vorarbeit die Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten der Wortführer selbst in principiellen und methodologischen Fragen, willkürliche Annahmen und Auslegungen, dreiste Folgerungen und einander widerstreitende Hypothesen, bei deren Auswahl der Lernbegierige jedes Richtmaßes entbehrt, so fehlt es an jeder zuverlässigen Führung in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft. Dazu kommt die Gefahr, daß die Specialforscher völlig in dem kleinen Detail aufgehen und in ihren Folgerungen und Generalisationen vom Wege der Wissenschaft abweichen. Das Theben mit hundert Thoren wird zum Labyrinth.

An werthvollen Specialuntersuchungen und Monographien mangelt es nicht. Der Altmeister Broca hat die wichtigen Ergebnisse seiner Forschungen in solchen Arbeiten niedergelegt, aus welchen künftige Bearbeiter desselben Gebietes manche Belehrung schöpfen werden. Andere verdienstvolle Mitarbeiter haben den Schatz der Wissenschaft auf demselben Wege vergrößert. Allein an Versuchen einer systematischen Anordnung und zusammenhängenden Darstellung der einzelnen Aufgaben, Probleme und Ergebnisse hat es lange gefehlt. Broca constatirt das Vorhandensein dieser Lücke und die Nothwendigkeit des Unternehmens. „Man muß darauf verzichten, ein vollständiger Anthropolog zu werden. Die Theilung der Arbeit ist hier nothwendiger als irgendwo; in diesem ungeheuern Gebiete schlägt jeder sein Zelt dort auf, wohin ihn sein Geschmack, seine Fähigkeiten und seine besondern Anlagen ziehen; allein damit diese so verschiedenen Untersuchungen nicht in entgegengesetzten Richtungen auseinandergehen, sondern in demselben Zweck zusammentreffen können, dazu bedarf es vor allem, daß sich alle Forscher ohne großen Zeit-

verlust über die allgemeinen Grundsätze der Anthropologie, über ihre Methoden und über die Gesammtheit der Thatsachen, welche sie constatirt hat, verständigen.... Man verlangt von allen Seiten ein Elementarbuch der Anthropologie, ein didaktisches Résumé... kurz ein Buch, das zugleich ein Führer für die Anfänger und ein Handbuch für die andern sein soll, bei dem man sich Rath holen kann."

In diese Lücke sind in neuester Zeit zwei französische Anthropologen eingetreten; Paul Topinard mit seiner „Anthropologie" und A. de Quatrefages mit seinem Werk „Das Menschengeschlecht".*) Das Werk von Topinard ist das von Broca geforderte Handbuch und Nachschlagewerk, welches ein didaktisches Résumé der Hauptprobleme und der bisher erzielten Forschungsergebnisse enthält. Dasselbe entspricht in der Hauptsache den Anforderungen, welche an ein gutes Lehrbuch, das die Principien und die Ergebnisse einer so jungen Wissenschaft darstellen soll, gestellt werden dürfen. Es kann aber auch vielen Specialforschern zur Orientirung in den Grundlagen und im Zusammenhang der einzelnen Aufgaben und Untersuchungen dienen. Topinard befleißigt sich einer gedrängten, systematischen und lehrhaften Darstellung des ganzen bisher ausgemessenen und durchforschten Gebietes der Wissenschaft. Die einzelnen Untersuchungsreihen, Ergebnisse, Folgerungen und Hypothesen werden in systematischem Zusammenhang dargestellt.

Auch A. de Quatrefages bietet uns eine übersichtliche Darstellung der Hauptprobleme und der wichtigsten Forschungsergebnisse. Doch verzichtet er von vornherein auf eine streng systematische Anordnung und auf den strammen Zusammenhang des lehrhaften Vortrags. Sein Werk gibt eine freiere Darstellung der anthropologischen Hauptprobleme und der Hauptergebnisse der neuern Forschungen, in einzelnen Monographien, welche ihren Gegenstand möglichst allseitig beleuchten. Die monographische Behandlung der einzelnen Hauptprobleme führt zunächst nicht zu jener wissenschaftlichen Gesammtansicht, welche die systematische Darstellung vermittelt. Doch ist auch die monographische Behandlung, insofern sie nicht im Detail des Rohmaterials stecken bleibt, sondern durch die Verwerthung der sichern Ergebnisse der Forschung die Probleme der Lösung näher bringt und ein übersichtliches Bild des actuellen Standes der Forschung entwirft, von hohem Werth. Die Aufarbeitung des ganzen Stoffes, die Durchführung aller Hauptaufgaben in einzelnen monographischen Darstellungen eignet sich vorzüglich zur Orientirung im Gesammtgebiete der Wissenschaft, wofern nur die Masse des Stoffes richtig disponirt und die Problemstellung in jedem Theilgebiete richtig ist. Denn die gründliche Befassung mit jedem Hauptproblem führt zur Einsicht in den Zusammenhang der verschiedenen Theile und Aufgaben der Wissenschaft und leitet zugleich zur systematischen Anordnung und zur Gewinnung einer Gesammtansicht hinüber. In diesem Sinne eignet sich auch das Werk von A. de Quatrefages vorzüglich zur Orientirung in den Aufgaben und Ergebnissen der Anthropologie.

---

*) Vgl. „L'anthropologie. Par le Dr. Paul Topinard. Avec préface du professeur Paul Broca" (2. Aufl., Paris, C. Reinwald u. Comp., 1877); A. de Quatrefages, „Das Menschengeschlecht" („Internationale wissenschaftliche Bibliothek", 30. und 31. Bd., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878).

Mögen wir auch mit den Herausgebern der deutschen Ausgabe den Ansichten des Autors über manchen Gegenstand nicht beitreten können, so kann uns dies nicht hindern, anzuerkennen, daß sein Werk eine Fülle von belehrenden Aufschlüssen und bemerkenswerthen Raisonnements enthält, welche unser Wissen bereichern und manche Streitfrage der Klärung und der Lösung näher zu bringen verheißen. Das Werk eignet sich nicht nur zur Einführung des Lesers von allgemeiner Bildung in die einzelnen Theile der Wissenschaft, sondern verspricht auch demjenigen, der sich in diesem Gebiete bewegt hat, mannichfache Anregung, welche durch den hier und da erregten Widerspruch unterbrochen, aber nicht geschmälert wird.

Im ersten Theil wird der Mensch als Glied des organischen Reiches betrachtet. Den Gegenstand des ersten Buches bildet die umfangreiche, auf zahlreiche Argumente gestützte Beweisführung für die Einheit des Menschengeschlechts. A. de Quatrefages unterscheidet mit Pallas ein Reich des Anorganischen und ein Reich des Organischen. Dem erstern gehören das Sideralreich und das Mineralreich, dem zweiten unbestrittenermaßen das Pflanzenreich und das Thierreich an.

Der Autor entwirft ein Schema, in welchem die in den einzelnen Reichen auftretenden charakteristischen Vorgänge oder Kräfte zur Verdeutlichung der Abstufung bei jedem Reiche angeführt sind. So beim Sideralreich: „Kepler'sche Bewegung = Gravitation"; beim Mineralreich außer jener: „physikalisch-chemische Vorgänge = Aetherkraft". Beim Pflanzenreich treten zu den vorigen „vitale Vorgänge = Leben" hinzu. Beim Thierreich kommt zu allen vorangehenden Vorgängen ein neuer Factor: „Willensäußerungen = Thierseele."

An der Schwelle der Untersuchung steht die Frage: „Was ist der Mensch?" Für den Naturforscher kann die Frage nur den Sinn haben: welchem Reiche der Natur ist der Mensch zuzuzählen? oder besser ausgedrückt: ist der Mensch ein Thier? ist er mit den Säugethieren zusammenzustellen?

In seinem Schema der Naturreiche geräth der Autor mehrfach in Widerspruch zu den Ueberzeugungen, welche die moderne Naturforschung gezeitigt hat. So nimmt er für die „organisirten und lebenden Geschöpfe" eine besondere Ursache in Anspruch: das Leben. Er verwahrt sich aber alsobald gegen den Vorwurf, es werde damit ein mysteriöser Name in die Wissenschaft eingeführt. „Allerdings wissen wir nicht, was das Leben ist; aber wir wissen ebenso wenig, was denn eigentlich(!) jene Kraft ist, wodurch die Bewegung und das Festhalten der Gestirne in ihren Bahnen zu Stande kommt. Wenn die Astronomen jene Kraft, jene unbekannte Ursache, aus der die mathematisch genauen Bewegungen der Welten abzuleiten sind, mit einem besondern Namen bezeichnen durften, so wird es auch wol den Naturforschern gestattet sein, jene unbekannte Ursache, welche der Stammesgenossenschaft, der Geburt, dem Sterben zu Grunde liegt, durch einen besonderen Namen hervorzuheben. Das Leben verstehe ich nicht in dem Sinne, den dieses Wort vielfältig bei den frühern Vitalisten hatte. . . . Das Leben steht den todten Kräften keineswegs antagonistisch gegenüber; das Wirken der letztern wird jedoch nach seinen Gesetzen gelenkt und geregelt."

Quatrefages beruft sich auf Claude Bernard, der die Wirkung der Anästhetica auf Pflanzen und auf Thiere versucht und nachgewiesen hat, daß bei den organi-

sirten Wesen „neben den physikalisch-chemischen Kräften noch ein davon verschiedenes Agens wirksam ist". Dieses Agens nennt A. de Quatrefages Leben, und will damit nur dasjenige bezeichnet haben, was „durch Erfahrung und Beobachtung in der Wissenschaft Begründung gefunden hat".

Es bleibt dem Autor unbenommen, die charakteristischen Processe, welche die Organismen von der anorganischen Materie unterscheiden, unter dem Collectivnamen „Leben" zu begreifen. Seine Annahme widerspricht der Ueberzeugung, welcher heute die große Mehrzahl der Naturforscher huldigen dürfte: „Das Leben ist nur ein physikalisches Phänomen." Das eigentliche Problem hat bisher allerdings keine Partei gelöst.

Ob die Lebensprocesse auf die allgemeinen Ursachen, die Agentien der Physik zurückgeführt werden können oder ob es zur Erklärung derselben eines besondern Agens, einer neuen Ursachenreihe bedarf? — das hat bisher keiner auf dem Wege der wissenschaftlichen Beweisführung entschieden. Die allgemeinen Principien der Naturwissenschaft unterstützen die Annahme einer einheitlichen Erklärung aus den gleichen allgemeinen Ursachen. Ob eine bloße Combination dieser Ursachen und welche Combination die Lebenserscheinungen bewirkt? ist bei alledem noch ein ungelöstes Problem. Die bisherigen Lösungsversuche sind nicht auf den Grund desselben hinabgedrungen. Die meisten drehen sich, wie die unerschrockene Erklärung des berühmten Flourens („De la vie et de l'intelligence", Paris 1858), in tautologischen Cirkeln.

Die Metaphysik hat das Problem für sich in Anspruch genommen. Metaphysische Fragen gehören nicht zum Hauptgeschäft der Anthropologie. Es mag deshalb dahingestellt bleiben, ob A. de Quatrefages der Lösung des großen Räthsels näher gekommen ist.

Vorderhand scheint Otto Liebmann mit seinem Ignoramus recht zu behalten. „Was ist das Leben? Etwa ein Oxydationsproceß? Ja! aber sehr viel mehr! Oder ein Mechanismus! Ja! aber unendlich viel mehr! Es fehlt immer noch der «Newton des Grashalms», den Kant in seiner genialen Anthropologie nicht erwartet. . . . Was ist das Leben? Den Vitalismus sind wir los, aber wir haben nichts Besseres an die vacant gewordene Stelle zu setzen. Wir können die Functionen und Organe des Lebens an den Fingern herzählen. Wir wissen sehr viel, nur leider nicht die Hauptsache!"

Im Gegensatz zu andern Forschern reiht de Quatrefages den angeführten Reichen ein fünftes selbständiges Reich an: das Menschenreich. In diesem Reiche sollen zu den Factoren, welche in den andern Reichen auftraten (Gravitation, Aetherkraft, Leben, Thierseele), als specifische Vorgänge „Moralität und Religiosität = Menschenseele" (!) hinzutreten. Der Autor tritt auf das entschiedenste für die Sonderstellung des genus Homo und für die Annahme eines besondern Menschenreichs ein. Allein er läßt merkwürdigerweise nicht die intellectuellen Eigenschaften im allgemeinen mit besonderer Rücksicht auf begriffliches Denken und vernünftiges Sprechen als die specifischen Charaktere gelten, welche den Menschen von den höchstentwickelten Lebewesen, den morphologisch ähnlichen Thierarten unterscheiden. Der generische Unterschied beginnt für ihn nicht bei der Intelligenz; er findet denselben nur in der Moralität und in der Religiosität.

Diese merkwürdige Auffassung führt den sonst sehr vorsichtigen Verfasser zu einer vollständigen Verwischung der von Denkern und Forschern annäherungsweise dargestellten intellectuellen Grenzscheide und zu einer Ueberschätzung der Aeußerungen thierischer Intelligenz, welche die Ergebnisse der neuern Thierpsychologie nicht zu rechtfertigen scheinen. „In den Aeußerungen der Intelligenz lassen sich demnach wesentliche Unterschiede zwischen den Menschen und den Thieren nicht nachweisen. (?) Dafür erkennen wir im Menschen drei wesentliche oder Grundäußerungen, an welche sich auch noch eine Anzahl secundärer Aeußerungen anreihen und die bei den übrigen belebten Wesen, vollends aber im Reiche des Unorganischen auch nicht einmal spurweise angetroffen werden: 1) Der Mensch hat die Vorstellung von Gut und Böse, die durchaus unabhängig vom physischen Wohlbefinden und vom physischen Leiden Wurzel schlägt. 2) Der Mensch hat den Glauben an höhere Mächte, die auf sein Geschick bestimmend einwirken können. 3) Der Mensch hat den Glauben an die Fortdauer nach dem Tode. Die beiden letztgenannten Aeußerungen stehen immer untereinander im genauesten Zusammenhange, sodaß sie auf die gleiche Wurzel, auf die Religiosität bezogen werden dürfen; die erste jener drei Aeußerungen dagegen entstammt der Moralität."

Ist eine specifische Differenz bei den anatomischen und physiologischen Charakteren nicht zu entdecken, so muß dieselbe naturgemäß bei den psychologischen Charakteren gesucht werden. Ist erst diese Differenz nachgewiesen, so läuft das Eifern für und wider die Annahme eines besondern Menschenreiches auf eine terminologische Subtilität, wo nicht auf einen Wortstreit hinaus. Denn mag auch die Annahme eines besondern Reiches bestritten werden, so wird sich gegen die selbständige Gruppirung des durch specifische Charaktere von allen bekannten Thierarten unterschiedenen Menschengeschlechts nicht viel einwenden lassen.

Wo es sich um die Scheidung des Pflanzenreiches und des Thierreiches handelt, beschränkt sich A. de Quatrefages darauf, den Willen als Regulator der Ortsveränderung zu bezeichnen. „Die Thierseele, auch wo sie am deutlichsten eingreift, tritt immer nur in der Form willkürlicher Bewegungen in die Erscheinung." Gleichzeitig bemerkt er, der Mensch könne das Thier nur von seinem Menschenstandpunkte beurtheilen. Diese Beurtheilung bereitet ihm aber bei der nähern Betrachtung des Thierlebens keine großen Schwierigkeiten.

An die Constatirung der anatomischen und physiologischen Gleichartigkeit knüpft sich die summarische Behauptung: „Hinsichtlich der Affecte und Triebe, der Gefühle, des Charakters (!) stimmen Menschen und Thiere ebenfalls überein. Auch das Thier ist von Liebe, von Haß erfüllt, Reizbarkeit und Eifersucht kommen bei ihm zum Durchbruche, es kann unermüdliche Geduld, unerschütterliches Vertrauen an den Tag legen." Der Verfasser begnügt sich, auf das Beispiel der Hausthiere, zumal der Hunde hinzuweisen.

„Durch die hohe Entwickelung der Intelligenz unterscheidet sich der Mensch sicherlich recht auffallend von den Thieren." Allein die Frage ist: ob nicht die menschliche Intelligenz und die thierische Intelligenz einander gleichartig sind? Und diese Frage glaubt der Autor mit ruhigem Gewissen bejahen zu dürfen. „Der Naturforscher pflegt tiefer in die Erscheinungen einzudringen, ohne durch irgendeine

Voreingenommenheit befangen zu sein (immer?); er sieht, daß das Thier sich nicht anders benimmt, als er selbst unter den gegebenen Umständen (d. h. wol als gleichorganisirtes Wesen, als dieses Thier?) sich benommen haben würde, und das führt ihn zu dem Schlusse, es müssen bei jener Handlung die gleichen Triebfedern gewirkt haben."

Gleichwol nimmt der Autor an, daß im menschlichen Leben ganz andere Triebfedern oder Motive wirken, nämlich die moralischen, die bei den Thieren „nicht einmal spurweise" anzutreffen sind.

Fast möchte man meinen, der ausgezeichnete Anthropolog betrachte die vergleichende Psychologie als eine Specialdisciplin der Theologie. Es fehlt nicht an polemischen Bemerkungen an die Adresse der Theologen, welche der Autor meistens in einem Athem mit den Philosophen und Philologen nennt; ein Verfahren, zu dem ihn die wissenschaftlichen Tendenzen einzelner ihm bekannter Philologen und Lehrer der Philosophie veranlaßt haben mögen.

Der wiederholte Ausdruck der eigenen festen Ueberzeugung und einige ergötzliche Mittheilungen über Aeußerungen der Klugheit und Besonnenheit junger Katzen und Hunde vertreten die Stelle jeder weitläufigen und ermüdenden Beweisführung, welche dem Autor angesichts eines offenbaren Thatbestandes, vor dem nur die in ungetrübter Harmonie nebeneinander auftretenden Theologen und Philosophen die Augen verschließen, überflüssig erscheint. „Genug, ich bin der festen Ueberzeugung, Denken und Urtheilen entspringen beim Menschen und beim Thiere einem Vermögen, das bei beiden vorhanden ist, beim Menschen indessen einer bei weitem höhern Entwickelung sich zu erfreuen hat."

Sollte es unmöglich sein, in manchen Fällen einen ungeheuern Gradunterschied aufzuweisen, der einem Artunterschied so täuschend ähnlich sieht, daß die Gleichsetzung beider einen minimalen Rechnungsfehler in sich schließt?

Der Autor gedenkt nicht besonders der subtilen Unterscheidung der abstracten Begriffe, des begrifflichen Denkens. Was ficht den Naturforscher die Meinung eines Philosophen wie Locke an, der die intellectuelle Grenzscheide zwischen Menschen und Thieren in der Fähigkeit zur Bildung abstracter Begriffe (Universalia) erblickt? Wer vermöchte auch in das Innere des thierischen Denkens zu dringen, um das Fehlen jener Begriffe zu constatiren und den Gegenbeweis gegen die Voraussetzung ihrer Existenz zu erbringen?

Andererseits verbürgt uns A. de Quatrefages, daß die Thiere der moralischen Gesinnung und des Glaubens an höhere Wesen und an die Unsterblichkeit der Seele entbehren. Sollte es ihm doch gelungen sein, den vollen Inhalt der Thierseele kennen zu lernen? Wenn aber das Eindringen ins Innere verwehrt ist, wie vermöchte er einen Beweis gegen das Vorhandensein der Moralität und der Religiosität zu erbringen? Erwidert man uns, daß es an Aeußerungen dieser Eigenschaften fehle, so ließe sich gewiß ein Gleiches von dem begrifflichen Denken, von der Fähigkeit zur Bildung abstracter Begriffe behaupten.

In der That behaupten andere angesehene Forscher, daß sich ein Analogon menschlicher Moralität und Religiosität auch bei den höher stehenden Thieren vorfinde. Weist doch Darwin mehrfach auf die socialen Triebe als die primitiven

Wurzeln der moralischen Empfindungen hin! Geht doch ein neuerer Forscher so weit, die Verehrung des Hundes für seinen Herrn als eine primitive Form des religiösen Cultus, der Anbetung höherer Wesen zu betrachten!

Unbestrittenermaßen ist die Sprache das Organ der abstracten Begriffe, des begrifflichen Denkens. Daher haben manche Denker die Sprache als einen Factor der specifischen Differenz bezeichnet, welche den vernünftig sprechenden Menschen vom sprachlosen und begrifflosen Thier scheidet. Doch A. de Quatrefages ist nicht der gleichen Meinung. Der berühmte Forscher sagt uns: „Ebenso wie mit der Intelligenz verhält es sich mit der Sprache, in der wir nur die höchste Aeußerung der Intelligenz (!) anzuerkennen haben. Das Wort oder die artikulirte Stimme ist allerdings ausschließliches Besitzthum des Menschen; zwei Thierklassen erfreuen sich nichtsdestoweniger des Besitzes einer Stimme (!) und somit (?) tritt uns beim Menschen durchaus nichts ganz Neues entgegen, sondern nur eine unendlich (!) höhere Entwickelung.“ Und weiter: „Die Sprache der Thiere ist allerdings nur ganz unvollkommen entwickelt, in gleicher Weise wie auch ihre Intelligenz nur auf einer ganz niedrigen Stufe steht, sie besteht gewissermaßen nur aus Interjectionen; gleichwol genügt sie in dieser unvollkommenen Form den Bedürfnissen der Säugethiere und der Vögel, die dieser Sprache mächtig sind. Auch der Mensch lernt ihre Sprache ohne große Mühe verstehen.... Mit dieser Thiersprache will ich übrigens den eigentlichen Gesang der Vögel, namentlich jenen der Nachtigall, nicht zusammenwerfen.“

Hiergegen ist fürs erste zu erinnern, daß niemand jenen Thierarten den „Besitz einer Stimme“ bestreiten mag, daß aber andererseits auch die kühnsten Deutungsversuche nicht den Schatten eines Beweises für die Annahme einer artikulirten Sprache bei denselben Thierarten erbracht haben.

Auch die Berufung auf die Empfindungslaute, welche Liebesnoth, Zorn und Schmerz, Lust und Behagen ausdrücken, auf die Lockrufe und Warnungslaute lassen wir gelten. Aber wo ist der Zusammenhang zwischen diesen Empfindungslauten und der menschlichen Sprache, welche Allgemeinbegriffe im geordneten Lauf der Gedanken ausdrückt, zwischen dem Noth- und Wuthgeschrei der Thiere und der vernünftigen Rede der Menschen? Unsers Erachtens involvirt die Behauptung der völligen Gleichartigkeit dieser Dinge eine petitio principii. Handelt es sich doch um das in der Sprache in die Erscheinung tretende begriffliche Denken, welches die vernünftige Sprache des Menschen von jeder andern Combination von Tönen unterscheidet. Der Grund der Sprachlosigkeit der Thiere liegt nicht in einem Mangel ihrer anatomisch-physiologischen Construction, nicht in einem Mangel ihrer Organe, sondern in der mangelhaften Beschaffenheit ihrer Intelligenz. Der Umstand, daß einzelne Thiere einzelne Worte nachsprechen lernen, daß bei andern angeblich Ansätze zu einer Artikulirung einzelner Laute vorhanden sind, beweist bestenfalls nur, daß die physiologischen Voraussetzungen der artikulirten Sprache vorhanden sind, daß daher die Unmöglichkeit der Verwerthung derselben zur Ausbildung einer zusammenhängenden Sprache einen psychologischen Grund haben müsse.

In der That verzichten viele Forscher auf jede Untersuchung des Zusammen-

hanges der Sprache mit der Bildung abstracter Begriffe, mit dem begrifflichen Denken. Sie führen eine Fülle der interessantesten Beobachtungen, der merkwürdigsten Thatsachen an; aber das eigentliche Problem wird nur obenhin gestreift.

Die menschliche Sprache ist Mittheilung von Gedanken, welche durch ein Bedürfniß der Mittheilung bedingt ist. Das Sprechen des normal entwickelten, nicht pathologisch veränderten Menschen ist eine verstandesmäßige Thätigkeit, eine Mittheilung zusammenhängender Vorstellungen und Vorstellungsreihen (und zwar abstracter Vorstellungen oder Begriffe) durch Zeichen, durch artikulirte Laute, welche mit Zuverlässigkeit auf jene bezogen werden. Unter den Philosophen, die sich mit diesem Problem beschäftigten, scheint Locke doch nicht allzu weit von „der Wahrheit Spur" gewesen zu sein. In neuester Zeit hat die philosophische Sprachwissenschaft zu eingreifenden Untersuchungen manchen Anstoß gegeben.

Doch ist es auch heute nicht unzeitgemäß, an einen treffenden Ausspruch Schopenhauer's zu erinnern, der den specifischen Charakter der menschlichen Sprache zur Geltung bringt: „Der Sinn der Rede wird unmittelbar vernommen, genau und bestimmt aufgefaßt, ohne daß in der Regel sich Phantasmen einmengten. Es ist die Vernunft, die zur Vernunft spricht, sich in ihrem Gebiete hält; und was sie mittheilt und empfängt, sind abstracte Begriffe (nicht anschauliche Vorstellungen), welche ein für allemal gebildet und, verhältnißmäßig in geringer Anzahl, doch alle unzähligen Objecte der wirklichen Welt befassen, enthalten und vertreten. So ist die Sprache, wie jede andere Erscheinung, die wir der Vernunft zuschreiben, und wie alles, was den Menschen vom Thier auszeichnet, durch dieses Eine und Einfache als seine Quelle zu erklären: die Begriffe, die abstracten, nicht anschaulichen, allgemeinen, nicht in Zeit und Raum individuellen Vorstellungen."

Es würde zu weit führen, hier auf die einzelnen Aeußerungen der thierischen Intelligenz näher einzugehen, welche die Bewunderung vieler Forscher erregen. Es muß genügen darauf hinzuweisen, daß die neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Thierpsychologie zu der Ueberzeugung drängen, daß die vielbewunderten zweckmäßigen Handlungen der Thiere zum größten Theil ohne Ueberlegung (ohne Bewußtsein des Zweckes) ausgeführte Handlungen sind, welche nach G. H. Schneider auf Empfindungstriebe und Wahrnehmungstriebe zurückgeführt werden müssen.*)

Alles in allem: A. de Quatrefages scheint uns die Bedeutung der intellectuellen Charaktere, die den Menschen von den höher stehenden Thierarten unterscheiden, im ganzen zu unterschätzen. Er theilt die Ueberschätzung der intellectuellen Kräfte der Thiere mit zahlreichen Forschern, welchen der Nachweis der anatomischen und physiologischen Gleichartigkeit nicht genügen will. Aber er unterscheidet sich von den meisten dadurch, daß er Moralität und Religiosität als ausschließliche Prärogative des Menschen betrachtet.

Wir können die Betrachtungsweise des ausgezeichneten Forschers nicht zu der unsern machen. Seine Argumente würden der Beweiskraft entbehren, wenn er auch eine tiefere Entwickelung derselben oder eine Beweisführung versucht hätte. Gleichwol glaubten wir eben bei diesem Abschnitt seines Werkes verweilen zu

*) Vgl. G. H. Schneider, „Der thierische Wille" (Leipzig 1880).

müssen, da die in demselben behandelten Fragen von manchen Forschern, insbesondere auch von namhaften jüngern Anthropologen ohne weiteres durch den energischen Ausdruck der eigenen Ueberzeugung und die Heranziehung einiger thierpsychologischer Beobachtungen und Anekdoten, aber ohne den schwerfälligen Apparat der wissenschaftlichen Begründung erledigt werden.

Sollte sich nicht die weise Praxis der Zurückhaltung des Urtheils in diesen Fragen manchen Anthropologen empfehlen, welche dem Fortschritt der Wissenschaft durch ihre Specialforschungen auf verschiedenen Gebieten wesentliche Dienste leisten? Der gelehrteste Forscher ist durch umfassende Kenntniß der Physiologie und der vergleichenden Anatomie noch nicht eo ipso zur Lösung schwieriger und zum Theil recht subtiler psychologischer Fragen qualificirt. Darum ist in manchen Fällen eine Lücke in der Gesammtansicht der verfrühten Einführung von Lehrsätzen vorzuziehen, damit nicht im Vorhof das Mistrauen gegen die Tragfähigkeit der Grundpfeiler des Lehrgebäudes und den reellen Werth der angesammelten Schätze erregt werde.

Es bleibt dem Autor unverwehrt, die Menschenseele mit jener „unbekannten Ursache, auf welche die Moralität und die Religiosität hinweisen", zu identificiren. Doch dürfte diese Neuerung in der Terminologie die Erweiterung unserer Erkenntniß nicht wesentlich fördern. Es verdient Anerkennung, daß der Autor mit dem „längst schon gebräuchlichen Namen" der Menschenseele nicht die Schranken der wissenschaftlichen Erfahrung überschreiten, sondern nur die „unbekannte Ursache jener lediglich die menschliche Existenz berührenden Vorgänge" bezeichnen will. Er verwahrt sich gegen alle Uebergriffe ins Gebiet der Philosophie und der Theologie, denen er die Erledigung der Frage, ob der Mensch lediglich ein thierischer Organismus ist, überläßt. Er begnügt sich mit der Aufstellung eines besondern Menschenreiches neben dem Thierreiche. Abgesehen davon überläßt er es jedem, unter den auseinandergehenden Ansichten zu wählen und sich für jene zu entscheiden, die seinem Herzen und der Vernunft am meisten zusagt.

Wir können nach alledem nur bedauern, daß der Verfasser dem Vorsatz der Zurückhaltung und Entsagung bei der Erörterung des Problems der vergleichenden Psychologie untreu wird und gerade auf solche Factoren das größte Gewicht legt, bezüglich welcher uns die vergleichende Psychologie fast jeden Ausschluß vorenthält.

Die beiläufigen Erörterungen über psychologische Fragen gehören zu den schwächsten Theilen des Werkes. Die speciellen psychologischen Charaktere der Menschengattung und der einzelnen Menschenrassen sind im zweiten Theile gleichsam nur anhangsweise behandelt. Es fehlt nicht an interessanten Daten und treffenden Bemerkungen; aber auch die wichtigsten Charaktere sind nur summarisch abgehandelt. Allerdings erklärt der Autor selbst die anatomischen und physiologischen Charaktere als die beständigern für den wichtigsten Gegenstand der Anthropologie. Der Unzufriedenheit der Sprachforscher, Theologen und Philosophen gewiß, schiebt er denselben nicht nur metaphysische Fragen, sondern auch das Detail der psychologischen Untersuchung bereitwilligst zu, indem er als Naturforscher innerhalb der Grenzen der Erfahrung verharren will.

Die Philosophie muß dankbar die Reserve des Forschers und die Achtung vor

ihrer Competenz anerkennen, indem sie zugleich die blos beiläufige Behandlung der psychologischen Cardinalfragen ungenügend findet und eine tiefere, möglichst erschöpfende Behandlung derselben von der vereinigten Arbeit emsiger Forscher erwartet. Die Ueberzeugung von der Dringlichkeit dieser Aufgabe und die Meinungsverschiedenheit in den erörterten psychologischen Fragen thut der Anerkennung der verdienstvollen Untersuchungen und der werthvollen Ausführungen, die das Werk enthält, nicht den geringsten Abbruch.

Die Ausführungen des Autors über die Methode der anthropologischen Forschung sind sehr bemerkenswerth. „Die bei allen übrigen organisirten und lebenden Wesen waltenden Gesetze muß die Anthropologie auch für den Menschen gelten lassen, es sei denn, daß die exclusiv menschliche Seite in Frage steht; jede Auffassung, die den Menschen zu einem Ausnahmsfalle macht oder machen würde, indem sie ihn den Gesetzen der übrigen organischen Welt entrückt, kennzeichnet sich dadurch als eine unrichtige.“ Als ein anthropologisches Axiom wird der Satz aufgestellt: „Der Mensch unterscheidet sich in seinem physischen und physiologischen Verhalten in keiner Weise von den übrigen lebenden Wesen, von den Thieren, von den Säugethieren.“

Die Frage: ob es nur eine oder mehrere Menschenarten gibt? ob die verschiedenen Menschengruppen Arten (Species) oder Rassen sind? beantwortet de Quatrefages nach einer weitläufigen Untersuchung der verschiedenen Argumente im Sinne des Monogenismus. „Es gibt nur eine einzige Menschenart, wenn der Name Art oder Species in dem Sinne genommen wird, der ihm im Pflanzen- und Thierreiche zukommt.“

Auf dem Wege der Untersuchung werden die Begriffe Art und Rasse erörtert und bestimmt. Hierbei tritt der Autor mehrfach in Gegensatz zu den Anhängern der Darwin'schen Lehren. Dieser Gegensatz prägt sich bei der Untersuchung über den Ursprung der einen Menschenart noch schärfer aus, obgleich der Autor einige der wichtigsten Fundamentalsätze und auxiliären Principien der Theorie Darwin's adoptirt. So sagt er von der natürlichen Zuchtwahl im Kampf ums Dasein: „das sind ja Thatsachen, nicht aber theoretische Vermuthungen“. Gleichwol will er die Wandelbarkeit der Arten nicht einräumen und führt die Behauptung derselben auf die Verwirrung der Begriffe Art und Rasse zurück.

Die Darstellung und Kritik der einzelnen Transmutationshypothesen verwerthet mit Geschick einzelne negative Instanzen. Von einer eigentlichen Widerlegung ist nicht die Rede. Das letzte Wort des Autors heißt: Ignoramus. Die Entwickelungstheorie gilt ihm als eine geistvolle Hypothese, die nicht durch Beobachtung und Erfahrung beweisbar ist.

Der Abschnitt über das Alter des Menschengeschlechtes und das zeitliche Auftreten des Menschen faßt im engsten Rahmen die Ergebnisse der bisherigen Forschungen zusammen. Da dieses Problem nicht den philosophischen Charakter der Descendenztheorie hat, ist der Autor geneigter, sehr weitgehenden Folgerungen beizutreten, welche uns nicht „innerhalb der Schranken der Beobachtung und Erfahrung“ gefunden zu sein scheinen. „Es ist also ausgemacht, daß der Mensch während der quaternären Epoche lebte, sowie in jener Uebergangsperiode, der die

Sandsteine von Saint-Prest und die Victoria-Ablagerungen angehören, und es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß er auch die miocene Periode und folglich auch die ganze pliocene Periode mit durchlebte." Und weiter: „Somatisch ist der Mensch ein Säugethier, nichts mehr und nichts weniger. Sobald die äußern Bedingungen solche waren, daß Säugethiere unter ihrem Einflusse bestehen konnten, mußte auch der Mensch leben können. Er kann also möglicherweise (!) Zeitgenosse der zuerst auftretenden Säugethiere gewesen sein, also bereits in der secundären zoologischen Epoche gelebt haben." Das kann sich ja möglicherweise — vielleicht so verhalten.

Kurz zuvor bemerkt der berühmte Anthropolog gegen Darwin und seine Anhänger: „Der Darwinismus stützt sich durchaus auf die Möglichkeit der Artenumwandlung, er ist eine Möglichkeitshypothese. Darf man denn aber in der Physik oder in der Chemie auf solche Möglichkeiten ein ganzes System gründen?" Gegenfrage: Sollte die „Möglichkeit" ein völlig unzulässiges und fremdartiges Element bei der Bestimmung des Begriffes der physikalischen Hypothese sein?

Ungemein lehrreich und gehaltvoll sind die Abschnitte über den ursprünglichen Wohnsitz des Menschen, über die Bevölkerung der Erde, über die Acclimatisirung des Menschen in den verschiedenen Erdstrichen. Gleich Agassiz nimmt auch A. de Quatrefages Schöpfungscentren oder richtiger Erscheinungscentren an, bekämpft aber zugleich mit entschiedenem Erfolg die falschen Folgerungen jenes Forschers und insbesondere die Annahme eines ursprünglichen Kosmopolitismus des Menschen. Er sucht die Wiege des Menschengeschlechtes unbedenklich in Asien. Die Bevölkerung unserer Erde sei durch Einwanderungen zu Stande gekommen, da die einzige Menschenart „ursprünglich einen verhältnißmäßig beschränkten Wohnsitz einnahm". Diese Einwanderungen, insbesondere die polynesischen und neuseeländischen Einwanderungen werden von dem Autor in sehr anregender Weise dargestellt.

Höchst interessante Aufschlüsse enthalten die Kapitel über die Einflüsse der äußern Lebensbedingungen, der Rasse, und über die Acclimatisirung des Menschen. Der Autor gelangt zu dem Schlusse, daß „alle Menschenrassen, ungeachtet eines unerläßlichen Verlustes an Menschenkapital, fast unter allen Verhältnissen, wo nicht zufällige Ursachen verpestend einwirken, zu leben und zu gedeihen vermögen".

Auch die Abschnitte über den Urmenschen, über die Entstehung der Menschenrassen unter dem Einfluß der äußern Verhältnisse und durch Vererbung, über die Bildung von Bastardrassen im Menschenreiche und den Einfluß der Kreuzung auf dieselben, enthalten eine Fülle dankenswerther Aufschlüsse und gewähren einen Ueberblick über den Stand der Forschung auf diesen Specialgebieten. Der Autor findet in den Ergebnissen dieser Untersuchungen die Rechtfertigung des Monogenismus, für den die Anthropologie „eine ganz andere Wissenschaft" ist als für den Polygenismus, der die Schwierigkeiten, welche er aufzuheben scheint, nur verdeckt und an den unüberwindlichen Schwierigkeiten der physiologischen Erklärung seine Schranke findet. Der Monogenismus finde eine größere Zahl von Problemen vor, aber eröffne auch die Aussicht auf eine Lösung.

Die fossilen Menschenrassen sind im zweiten Buche sehr ausführlich behandelt. Der Autor hat das massenhafte Material der neuern Specialforschungen mit Rücksicht auf die wesentlichern Ergebnisse in umsichtiger und nahezu erschöpfender Weise

verwerthet. Die einleitenden Bemerkungen orientiren den Leser über die Merkmale, welche bei der Eintheilung der Rassen maßgebend sind, und über die Hauptmittel der Bestimmung derselben. „Jedermann weiß, welche hohe Bedeutung der knöcherne Schädel in anthropologischer Beziehung beansprucht, da die Schädelform wesentlich zur Unterscheidung der Menschenrassen benutzt wird."

Der Autor betrachtet die äußern Verhältnisse, in denen die fossilen Menschenrassen lebten, die Charaktere des quaternären Menschen, die Körpergröße und Schädelcapacität der fossilen Rassen. Er unterscheidet zwei Gruppen fossiler Menschen, Dolichocephalen und Brachycephalen. Zu jenen zählt er eine Canstatt-Rasse und eine Cro-Magnon-Rasse, zu diesen zwei Furfooz-Rassen, eine Grenelle-Rasse und eine Truchère-Rasse. Die beiden Dolichocephalen und die Furfooz-Rassen werden ausführlich geschildert.

Wir bedauern, daß dem sehr wichtigen Theil der Anthropologie, der von den physischen und psychologischen Charakteren der gegenwärtigen Menschenrassen handelt, keine ausführlichere Behandlung zutheil wurde. Die einschlägigen Details gehören zwar andern Wissensgebieten an, aber in dem größern Rahmen einer wissenschaftlichen Anthropologie, deren höchste Aufgabe die Darstellung der specifischen Charaktere der Gattung und der vorhandenen Rassen bilden müßte, werden eben die Gebiete, welche die heutigen Anthropologen meistens nur nebenher und an letzter Stelle bearbeiten, als das Centralgebiet der Wissenschaft cultivirt werden.

Auf dem gegenwärtigen Standpunkt der anthropologischen Forschung ist aber auch die Beschränkung, die sich der Autor auferlegt hat, nicht zwecklos. Die monographische Behandlung einzelner Cardinalfragen, die Sichtung der auf den verschiedensten Gebieten angehäuften Materialien, die Auslösung der wesentlichsten Ergebnisse, der Principien und der Hypothesen, der Hauptprobleme aus dem Wust der Specialarbeiten, lassen das Werk von A. de Quatrefages als geeignet erscheinen, die bisher gewonnenen Kenntnisse zu verbreiten und zur Vertiefung in specielle Aufgaben anzuregen.

Wenn das Werk in so engem Rahmen auch nicht jedes Hauptproblem erschöpfend behandeln konnte, so ist es doch eins der gehaltvollsten und lehrreichsten Werke der neuern Literatur. Die durchsichtige Klarheit der Darstellung, den maßvollen Ton der Kritik und die Fülle des Gebotenen wird auch derjenige, welcher nicht allen Ansichten des ausgezeichneten Forschers beipflichten kann, dankbar anerkennen müssen.

Die systematische und lehrhafte Darstellung des Gesammtgebietes in Topinard's „Anthropologie" kommt einem allgemeinen Bedürfniß entgegen. In dem ganzen Bereich der anthropologischen Literatur unterordnet sich kein anderes Werk in gleicher Weise dem didaktischen Zweck. Daher eignet sich das Werk Topinard's in allererster Linie zur Einführung in das Gesammtgebiet der Anthropologie, zur Orientirung im Zusammenhang der Aufgaben und der Specialforschungen, zur ersten Anleitung des Lernenden zum Specialstudium und zur Vorbereitung für die wissenschaftliche Arbeit. Diese Vorzüge des Werkes wären, auch ohne die warme Anerkennung Broca's im Vorwort, zur Geltung gekommen.

Die Einleitung enthält dankenswerthe Bemerkungen zur Bestimmung des Begriffs und der Aufgaben der Anthropologie, über ihr Verhältniß zu den angrenzenden Wissenschaften und über ihre Anwendungen, ferner einen ganz kurzen Abriß der Geschichte dieser Wissenschaft, einige Bemerkungen über den Plan des Werkes und über die Klassifikationen, die in der Zoologie gebräuchlich sind.

Topinard trennt vor allen die Ethnologie von der Anthropologie, indem er jener das Studium der Völker und Stämme, welche die Geschichte und die Geographie uns darbieten, überweist, der Anthropologie hingegen das Studium der Menschengattung und ihrer Rassen, als solcher, vorbehält. Er betrachtet die beiden Wissenszweige als zwei verschiedene Seiten des Studiums des Menschen, welche einander wechselseitig manchen Dienst leisten, ohne voneinander abhängig zu sein. Die Anthropologie bezweckt 1) das Studium des Menschen als einer zoologischen Gruppe, 2) das Studium der menschlichen Rassen als der Abtheilungen jener Gruppe.

Der erste Theil des Werkes gilt der Betrachtung der physischen, physiologischen und pathologischen Charaktere, der zweite Theil den Aufschlüssen, welche von der Archäologie, der Sprachforschung und der Ethnographie geboten werden. Im ersten Theil bildet das Verhältniß des Menschen zu den Thieren den Hauptgegenstand der Untersuchung. Hier soll der Gattungscharakter dargestellt werden. Im zweiten Theil werden hauptsächlich die verschiedenen physischen Typen betrachtet, von welchen die Bestimmung der Rassen ausgeht. Im dritten Theil werden die Theorien über den Ursprung des Menschen erörtert.

In der Einleitung gedenkt der Autor der Aussprüche denkender Naturforscher wie Lamarck und Etienne Geoffroy Saint-Hilaire über den künstlichen und willkürlichen Charakter der Klassifikationen, und weist auf den Mangel einer festen, einhelligen Bestimmung der Begriffe Familie, Ordnung, Gattung, Art hin. Gleichwol hält er die Klassifikationen für werthvoll und unersetzlich. „Sie begünstigen das Studium, rücken die Wesen auf eine im ganzen natürliche Weise einander näher und geben ein Maß der erfolgten Fortschritte.“ Nichtsdestoweniger sei die Klassifikation in den Wissenschaften willkürlich und provisorisch, solange die Wissenschaft nicht vollendet ist.

Topinard nimmt zwei Hauptsysteme der Klassifikation des Menschen an. In dem einen bildet die Menschengattung eine besondere Ordnung gleichwie die Affen; in dem zweiten gehört der Mensch der Ordnung der Primaten an, in welcher die Menschengattung die erste Familie, die Gruppe der Anthropoiden die zweite Familie bildet. Ueber die Wahl des Systems, das der Bedeutung der specifischen Charaktere des Menschen entspricht, sollen die Untersuchungen des ersten Theils, welche Broca als „Anthropologie zoologique“ bezeichnet, entscheiden.

Auf dem Wege einer ausführlichen Untersuchung und Vergleichung der anatomischen und der physiologischen Charaktere (die psychologischen Charaktere sind ganz beiläufig bei den physiologischen abgehandelt) gelangt Topinard zu dem Schlusse, daß das Menschengeschlecht gleich den höhern Affen zur Ordnung der Primaten gehört, daß es die erste Familie dieser Ordnung, welche die erste in der Klasse der Säugethiere ist, bildet. Er adoptirt mithin die Eintheilung von Broca:

1) der Mensch, 2) die Anthropoiden, 3) Pitheci, 4) Cebi, 5) Lemuri. Diese Eintheilung weist den Menschen und die Anthropoiden einer- und und die Affen der Alten und der Neuen Welt andererseits besondern Familien zu, während Huxley im ganzen nur drei Familien annimmt: 1) Menschen und Anthropoiden, 2) Affen der Alten und der Neuen Welt, 3) Lemuri.

Die gründliche Untersuchung der anatomischen und der physiologischen Charaktere des Menschengeschlechts führt den Autor zu dem Schluß, daß keine fundamentale anatomische oder physiologische Differenz zwischen dem Menschen und seinen nächsten Nachbarn auf der organischen Stufenleiter, den anthropoiden Affen, besteht. „In anatomischer Hinsicht sind es dieselben Organe, welche gleichartig construirt und angeordnet sind und nur in untergeordneten Nuancen voneinander abweichen; die Füße, die Hände, die Wirbelsäule, der Thorax, das Becken, die Sinnesorgane, alles ist auf dieselbe Weise angeordnet; auch das Gehirn in seiner Structur und in seinen Windungen ist ein und dasselbe. In physiologischer Beziehung die gleichen auf einerlei Weise wirksamen Functionen. Auch ihre Krankheiten sind ähnlich."

Die wirklichen Unterschiede lassen sich nach Topinard im wesentlichen auf zwei reduciren: auf den aufrechten Gang des Menschen, mit dem Veränderungen des Skelets, der Muskeln und die Richtung des Blickes zusammenhängen, und auf die dreifache Masse des Gehirns, durch die auch die Entwickelung der intellectuellen Fähigkeiten, der Sprache und des Gesichtswinkels bedingt ist. Nach der Ansicht dieses Autors steht der Schimpanse anscheinend dem Menschen am nächsten.

In dem anatomisch-physiologischen Theil der „Anthropologie zoologique" sind auch einige Methoden der Messung des Gesichtswinkels, der Schädelcapacität, der Scheitelbeinwinkel, und der Feststellung anderer anatomischer Proportionen vorgetragen. Dieser Abschnitt enthält wichtige Anleitungen zur Untersuchung der wesentlichsten anatomischen Charaktere. Bei der Erörterung der physiologischen Charaktere sind die neuern Forschungen umsichtig verwerthet. Wir erhalten hierbei eine Fülle bemerkenswerther Aufschlüsse und interessanter Daten.

Die psychologischen Charaktere sind im Anschluß an die physiologischen Fragen nur beiläufig auf wenigen Seiten abgehandelt. Diese summarische Behandlung schließt von vornherein die gründliche Einlassung auf die psychologischen Phänomene aus. Der Autor begnügt sich mit einigen allgemeinen Behauptungen und mit der Mittheilung einzelner interessanter Züge aus dem Thierleben. Auf weitläufige Analysen und Beweisführungen wird verzichtet.

Es gelüstet die Anthropologen nicht nach dem Ruhmestitel des Psychologen. Hat doch selbst ein Philosoph, Auguste Comte, in seiner sogenannten „Philosophie positive" der souveränen Verachtung der Psychologie als einer besonderer Disciplin seine philosophische Sanction ertheilt! Die Psychologie ist in die Physiologie verwiesen. Doch muß sie sich auch in der Physiologie mit einem bescheidenen Platz in der Rumpelkammer begnügen, dem die meisten Forscher wenig Aufmerksamkeit schenken. Kein Wunder, daß über manche kritische Frage mit einigen energischen Behauptungen und einigen überraschenden Mittheilungen zur Tagesordnung übergegangen wird.

Diesem beliebten Verfahren ist auch Topinard bei der Erörterung mancher psychologischen Frage treu geblieben. Wir können nicht daran denken, einige naturgeschichtliche Aphorismen und geistreiche Aperçus zu widerlegen. Es genügt, zu constatiren, daß die psychologische Frage auf den zehn Seiten, welche ihr gewidmet sind, unsers Erachtens nicht in befriedigender Weise gelöst worden ist.

Der Autor gesteht zu, daß die intellectuellen Charaktere beim Menschen viel höher als bei den Thieren entwickelt sind. Aber er findet nahezu für jedes Prärogativ des Menschen ein Analogon, eine primitivere Form in der Thierwelt. Das Familienleben des Menschen unterscheidet sich „in keiner Beziehung" von dem der Thiere. Monogamie, Polygamie und Polyandrie finden sich hier wie dort. „Der Gorilla und der Schimpanse sind monogam, sehr besorgt um die Treue ihrer Gemahlinnen und zuvorkommend gegen dieselben."

Die sociale Organisation ist kein menschliches Privilegium. „Die Brüllaffen oder Myceti, die zur Familie der Cebi gehören, halten Versammlungen, in welchen einer von ihnen unter allgemeinem Schweigen stundenlang spricht, worauf eine große Aufregung erfolgt, welche erst nachläßt, sobald der Redner wieder das Wort ergreift." Auch von andern Affenarten „mögt ihr nun Wunder hören sagen".

Der Autor begnügt sich nicht mit der Behauptung der Gleichartigkeit der intellectuellen Charaktere und der socialen Triebe. Auch Moralität und Religiosität kann er nicht als absolutes Privilegium des Menschen, als specifisch menschliche Eigenschaften gelten lassen. Mit einer Taktik, welche der von A. de Quatrefages nicht nachsteht, zerfasert er die scheinbare Begründung der Behauptung, daß Moralität und Religiosität die ausschließlichen und wahren Charakteristica des Menschen sind. Die Schwäche dieser Behauptung beweist aber keineswegs die Stärke der Gründe Topinard's, welcher jede specifische Differenz kurzerhand in Abrede stellt. Er macht sich die vielumstrittene Mittheilung von Völkern ohne Religion und ohne Cultus zu Nutze, um zu zeigen, daß die Religiosität keine allgemeine menschliche Eigenschaft ist. Zugleich verweist er auf die grenzenlose Anhänglichkeit und Verehrung des Hundes für seinen Herrn, der ihm das tägliche Brot reicht und „in seinen Augen die Rolle eines Gottes spielt". Er gedenkt auch der Vögel, die beim Sonnenaufgang ihren Gesang ertönen lassen. „Das kommt der Anbetung sehr nahe."

Auch das Pflichtgefühl und die Moral will er nicht dem Menschen allein zuschreiben. Die wahre Begriffsbestimmung der Moral findet er — bei Tylor (!), der dieselbe für die Anpassung an die Sitten der Gesellschaft, der man eben angehört, erklärt. Das allgemeinste Kriterium: „füge andern nicht zu, was du von andern nicht erleiden willst!", gelte für die Thiere wie für die Menschen. „Der Hund weiß, daß er nicht beißen darf, um selbst nicht gebissen zu werden, und er handelt demgemäß; er hat auch seine Moral."

Der Mensch hat das Bewußtsein seiner Persönlichkeit, seines Ich — ein Selbstbewußtsein, wie die Philosophen sagen. „Il serait bizarre que les animaux ne l'eussent pas!" — Der Schönheitssinn, das Gerechtigkeitsgefühl haben gar mannichfaltige Formen. Das Causalgesetz ist ein Gesetz des menschlichen Denkens. Aber auch die Thiere verknüpfen Ursache und Wirkung. Der Wille, die Wahl zwischen

verschiedenen Motiven fehlt auch den Thieren nicht. „Der Mensch hat nicht einmal das Privilegium des Wahnsinnes!"

Auch Mimik und Sprache sind nicht dem Menschen eigenthümlich. Topinard will von dem Gesang der Insekten absehen. Aber die Sprache der Hühner und der Brüllaffen fordert zur Annahme eines Parallelismus heraus. „Sans aucun doute, par cette méthode les animaux expriment des idées." ... Der Autor weist auf die primitiven Sprachen der rohesten Völker hin, auf die geringe Zahl ursprünglicher Elemente, aus welchen sich eine Sprache entwickeln kann. Er ist so vorsichtig, zuzugeben, daß die Bedingungen der Sprache bei den Thieren in einem höchst primitiven, rudimentären Zustande sind. Er erspart uns weitere Untersuchungen über den Sprachschatz der Thiere. „Das Thier hat die Ideen, es besitzt die Fähigkeit des Ausdrucks, die Fähigkeit, einige Töne zu artikuliren; aber dies alles ist im rudimentären Zustande. Dagegen hat beim Menschen alles größere Proportionen angenommen. . . ." Schließlich bleiben wir bei der Frage stehen: ob die Vermehrung der Ideen die Sprache erzeugt, oder ob die Sprache zur Entwickelung der Ideen den Anstoß gegeben hat? Hier stehen wir in der That einem Problem gegenüber.

Die Charakteristik der Rassen bildet den Gegenstand des zweiten Theils, in welchem die Ergebnisse der Specialforschungen in übersichtlicher Weise zusammengefaßt sind. Das erste Kapitel enthält sehr bemerkenswerthe Erörterungen über die Begriffe: Art (Species), Varietät und Rasse. Die Unterabtheilungen der menschlichen Familie werden gemeinhin als Rassen bezeichnet. Unter den Streitfragen der Doctrin steht obenan die Frage: „ob diese Rassen die Bedeutung von Arten oder von Varietäten, wo nicht gar von Gattungen haben?" Bevor der Autor zu dieser Frage Stellung nimmt, betrachtet er die wesentlichsten Begriffsbestimmungen, die Klassifikationen der Rassen, die specifischen Charaktere, auf welche sich die verschiedenen Klassifikationen gründen, die wesentlichen physischen Haupttypen der Menschenfamilie, welche unbedenklich angenommen werden.

Bei der Bestimmung des Artbegriffes macht Topinard gegen die Vertheidiger der Constanz der Arten die negativen Instanzen, welche die neuern Forschungen zu Tage befördert haben, geltend. Er neigt mehr zu der Auffassung der Lamarck und Geoffroy Saint-Hilaire als zu den Ansichten von Cuvier und de Quatrefages. Gleichwol behauptet er nicht die absolute Veränderlichkeit, sondern nur, daß die Grenzlinien nicht unüberschreitbar sind und daß das vorgebliche Kriterium der Species kein absolutes ist.

In Betreff der Begriffe Varietät und Rasse schließt sich der Autor nach der Registrirung verschiedener Definitionen der Meinung seines Lehrers Broca an: „Was die Varietäten der Menschengattung betrifft, so haben dieselben den Namen Rassen erhalten, welcher den Gedanken eines mehr oder minder directen Abstammungsverhältnisses zwischen den Individuen derselben Varietät erweckt, aber die Frage der Verwandtschaft zwischen Individuen verschiedener Varietäten weder in affirmativer noch in negativer Weise entscheidet."

Bei der Besprechung der Versuche einer Klassifikation der Rassen entscheidet sich Topinard im Princip für die Klassifikation von A. de Quatrefages, dessen

monogenistische Auffassung er nicht theilt und gegen dessen psychologische Ansichten er mehrfach polemisirt. Diese und andere Meinungsverschiedenheiten können den Autor nicht hindern, die Leistungen des ausgezeichneten Anthropologen rühmend anzuerkennen. Er nimmt im Princip mit de Quatrefages drei Hauptstämme oder Grundtypen (den Weißen, den Gelben und den Schwarzen) an, von denen sich die großen Aeste abzweigen, welche die Hauptgruppen der mannichfaltigen Specialtypen repräsentiren. Diese Aeste sind am weißen Stamm: der arische, der semitische und der allophyle (Esthoriens, Caucasiens, Ainos), am gelben Stamme der mongolische und der ugrische, am schwarzen Stamme der Negritos, der melanesische, der afrikanische und der Saab (Hottentotten). Als Zweige werden beispielsweise die Unterabtheilungen des arischen Astes: Celten, Germanen, Slawen, bei dem semitischen Ast: Semiten und Libyer, bei dem mongolischen: der sinesische und der turanische Zweig angeführt.

Die physischen Charaktere, auf welche sich die Unterscheidung der Rassen gründet, sind anatomische, welche in den „Laboratorien" studirt werden, und äußerliche, die man am lebenden Menschen beobachtet.

Die Craniologie bildet das erste Kapitel der „Anthropologie der Menschenrassen". Dieser Gegenstand füllt einen großen Theil des Werkes aus. Zunächst werden die descriptiven Charaktere (Alter, Geschlecht, künstliche oder pathologische Misbildungen), sodann die eigentlichen craniometrischen Charaktere eingehend erörtert. Bei dieser Gelegenheit werden auch die verschiedenen Methoden der Messung und der Feststellung bestimmter Proportionen charakterisirt und auf ihren Werth für die Untersuchung der wichtigsten Charaktere geprüft. Die Wichtigkeit einzelner Proportionen für die Klassifikation wird dargelegt. Die Apparate, welche den Zwecken der wissenschaftlichen Forschung dienen, werden geschildert und ihre Verwendung erklärt. Zahlreiche Beispiele und einige Illustrationen machen die Erklärung anschaulich.

Der Methode der Projectionen ist eine ausführliche Erörterung gewidmet. Die Bedeutung und die Methode der Messung der Schädelcapacität, die Bestimmung der verschiedenen Indices, welche bestimmte Proportionen ausdrücken (des Vertical-, Frontal-, Nasal-, Orbitär-Index u. m. a.), werden gründlich abgehandelt. Die verschiedenen Systeme und Methoden werden vom Autor sorgfältig geprüft und verglichen.

Auf die Craniometrie folgt die Untersuchung der anthropologisch wichtigen Charaktere und Proportionen des Skelets, der Muskeln und des Nervensystems, insbesondere eine Erörterung über die Bestimmungen des Hirngewichts, die Untersuchung der anthropometrischen und der descriptiven Charaktere des Leibes an Lebenden. Die Erörterung der allgemeinen physischen und der pathologischen Charaktere bildet den Gegenstand der nächsten Kapitel. Auch die Ursachen des Aussterbens einzelner Rassen werden besprochen.

Der Autor steht hier immer auf der Höhe der neuesten Forschungen. Er verwerthet die Ergebnisse derselben am rechten Orte und stellt dieselben in so übersichtlicher Weise zusammen, daß die Orientirung in dem ausgedehnten Material auch dem Leser, welcher ohne die wünschenswerthen Vorstudien an die Arbeit geht, erleichtert wird.

In einem der interessantesten Abschnitte des Werkes sind die ethnischen, linguistischen, historischen und archäologischen Charaktere behandelt. Der Autor sucht den Werth derselben für die Anthropologie festzustellen. Er faßt überdies die wesentlichsten Annahmen, zu welchen die bisherigen Nachforschungen hinsichtlich der prähistorischen Rassen, und speciell bezüglich des Menschen während der Zeitalter der behauenen und der polirten Steine, geführt haben, in einem orientirenden Ueberblick zusammen.

Als ethnische Charaktere gelten dem Autor alle Thatsachen, welche aus der Association der Menschen hervorgehen: das Bedürfniß der Gesellschaft, das Interesse, die Laune, die kriegerischen Neigungen. Die linguistischen Charaktere rechnet der Autor zu den werthvollsten Quellen, aus denen die Anthropologie Aufschlüsse schöpft. Die Linguistik ist ihm das vergleichende Studium der Elemente jeder Sprache. Er adoptirt die Ansicht, nach welcher es drei Entwickelungsphasen der Sprache gibt, die jedoch nicht von jeder Sprache durchlaufen werden, da manche auf einer niedern Stufe stehen bleiben. Demnach gebe es drei Sprachtypen: monosyllabische, polysyllabische (agglutinirende) und flectirende Sprachen.

Unbeschadet der Anerkennung des Werthes der Sprachforschung für die Anthropologie, erwartet der Autor von jener mit Broca nur Aufschlüsse, aber keine Entscheidungen. Dagegen haben die Ergebnisse der prähistorischen Archäologie ein größeres Gewicht. Hierbei ist nur zu bedauern, daß die streng wissenschaftlich begründeten, verbürgten und unbestreitbaren Ergebnisse derselben nicht allzu zahlreich sind. An dieser Thatsache ändert die Kühnheit der Folgerungen, die dogmatische Glaubensseligkeit manches Specialforschers, der mitleidig auf die Bemühungen in andern Gebieten der Wissenschaft herabsieht, nicht das Geringste.

Die sehr interessante Betrachtung der einzelnen anthropologischen Typen führt den Autor zu dem Schluß, daß die Menschenfamilie sich in mehrere Arten oder „fundamentale Rassen" gliedert. Diese Gleichsetzung von Arten und fundamentalen Rassen berührt, wie der Autor bereitwillig zugesteht, die Streitfrage „Polygenismus oder Monogenismus?" nicht. Das eigentliche Problem, wie es bisher gestellt wurde, bleibt ungelöst. Der Autor selbst steht bei alledem auf der Seite des Polygenismus.

Im letzten Theil des Werkes werden die auf die Abstammung des Menschen bezüglichen Hypothesen erörtert. Der Autor bespricht die Principien von A. de Quatrefages, Agassiz, Lamarck und Darwin. Der hohen Bedeutung der Lehren Charles Darwin's mag er sich nicht verschließen; doch hält er die Anthropologie nicht für berufen, das entscheidende Wort zu sprechen. „Welchen Ursprung, welche Zukunft der Mensch auch haben mag, für die Anthropologie ist er nur ein Säugethier, dasjenige, dessen Organisation, Bedürfnisse und Krankheiten die complexesten sind, dessen Hirn und wunderbare Functionen das Maximum der bisherigen Entwickelung erreicht haben."

In diesem Sinne hat Topinard seine Aufgabe erfaßt und im ganzen in verdienstvoller, dankenswerther Weise gelöst. Sein Werk gewährt einen guten Ueberblick über den heutigen Stand der anthropologischen Forschung.

Černyšewskij und sein Roman „Was thun?“.

Von

Raphael Löwenfeld.

„Die Literatur und die Poesie“, sagt Černyšewskij, „haben für uns Russen eine Bedeutung, welche sie, man darf das mit Bestimmtheit versichern, nirgends haben.“ Dieser Ausspruch des russischen Autors ist eine Wahrheit. Es ist auch nicht schwer, sich die Gründe zu erklären, welche dem literarischen Schaffen Rußlands diesen weitgehenden Einfluß verleihen. Wo die geistige Bethätigung auf jedem andern Gebiet durch die historische Entwickelung ausgeschlossen oder, was mit mehr Berechtigung behauptet werden kann, durch die Gewalt der Machthaber niedergehalten wird, wo kaum ein Zehntel der Nation an der Culturbewegung theilnimmt, der große Rest aber über die Sorge um die Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens noch nicht hinausgekommen ist: was ist natürlicher, als daß unter solchen Umständen das einzige Gebiet, das sich einer gewissen, wenn auch beschränkten Freiheit erfreut, alle hervorragendern Geister der Nation beschäftigt, daß die Literatur im engern Sinne des Wortes das einzige Organ ist, durch welches die Wißbegierigen von ihren geistigen Führern Belehrung empfangen? Man vergegenwärtige sich nur die vormärzlichen Zeiten Deutschlands, man vergleiche nur die verhältnißmäßig geringe Bedeutung der Poesie und des Theaters für unsere von politischem Parteileben aufgeregten Tage mit jener guten alten Zeit des beschränkten Unterthanenverstandes, wo die lyrische Muse und ein neues dramatisches Product den einzigen Stoff der Unterhaltung bildeten, und man wird das große Gewicht der schönen Literatur für ein politisch todtes Land leichter begreifen.

Trotz der strengsten Censur und der fürchterlichsten Strafen, die ohne Gesetz und Richter über die unglücklichen Märtyrer des Fortschritts verhängt wurden, scheuten sich die russischen Dichter doch nie, ihre Werke zu Gefäßen politischer und socialer Ideen zu machen. Ja, es entwickelte sich allmählich eine so große Geschicklichkeit in der Anwendung dieses Mittels seitens der Autoren, und ein Verständniß des kaum Angedeuteten seitens der Leser, daß das sogenannte „Zwischen den Zeilen lesen“ wol nirgends mit größerer Virtuosität gehandhabt wird als in Rußland. Der Censur wird auf diese Weise häufig genug ein Streich gespielt.

So erschien im Jahre 1863 in dem vielgelesenen „Sowremênnik" Černyševskij's Roman „Was thun?" gänzlich unbeanstandet von seiten der Censurbehörde. Nur eine einzige kleine Aenderung hatte man gewünscht. In dem vorgelegten Manuscript hatte der Autor die Verbindung Lopuchov's und Wêra's ohne kirchlichen Segen erfolgen lassen; die Censur wünschte die Einführung eines Geistlichen und die Ceremonie der Trauung. Dieser Umstand allein beweist zur Genüge, wie wenig die hier vorgetragenen Ideen verstanden wurden, wenn man nicht annehmen will, daß Gewissenlosigkeit der Beamten die Unachtsamkeit verschuldet. Man hat Černyševskij vielfach unrecht gethan, wenn man sein Werk mit dem Maßstab der Aesthetik gemessen. Černyševskij ist kein Dichter, und hat wol auch selbst nie an seine dichterische Befähigung geglaubt. Als vorzüglicher Kenner seines Volkes wußte er, daß ein Roman einen größern Leserkreis finden würde als ein socialphilosophischer Tractat. Zwar hatten ihn seine vorangegangenen ästhetischen Abhandlungen zu einem berühmten Manne gemacht; seine Ansichten hatten den Widerspruch der Gelehrten herausgefordert, die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn gelenkt; ob sie aber auch fleißig gelesen und, was für ihn selbst in erster Linie wichtig sein mußte, ob sie verstanden wurden? Man möchte daran zweifeln. Deshalb gab er seinen Gedanken die Form der Erzählung; und man muß, um dieser gegenüber den richtigen Standpunkt einzunehmen, mehr die philosophische und sociale Seite beleuchten und bekämpfen, als den dichterischen Werth und die poetische Begabung des Autors ins Auge fassen.

Černyševskij's Roman ist unsers Wissens bis heute nicht ins Deutsche übertragen; wir lassen daher zum bessern Verständniß des Lesers eine ausführliche Analyse des Werkes folgen. Wir halten dabei genau die Eintheilung in Bücher inne, wie sie das Original vorschreibt, und heben besonders diejenigen Punkte hervor, welche den Grundgedanken Černyševskij's am deutlichsten hervortreten lassen.

Pavel Konstantinyč Rozalskij ist Subalternbeamter und zugleich Verwalter eines großen Hauses auf der Gorochowaja-Straße, das dem verstorbenen Staatsrath Storešnikov gehört hatte und jetzt im Besitze von dessen Gattin und Sohne ist. Seine Frau Maria Alekséwna hatte ihm zwei Kinder geschenkt, Wêra und Fedia. Sie hatten, da beide Geschäfte trieben, allmählich ein kleines Vermögen gesammelt und ihrer Tochter eine gute Erziehung gegeben.

Eines Tages kam der junge Storešnikov in den Angelegenheiten des Hauses zu seinem Verwalter, und die schöne Tochter desselben, die sechzehnjährige Wêra Pavlovna, erregte seine Aufmerksamkeit. Der Mutter, die so manches Abenteuer im Leben mitgemacht, entging es nicht, daß ihre Wêra auf den reichen Gardeoffizier Eindruck gemacht hatte; sie gab sich von nun an Mühe, den leichtsinnigen Jüngling zu umgarnen, um ihn . . . vielleicht einmal als ihren Schwiegersohn zu umarmen. Maria Alekséwna wurde plötzlich eine ganz andere. Hatte sie bisher ihr Töchterchen lieblos und grob behandelt, so begann sie jetzt sie mit Freundlichkeit und Liebenswürdigkeiten zu überhäufen.

Wêra befand sich mit ihrer Mutter im Theater. In der benachbarten Loge saß Storešnikov mit seinen Freunden und zeigte ihnen seine „Geliebte". Die

Unterhaltung wurde französisch geführt, sodaß die neugierige Alte nicht viel davon verstand. Wêra aber, die jedes Wort deutlich vernommen, sprang plötzlich auf und verließ unter dem Vorwande eines Unwohlseins das Theater; den Storešnikov, der herbeigeeilt war, um ihr behülflich zu sein, behandelte sie mit sichtlicher Verachtung.

Die Mutter wüthete; aber Wêra's Entschiedenheit und ihre ruhige Standhaftigkeit entwaffneten sie.

Storešnikov gab die Sache nicht verloren; er rühmte sich sogar vor seinen Freunden des trefflichen Fanges und wagte eine Wette, daß er seine „Geliebte" am folgenden Tage bei einem gemeinsamen Abendessen vorstellen würde. Bei dem Gelage befand sich auch Mlle. Julie, die Geliebte seines Freundes Sergius. Sie war die einzige, welcher Storešnikov's Prahlereien ein Wort der Entrüstung entlockten. „Elende Menschen, niedrige Menschen", rief sie aus; „ich war zwei Jahre öffentliche Dirne in den Straßen von Paris, lebte ein halbes Jahr in einem Hause, das den Dieben zum Schlupfwinkel diente; aber nirgends habe ich drei so niederträchtige Menschen zusammen gesehen! . . . Gott! Ich bin ein schwaches Weib. Hunger habe ich ertragen können, aber in Paris war es so kalt im Winter! Die Kälte war fürchterlich und die Verführung so schlau! Ich wollte leben, ich wollte lieben — Gott! ist das eine Sünde — warum strafest du mich so hart? Befreie mich von diesem Umgang, befreie mich von diesem Schmuz! Gib mir die Kraft wieder, zur Straßendirne in Paris zu werden, ich verlange nicht mehr; denn ich bin eines bessern nicht würdig; aber befreie mich von diesen Menschen, von diesen elenden Menschen."

Storešnikov muß sein Versprechen einlösen. Er begibt sich zu Maria Alekséevna, erkundigt sich nach Wêra's Befinden und schlägt endlich eine Spazierfahrt zu dreien vor: Maria Alekséevna, Wêra und er.

Kaum hat er das Zimmer verlassen, so treten Sergius und Julie ein. Sie warnen Mutter und Tochter vor Storešnikov, und Julie gewinnt durch ihr liebevolles, vernünftiges Betragen Wêra's Herz.

In diesem Anflug von Edelmuth läßt Julie sogar Storešnikov zu sich kommen und erklärt ihm, daß es ein Glück für ihn wäre, ein so treffliches Mädchen wie Wêra zu heirathen. In der Hoffnung, Wêra zu seiner Geliebten zu machen, getäuscht und durch ihre Festigkeit gereizt, beginnt er nun wirklich allen Ernstes seine Werbung um die Tochter des Hausverwalters.

Wêra schlägt die Hand des reichen, adeligen jungen Mannes aus, gestattet ihm aber, nachdem sie ihm in klaren Worten die Unangemessenheit seines Betragens im Theater vorgeworfen, ferner das Haus ihrer Aeltern zu besuchen.

Der kleine Fedia ist indessen so weit herangereift, daß er zum Eintritt in das Gymnasium vorbereitet werden soll. Dmitrij Sergêič Lopuchov, Studiosus der Medicin, übernimmt diese Aufgabe und wird so täglicher Gast in dem Hause der Rozalskijs. Die schöne Haustochter scheint auf den ernsten jungen Mann gar keinen Eindruck zu machen, er bemüht sich nicht einmal um ihre Bekanntschaft. Erst bei Gelegenheit eines Familienfestes, zur Feier von Wêra's Geburtstag, treten sie sich näher.

„Ich kenne Ihr Geheimniß“, beginnt Wêra die Unterhaltung, „Sie verachten die Frauen.“

„Ich verachte sie nicht, aber ich meide sie — und wissen Sie, warum? Ich bin verlobt und meine Braut ist sehr eifersüchtig; um sicher zu sein, daß ich die Frauen meide, hat sie mir deren Geheimniß verrathen.“

„Sie haben eine Braut?“

„Ja.“

„Wie selten! Ein Student — und schon verlobt! Ist sie schön, sind Sie sehr in sie verliebt?“

„Ja, sie ist sehr schön, und ich liebe sie sehr.“

„Ist sie blond oder brünett?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, das ist Geheimniß.“

„O, das ist etwas anderes. Aber was ist das für ein Geheimniß der Frauen, das sie Ihnen anvertraut hat?“

„Sie hatte bemerkt, daß ich Misstimmungen fürchte, und hat mir ein solches Geheimniß anvertraut, daß ich keine Frau sehen kann, ohne in trübe Stimmung zu gerathen — deshalb vermeide ich die Frauen.“

„Sie können keine Frau sehen, ohne in trübe Stimmung zu gerathen? Nun, in Complimenten sind Sie gerade kein Meister.“

„Wie sollte ich mich ausdrücken? Bedauern — heißt doch wol in trüber Stimmung sein?“

„Sind wir so bedauernswerth?“

„Sind Sie kein Weib? Ich brauche Ihnen nur Ihren innigsten Wunsch zu sagen — und Sie werden mir beistimmen. Das ist der Wunsch aller Frauen.“

„O bitte, sagen Sie ihn mir.“

„Nun er lautet: O wär' ich doch ein Mann! Ich bin noch keiner Frau begegnet, welche nicht diesen Wunsch gehabt hätte. . . .“

Wêročka lächelte. „Das ist wahr; das kann man von allen Frauen hören.“

Nun wird über die Frauenfrage weiter disputirt, allmählich gelangt man zur socialen Frage und so fort.

Die jungen Leute werden Freunde — Freunde, nichts anderes.

Maria Alekšêvna stört ihre Tochter auch nie in den Unterhaltungen mit dem soliden jungen Mann; seine praktische Anschauung und seine Braut sind ihr genügende Gewähr dafür, daß Wêra nur Nutzen ziehen könne aus seinem Umgange.

Belauschen wir eine dieser Unterhaltungen.

„Was man gemeiniglich erhabene Empfindungen, ideale Bestrebungen zu nennen pflegt“, lehrt Lopuchov, „alles das ist nichtig im Vergleich zu dem eigennützigen Streben eines jeden und beruht im Grunde selbst nur auf diesem eigennützigen Streben.“

„Und Sie, zum Beispiel, handeln Sie auch so?“

„Gewiß, Wêra Pavlovna. Ich will Ihnen sagen, welches die eigentliche Triebfeder meines ganzen Lebens ist. Bisher bestand die Aufgabe meines Lebens darin, zu lernen, und ich lernte, um Arzt zu werden. Nun gut. Weshalb hat mich mein Vater ins Gymnasium geschickt? Er sagte: «Lerne, Mitja; wenn du

fleißig lernst, wirst du Beamter werden, wirst deine Aeltern ernähren und wirst selbst ein gutes Leben führen. ...» Ich hatte das Gymnasium absolvirt; ich überredete meinen Vater, mich lieber in die medicinische Akademie zu schicken, als mich Beamter werden zu lassen. Warum? Wir sahen beide, daß ein Arzt ein behaglicheres Leben führt als ein Beamter oder Bureauvorsteher, und mehr hätte ich ja nicht werden können. Das ist der Grund, weshalb ich Medicin studirte — die Medicin gibt Brot."

„Aber Sie haben doch gern gelernt am Gymnasium und haben dann auch die medicinischen Wissenschaften lieb gewonnen?"

„Ja. Das ist eine angenehme Zugabe. Die Liebe zur Sache fördert den Erfolg; aber sie kann auch ohne diese Zugabe erreicht werden; ohne Berechnung nie. Die Liebe zur Wissenschaft war nur das Resultat, nicht die Ursache der Beschäftigung; die Ursache war einzig und allein — der Nutzen."

„Setzen wir den Fall, Sie hätten recht — gut, Sie sollen recht haben. Alle Handlungen, die ich begreife, beruhen auf Egoismus. Aber diese Theorie ist so kalt und nüchtern."

„Jede Theorie muß nüchtern sein. Die Vernunft muß alle Dinge kühl betrachten."

„Aber sie ist rücksichtslos."

„Gegen Phantasien, die leer und schädlich sind."

„Und so prosaisch."

„Die Wissenschaft darf nicht poetisiren. Die Theorie ist kühl, aber sie lehrt den Menschen Wärme erzeugen. Das Zündhölzchen ist kalt, die Schachtel, an welcher es entzündet wird, ist kalt, das Holz ist kalt — und doch geben sie dem Menschen das Feuer, das ihn selbst und seine Nahrung wärmt. ..."

„Von nun an werde ich auch kalt und rücksichtslos sein, Dmitrij Sergêič. ..."

Wêra ist eine gelehrige Schülerin. Nachdem sie Victor Considérant's „Destinée sociale" und Ludwig Feuerbach's „Wesen der Religion" gelesen, übertrifft sie fast ihren Meister.

Aber jetzt wird es ihr zu eng in dem Hause der Aeltern. Sie will Schauspielerin werden; Lopuchov räth ihr ab. Er wird ihr eine Stelle als Erzieherin verschaffen. Mit Hülfe seines Freundes und Stubengenossen Kirsanov war es ihm beinahe gelungen, ein Haus für Wêra zu finden; als aber die Dame, mit welcher Lopuchov die Bedingungen bespricht, erfährt, daß Wêra das Haus ihrer Aeltern gegen deren Willen verlassen soll, bricht sie die Verhandlungen ab.

Wêra hält es in dem „Gefängniß" nicht mehr aus. Um sie zu befreien, gibt es nur Ein Mittel — sie zu heirathen. Lopuchov theilt ihr mit, daß er dies beabsichtige, und Wêra ist beglückt. Aber sie setzt ihm erst des langen und breiten auseinander, was sie unter Ehe versteht:

„Alles beruht auf Geld, sagen Sie, Dmitrij Sergêič; wer Geld hat, hat die Macht und das Recht, lehren Ihre Bücher; demnach ist die Frau, wenn sie von dem Gelde des Mannes lebt, auch abhängig von ihm. ... Also wenn du den Menschen Hände und Füße schneiden wirst, wenn du ihnen häßliche Mixturen zu trinken gibst, werde ich Musikunterricht ertheilen. Und dann — höre, wie wir zu-

sammen leben werden. Erstens werden wir zwei Zimmer haben, eins für dich, eins für mich — und ein drittes, wo wir den Thee einnehmen, zu Mittag speisen, die Gäste empfangen, die zu uns beiden kommen. Zweitens darf ich in dein Zimmer nicht kommen, um dir nicht lästig zu fallen; nicht wahr, Kirsanov darf das auch nicht? — deshalb zankt ihr euch nie. Du kommst auch nicht in meins....“

So war alles vorbereitet. Lopuchov sucht nun einen ihm bekannten Popen auf, um sich mit Wêra trauen zu lassen. Bevor sie in die Kirche gehen, wendet sich Lopuchov an seine Braut:

„Ich habe noch eine Bitte — du weißt, bei der Trauung müssen die Verlobten sich küssen....“

„Ich werde mich schämen“, antwortet Wêra.

„Nun, damit du dich nicht zu sehr schämest, küssen wir uns jetzt....“

Nach der Trauung kehrt Wêra in das Haus ihrer Aeltern zurück. Drei Tage darauf — Lopuchov hatte inzwischen eine Wohnung gefunden und eingerichtet — läuft sie ihrer Mutter auf der Straße davon und ruft ihr nur die Worte zu: „Sei nicht böse, Mama, ich gehe zu meinem Mann; du mußt nämlich wissen, daß ich seit drei Tagen mit Dmitrij Sergêič verheirathet bin.“

Lopuchov mußte nun seine Studien aufgeben. Er lebte anfänglich von Privatunterricht, später als Geschäftsführer eines großen Handelshauses. Auch Wêra suchte das Einkommen der Familie zu vergrößern, sie ertheilte Musikstunden. Nach einiger Zeit reifte in ihr der Gedanke, eine Nähwerkstatt zu gründen. Nachdem alle Vorbereitungen getroffen, nimmt Wêra mehrere Arbeiterinnen, über deren Vergangenheit und Charakter sie gründliche Erkundigungen eingezogen hat. Jede dieser Arbeiterinnen, und Wêra gleich ihnen, bekommt ein dem Grade ihrer Geschicklichkeit und ihres Fleißes entsprechendes festes Gehalt und am Ende jedes Monats ihren Antheil von dem Nettogewinn des Geschäfts. Allmählich wird Ausgabe wie Einnahme auf alle gleich vertheilt und so ein vollkommen communistischer Arbeiterinnenverein geschaffen. Auch für die Bildung der Mitglieder dieser Vereinigung wird Sorge getragen. In der ersten Zeit liest Wêra den Arbeiterinnen, während diese ungestört ihre Beschäftigung fortsetzen, aus guten Büchern vor; mit der Zeit lesen auch diese selbst abwechselnd, ja zuletzt werden ihnen ganz systematisch Vorträge über Geschichte, Geographie u. s. w. gehalten. Die Lehrer des Instituts sind meist befreundete Studenten.

Das Familienleben des jungen Paares war zwar nicht ganz nach Wêra's Planen eingerichtet, aber doch in den Grundzügen. Mann und Frau lebten wie Bruder und Schwester; nur mit beiderseitiger Einwilligung trafen sie in dem „neutralen“ Zimmer zusammen, und abends sagten sie sich Gute Nacht und gingen jedes auf sein Zimmer.

So sehr aber auch Wêra ihren Gatten hochschätzt, überzeugt sie sich doch immer mehr davon, daß sie ihn nicht liebe, daß eben das Gefühl, das sie mit ihm verbindet, etwas anderes als Liebe sei. Diese Ueberzeugung bemächtigt sich ihrer in immer höherm Grade und in demselben Verhältniß, in welchem ihre Neigung zu Kirsanov wächst. Die Katastrophe ist unvermeidlich. Was hilft's, daß der Freund

ihres Mannes ihr Haus meidet, daß er auf Lopuchov's freundliche Vorstellungen mit dem unbegründeten Vorwurf antwortet, er und Wêra hätten ihn beleidigt — ein Traum führt den Conflict herbei. Wêra erscheint eine Frauengestalt und zeigt ihr in einem Tagebuch ihre eigenen Gedanken, auch diejenigen, welche sie selbst nicht niederzuschreiben, ja nicht zu denken gewagt hatte. Noch immer ringt sie mit sich, aber sie unterliegt. Von Schmerz überwältigt, stürzt sie Lopuchov in die Arme mit den Worten: „Ich liebe ihn." Lopuchov war darauf vorbereitet und sein Plan ist schnell gefaßt. Er verreist und verspricht Wêra, gleich am folgenden Tage zu schreiben, ob sie nachkommen könne. Statt des erwarteten Briefes, erhält sie die Nachricht von dem Tode Lopuchov's.

In einem petersburger Gasthause war abends ein Fremder angekommen. Er bat, man möchte ihn am andern Morgen wecken, und bestellte Thee. Da jedoch nach wiederholtem Klopfen die Thür des Zimmers nicht geöffnet wurde, erbrach man sie und fand auf dem Tisch einen Zettel folgenden Inhalts: „Ich gehe jetzt fort, 11 Uhr abends, und werde nicht wiederkommen. Zwischen 2 und 3 Uhr nachts wird man mich an der Litejnyjbrücke hören. Es ist also niemand zu verdächtigen." Wirklich meldet auch die Polizei, es sei in der Nacht um die angegebene Zeit ein Knall auf der Brücke gehört und eine durchlöcherte Mütze gefunden worden. Natürlich sind der Selbstmörder und der Hotelgast identisch und dieser letztere ist kein anderer als — Lopuchov. Die Nachricht von dem Selbstmorde ihres Gatten erschütterte Wêra so sehr, daß sie Kirsanov, der ihr Trost zusprechen wollte, von sich stieß und sofort beschloß, Petersburg zu verlassen. Im entscheidenden Augenblick erscheint Rachmêtov.

Rachmêtov ist ein „ganz besonderer Mensch" und steht in den Augen des Autors thurmhoch über der gewöhnlichen Jugend seines Vaterlandes. Er stammt aus einem uralten Geschlecht, ist der Erbe eines ungeheuern Vermögens. Nachdem er den größten Theil seiner Besitzungen seinen Bauern geschenkt, bleibt ihm doch noch so viel, daß er die jährliche Pachtsumme von 3000 Rub. dafür erhält. Hiervon braucht er für seine Person nicht mehr als 400 Rub.; mit dem übrigen unterstützt er eine Anzahl junger Studenten. Er verläßt plötzlich die Universität, bereist Rußland von Norden nach Süden, von Westen nach Osten, zu Wasser und zu Lande, um das Volk kennen zu lernen. Er arbeitet sogar als Burlak (ein Arbeiter auf Flußfahrzeugen) auf der Wolga, um seine von Natur schon große Körperkraft noch zu steigern. Er vermeidet grundsätzlich alle Speisen, die den Bauern nicht zugänglich sind; ißt aber ungeheuer viel, besonders rohes Fleisch. Von Genüssen, die dem Volke versagt sind, gestattet er sich nur das Cigarrenrauchen; dieses Bedürfniß kann er nicht überwinden, trotz der Vorwürfe, die er sich selbst dieserhalb macht.

Dieser Mensch erscheint in dem Hause Wêra's gerade in dem Augenblick, wo sie sich zur Abreise rüstet. Er zeigt ihr einen Zettel, von Lopuchov's Hand geschrieben. Wêra durchfliegt das Blatt und bricht gerührt in die Worte aus: „Wie gut, wie aufopfernd er ist!" Nach langen Auseinandersetzungen über die eheliche Treue, über das Vorurtheil der Eifersucht u. s. w. fühlt sich Wêra vollkommen beruhigt. Der Zettel, der dies Wunder bewirkt, wird verbrannt,

da Lopuchov dem Rachmêtov anbefohlen hatte, ihn nicht in Wêra's Händen zu lassen.

Kirsanov hat inzwischen die amtlichen Zeugnisse über den Tod seines Freundes herbeigeschafft und läßt sich mit Wêra trauen.

Das junge Paar lebte in Petersburg in Glück und Freuden. Der lebhafte Verkehr in ihrem Hause bietet ihnen die nothwendige Erholung nach der schweren Arbeit des Tages: Wêra führte ihre Nähwerkstatt fort, ja sie hatte bereits eine zweite, ganz nach dem Muster des ersten Instituts, eingerichtet und eröffnete jetzt eine Verkaufsstelle auf dem Newskij-Prospect; Kirsanov war Professor an der Akademie geworden und versammelte einen großen Kreis von Studirenden um sich. Eines Tages erhalten sie aus Berlin von einem angeblichen Freunde Lopuchov's ein ausführliches Schreiben, welches die Gründe auseinandersetzt, die Wêra's ersten Gatten zu dem verzweifelten Schritt getrieben. Unterzeichnet ist derselbe nur mit den Worten „weiland Student der Medicin". Sie antworten ihrem berliner Correspondenten, ohne seinen Namen zu kennen, und preisen Lopuchov als den Gründer ihres wahren idealen Glückes. Dieser Briefwechsel mit dem unbekannten berliner Freunde wird immer seltener und bricht endlich ganz ab.

Wêra's Zusammenleben mit Kirsanov unterscheidet sich von ihrer ersten Ehe äußerlich nur wenig; ihr Verhältniß zu ihrem Manne wird jedoch ein anderes, und wir erfahren am Ende des Romans, daß sie die Mutter eines Knaben ist. Aber noch immer glaubt Wêra ihre Lebensaufgabe nicht erfüllt zu haben; sie entschließt sich, Medicin zu studiren, und beginnt auch bald mit den Vorbereitungen zum Examen.

Unter den in Wêra's Hause Verkehrenden befindet sich auch Fräulein Katharina Polosov; durch sie erfährt Kirsanov und seine Frau Näheres über Lopuchov; denn wie der Leser des Romans längst durchschaut, hat er jenen Selbstmord nur in Scene gesetzt, um dem Glücke seiner geliebten Wêra auch das letzte Hinderniß aus dem Wege zu räumen.

Doch ehe wir den Fortgang der Handlung weiter verfolgen, müssen wir, wie auch der Dichter thut, einen Traum der Wêra Pavlovna an dieser Stelle einfügen. Es ist der vierte in der Erzählung.*)

Eine blendendschöne Frau nimmt Wêra bei der Hand und erhebt sich mit ihr in schnellem Fluge; diese Frau ist „die Liebe", was der Träumenden sofort dadurch klar wird, daß unsichtbare Sängerchöre ihrer Führerin (in deutscher Sprache) entgegenjubeln:

O Lieb', o Liebe,
So goldenschön
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höh'n!

*) Wir bedienen uns hier der Uebersetzung aus dem Referat Schedo-Ferrott's, werden jedoch an vielen Stellen Aenderungen anbringen, da der Berichterstatter vom Jahre 1871 in seiner Feindschaft gegen den Autor hier und da tendenziös übertrieb oder auch fremde Gedanken unterschob.

Nächst den deutschen Sängern stoßen sie auf einen russischen Dichter, „dessen Haupt von Begeisterung erglänzt, dem die Natur ihre Geheimnisse und die Weltgeschichte ihre Bedeutung enthüllt, bei dessen Liedern die Bilder von Jahrtausenden vorüberrollen".

Des Dichters Worte ertönen und es erscheint das erste Bild:

Lange Reihen von Nomadenzelten in einer fruchtbaren Ebene, wo Heerden von Schafen und Kamelen weiden. Im Schatten der Oliven- und Feigenwälder lustwandeln schöne Männer mit noch schönern Frauen. Ihre einzige Beschäftigung ist — die Liebe, und sie verbringen ihr Leben „Tag für Tag", indem sie sich lieb haben oder die Liebe besingen. „Nein!" ruft die Führerin Wêra's aus, „das ist nicht mein Reich, das Reich der wahren Liebe. Die Frauen jener Zeit waren Sklavinnen ihrer Männer, und wo keine Freiheit herrscht, da gibt es auch keine Liebe."

Und wiederum ertönen die Worte des Dichters und es erscheint ein anderes Bild:

Eine prachtvolle Stadt auf hoher Klippe am Meeresufer erbaut. In die marmorglänzenden Tempel eilen schöne Jünglinge und Jungfrauen, um der dort thronenden Gottheit zu opfern, und diese Gottheit ist Aphrodite, deren Cultus so in Ehren gehalten wird, daß der Areopag es nicht wagt, Aspasia zu verurtheilen. „Nein!" sagt auch hier die Begleiterin Wêra's, „dies ist auch nicht die wahre Liebe. Hier betete man wol die Schönheit an, aber man erkannte nicht die Rechte der Frauen."

Und abermals ertönen die Worte des Dichters und es entrollt sich ein drittes Bild:

Auf einem weiten Turnierplatze tummeln eisengepanzerte Ritter ihre muthigen Rosse, und auf dem Ehrensitze des Balkons sieht man eine Jungfrau, die eine Schärpe in der Hand hält. Der Sieger soll diese Schärpe erhalten nebst der Ermächtigung, dem Fräulein die Hand zu küssen. Die Kämpen fechten auf Tod und Leben und der Sieg verbleibt — dem Ritter Toggenburg. Toggenburg bringt den Handschuh oder vielmehr die Schärpe der Jungfrau zurück und erhält (in russischer Sprache) die bekannte Antwort:

Ritter, treue Schwesterliebe
Widmet euch dies Herz.
Fordert keine andere Liebe . . .

„Was man damals verehrte, war nicht das Weib selbst, sondern die Unbescholtenheit desselben."

Auf Wêra's Frage, wie denn die wahre Liebe eigentlich beschaffen sei, lautet die Antwort: „Die wahre Liebe wird sich dann offenbaren, wenn die völlige Freiheit der Frauen und das unverjährbare Recht eines jeden, über sich selbst zu verfügen, allgemein anerkannt sein werden. Bis dahin werden die wahre Liebe und ihre himmlischen Genüsse der Welt unbekannt bleiben. Wenn du mein innerstes Wesen in ein einziges Wort zusammenfassen willst, so nenne mich — die Gleichberechtigung. Ich habe dir", fährt Wêra's Lehrerin fort, „jetzt alles gesagt, was die Welt hören darf und was du wiederholen magst. Das Geheimniß meiner

zukünftigen Herrschaft kann ich allen noch nicht sagen, dir aber will ich es entdecken. Schwöre, daß du schweigen wirst, und vernimm.“

Was Wêra von der Erscheinung gehört, läßt der Autor ungesagt.

„O Liebe“, ruft Wêra aus, „jetzt kenne ich deinen Willen; ich weiß, daß er geschehen wird; aber wie wird er geschehen? wie werden die Menschen dann leben?“ „Auf diese Frage“, erwidert die Liebe, „kann ich allein nicht antworten; aber ich will meine ältere Schwester rufen, die meine Herrin und zugleich meine Dienerin.“ Feierlich angerufen erscheint diese Schwester, und auf ihren Wink ersteht folgendes Bild:

Ein kolossales Gebäude, so riesengroß, wie noch keins existirt. Ringsumher sind Kornfelder und Wiesen, Gärten und Wälder. Was dort wächst, sind unsere Kornarten, unsere Bäume, doch so hoch, so fruchtreich, wie man sie noch nie da gesehen. In den Gärten stehen Citronen- und Apfelsinenbäume, die hier in kolossalen Treibhäusern gedeihen. Im Innern des ganzen Gebäudes ist ein Haus aus Stein aufgeführt, ein großes wohnliches Haus, das jener Riesenbau von Eisen und Krystall wie ein Futteral umschließt. Fußböden, Thüren und Möbel sind aus Alumin. Auf Feldern und Wiesen sind Gruppen verstreut, in denen man Männer und Frauen, Greise und Kinder vereint sieht. Aus einer Gruppe von Arbeitern erschallt fröhlicher Gesang, denn die Arbeit ist jetzt nicht so schwer wie ehedem. Jetzt wird alles von Maschinen verrichtet. Die Menschen gehen oder fahren nur hin und her und dirigiren die Maschinen. Ueber das Feld, das sie bestellen, ist ein riesiges Zelt ausgespannt, welches derart eingerichtet ist, daß es den vorschreitenden Schnittern immer nachrückt und sie beständig im Schatten arbeiten.

Nun ist die Arbeitszeit vorüber und alles strömt dem Hause zu, um das Mittagsmahl einzunehmen. An langen Tafeln haben Tausende von Menschen Platz genommen; die Geräthe sind so prächtig und das Mittagsmahl so schmackhaft, daß Wêra erstaunt ihre Begleiterinnen fragt: „Sollten wirklich wir das sein, ich hörte bekannte Lieder und mir schien, als ob man russisch spräche.“ „Ja wohl“, erwidern die beiden Führerinnen, „das sind Russen, das ist russisches Land, und der Fluß, den du dort siehst, ist die Oka.“

Plötzlich verändert sich das Bild. Die Bäume sind entblättert, der Schnee liegt auf den Feldern, die herrlichen Säle des Palastes stehen leer, und nur wenige verweilen hier noch, um sich das Vergnügen winterlicher Spazierfahrten zu gönnen. Wo sind sie alle hingezogen? Dorthin, wo es auch im Winter warm ist. Dort lagen einst Cherson und Odessa, jetzt ist hier das neue Rußland.

„Ein Paradies! Wie ist das alles entstanden“, fragte Wêra, „hier war ja sonst eine wahre Wüstenei, und die baumlosen Berge zeigten nichts als nacktes Gestein?“

„Dies Paradies ist das Werk von Menschen, die hier ihren Sommeraufenthalt haben.“ Nach einer langen Beschreibung ihrer Wohnungen führt die Erscheinung Wêra Pavlovna in dieselben hinein. Die Sonne ist untergegangen und alle eilen nach Hause, um an den Vergnügungen theilzunehmen, die sie jeden Abend erwarten. Ein großer, reichverzierter Saal ist auf das prachtvollste durch elek-

trisches Licht erhellt, das von der Oberlage herab durch mattgeschliffene Glasscheiben scheint. Tausende von Menschen bewegen sich in dem Saal; sollte das ein Ball sein? Einige tragen sich nach der heutigen Mode, doch nur zum Scherz, wie man ein Maskenkleid anlegt; andere erscheinen in der Tracht verschiedener Nationen; noch andere, und zwar die meisten, haben ein Costüm nach dem Modell der griechischen Frauen aus der Blütezeit Athens. Welche Raschheit in ihren Bewegungen, welche Energie in ihrer Freude. Die Hälfte der Glücklichen tummelt sich noch im Tanzsaale, doch wo ist die andere Hälfte? „Wo die andere Hälfte geblieben?" entgegnet die Liebe; „die hat sich vielfach zerstreut; viele sind im Theater, als Schauspieler, als Musikanten, als Zuschauer, ganz nach Belieben; andere sind in Auditorien, Museen und Bibliotheken; noch andere in den Alleen des Gartens, in ihrem Zimmer, um auszuruhen, oder mit ihren Kindern zu scherzen, oder — nun, das ist mein Geheimniß. Du hast gesehen, wie ihre Wangen glühten, wie ihre Augen leuchteten; du hast gesehen, wie sie verschwanden und wie sie wiederkamen; sie verschwanden, weil ich sie entführte, denn eines jeden Zimmer ist mein Tempel, wo meine Mysterien gefeiert werden; sie kamen wieder, weil ich sie aus dem Reiche meiner Geheimnisse zurückschickte zum scherzenden Lebensgenuß. Hier ist mein Reich, hier herrsche ich. Die Arbeit bereitet die frischern Empfindungen und stählt die Kraft für mich. Der Scherz gibt die Empfänglichkeit, und süß ist die Ruhe nach mir. Hier bin ich — des Lebens Zweck, hier bin ich — das ganze Leben."

Kehren wir zur Handlung zurück.

Katharina Polosov, die Tochter eines reichen Kaufmanns, hatte sich in den jungen eleganten Gardeoffizier, den wir in der Gesellschaft Storešnikov's und Juliens kennen gelernt haben, verliebt. Der Vater wollte die Verbindung der beiden Liebenden nicht zugeben, denn er verachtete den Solovzov und fürchtete, durch eine Heirath mit ihm seine Tochter unglücklich zu machen. Katharina wird vor Gram krank und wünscht sich den Tod herbei. Da wird Kirsanov als medicinische Autorität zu Hülfe gerufen; er erkennt sofort den Zustand der Patientin und überredet den Vater, scheinbar in die Heirath zu willigen. Er ist fest davon überzeugt, daß Katharina, sobald sie den jungen Mann näher würde kennen lernen, auch seinen ganzen Unwerth und seine Charakterlosigkeit durchschauen werde. Kirsanov's Berechnungen werden nun durch die Thatsachen vollkommen bestätigt, und Katharina verehrt in dem jungen Arzt von nun an ihren Lebensretter.

Unterdessen hatte sich in den Verhältnissen des alten Polosov vieles verändert. Der Millionär ist dem Bankrott nahe; nur der Verkauf seiner großen Stearinfabrik kann die Katastrophe abwenden. Da meldet sich als Käufer im Namen einer großen englischen Firma der Amerikaner Mr. Charles Beaumont. Die täglichen Geschäftsbesuche, die auch zu einem für Polosov günstigen Resultat führen, bringen den jungen Kaufmann und Katharina Polosov einander näher. Katharina erkennt in Beaumont einen selbständigen ehrenhaften Charakter, Beaumont findet in Katharina ein Mädchen von außergewöhnlichen Fähigkeiten und ernstem Streben.

Katharina eilt zu ihren Freunden, der Familie Kirsanov, um ihre bevorstehende Vermählung mit Beaumont anzuzeigen. Sie theilt ihnen auch das tiefe Geheimniß mit, daß der junge Amerikaner kein anderer ist als Dmitrij Sergêič Lopuchov. Sie empfangen den „neuen Bekannten" aufs herzlichste, dienen als Zeugen bei der Trauung und miethen sogar zwei benachbarte Wohnungen.

Ueber die Schilderung des Familienlebens der beiden Paare, ihre Beschäftigungen und ihre Vergnügungen, über den lebhaften Verkehr mit jungen Männern und jungen Mädchen können wir füglich hinweggehen, da die Handlung des Romans mit der Heirath Katharina's abgeschlossen ist und zu dem Ideengange des Autors kein wesentliches Moment mehr hinzutritt.

Der Leser sieht, daß der Roman mehr ein System socialistischer Ideen ist als eine erzählende Dichtung. Zu letzterer fehlt geradezu alles. Der Roman bietet weder die Darstellung einer interessanten Handlung, noch die Entwickelung des Seelenlebens einer uns sympathischen Persönlichkeit. Es ist, als ob das Verstandes- und Empfindungsvermögen dieser Menschen ganz anders geartet wäre als unser Denken und Fühlen. Was sie thun, erscheint nicht als der Ausfluß eines, wenn auch noch so weit fortgeschrittenen Denkens; ihre Empfindungen sind nicht die Extreme unserer Empfindungen — das würden wir in einem Roman, der das Ideal einer neuen, umgestalteten Gesellschaft vorzuführen beabsichtigt, bis zu einer gewissen Grenze gelten lassen. Es will uns aber scheinen, als fehle dem Wollen und Handeln einer Wêra, eines Lopuchov, Kirsanov und Rachmêtov jede Voraussetzung in der menschlichen Natur.

Aus dieser Nichtbeachtung unserer Leidenschaften, unserer Willenskraft ergibt sich das Unnatürliche aller dieser Charaktere, die dem Leser als fratzenhafte Verzerrung, als eine Caricatur des Menschen erscheinen müssen.

Wir wollen durch eine Probe deutlicher machen, was wir meinen. Katharina Polosov hat Beaumont ihre Liebe gestanden. Sie blieb stehen, heißt es nun weiter, schlang ihren Arm um seinen Hals, beugte seinen Kopf zu sich herab und küßte ihn auf die Stirn. Beaumont hätte (so sagt der Autor) sie umarmen und auf den Mund küssen müssen; aber er that das nicht, er drückte nur ihre Hand, die von seiner Schulter herabglitt. „Gut, Katharina Wasilêvna; aber überlegen Sie die Sache." So schieden sie voneinander. Ist es möglich, fragen wir, ist es psychologisch zu begründen, daß der liebende Mann der Jungfrau, die ihm schamhaft den ersten Kuß auf die Wange drückt, mit solcher Kälte gegenübertritt? Wollte man etwa zu Gunsten des Autors anführen, daß dieser Beaumont-Lopuchov durch die vielen Erfahrungen gereifter und gesetzter war als andere Männer seines Alters, so ließe sich dagegen seine tiefe, leidenschaftliche Liebe für Katharina ins Gefecht führen. Leichter allerdings läßt sich dieser Zug aus dem ganzen Charakter Lopuchov's erklären; denn schon der ganz junge Student, der die Bühne des Lebens kaum noch mit einem Fuße betreten hat, wird uns als ein Mensch dargestellt, dem jeder Traum von der Erreichung höchster Ziele fremd ist, dem jede Enttäuschung erspart bleibt, der die Schlechtigkeit der Menschen so gründlich kennt, daß er bei jeder seiner Handlungen dieselbe in Rechnung zieht und gern

geneigt ist, zu verzeihen, weil alle Schlechtigkeit ihm nur als Dummheit erscheint. Aber gibt es solche Jünglinge, hat es in Rußland je eine solche Jugend gegeben? Der Autor selbst beantwortet diese Frage. Nur Rachmêtov ist für ihn der Mensch der Zukunft; Charaktere wie Lopuchov, Kirsanov und Wêra will er selbst zu Hunderten gekannt haben. Trotzdem müssen wir widersprechen. Solch blutlose, berechnete, aller Ideale bare Jünglinge hat es nie gegeben. Das Ideal der Jugend mag sich ändern, mit jedem Geschlecht mag es ein anderes werden; aber der edle Zug, der die unerfahrene und darum lebensfreudige Jugend auf die höchsten Ziele hinweist, ist so tief in der menschlichen Natur begründet, daß auch die unnatürlichsten socialen und politischen Verhältnisse ihn nimmermehr zu tilgen vermögen.

Ebenso falsch, d. h. psychologisch unwahr, sind alle übrigen Charaktere der Erzählung. Die Gegenüberstellung der alten und neuen Menschen, die der Dichter beabsichtigt, ist ihm zwar insofern gelungen, als man gegen jene Vertreter der Vergangenheit noch größern Abscheu empfindet, als gegen das neu aufblühende Geschlecht. Stecken jene bis an den Hals in dem Sumpf der Gemeinheit und Unsittlichkeit, ohne auch nur einen Augenblick im Leben zur Einkehr und Selbstprüfung zu kommen, so herrscht in der ungezügelten Willkür der andern eine gewisse Methode. Steht Maria Alekséevna geistig auch tiefer als ihre Tochter: in sittlicher Beziehung dürfte Wêra Pavlovna sich wol nur dadurch von ihr unterscheiden, daß sie mit einer gewissen Sophistik alle sittlichen Ideale der Vergangenheit, gleichviel ob sie Vorurtheilen oder natürlichen Gesetzen ihren Ursprung verdanken, über Bord wirft und in die eigene von grenzenloser Sinnlichkeit beherrschte Lebensweise Methode zu bringen sucht.

Aber ist es nicht ein Misgriff — wir wollen zu Gunsten des Autors tendenziöse Ungerechtigkeit ausschließen — so elende Geschöpfe wie Wêra's Mutter, so verkommene Jünglinge wie Serge und Jean, als Prototype der russischen, ja selbst nur der petersburger Gesellschaft vorzuführen? Ein Vergleich mit Turgeniew's „Väter und Söhne", in welchen ja auch das Verhältniß einer neuen Generation zur alten geschildert wird, zeigt am klarsten, zu welcher Objectivität sich der echte Dichter in der Darstellung solcher Kämpfe erheben kann.

Und bei alledem erscheinen Černyševskij die Lopuchovs und Kirsanovs nicht etwa als die idealen Bürger eines erträumten Zukunftstaates; er will sie gesehen und gesprochen, ja, wie wir schon oben sagten, zu Hunderten gefunden haben. Als das unerreichte Muster der Jugend, wie sie dereinst sein soll, gilt ihm einzig und allein — Rachmêtov.

Die Kunst der Erzählung ist Černyševskij vollkommen unbekannt. Er scheint sogar das, was wir die Technik des Romans nennen würden, als ästhetisches Vorurtheil zu betrachten; schade nur, daß es ihm nicht gelungen ist, an die Stelle der alten Kunstform eine neue zu setzen. Mit souveränem Hochmuth setzt er sich über jedes Gesetz der Kunst hinweg, und richtet seinen Spott gegen jene Dichter, die nach seiner Ansicht verächtliche Mittel anwenden, um die Wirkung der vorgeführten Thatsachen zu erhöhen.

Černyševskij macht gar nicht erst den Versuch, seiner Erzählung einen

Mittelpunkt, seinem Roman, wie wir zu sagen pflegen, einen Helden zu geben. Er erzählt chronologisch, etwa wie eine Zeitung, die heute die Fortsetzung oder weitere Entwickelung einer politischen Angelegenheit von gestern mittheilt. Diejenigen Personen, die für die Entwickelung seiner Theorien entbehrlich geworden sind, verschwinden einfach hinter den Coulissen; bedarf er eines neuen Sprachrohrs für seine socialen Reformen, so lernen wir einen neuen Menschen kennen, sodaß die erste Hälfte des Romans in ganz anderer Gesellschaft spielt als die zweite, und jener Rachmêtov, den der Dichter selbst für den eigentlichen Helden seiner Erzählung zu halten scheint, tritt uns nur (wie der Leser aus der gegebenen Analyse weiß) ein einziges mal entgegen. Uebrigens wird die Erzählung häufig durch theoretische Auseinandersetzungen unterbrochen. Wir meinen nicht die Unterhaltungen der handelnden Personen untereinander; denen könnte man ja eine gewisse Berechtigung nicht absprechen. Aber der Dichter verhandelt beständig mit dem Leser, indem er Fragen aufwirft, welche auf die Theorie der Dichtung Bezug haben, und das Publikum wie einen unwissenden Schulbuben abkanzelt.

Welcher Art diese Dispute mit dem Leser sind, kann man leicht aus dem „Vorwort" entnehmen. Nachdem Černyševskij zwei Scenen, die er willkürlich aus dem Zusammenhang greift, vorausgeschickt hat, schreibt er in dem erwähnten Kapitel:

„Den Inhalt eines Romans bildet — die Liebe; seine Hauptperson ist — ein Weib; solch ein Roman ist gut, auch wenn er nicht glänzend geschrieben ist. So spricht die Leserin. Nun, das ist wahr, sage ich. Der Leser gibt sich nicht mit so leichten Schlüssen zufrieden — ist doch die Denkfähigkeit des Mannes von Natur größer und durch Erziehung entwickelter als die der Frau; er sagt, die Leserin denkt wahrscheinlich dasselbe; aber sie hält für überflüssig, es auszusprechen, und daher habe ich keinen Grund, mich mit ihr auseinanderzusetzen. Der Leser also sagt: «Ich weiß, daß dieser Selbstmörder sich nicht ermordet hat.» Ich fasse ihn bei dem Wörtchen «ich weiß» und sage: du weißt es nicht, weil es dir noch nicht gesagt wurde, und du weißt nur, was man dir sagt; ohne Hülfe weißt du gar nichts, nicht einmal, daß ich dich durch die Art, wie ich meine Erzählung begonnen, beleidigt, erniedrigt habe. Nicht wahr, das hast du nicht gewußt? Nun so höre.

„Die ersten Seiten meiner Erzählung zeigen dir, daß ich vom Publikum wenig halte. Ich habe mich des alten Kunstgriffes der Romanschriftsteller bedient, und meine Geschichte mit effectvollen, aus dem Zusammenhang gerissenen Scenen begonnen, die ich gleichsam mit einem Schleier umgab. Du, Publikum, bist gut, sehr gut, und deshalb bist du weder kritisch noch scharfsinnig. Man darf nicht voraussetzen, daß du aus den ersten Seiten beurtheilen könntest, ob der Inhalt der Erzählung des Lesens verlohnt; dein Scharfsinn ist wenig entwickelt, und man muß ihm mit kleinen Mittelchen nachhelfen. Solcher Mittel gibt es zwei: der Name des Autors oder künstliche Effecte. Ich biete dir meine erste Erzählung; du hast dir noch kein Urtheil darüber gebildet, ob der Verfasser Talent besitzt (es gibt ja so viele Schriftsteller, denen du Talent zuschreibst!). Mein Name würde dich nicht locken, deshalb mußte ich nach dir die Angel auswerfen mit dem Köder der Effect-

haſcherei. Sei mir deshalb nicht gram — du trägſt ſelbſt die Schuld; deine gutmüthige Naivetät hat mich genöthigt, ſo tief herabzuſteigen. Aber nun biſt du einmal in meine Hände gefallen, und ich kann die Erzählung fortſetzen — ganz nach meinem Belieben, ohne jeden Kunſtgriff. Alle Geheimnißthuerei ſoll aufhören, du ſollſt auf zwanzig Seiten hinaus die Löſung jeder Situation vorherſehen, und bei der Gelegenheit will ich dir auch den Schluß des Ganzen ſagen: es wird alles bei Becherklang, Tanz und Geſang enden, ohne Effecte, noch irgendwelche Ausſchmückungen. Danach ſtrebt der Autor gar nicht, mein gutes Publikum; denn er denkt immer daran, welch ein Wirrwarr in deinem Kopfe iſt, wie viel überflüſſiges Leid das wirre Knäuel deiner Gedanken den Menſchen bereitet. Wenn ich dich anſehe, muß ich weinen und lachen: du biſt ſo ohnmächtig und ſo ſchlecht — durch die ungeheuere Menge verworrener Gedanken in deinem Kopfe. Ich ärgere mich über dich, weil du ſo böſe biſt gegen die Menſchen; die Menſchen — das biſt du ja ſelbſt, weshalb biſt du auf dich ſelbſt ſo böſe? Deshalb tadle ich dich. Aber du biſt nur ſchlecht durch geiſtige Ohnmacht, und wenn ich dich tadle, habe ich auch die Pflicht, dir zu helfen. Doch wie kann das geſchehen? Beginnen wir mit der Sache, die du eben im Sinne haſt: was mag das für ein Autor ſein, der ſo rückſichtslos mit mir ſpricht? Ich will dir ſagen, was für ein Schriftſteller ich bin.

„Ich beſitze keine Spur von Talent. Auch die Sprache beherrſche ich nur mangelhaft. Aber was will das ſagen? Lies nur, beſtes Publikum, du wirſt nicht ohne Nutzen leſen. Die Wahrheit iſt ein köſtlich Ding, ſie entſchädigt für viele Mängel des Schriftſtellers, der in ihrem Dienſte ſteht. . . . Ich habe dich darauf aufmerkſam gemacht, du wirſt demnach jetzt wiſſen, daß alle Vorzüge meiner Erzählung nur in ihrer Wahrhaftigkeit liegen. Im übrigen, mein beſtes Publikum . . . wenn ich ſage, daß ich keine Spur von dichteriſcher Begabung beſitze, und daß meine Erzählung ſehr ſchwach in der Ausführung iſt, ſo darfſt du daraus nicht den Schluß ziehen, ich meinte ſchlechter zu ſein als jene deine Romanſchriftſteller, welche du für ſehr hervorragend hältſt. Nein, ich weiß, meine Erzählung iſt ſchwach in der Ausführung im Vergleich mit den Schöpfungen von Männern, welche wirklich mit Talent begnadet ſind; mit den vielgerühmten Werken *deiner* großen Schriftſteller darfſt du meine Erzählung getroſt in eine Reihe ſtellen, ja ſogar über ſie!

„Danke mir alſo; du beugſt dich ja gern vor denen, die dich geringſchätzen — mache auch mir deine Verbeugung.

„Aber es gibt in deiner Mitte, mein Publikum, eine kleine Anzahl von Menſchen — jetzt iſt ſie auch ſchon ziemlich groß — welche ich achte. Gegen dich, die ungeheuere Mehrzahl, bin ich rückſichtslos, mit dir, nur mit dir habe ich bisher geſprochen. Mit *den* Menſchen, die ich eben erwähnte, würde ich beſcheiden, ja ſogar ſchüchtern ſprechen. Aber für dieſe bedarf es keiner Auseinanderſetzung. Ihre Anſicht iſt mir ſehr wichtig, aber ich weiß im voraus, daß ſie mir günſtig iſt. Ihr Guten und Starken, Ehrenhaften und Gebildeten! Erſt ſeit kurzer Zeit ſeid ihr unter uns erſchienen, aber euere Zahl iſt nicht mehr gering und wird ſchnell wachſen. Wäret *ihr* das Publikum, dann brauchte ich nicht mehr zu

schreiben; wäret ihr noch nicht vorhanden, so könnte ich noch nicht schreiben. Noch aber seid ihr nicht das Publikum, seid aber wol unter dem Publikum — deshalb kann ich schon schreiben und muß noch schreiben."

Derartige Auseinandersetzungen, in welcher die Person des Autors und die Unfähigkeit des Publikums eine Rolle spielen, in welchen die Technik des Romans, die Physiologie, Statistik und tausend andere Dinge mit origineller Sophistik behandelt werden, unterbrechen den Gang der Erzählung ohne jede innere Nöthigung. An einer Stelle wird uns sogar mitgetheilt, daß der Autor nicht gern spazieren gehe.

Die geringe Schöpfungskraft des Dichters nimmt ihre Zuflucht nur allzu oft zu jenen kleinen Mittelchen, die er so sehr verspottet. Fast jeder Fortschritt in der Handlung, jeder bedeutende Umschwung in der Stimmung wird durch einen Traum herbeigeführt.

Wie kommt es, wird der Leser mit Recht fragen, daß ein Werk von so geringen Vorzügen eine so große Bedeutung erlangen konnte? So berechtigt diese Frage auch vom Standpunkt eines deutschen Publikums wäre — die Verhältnisse Rußlands erklären diese Erscheinung vollkommen.

Die in dem Roman „Was thun?" entwickelten Ideen entsprachen so sehr dem Gedankengange der Gebildeten, daß man sagen kann, Černyševskij war derjenige, welcher dem allgemein Empfundenen, nur unklar zum Bewußtsein Gebrachten Ausdruck verlieh. Es war noch nicht der Nihilismus in seiner heutigen Gestalt, wol aber sein Vorläufer, der Socialismus. Insofern hat man Černyševskij mit Recht den Vater des Nihilismus genannt; er selbst war keineswegs Nihilist.

Die Regierung schloß eigentlich erst aus der großen Aufregung, die das Werk hervorrief, auf seine Gefährlichkeit. Im Jahre 1863 wurde Černyševskij revolutionärer Umtriebe beschuldigt; er wurde verhaftet und vom Senat zu 14 Jahren Zwangsarbeit und zu lebenslänglichem Aufenthalt in Sibirien verurtheilt; die Zahl der Arbeitsjahre wurde vom Kaiser auf sieben herabgesetzt. Ob es wahr ist, was seine Freunde behaupteten, daß die Untersuchungscommission Briefe anfertigen ließ, welche die Hand Černyševskij's nachahmten und die der Anklage zu Grunde gelegt wurden, wird schwerlich festzustellen sein. Wenn man bedenkt, daß alles, was Černyševskij geschrieben hatte, von der Censur gelesen und erlaubt worden war, dann ist es allerdings nicht recht begreiflich, wie man auf Grund ebendieser Schriften den Mann hätte verurtheilen können. Gewiß ist, daß die Maßregel der Regierung Černyševskij erst zum Märtyrer machte und sein Ansehen zu einer Höhe steigerte, die ihr selbst gefährlich werden mußte.

Nikolai Gawrilowič Černyševskij wurde im Jahre 1828 zu Saratov geboren. Sein Vater war Erzpriester und Pfarrer an der Hauptkathedrale. Seine erste Erziehung genoß er in dem Geistlichenseminar des Ortes, nach dessen Absolvirung er die petersburger Universität bezog. Hier wurde er in den Kreis Petraševskij's gezogen, des bekannten Verschwörers von 1849. Unter Petraševskij's Freunden wurde lebhaft über Owen's und Fourier's Theorien disputirt, und der junge begabte Student unterlag ganz dem Einflusse dieses Kreises. Da er darauf ange-

wiesen war, sein Brot zu verdienen, begann er früh, sich literarisch zu beschäftigen. Im Jahre 1850 nahm er die Stelle eines Lehrers der russischen Literatur beim zweiten Cadettencorps in Petersburg an, siedelte aber bald nach seiner Geburtsstadt über, um an dem dortigen Gymnasium classische Philologie vorzutragen. Bei seinen radicalen Ansichten konnte er sich jedoch hier nicht lange halten. Er begab sich wieder nach Petersburg, diesmal schon in Begleitung einer Frau, denn er hatte sich im Frühjahr 1853 vermählt. Bei der Magisterprüfung, zu der er sich jetzt meldete, vertheidigte er die Abhandlung „Ueber die ästhetische Beziehung der Kunst zur Wirklichkeit" („Estetičeskija otnošenija iskusstva k dêjstvitelnosti") in so radicaler Weise, daß ihm das Diplom verweigert wurde. Er widmete sich nun gänzlich der Publicistik, und seine berühmte Dissertation verschaffte ihm leicht Eingang. Der Dichter Nekrasov, der damals den „Sowremênnik" („Der Zeitgenosse") herausgab, übergab ihm die Leitung des politischen und kritischen Theils der Zeitschrift. Er entwickelte eine große Thätigkeit: seine Arbeiten gehörten zu den gelesensten und einflußreichsten der russischen Presse. In demselben erschien auch, wie oben gesagt, der Roman „Was thun?". Bei seiner Verurtheilung war Černyševskij 35 Jahre alt und Vater zweier Kinder.

Das Mitgefühl, das sich in der Sitzung des Internationalen Schriftstellerverbandes (im Jahre 1881) für ihn kundgab, gilt nicht allein seiner Person, sondern allen Märtyrern der Censur. Mit Recht protestirten die Herren der Feder gegen ein barbarisches Verfahren, das die Schlachten des Geistes mit den Mitteln der Gewalt zu führen sich vermißt.

Beiträge zur Gesundheitslehre der Gesellschaft.

Von

Dr. Eduard Reich.

II.

Anthropologie und Polizei.

Möge der Mensch auf was immer für einer Stufe seelischer und gesellschaftlicher Entwickelung angelangt sein: es bekundet sein Wesen, sein ganzes Thun und Lassen niemals den Charakter eines Kunstwerkes, eines Mechanismus, sondern jederzeit den eines Organismus, eines lebendigen Geschöpfes mit bewußter Seele. Niemals und auf keiner Stufe seiner Entwickelung ist dieser Mensch ein Bruchstück, blos ein denkender und selbstsüchtiger Arbeitsapparat, sondern ein Wesen auch fühlender und empfindender Art, eine Welt im kleinen, die aus allem besteht, alles enthält, alles offenbart und weiter fortpflanzt.

Jede wirkliche Regierungskunst, welche den Namen einer naturgemäßen verdienen soll, muß mit dieser Thatsache rechnen, davon ausgehen, dazu zurückkehren. Alle Fehler in der Staatskunst hängen mit Verleugnung dieser Thatsache oder ungenügender Kenntniß derselben zusammen. Jeder, dem das Menschenglück am Herzen liegt, der nicht blos befehlen und persönlich etwas bedeuten will, sondern die Absicht hat, seinen Mitbürgern wahrhaft zu nützen, deren leibliches und seelisches Wohl zu befördern, muß sehr streng sich hüten, den Menschen anders aufzufassen, als eine Organisation veränderlicher und auch gebrechlicher Art, als zugleich denkendes, fühlendes, wollendes Wesen, das zu seiner Gesundheit und Glückseligkeit eines gleich großen Maßes innerer und äußerer Freiheit bedarf.

Die Entwickelung des Menschen als Individuum und Gesellschaft wird gestört, wenn dieses nothwendige Maß innerer und äußerer Freiheit beschränkt oder aufgehoben ist. Eine gute Regierung kann also nur dahin streben, die Bedingungen zu schaffen, unter denen normale Entwickelung und vollkommene Ausbildung aller leiblichen und gesellschaftlichen Kräfte möglich ist. Und sie vollbringt ihre Sendung und fördert die allgemeine Wohlfahrt, indem sie die Voraussetzungen jener Freiheit herstellt und alle organische Bildung im Organismus der Gesellschaft innerhalb des richtigen Gleises erhält.

Hierzu gehört weder strenge Bevormundung des Einzelnen und der Gemeinden, noch absolute Nichteinmischung in die Angelegenheiten der Menschen; wohl aber ist dazu erforderlich, überall Hemmnisse der normalen Entwickelung und Schädlichkeiten zu entfernen, den Einzelnen gegen die Gewalt des Einzelnen zu schützen, die Gesellschaft vor Angriffen zu bewahren, die ihre materielle und moralische Wohlfahrt bedrohen, und jene Einrichtungen und Einsetzungen, welche das Heil aller Bürger zum Endzweck haben, mit einem festen Bollwerk der Hochachtung zu umgeben, der Sicherheit und der Reinheit.

Dies alles zu besorgen ist Sache der Regierenden und Regierten zugleich, ist Aufgabe der Polizei: jeder Mensch im Staat ist eigentlich dazu berufen, Polizei zu üben, und thut dies auch in allen Ländern, die nicht von Tyrannen beherrscht werden. Da aber weder die Personen, aus denen die Regierung sich zusammensetzt, noch die einzelnen Bürger im Stande sind, alles zu übersehen und zu leiten, immer und systematisch Gefahren aufzuspüren und zu beseitigen, alle Segel zu spannen und auch das Steuer zu bewegen, so muß in jedem gesitteten Gemeinwesen ein Organ vorhanden sein, welches ganz ausschließlich diesem Zwecke dient und stets seine Arbeit darauf gründet, daß alle Staatsbürger, soweit dieselben überhaupt solches vermögen, die Function der Polizei erleichtern und fördern.

Auf diese Art wird die Polizei nichts dem Organismus der Gemeinschaft Fremdartiges, nichts dem Bürger Feindseliges, kein blindes Werkzeug der Regierung, kein Hebel des Despotismus, keine Stätte der Gemeinheit, der gehässigen Willkür und der empörenden Tintenkleckserei, sondern eins der vorzüglichsten Förderungsmittel menschlicher Wohlfahrt und Sicherheit. Ueber das Verhältniß von Polizei und Hygieine habe ich in meinem „System der Hygieine" (Leipzig 1870—71), II, 320 fg., mich ausgesprochen.

Leider haben die Verhältnisse der Sittenlosigkeit und Entartung, wie sie durch die großen Raubzüge von Eroberern hervorgebracht wurden, ebenso wie durch Kriege, Revolutionen und gesellschaftliche Krisen, den Bürger seines socialen und politischen Instincts beraubt, die Gesichtspunkte der Staatsregierung beschränkt und verkürzt, und aus der Polizei etwas Unorganisches gemacht, welches in mehr als einer Beziehung der persönlichen und gesellschaftlichen Ausbildung der Menschen und den wahren Interessen der Civilisation zum Hemmniß wird.

Man muß Friedrich Christian Benedict Avé-Lallemant höchst dankbar dafür sein, daß er die Polizei, und zunächst die deutsche, zum Gegenstand der Betrachtung und des genauesten Studiums aus dem Gesichtspunkte der Menschenkunde, der socialen Wissenschaften und der Geschichte machte. Auf diesem Wege vorwärts schreitend, ist man befähigt, die Irrthümer zu ermitteln und die Gebrechen zu enthüllen, von denen die Polizei befangen ist, und die Richtung festzustellen, nach welcher hin die Polizei segeln muß, um ihrer wirklichen Aufgabe voll und ganz gerecht zu werden.

Beschränken wir uns auf die Betrachtung der deutschen Polizei, so müssen wir aussprechen, daß dieselbe unter dem Einfluß des Bureaukratenthums entartete. Dem ursprünglichen deutschen Naturell, wie solches noch im Nordwesten des Reiches der Hohenzollern in ziemlicher Reinheit angetroffen wird, ist Bureaukratenthum

etwas absolut Zuwiderlaufendes. Freilich wol ist der Bureaukrat in Deutschland aus dem deutschen Volk hervorgegangen; aber nur in jenen Ländern Germaniens erwuchsen echte Bureaukraten, woselbst die Kasten, aus denen diese letztern hauptsächlich sich rekrutirten, durch Entartung sich auszeichneten. Das nordwestliche Deutschland, die Heimat des niedersächsischen Stammes und der Friesen, kann auch heutzutage nicht als günstiger Boden, geschweige denn als Heimatsgebiet des Bureaukratenthums angesehen werden; denn hier walten vorläufig noch beziehungsweise naturgemäße Verhältnisse des leiblichen und seelischen Daseins; der Ackerbau überwiegt noch unendlich die Fabrikation, kleine Höfe mit ihren fremdartigen, verderblichen Einflüssen kommen da kaum zu anderer als rein örtlicher Wirksamkeit, und Schmalhans ist heute noch nur höchst ausnahmsweise Küchenmeister.

Bereits vor mehr als 20 Jahren deckte Avé-Lallemant in einer kleinen Schrift: „Die Krisis der deutschen Polizei", die großen Schattenseiten und Gebrechen der Polizei in Deutschland in einer Weise auf, daß diese seine Arbeit völlig gleichbedeutend war mit der gründlichsten Verdammung der unzähligen Auswüchse der ganzen Institution. Es wurde da ad oculus demonstrirt, wie das Bureaukratenthum die Polizei verdarb.

Avé-Lallemant stieg aber zu höhern Standpunkten der Beurtheilung empor, von den nächsten zu den entferntesten Ursachen, von den Bildern der Gegenwart zu den Hallen der Geschichte, von dem Organismus der bürgerlichen Gemeinschaft zu dem Organismus des Menschen, zu der Naturlehre des Menschen. Das Product seines Strebens, seines Ringens, seines Fleißes, seiner Nächstenliebe und Erkenntniß liegt uns vor in einem gegen 300 Seiten füllenden Octavbande, der bei F. A. Brockhaus in Leipzig vor kurzem erschien und den Titel trägt: „Physiologie der deutschen Polizei." Ein Goldklumpen von Wahrheit, eine Perle von Erkenntniß, ein Wegweiser für das Menschenwohl, bedeutet dieses tief gelehrte und doch allgemein verständliche und elegant geschriebene Werk, welches ein jugendfrischer Greis der Mit- und Nachwelt darbietet, Reformation in allen Stücken; es appellirt an das unverdorbene Gemüth, entschleiert die Bilder des Elends, welche eine ebenso unberechtigte wie gemeinschädliche Prüderie stets zu verdecken sich müht, und schreibt mit glühenden Buchstaben der Polizei vor, welche Aufgaben ihr zukommen, welche Bedeutung im Staat sie hat, in der Gesellschaft, was sie unterließ und was sie von Gutem und Wohlthätigem so leicht hätte schaffen können.

Vor 30 Jahren hat W. H. Riehl in seiner „Naturgeschichte des Menschen", die der Entwurf einer deutschen Socialpolitik war, das deutsche Volk mit allen seinen öffentlichen und privaten Institutionen, in der Entwickelung seiner Stände, im Geiste seines Familienlebens u. s. w. genau erforscht, und ist zu Ergebnissen gekommen, welche, in Uebereinstimmung gesetzt mit den von Avé-Lallemant erzielten Resultaten, dem deutschen Volke den Weg seiner gedeihlichen Entwickelung weisen, die Hemmnisse seines Fortschreitens enthüllen und das Heilmittel zu Beseitigung des Uebels an die Hand geben. Man kann sagen, daß das Werk von Riehl nach der polizeilich-historischen und moralischen Seite hin durch die Arbeit von Avé-

Lallemant erst in das rechte Licht gestellt, ergänzt und praktisch nutzbar gemacht werde; denn Avé-Lallemant baut jene Richtungen an und aus, welche Riehl entweder gar nicht in das Auge faßte oder nur andeutungsweise behandelte.

Ich freue mich herzlich, daß Avé-Lallemant von meinen Versuchen, den Menschen als Ganzes zu erforschen und die gesellschaftlichen Verhältnisse aus dem Gesichtspunkte der Anthropologie und Hygieine zu prüfen, Kenntniß nahm und die Wichtigkeit derjenigen von den Resultaten meiner Studien besonders hervorhob, wegen welcher ich so bittere Anfeindungen erfahren mußte.

Avé-Lallemant berührt in der Vorrede das Verhältniß von Christenthum und Germanenthum, und sucht darzulegen, daß die hierarchische christliche Kirche mit ihrem dem Germanen fremden Geiste nicht unwesentlich dazu beitrug, gewisse Störungen in der nationalen Entwickelung hervorzubringen, welche später mit Anlaß dazu gaben, Zustände zu erwecken, die der pathologischen Ausbildung der deutschen Polizei mächtig Vorschub leisteten. Wenn aber Avé-Lallemant davon spricht, daß der romanische Geist des Christenthums — eigentlich der christlichen Kirche; denn das Christenthum als solches athmet den Geist der höchstentwickelten Menschheit und ist nichts Nationales — das dem deutschen Geist Nachtheilige war, so kann ich dieser Auffassung nicht beistimmen, weil die allgemeine christliche Kirche zu der Zeit, als sie in Germanien importirt wurde, keineswegs romanisches, sondern asiatisch-afrikanisches Gepräge hatte, wie solches die katholische, griechische, armenische christliche Kirche heute noch ebenso bekunden. Was also die religiöse und staatliche Entwickelung der Deutschen, soweit diese von der Kirche abhing oder beeinflußt wurde, störte, was als fremdartiges Element in den deutschen Organismus eingeimpft wurde, war nicht der Romanismus, sondern lediglich der Asiato-Afrikanismus. Das Romanenthum in seiner Reinheit, der römische Geist war ein höchst belebendes Element der Cultur, welches immer nur dazu beitrug, der Entwickelung aller europäischen Völker heilsame Anstöße zu geben.

Zu außerordentlichem Verdienst gereicht es Avé-Lallemant, auch zu der Geschichte der Polizeiwissenschaft und überhaupt der Staatswissenschaft höchst aufklärende Beiträge geliefert und mancherlei literarische Thaten in das rechte Licht gestellt zu haben. Hiermit ist eine gewaltige Bresche geschossen in den Autoritätsglauben und die gemeinschädliche Ueberlieferung auf staatswissenschaftlichem Gebiet, und eine Last genommen von der Brust dieses Organismus, der bisher nicht frei sich entwickeln konnte, weil er entschieden weit mehr als die meisten andern an Vorurtheilen, Ueberlieferungen und bis in das Gehirn gewachsenen Zöpfen krankte.

Danken wir Avé-Lallemant, daß er dem Grafen Julius von Soden die verdiente Ehre gab, und andererseits gerechte Kritik an Robert Mohl übte, der, bei allem Reichthum an Geist, doch durch seine Oberflächlichkeit Verwirrung anrichtete in den Häuptern der Epigonen. Ich habe, als ich Mohl's „Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften" las und prüfte, oft mich entsetzt über die Masse absprechender Urtheile, denen jede Begründung fehlte, und über die haarsträubende Unkenntniß der engern Fachliteratur; ganze große Gebiete der Staatswissenschaft kannte Mohl nur aus dritter und vierter Hand. In Mohl's „Polizeiwissenschaft" und „Präventivjustiz" fand ich, neben Vortrefflichem, Unglaubliches,

welches Verleugnung aller Anthropologie und Geschichte bewies und Ansteckung bekundete von dem Aberglauben und den Vorurtheilen, deren Pflegerin die Bureaukratie stets war und das starre Zunftgelehrtenthum. Herzlich freue ich mich, daß Avé-Lallemant zu ähnlichen Ansichten über Mohl, dessen gute und treffliche Leistungen ich überdies von ganzem Herzen anerkenne, auf dem Gebiet der Polizeiwissenschaft gelangte.

Von entscheidender Bedeutung ist es in der Gegenwart und für die Zukunft, daß Avé-Lallemant weder dem Optimismus sich ergab, noch auch in die heutzutage sehr geschickt und in großer Zahl aufgestellten Fangeisen und Schlingen des Pessimismus hineingerieth; daß er mit aller Kraft der Seele gegen das Bemänteln und Verneinen und Verleugnen der socialen Uebel sich auflehnt; daß er schließlich mit wahrhaft titanischer Kraft die Arsenale der Anthropologie und Humanität erobert, um mit deren Waffen die Sünde erfolgreich zu bekämpfen.

Hiermit wurde der Weg hergestellt, auf welchem Avé-Lallemant mit logischer Nothwendigkeit zur Kritik dessen gelangte, was er als „doctrinäre Polizei" auffaßt, und dahin zu wirken vermochte, „daß wir nur zuerst von der gefährlichen kurzsichtigen Negation der Sünde ablassen, daß die nackte Sünde wieder vor die sehenden Augen gebracht, und daß dazu die schuldbewußte bange Scheu vor der Selbsterkenntniß überwunden werde, um alsdann . . . den Kampf gegen den heranbeschworenen Feind zu führen". Und die Kritik der doctrinären Polizei ist eine gelungene, eine bis zu den letzten Wurzelfasern sich erstreckende, welche, dem Sturm gleich, die schmählichen Buden und Kartenhäuser der bureaukratischen Vexirpolizei umweht, und zugleich Bahn bricht für neue, naturgemäße Entwickelungen, denen die Naturlehre des Menschen und die aus derselben entsprungene Moral zum Leitstern dient.

Avé-Lallemant macht dem großen Haufen der Schriftsteller über die deutsche Polizeiwissenschaft mit Recht den Vorwurf, über die reiche National- und Reichs-, Cultur- und Sittengeschichte achtlos hinweggegangen zu sein, und ihren Gegenstand als eine Art von Kameralwissenschaft aufgefaßt und im Geiste des Absolutismus behandelt zu haben. Dieses letztere gereicht den Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts zum Vorwurf, während die des gegenwärtigen, soweit dieselben mir bekannt sind, bis zum Ueberdruß auf dem sogenannten Rechtsstaat und der doctrinären Nationalökonomie reiten, und mit diesen Phantastereien sogar den eigentlichen Inhalt der Wissenschaft und Kunst der Polizei vergessen, ohne dem Bureaukratenthum im geringsten zu entsagen.

Geschichtlich und philologisch von Wichtigkeit ist, wie ich hier nebenbei bemerke, die Richtigstellung der Etymologie des Wortes Polizei durch Avé-Lallemant und die Widerlegung der Irrthümer, welche die meisten Autoren infolge falscher Ableitung verursachten. Nicht minder interessant ist die Zusammenstellung der Definitionen des Begriffes und Inhaltes der Polizei, von denen die wenigsten den Nagel auf den Kopf treffen, weil die meisten Autoren, wie ich dafür halte, von Ueberlieferungen und Vorurtheilen sich leiten ließen und es verabsäumten, auf die Natur zu blicken.

Wir müssen, ich bin wenigstens dieser Ansicht, um die Polizei und deren Ent-

wickelung wohl zu verstehen, die Staaten der in freier Natur lebenden Thiere von den Insekten an richtig verstehen. Dort wird Polizei geübt, und dort sind die ersten Wurzeln des Baumes der Polizei, den wir in der höchsten und wahren Gesittung in seiner Vollendung sehen müssen, der uns aber in halben und äußerlichen Civilisationen als Krüppel erscheint.

Für mich leitet alle Kritik der Polizei zu einer höchst praktischen Frage: „Was soll geschehen, um aus der Unnatur einer entarteten Polizei, welche viele menschlichen Interessen schädigt, die echte Natur einer Glückseligkeit fördernden und soziales Kranksein verhütenden Polizei zu machen?" Zunächst sind die Schriftsteller des Faches berufen, den Standpunkt der Natur, der Gesundheitspflege und naturgemäßen Moral einzunehmen und ununterbrochen auf physische und sittliche Besserung der ganzen Gesellschaft einzuwirken. In weiterer Folge kommt das gesellschaftliche System in Betrachtung, die intellectuelle und religiöse Erziehung. Die Polizei ist ein Spiegelbild der Zeit; somit muß alles, was gestaltend einwirkt auf die Zeit, auch die Polizei gestalten; somit wird das gesellschaftliche System von dem allerhöchsten Belange sein.

Unter der Herrschaft des Egoismus als politisch-socialen Princips kann die Polizei niemals ihrer Krokodilshaut sich entledigen, niemals naturgemäß sich entwickeln, weil es für das ganze Volk keine rechte intellectuelle und religiöse (moralische) Erziehung geben kann. Und ohne ein harmonisch entwickeltes Volk keine naturgemäße Polizei!

Unter der Herrschaft der Sympathie als politisch-socialen Princips gibt es kein Elend mehr, und mit dem Versiegen der Quellen des Elends entwickeln sich erst die wahren Voraussetzungen der physischen, gleichwie der intellectuellen und religiös-moralischen Erziehung, und es kommen die heilsamen Wirkungen dieser letztern zur Geltung, indem die Verbrechen und Laster zurücktreten und schwinden, die natürliche Ordnung im gesellschaftlichen Leben sich herstellt, und der Bürger das Organ der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, die Polizei, nicht mehr als fremdartige, feindselige Macht ansieht, sondern deren Thätigkeit richtig erfaßt und nach allen Kräften fördert. Inzwischen hat auch die Polizei ihren bureaukratischen vexirenden, antisocialen Charakter verloren, ist zur Erkenntniß ihrer höhern Aufgaben und eigentlichen humanen Bestimmung gelangt, und arbeitet nun kräftig am Webestuhl der Wohlfahrt und allgemeinen Glückseligkeit.

Die Voraussetzung guter Polizei ist also ein gesundes soziales System!

Doch kehren wir zurück zu dem vortrefflichen Werke von Avé-Lallemant. Im zweiten Buche desselben ist „die historische deutsche Polizei" Gegenstand der Andacht. Auf den Grundlagen der Anthropologie und Physico-Psychologie wird da die Genesis der Sitte und besonders der deutschen Sitte erforscht, und hiermit parallel die Entwickelungsgeschichte der Polizei in Deutschland studirt, mit wahrhaftiger Gelehrsamkeit und mit ebenso vorzüglicher Kritik wie eminenter Freiheit des Geistes: Eigenschaften, die bei den Gelehrten der Staatswissenschaften mit der Laterne des Diogenes gesucht werden müssen.

Ich freue mich, daß Avé-Lallemant die Juden beschützt und die Verfolgung

dieser Rasse verdammt. Mir ist das Judenthum als solches unsympathisch; aber die jüdischen Personen sind meine Mitmenschen, und weil sie dies sind, gehört ihnen meine Sympathie, wie allen andern Menschen. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint mir jede Judenverfolgung als etwas Unchristliches, Inhumanes, ja Verbrecherisches.

Für die Geschichte der Polizei und des Rechtes in Deutschland und für die Geschichte der ganzen Cultur dieses Reiches ist das zweite Buch des Avé-Lallemant'schen Werkes von höchster Bedeutung. Kein Geschichtsforscher, kein Kundiger der Staatswissenschaft, ja kein Socialanthropolog und Sprachkenner darf die einzelnen Kapitel blos durchblättern; er muß dieselben vielmehr zum Gegenstande genauesten Studiums machen. Von größtem praktischen Interesse ist der Abschnitt über die „Versetzung der deutschen Polizei mit der französischen", worin unter anderm das Treiben der französischen geheimen Polizei in Frankreich und Deutschland analysirt, der Ursprung dieses verächtlichen Instituts geschichtlich dargelegt wird und alle die entsetzlichen Störungen gekennzeichnet werden, die der Organismus des Volkes, der Gemeinde und Familie durch den Einfluß der schändlichen Geheimpolizei erfuhr.

In dem Kapitel „Die Polizei nach den Grundsätzen des Rechtsstaates" weist Avé-Lallemant klar und deutlich nach, „daß der Rechtsstaat und der Polizeistaat durchaus nur einander ablösende Begriffe sind", und kommt in dem Schlußkapitel des zweiten Buches zu folgender Ueberzeugung: „Sobald aber die Polizei berechtigt ist, für die Förderung der Vortheile und für die Verhinderung der Nachtheile der Geselligkeit thätig zu sein, muß sie ihre Aufgabe vor allem von dem anthropologischen Standpunkt aus zu lösen suchen und daher eine genaue Kenntniß der physischen und psychischen Anthropologie besitzen, um die für die Geselligkeit zusammen lebende Gesellschaft richtig auffassen und fördern zu können, dazu aber noch, mit der größten Gewissenhaftigkeit und Strenge gegen sich selbst, sich ihrer eigenen Mängel bewußt werden, die als unselige Folgen einer falschen Auffassung ihres Wesens und ihrer Aufgabe mit immer zunehmender gefährlicher Bedrohung seit Jahrhunderten hervorgetreten sind, und die je länger, desto vergeblicher von dem mit ihnen zugleich inveterirten Absolutismus negirt und von dem im schlimmen Gewissen mahnenden schiefen Humanismus, an Stelle der Abhülfe von der Wurzel aus, mit dem durchsichtigen Schleier des Mitleids und Erbarmens vergeblich verhüllt werden."

Meiner Auffassung nach kann nur der Staat der völlig naturgemäße sein, welcher ganz und gar mit der Organisation unsers Nervensystems übereinstimmt und in jeder unserer psychischen Grundeigenschaften eine der Säulen des Bestehens hat, nicht blos vom Rechte ausgeht, sondern in dem gleichen Maße von der Gesundheit, Tugend, Erkenntniß, Sympathie, Freiheit und Glückseligkeit. Und dieser Staat ist kein anderer, als der gesundheitsgemäß fortentwickelte und harmonisch ausgebildete patriarchalische, gegen den der sogenannte Rechtsstaat zum Zerrbilde wird, zum Ausdruck von Unnatur und Entartung. Daß nun ein auf ungesunde Grundlagen gekommener Rechtsstaat leicht in den specificirten Polizeistaat umschlagen könne, wird von vornherein klar, wenn man bedenkt, wie einseitig der

sogenannte Rechtsstaat den Menschen auffaßt, auf welche naturwidrigen Begriffe von Leistungsfähigkeit, Eigenthum, Personen- und Güterrecht er sich gründet, und in wie bedeutendem Maße er, wegen dieser verhängnißvollen Voraussetzungen, der Entwickelung von Richtungen und Strebungen Raum gibt, deren letzter Ausdruck Verunstaltung der naturgemäßen menschlichen Verhältnisse ist.

In einem patriarchalischen Gemeinwesen, wie ich solches mir denke, wird die Thätigkeit der Polizei eine organische sein und naturgemäß und nothwendig allen Grundeigenschaften des Menschen sich anpassen, an deren harmonischer Ausbildung durch Beseitigung von Hemmnissen und positives Schaffen des Guten arbeiten. Es wird da nicht die Rede sein von jenem „schiefen Humanismus", der das Product der Unkunde ist, der Unklarheit, sondern von jenem energischen und lebendigen Humanismus, wie denselben die wahre Erkenntniß zeitigt und das reine Wohlwollen, welches keinen verloren gehen läßt und Person wie Leben höher anschlägt als Princip und Theorie.

Das dritte und letzte Buch des Werkes von Avé-Lallemant ist überschrieben: „Die Sittenpolizei", und hat die unmittelbarste Bedeutung für das menschliche Dasein. Fesseln die ersten beiden Bücher vorzugsweise das Interesse des Staatsmannes, des Geschichtsforschers und des Philosophen, so spricht das dritte zu allen Gebildeten, Denkenden und Wohlwollenden gleichzeitig, fordert das höchste allgemeine Interesse heraus, und beschäftigt sich mit der Achse und den Angelpunkten des gesellschaftlichen Daseins.

In diesem dritten Buche wird zunächst die sogenannte Sittenpolizei anatomirt und die Prostitution in ihrem eigentlichen Wesen geprüft. Avé-Lallemant bringt hier unter anderm die von mir in meinen Schriften „Ueber Unsittlichkeit" (Neuwied 1866) und „Pathologie der Bevölkerung" (Berlin 1879) entwickelten Erkenntnisse und Grundsätze umfassend zur Geltung, schreibt aber zum Schluß einen meiner Aussprüche („Pathologie der Bevölkerung", S. 267 fg.) irrthümlich William Hartpole [nicht Harthold] Lecky zu (auf S. 269 fg. der „Physiologie der Polizei"); was in einer zweiten Auflage zu corrigiren sein wird, bei Gelegenheit welcher Avé-Lallemant wol das Buch von Lecky selbst einsehen dürfte, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß dieser Autor keinen ähnlichen Ausspruch that.

Die einzelnen Hauptstücke des dritten Buches tragen die Ueberschriften: „Die concurrirende Polizei", „Der Mensch und die Sitte", „Das Geschlecht", „Die Geselligkeit des Geschlechts", „Die deutsche Ehe und Familie", „Die Prostitution", „Die geschlechtliche Ausartung", „Die Bordelle", „Die fahrenden Frauen", „Der französische König der Ribauds", „Der deutsche Hurnwaibl", „Die Hexenprostitution", „Die Paralyse". Es läßt hieraus weder ein Auszug sich machen, noch darüber hin und her sich sprechen; sie müssen genau gelesen und wieder gelesen und beherzigt werden, diese Kapitel, da der Gegenstand als solcher und in der Auffassung und Behandlung von Avé-Lallemant von der größten Bedeutung ist für das ganze Leben des gesitteten Menschen, für die Cultur- und Sittengeschichte, für die Hygieine, Staatskunst und Polizei.

Meiner Ueberzeugung nach kann die Sittenpolizei so lange auf keinen grünen

Zweig kommen und keinen wirklichen Erfolg erzielen, solange das Tantum-quantum Princip des Staates und der Gesellschaft und mein „Staat der Zukunft" nicht durchgeführt ist. Alle Heilmittel verlieren ihre Heilkraft im Reiche des Königs Mammon, dem Tugend Theorie, nur materieller Genuß und Besitz Wahrheit ist und Glückseligkeit. Auch die beste Gestaltung der Polizei kann nicht zum Ziele führen, auch die energischste Beschützung des weiblichen Geschlechts nicht Erfolg haben, solange das sociale System des Egoismus ununterbrochen die Sünde erzeugt und deren Wuchern bedingt.

Und haben wir einmal Gesellschaft und Staat auf die Grundlage der Sympathie gestellt, so müssen wir, da es auch dann noch außerehelichen Geschlechtsverkehr geben wird, diesen letztern gesundheitspolizeilich überwachen und die Winkelprostitution zu beseitigen suchen. Hierzu gehört Einsicht, Humanität, Energie und eine Zahl hygieinischer und polizeilicher Vorkehrungen, und dies alles, heutzutage durch das gesellschaftliche System tausendfach gelähmt, wird in seiner vollen Wirksamkeit wesentlich dazu beitragen, Unglück, Unzucht, Schaden zu verhüten, die Prostitution immer mehr und mehr zu beschränken, und das eigentliche Laster aus derselben zu entfernen.

Chronik der Gegenwart.

Politische Revue.

12. September 1882.

Die todte Saison der Politik pflegt durch Wahlbewegungen und Zeitungsplänkeleien angefüllt zu sein. Außer den Vorbereitungen für die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause beschäftigt aber das Centrum um so mehr die öffentliche Aufmerksamkeit, als einzelne Fälle in kirchlichen Kreisen darthun, daß die ecclesia pressa des Culturkampfes sich wieder in eine ecclesia militans zu verwandeln beginnt.

Der neue Fürstbischof Robert von Breslau, früher Dompropst Herzog in Berlin und bis dahin eine persona grata der preußischen Regierung, ließ an den Kirchthüren seines Amtsbereichs eine Proclama anschlagen, in welcher es heißt: „Diejenigen Katholiken, welche mit einer bloßen Civilverbindung vor dem Standesbeamten sich begnügen, ohne nachher kirchlich sich trauen zu lassen, oder welche, wenn der eine Theil protestantisch ist, nachher von einem nichtkatholischen Prediger sich einsegnen lassen, werden von der katholischen Kirche als christliche Eheleute nicht anerkannt. Sie schließen sich dadurch von dem Empfang der heiligen Sakramente und den kirchlichen Ehrenämtern, als Pathen, Trauzeugen, Kirchengemeindevertreter und dergleichen aus. Ihre Kinder werden kirchlich als unehelich betrachtet, weshalb auch die Mutter nach der Taufe keinen Kirchgang halten darf."

Dies Proclama rief eine große Aufregung im protestantischen Lager hervor: die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gerieth in Harnisch und erging sich in den heftigsten Schmähungen dieses kirchlichen Erlasses; selbst Stöcker und die äußerste Rechte, für welche das klerikal-conservative Bündniß ein erstrebenswerthes Ideal ist, gaben ihrem Unwillen über diese Kränkung des protestantischen Gewissens den beredtesten Ausdruck. Daß dieser vom Zaum gebrochene Mischehenstreit als eine kühne Herausforderung angesehen werden muß, vielleicht besonders dazu bestimmt, für die bevorstehenden Wahlen ein Feuer anzufachen, welches die nöthige Erwärmung für die durch die Discretionspolitik der preußischen Regierung immerhin etwas kaltgestellte Centrumspartei hervorbringen soll: darüber kann wol kein Zweifel sein, wenn auch glücklicherweise das Institut der Civilehe den aufgeklärtern Theil der Bevölkerung vor den thatsächlichen Folgen solcher erhitzten confessionellen Streitigkeiten schützt.

Thatsache ist übrigens, daß jenes Proclama an der schweidnitzer Stadtkirche, also innerhalb der breslauer Diöcese, angeschlagen war. Es wurde übrigens alsbald durch ein anderes ersetzt, in welchem der von der „Germania" geltend gemachte Unterschied zwischen Diöcese und Delegatur hervorgehoben wurde. In der breslauer Diöcese nämlich war durch ein Indult des Papstes Clemens XIII. von den strengern Vorschriften des Tridentinums abgesehen und auch Mischehen, die von den protestantischen Geistlichen eingesegnet wurden, die kirchliche Gültigkeit zugesprochen worden. Die Katholiken in den Provinzen Brandenburg und Pommern waren so durch die Bulle De salute animarum dem bischöflichen Stuhl in

Breslau zuertheilt worden. Das Indult fand auch bei ihnen thatsächliche Geltung; erst in neuer Zeit machte man die Entdeckung, daß es in jener sogenannten „Delegatur" rechtlich ungültig sei, und Fürstbischof Robert von Breslau verkündigte diese Entdeckung, in möglichst lesbarer kirchlicher Fracturschrift, der erstaunten Welt. Die Ungleichartigkeit der Behandlung solcher Fragen in deutschen Landen wurde bei diesem Anlaß durch die Presse erörtert, und auch eine Instruction des Papstes Pius IX. an die hannoverischen Bischöfe angeführt, in welcher dem katholischen Pfarrer hinsichtlich seines Einspruchs gegen die protestantische Einsegnung unter gewissen Umständen ein „sileat" vorgeschrieben wird.

Der entfesselte Sturm oder vielleicht auch die Diplomatie, die aber hoffentlich kein Gegengebot gemacht hat, nöthigten den breslauer Fürstbischof, der besser daran gethan hätte, jenes sileat zu berücksichtigen, zum Rückzuge. Wie es nach den schweidnitzer Vorgängen scheint, wurde dieser zuerst aus der Diöcese in die Delegatur angetreten: jetzt aber hat der Fürstbischof das decretum clementinum auch auf diese ausgedehnt. Gemischte Ehen mit protestantischer Einsegnung sind also jetzt auch in Brandenburg und Pommern kirchlich gültig, aber dabei doch immer „unerlaubt". Ohne in den Subtilitäten des kirchlichen Scholasticismus geübt zu sein, wird man diesen haarspaltenden Unterschied kaum verstehen.

Ein anderes Vorgehen des Fürstbischofs Herzog ist vielleicht besser motivirt durch das kanonische Gesetz, zeigt aber auch die aggressive Haltung, welche die Kirche, ermuthigt durch die Zugeständnisse des Staates, neuerdings wieder angenommen hat. Der Fürstbischof wandte sich gegen die Staatspfarrer, eine staatliche Schöpfung der Maigesetze, deren Existenz von den Staatsgewalten übrigens, wie es scheint, vergessen worden war; denn bei dem in vieler Hinsicht eilfertig angetretenen Rückzuge vor den Ansprüchen der Kirche war man zwar darüber einig, daß man in Zukunft keine Staatspfarrer mehr anstellen wolle, dachte aber nicht daran, was denn aus den bestehenden werden solle, welche doch auf die Garantie des Staates hin ihre Aemter angetreten hatten. Nach den Gesetzen vom 20. und 21. Mai 1874 war ein staatliches Nothbesetzungsrecht der Patrone und Gemeinden ins Leben gerufen worden. Diese Bestimmungen aber erwiesen sich insofern wenig fruchtbar, als nur eine sehr geringe Zahl von Patronen und Gemeinden sich in so schroffen Widerspruch gegen das Kanonische Recht zu setzen wagte. In der kirchengesetzlichen Novelle vom 31. Mai 1882 ist dieses Nothbesetzungsrecht für die Zukunft aufgehoben worden. Die jetzt in Amt und Würden befindlichen Staatspfarrer, etwa 120, sind eine Verlegenheit für die Regierung. Fürstbischof Herzog hat nun die Staatspfarrer zur Reue und Unterwerfung unter die bischöfliche Autorität und die Gebote der Kirche aufgefordert, ja der Gemeinde eines derselben, des Hrn. Sterba, die Mittheilung zukommen lassen, er habe diesem die Ausübung geistlicher Amtshandlungen untersagt. Pfarrer Sterba antwortete in einem Tone, als ob noch das Ministerium Falk hinter ihm stände; er erklärte, er habe dem Fürstbischof keine Veranlassung gegeben, daß er sich als seinen geistlichen Vorgesetzten gerire, und drohte mit dem „königlichen Gerichtshofe" für kirchliche Angelegenheiten. Dieser Appell an ein für den Augenblick etwas mythisches Tribunal erhöht natürlich die Verlegenheit der Regierung, welche vor Bestätigung des Fürstbischofs diese Angelegenheiten hätte ordnen sollen. Die Hoffnung auf freiwillige Unterwerfung der Staatspfarrer hat bisher nur einer, Cuny, durch reumüthige Erklärung erfüllt; die andern bestehen auf ihrem Schein, den die Staatsmacht ihnen ausgestellt hat und auslösen muß.

Die Verhandlungen mit der Curie scheinen indeß ganz resultatlos geblieben zu sein: auch nach dem Aufenthalt des Hrn. von Schloezer in Varzin erfährt man nichts darüber, was einen Erfolg der preußischen Diplomatie bestätigen könnte.

Ob die klerikal-conservative Allianz durch diese Vorgänge einen Stoß erhalten hat: darüber werden die Außenstehenden kaum ein Urtheil fällen können. So

sehr die protestantischen Eiferer in die Posaune stoßen, als die Mischehenfrage die Geringschätzung zeigte, mit welcher die Kirche protestantische Trauungen behandelt, so wenig nachhaltig wird dieser Eifer sein, und gewiß werden nach dem Zugeständniß des Fürstbischofs sich die hochgehenden Wogen wieder beruhigt haben. Eine Zeit lang schien es, als würde die protestantische Geistlichkeit den hingeworfenen Handschuh aufnehmen und auch ihrerseits Trauungen mit katholischer Einsegnung für ungültig erklären: die Gläubigen, welche Mischehen schließen, würden dadurch allerdings in ein trostloses Dilemma gerathen sein. Dennoch findet sich für die Klerikalen und Ultraconservativen doch leicht wieder ein gemeinsamer Boden; sie theilen ja den Haß gegen die Civilehe, und so ist auch auf diesem Gebiete eine Versöhnung nicht ausgeschlossen.

Der innere Zersetzungsproceß der Parteien geht indeß seinen Gang fort: jetzt ist die Fortschrittspartei, die sich bisher ihres Zusammenhaltens rühmen konnte. davon bedroht. Schon seit längerer Zeit war Hänel mit der Dictatur nicht einverstanden, welche Eugen Richter in der Partei ausübte; Hänel zog sich von dem heißen berliner Boden auf sein schleswig-holsteinisches Gebiet zurück und agitirte für die Bildung einer eng zusammenhaltenden liberalen Partei, welche ja schon das Ideal der Secessionisten gewesen war, die aber zunächst nichts erreicht hatten als die Bildung einer liberalen Zwischengruppe. Hänel hat in einer großen Rede in der Versammlung von Neumünster (26. Juli) das Zusammengehen aller Liberalen befürwortet und diese gemeinsame Thätigkeit besonders auf drei Punkte hingewiesen, in denen unsere politischen Güter von dem klerikal-conservativen Ansturm bedroht sind: die Steuerreform, die Kirchenpolitik und die Verwaltungsorganisation; er will den Rahmen der einzelnen Parteien nicht aufheben, ihre Differenzpunkte nicht vertuschen; nur will er sie nicht zum Scheidungsgrund für den Separatismus und die Isolirung der liberalen Parteien untereinander machen: er verlangt eine gemeinsame Thätigkeit der Liberalen im Landtage. Hänel legte auch einen besondern Nachdruck auf die Regierungsfähigkeit der Liberalen; er verlangt, daß sie sich nicht mit einer „unmaßgeblichen Rolle" begnügen, sondern die „maßgebende" und eventuell auch die Regierung beanspruchen müßten. Zu dieser Rede Hänel's nahmen die liberalen Parteien in verschiedener Weise Stellung; es handelte sich besonders um ein Zusammenwirken bei den Wahlen. Die Nationalliberalen verlangten, daß der bisherige Besitzstand unter gegenseitiger Unterstützung in den betreffenden Wahlkreisen aufrecht erhalten und für die übrigen Wahlkreise eine ehrliche Verständigung über gemeinsam aufzustellende Candidaten versucht werde; umgekehrt wird von den Nationalliberalen verlangt, daß sie niemals einem Freiconservativen ihre Stimme geben sollen. Die Secession begrüßt natürlich das Vorgehen des Hrn. Hänel mit Freuden: grollend dagegen tritt der Dictator der Fortschrittspartei, Eugen Richter, der neumünsterischen Secession gegenüber. Er erklärt: „In Wahlkreisen, welche nur durch eine Verständigung mit andern liberalen Parteien vor conservativen Wahlen zu bewahren sind, biete ich bei entsprechender Betheiligung der Fortschrittspartei an den Candidaturen gern die Hand zu einer Einigung. Es sind auch demgemäß in den letzten Wochen entweder unter meiner Mitwirkung oder doch unter meiner ausdrücklichen Billigung in 26 Wahlkreisen Vereinbarungen zwischen der Fortschrittspartei und andern Liberalen zu Stande gekommen, während über mehrere Wahlkreise die Verhandlungen noch schweben. Dagegen würde ich glauben, die Partei ihrer Auflösung entgegenzuführen, wenn ich in Kreisen, wo die Fortschrittspartei bei den letzten Reichstagswahlen die Nationalliberalen geschlagen hat, auch conservative Candidaten ernstlich nicht in Frage kommen, meine Parteigenossen bewegen wollte, nunmehr unter Verzicht auf eigene Candidaturen wieder liberal zu wählen." Nun folgt das auf Hänel geschleuderte Anathem: „Irgendwelche Parteibildungen oder gar Cabinetsbildungen der Zukunft bei den Wahlen in Betracht zu ziehen, erscheint durchaus unpraktisch.

Vor allem aber muß die Selbständigkeit der Fortschrittspartei in den einzelnen Wahlkreisen als oberster Grundsatz gelten und ist daher niemand in der Partei berechtigt, ohne Wissen und Wollen der Parteigenossen in den betreffenden Wahlkreisen Verbindlichkeiten einer andern Partei gegenüber einzugehen." Als indeß Eugen Richter in Pinneberg seine eigene Candidatur und später die eines andern Parteigenossen dem Hänel'schen Candidaten entgegenstellte, da begannen doch auch die berliner Fortschrittsblätter einem nicht immer in zahmen Formen gehaltenen Protest gegen die Richter'sche Candidatur ihre Spalten zu öffnen. Ob dieser Streit mit der Absprengung eines rechten Flügels der Fortschrittspartei oder wie er überhaupt enden wird, das kann niemand vorhersagen. Während Hänel das gemeinsame Vorgehen aller Liberalen auf seine Fahne geschrieben hat, gelang seinem Parteigenossen Virchow ein neues geflügeltes Wort, die „Dämmerungsliberalen", womit besonders der rechte Flügel der Nationalliberalen bezeichnet werden sollte. Doch wie es scheint, wollen diese auch von der Partei scheiden und nach rechts abschwenken. Einer dieser „Dämmerungsliberalen", der Abgeordnete von Eynern, will Hänel gegenüber die Bildung einer großen Partei, doch einer großen Mittelpartei versuchen und so den parlamentarischen Vertretungen in Deutschland endlich einmal ein wahres Centrum geben, statt des ultramontanen, das sich nur in Ermangelung anderer Plätze in die Mitte gepflanzt hat. In diese Combination will er nach rechts die gemäßigt Conservativen, nach links die Secessionisten und die Anhänger Hänel's einschließen, ausschließen dagegen nach rechts den Hofprediger Stöcker und seinen Anhang, nach links Eugen Richter und die Seinen. „Beide sind", sagt von Eynern in seiner Zuschrift an die „Kölnische Zeitung", „so verschieden die Grundsätze sind, von denen sie ausgehen mögen, für ein Wahl- und parlamentarisches Bündniß mit den Ultramontanen und Particularisten reif, und rufen durch die agitatorische Art ihrer Einwirkung auf die untern Volksklassen Geister hervor, deren sie nicht Herr werden können. Ich habe, soweit meine Kenntniß der Personen und Dinge reicht, bei dem allgemein vorhandenen guten Willen, der patriotischen Unterordnung unter das Ganze die Ueberzeugung, daß nach Beseitigung des kleinlichen und zänkischen Factionsgeistes zwischen den Anhängern der genannten Richtungen gegenseitige Nachgiebigkeit geübt und damit eine Uebereinstimmung in allen entscheidenden grundlegenden Fragen erzielt werden kann."

Wir sehen überall das Streben nach Neubildung der Parteien, der ihre thatsächliche Zersetzung vorausgeht: die großen Parteitage und dann die Wahlen selbst werden ja entscheiden, ob die neuen in die politische Bewegung geworfenen Losungsworte wirkungslos verpuffen oder nachhaltige Wirkung ausüben.

In Frankreich ist der Kampf der Parteien nicht minder lebhaft als in Deutschland: die Monarchisten sind zwar mit ihren Losungen aus der eigentlichen politischen Arena verschwunden; doch sie geben bisweilen ein Lebenszeichen. Wir erwähnen nur die Kundgebungen der Legitimisten in der Vendée, im Städtchen Challans, wo 12000 Anhänger dieser Partei aus allen Ständen sich am 19. Aug. versammelt hatten, um den König leben zu lassen und eine Adresse an ihn zu unterschreiben. Unter den Anwesenden befanden sich Abkömmlinge und Verwandte der berühmtesten Führer des Krieges in der Vendée. Der eigentliche Arrangeur und Leiter des Festes war der stürmische Deputirte Baudry d'Asson, der Heißsporn der Legitimisten.

Doch diese Vorgänge in der Vendée machen wenig Eindruck und haben kaum die Bedeutung, welche seinerzeit die Wallfahrt nach Lourdes in Anspruch nahm. Viel wichtiger ist die unverkennbare Thatsache, daß die französische Regierung wieder in den Händen der Gambettisten ist und daß der Revancheschrei sich wieder lauter vernehmen läßt, als dies seit langer Zeit der Fall war. Der Sturz des

Cabinets Freycinet war ein Triumph der französischen Enthaltsamkeitspolitik, hinter welcher allerdings der Revanchegedanke auf der Lauer liegt. Am 29. Juli lehnte die Kammer der Deputirten die Vorlage der Regierung ab, in welcher für die Ausrüstung einer Expedition zum Schutze des Suezkanals ein Credit von 9,410000 Frs. gefordert war, und da bei der Abstimmung sich nur 15 Stimmen für die Vorlage, 416 aber dagegen erklärten, so war die Niederlage des Ministeriums eine so vollständige, daß der Rücktritt des Cabinets erfolgen mußte. Die Dimission der Minister wurde vom Präsidenten Grévy angenommen; weder Freycinet, noch Ferry und Say wollten in das neue Cabinet eintreten. Conseilpräsident wurde der Senator Duclerc, Devis Justizminister, Tirard, der bisherige Handelsminister, Finanzminister. Am 8. wurde das Programm des neuen Ministeriums verlesen: die äußerste Linke erklärte durch den Mund von Clémenceau, daß sie dem Cabinet kein Vertrauen entgegenbringe, und zeigte dies auch sofort, indem sie bei der Abstimmung über einen Theil des Budgets sich der Stimmenabgabe enthielt. Als Gambetta indeß für die Bewilligung der indirecten Steuern gestimmt hatte, ging Duclerc auf ihn zu und drückte ihm die Hand: die andern Minister folgten seinem Beispiele. Der Händedruck von Gambetta und Duclerc: das ist die Signatur der jüngsten politischen Situation in Frankreich. Ist das neue Cabinet nur ein Feriencabinet? Wird es nur bis zum November bestehen? Wird sich die äußerste Rechte und Linke zu seinem Sturze vereinigen? So viel ist wol sicher: Frankreich hat wieder eine Coulissenregierung wie bei dem Cabinet Ferry; Gambetta ist die Seele der Regierung; seine Anhänger haben die Majorität im Cabinet und entschiedene Gegner treten ihm dort nicht gegenüber. Die „République française" gibt wieder den Ton an, man merkt die Wendung besonders in der äußern Politik. Die westmächtliche Allianz ist die Losung; was England in Aegypten thut, das thut es ja für Frankreich, und warum soll dies nicht ruhig zusehen, wenn England dort die Kastanien aus dem Feuer holt? Freilich gewinnt es den Anschein, als habe Frankreich als Großmacht abdicirt, als vertrete nur noch von Lesseps französische Interessen am Suezkanal, und auch dieser hat sich ja jetzt von der Liebenswürdigkeit der Engländer überzeugen lassen, während er vorher Arabi-Pascha als einen uneigennützigen Beschützer des Kanals pries. Doch viele französische Blätter machen ja kein Hehl daraus, daß sie als Preis der Zurückhaltung Frankreichs in der ägyptischen Frage eine Allianz der beiden Weststaaten mit der Frontstellung gegen Deutschland in Aussicht nehmen. Doch was hat Deutschland denn gegen England gesündigt? Da erfährt man, daß Fürst Bismarck am Goldenen Horn seine Hand im Spiele habe, gegen die Engländer intriguire, hinter den Türken stehe und ähnliche Dinge mehr. Fürst Bismarck mag immerhin erklären, daß er nicht wie Napoleon III. den europäischen Schulmeister spielen wolle: die Franzosen bleiben dabei, daß er doch diese Absicht hege und daß zunächst nur die Trauben für ihn sauer geworden seien, da England durch energisches Vorgehen seine Plane und Rathschläge gekreuzt habe.

Es ist nicht zu verwundern, daß bei diesen Wühlereien der gambettistischen Presse der Deutschenhaß wieder heftig erregt und selbst die diplomatische Zurückhaltung verschmäht wird, mit welcher er sich früher zu verstecken suchte. Ein Symptom für diese Stimmung bilden die Vorgänge in der Rue Saint-Marc, die an und für sich mehr geeignet waren, ein Lustspielmotiv für die Herren Sardou oder Godinet herzugeben, als Anlaß für eine europäische Beunruhigung zu bieten. In Paris besteht seit kurzem eine Ligue des Patriotes, an deren Spitze ein lyrischer Dichter, Déroulède, steht. Schon die Gründung eines solchen französischen Tugendbundes, hinter dem natürlich wieder Gambetta steht, muß als ein Zeichen der Zeit betrachtet werden. Ein deutscher Turnverein, der ein Fest zu Ehren zweier ausscheidender Mitglieder feiern wollte, schickte eine Einladung an einen Hrn. Meyer, der zu seinen Getreuen gehörte; die Einladung kam aber aus Versehen

an einen andern Hrn. Meyer, der Mitglied der patriotischen Liga ist: und nun rüstete Déroulède seine Mannschaften aus, um den Turnverein zu sprengen. Doch die Polizei hatte schon davon Kenntniß erhalten; der Turnverein war nicht erschienen; an Stelle dessen feierten die Patrioten in dem Local der Rue Saint-Marc eine Orgie, die in den Spalten der gambettistischen Blätter ein fanatisches Echo fand. Die Verwechselung der beiden Herren Meyer, deren Altvordern vielleicht weder zu den Celten noch zu den Germanen gehörten, war der harmlose Anlaß zu diesen tumultarischen Scenen, denen noch andere journalistische Krakeele folgten. Der deutsche Gesandte erhielt eine befriedigende Erklärung seitens des französischen Ministeriums betreffs der Vorgänge in der Rue Saint-Marc, Déroulède jedenfalls einen freundschaftlichen Verweis. Die radicalen Blätter spotten über das patriotische Strohfeuer der Rue Saint-Marc. Grévy und Gambetta sind in die Provinz gereist, um sich bei einer Villeggiatur von ihren politischen Sorgen zu erholen: doch bedeutungslos ist dieser Zwischenfall keineswegs: das Sturmglockengeläute gegen Deutschland hat noch nie wie jetzt in den französischen Blättern ertönt.

England hat noch andere Sorgen als Arabi-Pascha, der ihm genug zu schaffen macht: Gladstone, der in der äußern Politik die Erbschaft seines Gegners D'Israeli angetreten hat, wurde in seinen Bestrebungen, die irische Frage zu lösen, lange Zeit durch den Führer der Tories im Oberhause, Lord Salisbury, gehemmt. Sowol bei der Berathung der Bill zur Verhütung von Verbrechen in Irland, wie auch bei der „Irischen Pachtrückstände-Bill" hat dieser durch allerlei Amendements versucht, die Gesetzesvorschläge und mit ihnen das Ministerium selbst zu Fall zu bringen. Doch wurde er von seinen eigenen Anhängern im Stich gelassen, welche patriotisch genug dachten, um in diesem kritischen Augenblick, wo Englands militärische Kräfte ganz anders als im Kaffern- und Afghanenkriege engagirt sind, nicht auch noch eine innere Krisis heraufzubeschwören. Die Bills wurden von beiden Häusern mit kleinen Abänderungen angenommen und das Parlament vom 19. Aug. bis zum 24. Oct. vertagt. Die erste Bill, eine der strengsten Ausnahmemaßregeln, die je ein liberales Cabinet befürwortet hat, soll in Irland bereits heilsam gewirkt haben, obschon man noch immer von einzelnen agrarischen Mordthaten hört. Der Strike der Constabler in Dublin, ein in seiner Art unerhörter Strike, indem bisher die Polizei doch noch nie mit einer so großen Majorität den Dienst versagt hat, war ein mislicher Zwischenfall, der aber durch die Bereitwilligkeit der Bürger von Dublin, den Sicherheitsdienst zu übernehmen, ohne schlimme Folgen geblieben ist.

In Aegypten selbst ist zunächst von einem raschen Siegeslauf der Engländer nicht die Rede: seit dem Bombardement von Alexandria, einer That, die dem englischen Namen durchaus nicht zur Ehre gereicht, haben die Engländer keinen namhaften Erfolg zu verzeichnen. Am 15. Aug. hatte General Wolseley das Obercommando übernommen über die zwei von England abgesendeten Divisionen. Am 19. dampfte er mit der ganzen Flotte ab: das Bombardement von Abukir war als Losung ausgegeben worden; alle, auch die Generale und Soldaten glaubten daran. Die englische Flotte stellte sich Abukir gegenüber in Schlachtordnung auf. Doch das war nur ein Scheinmanöver, um die strategischen Plane des Oberstcommandirenden zu verbergen. Die Flotte segelte nach Port-Said, der Endstation des Suezkanals, ab, jagte das ägyptische Bataillon, das dort garnisonirt war, in die Flucht, nahm Beschlag von den Baulichkeiten, den Bureaux, den Schleppern und Dampfern der Suezkanalgesellschaft, und drang dann bis Ismailia vor. Bald darauf wurde auch Suez von englischen Truppen besetzt: der ganze Kanal war in den Händen der Engländer, welche durch ein, wenn auch bald wieder aufgehobenes Verbot der Schifffahrt im Kanal einiges Aufsehen in Europa erregten.

Was nützte es aber General Wolseley, daß er den Suezkanal als Operationsbasis gewann, wenn er Arabi Zeit ließ, ihm den Weg nach Kairo zu verrammeln? Zwar rückten die Engländer an dem Süßwasserkanal vor, schlugen auch bei Naschisch die Aegypter, die sich aber bald wieder am Horizont zeigten, in die Flucht: doch bis zu dem Tage, wo wir diese Zeilen schreiben, hatte der Hauptangriff auf das gewaltige Bollwerk von Tell-el-Kebir noch nicht stattgefunden. Wenn sie im Druck erschienen sind, wird der entscheidende Kampf schon begonnen haben, vielleicht schon beendet worden sein. Die Aegypter sind keine verächtlichen Gegner: das haben sie am 28. Aug. in dem Gefecht bei Gasassin bewiesen, wo die englische Vorhut überrumpelt worden war, und ohne die Bravour der Gardereiter und Dragoner, der aus Mahsamiah herbeigeholten Verstärkungen, würden diese aufgerieben worden sein. Arabi-Pascha, im Besitze der centralen Eisenbahnen des Landes, vermag seine Truppen rasch zu dislociren, während der Vormarsch der Engländer durch den Wüstensand, die Hitze, den Mangel an Wasser, die Schwierigkeiten des Transports gelähmt wird: spricht man doch selbst von versagenden Gewehren und unbrauchbaren Locomotiven. Die Position Arabi-Pascha's erschien den englischen Offizieren, die sie aus möglichster Nähe recognoscirten, furchtbar genug, um jeden raschen Angriff ohne genügende Vorbereitung und Truppenzahl auszuschließen. General Wolseley hat zwei Brigaden, die vor Alexandria standen, an sich gezogen und ebenso die von Indien neu anlangenden Truppencorps, auch noch einen Nachschub aus England verlangt, um die geschwächte Stellung vor Alexandria wieder zu verstärken, die nur durch den Schutz der Flotte einigermaßen gesichert ist. Ohne Besorgnisse ist man in Alexandria nicht: auch dort hat Arabi-Pascha ein Plewna, das Lager bei Kefr-ed-Dauar, und er hat keineswegs diese starke Stellung aufgegeben.*)

Die Zeitungsberichte über die türkisch-englische Convention bilden eine Reihe der widersprechendsten Mittheilungen: wie oft war dieselbe schon unterzeichnet, wie oft mußte diese Nachricht widerrufen werden. Schwer wurde dem Sultan der Entschluß, einem so tapfern Mitkämpfer für die Idee des Panislamismus den Krieg zu erklären, ja sein eigenes Khalifat aufs Spiel zu setzen: doch wollte er mitsprechen können, wenn es sich um die Regelung der ägyptischen Frage handelt und wenn seine Souveränetät auf dem Spiele steht. Am 6. Aug. erklärten die Vertreter der Pforte in der Botschafterconferenz, daß sie das Mandat annehme, in Aegypten militärisch zu interveniren. Eine Schwierigkeit bildete die Achterklärung gegen Arabi-Pascha: die Pforte wollte dieselbe erst erlassen, wenn ihre Truppen auf ägyptischem Boden ständen; abgefaßt war dieselbe schon lange. Arabi-Pascha wird als Rebell gegen den Khedive und den Sultan bezeichnet; die Auszeichnungen seien ihm nur verliehen worden, um ihn, als er sich unterworfen, auf gutem Wege zu erhalten; jetzt ist die Irade des Sultans proclamirt worden. Die türkischen Truppen sollen bei Rosette, nicht bei Alexandria landen, dem Vernehmen nach nur in geringer Zahl. Fraglos ist, daß die Autorität des Sultans jetzt kaum noch moralischen Einfluß ausüben kann.

*) Eben als dieser Bogen in die Presse geht, bringt uns der Telegraph die Nachricht, daß am 13. vormittags General Wolseley mit 40 Geschützen Tell-el-Kebir eingenommen und zahlreiche Gefangene gemacht hat.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Rudolf von Gottschall in Leipzig.
Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verstoßen.

Novelle

von

Emil Taubert.

I.

In abgelegenem Theile der Residenzstadt, im Thiergarten vor dem Hauptthore, saß auf dem Balkon des ersten Stockwerkes eines prächtigen, säulengeschmückten Hauses eine ganz in Schwarz gekleidete Dame, welche Trauer und Gram unbeweglich auf ihrem Sessel gebannt hielten. Weder der warme Glanz der Nachmittagssonne, der die herbstlichen Wipfel der Linden des Parkes durchleuchtete, noch der bunte Schwarm der Spaziergänger und das Geräusch der vielen vorüberrollenden Wagen mit ihren nachlässig auf den Polstern lehnenden oder neugierig die Fronten der Wohnpaläste musternden Insassen vermochten sie aus ihrem ernsten, wehmüthigen Hinbrüten zu wecken.

Die Karyatiden, zwei Frauengestalten von Sandstein, welche zu beiden Seiten der sinnenden Frau mit ihren, über die vorgeneigten Häupter gebreiteten Armen das zierliche Gesims der Balkondecke stützten, schienen, weniger regungslos als die Gebieterin dieser Räume, mit gespannten Augen auf die Träumerin herabzublicken, bis ein schmerzliches Zucken der Wimpern derselben und ein tiefes Aufseufzen sie endlich belehrten, daß die gedankenvolle Schöne noch nicht, gleich ihnen, zu fühllosem Stein geworden sei. Und jetzt hob Valeska, die stille Gräfin, wie sie von den Nachbarn allenthalben genannt wurde, ihre Augen von dem auf ihrem Schoße ruhenden Briefe empor zu den Karyatiden, und ihre feuchten Blicke maßen mit kummerschwerem Neide die gigantischen Gestalten, welche so gelassen, so ruhig die ihnen auferlegte Last zu tragen wußten, ohne Klagen und Murren, welche sich nicht auflehnten in leidenschaftlichem Trotze wider den unverrückbaren Zwang, die nicht ewig nach dem Sonnenschein des Glückes und der Liebe eigensinnig zurückverlangten und die trüben Regentropfen gleichgültig von ihren Sandsteinwimpern über die leise von dem Rinnsal gefurchten Wangen herniedergleiten ließen.

Und dann entfaltete sie aufs neue den Brief, den sie hundertmal gelesen, um das Unglaubliche, das Unfaßbare aufs neue sich zu bestätigen. War es denn möglich? Waren diese grausamen, diese unerbittlichen Buchstaben von derselben Hand geschrieben, die sonst sich in den zärtlichsten Ausdrücken hingebender Liebe nicht genugzuthun vermocht hatte?

Und heute, gerade heute schmerzten sie diese Zeilen unaussprechlich. Es war der Gedenktag ihrer Flucht aus dem lieben Vaterhause, der Tag, an welchem sie vor sieben Jahren die heiligsten Bande gewaltsam zerrissen hatte, um rücksichtslos dem einzig Geliebten in die Fremde zu folgen.

Da lag die Handelsstadt vor ihr mit ihrem bunten Gewühl, in welcher ihr Vater der angesehenste Kaufmann gewesen; da schwelgte sie wieder auf den winterlichen Festen und Bällen an der Seite des reichen, schönen, stattlichen Grafen Georg, der sie vor allen andern adeligen und bürgerlichen Mädchen ihrer Heimat so geflissentlich auszeichnete, während ihn eine sehr verwickelte Erbschaftsangelegenheit monatelang in der Ostseestadt zurückhielt; da fühlte sie wieder den süßen Wonnerausch der ersten Liebe, der Herz und Sinn umstrickte, und hörte aufs neue die mahnenden und warnenden Worte des besonnenen Kaufmanns, welcher einem Verhältniß abhold war, das nach seiner Meinung nie zu einem gedeihlichen Ziel führen konnte.

Dann kam der Abschied Georg's, der ihr bittere Thränen erpreßte, dann der verstohlene, mühselig verheimlichte Briefwechsel mit dem Geliebten. Gegen Ende des Sommers, während ihr seit ihrer frühesten Jugend verwitweter Vater auf einer Geschäftsreise begriffen war, erschien der Graf wiederum in der Handelsstadt. Valeska gewährte ihm eine heimliche Zusammenkunft; er eröffnete ihr unter den heißblütigsten Betheuerungen seiner schrankenlosen Leidenschaft, daß er, wenn er nicht verarmen und seine ganze Existenz auf das Spiel setzen wolle, zwar durch die Gesetze seiner Familie für immer verhindert sei, ihr vor dem Altar die Hand zu reichen, daß er ihr aber gelobe, unvermählt zu bleiben und nur ihr in alle Zukunft zu leben, wenn sie ihm zu folgen und ihr Schicksal an das seine zu knüpfen sich stark und muthig genug fühle; vor der ewigen Liebe werde ihr Bund gültig sein, ob auch von keinem Priester geweiht, und dieses wahre, auf die opferwilligste Treue gegründete Glück sei um so überschwenglicher, als es überreich genug sei, um der ärmlichen Satzungen der Menschen entbehren zu können.

Valeska glaubte ihm aus vollster Seele und stürzte an seine Brust. Sie zählte damals zwanzig Jahre, und das heiße Blut, das durch ihre Adern glühte, spülte mit seinem ungestüm flutenden Strom alle die engherzigen Bedenken hinweg, die der Egoismus ihrer Leidenschaft vollends übertäubte. Zwar wagte sie einmal den Einwurf, ob, wenn sie um seinetwillen, als ein schwaches Mädchen, Familie und Vaterhaus zu opfern das Herz habe, sie nicht von ihm, dem starken, willenskräftigen Manne, mit höherm Rechte fordern dürfe, daß er einer Welt von Vorurtheilen Trotz biete, um sich das bürgerliche Mädchen zu erkämpfen; aber er entgegnete, er könne nun und nimmer, enterbt und verarmt, als ihr Gatte von der Gnade ihres Vaters abhängig sein; es müsse ihm das Herz abdrücken, die an Reichthum und Ueberfluß gewöhnte Geliebte, auch wenn er sich mühsam eine gesicherte Lebensstellung erarbeiten wolle, in bescheidenen, kümmerlichen Verhältnissen darben und sich abmüden zu sehen; gerade der Glanz und die Fülle seines Standes allein gewähre die Mittel, frei und ohne Zwang der seligsten Liebe froh zu werden; er wolle ihr alle Schätze aller Zonen zeigen, um ihr am Ende zu beweisen, daß alles schal und nichtig sei gegen den Besitz *ihres* Herzens und

ihrer Anmuth und Schönheit. Da brach auch der letzte Widerstand Valeska's unter seinen stürmischen Küssen und Umarmungen ohnmächtig zusammen, und sie floh in verschwiegener Nacht von der Stätte ihrer Kindheit und folgte vertrauensvoll dem Geliebten in die lockenden Fernen.

Als sie endlich dem Vater Nachricht gegeben und dieser die sofortige Rückkehr der Tochter in Zorn und Kummer gefordert, machte sie das Glück, das sie an Georg's Seite gefunden, so heldenmüthig stark und selbstbewußt, daß sie die Liebe um der Liebe willen hingab, dem Kaufmann trotzte und es zuletzt, wenn auch unter schweren Kämpfen, errang, in ihrem Vaterhause und bei allen Ihrigen als eine Verlorene, Ausgestoßene zu gelten.

Aber für alles dieses Leid entschädigte sie Georg in reichstem Maße. Da er ihr Gatte nicht sein durfte, blieb er ihr Liebhaber, und dies mit einer sich stets erneuernden Glut. Vier volle Jahre verlebten sie im Auslande. Selten nur begegnete ihnen auf ihren Reisen ein Bekannter des Grafen, der dessen Gefährtin mit boshaften Blicken verfolgte; dann, aber auch nur dann, empfand Valeska das Anstößige ihres Verhältnisses zu dem Geliebten und für Stunden wurde die ruhige Heitereit ihres Wesens getrübt; dennoch empfand sie auch dann, daß, wenn ihr Bund mit Georg vor den Augen der Welt eine Lüge war, es keine schönere und einschmeichelndere Lüge geben könne, und daß in Wahrheit ihre gegenseitige Liebe sich nicht voller und duftiger hätte erschließen können, auch wenn sie durch Gesetz und den Segen der Kirche vereinigt worden wären. Durch die Maske, die sie vorzunehmen gezwungen war, lächelte sie mit ihren glückstrahlenden, verklärten Augen hindurch, und Natur und Kunst der Fremde genoß sie mit einem so herzlichen Antheil, daß Georg nicht müde wurde, die immer vollere und reichere Entfaltung ihrer körperlichen und geistigen Vorzüge zu bewundern. Dazu befähigte sie die ausgezeichnete Erziehung und Bildung, die sie genossen, von Tag zu Tag immer verständnißinniger die Wunder der großen Städte mit den Augen ihres vielerfahrenen und hochbegabten Freundes zu betrachten.

Aber eine Verminderung ihrer Unbefangenheit und Sorglosigkeit, wenn auch nicht ihres Glückes, machte sich sofort geltend, als beide mit dem Beginn des fünften Jahres nach Deutschland zurückkehrten, um zunächst in Wien sich für längere Zeit niederzulassen. Nun, da die heimischen Laute wieder rings an ihr Ohr schlugen anstatt der welschen Zungen, empfand sie zwiefach das Seltsame, Beklemmende und Zweideutige ihrer Lage. Die Muttersprache wies in ihrer ehrbaren Aufrichtigkeit alle jene verhüllenden und maskirenden Wendungen zurück, die in dem fremden Accent so mühelos und zwanglos von den Lippen Valeska's geflossen waren. Was dort gleich einer harmlosen Lüge erschien, ward hier zu offenem Betruge. Es konnte nicht fehlen, daß der Graf in der süddeutschen Kaiserstadt weit häufiger auf Standesgenossen, auf nähere oder entferntere Bekanntschaften stieß; und dies verwirrte die Geliebte, machte sie unsicher und unfrei in ihrem Benehmen, entlockte ihr wol Thränen, die einem peinlichen Schamgefühl entsprangen, und bald war der Spiegel ihres reinen Glückes von dem giftigen Anhauch der Nachrede und der Klatscherei getrübt. Wie eine Verbrecherin schlug sie auf der Promenade die Augen nieder, so oft ein spähender oder gar frecher

Blick aufdringlich auf ihr haftete. Freilich, Georg blieb ganz unverändert und überschüttete sie mit der ausgesuchtesten Aufmerksamkeit; aber sie konnte es sich nicht ganz verhehlen, daß sie ihm in der Oeffentlichkeit mitunter unbequem zu werden anfing, wie sehr er es auch zu verbergen strebte. So entschloß sie sich denn — und er ließ sie ohne Widerspruch gewähren — den Freund auf seinen Ausgängen, in das Theater oder in gesellschaftliche Cirkel nicht mehr zu begleiten; doch jede Rückkehr des Geliebten nach stundenlanger, oft tagelanger Abwesenheit gestaltete sich zu einem herzerquickenden Feste, und im zeugenlosen Beisammensein, im seligen Rausch des Beglückens ward ihr ein überreicher Ersatz für die traurige Oede der Entbehrung. Sie wußte es, daß die Hoffnung auf diese sehnsüchtig erharrten Stunden den Grafen begleitete, wohin ihn auch die gesellschaftlichen Verpflichtungen entführten, daß ihm diese ein drückender, lästiger Zwang waren, dem er sich, so oft es nur geschehen konnte, entzog; und dieses Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit machte sie stolz, und sie empfand zuletzt die Zwischenzeiten ihrer Einsamkeit nur als wohlthätige Pausen, um Athem zu schöpfen nach so viel Erregung, Leidenschaft und Glück.

Nach Ablauf des fünften Jahres nöthigten den Grafen dringliche Familienangelegenheiten und die wiederholte Aufforderung, einen diplomatischen Vertrauensposten zu übernehmen, nach seiner Heimatstadt Berlin überzusiedeln. Georg reiste voran und ließ Valeska nach wenigen Wochen nachkommen. Er besaß ein prächtiges Haus im Mittelpunkte der Residenz; aber nicht hierher führte er die Geliebte, wo der Geheimhaltung seines verschwiegenen Bundes in jedem Augenblick Gefahr drohen mußte, sondern in seiner zweiten Besitzung, in dem abgelegenen und nur von Spaziergängern umschwärmten Wohnhause des Thiergartens ließ er ihr eine verschwenderisch ausgestattete Wohnung herrichten, in welche sie ihren Einzug hielt.

Nun aber begannen die Tage Valeska's immer einsamer zu werden; wochenlang sah sie den vielbeschäftigten und in das Leben und Treiben der Hofkreise hineingerissenen Grafen nicht; doch sie zweifelte nicht an seiner Treue, und ein jedes erneute Zusammensein überzeugte sie, daß er mit ganzer Seele an ihr hing.

Nur selten verließ Valeska das Haus; die Stadt selbst, in welcher Verwandte ihres Vaters wohnten, deren Begegnung sie auf das äußerste fürchtete, hatte sie noch nie betreten. Freilich überkam sie oft die Sehnsucht, einmal den Palast Georg's zu schauen und ihn inmitten seines Glanzes und seiner Thätigkeit zu belauschen; aber sie wußte nur zu gut, wie ängstlich er bemüht war, sie vor jeder Demüthigung zu bewahren, der sie sich doch aussetzen mußte, sobald sie ihren stillen Zufluchtsort verließ, um in seiner Nähe zu weilen. Und so beruhigte sie sich immer wieder in dem schönen Bewußtsein, daß doch ihre Liebe zu Georg allein der feste Grund war, in welchem sein rastloses Streben, sein Sein und Wesen wurzelte; aus *ihren* Armen, wenn sie ihn freigab, sandte sie ihn zu seiner hohen Aufgabe hinaus, für deren Pflichten sie ihn begeisterte, indem *ihr* Kuß auf seine Stirn ihm Gedanken und Entschlüsse weckte.

Nur in der Morgenfrühe oder nach Sonnenuntergang erging sie sich dann und wann in den Alleen des Parkes; der kleine Garten hinter dem Hause bot ihr

willkommene Beschäftigung, und hier zog sie sich in liebevoller Pflege die Blumen, deren Blüten und Blätter sie auf dem Balkon, ihrem Lieblingssitze, vor neugierigen Späheraugen schützten. Die Wohnung über ihr stand seit Jahren leer; sie und der alte Portier mit seiner Gattin, die ihr jede Dienstleistung verrichteten, waren die einzigen Insassen des weiträumigen Besitzthums. Hier schaltete und waltete sie unbemerkt; hier forschte sie die brave Frau des Hausverwalters aus nach den Kranken, Bedürftigen und Nothleidenden der Nachbarschaft und sorgte und arbeitete im Verborgenen, die Thränen des Mangels zu trocknen; und dann und wann sah man sie mit den Enkelkindern des Portiers im Garten spielen, oder sie schaukelte das jüngste derselben, ein herziges, blondlockiges Mädchen, mütterlich auf ihren Knien, und lehrte es in der Fliederlaube manches Sprüchlein und sinnige Lied. So wurde sie in ihrem geräuschlosen, wohlthätigen Treiben der gute Engel ihrer Umgebung; ehrerbietig zugleich und herzlich grüßten die durch ihre Huld Beglückten die stille Gräfin, so oft sie ihrer auf ihren einsamen Wanderungen ansichtig wurden; auf der Straße, die hinter dem Garten vorbeiführte, standen stundenlang die Kinder und spähten durch die Lücken und Astlöcher der Latten der Umfriedigung, um ihre liebe Wohlthäterin zwischen den Beeten träumerisch auf- und niederschreiten zu sehen.

Und wie erfreute sie es, an den langen Winterabenden für den Geliebten arbeiten zu dürfen, wichtige Schriftstücke und Aufsätze für ihn zu copieren oder ihn durch eine kunstvolle Malerei oder Stickerei zu überraschen!

Im Beginn dieses letzten Jahres erkrankte der Graf nicht unbedenklich; heimlich verließ er seinen Palast und siedelte in die Wohnung Valeska's über, die ihn mit freudiger Hingebung pflegte; sie beklagte und segnete zugleich diese Krankheit, die ihr zum ersten mal volle Gelegenheit bot, ihm die ganze Fülle ihrer Liebe und Dankbarkeit zu erschließen; und wenn er sie gerührt in seine Arme schloß und sie sein liebes Weib nannte, so verklärten sich ihre Züge mit wunderbarem Leuchten.

Mit dem Frühling hielt auch die Genesung Georg's ihren Einzug; aber schmerzlich fiel es ihr auf, daß der Freund häufige Briefschaften empfing, die er sorgfältig vor ihr geheimhielt, und daß seine Augen fortan mit dem Ausdruck eines wehmüthigen Mitleids auf ihr ruhten. Ein peinliches Gefühl beschlich sie; es war ein Schatten, der sich zwischen sie und ihn drängte, ein unbestimmter, räthselvoller Schatten, welcher jeden Augenblick Fleisch und Blut werden konnte, um sie und den Geliebten auf immer zu scheiden. Und woher drohte die Gefahr? Oft trat sie vor den mächtigen Spiegel, sich des Vollbesitzes ihrer Reize zu versichern, und er strahlte ihren tadellosen, majestätischen Wuchs zurück; aber freilich, ihre Wangen blühten nicht so voll und hold wie ehedem; die Luft des Krankenzimmers, die langen Nachtwachen, die Sorge um den Freund hatten sie gebleicht; sie schien sich in Monden um Jahre gealtert; doch konnte die Treue Georg's durch eine augenblickliche Trübung ihrer Schönheit beeinflußt werden, eine Trübung, die doch nur die Folge der strahlendsten Liebe und Aufopferung war? Unmöglich!

Aber der geheimnißvolle Schatten, der immer aufdringlicher zwischen ihr und ihrem Glück sich aufrichtete, wuchs von Tag zu Tag. Georg ward einsilbiger, seine Besuche seltener; eine Befangenheit bemächtigte sich Valeska's, die sie in

ihrem Wesen schüchtern, ja fast demüthig machte; mit jedem Worte fürchtete sie den immer reizbarer gewordenen Freund zu erzürnen; sie überlegte, was sie sprach, ohne sich mehr dem freien Flug ihrer Empfindung zu überlassen; eine Falte auf seiner Stirn ließ sie mitten im Satze abbrechen, und vergebens rang sie nach einem Ton, der den Bann hätte lösen müssen, der auf ihrer Liebe lastete. Und dann gedachte sie angstvoll, wie die Unfreiheit ihres Benehmens jetzt abstechen müsse zu ihrem Nachtheil von dem selbstbewußten, sichern Auftreten der stolzen Frauen, die in den Räumen der Großen um die Gunst des Grafen buhlen mochten, von der Gewandtheit, Schlagfertigkeit und jeden Anstoß mit anerzogenem Takt vermeidenden Gemessenheit, die eine Begleiterin der höchsten Vornehmheit zu sein pflegt. Ihre Gestalt schrumpfte vor ihren Blicken im Spiegel zusammen; der Zweifel an ihrer Siegesgewißheit, mit welcher sie Jahre hindurch ein jedes flüchtige Bedenken hinweggelächelt hatte, raubte ihr die Elasticität des Ganges und der Gedanken; sie war nicht mehr glücklich wie ehedem, und mußte doch, um nicht auch der Undankbarkeit geziehen zu werden, alles aufbieten, es zu *scheinen*; und dieser Widerstreit lähmte und brach ihre Kraft.

Da eröffnete ihr der Graf eines Tages, daß er auf Rath der Aerzte zur vollständigen Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Badereise unternehmen solle. Wie gern hätte Valeska gerade jetzt ihn begleitet! Aber nichts, keine Silbe des Freundes deutete darauf hin, daß er diese Begleitung wünsche, und sie wagte nicht, ihn zu fragen; mußte sie doch befürchten, ihm in der Schaustellung des Badelebens, wo ein jeder der Aufpasser seines Nächsten ist, zwiefach lästig zu fallen, und zudem traute sie sich die Kraft nicht mehr zu, durch die jahrelange Abgeschlossenheit und Vereinsamung dem Treiben und den Ansprüchen der Gesellschaft entfremdet, eine Rolle zu spielen, zu deren glanzvoller Durchführung eine Virtuosität in der Handhabung aller Künste des Umganges erforderlich war, welche sie in diesem Grade nie besessen und in der Stille ihres Zufluchtsortes völlig verlernt zu haben fürchtete; sie zitterte bei dem Gedanken, aus ihrem Asyl in die Oeffentlichkeit zurückzukehren, tausend Blicke auf sich gerichtet zu fühlen und in steter Selbstbeherrschung erwidern zu müssen; sie hatte den Glauben an sich und ihre Kraft verloren, und sollte nun andere glauben machen, eine Gewalt noch auszuüben, deren magischer Zauber längst gebrochen war?

Als Georg von ihr Abschied nahm, stürzte sie sich leidenschaftlich an seine Brust; auch er war bewegt, wie sehr er auch sich zu beherrschen schien; und dennoch konnte sie die sie beschämende Empfindung nicht ganz los werden, als tröste er sie nicht, wie ein Gatte sein Weib, das mit dem Manne ihres Herzens ihr Liebstes in die Ferne sendet, sondern wie ein kleines Mädchen, dem ein liebes Spielzeug zerbrochen, und das in kindische Thränen ausbricht.

Anfangs erhielt Valeska aus dem Badeorte noch einige flüchtige Zeilen von des Grafen Hand; dann hörte alle und jede Mittheilung auf, und sie verzehrte sich in qualvoller Unruhe.

Um die Dämonen in ihrer Brust zu beschwichtigen, welche unaufhörlich mit eifersüchtigem Grimm den Geliebten des Treubruchs anklagten, ließ sie das kleine, blonde Evchen, das Enkelkind des Portiers, mehr als je zu sich bescheiden; sie

wiegte es auf ihren Knien und erfreute sich an seiner Unschuld: es lächelte sie an so selig wie der schöne Traum ihres Glückes, und es entschlummerte auf ihrem Schose mitten in seinem Lächeln so plötzlich, wie jener Traum so jäh zerronnen war. Und weiter fand sie in der Folge ein schmerzliches Vergnügen darin, alle ihre Erlebnisse, vom Tage der Flucht aus dem Vaterhause an, einem Tagebuche anzuvertrauen; Monat auf Monat, die gelegentlichen Aufzeichnungen, die sie auf ihren Reisen gemacht, benutzend, verfolgte sie die Geschichte ihrer Liebe, zergliederte sie sich jede genossene Wonne; und trotz der Wehmuth, mit der sie die letzten Erinnerungen an Georg seit seiner Krankheit und Genesung niedergeschrieben, kehrte bei dem steten Rückblick in die glückselige Vergangenheit der Glaube an den Geliebten in ihre Seele zurück, und sie marterte sich mit heftigen Vorwürfen, dem unwürdigsten Zweifel ihr Ohr geliehen zu haben.

So war der Sommer dahingegangen; von dem Portier hatte sie erfahren, daß man den Grafen in den nächsten Wochen in seinem Palast erwarte, und so hoffte auch Valeska auf ein fröhliches Wiedersehen.

Da kam der verhängnißvolle Brief aus der Ferne, der jede, auch die leiseste Erwartung der stillen Gräfin Lügen strafte. Mit rückhaltloser Offenheit machte ihr Georg die Mittheilung, daß er das Opfer des engherzigsten Familienrathes geworden sei; man habe ihn, was er der Geliebten bei seiner Abreise nur mit Mühe verheimlicht, nicht nur seiner Genesung halber in das Bad gesendet, sondern vielmehr, um ihn die Bekanntschaft der jungen Gräfin Irma machen zu lassen, deren Verbindung mit ihm sein eigener Vater auf das dringlichste betrieben habe, und dies um so mehr, als ihm, dem Sohn, das Verlöbniß mit der reichen und stolzen Erbin, für welche man sich in den Kreisen des Hofes auf das lebhafteste interessire, die günstigsten Aussichten für seine diplomatische Laufbahn eröffne; trotz alles anfänglichen Sträubens habe er sich dem väterlichen Wunsche und Befehl sowie der innigen Neigung Irma's nicht zu entziehen vermocht; er sei Bräutigam, sei unwiderruflich an die Gräfin gekettet; er hoffe von der Liebe und dem Edelmuth, von der Selbstverleugnung Valeska's, deren Größe er so oft bewundert, daß sie seiner Zukunft nicht zornig widerstreben werde; er bleibe ihr Freund auf immerdar und werde für sie Sorge tragen für alle Zeit; sie solle ihm nicht schreiben, zumal er jetzt häufig seinen Aufenthalt zu wechseln gezwungen sei; gegen die zwingende Macht der Verhältnisse könne weder sie noch er mit Erfolg sich auflehnen; er danke ihr aus vollstem Herzen für die Seligkeit, die sie ihm gewährt, und nach der er hinaufschauen werde wie der Verurtheilte nach dem Streifchen des blauen Himmels, das er aus der engen Zelle seiner Haft mit sehnsüchtigem Auge erspähen könne.

Hundertmal hatte Valeska das Schreiben durchlesen, zergliedert, buchstabirt, um zuletzt wie vernichtet zusammenzubrechen. In diesem Aufruhr ihres Innern erkannte sie Eins nur zu klar und deutlich: jetzt begriff sie den Schatten, der sich zwischen ihr und ihm aufgerichtet, das herzlose, sinnlose Vorurtheil des Standesunterschiedes; und blieb auch dieser Schemen für sie ein Nichts, dessen Drohen vor dem schmerzlich spöttischen Zucken ihrer Mundwinkel weichen mußte, so war er doch Fleisch und Blut für die Gesellschaft außer ihrem Kreise, ein Tyrann,

der erbarmungslos das Herz vom Herzen riß und in selbstgefälliger Eitelkeit der Kluft sich freute, in die er das von ihm geknechtete Opfer hinabstieß. . . .

Vier Wochen waren vergangen, seit sie den Brief empfangen. Nur einer war ihr treu geblieben, ein in den bescheidensten Verhältnissen lebender Vetter des Grafen, der eine Bürgerliche zu heirathen den Muth gehabt hatte, wenn er sich auch damit die Ungnade seiner Verwandten zuzog; er hieß Karl, war Docent an der Universität und hatte, nach dem Tode seiner Frau durch Georg bei Valeska eingeführt, im Umgang mit ihr in ihrem Hause eine freundliche Heimstätte gefunden, die ihm mit jedem Besuche lieber geworden war; er schätzte vollauf ihre Kenntnisse, ihren Geist; jetzt in den Tagen der Enttäuschung war er häufiger als je ihr Gast und bemühte sich, den Ausbrüchen ihrer Verzweiflung zu steuern und sie zu lehren, sich in das Unabwendbare zu finden.

Wie wohl ihr indessen auch der Zuspruch des uneigennützigen Mannes that, so erfuhr sie doch durch einen andern Freund Georg's, den derselbe mit ihr bekannt gemacht, eine Demüthigung, die unablässig an ihrem Herzen nagte. Der Freiherr von B., Rittmeister in einem Dragonerregiment, hatte, seit er die Verlobung des Grafen mit Irma erfahren, den wiederholten Versuch gewagt, Valeska, deren Reize ihn schon lange gefesselt, sich in vertraulicher Weise zu nähern. Anfangs hatte dieselbe bei der Reinheit ihres Wesens in der liebenswürdigen Zuvorkommenheit des Rittmeisters nur ein Zeichen echt ritterlicher Gesinnung erblickt, mit welcher er der von dem Freunde Verstoßenen die Unveränderlichkeit seiner Achtung auszudrücken bestrebt schien; als er dann aber ungestümer ward, als sie zu ihrem Entsetzen das Ziel seiner Begehrlichkeit erkannte, da machte sie in leidenschaftlicher Entrüstung von ihrem Hausrecht Gebrauch und wies dem Verwegenen die Thür. Gleich darauf aber war sie fast ohnmächtig zusammengebrochen und hatte die bittersten Thränen ihres Lebens geweint. Der Vorfall hatte ihr die Augen geöffnet und zeigte ihr, an welchem Abgrunde sie wandelte. Das hatte man ihr bieten dürfen, ihr, welche die edle Liebe Georg's über jegliche Sphäre der Gemeinheit hinweggehoben? Ihr, deren Verhältniß zu dem Grafen die unwandelbarste Treue, ein Bund der Seelen geadelt hatte? Sie erschrak vor sich selbst. Was war denn aus ihr geworden? Solange der Freund in ihr sein höchstes Glück gefunden, konnte keine Ehe heiliger und unantastbarer sein als ihre Verbindung; aber jetzt, wo er sich von ihr losgesagt, sie lieblos dem hämischen Urtheil der Menge bloßgestellt, jetzt war sie — sie zagte, es auszudenken — jetzt war sie eine Verworfene, eine Buhlerin. Ein jeder hatte das Recht, mit Fingern auf sie zu weisen und sich stolz vor ihr in die Brust zu werfen; der strahlende Glanz, der sie geschmückt, war unwiederbringlich verloren; die selige Glut ihrer Wangen war in den Augen der Welt zu einer lügnerischen Schminke geworden, die sie entstellte.

Flucht, Flucht! Das war sofort der Gedanke gewesen, an den sie sich klammerte. Doch folgte ihr denn nicht die Schmach allüberall hin und rauschte hinter ihr her wie eine wallende Schleppe, die zwar den Hall der flüchtigen Fußtritte dämpfte, aber mit ihrem verrätherischen Knistern und Nachschleifen den Gang der Sünde nur um so eindringlicher offenbarte?

Was nützte ihr die Flucht in die verborgenste Einöde, wenn Fels und Baum und Strauch das Geständniß einer unseligen Liebe, die zu einem Verbrechen geworden, aus ihren fiebernden, verstörten Blicken lesen konnten? Nein, nur eine andere Flucht konnte ihr heilsam sein, die Flucht aus einem Leben, das ihr nur Leid und Elend noch zu bieten hatte. Hastig stürzte sie an ihren Kleiderschrank und schmückte sich mit dem schwarzen Gewande, das sie fortan nicht wieder ablegte; nicht den geringsten bunten Tand, keine Schleife, keinen Edelstein duldete sie mehr an ihren Gliedern; die düstere Farbe der Trauer entsprach allein dem Wege des Todes, den zu wandeln ihr oblag. Georg war für sie gestorben; sie war eine Witwe, welcher der Schleier ziemte; sie betrachtete sich wie eine Sterbende, die der Engel der Vernichtung bereits mit dem frostigen, eisigen Hauche seiner Lippen berührt. Nur noch einmal wollte sie den Geliebten sehen, noch einmal ihm, wie sie es täglich ihrem Tagebuche beichtete, unter Thränen versichern, daß sie nicht von ihm lassen könne trotz seines Verrathes, daß sie nur um so leidvoller an ihn gefesselt sei und es nicht zu ertragen vermöge, ihn in dem Besitz einer andern zu wissen. Nach diesem Augenblicke der Lust und Qual, des schmerzlichsten Vergebens wollte sie scheiden — wo und wann? Es galt ihr gleich. Rauschte doch wol überall ein mitleidiges Wasser, lockte doch überall eine gähnende Tiefe, schüttelte sich doch überall im Nachtwinde ein schwermüthiger Wipfel!

In dieser Stimmung hatte sie heute an dem Gedenktage ihres Entweichens aus der Heimat der Rechtsanwalt des Grafen überrascht. Er überbrachte ihr eine gerichtlich vollzogene Schenkungsurkunde, in welcher Georg ihr einen nicht unbeträchtlichen Theil seines Vermögens übermachte und ihr zugleich den Besitz ihrer Wohnung in seinem Hause nebst der völligen Ausstattung der von ihr benutzten Zimmer bis an ihr Lebensende zusicherte. Da flammte zum ersten mal die Röthe der Empörung in ihren Wangen auf. So wollte der Freund sie abfinden, sie für all das ihm gewährte Glück bezahlen? War sie auch in *seinen* Augen zu einer käuflichen Buhlerin geworden? Schon hatte sie heftig das Document ergriffen, um es in Stücke zu reißen und die Fetzen unter ihre Füße zu treten, als ihr der Rechtsanwalt in den Arm fiel und sie ruhig und gelassen befragte, wovon sie denn ihr Leben in Zukunft zu fristen gedenke, da sie ja bereits ohnehin, nach dem Tode ihres Vaters, auf den ihr zugefallenen Pflichttheil der Erbschaft zu Gunsten ihrer armen Verwandten verzichtet habe. Valeska lächelte bitter und ließ die Urkunde sinken. Was nahm sie denn am Ende von Georg an? Den Lebensunterhalt für die wenigen Tage, die sie noch einsam zu überwinden hatte. Und dann? Ein jeder Pfennig sollte an die gräfliche Familie zurückfallen; da war ja der arme Vetter des Geliebten, der freundliche Universitätslehrer; ihm konnte sie durch das Geschenk ihrer Hinterlassenschaft die Theilnahme und Treue vergelten, mit welcher er in den Wochen der Trübsal recht und schlecht zu ihr gestanden hatte.

Die Sonnenstrahlen verzitterten eben auf den Wipfeln des Parkes, als Valeska durch ein wiederholtes Klingeln aus ihren Träumen geweckt ward. Sie erhob sich, zerknitterte erregt den Brief und schob ihn in die Tasche; dann verließ sie den Balkon, durchschritt den hinter demselben gelegenen Saal, dessen Wände

die Porträts der Ahnen Georg's, seiner Aeltern und Oheime schmückten, ohne die Bilder eines Blickes zu würdigen, und begab sich in ihr reich und behaglich ausgestattetes Wohngemach, dessen eine Thür auf den Flur führte. Sie öffnete der Frau des Portiers, die nach ihren Befehlen zu fragen kam; trotz aller Zureden der Dienerin lehnte die stille Gräfin auch heute, wie so oft, jeden Abendimbiß ab und verlangte nur nach einem Glase frischen Wassers. Sie habe heute dennoch eine Ueberraschung für die gnädige Frau, entgegnete die Verwalterin und zog sich mit einem verstohlenen Lächeln zurück.

Bald darauf erschien der Diener Georg's, der stattliche Sohn des Portiers, und setzte die geschliffene Flasche auf den Tisch. Valeska hatte seinen Schritt auf dem weichen Teppich überhört, netzte träumerisch ihre Lippen und blickte jetzt erst empor. Ein freudiges Erschrecken malte sich in ihren Zügen, als sie Joseph in seiner kleidsamen Livree bemerkte. Der Angeredete hatte Mühe, alle die an ihn hastig gerichteten Fragen der Reihe nach zu beantworten. Er erzählte, ehrerbietig vor der Herrin stehend, daß er heute in der Frühe mit dem Grafen von dem Gute der Comtesse Irma endlich zurückgekehrt sei; die Hochzeit sei auf den 1. December anberaumt, und ihm liege nun ob, einige bisher vernachlässigte Zimmer des Palastes nach dem Befehle seines Gebieters herrichten zu lassen; so müsse er morgen sich wieder einfinden, um die Porträts aus dem Ahnensaale sowie einige der prachtvollen Erbstücke der Familie aus den Räumen Valeska's in die Hallen des Palais hinüberzuschaffen; er sei, sobald er sich habe freimachen können, hierher geeilt, um die Frau Gräfin auf einen Vorgang vorzubereiten, der ihr gewiß schmerzlich genug sein werde.

Er sagte das mit einer Wärme ungeheuchelter Theilnahme, die Valeska nicht befremdete. Sie wußte, daß der treue, redliche Mann, der sie und Georg stets auf ihren Reisen begleitet, mit einer fast schwärmerischen Verehrung an ihr hing; sie wußte, daß keiner den Wechsel ihrer Lage aufrichtiger und schmerzlicher bedauern könne als er. Zwar drängten sich noch hundert Fragen auf die Lippen Valeska's; aber sie wies sie gebieterisch zurück. Die Hochzeit war beschlossen, das Unabwendbare konnte nur ein Wunder beseitigen; wozu die Qual durch tropfenweises Einflößen des langsam tödtenden Giftes verlängern? Und sie wollte nicht den Freund aus dem parteiischen Munde des ihr blindlings ergebenen Dieners anklagen hören; Georg selbst, da er nun endlich heimgekehrt, mußte doch zu ihr eilen, sich zu rechtfertigen und ihr zu zeigen, daß sein Treubruch ein unvermeidlicher gewesen; nur von ihm wollte sie vernehmen, was auf den Lippen jedes andern zu einer Lästerung geworden wäre.

So richtete sie noch ein paar gleichgültige Fragen an Joseph, der nur aus dem Zucken ihrer Wimpern und Mundwinkel erkannte, wie sie litt.

In heißer Aufregung blieb die Gebieterin zurück; sie durchwandelte das Gemach mit unruhigen Schritten, und die düstern Falten ihres Trauergewandes blieben düster auch im traumhaften Mondstrahl, der durch das hohe Gartenfenster fiel.

Dann zündete sie ein Licht an und begab sich, das Haupt stolz in die Höhe richtend, in den Ahnensaal. Noch einmal wollte sie die harten Züge, das frostige

Lächeln der Häupter der gräflichen Familie auf den Bildern betrachten, die morgen ihre alte Stätte verlassen sollten, als müßten sie vor der unziemlichen Nähe des anmaßenden Bürgerkindes flüchten. Sie trat vor das Porträt des Vaters ihres Georg, das in der Mitte der Rückwand des Raumes hing, und ließ den Strahl ihrer Kerze auf die kalten, grauen, listigen Augen des Mannes fallen, dessen Ausdruck, ein rückhaltloser Egoismus, den Zügen des Sohnes so ähnlich war. Sie maß den Kopf des ordengeschmückten Aristokraten mit herausfordernden Blicken, und ihre Gestalt wuchs mit ihrem Schatten, und ihre Brust hob sich in ungestümem Wallen. Rings aus den mächtigen, geschnitzten Rahmen schauten die männlichen und weiblichen Häupter vornehm auf die Späherin herab; draußen pochte der Nachtwind an die Scheiben, und die Blätter des Epheus an der Balkonbrüstung flüsterten und zitterten; Valeska sah mit Ingrimm, wie um alle Lippen auf den Bildflächen das ihr so verhaßte Lächeln eines spöttischen Mitleids spielte; und auch das Antlitz Georg's, das sie jetzt beleuchtete, zeigte den gleichen, sie herabwürdigenden Ausdruck; aus dem Zittern und Flüstern der Nachtstimmen aber, die durch die offen gebliebene Balkonthür hereinhauchten, vernahm sie die boshaften Laute, die von den Spötterlippen herabzuwehen schienen: „Eindringling! Verworfene! Armselige Buhlerin, wo blieb deine Tugend, die dein einziger Stolz, dein einziger Adel war?"

Valeska bebte. Den rechten Arm mit der Kerze weit vorstreckend, schritt sie die lange Reihe der Ahnenbilder hinab; immer königlicher ward ihr Gang, immer voller und stolzer rauschten die Falten ihres schleppenden Trauergewandes, immer leuchtender flammte ihr Auge, immer sieghafter hob sich ihre Brust. Nun stand sie in der Mitte des Saales und hielt die Kerze hoch über ihrem Haupt; zornig schüttelte sie die um ihren Nacken wallenden Locken, und der Spiegel an der gegenüberliegenden Seitenwand strahlte in dämmerhaften Umrissen ihren königlichen Wuchs zurück; nun war die Reihe des Lächelns an ihr; und mit diesem Lächeln des Triumphes, mit den Adlerblicken einer Siegerin verfolgte sie, langsam die Leuchte nachbewegend, Bild auf Bild; und da schwand der Hohn von den gemalten Lippen; die Wangen der Köpfe schimmerten blaß und fahl; kein Mundwinkel zuckte, und die stolzen Gesichter schienen sich ängstlich zu ducken unter dem schützend vorspringenden, dunkeln Schnitzwerk ihrer Rahmen; kein Laut ward mehr hörbar außer den Athemzügen der Triumphirenden.

Die vorgeneigten Häupter der Karyatiden mühten sich, einen Blick in den Saal zu werfen; plötzlich erbebten die steinernen Jungfrauen, und das Gebälk, das sie mit den Armen trugen, schwankte leise, als ein gellendes Lachen, ein höhnendes Siegesgelächter der stillen Gräfin an ihr Ohr schlug und einen dumpfen Widerhall auf den düstern Tapeten der Wände weckte. Dann ward es dunkel im Ahnensaal; die Rahmen waren trüb und schwarz, und nur die kalten, grauen, listigen Augen von Georg's Vater schimmerten geisterhaft, von dem Glanze des leuchtenden Gestirns getroffen, der auf den Scheiben der Balkonthür zitterte. Die Karyatiden schlummerten ein und trugen auch im Traum willig des Gesimses Last und fühlten den Nachtthau nicht, der von den Blättern der aufstrebenden Epheuranken auf ihre Stirnen tropfte.

Aber noch lange saß Valeska an ihrem Schreibtische und zeichnete in ihrem Tagebuche auf, was sie heute erlebt und gelitten; doch die Zeilen verwischten sich zuletzt unter dem Nachtthau der Thränen, die von den Augen der schmerzbewegten Dulderin auf die kleinen Blätter herniedertropften.

II.

Am nächsten Vormittag verließ Valeska frühzeitig ihre Wohnräume und flüchtete in den entlegensten Theil des Thiergartens, um sich den Schmerz zu ersparen, die von Joseph ihr bezeichneten Erbstücke der gräflichen Familie sowie die Oelgemälde der Ahnen fortgeschleppt zu sehen. Als sie nach langer, ermüdender Wanderung zurückgekehrt war, betrat sie in banger Stimmung den Ahnensaal und die angrenzenden Gemächer. Wie öde, wie kahl war es in den festlichen Räumen! Auch das Bild Georg's war ihr entführt worden. Er hatte ihnen die Heerfolge geleistet, den Stolzen, ein demüthiger Vasall, in dem der nach Selbständigkeit ringende Trotz gebrochen war! An den Wänden gähnten die todten Flecken, zeichneten sich auf dem dunkelrothen Grunde der Tapeten die blassen Streifen ab, die von dem Drucke der schweren Rahmen herrührten, und mit ihnen waren Nägel und Haken die einzigen, dürftigen Spuren der hier noch vor kurzem aufgepflanzten Herrlichkeit. Dort konnte nun die ausgestoßene Bürgerliche den elenden Flitter ihres Stolzes aufhängen, dort die traurigen Bilder ihrer Erinnerungen befestigen! Die Unerquicklichkeit ihrer trostlosen Gedanken trieb Valeska aus dem unwirthlichen Saale, und fröstelnd schlich sie in ihr Wohngemach.

Hier über dem Sofa hing das einzige, zurückgebliebene, verschmähte Porträt der reichen Sammlung, das in Italien von kundigster Malerhand entworfene Bildniß der Geliebten Georg's. Mit wehmüthiger Andacht betrachtete Valeska die eigenen Züge und gedachte der Zeit, die nun bald kommen mußte, wo diese ihre Augen aus dem Rahmen als die letzten Zeugen herniederblicken würden auf die Trümmer eines jäh zusammengebrochenen Liebesglückes, auf die gänzlich verödeten Räume, deren Herrin dem erlösenden Tode in die Arme gesunken war. Sie sah auf ihr schwarzes Trauerkleid und dann mit Befremden auf das weiße, leuchtende Gewand, das auf dem Bilde ihren Leib umfloß. . . .

In den folgenden Wochen verließ sie das Haus nicht mehr. Fürchtete sie doch, den Besuch Georg's zu versäumen, der doch sicherlich kommen mußte, um ihr ein letztes Lebewohl zu sagen! Aber sie harrte von Tag zu Tag vergebens auf den Freund, und die Schritte, die sie allein vernahm, waren die nur dem Unglücklichen vernehmbaren Schritte der schleichenden Sorge. So versank sie mehr und mehr in eine hoffnungslose Dumpfheit, in ihr Gemach verschlossen, und die Kinder lugten umsonst durch die Latten des Zaunes und spähten nach den Fenstern des todten Hauses, an denen das stille, geliebte Antlitz sich nicht zeigen wollte. Valeska erschrak, als sie die Hausverwalterin in aller Bescheidenheit an die Spenden erinnerte, die sie regelmäßig zu bestimmter Frist durch die Dienerin an ihre Schutzbefohlenen verabfolgen ließ. Wie elend mußte sie sein, daß sie selbst des Elends vergessen konnte!

Mehrmals hatte sie den Rechtsanwalt zu sich bitten lassen und unter seinem Beistande ihrem letzten Willen Ausdruck und Rechtskraft gegeben. Nachdem auch diese Angelegenheit geordnet war, bildeten die Aufzeichnungen in ihrem Tagebuche ihre fast einzige Beschäftigung am Tage. Sie ward scheinbar ruhiger und immer ruhiger; aber der Portier und seine Frau steckten die Köpfe zusammen und tauschten ihre kummervollen Gedanken aus über die einsame Nachtwandlerin, die sie oft über sich noch nach Mitternacht in ihrem Zimmer schreiten, Thüren schließen und in unheimlicher Geschäftigkeit kramen, ordnen und eine laute Zwiesprache mit sich selber führen hörten. . . .

Der Winter hatte sich früher als sonst gemeldet; die Bäume des Parkes standen entlaubt, und ein leichter Schnee bedeckte die Locken der beiden Karyatiden.

Winter war es auch in dem Gemüth Valeska's; ihre Züge schienen im Leid erstarrt, ihr Lächeln erfroren. Je mehr indessen der December und mit ihm der Hochzeitstag des Grafen heranrückte, um so unerträglicher wurden ihr die öden Räume, um so krampfhafter zog sich ihr Herz zusammen. Noch einmal den Geliebten sehen, und dann in den Tod — so sprach sie düster vor sich hin.

Am Morgen des Tages vor der Hochzeit saß sie vor den knisternden Scheiten des Kamins und warf mit zitternden Händen einen Brief des Grafen nach dem andern in den auflodernden Brand. Es war ihr, als risse sie eine Erinnerung ihrer Liebe nach der andern aus ihrer Brust in schauriger Vernichtungslust, und sie freute sich der gierigen Flammen. Bald war das kleine Feuer ausgebrannt, der letzte Funken nach ohnmächtigem Umirren in der Asche erstorben, und die verkohlten Reste der Briefe zitterten wie im Todeskampfe unter dem Hauche des Mundes der vor dem Kamin spähenden Gräfin. Nun war auch das vorbei, war die letzte Spur der schönen Vergangenheit getilgt. Ausgebrannt waren auch, so glaubte sie, die Flammen in ihrer Brust, und kein Funkenglimmen der aufgezehrten Leidenschaft sollte mehr einen neuen Brand entfachen.

Nur Eins blieb ihr noch zu ordnen. Sie hielt ein großes, sorgfältig versiegeltes Schreiben in der Hand und überlegte sinnend, wie sie es am sichersten und unbemerktesten befördern könne, als sich plötzlich derjenige melden ließ, für den die Zeilen bestimmt waren. Karl, der Universitätslehrer, trat ein und war nicht wenig erstaunt über die Ruhe und Fassung Valeska's, die er für eine Vorbotin jener Resignation nahm, auf welche er die Freundin seit lange vorzubereiten bestrebt gewesen. Sie sprach ohne sichtbare Aufwallung von der bevorstehenden Vermählung des Geliebten und plauderte dann harmlos mit dem Vetter desselben von tausend gleichgültigen Dingen. Als er sich verabschieden wollte, händigte sie ihm das Schreiben ein mit der Bitte, es nicht früher öffnen zu wollen als nach drei oder vier Tagen; er solle sie nicht fragen, warum; es sei vielleicht eine Grille von ihr, aber eine Grille, die sie glücklich mache; und er solle ihr die Freude der kleinen Ueberraschung, die sie ihm schon lange zugedacht, nicht durch eine unzeitige Neugier verderben. Sie sagte das alles mit einer so liebenswürdigen Unbefangenheit, daß er keinen Augenblick zauderte, ihr, was sie verlangt, in die Hand zu geloben. Schon an der Thür, wandte er sich noch einmal nach ihr um; sie nickte ihm lächelnd zu, doch er erschrak vor der Todesblässe, die ihr Gesicht bedeckte.

Als die Verwalterin nach dem Abräumen des Mittagstisches ihrer Herrin zu ihrem Gatten zurückkehrte, äußerte sie mit sichtlicher Befriedigung, seit Wochen sei die unglückliche Frau nicht so gesprächig, ja fast heiter gewesen und habe mit so vieler Theilnahme ihrer Armen und Schutzbefohlenen gedacht.

Als es zu dunkeln begann, hüllte sich Valeska in ihren kostbaren, mit Pelz gefütterten Mantel, machte sich zum Ausgehen bereit und ergriff eine lederne Tasche, in welcher sie einen kleinen, für drei oder vier Tage berechneten Vorrath von Wäsche geborgen hatte. Noch einmal durchschritt sie nachdenklich ihre Räume; alles war geordnet und verschlossen; nichts in der peinlichen Sauberkeit und feierlichen Stille der Umgebung erinnerte an den Aufruhr, an das Gewühl ihrer Empfindungen, die sie jetzt beherrschten. Noch einmal heftete sie ihre Blicke auf ihr Porträt, lange und eindringlich, als wollte sie ihr Spiegelbild mahnen, nun treu und achtsam über die bald verwaisten Gemächer zu wachen; die Karyatiden draußen hörten die Thür laut in das Schloß fallen, runzelten düster die Brauen, und der aufgeschreckte Epheu streifte ihnen, zitternd und schwankend, ein Theilchen ihrer Schneelast von den kalten, steinernen Locken.

Valeska trat in die Loge des Portiers, übergab dem braven Alten die Schlüssel ihrer Wohnung und beruhigte den erstaunt Fragenden mit den freundlich gesprochenen Worten, sie habe allzu lange ihre Pflicht vernachlässigt und wolle einmal selbst nach der armen fieberkranken Nähterin sehen, die ihr die Verwalterin so warm empfohlen habe. Der Alte erbot sich dienstbeflissen, ihr die Ledertasche, in welcher er Gaben für die Leidende vermuthete, zu tragen; aber sie lehnte es dankend ab; das kleine Gepäck werde ihr nicht schwer fallen, und sie müsse nach langem Feiern ihre Kräfte üben, sagte sie und trat auf die Straße hinaus, während der Portier sich freute, die Nachricht seiner Frau von der günstigen Umwandlung der Stimmung der Einsamen so vollauf bestätigt zu sehen.

Hastig war Valeska über den Damm geschritten und blickte noch einmal sinnend auf das Haus zurück; der Strahl der großen Straßenlaterne ließ sie die Umrisse der steinernen Frauenbilder deutlich erkennen, und wieder zitterte und schwankte der Epheu und stäubte den Schnee von den Locken der Karyatiden über ihre Gesichter, als wollte er mitleidig ihre Augen verschleiern, daß sie den schmerzlichen Auszug der Herrin nicht gewahren sollten, die so trostlos in das Leben hinausflüchtete, um den Tod zu suchen.

Valeska setzte mit schnellen Schritten ihre Reise fort. Es war ihr ein beklemmendes Gefühl, nach der langen Haft im Zimmer sich plötzlich mitten unter den an ihr vorbeidrängenden Menschen zu sehen. Unkundig des Weges, der zur Stadt führte, die sie nie betreten, eilte sie aufs gerathewohl in den Park hinein. Bald sah sie auf der schimmernden, von bunten Flammen erhellten Eisfläche des kleinen Sees die Schlittschuhläufer sich tummeln; sie hielt ein Weilchen inne und starrte auf das fröhliche Treiben hinab; auch sie wandelte ja auf einer glatten, aber gefahrdrohenden Eisfläche, die jeden Augenblick unter ihr zusammenstürzen konnte, um sie dem kalten Schauer der Vernichtung zu überliefern.

Von ihren unruhigen Gedanken fortgerissen, strebte sie vorwärts. Immer einsamer wurden die Wege, die sie achtlos einschlug, immer spärlicher die Gasflammen;

die Füße begannen ihr zu erstarren im Schnee der wenig betretenen Pfade; niederhängende Zweige streiften ihr Gesicht und schütteten ihre Schneeflocken auf ihre Brauen; Arbeiter begegneten ihr und blickten sich erstaunt um nach der vornehmen, schlanken Gestalt in dem prächtigen Mantel, die so ohne jedes Geleit ihr Gepäck durch die abgelegenen Straßen schleppte.

Endlich, nach einstündigem Wandern, erreichte sie eine der großen Vorstädte. Rußige Schornsteine und wettergebräunte Thürme klommen in die Winterluft, versteinerte Wegweiser in dem Labyrinth der Straßen und Gassen, deren verschwimmende Umrisse durch den leichten Nebel sich hindurchkämpften; über mächtige Brücken stieg sie hinweg und blickte hastig in den schwarzen, ein schlammiges Wasser wälzenden Strom, von dem gemauerte Kanäle und übel duftende Gräben sich abzweigten, entartete Kinder mit träger Flut, deren Erziehung der vielbeschäftigte, Schiffe, Flöße, Maschinen und Räder treibende Vater versäumen mußte. Und aus jeder Welle, auch der trübsten, blinkte der Tod.

Valeska hielt, schöpfte Athem und betrachtete im Strahl der Laternen die Wohngebäude, die regenverwaschenen Farben der Mauern, in ein unterschiedloses, fleckiges Grau verschwommen, das wie das rauhe Schurzfell des Lohnarbeiters um die hagern Glieder der Häuser hing. Und ihr Blick fiel auf eine rauchgeschwärzte Seitenmauer eines verkommenen Eckgebäudes mit flüchtig umrissenen, schief gemalten Scheinfenstern, das einem Blinden glich, der unbewegt an der Straße bettelt, an dem die Menschenflut achtlos vorüberrauscht, dem nur der Regen ein Almosen spendet, welcher die leeren Augenhöhlen des Elends mit streifigen, schmuzigen Thränen beschenkt. Und wehmüthig gedachte die Wandererin des Glanzes, mit dem in den Tagen seliger Liebe ihre Augen gelächelt, und der zahllosen, nächtlichen Thränen, unter welchen der leuchtende Glanz erblindet war.

Dann sah sie eine helle Glut ausstrahlen von den unzähligen, eng aneinandergereihten Fenstern der mächtig hohen, völlig schmucklosen Fabrik; kaum zeigte sich ein schmales Streifchen Wand zwischen den flammenden Scheiben dieses hundertängigen Argus von Ziegelstein, der sich, träge hingelagert und unaussprechlich gelangweilt, in der Tageshelle unablässig mit dem geistlosen Fang der Sonnenstrahlen beschäftigt, in der Dämmerung aber mit zornig glühenden Augen sich aufreckt, als wollte er sich auflehnen gegen das Getöse der Maschinen in seinem Innern, die ihm den Schlaf scheuchen, bis nach dem Feierabend der rothe, aus dem Schlot wirbelnde Rauch erstirbt, und die Glieder des schlummernden Steinriesen sich im Glanz des stillen Mondes in öder Ruhe dehnen. Und Valeska beneidete die Arbeiter und Arbeiterinnen, die im farblosen Einerlei eines mühevollen Alltagslebens sich abmüden, denen der tosende Lärm ihrer Thätigkeit die qualvolle Selbstschau unmöglich macht, und die nach ihrem Tagewerk, von Ermattung bezwungen, eines traumlosen Schlafes froh werden. Auch sie fühlte eine namenlose körperliche Ermüdung und Mattigkeit: aber der Frieden des Schlummers war ihr, wie lange, versagt! Die Muskeln ihres Geistes, wie sehr er auch sich abarbeitete, wurden nicht stählern, hart und gefühllos wie die Sehnen des Fabrikarbeiters.

Immer breiter, stolzer und leuchtender wurden Plätze und Straßen, während

sie rastlos vordrang. Nun war sie in dem vornehmsten Viertel der Stadt. Sie wagte die Augen nicht aufzuschlagen im Gewühl, als stände es ihr an der Stirn geschrieben, daß sie eine Verrathene, Verführte, Verlorene sei. Die Schellen der Schlittenpferde klingelten es in alle Staßen hinaus, die Lampen der Schaufenster flammten es, die Gewänder der Vorübergehenden rauschten es! Und dennoch, so klagte es in ihr, was ist der einzelne Tropfen in dieser Menschenflut? Wer achtet sein? Mag er zerrinnen oder versiegen, der Strom wird nicht ärmer, und gleichgültig spült er die feuchte Spur hinweg.

Endlich faßte sie den Muth und ließ sich von einer Magd, die der prächtig Gekleideten willig Auskunft gab, den Weg nach der Straße beschreiben, in welcher sich der Palast Georg's befand. Bald darauf stand sie, von der gegenüberliegenden Seite spähend, vor dem säulengetragenen Portal des reichen Baues und betrachtete mit klopfendem Herzen das Wappen des Grafen über dem Gesims. Zwei mächtige Candelaber flammten davor und warfen ihren Schein auf die glänzenden Spiegelscheiben der von Pilastern und Giebeln umrahmten Fenster. Ja, das war ein Palast, für Stolz und Lebensfreude wie geschaffen.

Valeska begann zu zittern. Wie gern hätte sie auf allen diesen Prunk verzichtet und wäre in das engste Seitengäßchen übergesiedelt, das nur selten der Hufschlag eines rauhhaarigen Kleppers, das Rollen eines verschlagenen Gespanns auf dem holperigen Fahrdamme durchtönt, hätte sie nur, auch in dem niedrigsten Gemach, fortan als das angetraute Weib des Geliebten, an seiner Seite leben, arbeiten und sich plagen dürfen!

Sie schritt über den Damm und blickte zu den Gestalten empor, welche den reichverzierten Balkon über dem Portal trugen. Das waren die stillen, freundlichen Karyatiden nicht, die so oft auf ihrem Lieblingssitze im Parkhause mit stets gleicher, geduldiger Theilnahme auf sie herabgeschaut; nein, diese muskelstarken, herculischen Athleten, welche die ihnen aufgethürmte Last nur mit dem widerwilligsten Trotze trugen, starrten sie mürrisch und verdrossen an und mit einer Wildheit, als wollten sie in jedem Augenblick Gebälk und Brüstung auf sie herniederschmettern, wenn sie es wagen wollte, Einlaß zu begehren, sie, die Ausgestoßene ohne Wappen, ohne Familie und Ahnenreihe!

Schüchtern und verzagt, schlüpfte sie unter den Atlanten vorbei und spähte durch die mächtigen Scheiben der Portalthüren auf den Flur. Schmerzlich fuhr sie zurück und musterte doch wieder den herrlichen Raum. Die Marmorsäulen, welche den hohen Rundbogen zu beiden Seiten des Treppenaufganges trugen, waren mit frischen Zweigen umwunden; Guirlanden spannten sich von Wand zu Wand, und prachtvolle Topfgewächse bildeten ein geschmackvoll aufgebautes Spalier. Dem Einzug Irma's galt der festliche Pomp, während die Verschmähte wie eine Bettlerin an der Pforte stand und mit zitternden Fingern die Schelle zog!

Eine freundliche Frau erschien und öffnete. Es war die Gattin des Hausverwalters, die Tochter des Portiers im Thiergartenhause. Kaum hatte diese in der Fremden ihre Wohlthäterin, die Beschützerin ihrer kleinen blonden Eva erkannt, als sie ihr freudestrahlend die Hand entgegenstreckte und sie mit liebevoller Eile in ihre, im Erdgeschoß gelegene Wohnung nöthigte. Wie wohl that der Beküm-

merten die herzliche Begrüßung! Die kleine Eva sprang ihr jauchzend entgegen, und Valeska hob das anmuthige Kind zu sich empor und drückte es an ihre Brust. Ihre erstarrten Wangen belebten und erwärmten sich unter den zärtlichen Küssen des Mädchens, und das zutrauliche Geschöpf schlang seine weichen Aermchen mit innigem Druck um den Nacken der Flüchtigen. Auch der Vater kam hinzu und äußerte seine aufrichtige Freude über den unerwarteten Besuch.

Es währte lange, bis sich Valeska, von der weiten Wanderung erschöpft, so weit erholt hatte, um den Gatten mit flüsternder Stimme ihr Anliegen vortragen zu können. Es habe sie in dem einsamen Hause im Parke nicht länger gelitten; sie bitte um eine freundliche, verborgene Herberge für ein paar Nächte; sie müsse doch auch ihren kleinen Antheil haben an der Hochzeit des Grafen, obgleich sie nicht gebeten sei und wol selten ein unwillkommenerer Gast sich gemeldet habe; sie wolle den Geliebten nur noch einmal sehen aus der Ferne, aus diesem Schlupfwinkel heraus, hinter den Scheiben der zum Flur führenden Thür ihn belauschen, wenn er seinen Einzug halte an der Seite der jungen Gemahlin; sie werde still sein und ruhig und ihnen jeden ärgerlichen, ihre Stellung gefährdenden Auftritt ersparen; in diesen schweren Stunden der Heimsuchung müsse sie unter Menschen sein, unter lieben, freundlichen Menschen, um nicht zu verzweifeln; zwar der Portier und seine Frau draußen seien ja die Güte selbst, aber es sei das Haus, das sie jetzt nicht ertragen könne; sie sei dort wie eine lebendig Begrabene unter den Trümmern ihres Glückes, und die nackten Wände drohten auf sie niederzustürzen, und eine unnennbare Angst schnüre ihr den Athem ein; niemand möchten sie ihren Aufenthalt verrathen, auch den Großältern Evchens nicht, falls sie ihre Spur verfolgen sollten; sie könne sich nicht zurückschleppen lassen, wenigstens jetzt nicht, in das verödete Haus, um sich dort trostlos vor ihren eigenen, widerhallenden Seufzern zu fürchten.

Von tiefem Mitleid ergriffen, von dem leidenden Aussehen der Sprecherin erschreckt, sagten beide ihr willig zu, um was sie gebeten. Sie beeiferten sich, aus ihrem bescheidenen Haushalt alle nur möglichen Erfrischungen herbeizuschaffen; die Verwalterin löste ihr die schneedurchnäßten Stiefel von den Füßen und schob den bequemsten ihrer Sessel für die Ermattete an den Ofen. Im Gespräch erfuhr Valeska, daß das junge Paar morgen, nach der Hochzeit, von dem Gute der Aeltern Irma's in die Stadt kommen werde, um die erste Nacht in dem Palaste zu verbleiben; doch schon am folgenden Tage werde der für längere Zeit beurlaubte Graf die Hochzeitsreise nach dem Süden antreten.

Die Heimatlose versank in ein trübes Sinnen, während ihr die Wirthin mit sorgsamer Hand in dem Prunkstübchen der Wohnung das Lager bereitete und die Bedenklichkeiten ihres Gemahls hinwegplauderte; niemand werde den Aufenthalt der lieben Frau entdecken; von Evchen sei nichts zu fürchten, und ihre beiden Söhne, die bei ihren Lehrherren schliefen, hätten nicht die geringste Aussicht, für die nächste Zeit irgendwelchen Urlaub zu erhalten; den Kutscher und die Mägde fern zu halten müsse seine, des Gatten, Aufgabe sein.

Von der ungewohnten Anstrengung des winterlichen Marsches erschöpft, zog sich Valeska bald zurück. Die kleine Eva wollte es sich nicht nehmen lassen, neben

der lieben Tante, wie sie ihre Beschützerin nannte, zu schlafen, und auf den Wunsch derselben rückte die Mutter das Bettchen der Tochter hart an das Lager des Gastes.

Während sie sich entkleidete, konnte sich die Dulderin nicht satt sehen an dem in seiner reizenden Unschuld rührenden Bilde Eva's, welche schnell unter ihrem Geplauder eingeschlummert war. Das Kind hatte die linke Hand auf die rechte Schulter gelegt, und auf dem holden Kissen von Fleisch und Blut ruhte das zierlich feine, von den blonden Locken umflossene Köpfchen. Valeska sann, ob wol ein solches Pfand der Liebe, *ihrem* Schose entsprungen, die Entfremdung zwischen ihr und Georg verhütet haben würde? Aber sie schüttelte traurig ihr Haupt und pries sich glücklich, keinem Wesen das Dasein gegeben zu haben, auf dessen Stirn nun die Schmach brennen würde wie auf der ihrigen, das aufwüchse zu Schande und Leid, dessen klagende Blicke sie wie stumme Vorwürfe verfolgen müßten.

Sie legte sich nieder. Zum ersten mal ruhte sie nun in Wahrheit unter dem Dache desjenigen, der sich jetzt in der Ferne an der Seite Irma's der Stunde der Vermählung entgegenfreute. Der ersehnte Schlaf mied sie; sie richtete sich auf und beugte sich über das Bett des Kindes und fühlte den warmen, ruhigen Odem desselben zu sich emporströmen. Sie lauschte den regelmäßigen, friedlichen Athemzügen, und eine wunderbare Heiligung und Beschwichtigung ging von dem schlummernden Mädchen aus und durchdrang ihr Herz. Hatte sie denn Georg nicht die schönsten, die reinsten Freuden ihres Lebens zu verdanken? War er nicht fast volle sieben Jahre ihr Leitstern gewesen? Hatte er nicht alle die herrlichen und köstlichen Empfindungen ihres Innern erschlossen, welche der Blütenschmuck jener Jahre gewesen waren? Und sie sollte ihm zürnen in bitterster Unversöhnlichkeit? Zürnt man denn dem Lenze, daß er, nach seinen verschwenderisch ausgestreuten Gaben, von dannen zieht? Freilich, der Lenz kehrt wieder, aber der frostige Winter verrathener Liebe darf auf keinen neuen Frühling hoffen. Und doch! Von den rhythmischen Athemzügen des Kindes umweht, haschte sie nur nach friedlichen Bildern, und die seligsten Erinnerungen zogen durch ihre Seele; sie fühlte, sie würde aufs neue mit dem Geliebten flüchten aus dem Vaterhause, auch wenn ihr Blick in die Zukunft hätte dringen können, aufs neue, um mit dem überschwenglichen Glück kurzer Jahre sich die bedächtig vertheilten Freuden eines vollen Lebens vorwegzunehmen. Das Rollen der Wagen auf der Straße verstummte allgemach; sie merkte, wie der Schlummer herannahte, und wünschte nichts sehnlicher, als aus dem Schlummer dieser Nacht nicht wieder zu erwachen, als hinüberzuträumen in eine andere Welt, von der sie, versöhnt und vergebend, herabschauen könnte auf den Geliebten und seine Gattin, die an seiner Seite unter *ihrem* Schutz *ihr* Liebesleben nach- und fortleben und den Freund, wie sie, beglücken sollte. In den Bildern ihres Traumes sah sie die steinernen Karyatiden durch die Gassen schreiten, sah sie still und freundlich vor dem Palast lächeln und die rauhe Schildwache der Athleten ablösen, um das Glück des Parkhauses in die glänzenden Räume hinüberzutragen.

Am nächsten Vormittag erfüllte ihr die Frau des Verwalters, während der Kutscher und die Dienerschaft abwesend waren oder in der Gesindestube schwatzten,

das sehnsüchtige Verlangen, eine Umschau in den Wohnräumen Georg's zu halten. Der ganze Stolz Valeska's war zurückgekehrt; durch den Schlummer gestärkt, schritt sie, schlank und voll Hoheit, einer Fürstin gleich, die marmornen Stufen hinan, den Kopf in den Nacken geworfen, ein Lächeln um die Lippen; die Pfeiler, die leuchtenden Spiegelflächen der Wände, die Statuen in den Nischen sollten ihr bezeugen, daß sie sich ihrer mächtigen Gestalt, ihres königlichen Ganges nicht zu schämen hatten, auch wenn keine Grafenkrone über ihrem Haupte schwebte; sie träumte sich einen Augenblick als Gebieterin dieser Hallen, und die Athleten vor dem Thore kamen willig herein, um ihr mit unterwürfigem Neigen die wallende Schleppe zu tragen.

Aber wie schnell brach dieser erzwungene Stolz ohnmächtig zusammen! Aus dem Vestibule trat Valeska in den großen Empfangssaal. Von den Wänden blickten die hierher übergesiedelten Bildnisse der Ahnen des Grafen sie wieder mit verächtlichem Mitleid an; die kalten, grauen, listigen Augen des Vaters Georg's ruhten wieder auf ihr mit beleidigendem Hohn; sie fühlte die Kraft nicht mehr, wie einst, ihnen zu trotzen, und betrachtete scheu ihr düsteres Trauergewand, das sie angelegt, weil der Geliebte sie verstoßen; sie fröstelte; ihre Triumphe waren dahin, und schnell, sich auf den Arm ihrer Führerin stützend, glitt sie an der feierlichen, aristokratischen Versammlung, die über ihre Tugend, ihre Armseligkeit in engherzigem Familienrath zu Gericht saß und ihr Todesurtheil auszusprechen schien, mit leisem Schauer vorüber.

Und nun öffnete sich die weite Flucht der stolzen Gemächer; auf den Teppichen erstarb jedes Geräusch, und hier, so meinte sie, mußte auch jeder Kuß leidenschaftlicher Liebe ersterben; in dieser vornehmen Stille mußte ein kaltes, seelenloses, schattenhaftes Berühren der Lippen, die Wohlerzogenheit eines frostigen Anstandes die Heißblütigkeit der rücksichtslosen Hingebung verdrängen. Armer Georg!

Im Arbeitszimmer des Grafen verweilte Valeska längere Zeit und musterte mit gespanntester Aufmerksamkeit jeden Fleck und jede Stelle. Ihr war, als hörte sie plötzlich die klangvolle Stimme des Geliebten und spürte den Druck seiner Hand. O, ihn hier belauschen, auf dem verschwiegenen Teppich zu ihm herantreten zu dürfen, ihn bei der Arbeit zu überraschen und mit innigem Kuß auf seine edle Stirn ihm neue Gedanken wach zu rufen! Ja, hier war es anders als in den schimmernden Prunksälen; hier hatte ein sinniger Geist sich die traulich-sinnige Umgebung geschaffen, die ein Widerhall seines Wesens war. Sie trat an den Schreibtisch mit seinen Statuetten, Zierathen, Vasen und Andenken. Thränen füllten ihre Augen, als sie ein paar Malereien entdeckte, die sie dem Geliebten in wonnigen Stunden geschenkt. So war sie doch noch nicht ganz vergessen, so duldete er die Erinnerungen an ihren Bund doch noch in seiner Nähe!

Ueber dem Schreibtische hingen die Bilder Georg's und der Gräfin Irma. Ueberrascht blickte sie auf die Züge der Braut. Es freute sie, daß sie keiner Niedrigern, als sie selbst, daß sie nur einer Ebenbürtigen weichen mußte; sie war nicht blos einem Wappen, sie war einem Herzen geopfert worden. Sanftmuth und Seelengüte, Edelsinn und reine, schöne Menschlichkeit sprachen aus diesen Augen.

So konnte nur ein Georg wählen! Valeska stellte sich vor, daß Irma, wenn sie wirklich diesem Bilde glich, ihre Schwester sein könnte, und mit wehmüthigem Sinnen malte sie sich aus, daß ihr Andenken fortleben werde in der Seele des Geliebten, fortleben durch seine Gattin, in deren Schalten und Walten, Sprechen und Lieben ihr eigenstes Wesen sich erneuern müsse.

Und wie nun doch die eifersüchtige Qual in ihrer Brust sich regte, der Groll sie faßte: sie konnte der Nebenbuhlerin nicht ihren vollen Haß in das Gesicht schütten.

„Leidensgenossin", murmelte sie vor sich hin und schaute in die Augen des Bildnisses. „Wie ich verrathen worden, so bist auch du ahnungslos verrathen; denn der Tag kann nicht ausbleiben, an dem eine unglückselige Entdeckung dich lehren wird, wer vor dir das Herz des Geliebten besessen und wen er in das Elend hineingetrieben, und diese Erkenntniß muß deinen Frieden zerstören, wo du stehst und wandelst, und du wirst trostlos sein und ohne Hoffnung, gleich mir!"

Die Führerin mahnte zur Eile. Valeska schritt durch die für die Gräfin bestimmten Räume, mechanisch, ohne der reichen Ausschmückung zu achten; ihre Gedanken weilten noch vor dem Bilde Irma's. Als aber die Verwalterin die Flügelthüren des Schlafgemachs öffnete, als die Unglückliche das bräutliche Lager, die seidenen Vorhänge der Himmelbetten, auf denen das gräfliche Wappen prangte, mit weit aufgerissenen Augen erblickte, da ging ihr ein schmerzhafter Stich durchs Herz, da schwankten ihre Knie, und sie sank ohnmächtig der erschreckten Begleiterin in die Arme.

Nachdem sie endlich unter den liebevollen Bemühungen der Pförtnerin zum Bewußtsein zurückgebracht und, zitternd und bebend, nur mühsam, ohne bemerkt zu werden, in ihren Schlupfwinkel halb geführt, halb getragen worden war, vollzog sich ein ungestümer Umschwung in der Stimmung der Aufgeregten. Sie meinte jetzt die Mauern dieses Hauses nicht mehr über sich und um sich ertragen zu können, je näher die ihr wohlbekannte Stunde der Vermählung heranrückte; eine Unruhe befiel sie, die sie von Fenster zu Fenster trieb; sie starrte in das Gewühl der Straße hinaus, und alle die Vorübereilenden schienen so hastig, so sehnlich nach einem goldenen Ziele zu laufen, das sie beglücken sollte; und sie allein war ziellos, stand zwecklos und begehrungslos allein in der geräuschvollen Welt, eine Ausgestoßene, Vertriebene; die Wände rückten immer näher zusammen, als wollten sie sie erdrücken; sie ertrug es nicht länger und eilte gegen Mittag mit dem Vorwande, zu ihrer Zerstreuung und Beruhigung einen Gang durch die ihr noch fremde Stadt zu thun, unter den Trostworten der Verwalterin in das Freie. Im Hinausschreiten streifte sie mit der Schulter die Guirlanden; sie knisterten und rauschten, wie bald die Falten, die Schleppe des Hochzeitskleides der Gräfin auf diesem Marmor knistern und rauschen mochten.

Sie durcheilte ein paar Straßen. Wohin, was war ihr Ziel? Da verkündeten die Kirchthurmuhren mit hallenden Schlägen die Mittagsstunde. O wie die Zeit tückisch sich abhastete, den Geliebten an den Altar zu treiben, um ihn ihr auf ewig zu entreißen! Eine Bitterkeit erfüllte sie, ein von Minute zu Minute anwachsender Groll, der ihren Gang beschleunigte. Sie schlug nicht mehr, ver-

zagt und gedemüthigt, die Augen nieder, wenn die Blicke der Begegnenden auf ihr hafteten; sie schaute trotzig um sich; sie war der Tropfen nicht mehr, der ohnmächtig gegen den Strom ankämpfte und zu versiegen drohte, sondern eine Sturzwelle, welche jedes Hinderniß hinwegspült. Plötzlich stieg sie in einen der am großen Marktplatze haltenden Miethwagen und befahl dem Kutscher, nach dem Bahnhofe zu fahren. Dort schlüpfte sie leichtfüßig aus dem Gefährt und löste ein Billet nach der sechs Meilen von der Residenz entfernten Garnisonstadt, in deren Nähe, eine Wegstunde etwa von dem Haltepunkt der Bahn gelegen, das Schloß emporragte, in welchem die reiche Erbin Irma dem Grafen verbunden werden sollte.

Als der Zug sich in Bewegung gesetzt hatte, lauschte sie, die einzige Insassin des Coupé, den dämonischen Rufen in ihrer Brust. Warum sollte sie sich nicht auflehnen gegen die Räuberin ihres Glückes, warum ohne jeden Kampf in feiger Zerknirschung zuschauen, wie man sie um ihr Liebstes bestahl? Ein wahnsinniger Entschluß nahm von ihrer Seele Besitz, das Band zu zerreißen, das durch einen Treubruch geknüpft worden, den Altar umzustürzen, vor welchem der Meineidige einer andern Treue zu schwören im Begriff war. Nicht allein für sich, für alle die armen Geschöpfe, die nach ihr einer gleichen Bethörung unterliegen würden in Schlössern und Palästen, wollte sie als eine Vorkämpferin aufstehen und den furchtbaren Egoismus einer Liebe brandmarken, welche mit begehrlicher Hand den Besitz der Geliebten erstrebte, ohne ihn auch durch die heilige Form erwerben zu wollen. Der Zug, der an jeder kleinen Station auf Minuten verweilte, schien ihr zu schleichen, während die Gedanken ihrer Rache stürmisch auf den Gleisen voranflogen und die Bahn freimachten für den Triumph der Empörung; sie zählte mit peinvoller Ungeduld die Telegraphenstangen, an denen die Räder vorbeilärmten, und brach in ein krampfhaftes Stöhnen aus, als die Zeiger ihrer goldenen Uhr auf die Stunde wiesen, die das Brautpaar vor den Priester lud; in dem Rollen der Wagen, dem Rauschen der Lüfte, dem Pfeifen der Locomotive glaubte sie das laute „Ja" des jetzt geschlossenen Bundes zu vernehmen; aber dieses siegesfreudige, gellende Ja überdröhnte ihr aus der tiefsten Brust sich losringendes, mit dem Aufschrei der Verzweiflung hervorgestoßenes, gebieterisches Nein.

Es dunkelte bereits, als sie auf dem Bahnhofe der kleinen Garnisonstadt den Zug verließ. Umsonst spähte sie nach einem Wagen, der sie nach dem Schlosse hätte bringen können. Sie erkundigte sich genau nach dem einzuschlagenden Wege und eilte hinweg; in kaum einer Stunde konnte sie vor dem Portal der Gräfin Irma stehen. Sie mußte eine große Strecke, auf der sie herangefahren war, zurückschreiten und ging auf dem hartgefrorenen Steige, der auf sanfter Erhöhung neben den Gleisen hinführte, in die winterliche Dämmerung hinein. Schneebedeckte Kiefern begleiteten zu beiden Seiten den schmalen Pfad, und ihre Aeste ächzten unter der Gewalt des Decembersturmes, der ihre Wipfel schüttelte. Valeska spürte den eisigen Hauch nicht, der ihre Wangen röthete; sie lüftete sogar ihren Pelz, um freier zu athmen; die Glut, die in ihr kochte, machte sie unempfindlich gegen den Frost.

Sie kam an einigen Gehöften mitten im Walde vorbei. Der Lichtschimmer, der aus den kleinen Fenstern drang und auf dem Schnee des Bodens leuchtete,

erinnerte sie an den strahlenden Glanz, der in dieser Stunde in hundertfacher Spiegelung auf den Scheiben des Schlosses flammen mußte.

Allmählich wurden ihre Schritte langsamer und unschlüssiger. Sie blickte hinauf in das kalte Grau des Himmels und verfolgte die vereinzelt aufblinkenden Sterne; das unaufhörliche Schütteln der Kiefernwipfel erschien ihr wie eine Misbilligung der Natur, die sich ihrem Vorsatze warnend widersetzte. Ach, so stritten seit langen, bangen Wochen Liebe und Haß in ihrer Brust um die Herrschaft, und dieses Ringen mußte sie endlich aufreiben!

Was wollte sie denn thun? Was hatte sie Irma vorzuwerfen? Hatte die Braut denn irgendwelche Kenntniß davon, daß um ihretwillen ein Herz gebrochen werden mußte? Hatte Valeska in ihrer scheinbar erstrittenen, dumpfen Resignation auch nur das Geringste gethan, Irma zu warnen, sie vorzubereiten auf die unheilvolle Wahrheit? Und wenn auch geschwätzige Zungen ihr einen Theil derselben hinterbracht haben sollten, hatte die Gräfin denn ein Recht, diesen Gerüchten Glauben zu schenken, solange sie selbst, Valeska, die Beleidigte, sich nicht regte, nicht den Geliebten anklagte und ihn zurückforderte? Wäre es nicht die Pflicht der Verlassenen gewesen, vor dem neuen Bunde, den ihr Schweigen gebilligt, den Kampf aufzunehmen und ihr Recht zu vertheidigen? Hatte sie in ihrer Schwachheit auch für den nun Treulosen nicht auf jeden Einspruch verzichtet? Und jetzt, wo es zu spät war, wo die Braut in gesichertem Besitze Georg's das reinste Glück genoß, jetzt wollte sie sich eindrängen, ein Gespenst der Winternacht, in die rauschende Festfreude, ihren Wehruf mischen mit den jubelnden Klängen des Hochzeitsreigens, der Vermählten den Kranz vom Haar reißen! Und mußte man sie nicht für eine Wahnsinnige halten, die ungeschmückt, nur den Reif des Frostes in den Locken, von der Landstraße hereinstürmte in den schimmernden Tanzsaal, eine Furie, den tödlichen Haß in den fiebernden Augen? Welche neue Schande und Schmach, wenn die Diener mit rohen Fäusten sie packten und erbarmungslos in den öden Wald hinausstießen! Aber Georg würde doch erbleichen, sein Zittern seine Schuld verrathen. Thörichter Wahn! Er würde sich beherrschen mit der vollendeten Kunst des Aristokraten, und vor den kalten, listigen, grauen Augen seines Vaters würde sie tonlos verstummen! Sie zerstörte vielleicht ein fremdes Glück, ohne das eigene wieder aufzubauen; Georg könnte ihr nie vergeben, was sie gethan, und seine Verachtung würde ihr vollends das Herz zerreißen. Und mochte sie auch die Trennung der Ehe herbeiführen: Georg behielt seine Grafenkrone; sie würde am Ende nur das wieder sein, was sie sieben Jahre gewesen, eine armselige Buhlerin!

Immer heftiger schwankten die zürnenden Wipfel der Kiefern, und die Einsame gedachte der versöhnlichen Milde, mit der sie in der letzten Nacht, von der Weihe Eva's, des schuldlosen Kindes, berührt, dem Grafen vergeben und ihr trotziges Herz bezwungen.

Valeska wandte sich um und blickte, den Rücken an einen Stamm gelehnt, auf den Steig zurück, auf dem sie gekommen.

Da brauste es aus der Ferne heran auf den Schienen. Mit Blitzesschnelle durchfuhr sie der Gedanke, es könne der Zug sein, der das Paar, das, wie ihr

die Verwalterin als möglich mitgetheilt, vielleicht gleich nach der Trauung aufgebrochen war, in die Hauptstadt entführte. Welche Rache und welche Liebe zugleich, wenn sie sich von den Rädern zermalmen ließ, die den Geliebten, den lächelnden Bräutigam, über ihre Leiche dahintrugen und doch ihn freigaben für seine neuen Wonnen! Wenn er erfuhr, daß er auf seiner Hochzeitsfahrt über ihre Glieder, die ihn so oft berauscht, zu grauser Zerstückelung dahingestürmt! Und wenn es sein sollte, warum nicht gleich? Warum nicht in dieser qualvollsten Stunde ihres Daseins?

Sie horchte auf und preßte die Hand aufs Herz. Der Wind ruhte gerade, und die misbilligenden Wipfel standen starr und still und senkten ihre Zweige, ernst hindeutend auf den metallenen Pfad des Todes. Das Rollen wuchs, und hinter der Biegung des Fahrkörpers glühten zwei rothe Augen auf, die Augen der furchtbaren Athleten des gräflichen Portals, welche mit wahnwitziger Eile, gigantische Schnellläufer, dem Wagen ihres Gebieters voranstoben! Die Schienen flammten im blutrothen Widerschein, und über die rothen Kiefernstämme flog der feurige Schimmer.

Valeska stürzte die kleine Böschung hernieder, glitt aus auf dem glatten, übereisten Moos und fiel quer über das Gleis. Ein gellender Aufschrei schreckte die Passagiere, die Sinne vergingen der Liegenden, und auf den nachbarlichen Schienen tobte, rollte und rasselte die funkensprühende, wilde Jagd vorüber.

Nur wenige Minuten verharrte die Selbstmörderin, von Ohnmacht umfangen, in ihrer gefährlichen Lage; aber diese wenigen Minuten waren von den einschmeichelndsten Bildern erfüllt. Sie sah sich mitten in dem harten Winter, der sie umstarrte, an der Seite Georg's in die warmen, duftigen Gefilde Italiens versetzt; sie hörte, am Strande lustwandelnd, den Wogenschlag des Meeres; eine Wolke senkte sich in purpurnem Glanze vom Himmel, umschloß sie und den Geliebten und trug sie empor, immer höher und höher, bis die Umrisse der irdischen Welt verschwammen, und in seliger Sternennähe Auge in Auge schmolz und Lippe in Lippe.

Da fühlte sie sich unsanft gerüttelt und geschüttelt und schlug verstört die Augen auf, ohne zu begreifen, wo sie war und was mit ihr geschehen. Eiseskälte durchschauerte ihre Glieder — war es die Kälte des Todes? Lebte sie denn noch? War sie denn nicht eben in das Paradies hinaufgeflogen, den Geliebten umschlingend? Aber da fegte der Sturm über den Bahnkörper hin und fegte die lieblichen Traumbilder mit sich fort. Entsetzt blickte Valeska, sich aufrichtend, umher, betastete die frostige Schiene des Gleises, hörte das Rauschen der Kiefern und befühlte mit den klammen Fingern ihr Haupt, ihren Nacken, die Brust, die noch zusammenhielten und nicht zermalmt waren von den gräßlichen, ehernen Radreifen. Gerade diese Geberde der Unglücklichen bestätigte dem Manne, der da vor ihr stand und ihr mit seiner Laterne erstaunt in das Gesicht leuchtete, seine Vermuthung, daß die Fremde den Tod habe suchen wollen und nur durch einen Irrthum über die Richtung des Zuges gerettet worden sei. Es war ein Bahnwärter, der, nach dem Vorüberfahren des Trains, sich aufgemacht, um die seiner Obhut anvertraute Strecke abzugehen, und nicht weit von seiner Bude auf die Ohnmächtige gestoßen war.

Nun richtete er Valeska vollends auf. Sie versuchte zu gehen, wäre aber umgesunken, wenn sie der ihr freundlich zusprechende Mann nicht aufgefangen hätte. Ohne daß sie es wehrte, umfaßte er sie mit kräftigem Griff und führte sie neben den Gleisen langsam zu seinem Wärterhäuschen. Eine sprühende Wärme, die von dem kleinen eisernen Ofen ausging, schlug der Eintretenden entgegen. Sie ließ sich auf der harten Holzbank nieder und musterte eine Weile, ganz dem Bewußtsein der Gegenwart entrückt, erst ihre Hände und dann den kahlen, unscheinbaren Raum, auf dessen Wänden der Widerschein des Ofenfeuers seltsam hin- und herflackerte, während die Fensterscheiben unter den Stößen des Windes klirrten.

Der Wärter zog seinen rauhen Pelz aus und umwickelte sorgfältig damit die Füße der vornehmen Dame. Dann bot er ihr in einer unansehnlichen Tasse einen Theil seines Kaffeevorrathes, und Valeska schlürfte mit so gierigen Zügen den heißen Trank, daß der Beamte heimlich lachte, wie herrlich sein schwarzes Gebräu ihr mundete. Auf alle seine Fragen erwiderte sie nichts und schüttelte nur leise den Kopf. Dem Manne ward ganz unheimlich zu Muthe, wie er die schweigsame Schöne betrachtete mit den großen, träumerischen, unsagbar traurigen Augen, wie er ihr Aufseufzen vernahm und die weichen Locken unter dem Hauche ihrer Lippen zittern sah, indessen ihre Wangen immer fieberischer zu glühen begannen.

„Hier muß sich's gut hausen lassen", sagte sie endlich, „in Sommer und Winter! Der Strahl der Signallaterne oder ein frommer Stern grüßt durch das trauliche Fenster. Draußen funkelt der Schnee, und die Kiefern glitzern und rauschen. Nur dann und wann braust dem Einsamen das tosende Leben auf den ehernen Gleisen vorüber, ein plötzlich vorüberjagender Traum, und wieder ist es still und stumm, und der Mondstrahl macht die Runde und gleitet auf den glatten Schienen hinein in den winterlichen Wald."

Sie sprach das sinnend vor sich hin, und der Wärter starrte sie verwundert an, als ein paar leuchtende Tropfen sich von ihren langen Wimpern lösten und auf den groben Tisch, auf den sie den Arm stützte, schwer herniederfielen.

Da knirschten Räder an der neben der Bude befindlichen Kreuzung des Waldweges und des Bahndammes über die Gleise, und der Beamte eilte schnell hinaus. Er rief den Kutscher an, der mit einem, auf dem Verdeck mit Kisten und Koffern beladenen Wagen von dem Schlosse der Aeltern Irma's kam und eben die Kreuzungsstelle passirte. Das Gefährt hielt, der Wärter riß den Schlag auf, erzählte dem in der schwerfälligen Chaise sitzenden Diener des Grafen Georg hastig sein Abenteuer und ersuchte ihn, die offenbar kranke Fremde mit nach der Stadt nehmen zu wollen. Joseph, der mit dem für die Hochzeitsreise der neuen Herrin bestimmten Gepäck mit einem frühern Zuge nach der Hauptstadt aufbrechen sollte, um das später heimkehrende Paar auf dem Bahnhofe zu empfangen, sprang aus dem Wagen und folgte neugierig dem Aufseher in seine Hütte.

Valeska haderte eben mit dem unfreundlichen Tode, der sie verschmäht hatte und so hart an ihr vorübergebraust war, ohne auch nur eine ihrer Locken zu streifen, als die Schritte der Männer vor der Thür ertönten. Wie groß war das Erstaunen des Dieners, als er seine alte Gebieterin erblickte, über deren Züge bei seinem Eintreten ein wehmüthiges Lächeln glitt. Nur die Gegenwart des

Beamten hinderte ihn, vor Valeska niederzuknien, ihre Füße zu umschlingen und Gott zu danken, daß er sie dem Tode entrissen habe. Aber eine Thräne konnte er gleichwol nicht zurückdrängen. So weit war es gekommen! Während die Gläser, eine kurze Strecke von dem Häuschen, an der Festtafel des Schlosses auf das Wohl des Grafen und seines jungen Weibes geleert wurden, hatte hier die verzweifelnde Geliebte desselben den Versuch gemacht, ihr Leben auf eine Weise zu enden, wie sie entsetzlicher nicht auszudenken war.

Hastig fragte Valeska, ob Georg in der Nähe sei. Joseph verneinte, theilte ihr seinen Auftrag mit und beschwor sie, ihm ungesäumt nach der Hauptstadt folgen zu wollen. Sie erhob sich, dankte dem freundlichen Beamten und trat hinaus. Der treue Diener half ihr in den Wagen, ballte unbemerkt die Faust nach der Gegend des Schlosses hin, stieg ein, und die dampfenden Pferde zogen an.

Als der Wärter in den kleinen Raum zurückkehrte, bemerkte er auf dem Tische ein paar blitzende Goldstücke; aber der brave Mann konnte sich des reichen Geschenkes nicht recht freuen; neben dem Golde waren noch die Spuren der schweren Thränen der Fremden sichtbar, und auch die leuchtenden Münzen erschienen ihm wie funkelnde Thränen.

Joseph hatte ehrerbietig auf dem kleinen Vordersitze des Wagens, der Herrin gegenüber, Platz genommen; aber Valeska bat ihn so dringlich, sich neben sie zu setzen, daß er willenlos gehorchte. Sie fürchtete sich vor sich selbst.

„Gib mir die Hand, Joseph", sagte sie mit zitternder Stimme, „daß ich weiß, daß es noch Menschen auf der Welt gibt, die mich lieben, daß ich noch nicht todt bin für alle."

Er ergriff die dargebotene Hand und drückte sie; dann wandte er sich ab und blickte durch die Scheiben auf die beschneiten Kiefern hinaus, während seine Begleiterin still vor sich hinweinte.

Der Bahnhof der Garnisonstadt war erreicht. Der Wagen stieß an einen Prellstein; die Herrin wurde in die Höhe geschnellt und griff nach dem Arm des Dieners, um sich zu stützen; als sie aber im Glanz der Laternen das gräfliche Wappen auf den Armaufschlägen der Livree bemerkte, zog sie pfeilschnell die Hand zurück, als hätte sie eine Viper gestreift.

Nachdem Joseph Gepäck und Kisten aufgegeben, beredete er Valeska, in ein Coupé zu steigen, in welchem bereits ein paar Damen Platz genommen hatten. Sie durfte nicht allein sein; denn ihm graute vor dem Gedanken, daß sie jeden Augenblick den Versuch der Selbstvernichtung erneuern, daß sie die Thür des Wagens aufreißen und sich hinausstürzen konnte, um, vielleicht hängen bleibend und sich mit dem Gewande verwickelnd, in den fürchterlichsten Tod geschleift zu werden.

Während der Fahrt drückte sich die Lebensmüde, die Augen schließend, in das weiche Polster ihres Sitzes; aber bald braunte der Boden unter ihr, und sie verwünschte ihr feines Gehör, das sie zur Zeugin des flüsternd geführten Gespräches ihrer Mitreisenden machte. Die Kleinstädterinnen unterhielten sich über die Hochzeit der Gräfin Irma und gedachten mit hämischen und boshaften Wendungen eines frühern Verhältnisses des Bräutigams, das er gewaltsam habe lösen müssen. Auf

der nächsten Station verließ Valeska, vor Entrüstung bebend, das Coupé der Klätscherinnen. Joseph, der aus dem geöffneten Fenster seines Wagens hinausspähte, sah die Herrin plötzlich neben dem Zuge hinirren. Auch sie erblickte ihn und kletterte, nachdem er die Thür aufgestoßen, ehe er ihr noch beizuspringen vermochte, scheu und hastig zu ihm hinauf.

Wieder war der Diener mit ihr allein in dem mit einfachen Holzbänken versehenen Coupé, dessen schläfrige, müde flackernde Lampe jede Minute vollends einzunicken drohte; er blieb in bescheidener Zurückhaltung an der Thür stehen, während die Gefährtin in der gegenüberliegenden Ecke des Raumes sich niederließ.

Sie müsse vor ihren eigenen Gedanken flüchten, hauchte sie, den aufdringlichen, unheimlichen Passagieren, die sich, dunkeln Nachtgestalten gleich, an ihre Seite drängten mit qualvoller Zwiesprache; er möge ihr von dem Hochzeitsfeste erzählen, was er erlauscht; das werde sie zerstreuen und aufheitern, fügte sie mit schmerzlichem Lächeln hinzu.

Mit innerstem Widerstreben kam Joseph der Aufforderung nach und berichtete, kein Auge von der Gebieterin verwendend, die stumm vor sich niederstarrte, in mühsam hervorgebrachten Sätzen von dem Verlauf des Tages. Nun hatte sie auch diesen Kelch geleert und saß schweigend auf ihrem Platze.

Der Diener kühlte, den Anblick ihrer Trauer nicht länger ertragend und sich abwendend, die heiße Stirn an den frostverglasten Scheiben des Fensters, als Valeska, nach langer Pause, ihn noch einmal anredete und nach dem Ziele fragte, dem die Hochzeitsreise zusteuern sollte. Joseph nannte Italien und bezeichnete München als die erste große Station, wo sie rasten würden. München! Wie durchschauerte der Name die Horcherin! Das war die Stadt, wohin auch sie Georg zuerst nach der Flucht aus dem Vaterhause geführt, wo sie die ersten wonnigen Tage ihres Liebeslenzes verträumt! Und er hatte das Herz, die Gattin an dieselben Stätten zu geleiten, wo er einst ihr die ganze Fülle seiner Leidenschaft erschlossen?

Der Bahnhof der Hauptstadt lag vor ihnen, und nach kurzem Aufenthalt hielt der Miethwagen, den sie bestiegen hatten, vor dem Portal des gräflichen Palastes.

Groß war die Freude des Portiers und seiner Gattin, als sie die bang und schmerzlich Vermißte, deren räthselhaftes Ausbleiben sie sich nicht zu erklären vermocht, wieder mit Augen sahen. Nur durch ihre Abwesenheit, sagte die Mutter Eva's, sei es möglich geworden, ihren Zufluchtsort zu verheimlichen. Und in der That war der Verwalter des Parkhauses, über die nicht enden wollende Entfernung der Herrin befremdet, vergebens zu der kranken Nähterin geeilt, die Valeska zu besuchen vorgegeben hatte. Kein Schlaf kam über seine Augen; als er am nächsten Morgen das Haus verlassen wollte, seine Forschungen nach der Gebieterin fortzusetzen, begegnete ihm Karl, der Vetter Georg's, welcher der Hochzeit fern geblieben war, und fragte mit verstörtem Ausdruck den Alten, ob er die Gräfin schon sprechen könne. Es hatte ihm keine Ruhe gelassen; noch mitten in der Nacht, von düstern Ahnungen geängstigt, erbrach er das verhängnißvolle Schreiben und sah sich zu seinem schmerzlichsten Erstaunen als Erben des Vermögens der Freundin

eingesetzt vom Tage der Eröffnung des Briefes an und zugleich beauftragt, für die gewissenhafte Auslieferung der vielen kleinen Legate der Erblasserin Sorge zu tragen. Bis auf den letzten Pfennig hatte sich die Unglückliche ihres Besitzes entäußert; ihm blieb kein Zweifel, daß sie den Tod suchte, und die Kunde des Portiers von ihrem Entweichen bestätigte seine Muthmaßungen. Gemeinschaftlich mit dem Verwalter verfolgte er ohne jeden Anhalt die Spur der Flüchtigen mit immer wachsender Angst; auch der Palast Georg's wurde durchspäht, aber die Tochter und der Schwiegersohn des Alten vom Thiergartenhause verschwiegen, ihrem Versprechen getreu, so schwer es ihnen auch fiel, daß sie der Verstoßenen ein Obdach gewährt. Nur Joseph wurde jetzt von Schwager und Schwester in das Geheimniß eingeweiht, und es beruhigte ihn nicht wenig, die aufgeregte, ihrer selbst nicht mehr mächtige Herrin fortan unter der Obhut der treuen Verwandten zu wissen. Kein Wort von dem Selbstmordversuch der Gebieterin kam über seine Lippen; es schien ihm eine Entweihung ihrer Hoheit und Hochherzigkeit, sie des verwegensten Spieles mit ihrem Leben anzuklagen. Der Gelehrte aber durchirrte den Tag über den Park nach allen Richtungen; in jedes entlegenere Gebüsch, in jede eisfreie Welle starrte er schreckensbleich hinein, und seine aufgestörte Einbildungskraft quälte ihn mit den grausigsten Bildern. In Valeska's Seele jedoch stand nur der eine, traurigste Gedanke, daß sie für den, der sie einst geliebt, daß sie fast für alle, die sie *noch* liebten, bereits eine Todte war, ehe sie noch gestorben.

Es war gegen zehn Uhr, als Joseph mit dem Wagen des Grafen den Palast verließ, um das heimkehrende junge Paar vom Bahnhofe abzuholen. . . .

Georg hatte das Hochzeitsfest unter mannichfachen Zweifeln verlebt. Anfangs war er im Badeorte alles Ernstes bestrebt gewesen, der von der Familie und dem Hofe zugleich gewünschten Verbindung sich zu entziehen; doch allmählich gewannen die Vorzüge Irma's eine um so größere Gewalt über sein Herz, als die Gräfin, wie es Valeska richtig vor dem Bilde derselben geahnt hatte, ihn in ganz auffallender Weise an die Geliebte erinnerte. Eine gewisse Aehnlichkeit der Züge sowol wie der Sprechweise machte ihn oft betroffen, und zuletzt war es für ihn von einem unaussprechlichen Reiz, an der Seite der Verlobten die Tage seiner ersten Liebe gleichsam in einer Wiedergeburt aufs neue zu genießen, nur daß sie noch duftiger, sonniger und strahlender waren, weil das neue Verhältniß sich nicht vor den Menschen zu bergen brauchte, und Irma die schönen Augen offen aufschlagen durfte, um von allem, was ihr Blick berührte, den ungetrübten Glanz ihrer reinen Seelenfreude zurückleuchten zu lassen. Dazu konnte er sich nicht verhehlen, daß die Braut, während Valeska in ihrer scheuen Zurückgezogenheit immer schwerfälliger geworden war und die jugendliche Anmuth und Freiheit des Bewegens zu verlieren drohte, mit einem wahrhaft königlichen Anstande eine entzückende Ungezwungenheit des Benehmens verband, Vorzüge, die sie zu der bewundertsten Repräsentantin seines stolzen Palastes machen mußten.

Als ihm in der Folge der Vetter Karl, den er zu seinem Vertrauten gemacht hatte, nach den anfangs wenig Hoffnung bietenden Briefen die wiederholte Mittheilung machte, daß sich die Verlassene immer mehr mit einer stillen und edeln Resignation in das Unabänderliche zu schicken scheine, da gab er sich der neuen

Liebe mit sorglosem Behagen hin und empfand dieses zweite Glück um so mächtiger, als es ihm das erste nicht allein widerspiegelte, sondern in einer Steigerung und Verklärung zeigte, die ihn berauschte und jede Einsprache des Gewissens fast ungehört verhallen ließ. Es war kein lauer Nachsommer der Liebe, der sich ihm bot, sondern nach dem Sommer ein neuer, voller Lenz, der ihn mit den würzigsten Blüten verschwenderisch überschüttete.

Als er dann in die Stadt zurückgekehrt war, meldeten sich freilich, nun er dem unmittelbaren Zauber der zu ihren Aeltern zurückgereisten Braut entrückt war, die Selbstvorwürfe und begehrten so heftig Einlaß, daß er ihnen sein Herz nicht länger verriegeln konnte. Er wollte Valeska sehen, sie versöhnen, ihr Lebewohl sagen, und fand doch nicht den Muth dazu. Ohne daß sie es wußte, hatte er mehrfach in der Dämmerung ihr Haus umschlichen, den Fuß auf die Schwelle gesetzt und wieder zurückgezogen, hatte, wie die Kinder, durch die Latten des Zauns nach dem Lichtschein ihres Fensters gespäht und war davongeschlichen wie ein flüchtender Verbrecher.

So war endlich der Tag der Hochzeit herangekommen. Eine Stunde vor der kirchlichen Trauung befand sich Georg im Kreise seiner glückwünschenden Gäste und Freunde, unter denen auch der Rittmeister nicht fehlte. Dieser hatte einen, wie er glaubte, unfehlbaren Plan ersonnen, um sich in den Besitz der Reize der ihm unvergeßlichen und stets vor den Sinnen gaukelnden Geliebten des Grafen zu setzen. Er nahm den Freund beiseite und flüsterte ihm mit boshaftem Lächeln zu, wie schnell sich sein verlassenes Liebchen zu trösten gewußt habe; der langen Vernachlässigung müde, habe sie sich ihm ergeben, nach neuer Lebensfreude dürstend, und ihn so zum Erben eines Glückes gemacht, für dessen Aufgabe er dem lieben Jugendfreunde nicht dankbar genug sein könne. Der Zweck dieser Einflüsterungen aber war, Georg zu blinder Eifersucht und Rache zu reizen; hätte er Valeska erst ganz verstoßen, sie aus seinem Besitzthum gewiesen und ihr in seiner Entrüstung jede Unterstützung entzogen, dann würde sie, so hoffte der Verleumder, von allen Mitteln entblößt, durch Sorge und Noth in seine Arme getrieben werden, um durch die Gewährung seiner Wünsche den ihr sicherlich unentbehrlichen Glanz des Lebens aufs neue zu erwerben.

Die Zornröthe stieg dem Grafen ins Gesicht, als der Rittmeister geendigt hatte, der sich neben der glücklichen Einfädelung seines Planes zugleich des Triumphes freute, welchen er jetzt über die schnöde, ihm von Valeska gewordene Abfertigung davongetragen zu haben glaubte. Alles hätte Georg erwartet, nur das nicht! Aber durfte er sich denn beklagen? Er war verrathen worden, wie er verrathen hatte. Und doch, welcher häßliche Flecken entstellte nun diejenige, die ihm lange Jahre hindurch der Mittelpunkt seines Fühlens und Denkens gewesen! Nicht nur, daß es seine Eitelkeit tödlich beleidigte, so schnell vergessen und von einem kaum ebenbürtigen Nebenbuhler in den Schatten gestellt worden zu sein; auch seine Liebe zu dem bürgerlichen Mädchen, deren Erinnerung er festhalten wollte wie ein wohlbehütetes, unveräußerliches Kleinod, war ihres Adels beraubt worden; die Gemeinheit der Alltäglichkeit machte sich nun dort breit, wo die süßeste Schwärmerei von einem unverlierbaren Ideal einer großen, wenn auch vor den

Menschen nicht gültigen, ewigen Liebesleidenschaft einst geträumt hatte; die Geliebte hatte nicht nur sich entwürdigt, sondern auch ihn, dem, was er so lange als unantastbar schön und selten empfunden, nun als ein ungeheuerer Irrthum erscheinen mußte; den Satzungen der Sittlichkeit hatten sie getrotzt, weil sie das nach gemeinen Begriffen Unsittliche mit einer Weihe umkleidet hatten, die sie vor sich selbst rechtfertigte; und nun war zur schalen, gebrandmarkten Sinnlichkeit herabgesunken, was so sinnig, zu ekler Trunkenheit, was ein Rausch der Begeisterung gewesen war. In seiner Empörung hätte der Graf am liebsten den Rittmeister zu einem ernsten Gange herausgefordert, wäre auf der Stelle am liebsten mit ihm in den winterlichen Schloßpark hinausgestürzt, um mit Blut rein zu waschen, was doch nicht mehr zu reinigen war! Aber da that sich die Thür auf, und im Rahmen derselben stand Irma mit der bräutlichen Myrte, umringt von ihren Aeltern, ihren Freundinnen. Was konnte, was durfte ihm denn Valeska noch sein? Hier war die Erwählte, die Anspruch erhob auf ein ganzes Herz; was kümmerte ihn die Tugend der Verstoßenen? Er mußte die Brücken, die zur Vergangenheit führten, rücksichtslos hinter sich abbrechen, und in seltsamster Erregung trat er auf die Gräfin zu, küßte ihr ritterlich die Hand und führte die anmuthige Braut mit ernst gesenktem Haupte zum Altar. Aber neben dem Priester stand vor seinem Geiste Valeska, in der Hoheit und Reinheit ihres Liebeslenzes, als wollte sie dem Geistlichen in die Arme fallen, wie er die Hände zum Segen erhob, und tonlos hallte von seinen Lippen das heilige Jawort, dumpf und leer, wie der Klang einer gesprungenen Saite.

An der Festtafel mußte der Graf alle Kraft aufbieten, um seiner Verwirrung Herr zu werden. Freilich konnte er ja nun leicht jeden Vorwurf der innern Stimme beschwichtigen; war er doch aller Verpflichtungen ledig gegen die Treulose, die ihn preisgegeben; hatte doch auch sie das Band zerrissen, das sie gemeinschaftlich geknüpft, wenn auch vielleicht nur durch seine Schuld, durch seinen Verrath, in dem Drange der Verzweiflung, die nach einem neuen Inhalt eines öde und leer gewordenen Lebens lechzt. Dennoch blieb er unsicher und unruhig und glaubte in den Minuten, da sich die Verstoßene auf die Schienen geworfen hatte, in jedem Augenblicke müsse die Saalpforte aufgerissen werden, müsse Valeska mit irren Blicken und fliegendem Haar hereinstürmen, um ihn an ihre Brust zurückzufordern. Nichts aber verdroß ihn mehr als die laute Lustigkeit des Rittmeisters, der, nicht weit von der Braut, an der Tafel saß, und dessen Scherze und Späße ihn verwundeten. Auch in den Augen Irma's, so oft er sich ihr zuwendete, fand er die ersehnte Beruhigung nicht: lächelte sie doch heute, mehr wie je, mit dem unbeschreiblichen Zauber, der in den Tagen nach der Entführung Valeska's träumerische Züge umspielt hatte!

Wie froh war der Graf, als endlich die Stunde des Aufbruchs schlug! Während er sich, nach glücklicher Fahrt, auf dem Bahnhofe der Garnisonstadt von den Freunden und Gästen verabschiedete, bot der Rittmeister der mit den Thränen kämpfenden Gräfin den Arm und führte sie an das für das Paar bestellte Coupé. Georg biß sich auf die Lippen, wie er es bemerkte; mußte die Berührung des Gehaßten auch sein junges Weib beflecken? Er runzelte die Stirn und erwiderte

mit kalter Höflichkeit den Händedruck des Kriegsmannes, der ihm mit höhnischem Lächeln nachblickte,

Der Eilzug dampfte ab. Die Liebenden waren allein. Als die Wagen an der Stelle vorüberbrausten, wo Valeska den Tod gesucht hatte, schloß der Graf die schluchzende Geliebte in seine Arme und verbarg sein Gesicht in ihren duftigen Locken, während hinter ihm im Nebencoupé die kalten, grauen, listigen Augen seines Vaters gleichgültig in die Winternacht hinausblickten. Der Lärm der Räder überdröhnte die Stimmen des Windes, die wie Klagelaute durch die Wipfel zitterten.

Gegen elf Uhr hatte sich die gesammte Dienerschaft Georg's auf dem Flur des Palastes versammelt. Valeska saß hinter der Portierthür auf den Stufen der vom Flur herabführenden Treppe, wie im Frost zusammengekauert, und lauschte angstvoll auf das Rollen eines jeden Wagens. Und wie es immer wieder vorbeilärmte, lauschte sie auf ihre eigenen Gedanken: aber es war todtenstill in Herz und Hirn; sie dachte nichts, sie fühlte nichts; sie war ja schon todt, ehe sie gestorben; es war so leer in ihr wie in einem ausgebrannten Gebäude, in dem die Glut erloschen, weil sie auch nicht das Geringste mehr zu verzehren fand.

Da hielten zwei feurige Rappen vor dem Portal, und eine freudige Bewegung entstand in der Flurhalle. O, welcher heißblütigen Erregung war dieses todt geglaubte Herz noch fähig, wie klopfte es mit fieberischem Schlage, und wie schien es jetzt stillzustehen in namenloser Angst!

Der Portier und sein Weib standen vor der Glasthür ihrer Wohnung und ließen ängstlich zwischen sich nur eine kleine Spalte frei, die eben genügte, daß Valeska, auf den Knien kauernd und den Vorhang zurückziehend, zwischen den Gestalten hindurchzuschauen vermochte. Zuerst erblickte sie Joseph, der feierlich dem Paare voranschritt und Blumen vor sich herstreute; dann kam Irma und musterte, gerade vor der Lauscherin anhaltend, die Guirlanden und Topfgewächse. Wer konnte ihr zürnen, der herrlichen Frau mit den hoheitsvollen, sanften, milden Zügen? Wie es die Verstoßene, wenn sie ihren Einzug hier hätte halten dürfen, selbst gethan haben würde, so ging sie auf einen jeden zu, gab einem jeden die Hand und hatte für einen jeden ein paar freundliche Worte, nur für diejenige nicht, die aus ihrem Versteck mit Bangen emporlauschte und ausgestoßen war aus den Reihen der Lebendigen. Und welche Worte würde sie ihr entgegengeschleudert haben, falls sie, mit ihrem Schicksal bekannt, sie hier entdeckt hätte?

Jetzt fiel das Auge Valeska's auf Georg; sie preßte die Stirn an die Scheibe der Thür, ohne eine Wimper zu bewegen, und hing mit starr lauernden Blicken an seinen Zügen. Bis in die Tiefe des Herzens wollte sie ihm schauen, aber das stürmische Blut raubte ihr fast den Athem. Er richtete eine kleine Ansprache an die Versammelten, während welcher die Späherin den etwas müden, beinahe schmerzlichen Ausdruck seines Gesichts beobachtete; so waren doch auch ihm die Seelenkämpfe nicht erspart geblieben, so hatte er doch ringen müssen, sich von ihr loszulösen! Sie konnte verstehen, was er sagte, und der Klang der lieben, so lange entbehrten Stimme erschütterte sie; eine Sehnsucht ergriff sie, vor der alles Leid verstummte; sie richtete sich in die Höhe und wollte schon, in leidenschaftlicher

Aufwallung ihr Versprechen, Irma und die ganze Umgebung vergessend, aufspringen und den Thürgriff erfassen, um sich an seine Brust zu werfen, als Georg zufällig, während der Portier und seine Frau sich mehr voneinander entfernt hatten, das Antlitz der Lauscherin bemerkte und entsetzt einen Schritt zurücktrat. Gleich darauf war der Kopf Valeska's verschwunden; alles Blut, als sie seinen Schreck gewahrte, war aus ihren Wangen gewichen; sie kauerte sich aufs neue nieder und legte ihr Haupt auf eine der Stufen, auf denen sie kniete, und verharrte in dieser Stellung, nichts mehr hörend, nichts mehr empfindend als die lauten, furchtbar hämmernden Schläge ihres Herzens.

Der Graf hatte sich schnell gefaßt und folgte der Gemahlin, die sich bereits auf die Marmortreppe begeben hatte und sich jetzt lächelnd nach ihm umblickte. Als er sie durch die festlich erleuchteten Räume geführt hatte, ließ er den Portier rufen und fragte ihn heimlich, ob er bei sich einen Gast beherberge. Der Verwalter, durch das Erschrecken des Grafen auf diese Frage vorbereitet, verneinte mit erkünstelter Ruhe, und Georg seufzte, während er sich zu Irma begab, über die unglückseligen Gesichte, die ihm von der Hochzeitstafel in den Palast gefolgt waren.

Die Frau des Pförtners hatte indessen Valeska noch immer auf den Stufen liegend gefunden; sie hatte Mühe, die Dulderin emporzurichten, welche, auf das eindringliche Zureden ihrer Beschützerin, sich endlich anschickte, ohne ein Wort zu entgegnen, ihr Lager aufzusuchen.

Es war still im Hause geworden, die Flammen gelöscht, die Diener entlassen. Valeska lag schlaflos auf den Kissen. Ueber ihr tauschten wol jetzt die Liebenden, zum ersten mal in zeugenloser Abgeschiedenheit, die zärtlichsten Küsse und entschlummerten in seligster Nähe. Und sie? Sie streckte die Arme in die leere Luft, in der herbsten Entbehrung, und ein Weh erfaßte sie, als müßte sie ihren Schmerz hinausschreien in jammernden Rufen in die aufschauernde Nacht. Sie richtete sich auf und haschte nach dem Händchen des friedlich in seinem Bett neben ihr träumenden Kindes, um sich vor sich selbst zu retten; als darauf ihre warmen Thränen auf die kleinen Finger herniedertropften, erwachte Eva und kletterte, wie sie die Tante weinen und schluchzen hörte, zu ihr hinauf, und Valeska schloß das schmeichelnde Mädchen in ihre Arme, küßte und koste es, und seine blonden Locken fielen über ihre Augen und verbargen, wie ein wohlthätiger Schleier, die Bilder fremder Wonnen, welche sie nun für immer entbehren sollte. Mit dem Kinde schlummerte die Erschöpfte ein, Händchen in Hand gefügt, und in ihren Träumen erblickte sie zu Häupten ihres Lagers zwei steinerne Frauengestalten, die ihre Arme über sie breiteten in stiller Huld, als wollten sie ihr ein Himmelbett wölben so weich und wohlig wie das, auf dessen Kissen das junge Weib über ihr die blühenden Glieder streckte. Und die Karyatiden fingen leise an zu singen, weich und süß, und die Athleten draußen hielten den zornigen Athem an und lauschten.

(Schluß folgt.)

Pariser Stimmungsbilder.

(September 1882.)

Von

Rudolf von Gottschall.

I.

Wiederum ist Paris die Hauptstadt einer großen Republik: so war es im Jahre 1851, als ich zuerst das Seine-Babel besuchte; noch bestand damals die Republik von 1848, doch ihr Präsident hieß Prinz Louis Napoleon, und das war ein verhängnißvoller Name, der an den 18. Brumaire erinnerte. Als ich damals den Prinz-Präsidenten mit seinem glänzenden Gefolge, von einer Parade auf dem Champ-de-Mars zurückkehrend, über die Brücke von Jena reiten sah, da merkte ich, daß etwas wie ein Staatsstreich in der Luft lag: so unternehmungslustig sah der Prinz und sein Gefolge aus; einen so abenteuerlichen Eindruck machten diese Generale und Offiziere; es war wie eine wilde Jagd, schnaubende Rosse, klirrende Säbel, lärmende Unterhaltung; nichts von dem vornehmen militärischen Anstand, womit ein hoher Kriegsherr mit seiner Begleitung von einer Truppenmusterung zurückkehrt. Der Präsident ritt zwar schweigsam in der Mitte des Trupps; er dachte an den Rubicon; es schien, als ob sein sonst lässiges Wesen durch die cäsarischen Gedanken einen energischern Ausdruck bekommen hätte. Schon damals munkelten die Blätter von den geheimen Planen Louis Napoleon's; doch sein großer Gegner, Victor Hugo, wollte daran nicht glauben; in seinem Salon, in der Straße de la Tour d'Auvergne, sprach er zu mir, mit der Kohlenzange im Kamin schürend, von der nächsten Zukunft Europas, in welcher Louis Napoleon durchaus keine Rolle spielte, und seine Tochter war davon überzeugt, daß England nächstens eine Republik werden würde, wobei sie mit dem Geschick der Königin Victoria wenig Sympathien zeigte.

Ich hatte kaum einige Tage Paris verlassen, als ich in Brüssel die Nachricht von dem Staatsstreiche erfuhr, mit welchem der Prinz unter seinen Gegnern aufgeräumt und die Boulevards und Straßen von Paris mit Blut befleckt hatte.

Zweimal war ich seitdem unter dem Kaiserreiche in der Weltstadt: zur Zeit, als Napoleon's Stern im Zenith stand, im Jahre 1866, und dann wieder 1868, wo seine Politik in der deutschen Frage bereits seine Machtstellung wesentlich erschüttert hatte. Jetzt sind die Tuilerien ein Trümmerhaufen; durch die hohlen

Fensterhöhlen blickt das Grauen. Der Palast der Katharina von Medici daneben trägt wieder die Inschrift: „Liberté, égalité, fraternité", wie zur Zeit, als Prinz Louis Napoleon im Palais-Bourbon den Eid auf die Verfassung geschworen hatte. Der Präsident der heutigen Republik aber heißt Grévy, eines Bauern Sohn, ein Advocat wie Lincoln, und damit hat Frankreich die Physiognomie einer bürgerlich soliden Republik angenommen; und wenn das Abenteuer und die Staatsstreichgelüste noch immer im Hintergrunde lauern, so tragen sie jetzt den Namen Gambetta, und dieser will weder Kaiser noch König werden, sondern seine Losung ist: die Dictatur und la guerre! Advocaten sind die Regenten Frankreichs, von denen die Generale ihre Charge erhalten. Doch ob diese genügsame Bürgerrepublik, welche in so schroffem Gegensatz steht zu der monarchischen Herrlichkeit der Nachbarnationen, dem ehrgeizigen und glänzenden Genie Frankreichs auf die Länge Befriedigung gewähren wird, das ist eine offene Frage der Zukunft: vielleicht muß sie sich erst mit kriegerischen Lorbern schmücken; doch die Lorbern werden in erster Linie von den Generalen gepflückt; ihre Siege bedrohen die bürgerlichen Herrscher; am Horizont eines Krieges taucht immer ein Dumouriez oder Napoleon auf. Indeß beginnen auch die Lilien der Monarchie wieder aufzublühen, und Graf Chambord ist kein leerer Name mehr.

Freilich brauchen die nicht legitimen Prätendenten einen siegreichen Krieg: die unglücklichen stürzen die Imperatoren. Daran denkt man, wenn man durch die Thore der alten Reichsstadt Metz fährt, dieser gewaltigen Festung des neuen Deutschen Reiches, einer Schmerzensstadt, die so viel Trübsal erfahren im letzten Kriege. Die Riesenwälle haben den großartigen Waffenplatz, der eine ganze Armee zu beherbergen vermochte, nicht zu schützen vermocht vor dem Geschick der andern Städte, die in minder schwerer Rüstung sich dem Feinde ergeben mußten. Welcher Deutsche aber wird Metz berühren, ohne die Gräber der vielen tausend Landsleute aufzusuchen, welche in diesem Lothringen, das sie dem neuen Reiche wiedereroberten, den Tod fürs Vaterland gestorben sind?

Es ist ein Riesenschlachtfeld, auf welchem hier gestritten wurde; die Schlachtentage bei Metz waren die blutigsten, von welchen die neue Geschichte zu erzählen weiß. Ueber die beiden Arme der Mosel, durch Thore, die zwar nicht wie das Deutsche Thor mit gothischen Thürmen geschmückt sind, aber doch durch die Tiefe der Einfahrt imposant genug gemahnen, über Brücken, zwischen Wällen und Bastionen hindurch, die kein Ende nehmen wollen, erreicht man das Freie und sieht vor sich auf hohem Berge das Fort Saint-Quentin, das etwa an die Kartause bei Koblenz erinnern mag: nur daß es nicht so nahe an der Stadt gelegen ist, sondern daß noch ein weites Thal sich dazwischen einschiebt. Hier stand in den Schlachttagen Bazaine's Armeereserve und hier war sein Hauptquartier: durch das langgestreckte Longeville, einer Art von Villenvorstadt für das eng zusammengeschnürte Metz, und über Moulins führt der Weg hinauf nach Rozérieulles, und dann durch eine etwas wüste, steinige Berggegend nach jenem Höhenzuge, auf dem die Franzosen ihre Hauptstellung genommen und ihre Batterien aufgepflanzt hatten. Da ist Point-du-Jour, der Kreuzpunkt mehrerer Wege, von wo sich der eine in das Thal von Gravelotte hinabsenkt; da sieht man weit hinaus auf die Schlachtebene von

Mars-la-Tour und Vionville, wo der Boden gedröhnt unter den Hufen der vielen tausend Rosse, welche im Cavaleriegefecht aneinanderprallten. Vorn der Kirchthurm von Gravelotte, des so bescheidenen Dörfchens, welches in den Annalen der neuen Kriegsgeschichte einen so berühmten Namen gewonnen hat.

Hier auf der Höhe sieht man noch nicht, wie tief der Weg sich in die Schlucht herabsenkt, eine Schlucht des Todes, welche am Abend der Schlacht an die Trichter von Dante's „Inferno" gemahnen mochte. Hier von den kahlen Höhen von Rozérieulles aus beherrschten die französischen Kanonen weithin die deutschen Schlachtreihen, nicht blos diejenigen, die von vorn andrängten, sondern auch das Corps, das von der Mosel und von Vaux her vergeblich versuchte, die linke Flanke der Franzosen zum Wanken zu bringen.

Oed und traurig sieht's hier aus in der grauen Beleuchtung eines sonnenlosen Spätsommertages; rechts auf den kahlen Höhen liegen die Meiereien Moscou und Leipsic, unerfreuliche Erinnerungen an den ersten Napoleon und seinen sinkenden Stern — Häuser ohne Umzäunung und Umschattung, wie ein paar Redouten von Stein aufs Blachfeld hinausgestellt: dorthin zog sich die Schlachtlinie der Franzosen, ihre mit Geschützen und Schützengräben bespickte Front, überall weit hinaus das Vorterrain beherrschend. Vom Point-du-Jour aus steigt man an die Schlucht hinab, vorüber an einem großen Steinbruch und der Meierei Saint-Hubert. Weiter unten auf beiden Seiten des Fahrdammes zieht sich ein Waldthal hin: eine Wiese zwischen zwei Gehölzen, eine grüne Scenerie, welche freundlich anmuthet, wenn man von den unwirthlichen Höhen herabkommt, das Bois des Génivaux zur Rechten der Straße, anfangs von den Franzosen besetzt, nachher ein Tummelplatz fortwährender Gefechte. Hier wogte der blutigste Kampf, besonders um die Meierei Saint-Hubert, und als abends General Moltke die pommerschen Regimenter in den Kampf führte und im siegreichen Ansturm Schritt für Schritt die Franzosen verdrängte: da war es hier, wo eine „drangvoll fürchterliche Enge" herrschte, eine Zeit lang keiner vorwärts konnte und keiner zurück, und von rechts und links Offiziere und Soldaten in die Schlucht hinunterstürzten. Erst am folgenden Tage wurde Point-du-Jour erreicht: da hatten die Franzosen indeß ihre Stellungen auf den Höhen von Rozérieulles ohne Kampf verlassen.

Ich habe auch das Schlachtfeld von Sadowa besucht und muß bekennen, daß eine gewisse Aehnlichkeit in den beiden Schlachtbildern bei der Erinnerung sich mir aufdrängte. Ganz so wie hier von Gravelotte aus, stürmten von dort die Preußen lange Zeit vergeblich von Sadowa gegen die Höhen seitwärts von Chlum heran, auf denen Benedek wie hier Bazaine eine durch Erdwerke und Schützengräben verstärkte Stellung eingenommen hatte; ganz wie hier schwankte fast einen langen bangen Tag hindurch unentschieden der Kampf; der Wald von Sadowa und die aufwärts führende Straße füllten sich mit vielen tausend Opfern: die Artillerie von beiden Seiten unterhielt ein mörderisches Feuer; doch in beiden Schlachten war es der Angriff auf den rechten Flügel des Feindes, wodurch die Entscheidung herbeigeführt wurde. Freilich war diese dort eine vollständige Niederlage, hier nur eine Rückwärtsbewegung. Bazaine war von Mac-Mahon abgedrängt: es war ein strategischer Sieg, aber erkauft in einer dreitägigen Schlacht mit grenzenlosen Opfern,

sodaß selbst die große Völkerschlacht bei Leipzig ihr gegenüber eine nur bescheidene Verlustliste aufweist.

Von Point-du-Jour abwärts beginnt der große Kirchhof, in den sich jetzt das Schlachtfeld vom 18. Aug. 1870 verwandelt hat. Da stehen neben mancherlei Einzelgräbern und bescheidenen Kreuzen die Denksäulen, welche die Regimenter den todten Kameraden errichtet haben: zugleich Ehrensäulen des eigenen Schlachtenruhms. Gravelotte hat wie Chlum bei Königgrätz seinen eigenen kleinen Schlachtenkirchhof, und selbst das bescheidene Wirthshaus des Dorfes hat seine Wände nicht mit Schlachtenbildern, sondern mit Photographien der merkwürdigsten Grabdenkmäler der Umgegend geschmückt.

Von Gravelotte fuhren wir nach Verneville: hier wüthete der Artilleriekampf des Centrums; hinweg über den furchtbar blutigen Vorstößen der Infanterie und der Schützen, welche beim Vordringen aus dem Walde von Cusse mehr als decimirt wurden: namentlich traf dies Los hier das Garde-Schützenbataillon, und mit Wehmuth dachte ich der Zeiten, wo ich seine Uniform trug und in der Kaserne der Köpenicker Straße meine ersten militärischen Studien machte. Auch eines damaligen jungen Lieutenants, der bei meiner Compagnie stand und mit dem ich freundschaftlich verkehrte und Ansichten über die neuere Literatur austauschte, mußte ich mich erinnern. Die immer lachende Muse, welche dieser Offizier, Gustav von Moser, später so glücklich zu commandiren verstand, hätte hier, bei diesen Hekatomben unsers Bataillons, wol zu lachen verlernt, und der furchtbare Ernst des Soldatenlebens, dessen heitere Seiten sie so anmuthig geschildert, wäre über sie gekommen.

Immer mehr näherten wir uns der Gegend, welche der linke Flügel der deutschen Schlachtordnung auf langen Märschen erreicht hatte. Weiter und weiter mußten die Truppen des Prinzen Friedrich Karl hinausmarschiren: denn die Linie der Franzosen hatte eine größere Ausdehnung, als man im Hauptquartier angenommen hatte.

Vionville und Saint-Ail sowie Gravelotte und die andern lothringischen Dörfer, durch die wir fuhren, haben durchaus nicht das traulich Anheimelnde deutscher Ortschaften, die Idylle der sauber umzäunten Obst- und Gemüsegärten, wo unter schattigem Grün die ländlichen Wohnungen gebettet sind: sie erinnern weit mehr an die Dörfer im äußersten Osten der preußischen Monarchie, in Posen und dem östlichen Schlesien; sie machen den Eindruck eines Conglomerats von Steinhaufen; fast nirgends ein sauber umfriedigter Besitz, der sich vom Nachbarhause trennt: jedes Haus hat seinen Misthaufen vor der Thür, und die Dorfstraße wird eingeengt von diesem „Privatbesitz". Einen etwas stattlichern Eindruck macht nur Saint-Privat, wo kleine Gärten durch niedrige Steinmauern voneinander und von der Dorfstraße getrennt sind. Der germanische Sinn, der auf saubere Abgrenzung des eigenen Besitzes drängt, ist hier im Laufe der Jahrhunderte meistens verloren gegangen.

Jetzt befinden wir uns auf dem Flügel des Schlachtfeldes, wo die Würfel der Entscheidung fielen: das war und ist Marie-aux-Chênes; weiterhin erhebt sich der spitze Kirchthum von Saint-Privat über die rothen Ziegeldächer des Dorfes.

Mitten in Marie-aux-Chênes hat die Gemeinde selbst ein Todten- und Schlachtendenkmal errichtet. Doch wie viele Grabstätten, versteckt unter schattigem Grün oder auf einsamem Felde, erinnern hier an den erbitterten Kampf, dessen Spuren noch die Häuser von Saint-Privat tragen, wie viele zerschossene Mauern mit den offenen oder spärlich ausgebesserten Kugellöchern! Wie viele schlossen hier das Auge, deren letzter Blick auf den Kirchthum fiel, der so siegesgewiß auf sie herabsah: denn es war ein heißer Kampf, der anfangs nicht den Sieg verhieß. Hinter den Steinmauern der Gärten hervor sprühte das Todesfeuer: dies Dorf eignete sich mehr als die andern zur hartnäckigen Vertheidigung. Rechts von der Straße von Marie-aux-Chênes erhebt sich das Monument der preußischen Garde; seitwärts von Saint-Privat dasjenige des sächsischen Armeecorps, welches, von Roncourt herkommend, Saint-Privat von der Seite angriff. Die Niederlage des linken Flügels nöthigte Bazaine, sich um Metz zu concentriren: hier gerade war ihm der Weg zu Mac-Mahon versperrt worden.

Durch ein reizendes Waldthal kehrten wir nach der Moselstadt zurück. Deutsches Wesen oder deutsche Sprache konnten wir in ihrer Umgebung ebenso wenig wie in ihren Mauern selbst finden: wenn auch hier und dort deutsch geradebrecht und allenfalls verstanden wird, die deutsche Neutaufe der Plätze und Straßen, die bisher französische Namen führten, wird bei der Bevölkerung zunächst keinen Anklang finden.

Wenn Montesquieu für die Republik die „Tugend" verlangte als Trägerin der Staatsverfassung, so werden die neuen Republiken diesem Ideal, das ja auch im Alterthum nur unvollkommen verwirklicht war, wenig entsprechen. Die französische Republik der Herren Grévy und Gambetta wird kaum darauf Anspruch machen können, der Anforderung Montesquieu's gerecht zu werden. Grévy freilich hat einen unverkennbaren Zug jener Simplicität, welche der republikanischen Tugend eigen ist, und hierin eine Aehnlichkeit mit den bessern Präsidenten der Nordamerikanischen Union; mit ihm ist das Kleinbürgerthum von Frankreich ins Palais des Elysées eingezogen: der Bauerssohn bringt dorthin die gute Sitte des häuslichen Herdes nach dem abenteuerlichen Glanz des Kaiserthums. Doch schon Gambetta hat mit den Cincinnatus und Aristides keine Aehnlichkeit. Wenn sich Curius Dentatus mit gelben Rüben begnügte, so ist der Dictator von 1870 dagegen ein Gourmand, welchem das ganze Raffinement der Küche kaum genug zu thun vermag, und gegen die Drachmen des Aristides würde Gambetta nicht seine Millionen Livres eintauschen. Eher möchte er sich mit dem römischen Schauspieler Apicius vergleichen lassen, der ebenfalls ein Schlemmer, ebenfalls berühmt war und gewiß nicht weniger verstand, seine Toga in Falten zu legen und mit rhetorischem Schwung zu sprechen, als Nouma Rumestan.

Doch die Weisheit des Montesquieu ist überhaupt veraltet: auf dem heutigen Standpunkte der Civilisation haben die Staatsformen nicht mehr einen so entscheidenden Einfluß auf die geistige und sittliche Physiognomie der Völker wie früher; andere Elemente der Cultur werfen ein gleiches Gewicht in die Wagschale; vor allem aber bleibt das Naturell der Nationen dasjenige, was den Ausschlag gibt. Naturam

furca expellas, tamen usque recurret: eine französische Republik wird immer anders aussehen als eine spartanische und auch als eine nordamerikanische, obschon auch in der letztern die Aemterjagd und Vorgänge des neuyorker Rings dem Ideal Montesquieu's wenig entsprechen. Und die Pariser sind stets dieselben geblieben, unter Louis Philipp wie in der Republik Lamartine's, unter dem Kaiserreiche wie in der Republik Grévy's und Gambetta's: die Nuancen der Moral haben nur wenig herüber- und hinübergeschwankt und der Zollstock der Sergents de Ville, womit sie die Höhe der Cancansprünge messen, hat nur um wenige Linien variirt. Die Loretten des Bürgerkönigthums, die Cocotten des Kaiserreiches, die Phrynen der jetzigen Republik sind immer dieselben, wenn sie auch ihre Namen so oft gewechselt haben wie der Staat seine Formen, und auch die Sittenbilder der Bühne wurden fast immer in gleicher Weise grundirt. Es ist wahr, daß mit dem second empire ein größerer Sittenverfall einriß, oder vielmehr, daß weitere Kreise hereingezogen wurden in den Taumel der gesellschaftlichen Orgie, in deren Mittelpunkte die Glücksritter des Cäsarismus standen, und daß besonders die Literatur ausschließlicher als früher Aufgaben suchte, welche in den Bereich des geschlechtlichen Lebens gehörten, und diese Bilder mit seltener Farbengebung ausmalte. Doch in den zwölf Jahren der Republik hat sich hierin nichts geändert: im Gegentheil, brüsker und kecker als der heutige Naturalismus hat noch nie eine literarische Richtung die Sinnlichkeit in den Vordergrund gestellt, und das unverblümt Cynische dieser Schilderungen ist in der Literatur fast ohne Beispiel: wir sagen, in der Literatur, in den Werken schriftstellerischer Talente, und sprechen nicht von den pornographischen Geheimbüchern.

Was wir auf der Bühne sehen, das sind in der Regel Spiegelbilder des nationalen Lebens, namentlich wenn die Bühne, wie die neufranzösische mit wenigen Ausnahmen, ihre Stoffe aus der socialen Welt der Gegenwart wählt. Freilich ist das leichtere Genre dafür noch bezeichnender als die höhere comédie, in welcher die delicaten Probleme mit gesellschaftlicher Feinheit behandelt werden. Die ungenirten Operettenbühnen beweisen am meisten, was der nationale Esprit für Blasen wirft und was überhaupt ein Publikum sich bieten läßt, und noch dazu mit Behagen aufnimmt. Wir zweifeln z. B., daß die neueste Opéra-Bouffe von Lecoq: „Le jour et la nuit", welche auf dem Théâtre des Nouveautés, einem neuen Boulevardtheater, fast seit Jahresfrist das Repertoire beherrscht, sich für Deutschland auch durch die geschickteste Appretur möglich machen läßt.

Das Stück spielt irgendwo in Portugal, im 17. Jahrhundert: die moderne Operette liebt das burleske Pathos, das in den hochtrabenden Namen der Spanier und Portugiesen liegt. Der eigentliche Held derselben, Don Braseiro, hat die seltsame Marotte, ganz in fürstlicher Weise sich durch einen Stellvertreter trauen zu lassen: ein Motiv, das ja auch in dem „Lustigen Krieg" von Strauß eine Rolle spielt. Er hat überdies das Glück, mehrere Frauen durch den Tod zu verlieren, sodaß er seine Methode immer von neuem in Anwendung bringen kann. Diesmal hat er sich durch einen verschlafenen Vetter Degomez eine Frau holen lassen; doch gerade als sie ankommen will, wird er abberufen, um einen Angriff der Spanier, die ins Land eingedrungen sind, zurückzuschlagen. Dieser Zwischenfall ist ihm

äußerst unangenehm; er klagt in einem Couplet über die Gefahr, in die ein zu langes Warten uns stürzt:

On était prêt
Et puis, on ne sait,
Comment ça se fait,
Crac, on n'est plus prêt.

Seinen Intendanten Miguel beauftragt er, an seiner Stelle die Baronin zu empfangen und ihn überhaupt bei ihr zu vertreten: pas trop . . . seulement pour ce qui est officiel. Der Intendant selbst, ein eleganter junger Mann, hat eine Geliebte, Manola, die plötzlich erscheint und ihm ihre Abenteuer erzählt. Verfolgt und entführt von dem häßlichen alten Prinzen Calabazus, dem Premierminister, wehrt sie sich mit dem Dolche gegen ihn, springt aus dem Wagen, flüchtet sich zu Miguel und schlägt ihm als das einzige Auskunftsmittel, sich vor dem Machthaber zu retten, vor, daß sie selbst die Baronin spiele. Das ist der Ausgangspunkt der Intrigue des Stückes, deren verschiedene mögliche Verwickelungen man von hier aus leicht übersieht. Der Prinz erscheint und zeigt sich gleich in seinem ersten Couplet als ein eunuchenhafter Don Juan. Seine Theorie ist kühn:

D'abord et tout en commençant
On n'en prend qu'une très petite;
Oui, mais après, cela va vite,
On en a dix, on en a cent:
Comme un amateur de médailles
On y met de la passion,
Chaque jour on fait des trouvailles,
On veut une collection.

Der etwas dumme Staatswürdenträger läßt sich denn auch leicht einreden, daß Manola die Baronin ist. Das nicht mehr neue Motiv, daß eine Kammerzofe oder Bäuerin die Rolle der vornehmen Dame spielt, ein Motiv, das ja auch in den „Glocken von Corneville" seine Schuldigkeit thun muß, wird hier in einem Couplet Manola's ausgebeutet. Nun kommt denn auch Braseiro zurück aus dem Kampfe und ist von Manola entzückt, für die er denn auch sogleich le coucher nuptial bereiten läßt. Nun ist der Intendant mit seinem Liebchen in nicht geringer Verlegenheit; sie sind beide bereit, sich zu tödten; das Requisit eines Dolches fehlt zwar nicht; doch ein parodistisches Duett mit dem Refrain „Tuons-nous" findet einen harmlosen Abschluß. Da trifft zur rechten Zeit die wirkliche Frau Baronin mit dem verschlafenen Eheprocurator Degomez ein. Sie ist natürlich sehr entrüstet darüber, daß ihr kein festlicher Empfang zutheil wird. Manola löst ihr dies Räthsel: es sind beide gute Freundinnen. Manola erzählt, zu welchem verzweifelten Mittel sie gegriffen hat, um sich vor dem Prinzen zu retten, und bittet Beatrix, sie auch diese Nacht ihre Rolle als Baronin fortspielen zu lassen. Das geht der wirklichen Frau Baronin doch etwas zu weit: gleichwol läßt sie sich beschwichtigen, als ihr der Intendant erzählt, wie dies anzufangen sei. Manola folgt dem Baron in sein Schlafgemach: dann verlangt sie, daß das Licht ausgelöscht werde, entfernt sich durch eine geheime, geräuschlos sich öffnende Tapeten-

thür unter dem Bilde des heiligen Michael, eine Thür, die dem Intendanten allein bekannt ist, und an ihrer Stelle schleicht sich die Baronin in das Schlafgemach. Trotz ihrer in einem Couplet ausgesprochenen Bedenken, daß es doch weniger Vergnügen macht, wenn der Liebende uns die Hand drückt und dabei einer andern die Hand zu drücken glaubt, geht sie auf den Plan ein, und wir sehen noch am Schluß, wie Manola mit dem Baron abgeht, gleich darauf von Miguel gerufen wird (was übrigens der Baron doch auch hören mußte), und es folgt dann das changez les dames als theatralische Schlußtour.

Der zweite Act beginnt mit einem etwas euphemistischen Ständchen, das der Vetter Degomez arrangirt hat: wie dies vor der Jagd mit den Jägern zu gehen pflegt, wird dem jungen Ehepaar alles mögliche Unglück gewünscht, unter anderm, daß sie sich fortwährend zanken und wie ein paar Hunde von Porzellan immerfort angucken mögen. Bei seinem Vetter Degomez beklagt sich dann der Baron über das merkwürdige Benehmen seiner Frau, über ihre Scheu vor dem Licht, über ihren auffallenden Wunsch, er möge sie verlassen, ehe der Morgen graut; dann will er wieder zu ihr; doch Beatrix und Manola erscheinen selbst auf der Bühne: der Baron bekennt seinen Wunsch, mit der Frau allein zu sein, nachdem er der Manola zum großen Aerger der Beatrix den Hof gemacht und seine Vorliebe für die „Blonden" ausgesprochen hat. Das bringt natürlich die wahre brünette Baronin, welche von Manola als ihre Gesellschaftsdame vorgestellt wurde, außer sich. Manola rühmt dem Baron die Vorzüge der Freundin mit vieler Wärme, und als sie nun mit ihm allein ist, fängt er über die Vorgänge der Hochzeitsnacht zu plaudern an: sie soll ihm alles erzählen und dann noch das Lied vorsingen, das sie ihm des Nachts gesungen hat. Diese Scene ist natürlich sehr pikant: Manola singt einige Lieder, welche der Baron sehr artig findet, trotz ihres frivolen Beigeschmacks. Dann hilft ihr Beatrix aus der Verlegenheit, indem sie halb leise ihr das Lied vorsingt, das sie die Nacht gesungen hat. Der Prinz will abreisen: damit wäre das Stück zu Ende. Es wird ihm schon sein Sonnenschirm zur Reise überreicht: da erblickt er Beatrix und verliebt sich plötzlich in sie; er, der bisher für die Blondinen geschwärmt hat, begeistert sich auf einmal für die Brünetten, und beschließt plötzlich zu bleiben, nachdem er erfahren, daß Beatrix „frei" sei. Nun droht dieser Gefahr; um sie zu retten, beschließt Manola, durch ihre Koketterie den Prinzen zu fesseln und seine Neigung wieder wach zu rufen. Sie gibt ihm ein Rendezvous, sperrt ihn in einen Taubenschlag und flüchtet mit ihrem Intendanten.

Der letzte Act spielt in einem Wirthshause, in welchem die schlechteste Gesellschaft sich ein Rendezvous gibt. Zuerst erscheint der Baron mit Beatrix, dann Miguel mit der als Maulthiertreiberin verkleideten Manola, welche ein pikantes Couplet zum besten gibt, wie sie die verschiedenen Maulesel, natürlich aus der menschlichen Gesellschaft, in Trab zu bringen weiß. Der Prinz erscheint, erblickt die beiden weiblichen Wesen, die ihn im Stich gelassen haben, will sich an ihnen rächen: doch wie in einem chinesischen Schauspiel irgendein Mandarin am Schlusse bestraft wird, so ergeht es auch dem Premierminister, der, weil er sein Amt vernachlässigt hat, um einem Weibe nachzulaufen, seines Amtes entsetzt wird. Der

Intendant und Manola bekennen ihre Liebe und daß sie verlobt sind ... und so bleibt dem Baron nichts übrig, als sich mit seiner wirklichen Gattin Beatrix, deren Vorzüge er kennen gelernt hat, zu begnügen.

Wir haben den Inhalt dieser Operette, deren Text A. Vanloo und P. Leterrier verfaßt haben, deshalb so genau angegeben, weil er die eigenthümliche sittliche Atmosphäre, in welcher das Paris der dritten Republik athmet, am besten widerspiegelt. Es handelt sich hier nicht um eine Kritik der größern oder geringern Wahrscheinlichkeit der Vorgänge: in einer Operette nimmt man das nicht so genau und läßt sich auch einen Vetter Degomez gefallen, der fortwährend auf der Bühne schläft, nicht blos um das Publikum mit dieser Schlafsucht zu erheitern, sondern weil das ganze Stück gleich ein Ende hätte, sobald er die Augen und den Mund aufmachte. Es geht in der Operette nichts vor, was in die Rubrik der sittlichen Vergehen und Verbrechen fallen würde: von irgendeinem Ehebruch ist nicht die Rede; die Gattin bleibt ihrem Gatten treu, die Braut ihrem Bräutigam. Gleichwol ist das Problem, das behandelt wird, wenn man von Problemen hier sprechen darf, eins der kitzeligsten; man wird lebhaft an das Motiv erinnert, das Shakspeare in „Measure for Measure" benutzt hat, und an die Theorie, welche Eduard von Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten" über die Liebe aufstellt. Und zwar ist diese Erinnerung von der aufdringlichsten Frivolität: das Geheimniß der bräutlichen Kammer beschäftigt uns fortwährend; die Couplets sind nirgends cynisch, doch fortwährend voll der feinsten Anzüglichkeiten und Zweideutigkeiten, und die Moral des Stückes zerhaut ziemlich plump den Gordischen Knoten der Verwickelung. Manola, die Tagesgeliebte des Barons, und Beatrix, die Nachtgeliebte, singen zusammen die Couplets, welche die Handlung und den Titel des Stückes illustriren:

Sur vous, de même, Monseigneur,
Deux femmes ont eu la puissance,
Toutes les deux, sans différence,
Ont su régner sur votre coeur.
Mais seulement, tandis que l'une
La blonde, vous charmait le jour,
Quand venait la nuit, votre amour
Ne s'adressait plus qu'à la brune,
C'est le jour et la nuit
Deux femmes qui savent plaire:
C'est moi lorsque le jour luit,
C'est elle quand vient la nuit,
La nuit et son doux mystère!

Eigentlich haben die Poeten damit gar nicht dasjenige getroffen, was den Kern ihrer dramatischen Erfindung bildet: denn nicht darauf kommt es an, daß der Baron die Blondine bei Tage und die Brünette bei Nacht liebt und daß es überhaupt unter den Schönen Tag- und Nachtfalter gibt, sondern darauf, daß der Baron ein und dieselbe zu lieben glaubt, während sich doch eine andere zur Nacht in sein Brautgemach schleicht, und daß also in den Musentempeln der Boulevards

dieselbe Moral in Bezug auf die Liebe gepredigt wird wie von dem Philosophen des Unbewußten: „In der Nacht sind alle Katzen grau."

Die Moral hat die pariser Bühnencensur ruhig passiren lassen, wenn sie auch einige Couplets gestrichen hat: die Censur des deutschen Publikums würde aber doch an dem heiklen Stoff Anstoß nehmen, so sehr sie sich sonst bereits an die französische Leichtlebigkeit gewöhnt hat. Im übrigen ist die Musik von Lecoq allerliebst; die Melodien sind neckisch und schelmisch, oder zart hingehaucht, und die Aufführung war eine vortreffliche. Namentlich ist Madame Marguerite Ugalde, welche die Manola spielte, eine originelle und pikante Darstellerin, von ebenso vieler Feinheit wie Verve.

Einen nicht minder andauernden Erfolg, wie ihn „Le jour et la nuit" schon hinter sich haben, kann man der Novität des Vaudeville: „Tête de linotte", in Aussicht stellen; denn bei allen Aufführungen ist das Theater gefüllt und die Kritik erkennt die ungemein belustigenden Verwickelungen des Lustspiels an. Der eigentliche Verfasser des Stückes ist Barrère, der es indeß nicht ganz vollendet hat. Nach seinem Tode legte Gondinet, der sich indeß auf dem Titel nicht nannte, die letzte Hand an das Werk. Die Grundidee ist nicht gerade neu; sie soll schon in einem Stücke von Laya benutzt worden sein; uns erinnerte sie lebhaft an die „Pattes de mouche" von Sardou, eine comédie, die unter dem Titel „Der letzte Brief" auch auf deutschen Bühnen oft gegeben worden ist. In beiden Stücken handelt es sich um compromittirende Briefe, die verloren gegangen sind: nur hat das Stück von Barrère den Vorzug, daß hier die Verwickelung aus einer Charaktereigenschaft der Heldin hervorgeht. Es ist nämlich die grenzenlose Zerstreutheit einer jungen Frau, aus welcher die komischen Situationen des Stückes entstehen, und da man bisher meistens zerstreute alte Gelehrte auf der Bühne sah, so hat es wenigstens den Reiz der Neuheit, wenn man ein anmuthiges weibliches Wesen mit diesem verhängnißvollen Fehler behaftet sieht. Die Voraussetzungen der Handlung sind allerdings specifisch französischer Art: „Tête de linotte" kann in Bezug hierauf mit allen Komödien des second empire wetteifern. Die compromittirenden Briefe hat die junge Ehefrau an ihren Liebhaber geschrieben, und in die Handlung hinein spielen alle möglichen Intriguen, welche zum Theil darauf beruhen, daß einer der Ehemänner des Stückes einer Modistin ein möblirtes Logis gemiethet hat. Man läßt sich in Paris dergleichen gefallen: es gehört einmal zu den Traditionen der Bühnenstücke und ist aus der Volkssitte herausgedichtet. Zwar als Victorien Sardou neuerdings behauptete, niemals sei die öffentliche Moral so tief gesunken gewesen als gerade jetzt, niemals hätten die ehelichen Skandale und Processe so überhandgenommen wie in jüngster Zeit: so entgegneten andere Blätter, besonders „La France", das beweise nur, daß Sardou in seinen Kreisen Anlaß habe, häufig solche Vorgänge zu erfahren; in andern Kreisen wisse man nichts davon und man könne nur von guten Ehen und sittlichen Hausfrauen berichten. In der That mag Sardou zu schwarz gesehen haben: oder sein Pessimismus ist ein Trumpf, den er gegen die Republik der Rabagas ausspielt, ein Trumpf seines geheimen Imperialismus. Gleichwol ist la vie parisienne, wie es auch in allen

Witzblättern illustrirt ist, leichtfertig genug, daß die Bühne als Spiegelbild desselben allerlei bedenkliche Vorgänge vorführen darf. Dies ist in Deutschland doch anders, und wenn „La tête de linotte" hier zur Aufführung kommen sollte, so würde der Stoff doch mit Recht Anstoß erregen; obschon uns, aufrichtig gesagt, die hochtragischen Ehebrüche der vornehmen comédie weit widerwärtiger sind als diese mit heiterster, wir möchten sagen altfranzösischer Laune durchgeführten Imbroglios ehelicher Untreue. Am wiener Stadttheater ist das Stück zur Aufführung angenommen worden; doch Wien liegt ja auch zwischen Paris und Deutschland in der Mitte.

Die Introduction ist sehr frisch und belustigend und versetzt uns von Hause aus in die rechte Stimmung. Die Familie Champanet kommt von einem Ausfluge nach Hause; doch sie kann nicht hineinkommen; Madame Champanet, tête de linotte, hat den Schlüssel verloren. Man klingelt — vergeblich; die Dienerschaft ist ausgeflogen; man zerschlägt eine Scheibe und steigt dann durch das Fenster ein. Die tête de linotte erblickt man zuerst, eingefaßt durch den Rahmen des zerschlagenen Fensters: ein sehr glücklicher, launiger Einfall; denn die Zerstreutheit der jungen Frau Champanet allein trägt die Schuld an dieser Verwüstung; es ergibt sich dann, daß sie die Schlüssel, die man für verloren hielt, in der Tasche bei sich trug. Schlimmer ergeht's ihr mit einer Tasche: in derselben befinden sich nach ihrer Ansicht die Briefe, die sie von dem jungen Secretär ihres Mannes, Carpiquet, erhalten hat. Und diese Tasche hat sie verloren. Da bringt sie ein Portugiese herbei, der ihre Bekanntschaft im Seebade gemacht hat und den sie aus Versehen für ihren Gatten hielt: er liebt sie glühend seit dieser Zeit. Eine köstliche Figur; die Portugiesen und Brasilianer sind in Paris die Sündenböcke der Lustspiele, die Helden burlesk-pathetischer Komik. Doch auch in dieser Tasche finden sich die Briefe nicht: neuer Schrecken der Frau Champanet. Sie hat eine Nachtmütze aus der Reisetasche hervorgeholt und ihrem Gatten gegeben: jetzt fürchtet sie, daß die Briefe in dieser Mütze sind. Carpiquet ist außer sich und will abreisen, um dem Skandal aus dem Wege zu gehen: in der That stürzt er fort, während Frau Champanet mit Angst und Zagen den Augenblick erwartet, wo der Gatte sich die Mütze aufsetzen und die Beweise ihrer Schuld wie schwarze Lose aus der Urne hervorschütteln wird. Doch o Wunder, die harmlose Mütze enthielt nichts Verfängliches. Champanet setzt sie ruhig auf: der Frau Champanet wird's wieder leicht ums Herz: der Vorhang fällt.

Der zweite Act bringt in der That neues scenisches Arrangement. Die Bühne ist getheilt: auf der einen Seite ist das Zimmer des Secretärs, auf der andern ein Flur mit der herauf- und herabführenden Treppe. Diese Einrichtung der Bühne ist ganz geeignet für die Verwickelungen, die sich hier wie in einem Stücke von Rosen oder Moser mit einer sich übersteigenden Lebendigkeit drängen. Der Secretär packt seine Sachen um abzureisen. Da erscheint die von Herrn Grimoine eingemiethete Modistin, um dies Zimmer zu miethen; bald darauf Herr Champanet, welcher der Ansicht ist, daß sein Secretär ein Verhältniß mit Frau Grimoine hat; dann Frau Champanet, um den Secretär von der glücklichen Wendung in Kenntniß zu setzen: sie kommt mit Frau Grimoine, wagt sich nicht herein, und es ist sehr ergötzlich, wie die beiden immer die Treppe hinauf- und herunterjagen, aus Furcht,

von den Kommenden erkannt zu werden. Die Pointe des Acts, wie Herr Champanet seine eigene verschleierte Gattin aus der Wohnung des Secretärs führt, in der Meinung, Frau Grimoine vor einer compromittirenden Entdeckung zu retten, und wie er dann auf der Treppe plötzlich Frau Grimoine findet, während seine Frau das Weite sucht, macht einen sehr ergötzlichen Eindruck. Die Verwirrung, die hier mit Hülfe der Treppen, Thüren, Wandschränke, Seitencabinete, einer durchrissenen Klingelschnur u. s. f. in Scene gesetzt wird, läßt sich mit ihrem kaleidoskopischen Scenenwechsel gar nicht kurz schildern. Auch der Portugiese spielt wieder eine ergötzliche Rolle: er sucht die Geliebte, was ihm theuer zu stehen kommt; bei der Modistin auf dem Flur gegenüber kauft er vierzehn Damenhüte und bei der Somnambule eine Treppe höher wird er um einige hundert Francs geprellt.

Die Verwirrung wird dadurch vermehrt, daß Frau Champanet drei Briefe, die sie an den Brasilianer, an ihren Notar und an Carpiquet geschrieben, miteinander vertauscht hat. Es ist dies zwar ein verbrauchtes Motiv, doch da es hier so trefflich zum Charakter der Heldin paßt, mag man es sich gefallen lassen. Es beruhen auf demselben noch einige komische Scenen im letzten Act: die Lösung besteht darin, daß Frau Champanet die Briefe in ihrem Brustlatz versteckt hat. O tête de linotte! Das amusante Stück wurde ganz vortrefflich gespielt: namentlich wird die junge Darstellerin der Titelrolle, Fräulein Marie Lebault, welche diesen liebenswürdigen Wirrkopf mit großer Anmuth und Lebendigkeit durchführte, gewiß bald unter dem Elitechor der französischen Schauspieler eine Rolle einnehmen. Vortrefflich war auch der Champanet des Herrn Parade.

Zu andern Gedanken regt die Aufführung des großen Ausstattungs- und Sensationsdramas „Michel Strokoff" von Dennery an. Das Theater der Porte Saint-Martin ist im ganzen seinen Ueberlieferungen treu geblieben und pflegt das große Drama, dessen Effecte bisweilen an die des Circus erinnern. Uns hat an dem Stücke weniger die spannende Handlung und das Schicksal des russischen Kuriers interessirt, der von den Tataren geblendet wird und durch einen wunderbaren Zufall, infolge höchster Aufregung, das Augenlicht wiedergewinnt, weniger der immerhin tragische Conflict zwischen Sohnesliebe und Pflichteifer, weniger der Glanz der Decorationen, der orientalische Pomp der Tatarenfeste, die Naphthaflüsse und brennenden Städte, als die Episode der westmächtlichen Allianz zwischen zwei Kriegsjournalisten, die zwar meist humoristisch beleuchtet ist, deren Aufnahme seitens des Publikums aber doch bewies, daß die gambettistische Strömung in Paris die Oberhand hat und daß man für die angestrebte Allianz zwischen Frankreich und England die beste Laune und Neigung fühlt. Man lacht über das gerade-brechte Französisch des Engländers, über sein Benehmen bei den sibirischen Abenteuern; aber John Bull ist trotzdem ein Held, ein ganzer Mann, wenn es gilt, von der Bravheit eines echten Gentleman, wenn er auch schwer auf seinen Esel herauf- oder von ihm herunterkommt, und würdig der Freundschaft des Franzosen, trotz aller kleinen Rivalitäten des journalistischen Metiers. Daß der Franzose selbst jeder Zoll ein Held ist und das Wort „France" mit jenem eigenthümlichen vibrirenden Ton ausspricht, der jedes patriotisch fühlende Herz ergreifen muß,

versteht sich ganz von selbst. Man ist für John Bull sympathisch gestimmt, obschon der leichte glänzende Sieg über Arabi-Pascha die Franzosen doch etwas verschnupft hat und viele Blätter den Siegesjubel der englischen Zeitungen geradezu lächerlich finden und in jeder Weise persifliren. Allerdings haben sie recht darin, daß man von einer Schlacht, die der englischen Armee nicht viel mehr Todte gekostet hat, als das Eisenbahnunglück von Hugstetten kostete, nicht allzu viel Rühmens machen darf.

Man schont, man braucht die Engländer — ob zu einer Allianz gegen Deutschland, das weiß Gott und Gambetta.

Was das Théâtre français betrifft, so scheint es zunächst kein besonderes Glück mit seinen Novitäten zu haben; die comédie „Les Corbeaux" von Becques stößt bei jeder Aufführung auf lebhafte Opposition; wir haben selten einen langweiligern und tristern Theaterabend erlebt als diesen, der uns das weltberühmte Théâtre français in einer sehr fahlen Beleuchtung zeigte. Wir begreifen nicht, wie erste deutsche Bühnen ein Stück von solcher Nüchternheit und Trivialität zur Aufführung annehmen konnten: wo ist Scribe's feines Compositionstalent und glänzendes Genie geblieben, wenn solche „Fetzen" aus dem wirklichen Leben, ganz der Theorie Zola's gemäß, Scenen ohne jeden künstlerischen Aufbau, sich als Schauspiele auszugeben wagen?

Freilich gehört der Dichter sonst nicht ganz zu Zola's Schule: er führt uns zwar nichtswürdige, also nach Zola's Theorie lebenswahre Charaktere in großer Zahl vor, doch er consumirt auch in seinen Stücken nicht wenig Edelmuth, was Zola bekanntlich durchaus verwirft: alle derartigen Charaktere sind ihm ein Greuel. Bei Becques spielen die „edeln Töchter" eine Hauptrolle. Der Grundgedanke des Werkes ist nicht übel. Es werden uns die Raben geschildert, die nach dem Tode eines Haus- und Familienvaters über das hinterlassene Vermögen und die Hinterbliebenen raubgierig herfallen. Im ersten Act sehen wir einen Familienvater und Frau sich in Planen betreffs der Heirath der Töchter und ihre Zukunft in heiterster Weise ergehen: doch der Vorhang des ersten Actes fällt nicht herunter, ohne daß wir bereits den Tod des Papa Vigneron erfahren haben, der kaum das Haus und die Scene verlassen hat, als er von einem Schlaganfall betroffen wird. Nun wird die Witwe mit ihren Töchtern das Opfer der Freunde und Geschäftsfreunde; namentlich beutet der Associé Teissier ihre Lage in herzlosester Weise aus: der alte Herr setzt diese Daumschrauben an, um eine Heirath mit der einen sehr geschäftskundigen Tochter Marie zu erzwingen. Der brüske Abschluß des Werkes besteht nun darin, daß Marie ihre Einwilligung zu dieser Ehe gibt, um nur die Familie vor dem Elend zu retten, in das sie zu verfallen droht; denn wie kann sie mit den Zinsen von 40000 Frs. leben, dem Rest des mütterlichen Vermögens, wie es Teissier und der Notar herausrechnen? Eine sich in alles mischende Freundin des Hauses, ein anspruchsvoller Architekt, welcher ebenfalls im Trüben zu fischen sucht, ein Professor der Musik und einige andere „Raben" sind die Helden einzelner Genrescenen, deren Mosaik, nur locker durch den Grundgedanken zusammengehalten, das Stück bildet. Nichts von Spannung und Steigerung, ein greller und brüsker Actschluß, die Charaktere gewöhnlich,

ohne Geist dem Leben nachphotographirt: welche Sympathien kann ein solches Stück erwecken? Wir können nicht die satirische Ader in demselben herausfühlen, welche in einigen Zeitungen gerühmt wird; die Mehrzahl findet indeß das Stück so schlecht, wie ich es gefunden habe. Hin und wieder einige satirische Reflexe und ein anständiger Conversationston: das sind wol seine einzigen Verdienste. Obwol das pariser Publikum das Stück abgelehnt hat, so werden die „Raben" doch ihren Flug über den Rhein antreten: denn auch die zerbrochenen Töpfe der pariser Bühnen werden für Deutschland wieder zusammengekittet, und wir sollen Meisterwerke der dramatischen Kunst in ihnen bewundern. Sic volo, sic jubeo — sagt das deutsche Feuilleton, das sich so gern mit pariser Federn schmückt.

Die Deutschenhetze des Herrn Déroulèdes hat nicht den gewünschten Erfolg gehabt: namhafte Patrioten haben sich gegen den stürmischen Lyriker erklärt, so Mézières in einer durch mehrere Blätter gehenden Erwiderung, in welcher die Vorzüge des Präsidenten der Ligue patriotique zwar hervorgehoben, aber ihm mehr Selbstbeherrschung ans Herz gelegt wird. Im übrigen bringen die Zeitungen allerlei gelegentliche Notizen über Deutschland. So erfährt man aus einem Leitartikel von Deutschlands geheimen Planen, Holland zu annectiren und die Herrschaft über den Zuidersee zu erobern. Dann liest man wieder von der trostlosen Lage der berliner Bevölkerung, die zum Theil Hungers zu sterben droht. Bei anderer Gelegenheit übergeht man die Deutschen dagegen mit einem verächtlichen Stillschweigen. So wird erwähnt, daß das Théâtre français jetzt eine so große Zahl fremder Besucher zählt, die mit dem Buche in der Hand der Vorstellung folgen, daß die Schauspieler glauben müssen, vor lauter Souffleurs zu spielen, und da werden unter den Fremden diejenigen von 20 verschiedenen Nationen erwähnt, bis auf Peruaner und Chilenen, aber mit keinem Worte die Allemands und Prussiens.

Die Ligue des Patriotes gibt seit Beginn des Jahres 1882 ein illustrirtes Wochenblatt heraus unter dem Titel „Le Drapeau, moniteur de la Ligue des Patriotes", deren Hauptmitarbeiter der Held der Rue Saint-Marc, der Lyriker Déroulèdes ist. In einer Nummer desselben bläst er in einem Leitgedicht, welchem man eine gewisse dichterische Wärme durchaus nicht absprechen kann, die Reveille als ein neufranzösischer Herwegh. Die zweite Strophe des Gedichts lautet:

C'est un lourd fardeau que la haine,
Et le repos de l'âme humaine,
C'est l'oubli qui mène au pardon;
Mais Metz pleure, mais Strasbourg veille,
Et la conquête se fait vieille,
Et le conquérant se fait bon,
Ah, Clairon, réveille, réveille,
Ah, Clairon, réveille-nous donc.

Und die letzte Strophe mit dem gleichen Refrain lautet:

Sonne, sonne! Qu'à la fanfare
La grande France qui s'égare
Reprenne enfin un ancien ton,
Ouvrons le coeur, tendons l'oreille,

Et que la langue de Corneille
Nous souffle l'âme de Caton.

Was die Seele Cato's betrifft, so glauben wir nicht, daß sie bei irgendeiner Seelenwanderung gerade in die Franzosen fahren wird. Zu solcher starren Römertugend haben sie doch zu wenig Talent, und Déroulèdes wird mit seiner Ligue patriotique, seinem „Drapeau" und der ganzen Gymnastik, Fecht- und Schießkunst, die er mit den Seinen lehrt und übt, keine Catone aus ihnen machen: wir denken deshalb nicht gering von der französischen Tapferkeit, aber die Pariser sind sowenig alte Römer, wie die Athener Spartaner waren. Sie haben sich zwar schon öfter in dieser Rolle in der großen Revolution und unter Napoleon versucht; doch ihr Römerthum hatte etwas Theatralisches, ganz wie sich der große Cäsar von Talma in den imperatorischen Posen unterrichten ließ, und die römische Maskerade hat in Paris nie lange angehalten; man kann die Welt erobern, ohne ein Römer zu sein.

Das Studium der Nummern des „Drapeau", von denen uns eine Zahl vorliegt, ist überhaupt sehr lehrreich: das Blatt ist ein Hetzblatt in des Wortes verwegenster Bedeutung; jede Zeile darin predigt den Haß gegen Deutschland. Die verschiedensten Rubriken dienen dazu. Außerdem gilt es, die Herrlichkeit Frankreichs zu feiern. Die letzte Seite jeder Nummer hat eine Rubrik: „Le livre d'or de la défense nationale"; da werden bisweilen Erinnerungen aus ältern Schlachten aufgezeichnet, eine z. B. aus derjenigen an der Moskwa; doch vorzugsweise handelt es sich um Episoden aus den Schlachten des letzten Krieges, z. B. die letzten Cavalerieangriffe bei Sedan, die Schlacht bei Wörth. Alle diese Schilderungen sind in einem Ton gehalten, daß man sich wundern muß, wie die Deutschen überhaupt in diesen Schlachten den Sieg erringen konnten. Im übrigen wird man keiner Nation die Pflege des nationalen Ruhmes und die Erinnerung an tapfere, wenn auch unglückliche Kämpfe verdenken können, und auch die Ausbildung durch gymnastische Uebung zur Wehrhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit des französischen Turnerthums, das von der Ligue patriotique gepflegt wird und das im Grunde doch nur eine Nachahmung deutschen Wesens ist, hat ihr gutes Recht. Tempora mutantur — wie würde sich Heinrich Heine, der in der Matratzengruft der Rue d'Amsterdam die deutschen Turnersprünge lächerlich machte, im Grabe des Cimetière von Montmartre umdrehen, wenn er erführe, daß jetzt auch an der Seine die Schule Atta Troll's in Blüte steht und seine so civilisirten, so wenig bärenhäutigen Franzosen dieselben Purzelbäume schlagen wie der kleine Maßmann.

Das Dorf Bazeilles bei Sedan ist das Schmerzenskind der Franzosen; wenn die deutsche Brutalität gebrandmarkt werden soll, so wird immer auf die Trümmer dieses Dorfes hingewiesen. Jedes einzelne Haus dort hat seine Erinnerungen, seine Geschichte. So bringt „Le Drapeau" mehrere Illustrationen aus Bazeilles: la maison Lafond, in welchem etwa 30 bairische Offiziere, die eben behaglich bei Tische saßen, von französischen Marinesoldaten niedergemetzelt wurden, und ein anderes Haus, à la dernière Cartouche, in welchem sich Marinesoldaten gegen die angreifenden Baiern vertheidigten. Wie wir aus dem „Drapeau" erfahren, hat sich dies Haus jetzt in ein kleines Museum verwandelt, in welchem auf dem Schlacht-

felde gesammelte Säbel, Degen, Lanzen, Gewehre, Chassepots, Bajonnete, Carabiner, Pistolen, Helme, Revolver, Küraſſe, über 5000 verschiedene Gegenstände, zur Schau gestellt sind; auch Marketenderfäßchen, Bomben und Granaten. Eine derselben, die ein Gewicht von 78 Kilogramm hat und aus einer Krupp'schen Kanone kam, imponirt dem Berichterstatter besonders; sie gehört zu denen, welche am Neujahrstag 1871 den Bewohnern von Mézières, die an ähnliche Geschenke nicht gewöhnt waren, beschert wurden. Daneben sind Medaillen aneinandergereiht, von 1864, 1866 und — 1870? „Wir haben deren keine", heißt es im „Drapeau", aber zur Seite befindet sich Mentana, die Krim, Italien, gegenüber das Eiserne Kreuz, verdunkelt durch das rothe Band der Ehrenlegion. Gab es vor 1806 nicht ein 1757? Jena löschte Roßbach aus! „Die Bewohnerin dieses Hauses erzählt noch als Erinnerung aus jenen furchtbaren Schlachttagen, wie sie in ihrem Versteck besonders durch das wilde Schlachtgeheul der Deutschen erschreckt wurde, durch das bei civilisirten Völkern ganz ungewöhnliche Gebrüll." Die politischen Artikel des „Drapeau" sind zum Theil von Autoren verfaßt, welche auf dem prophetischen Dreifuß stehen. So verkündet der Deutschenfresser Victor Tissot in einem Artikel: „L'Allemagne et la Russie de l'avenir", daß die Esten die Russen als ihre Beschützer betrachten und daß die Polen stets die Russen den Preußen vorziehen werden.

Eine der interessantesten Rubriken des „Drapeau" ist diejenige, welche die Ueberschrift trägt: „La littérature nationale allemande." Man wird sich nicht wenig darüber wundern, in dieser Rubrik die neue und auch die ältere deutsche Kriegslyrik in Uebersetzungen in Prosa und Versen vertreten zu sehen, natürlich zum abschreckenden Exempel: so z. B. „La hymne de Saint-Sedan" von Emanuel Geibel, ein Lied von G. Obrist mit den Schlußworten: „Gloire à l'Allemagne! Elle a bien combattu! Eux, ils rêvaient de brûler notre beau pays du Rhin, nos riches campagnes . . . mais le tonnerre allemand est venu et les Français se sont sauvés." Ein Lied „De l'armée bavaroise" wird ins Französische übersetzt. Es führt den Titel: „Le combat de Beaumont"; es schließt mit der Wendung, daß die Franzosen jetzt ihr miserere, nunc et semper et in saecula saeculorum singen können! Auch wird ohne Commentar ein geharnischtes Sonett F. Rückert's mitgetheilt, von dem die Franzosen jedenfalls glauben werden, daß es in neuester Zeit gedichtet worden sei. Auch sonst spielt die neue deutsche Poesie keine geringe Rolle in diesem deutschfeindlichsten aller Blätter. „Die nächtliche Heerschau" von Zedlitz gibt das Leitmotiv ab zu einer patriotischen Phantasie und der Tambour Le Grand aus Heine's „Reisebildern" wird in ganzer Länge und in wörtlicher Uebersetzung in die Spalten des „Drapeau" aufgenommen. Darunter steht der Name Harry Heine, als handelte es sich um den Originalartikel eines Mitarbeiters. Wir meinen, daß die Herausgeber des „Drapeau" gegen ihre Tendenzen sündigen, wenn sie die Ergüsse deutscher Dichter aufnehmen, welche den französischen Ruhm verherrlicht haben: das beweist denn doch, daß die Deutschen auf einem höhern Standpunkte stehen als der Chauvinismus des „Drapeau". Dieser feiert denn auch gelegentlich seine selbständigen Orgien. So reproducirt er das Gedicht „An Gretchen", welches Victor de Laprade, ein Mitglied der Französischen Akademie,

im Jahre 1872 verfaßt hat. Gretchen, das deutsche Mädchen und wie wir weiterhin erfahren sogar eine Baroneß, denkt an ihren Fritz oder Faust, der im Felde ist:

Il a fait un petit butin
Dans la Bourgogne et la Champagne.

Gretchen schreibt und citirt Schiller, Goethe, Dante:

Prouvant qu'on ne saurait ailleurs
Que dans la vieille Germanie,
Trouver l'amour vraie dans les coeurs,
Dans les cerveaux le vrai génie.

Warum aber fragt sie das Blumenorakel in ihrer Hand? Sie möchte für die Festtage einige feine Batisttaschentücher haben, Spitzen, die sich auf Sammt gut ausnehmen, auch Perlen und mehr dergleichen, was man in Paris findet, diesem verwünschten Babylon. O, sie wird noch mehr erhalten, als sie wünscht. Die deutschen Prinzen und Helden wissen ihren Sieg zu benutzen, sie nehmen die Wäsche aus unsern Schränken:

Gretchen, vous portez nos chemises!
Pour une femme de la cour,
Franchement, vous n'êtes pas fière,
Gretchen! Margot, la vivandière,
Entend mieux l'honneur et l'amour.

Si le sapeur qui la courtise
Lui disait las de trop souffrir:
Belle Margot, pour vous l'offrir,
J'ai pris à Gretchen sa chemise.

Tout irait mal, j'en ai grand peur,
Et Margot, couleur de l'aurore
Gratifierait le beau sapeur
D'un soufflet rapide et sonore.

Dann erinnert der Dichter daran, daß auch die Franzosen — mögen die alten Grafen und Markgrafen, die Vorfahren der Deutschen, es verzeihen — ebenfalls einmal in Deutschland die Herren gespielt haben:

Nous avons doucement passé
Dans vos manoirs quelques années,
Et dit-on nous avons laissé
Vos jupes un peu chiffonnées.

Du moins nous ne volions pas
Et vous n'avez pas porté plainte;
Vous avez reçu sans contrainte
Les honneurs dus à vos appas.

Doch die Deutschen sollen sich nicht beunruhigen, man will nichts von ihnen zurückhaben:

Continuez, bons Allemands,
A salir notre linge sale.

Notre linge sale ... dazu gehört offenbar auch dies eines Akademikers vollkommen unwürdige Gedicht, das vom gemeinsten Cynismus beseelt ist: es macht den Eindruck, als ob einer der Unsterblichen in den Fauteuils des Instituts auf seine palmengestickte Uniform gespuckt hätte.

Die Redacteure des „Drapeau" studiren selbst die deutschen Witzblätter, um daraus für ihren Chauvinismus Nahrung zu ziehen. So bringen sie ein Bild des berliner „Ulk": „Metamorphosen", mit der deutschen Unterschrift: „Wie die Franzosen nach und nach dahin kamen, anzufangen", und welches, nach darwinistischer Theorie, in vier nebeneinandersitzenden Figuren nachweist, wie sich die Hasen allmählich in Franzosen verwandeln. Daß das Bild die Franzosen in Harnisch bringen muß, ist begreiflich. Der Commentar der Redaction lautet: „Injures Prussiennes. Wir theilen hier die beifolgende Zeichnung aus einem berliner Journal mit. Der Griffel des Künstlers wollte die verschiedenen Verwandlungen darstellen, welche die französische Armee durchmachen muß, ehe sie sich wirklich in eine Armee von Hasen verwandelt. Wir theilen ohne jeden weitern Commentar das Beweisstück deutscher Anmaßung mit." Dergleichen Bilder arbeiten freilich dem französischen Chauvinismus in die Hände; auch sind sie wenig delicat und wenig zutreffend, denn die Franzosen sind ein tapferes Volk und haben das auch im letzten Kriege bewiesen.

Eine originelle Illustration des „Drapeau" ist auch das Kärtchen, welches unter der Ueberschrift „Carte Allemande" mitgetheilt wird. Durch verschiedene Schraffirungen ist auf derselben angedeutet: „Ce qu'ils nous ont pris" und „ce qu'ils veulent nous prendre". Zu dem letztern gehört Burgund, der ganze französische Festungscirkel gegen Belgien bis ans Meer. Die unersättlichen Deutschen! Holland und Belgien sind, wie wir aus andern Zeitungen wissen, die nächste in Aussicht genommene Kriegsbeute. Indeß, wenn die Lyriker zum Sturm blasen gegen die meurtriers des morts, die „géoliers des vivants", wie Déroulèdes in seinem lyrischen Erguß „pro patria" die Deutschen bezeichnet, so mahnen doch die Leitartikelschreiber zu einiger Vorsicht. In dem Aufsatze „Le bilan d'une defaîte" wird darauf hingewiesen, daß die Deutschen, nach einem nochmaligen Siege, kein anderes Programm haben würden, als Frankreich aus der Reihe der europäischen Staaten auszustreichen. Die Prosa des „Drapeau" ist weniger kriegslustig als seine Verse!

Wie bedauerlich, daß zwei so begabte Nationen, die sich so vortheilhaft ergänzen und so berufen erscheinen, in Gemeinschaft die höchsten Aufgaben der europäischen Cultur, der Kunst und Wissenschaft zu lösen, durch die geschichtliche Situation zu einer anscheinend unversöhnlichen Feindschaft verurtheilt sind! Nach der Lektüre des „Drapeau" war es mir eine Beruhigung, in dem schönsten pariser Kunsttempel, der Großen Oper, einer Aufführung des Weber'schen „Freischütz" beizuwohnen. Mir gefiel diese Aufführung im ganzen wenig; es waren einige der besten Nummern, besonders Aennchen's Lied im letzten Act, fortgelassen worden, und auch das Arrangement der Wolfsschlucht war nicht unheimlich genug, hatte mehr glänzenden Feenzauber: aber die Franzosen ließen sich doch von Weber's Melodien hinreißen und applaudirten dem deutschen Genius.

Das Nildelta und seine Zukunft.

Von

Hans Wachenhusen.

Seit Mehemed-Ali die Mamluken über die Klinge springen ließ und dafür die zehnmal schlimmern Mamluken, die französischen Abenteurer und Glücksucher, ins Land rief, ist die ganze Geschichte Aegyptens bis in die jüngsten Tage eine sinnlose und frivole. Leider wurde diese Frivolität durch die Geldnoth und Habsucht der Sultane in Konstantinopel unterstützt und ermuthigt, und sie mußte nothwendig früher oder später mit einer Katastrophe enden.

Was dieser Statthalter von der Pforte für sich und seine Nachkommen ertrotzt hat, ist zu keinem Segen geworden; er selbst endete im Blödsinn; blödsinnig wirthschafteten die Nachfolger in der von ihm gegründeten Vicedynastie, und selbst was Mehemed-Ali gleichsam als tägliches Brot, als zuverlässiges Subsistenzmittel des Landes geschaffen und hinterlassen, die Baumwollcultur, selbst sie konnte den chronischen Bankrott desselben nicht verhindern, weil eben die erblichen Statthalter Aegyptens nach Belieben die fruchtbarsten Ländereien für sich herausschnitten, die Erträge willkürlich angespannter Steuerkraft in der liederlichsten Miswirthschaft vergeudeten und nur ein Bettelvolk von Bauern erzogen, dem der Executor mit der Bastonnade den letzten Sabaïn zu erpressen gewohnt ward.

Die ganze Folge der fünf Paschas, welche Mehemed-Ali's Thron bestiegen, bietet eine Galerie unfähiger, nach den verschiedensten Richtungen ausschweifender Charaktere. Was auch an Grausamkeiten und rücksichtslosen Blutopfern die Regierung Mehemed-Ali's bezeichnen mag, er war in seiner Gemüthsart nicht wirklich grausam, nur tyrannisch, jähzornig; er hinterließ wenigstens eine Schöpfung, die, wenn sie nach ihm in würdige und fähige Hände gerathen wäre, der türkischen Lehnsherrschaft leicht hätte über den Kopf wachsen können; denn er hinterließ nicht nur den von ihm organisirten Staat, er hinterließ den Seinigen auch einen vollen Seckel, leider nicht dem Staatsschatz.

Ibrahim, sein Nachfolger, der dem Vater thätig zur Seite gestanden, hätte vielleicht dessen Werk ausbauen können; denn er war Soldat und bestieg den Thron mit den besten Absichten, mit dem Vorsatz, das mit Steuern an Geld und Blut fast erdrückte Volk durch vernünftige Wirthschaft wieder zu Kräften zu bringen. Aber seine Regierung zählte nur nach Tagen; er hinterließ dieselbe seinem Neffen Abbas-Pascha, dem fettesten und boshaftesten Ungeheuer, das je auf einem Thron gesessen.

Aegypten zitterte unter diesem unflätigen Scheusal, einem Mastschwein mit viehischen, sodomitischen Instincten, feig, brutal, schamlos, diebisch sogar; denn seine feiste Hand wühlte nicht nur in den Taschen seiner Unterthanen, sie bestahl sogar seine Beamten. Er starb in seinem Schlosse zu Bennah, erdrosselt von einigen Soldaten seiner Garde. Das einzige gute Werk, das ihm seine Existenz verdankt, ist die Abbasieh, die Militärschule bei Kairo, ein Gebäude, durch das er den Grund zu einer Militärcolonie, wie er sie eben verstand, zu legen gedachte.

Sein Nachfolger Said-Pascha war wiederum das kindlichste, beste, aber auch schwächste Gemüth. Er that alles, um die gemeinen Spuren des Abbas'schen Regiments zu verwischen, reorganisirte die Armee, rief die von jenem Verbannten zurück, wollte alles wieder gut machen, was Abbas verschuldet, gab mit vollen Händen und verfiel auf die unglückliche Idee, auch die von Abbas vertriebenen französischen Günstlinge wieder ins Land zu rufen, die seine Gutmüthigkeit, seine Freigebigkeit aufs schamloseste ausbeuteten. Said rächte sich kindisch genug an ihnen dadurch, daß er ihnen die größten Sottisen sagte; aber sie machten sich bezahlt dafür. Er spielte auch gern Soldat, fuhrwerkte mit seinen Kanonen hin und her, hatte seine Freude daran, sie abzuschießen, und erschien seiner Armee gerade so wie seinen Günstlingen — als ein Kind.

Ismael, dessen hervorstechendste Eigenschaften Feigheit und Habsucht, bestieg in Kairo bereits den Thron, als Said auf seinem Sterbebette in Alexandria noch nicht kalt geworden war, und gewährte dem Entschlafenen nicht einmal ein anständiges Begräbniß. Die Folgen seiner Miswirthschaft sind bekannt; von seinen persönlichen Schwächen und Vorzügen sprach ich in dem Aufsatz „Aegypten und die Consulate".*) Fast unheilbar zerrüttet in seinen Finanzen, ausgesogen von seiner Habsucht, mit Schulden überlastet ließ er sein Land zurück, als seine europäischen Gläubiger, dasselbe in Sequester nehmend, seiner unverantwortlichen Wirthschaft ein Ende machten. Er ging mit seinen Milliarden, von denen auch nur einen Para zu opfern er sich hütete, und Tewfik, sein Sohn, der unfähigste Sproß dieser ganzen Familie, setzte sich als Marionette auf den Thron.

Ich bin überzeugt, Ismael ist mit seinem gewohnten Refrain „et cetera" davongegangen (einer Redensart, die er gern in der Unterhaltung gebraucht, wenn er nicht weiter kann), aber in der festen Ueberzeugung, daß man ihn wieder holen werde: eine Ueberzeugung, die wol so mancher mit ihm getheilt hat, den die neueste Wendung in Aegypten überraschte. Aber Zeit war es, daß er, der seine geschäftlichen Fähigkeiten, seinen klugen, praktischen Verstand so ganz den ihn beherrschenden beiden scheinbar widerstreitenden und doch im Türken vielfach vereinigten Instincten, der Habsucht und der Verschwendung, unterordnete, für immer unmöglich gemacht wurde.

Ersichtbar hatte die Pforte, indem sie der Familie Mehemed-Ali-Pascha's die Prärogative der Erblichkeit einräumen mußte, in ihrem Vasallenstaat eine „Hoheit" geschaffen, die durch alle die genannten Träger zur Caricatur gemacht wurde. Allerdings gewährte ihnen Art. 3 des Hatti-Scherif keinen höhern Rang als den

*) Vgl. S. 188 fg. dieses Bandes.

aller Veziere; aber diese Erblichkeit gab ihnen eine gewisse Unabhängigkeit, eine vollständige, möchte ich sagen, wenn sie nur den vierten Theil der Einnahmen an die Pforte und ihren Tribut an die heiligen Städte abführten. Aus den Gouverneuren wurden inzwischen Vicekönige, und diese wurden als solche erst recht zur Caricatur.

Bis auf Ismael ohne jegliche Bildung, fühlten sie sich geschmeichelt, wenn ihnen fremde Abenteurer Hände und Füße leckten, und auch dieser umgab sich gern mit ihnen. Auch sie wollten ihre Höflinge haben und bevorzugten die Abenteurer und Glücksucher, weil diese die servilsten waren. Im Bewußtsein, daß sie allen sich an sie drängenden Europäern geistig untergeordnet, gaben sie ihrer Hoheit Ausdruck in der bizarrsten, oft lächerlichsten Weise. Ein Moment guter Laune machte den, der dieselbe zu benutzen wußte, zum reichen Mann; ein anderer Moment schlechter Stimmung ward Veranlassung zu den schreiendsten Ungerechtigkeiten gegen die Untergebenen.

Auch ihr Verhältniß zu den Repräsentanten der europäischen Nationen, den mit Jurisdiction über ihre Landesangehörigen in Aegypten ausgerüsteten Consuln, war lange Zeit mehr oder minder eine diplomatische Caricatur. Es gab Consuln, die ihre Stellung und ihre Bedeutung den Gouverneuren gegenüber nur in eigenem Interesse ausbeuteten, in der Erreichung einer fetten „Commission", sei es einer Bestellung von was immer, von Butter, Gewehren, Kanonen u. s. w., ihren Hauptzweck erblickten, ihnen dergleichen abschmeichelten oder abtrotzten und dadurch ein Vermögen erwarben. Die Gouverneure wußten, daß sie betrogen wurden, aber um so größer war ihre Genugthuung, den Schelm von den andern beneidet zu sehen, denen das nur ein Sporn war, vor ihnen sich desto mehr zu erniedrigen.

Die Antichambre im Palast Abdin war auch unter Ismael-Pascha täglich belagert von Speculanten und Glücksuchern, die seinem Secretär, seinem Obereunuchen schmeichelten, auf den Divans lungernd den ganzen Klatsch von Kairo zusammentrugen und sich nicht eher entfernten, als bis es hieß, Se. Hoheit hätten sich in ihren Harem begeben, oder ein Consul sei vor dem Palast aufgefahren, in welchem Falle für andere Sterbliche kaum noch auf eine Audienz zu rechnen war; denn gewöhnlich verdarb der Consul Sr. Hoheit die Laune gründlich, es war also nichts mehr zu hoffen.

Woher das Geld kam, das in so wahnsinniger Verschwendung zum Fenster hinausgeworfen wurde, das war gleichgültig. Die Mudire der Provinzen hatten die Ordre, es zu beschaffen, und sie erpreßten es von den unglücklichen Fellachen. Die Pforte erhielt ihre gewohnte Taxe; die heiligen Städte erhielten an Lieferungen, was ihnen ausbedungen war, und was je nach Bedürfniß aus den Provinzen herausgepreßt ward, darum kümmerte sich niemand.

In dieser Weise erfüllte man den Schlußartikel des ersten Hatti-Scherif, der den erblichen Gouverneuren Aegyptens befahl, aus Dank für die ihnen erwiesene Gunst die Bewohner Aegyptens vor jeder Unbill und Gewalt zu schützen und für ihr Wohlergehen zu sorgen.

Mit gleicher Willkür wurde auch die Rekrutirung der den Gouverneuren ge-

statteten Armee von 18000 Mann betrieben. Es gab kein Reglement hierfür; der Mudir erhielt die Ordre, so und so viele in seiner Provinz auszuheben, und wer von den unglücklichen Fellachen dem Schechen nicht die Taschen füllen konnte, wurde unbarmherzig fortgeschleppt.

Ein Gleiches war es auch mit der Einschränkung des Frondienstes. Kein Mudir, kein Schech fragte danach, was der Fellache Rechtens zu leisten hatte, wenn es galt, Deichbrüche zu repariren, durch die den Paschas oder dem Khedive die Baumwollfelder überschwemmt worden, Kanäle zu graben oder Eisenbahndämme aufzuschütten. Die Aushebung von Tausenden zu dieser Arbeit geschah nach dem Gutdünken des Schechen; wer sich nicht bei ihm in Gnade zu erhalten die Mittel besaß, ward zur Arbeit geschleppt, und nicht einmal die Verpflegung ward den Unglücklichen bei so hartem Werk unter grausamster Aufsicht gereicht.

So ging es mit allen schönen Verheißungen. Einzelne Paschas, darunter namentlich der Vertraute Ismael's seit seiner Thronbesteigung, Nubar-Pascha, der schlaueste aller Armenier, ersparte sich schon als Director der Eisenbahnen Millionen; er hielt als Minister den Khedive am Gängelbande, namentlich seit dieser sein Steckenpferd, die Abschaffung der Consularjurisdiction, bestiegen, und verausgabte in Paris und London ungezählte Summen an die europäische Presse, um diese für den Gedanken zu gewinnen.

Eine Caricatur endlich war das Parlament, das der Khedive um sich versammelte. Wehe dem Schech, der es gewagt hätte, andern Sinnes als Se. Hoheit zu sein! . . . Doch dergleichen gibt es in Aegypten nicht, und ich sehe noch heute meinen Schech von Abu-Mandur, wie er so stolz seinen Medschidié-Orden auf der Brust trug. Das Ding war eigens zur Belohnung treuer Dienste dieser Leute geschaffen; es war nicht gerade von Pappe, aber werthlos, und spornte doch zum Wetteifer.

Die schlimmste Caricatur aber war in neuerer Zeit Ismael, der Vicekönig, selbst als Baumwollproducent und Zuckerraffineur. Wäre er als Kaufmann in Alexandria etablirt gewesen, er würde durch sein Geschäftstalent sicher ein reicher Mann und vielleicht einer der größten Geizhälse geworden sein; denn er verschwendete als Regent nur die Staatseinkünfte. Als Kaufmann mit dem Vicekönig auf dem Thron associirt, verlieh ihm der letztere ein Monopol, das der erstere in rücksichtsloser Weise misbrauchte. Der Geschäftsmann Ismael erwarb in dem schönen Delta nach den vom Sultan geschenkten 50000 Feddan Landes vom Vicekönig Ismael weitere enorme Landstrecken und besäete sie mit Baumwolle, und der Vicekönig sperrte die Eisenbahnen, den Markt, wenn sein Associé die höchsten Preise erzielen wollte.

Dabei standen sich die Directoren seiner Plantagen, seiner Zuckerraffinerien, seiner Egrainirwerke vortrefflich. Mit einer Monatsgage von 30 Pfd. St. brachten sie es fertig, einen Harem von sechs bis zwölf Frauen zu halten und eine Gastfreundschaft zu üben, die den Mudir beschämt haben würde, wenn sich beide nicht verstanden hätten.

Wie ich schon an dieser Stelle äußerte, war es Ismael's Ehrgeiz, alles, was die Industrie Europas und Amerikas Neues für das Fabrikwesen und die Boden-

cultur erfand, sich zu eigen und für seine Besitzungen nutzbar zu machen, aber wohlgemerkt: für seine Besitzungen, für seine Fabriken; denn das Land und er waren immer zweierlei; zwischen ihm und diesem waren allenfalls noch die reichen Paschas, deren Besitzthümer an die seinigen grenzten. Hätte dieser Mann seine civilisatorische Aufgabe richtig aufgefaßt, hätte ihm nicht immer der Türke im Nacken gesessen, von dem ihn die pariser Erziehung nicht losgemacht, hätte er aufrichtig für Land und Volk gestrebt, nicht unter dem einen sein persönliches Eigenthum, unter dem andern seine fronenden Knechte verstanden, hätte er nicht die Eisenbahnen, die Nilarme als zunächst seinen Interessen dienende Transportwege betrachtet, wäre er auf die Hebung des Bauernstandes anstatt auf die Aussaugung desselben bedacht gewesen: das Zeug besaß er dazu, Aegypten zu einem Culturstaat zu machen, wie er es fälschlich immer für sein Bestreben ausgab.

Ich erinnere mich der stundenlangen Unterhaltungen, die ich mit Ismael in der Ecke seines Empfangssaales in Abdin hatte. Sein Ehrgeiz fühlte sich stets verletzt, wenn Europäer von Namen und gesellschaftlicher Stellung, die er stets gern fetirte, sich ihm näherten mit dem Vorurtheil, in ihm einen bornirten Türken zu finden; er suchte sie deshalb vom Gegentheil zu überzeugen. Manche dieser Fremden wuchsen auch vor sich selber in der Ansicht von ihrer persönlichen Bedeutung, wenn Ismael ihnen in übergroßer Gastfreundschaft seine schönsten Barken zur Verfügung stellte, um sie, begleitet von einem Bei, von Koch und Dienerschaft, den Nil hinauffahren zu lassen; Ismael's Zweck war aber meist nur, ihnen einen bessern Begriff von sich und seinem Lande beizubringen.

„Sehen Sie sich nur meine Culturen an, aber mit Aufmerksamkeit", sagte er mir einmal. „Sie werden alles Neue finden, was die Industrie Europas liefert; vergessen Sie aber nicht, daß, wo Sie Ursprüngliches, Veraltetes sehen, dies wohlbedacht erhalten worden ist. Wer da zuschaut, wie meine Fellachen den Boden pflügen, dem mag das ein Lächeln abgewinnen; aber wer es in Aegypten anders machen würde, der würde bald seine Thorheit einsehen; unser Boden will so behandelt sein, wie er seit Tausenden von Jahren behandelt worden; seine Eigenthümlichkeit und seine natürliche Befruchtung verlangen es so."

Als ich ihm nach eigener Beobachtung später einwandte, wie wenig diese Fellachen doch von einer rationellen Landwirthschaft verständen, und ihm nach langem Aufenthalt unter denselben überzeugende Beispiele anführte, rief er: „Ja, so sind meine Fellachen!" Ich durfte ihm nicht sagen: den Aermsten wird von den Paschas und den Großgrundbesitzern das Wasser der Kanäle abgeleitet; sie werden auf Strecken verdrängt, die größtentheils von der Ueberschwemmung nicht erreicht werden, sie sind auf Reis und Hirse angewiesen und der Steuerdruck raubt ihnen den Muth zu Ameliorationen, weil sie dafür durch Auflagen, vielleicht gar durch willkürliche Expropriation gestraft würden; der arme Fellache wird trotz allen scheinbar wohlwollenden Gesetzen durch Fronen für alle, die über ihm, bis hinab zum Schechen, entnervt; ich habe es selbst mit angesehen, daß ihm, wenn Ew. Hoheit eine Festlichkeit veranstalteten, die letzte Gans, das letzte Huhn vom Hofe weggenommen und ihm ein Bon dafür behändigt wurde, den keiner behufs Zahlung zu präsentiren gewagt haben würde. . . . Das alles waren ja traditio-

nelle Dinge, die sich mit seinen Culturbestrebungen vertragen mußten, und so ward mir denn im Lande, wo ich nach dem Eigenthümer der besten Baumwollfelder fragte, das Wort „Effendine" stets mit einem heiligen Schauder gesprochen.

„Eben um meinen Fellachen diese rationelle Landwirthschaft zu zeigen, habe ich eine Idee", sagte mir eines Tages der Khedive. „Ich bin durch Deutschland gereist und habe die Ueberzeugung gewonnen, daß Ihre Landsleute die besten Oekonomen sind. Ich gebe Ihnen von meinen Besitzthümern so viel Land, wie Sie begehren; Sie selber mögen es sich aussuchen; gründen Sie mir auf demselben eine deutsche Colonie. Ich gestehe ein, ich bin in diesem Gedanken nicht ohne Eigennutz; denn ich reservire mir das Recht, aus dieser Colonie gute Landwirthe als Verwalter meiner Besitzungen zu wählen und sie natürlich anständig zu bezahlen."

Der Khedive setzte mir seine Idee fix und fertig auseinander; seine Concessionen waren die weitgehendsten; er wollte das Land umsonst geben, die Kanäle auf seine Kosten graben, die Häuser, sogar eine Kirche, Hospital u. s. w. bauen lassen, den Bauern das Zugvieh, die erste Aussaat liefern, 5 Jahre Steuerfreiheit gewähren, und nur für seine baaren Auslagen nach 25 Jahren entschädigt werden.

Ich fand das mir geeignet scheinende Terrain nach monatelangem Umherschwimmen auf den Nilarmen bei Dessuk, in der Nähe von Tanta, unmittelbar am Nil, nicht weit vom Mahmudiehkanal; die dasselbe durchschneidende Eisenbahn führte von da in einigen Stunden nach Alexandria und nach Kairo. Es war zum Theil an Fellachen in „Schirk", in Halbpacht, gegeben, die auf demselben die schönste Baumwolle, Weizen, Erbsen, Bohnen, Hirse und Reis gewannen; es schloß zwei „Komm", zwei Hügel, in sich, die für die Anlage der Bauten die beste Lage hatten, in denen ich auch beim Nachgraben sogar ein vorzügliches Baumaterial, unverwüstliche Ziegel, vorfand, die offenbar noch von den Juden vor ihrer Auswanderung in das Gelobte Land gestrichen wurden. Der vom Mittelmeer herüberstreichende Wind sorgte hier für gute Luft, und von mir vorgenommene Grabungen überzeugten mich, daß auf sieben Fuß Tiefe keine salzigen Infiltrationen zu fürchten waren, an denen das Delta vielfach leidet.

Der Khedive antwortete mir auf meine persönliche Meldung: „Vous avez bien choisi, je vous donne cela!"

Die Sache wirbelte damals viel Staub in der heimischen Presse auf, als sie bekannt wurde; die eine Zeitung rief: „In dem Sand!" Die andere: „In der Hitze!" Andere hatten noch andere Bedenken. Das hinderte aber nicht, daß sich Tausende von Auswanderungslustigen, die Mehrzahl nicht unbemittelt, meldeten. Aber die Ausführung scheiterte an verschiedenen Hemmnissen: die Franzosen und Italiener in Aegypten riefen: „Wie kommen gerade die Deutschen dazu! Wir wollen auch Colonialland haben!" Unter den Deutschen in Aegypten fand der Plan natürlich auch seine Gegner, und wol die ärgsten; denn das ist so deutsche Gewohnheit, die niemals Bahn zu brechen, aber immer zu folgen geneigt ist, wohin schon andere getreten. Schließlich aber wurde der ganze Plan vereitelt, da die Pforte ihre Einwilligung zur Einführung der gemischten Gerichtsbarkeit in ihrem

Vasallenlande verweigerte, die als Grundlage der Colonie dienen mußte, weil die Verträge, die Capitulationen, von denen ich früher sprach, solange diese bestanden, jeden Deutschen in Aegypten heimatslos machten, wenn er sich nicht der Consulargerichtsbarkeit unterstellte. Der Khedive erklärte, er dürfe dieses große Stück Land nicht unter die Botmäßigkeit des norddeutschen Consuls stellen, und ich durfte meine Landsleute nicht der ägyptischen Willkür preisgeben.

Ich erwähne hier diese Angelegenheit, die mir damals viel Mühe und Verdruß bereitete, ausdrücklich im Hinblick auf die nächste Zukunft Aegyptens unter europäischem Schutz, in welcher Form und Art er auftrete, angeregt durch den in Deutschland neu geweckten Colonisationsgedanken, dem einige Zeitungen während der letzten Tage unter Berufung auf des Dichters Devise: „Ostwärts fliegen unsere Fahnen, denn der Ost ist des Germanen", die Richtung nach Asien zu geben versuchen. Dort, rufen sie, leben 20 Menschen auf dem Quadratkilometer, in Deutschland ihrer 79; aber sie vergessen die Wasserarmuth des Landes, die Sterilität, den Mangel an Communicationen u. s. w., lauter Uebelstände, die schon einmal den eigenen Wunsch der Pforte nach dem Orientkriege von 1855, Ansiedler nach Asien zu ziehen, erfolglos machten.

Es ist mir fern, die allgemeine Aufmerksamkeit nach Aegypten als Colonisationsland lenken zu wollen; wir Deutsche würden überhaupt erst dahin gehen, nachdem andere uns vorangegangen; denn ohne allen Zweifel *muß* Aegypten unter dem neuen Régime, das die Gewalt der Schechen beseitigen, den Kurbatsch und die Bastonnade abschaffen und für humane Gesetze und deren Handhabung sorgen wird, wie bisher dem Handel, auch der fremden Agricultur geöffnet werden. Ich will hier nur einige Andeutungen für letztere machen, zu denen mich eigene Erfahrungen berechtigen.

Schon in meinem vorigen Aufsatz sprach ich von der immensen Fruchtbarkeit dieses Landes, die dem Anbauer, wenn er den Eigenthümlichkeiten des Bodens und des Klimas Rechnung trägt, noch unendlich viel dankbarer werden kann. Dieses Land hat seine Eigenthümlichkeiten seit Tausenden von Jahren bewahrt, und die es inzwischen zu seinem Nachtheil gewechselt hat, sind leicht wiederherzustellen. Selbst was heute Wüste geworden, weil die Nilüberschwemmung nicht zu ihm dringt, wie z. B. das einst als Fruchtkammer berühmte Gosen, ist durch Ueberwässerung leicht wieder in Humus zu verwandeln; Beweis dafür sind Ramleh (das Sand bedeutet), das Versailles von Alexandria, Ismailia am Suezkanal, das der Khedive für seine Gäste von 1869 in ein Paradies verwandelte, und die Stationen des Kanals. Ich habe mich von der Leichtigkeit dieser Verwandlung in Bir-Abu-Bellach, einer im Sande auf den Fundamenten eines alten Lagers errichteten Versuchsstation des Khedive, und an andern Stätten überzeugt, auch beobachtet, wie leicht gewisse höher liegende Terrains, wenn die Nilüberschwemmung unter dem gewohnten Niveau zurückbleibt, bei der Mangelhaftigkeit und Vernachlässigung der Kanalisation in Sterilität zurückfallen. Rationelle Cultur würde dergleichen unmöglich machen.

Jedes fremde Land, in welchem der Colonist Wohnung und Ernährung sucht,

wird ihm klimatische Uebelstände bieten, die durch Acclimatisation überwunden sein wollen; auch in Aegypten fehlen diese nicht; indeß sie sind durch kluge Wahl und Vorsicht zu besiegen. Namentlich Kinder von Europäern würden im zartesten Alter einen schwierigen Acclimatisationsproceß durchzumachen haben, weshalb denn der Khedive auch damals schon die Einführung von Kindern unter zwei Jahren nicht rathsam fand. Dagegen leben ja Hunderte, die als aufgegebene Schwindsuchtscandidaten in Aegypten ihr Heil suchten, dort in bester Gesundheit als Familienväter, und wohl zu bemerken ist auch, daß in der Region von Garbieh und Dakallieh die Luft gereinigt wird durch die Mittelmeerwinde. Ich habe an verschiedenen Punkten, namentlich bei Mansura, Spuren von frühern europäischen Ansiedelungen gefunden, die wol infolge politischer Vorgänge verlassen wurden; ich fand auch Spuren von früherm Seidenbau, den man in Aegypten gern der heißen Winde wegen für unmöglich hält, während an dem Fehlschlagen gemachter Versuche doch wol mehr die Trägheit und Unzuverlässigkeit der arabischen Pfleger und Wärter schuld war, denn der Seidenwurm verlangt die aufmerksamste Behandlung. Die Anlage von Alleen ist uns in orientalischen Ländern immer ein Zeichen fremder Cultur; denn der Eingeborene kennt diese nicht, womit ich allerdings das Vorhandensein der alten Schubraallee in Kairo nicht weglengnen will.

Mich führt das zunächst auf die lange vernachlässigte Baumzucht in Aegypten. Ein Wald ist ein unbekanntes Naturproduct in diesem Lande, eine grüne Wiese ebenfalls. Was auf dem Boden grünt, ist die Bersime (der Klee) und die junge Saat, die nach der Ernte verschwindet, um freilich einer neuen Ernte Platz zu machen. Die dem Auge so wohlthuenden grünen Matten fehlen ganz. Die Bäume gedeihen nicht, hieß es immer. Warum nicht? Wachsen etwa die Nilakazie (der Gummibaum) und die Sykomore, die Judasfeige, nicht haushoch? Erreicht etwa der Jasmin nicht ungewöhnliche Stärke, gar nicht zu reden von der Narde, der Feige, dem Liebesapfel u. s. w.

Der Araber und so wie er der unglückliche Fellah, der keinen Baum pflanzt aus Furcht, er müsse Steuer dafür zahlen, lieben traditionell die Baumzucht nicht. Als ich einmal einem neunzigjährigen Fellachen, der uns auf einem in glühendem Sonnenbrand ausgebreiteten Teppich mit einem Hammel bewirthete, die Frage that: warum er keine Bäume pflanze, antwortete er mir: „Herr, wo Baum ist, da ist Schatten, und wo Schatten, da ist kein Wachsthum!“ Und man möchte fast glauben, die Natur selbst bewahre diese Leute vor jedem Schatten; denn auch die Palme ist so hoch gewachsen, ihr Büschel ist so zusammenhangslos gefächert, daß man vergeblich unter ihr den Schatten suchen würde.

Folge davon ist der Mangel an Holz, namentlich Brennholz; der Mist der Kamele und Büffel, zum Trocknen in Pfannkuchenform an die Hütten der Fellachen geklebt, dient diesen Armen zum Kochen; vor dem Bedürfniß nach sonstiger Feuerung bewahrt sie das Klima.

In den Ueberschwemmungsterrains würde nun allerdings die Baumzucht ihr Misliches haben; das Wasser würde das Festwurzeln selbst der Bäume verhindern, welche, wie die Weide, übermäßige Nässe ertragen könnten; aber an höher gelegenen Punkten, den Stätten der Dörfer mit ihrem Umkreise, die schon die herr-

lichsten Baumgruppen (namentlich bei den Marabus) zeigen, ferner auf den Nildämmen, die bisjetzt so liederlich aufgeworfen sind, deren Böschungen niemand durch Besamung vor dem Eindringen und Losbröckeln durch das Wasser schützt, ließen sich die schattigsten Alleen von Nilakazien anlegen. Auch Ismael hat in der Baumzucht schon die dankenswerthesten Versuche gemacht.

Daraus folgt denn natürlich auch der Mangel an unserm europäischen Kern- und Steinobst, das für die Tafeln der Hotels importirt werden muß. Europäische Kunstgärtner haben schon ihre Versuche mit Zucht dieses Obstes gemacht; jedes gedeiht natürlich nicht in Aegypten. Auch unser Gemüse fehlt größtentheils; Butter und Käse zu fabriciren ist nicht Landessitte; ich kannte große Handelshäuser, in welchen die Commis sich selber ans Butterfaß stellen mußten, wenn sie Bedürfniß nach diesem Genuß hatten. In letzter Zeit ist allerdings manches zur Abhülfe dieses Mangels gethan. Die Degeneration ist der Feind vieler unserer Producte in diesem so unermeßlich dankbaren Boden; die Kartoffel wächst gern zum Kindskopf und wird ungenießbar; gewisse Getreidearten, die einen magern Boden verlangen, wuchern zu unerkennbarer Vegetation empor. Experimente mit denselben sind aber mislich, und auch unsere heimische Landwirthschaft muß ja mit der jemaligen Eigenthümlichkeit des ihr gegebenen Bodens rechnen.

Es sind das alles nur flüchtige Andeutungen, die ich ohne ausdrücklichen Hinblick auf eine doch wahrscheinliche Colonisation dieses Landes mache. Interessant wäre es, wenn einer der in Aegypten angesiedelten Grundbesitzer oder einer der Beamten großer europäischer Baumwollpflanzer dieses Thema erschöpfend behandeln wollte. Für den Colonisten bietet nach meiner Ueberzeugung das Klima weniger Hindernisse als die Nothwendigkeit, mit den Füßen im Wasser und mit dem Kopf in der Sonne zu arbeiten; aber der arme, unglückliche Fellache, diese gutmüthigste, durch Elend und Tyrannei daniedergedrückte Sklavenseele, die soeben erst mit Freuden die Flinte weggeworfen, die man ihr in die Hand gedrückt hatte, würde sich wieder aufrichten und bereitwillig dem Europäer dienen, dem er sich in den Städten so gern unterordnet; der Arbeitslohn würde also ein sehr geringer sein und die Baumwolle ist ja so dankbar; es sind, wie ich schon früher sagte, im Delta noch bedeutende Länderstrecken, die durch vorläufige Reiscultur und gute Kanalisation fruchtbringend zu machen wären und in wenigen Jahren Ernte verheißen würden.

Ein europäisches Protectorat wird viel Unrath auszukehren haben in diesem ältesten und schönsten Culturlande der Erde; aber die Aufgabe wird eine dankbare sein, wenn sie mit Vernunft und Berücksichtigung der angedeuteten, bereits Jahrtausende alten wirthschaftlichen und religiösen Eigenthümlichkeiten begonnen und durchgeführt wird. Und dahin gehört vor allem die Gleichberechtigung der Culten (eine harte Aufgabe für den Islam), dahin ein Colonisationsgesetz, denn der Khedive durfte auch damals nur von seinen eigenen Besitzungen Terrain gewähren; eine Organisation der bäuerlichen Verhältnisse, eine gründliche Revision der Besitztitel, eine gerechte Besteuerung, eine Repräsentation der Klassen und Stände und eine Polizeiverwaltung, welche die Energie besitzt, das Land von den griechischen,

maltesischen u. s. w. Gaunern und Strolchen zu reinigen, die eine wahre Landplage Aegyptens geworden.

Freilich wird die letztere wie bisher in ihrer Thätigkeit in vielfache Conflicte mit der Competenz der Consulate gerathen, deren Schutz durch das Gaunerthum arg gemisbraucht wird; aber nicht nur aus diesem einen Grunde dürfte der Fortbestand der Capitulationen unmöglich werden; denn wie sich auch die politischen Verhältnisse Aegyptens unter europäischem Protectorat gestalten werden, diese diplomatische Autorität zwingt das letztere zu einem Eiertanz, der keinen Segen verheißt.

Vorderhand allerdings ist sie eine Garantie gegen allzu weit greifende Vorrechte, die England aus seiner Occupation für sich herleiten könnte. Wie früher, wenn vor einer mohammedanischen Küstenstadt Nordafrikas ein europäisches Kriegsschiff erschien und mit seinen Kanonen drohte, wenn die Schadloshaltung eines beschädigten Landesangehörigen verweigert wurde, sämmtliche Consuln warnend ihre Flaggen aufhißten, so sind auch die Capitulationen, die Einzelverträge der Mächte mit der Pforte, durch die Vorgänge in Aegypten nicht alterirt; es bedarf erst einer Conferenz derselben behufs ihrer Zustimmung zur Herstellung eines neuen Fundaments, und schwerlich dürften diese Mächte bei aller Anerkennung der wohlfeilen Siege und Geldopfer Englands in ein anderes als in ein gemeinsames Arrangement willigen, das sich zunächst mit einer abermaligen Reorganisation der Gerichte und der Armee zu beschäftigen haben würde.

Eine Hauptaufgabe für die allernächste Zukunft bleibt aber die Ordnung der ländlichen Verhältnisse, die Ueberführung tüchtiger Ingenieure für die rationelle Anlage der Deiche, der Kanäle, die geeignet ist, die Terres incultes, wie sie Linant-Bei auf seiner Karte bezeichnete, in den Bereich der Cultur zu ziehen, namentlich jene sumpfigen Strecken jenseit des Demarcationskanals von Belcasse zwischen Fuah und Schirbine, auf der andern Seite die wasserlosen Heiden von Berimbal-el-Kebir bis Menzaleh, das Wüstenland von Tel-el-Kebir bis zum Suezkanal und die Strecke von Damanhur gegen Alexandria.

Indeß das Delta ist ein wichtiger, aber nur kleiner Theil von Aegypten. Das Fayum und das Said, „das glückliche Aegypten", müssen auch der europäischen Cultur zugängig gemacht werden, und mit Klugheit, da es bedenklich ist, dem Nil im obern Aegypten noch mehr Aderlässe beizubringen und dadurch die Ueberschwemmung im Delta herabzudrücken. Mag der Mohammedanismus das Eindringen der Civilisation hier mit schelen Augen ansehen: der schwer belastete Fellah wird die Garantie einer milden und gerechten Handhabung der Gesetze gern begrüßen.

Und hier fließt mir eine Frage in die Feder. Man erwäge, was Aegypten ist, wenn heute von seiner Zukunft die Sprache, d. h. was hinter dem Said noch liegt, jene zum Theil schon von Mehemed-Ali unterworfenen und von seinen Nachfolgern noch eroberten Provinzen Darfur, Kordofan, das Sennaar, zu denen Ismael-Pascha auch noch die kühne und unglückliche Idee hatte, das angrenzende Abessinien zu annectiren, obgleich ihn die ebenso unglückliche als kostspielige Expe-

dition Baker's vor fernern Eroberungen mit einer Armee gewarnt, die vor den Abessiniern ebenso das Fersengeld gab wie vor den Engländern.

Wird nicht jetzt auch dort eben die Autorität des Khedive des Schutzes bedürfen, zumal schon der „falsche Prophet" dort den Abfall predigt? Aber, so fragt es sich: mit welchem Rechte würde dies geschehen können, wenn die Pforte gegen das Vordringen europäischen politischen Einflusses in Innerafrika protestirt?

Schon der zweite Hatti-Scherif von 1841 ernannte den „Vezier" Mehemed-Ali zum Gouverneur auch der Provinzen Nubien, Kardofan und Darfur, obgleich namentlich der Besitz des letztern seit 1821, seit des Defterdars unmenschlichem Blut- und Raubzug, in Sennaar-Kordofan bis zum Jahre 1874 ein sehr unsicherer war, mit der Vorschrift, die Soldaten dürften nicht mehr die Dörfer obiger Provinzen angreifen, die jungen Männer und Weiber wegschleppen, die erstern für den Haremsdienst verstümmeln und beide als Zahlung ihres Soldes betrachten.

Aber dieser Hatti-Scherif ernannte Mehemed-Ali für diese Provinzen als Gouverneur ohne Erblichkeit. Ist nun zwischen den Nachkommen des letztern und der Pforte später ein Abkommen getroffen, das diesen eine Erblichkeit wie im Delta gewährt, und wenn nicht, hat dann nicht die Pforte das Recht, dort andere Gouverneure zu ernennen und diese Provinzen vor jeder europäischen Einmischung abzuschließen? Ich möchte fast glauben, daß diese Lücke in den Prärogativen der ägyptischen Vicekönige durch den schlauen Ismael ergänzt worden ist; mir ist aber nichts bekannt darüber.

Jedenfalls wird es ein Hauptaugenmerk der europäischen Staaten, resp. Englands sein müssen, im Interesse des Handels (namentlich mit Kordofan) und der Wissenschaft einen Einfluß auf diese innerafrikanischen Provinzen zu gewinnen und ihre Stationen über Chartum bis Gondokoro, also 4° 54′ nördl. Br., vorzuschieben: eine Aufgabe, die schon England nicht aus dem Gesicht lassen dürfte, da es einerseits von Massaua auf dem Seewege eine bequeme Communication mit Aden herzustellen, andererseits im Innern günstige Etappen nach Zanzibar zu etabliren Gelegenheit haben würde.

Der Schlüssel des Innern Afrikas ist uns in die Hand gegeben, und im Namen der Wissenschaft ausgerüstete Expeditionen mit militärischem Nachdruck, wie sie Frankreich freilich bisher sehr unglücklich nach westlicher Richtung unternommen, würden den Völkerschaften der Aequatorialländer als Culturprobe des Abendlandes imponirender erscheinen als bisher das Auftreten eines einzelnen Reisenden, der ihrer Gnade preisgegeben war. Das Delta als europäisches Cultur-, Oberägypten als Missionsland — will selbst England aus der Affaire sich den Löwenantheil herausschneiden: wir würden Arabi-Pascha, dem jüngsten Poltron der Weltgeschichte, doch Dank schuldig sein, daß er uns sperrweit die Pforten geöffnet hat.

Friedrich Wilhelm Rüstow.

Ein Lebensbild

von

Hauptmann Bernin.

Am 14. Aug. 1882 waren vier Jahre verflossen, seit der fruchtbarste Militärschriftsteller der neuern Zeit, Friedrich Wilhelm Rüstow, aus diesem Leben schied, nachdem er selbst Hand an sich gelegt hatte. Derselbe war aber nicht nur der fruchtbarste, sondern auch einer der vielseitigsten und gediegensten Vertreter der Militärliteratur, der es auch sehr wohl verstand, im besten Sinne des Wortes populär zu schreiben; weshalb ein großer Theil seiner Schriften, besonders die kriegsgeschichtlichen, gerade unter allen Klassen der Gebildeten und nicht blos bei seinen Berufsgenossen Verbreitung gefunden hat. Einer möglichst unparteiischen Würdigung seiner Bedeutung als Schriftsteller sind wir jedoch — außer in einzelnen militärischen Zeitschriften — bisjetzt noch nicht begegnet, was wol daher kommen mag, daß Rüstow in der letzten Zeit seines Lebens sehr einsam in seiner Arbeitsstube in Zürich lebte und als „Eremit", wie er sich gern selbst nannte, ausschließlich durch die Feder zu wirken suchte, sodaß er nur sehr wenige persönliche Freunde und Bekannte besaß. „Meine Brüder, meine alten, meine wirklichen Freunde sind todt", so klagte er noch am Morgen des 14. Aug. 1878, und fügte dann hinzu: „Legen wir uns auch zur Ruhe."

Wenn wir uns auch nicht zu Rüstow's Freunden rechnen dürfen, so haben wir denselben doch ziemlich genau gekannt. Mehrere Jahre hindurch haben wir mit ihm in regelmäßiger Beziehung gestanden, da er ein fleißiger Mitarbeiter der von uns redigirten „Allgemeinen Militär-Zeitung" war und manchen werthvollen Beitrag für dieselbe lieferte; noch heute bewahren wir zahlreiche, sehr eingehende Briefe seiner Hand. Er war einigemal persönlich in Darmstadt, und bei solcher Gelegenheit hatten wir manches Wort miteinander ausgetauscht, trotz mehrfacher innern Verschiedenheit so manche gemeinsame Anschauungen gefunden, sodaß wir, wenigstens in der letzten Zeit, stets auf gutem Fuße miteinander standen. Da bisher kein anderer aufgetreten ist, der den Versuch gemacht hätte, den Lesern dieser Zeitschrift, welche gewiß die Bedeutung Rüstow's im allgemeinen zu schätzen wissen, ein Lebensbild des Verstorbenen vorzuführen, so möge es hier unternommen werden, die Hauptmomente seines irdischen Lebens und Wirkens festzustellen und seine Verdienste um die Literatur im allgemeinen — denn er war

nicht allein Militärschriftsteller — anzudeuten. Das Beginnen ist nicht leicht, doch wollen wir uns redlich bemühen, die uns selbst gestellte Aufgabe ohne vorgefaßtes Urtheil zu lösen und unsere Aussprüche möglichst mit Beweisstücken zu versehen.

Friedrich Wilhelm Rüstow ist ein Kind der „Streusandbüchse" des weiland Römischen Reiches, ein echter Brandenburger. Er erblickte am 25. Mai 1821 das Licht der Welt in der Stadt Brandenburg an der Havel. Seine Familie stammte aus einem alten niedersächsischen Geschlecht, das unter verschiedenen Namen seit vielen Jahren auftritt (Ristau, Ristowe, Rystow); letzteres soll sich bereits im 12. Jahrhundert zur Zeit Heinrich's des Löwen in dem slawischen Theile der Provinz Pommern niedergelassen und dort die reichsfreiherrliche, resp. reichsgräfliche Würde erlangt haben. Er war der älteste von drei Brüdern, welche sich sämmtlich dem Soldatenstande widmeten. Sein zweiter Bruder, Alexander, geboren am 13. Oct. 1824, wurde bei Königgrätz tödlich verwundet und starb als Artilleriemajor nach der Amputation seines Beines am 24. Juli 1866 im Feldhospital zu Horsitz; sein dritter Bruder, Cäsar, geboren am 18. Juni 1826, fiel am 4. Juli 1866 bei Dermbach an der Spitze seines Bataillons als Infanteriemajor. Alle drei Brüder waren hochbefähigte Köpfe und haben sich als Schriftsteller bekannt gemacht. Friedrich Wilhelm Rüstow trat im Jahre 1838, also in seinem 17. Lebensjahre, nachdem er sehr gute Gymnasialbildung sich angeeignet hatte, freiwillig in das Ingenieurcorps und wurde 1840 Secondelieutenant. Einige Jahre später kam er auf die damalige Allgemeine Kriegsschule (heute Kriegsakademie) in Berlin und eignete sich hier eine vortreffliche Fachbildung an. Auch hörte er mehrere Vorlesungen an der berliner Universität, so namentlich die von Mommsen über römische Geschichte, welche für ihn ein besonderes Interesse hatten. Später kam er nach Posen, wo er mehrere Jahre in Garnison stand und namentlich auch bei den großen Festungsbauten, durch welche dieser Platz vom Jahre 1827 an in eine Festung ersten Ranges umgewandelt wurde, Beschäftigung fand. Unter den Augen des berühmten Generalinspecteurs der Festungen und Chefs des Ingenieurcorps in Preußen, Generals der Infanterie von Brese-Winiary (der seinen Beinamen nach seiner Hauptschöpfung, dem Fort Winiary bei Posen, erhielt), empfing der junge Ingenieuroffizier eine gründliche technische Ausbildung. Gleichzeitig jedoch legte derselbe hier in Posen, wohin die spätere Volksbewegung ihre Schatten frühzeitig vorauswarf, den Grund zu seiner in der Folgezeit sehr ausgeprägten demokratischen und republikanischen Gesinnung, welche auf sein Schicksal von so wesentlichem Einfluß sein sollte; wahrscheinlich hat schon der in der Nacht auf den 4. März 1846 von polnischen Aufrührern unternommene Versuch, in die Stadt Posen einzudringen, der von der Garnison zurückgewiesen wurde, großen Eindruck auf Rüstow gemacht und sein nach schrankenloser Freiheit dürstendes Gemüth in einen ernsten Kampf mit seinen beschworenen Berufspflichten versetzt.

Es kam das Jahr 1848. Von der großen Bewegung fortgerissen, welche in den Februartagen zu Paris den ersten Anstoß erhielt und sich in stets weitern Kreisen nach Osten verpflanzte, stellte sich auch Rüstow auf die Seite der Revolution, zunächst schriftlich. Als siebenundzwanzigjähriger Lieutenant ließ er seinen

„Brief eines demokratischen Offiziers an die Männer des Volkes in der Singakademie zu Berlin" (Königsberg 1849) anonym erscheinen, und mehrere Monate später ließ er eine Broschüre unter seinem Namen folgen mit dem Titel: „Graf Arnim-Boitzenburg über die Vereidigung des Heeres auf die Verfassung beleuchtet" (Berlin 1849), worin er eine Widerlegung der Ansichten des royalistischen Grafen versuchte. Dann aber erschien seine erste größere Schrift: „Der deutsche Militärstaat vor und während der Revolution" (Königsberg 1850). Rüstow schrieb dieses Buch, wie er selbst sagte, gleichlaufend mit den Zeitereignissen „in aller ihrer Verwirrung und Schande"; er gab darin eine Kritik der Heereszustände in Deutschland vor der Revolution, mit besonderer Rücksicht auf Preußen, sowie des Wehrwesens Deutschlands seit der Märzrevolution von 1848 und besprach sodann den Entwurf zu einem neuen Wehrgesetz auf den Grundlagen der Gemeindeordnung. Das Buch, welches heute nur noch geschichtliches Interesse hat, ist reich an Ausfällen und Angriffen auf die bestehenden militärischen Einrichtungen seiner Zeit. Es kam von der obern Militärbehörde der Befehl, den Verfasser zu verhaften, und die Maßregel wurde sofort zur Ausführung gebracht. Wir verdanken der gütigen Mittheilung des Majors G., eines Schwagers des mit der Ausführung dieses Befehls betrauten Offiziers, die Kenntniß folgender Einzelheiten. Der Major von Brause vom Leibregiment (1. brandenburgisches Infanterieregiment Nr. 8) wurde in aller Frühe zum Commandanten von Posen, General von Steinäcker, gerufen und in die Wohnung Rüstow's geschickt, den er noch im Bett liegend antraf. Letzterer soll in hohem Grade überrascht gewesen und aus dem Bett gesprungen sein, um seinem Vorgesetzten sofort im Hemd zu folgen, worauf er erst aufmerksam gemacht werden mußte, daß er sich zuvor anzukleiden habe und auch Geld, Uhr u. s. w. zu sich stecken möge. Er wurde sodann des Hochverraths angeklagt und vor ein Kriegsgericht gestellt.

Auffallend erscheint die Thatsache, daß die über Rüstow erkennenden Gerichte so wesentlich verschiedene Urtheile fällten. Das erste Kriegsgericht sprach ihn von der Anklage auf Hochverrath frei, dagegen verurtheilte es ihn wegen Majestätsbeleidigung zu einer Festungsstrafe von 18 Monaten. König Friedrich Wilhelm IV. versagte diesem Urtheil die gesetzlich erforderliche landesherrliche Genehmigung und verwies den Hochverrathsproceß zu nochmaliger Verhandlung vor ein zweites Kriegsgericht. Letzteres trat in Glogau zusammen, erachtete den Thatbestand des Hochverraths für erwiesen und sprach über Rüstow eine einunddreißigjährige Festungsstrafe aus. Noch bevor der Angeklagte den Ausfall dieses Erkenntnisses erfuhr, soll er die Flucht aus dem Gefängniß fest beschlossen haben. Schon die Nichtbestätigung des ersten, verhältnißmäßig gelinden Urtheilsspruches hatte ihn mit bangen Ahnungen für sein künftiges Geschick erfüllen müssen; er weigerte sich, das Publicationsprotokoll zu unterzeichnen, und erklärte, seine freien Entschlüsse sich für die Zukunft vorbehalten zu wollen. Offenbar wollte Rüstow hiermit die schon damals geplante und später wirklich ausgeführte Flucht entschuldigen. Ein solcher Schritt ist jedoch vom militärischen Standpunkte keineswegs zu rechtfertigen, er ist und bleibt Fahnenflucht.

Die Ausführung dieser Flucht erfolgte mit ganz besonderer Schlauheit, Ent-

schlossenheit und Geistesgegenwart und ist in ihren Einzelheiten kaum allgemein bekannt geworden; nur die „Gartenlaube" und die „Magdeburgische Zeitung" haben hierüber vor Jahren Mittheilungen gebracht, welche, wie uns Rüstow selbst, dem die Verfasser nicht bekannt geworden, persönlich bestätigte, im wesentlichen richtig sein sollen. Es wird daher den Lesern wol von Interesse sein, Näheres über die Art zu hören, wie Rüstow seine Entweichung ins Werk setzte.

Die Hauptwache in Posen, auf welcher der Gefangene in Untersuchungshaft saß, steht frei auf dem Alten Markt dieser Stadt, einem der belebtesten Theile derselben, auf welchen 12 Straßen münden. Die Zelle Rüstow's befand sich im obern Stockwerk und hatte ein kleines, auf einen großen Balkon hinausgehendes fest vergittertes Fenster. Auf dem Corridor im Innern des Wachgebäudes stand ein Posten, der aus einem Flurfenster den Balkon übersehen konnte und den Befehl hatte, auch letztern scharf im Auge zu behalten. Ein Gedanke an Flucht schien also von vornherein keine Aussicht auf Erfolg zu haben, sodaß Rüstow's Freunde, denen es trotz aller Vorsicht der Behörde gelang, in steter Verbindung mit dem Gefangenen zu bleiben, ihm riethen, den Weg der Bestechung einzuschlagen. Einen solchen Vorschlag soll aber Rüstow ganz bestimmt von der Hand gewiesen haben, da es ihm widerstrebte, seinetwegen noch andere in Gefahr zu bringen. Es blieb also nichts anderes übrig, als bei einer Flucht den gefährlichen Weg über den Balkon zu wagen, trotzdem derselbe fast gar keine Wahrscheinlichkeit des Gelingens bot.

Eine posener Dame, welche mit Rüstow sehr befreundet war und die Erlaubniß erhalten hatte, den Gefangenen mit Lebensmitteln zu versehen, soll nun den geglückten Versuch gemacht haben, ihm eine Feile und ein Seil in die Hände zu liefern, welche beide in ein Brot eingebacken worden waren. Rüstow selbst bemerkte in einem von der „Magdeburgischen Zeitung" benutzten Schreiben, daß es gelungen sei, ihm ein Seil von 30 Ellen Länge mit einem daran befestigten, in Leinwand eingehüllten eisernen Haken, dann eine Feile und eine Säge zuzustellen; jedenfalls sind ihm diese Gegenstände nach und nach zugegangen, auch die Unterstützung einer „ihm nahestehenden Dame" ist von Rüstow ausdrücklich erwähnt worden. Nicht weniger als 30 Nächte soll nun der Gefangene gebraucht haben, um die Eisenstäbe des Fenstergitters zu durchfeilen, wobei er sich in steter Angst befinden mußte, daß das nicht ganz zu vermeidende Geräusch von der Schildwache auf dem Corridor gehört werden könnte. Die durchgefeilten Eisenstäbe wurden sodann mit gekautem Brot wieder aneinander befestigt, damit sie nicht herausfielen. Anfangs war der Fluchtversuch von Rüstow mit seinen Freunden auf den 25. Juni 1850 verabredet worden; er kam jedoch an diesem Tage nicht zur Ausführung, weil ein von dem Gefangenen erwartetes Signal ihm nicht gegeben wurde. Dagegen wurde vier Tage später, am 29. Juni, die Flucht gewagt und glücklich durchgeführt.

Nachdem Rüstow eine Verschärfung der Bewachung in Betreff seiner Person wahrgenommen hatte, die in den letzten Tagen eingetreten war, beschloß er trotz der unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten, zumal da noch heller Mondschein sich eingestellt hatte, die Flucht auf jeden Fall zu wagen. Seine unbestimmte

Besorgniß hatte ihn nicht getäuscht; denn bei einem Aufschub von wenigen Tagen wäre die Ausführung der Flucht von Posen unmöglich geworden, weil er schon am 3. Juli zur Verbüßung der über ihn verhängten einunddreißigjährigen Freiheitsstrafe nach der Festung Glatz in Schlesien abgeführt werden sollte.

Im Laufe des 29. Juni traf er alle ihm erforderlich scheinenden Vorbereitungen zur Flucht. Vor einem Festungsthor stand ein von seinen Freunden besorgter bespannter Wagen zur Aufnahme des Flüchtlings bereit; ein Grund zur Annahme war nicht vorhanden, daß letzterer von der Thorwache angehalten werden könnte. Vom Mittag des 29. Juni an war jede Verbindung zwischen ihm und der Außenwelt unterbrochen, gegen Abend vernahm er das verabredete Zeichen, wonach „alles in Ordnung" sei. Nach dem ziemlich späten Einbruch der Dunkelheit und als eine Revision des Gefängnisses nicht mehr zu befürchten war, belegte Rüstow seine Lagerpritsche mit Koffer, dicken Büchern u. s. w. und erreichte so das hochangebrachte Fenster. Er entfernte vorsichtig das eiserne Gitter aus der Fensteröffnung und benutzte kurz vor 11 Uhr das Geräusch eines vorüberfahrenden Wagens, um sich durch das geöffnete Fenster auf den Balkon hinauszuschwingen, wobei er stets befürchten mußte, von der Schildwache im hellen Mondschein bemerkt zu werden. Draußen auf dem Balkon angelangt, der mit einer etwa drei Meter hohen Brüstung umgeben ist, befestigte er den Haken seines Strickes an der Eisenstange einer steinernen Wappendecoration, womit die Brüstung des Balkons gekrönt wird; hierauf zog er seine Stiefel aus und band sie mit einem Taschentuch an seinen Rock. Gerade im Begriff, das angebundene Seil über die Brüstung hinunterzulassen, hörte er, wie es von der nahen Franciscanerkirche 11 Uhr schlug und der Posten vor dem Gewehr sein „Heraus!" rief. Aus Vorsicht beschloß nun Rüstow, erst die Rückkehr der Ablösung abzuwarten, und ließ sich nieder, indem er sich möglichst ruhig im Schatten der Brüstung verhielt. So verging eine lange bange Viertelstunde, in der er wol die einzelnen Minuten gezählt haben mag. Als dann die Ablösungsmannschaften zurückgekommen waren und der Wachcommandant sein „Weggetreten!" commandirt hatte, verharrte Rüstow noch kurze Zeit abwartend und lauschend; dann aber schwang er sich entschlossen auf die Brüstung des Balkons, ließ das Seil hinab und glitt an demselben zwei Stockwerke hoch zur Erde nieder. Unten stürzte er mit großem Gepolter auf die Bestandtheile einer Marktbude, welche am folgenden Tage, da gerade Johannismarkt war, dort aufgeschlagen werden sollte. Er behielt jedoch seine volle Geistesgegenwart und ging ruhigen Schrittes seinen Weg; ja, er hatte sogar die Kühnheit, nach 50 Schritten, als er zu seinem Schrecken bemerkt hatte, daß seine Stiefel ihm abhanden gekommen waren, umzukehren und nach denselben zu sehen. Da er sie nicht mehr fand, mußte er in weißen, hellleuchtenden Strümpfen die noch nicht menschenleeren Straßen durchwandern.

Unterdessen hatte man aber auch schon die Flucht entdeckt. Aus einem nahegelegenen Hause war von zwei Handwerksgesellen Rüstow bemerkt worden, als er gerade sich an dem Seil auf die Erde herabließ; dieselben hatten sich sodann auf die Hauptwache begeben und dort Anzeige von ihrer Wahrnehmung gemacht. Nach der sofort erstatteten Meldung des Wachcommandanten hatte man die geeignetsten

Maßregeln ergriffen, um des Flüchtlings möglichst wieder habhaft zu werden, und namentlich zahlreiche Patrouillen in die Straßen der Stadt geschickt. Rüstow hatte aber Glück, er entging allen Verfolgungen. Unangefochten war er durch die Breslauer Straße bis zur evangelischen Kirche gekommen und hatte unterwegs seine Strümpfe beschmuzt, um ihnen den leuchtenden Schein zu nehmen. Dort an der Kirche sollte er, getroffener Verabredung gemäß, einen Freund treffen, der sich jedoch nicht eingestellt hatte; zufälligerweise fand er ihn aber bald darauf und hörte gleichzeitig, daß seine Flucht bereits entdeckt und die Verfolgung eingeleitet sei. Unter solchen Umständen erschien es gefährlich, die Stadt zu verlassen. Ein Festungsthor mußte jedenfalls passirt werden, und da war natürlich vorauszusetzen, daß die Wachen bereits von Rüstow's Flucht benachrichtigt worden waren und Verhaltungsbefehle in Betreff verdächtiger, die Stadt verlassender Reisenden erhalten hatten. So sah sich der Flüchtling genöthigt, den ursprünglichen Plan aufzugeben und vorläufig im Innern der Festung selbst einen möglichst sichern Aufenthaltsort zu suchen. Seine Freunde hatten auch für diesen Fall Vorsorge getroffen. In einer ihnen bekannten Familie war ein Stübchen in Bereitschaft gehalten, welches in der Regel von einer alten Frau bezogen war, die, ohne Aufsehen zu erregen, anderswo untergebracht werden konnte; aus Vorsicht war hier noch das Dienstmädchen entfernt worden. In diesem Versteck brachte Rüstow, von Freundesaugen sorgfältig gehütet und bewacht, fünf Tage zu.

Auffallenderweise gelang es den Behörden nicht, auch nur das Geringste über das Verbleiben des Flüchtlings zu entdecken. Und doch waren dieselben nicht müßig, um des Entwichenen möglichst wieder habhaft zu werden: in der ganzen Umgegend der Stadt und Festung wurden alle Straßen, Ortschaften, Chausseehäuser u. s. w. durchsucht und mit Polizisten besetzt; ebenso wurden im Innern der Stadt unablässige Nachforschungen angestellt. Die Dame, die mit Rüstow befreundet war, wurde verhaftet; doch mußte sie wieder entlassen werden, da man ihr eine Unterstützung der Flucht nicht nachzuweisen vermochte. Alle Persönlichkeiten, von denen man wußte, daß sie mit Rüstow näher bekannt waren, wurden polizeilich überwacht, doch zeigte sich nirgends eine Spur des Entflohenen. Endlich schien Aufklärung zu kommen. Aus Stettin gelangte an einen Freund Rüstow's in Posen ein Brief des letztern, worin dieser sein glückliches Entkommen aus der Festung Posen meldete; es war dafür gesorgt worden, daß dieser mit dem Stettiner Poststempel versehene Brief der Sicherheitsbehörde in die Hand fallen mußte. Das Schreiben war, wie leicht begreiflich, zu diesem Zwecke von Rüstow aus Posen an einen stettiner Freund in doppeltem Briefumschlag gesandt worden. Hierdurch wurde die Wachsamkeit der posener Behörden etwas eingeschläfert, und nun konnte der Plan des Entweichens aus der Festung wieder aufgenommen werden.

In eigenthümlicher Art wurde die Ausführung dieses Planes bewerkstelligt. Der bisherige Ingenieurlieutenant wurde in elegante Damentoilette gesteckt, geschminkt, mit falschem Lockenscheitel und allen Erfordernissen eines modischen Frauenanzuges versehen, wobei Glacéhandschuhe und Sonnenschirm nicht fehlten. Hierauf bestieg das schöngeputzte Fräulein in Begleitung von zwei Damen und einem Herrn eine elegante Equipage und fuhr am 5. Juli 1850, mittags 1 Uhr,

gleichsam zu einer Spazierfahrt bei der Thorwache vorüber ins Freie. Nachdem sie auf der Chaussee eine Viertelmeile zurückgelegt hatten, stiegen die Damen aus, um zu Fuß nach Posen zurückzukehren, wogegen Rüstow mit seinem Begleiter nach einem kleinen polnischen Orte weiter eilte, wo Pferdewechsel stattfand und der Entflohene ein paar Stiefel erhielt. Nach einer weitern Fahrt wurde ein anderes Städtchen erreicht, in welchem ein Eingeweihter auf Rüstow wartete und ihn mit Kleidungsstücken, Reisetasche u. s. w. versah. Von dort ging es nach abermaligem Pferdewechsel nach Züllichau in der Provinz Brandenburg und dann mit Extrapost über Grünberg und Hoyerswerda in Schlesien nach einem bei Dresden gelegenen Ort, wo Rüstow am 7. Juli anlangte, um sich im Kreise einer befreundeten Familie eine Zeit kurzer Erholung zu gönnen. Nachdem er sich nach Dresden begeben und dort seine Garderobe vervollständigt hatte, setzte er seine Reise über Freiberg und Chemnitz nach Altenburg auf einem Stellwagen fort. Hier empfing er von Freundeshand einen Paß und fuhr nun mit der Eisenbahn über Nürnberg und Augsburg nach Lindau. Erst in dem letztgenannten Orte wurde er nach seiner Legitimation gefragt; er zeigte den in Altenburg erhaltenen Paß vor und empfing ihn ohne jeden Anstand nach Erlegung von 6 Kreuzern zurück. In dem lindauer Gasthof Zur Krone speiste Rüstow zu Mittag und bestieg dann nachmittags 4 Uhr das Dampfboot Ludwig, das ihn nach vierstündiger Fahrt wohlbehalten nach Rorschach brachte. Dort betrat er zum ersten mal den schützenden Boden der Schweiz, welche ihm eine zweite Heimat werden sollte. Er zählte fast 30 Jahre, als er das fremde Land als Flüchtling erreichte, und beinahe 30 Jahre sollte er als verbannter Deutscher in der Schweiz zubringen, die ihn auch nach seinem Tode in ihrer Erde zu betten bestimmt war.

Am 14. Juli erreichte Rüstow Zürich. Weshalb er gerade diesen Ort zu seinem Aufenthalt wählte, ist uns nicht bekannt geworden; vielleicht wurde er durch das rege geistige Leben, das in dieser Universitäts- und Cantonshauptstadt, welche zahlreiche politische Flüchtlinge gastlich aufgenommen, schon seit Jahren pulsirte, sowie durch die landschaftlich schöne Lage der Stadt angezogen. Nachdem er seine Fähigkeiten genau geprüft hatte, faßte er sehr bald den Entschluß, der angeborenen Neigung und einem ausgesprochenen Talent folgend, sich ausschließlich der Feder zu widmen. Jedenfalls gedachte er nur provisorisch seinen Aufenthalt in der Schweiz zu nehmen und glaubte wol an eine baldige Amnestie und eine dann folgende Rückkehr in das Vaterland. Möglicherweise ist ihm auch der Gedanke an eine Berufsstellung im eidgenössischen Heerwesen gekommen; doch scheint ein solcher erst später zum Durchbruch bei ihm gelangt zu sein; denn dem frühern preußischen Ingenieuroffizier haben, wie das aus verschiedenen seiner Aeußerungen zu entnehmen ist, die Militärverhältnisse der Schweiz anfangs durchaus nicht zugesagt. Er wurde zunächst nicht schweizer Bürger, sondern richtete sich in Riesbach, dann in Unterstraß, zuletzt in Außersihl — zwei Vorstädten von Zürich — häuslich ein und begann nunmehr mit einem Ernst und Eifer, welche in der That bewundernswerth genannt werden müssen, eine unausgesetzte literarische Thätigkeit zu entfalten. Zunächst war es eine auf die speciellen Verhältnisse der Schweiz gerichtete Broschüre, welche

gleichsam als captatio benevolentiae erschien und den Titel erhielt: „Was hat die Schweiz von einem Angriff der Heiligen Allianz zu fürchten?“ (Zürich 1850); sie gefiel seinen neuen Landsleuten und erlebte zwei Auflagen. Bald darauf veranstaltete er eine zweite Auflage seiner vorhin genannten verhängnißvollen Schrift: „Der deutsche Militärstaat“, doch fand dieselbe keine große Verbreitung. Rüstow erkannte, daß er mit politischen Broschüren allein seine Existenz nicht werde fristen können, und wandte sich nun größern wissenschaftlichen Arbeiten zu.

Um jene Zeit machte er die Bekanntschaft des gelehrten Professors Köchly in Zürich. Hermann August Theodor Köchly, geboren am 5. Aug. 1815 zu Leipzig, war ein Schicksalsgenosse Rüstow's insofern, als auch er, nachdem er sich als ein in Dresden angestellter Lehrer — er war Philolog und Alterthumsforscher — am Maiaufstande betheiligt hatte, aus Deutschland hatte flüchten müssen und nach Zürich gekommen war, wo er 1851 eine Professur erhalten hatte.*) Köchly war ein Mann von großen Kenntnissen, und las über griechische und römische Literatur und Sprache an der Universität Zürich; auch Rüstow hatte mit Vorliebe und Erfolg classische Studien getrieben und fühlte sich von dem gediegenen Wissen Köchly's sehr angezogen. Beide traten sich näher und gaben nicht allein eine nach den Quellen bearbeitete Geschichte des griechischen Kriegswesens heraus, sondern auch verschiedene griechische Kriegsschriftsteller (Aeneas, Heron, Philon, Vitruvius, Athenäos, Apollodor, Asklepiodotos, Arrian, Aelian und den Byzantiner Anonymus) griechisch und deutsch mit Anmerkungen. Die ersten Unternehmungen dieser gemeinschaftlichen Arbeit wurden von der wissenschaftlichen Kritik sehr freundlich aufgenommen und fanden auch in den Kreisen der Philologen und Militärs entsprechende Verbreitung. Dagegen hatten die Fortsetzungen der griechischen Kriegsschriftsteller trotz ihrer unzweifelhaft ganz sachgemäßen Bearbeitung weniger Erfolg, sodaß die Verfasser das Werk einstellten. Dieselben behielten sich die Vervollständigung ihrer Sammlung für eine solche Zeit vor, „wenn wieder einmal ein gesunder, lebenskräftiger Realismus durch die Adern der Alterthumswissenschaft strömt“; doch sind sie nicht mehr zur Ausführung ihres Planes gelangt. Ohne Zweifel bildet aber die „Geschichte des griechischen Kriegswesens“ von Rüstow und Köchly noch heute eins der besten Werke über diesen Gegenstand und wird als solches von der militärischen und ganzen wissenschaftlichen Welt hochgeschätzt. Es ist zu beklagen, daß beide Verfasser ihre ursprüngliche Absicht, auch eine Geschichte des römischen Kriegswesens zu bearbeiten, nicht ausgeführt haben; doch „bei der gänzlichen Unsicherheit längern Beisammenseins“, wie sie selbst sagten, glaubten sie das Wort des Horatius auf sich anwenden zu können: „Vitae summa brevis spem nos vetat inchoare longam!“

Außer auf dem Gebiet der griechischen Kriegsliteratur war Rüstow besonders noch im Fach des Ingenieurwesens und der Kriegsgeschichte thätig. Nachdem er in den Jahren 1852—53 auf letztern zwei Gebieten verschiedene Arbeiten größern

*) H. Köchly starb, nachdem er 1864 nach Heidelberg übergesiedelt und in den Jahren 1871—73 Mitglied des Deutschen Reichstages gewesen war, auf der Rückreise von Griechenland am 3. Dec. 1876 zu Triest.

Umfanges, so namentlich seine vortreffliche, wahrhaft epochemachende „Geschichte des Krieges 1805 in Deutschland und Italien" hatte erscheinen lassen, begriff er sehr wohl, daß er sich bei dem großen Publikum um so leichter zum tonangebenden Schriftsteller auf dem Felde der Tagesgeschichte machen könne, je schneller er mit seinen Schriften auf dem Platze erschien. Kaum war daher der Krimkrieg ausgebrochen, als er sich auch schon anschickte, ihm mit der Feder zu folgen und denselben mit zwei Büchern, einem kleinern über den „Angriff auf die Krim und den Kampf um Sebastopol" und einem zweibändigen Werke über den „Krieg gegen Rußland 1854—55", zu begleiten. Von jener Zeit bis zum Jahre 1878, also 25 Jahre hindurch, ist denn auch kein Krieg in Europa ausgebrochen, ohne daß Rüstow einer der ersten, wenn nicht selbst der erste gewesen wäre, der alle diese Völkerstreite in eingehender Weise darstellte. Und eigenthümlich genug: die berufenste Kritik mußte zugestehen, daß seine kriegsgeschichtlichen Werke, obwol sie ohne genaue Kenntniß der Begebenheiten entworfen wurden und trotzdem sie manche, von dem Verfasser selbst zugegebene Irrthümer und Unrichtigkeiten enthalten, doch nichts weniger als werthlos, sondern zum Theil sogar von recht bedeutendem Werthe seien. Der kenntnißreiche und gewandte Militärschriftsteller verstand es fast immer, seine Darstellung nicht allein in ein anziehendes Gewand zu kleiden (abgesehen von manchen unschönen Auswüchsen und unberechtigten Ausfällen, auf welche später zurückzukommen ist), durch außerordentliche Klarheit ein anschauliches Bild der Handlung zu gewähren, sondern er vermochte selbst durch seinen geschärften militärischen Blick und durch zahlreiche, ihm von den verschiedensten, oft eingeweihtesten Seiten zugegangene Nachrichten vielfach das Richtige zu treffen und so gewissermaßen instinctiv die Wahrheit zu errathen. Hierfür finden sich in mehrern seiner kriegsgeschichtlichen Werke zahlreiche Belege; andere freilich, namentlich die später erschienenen Bücher, enthalten auch wieder grobe Irrthümer und Fehlschlüsse, wie sie wol vorkommen mußten, nachdem der Verfasser in jahrelanger Arbeit seine besten Kräfte verbraucht und sich in eine offenbare Einseitigkeit verrannt hatte, von der er sich in seinen letzten Lebensjahren nicht mehr loszumachen vermochte.

Aber nicht blos die Kriege der Gegenwart waren es, welche Rüstow in den Kreis seiner Darstellung zog. Auch rückwärts lenkte er den Blick und unternahm es, besonders auch jene ältern Feldzüge kritisch zu betrachten, welche ihm selbst mehr oder weniger sympathisch waren. Abgesehen von dem schon angeführten Kriege von 1805 waren es namentlich die ersten Feldzüge Napoleon Bonaparte's in Italien und Deutschland, von 1796 und 1797, dann die Kriege von 1848—49 in Italien und Ungarn, welche in ihm einen beredten Historiographen fanden, wobei freilich die geschichtliche Wahrheit nicht immer zu ihrem Rechte kam. Man muß in der That staunen, wenn man die wirklich großartige Thätigkeit überschaut, welche der fruchtbarste Militärschriftsteller der neuern Zeit entfaltete, als er außer den bezeichneten Feldzügen und andern militärischen Werken noch die Kriege von 1859, 1860, 1864, 1866, 1870—71, 1875—76 und 1877—78 in sehr ausführlichen, oft einige Bände füllenden Darstellungen bearbeitete.

Im Jahre 1852 machte Rüstow die Bekanntschaft von dem damals auf Schloß Oetlishausen im Canton Thurgau lebenden Eduard Bülow, einem Schwiegersohn des

Generals der Infanterie Grafen Bülow von Dennewitz, bekanntlich eines Bruders des genialen und unglücklichen Heinrich Dietrich von Bülow. Letzterm sollte nun ein literarisches Denkmal gesetzt werden, und aus diesem Anlaß bewog Eduard Bülow unsern Rüstow, mit ihm gemeinschaftlich die militärischen und vermischten Schriften von Heinrich Dietrich von Bülow in einer Auswahl mit Bülow's Leben und einer kritischen Einleitung herauszugeben. Das Werk erschien 1853 und ist ein theilweise recht gutes Buch; namentlich ist Rüstow's darin gegebene Abhandlung über Bülow's Bedeutung für die Entwickelung der Kriegswissenschaft heute noch sehr beachtenswerth. Das Bülow'sche Hauptwerk ist sein „Geist des neuern Kriegssystems"; der Verfasser darf das Verdienst beanspruchen, zu einer Zeit, in welcher man sich noch nicht zu dem Gedanken erheben konnte, daß die Kriegführung einer wissenschaftlichen Behandlung fähig sei, zuerst die Grundlage dieser Wissenschaft aufgestellt zu haben. Das Studium gerade der Bülow'schen Lehren brachte Rüstow selbst eine Vertiefung seines militärischen Wissens, welches er fortwährend zu erweitern eifrig bemüht war.

Inzwischen hatte Rüstow nähere Beziehungen auch zu den Leitern des eidgenössischen Heerwesens angeknüpft. Es war ihm nicht nur gelungen, zu einzelnen Vorlesungen über Militärwissenschaften an der Universität Zürich berufen zu werden, welche jedoch keinen langen Bestand hatten, sondern er nahm auch in der Eigenschaft als Instructor an verschiedenen Truppenübungen der schweizerischen Miliz theil und bearbeitete einige Unterrichtsbücher für deren Stämme, so z. B. für den Generalstab, den Geniestab, eine Taktik für die verbundenen Waffen u. s. w. Diese Schriften sowie die hohe Achtung vor den literarischen Leistungen des frühern preußischen Offiziers waren Veranlassung, daß die Regierung des Cantons Zürich Rüstow, der inzwischen Bürger einer schweizerischen Gemeinde geworden war und sich verheirathet hatte, das Patent eines eidgenössischen Majors übersandte. Rüstow hat jedoch diese Ehre nicht zu würdigen gewußt, vielmehr, wie aus dem Folgenden näher hervorgehen wird, die Bekleidung einer solchen Charge in der schweizerischen Miliz unter seiner Würde gehalten, sich auch niemals mit derselben bezeichnet. Es trat wol bei ihm schon frühzeitig eine gewisse Selbstüberschätzung auf, welche durch die Erfolge seiner literarischen Thätigkeit stets genährt wurde, zumal da er, durch seine zahlreichen persönlichen Verbindungen unterstützt, sich gewissermaßen als eine internationale schiedsrichterliche Autorität zu betrachten gewöhnte und hierin durch übertriebene Lobsprüche einzelner wol noch bestärkt wurde. So zeigt folgende Stelle in einem seiner Werke doch eine offenbar nicht geringe Eitelkeit: „Der Verfasser ist nicht einmal Doctor, obwol er, wohl abgesehen von allem andern, blos auf philologischem Felde genug gethan hat, um einige Dutzend Doctorhüte communis generis anständig zu decoriren; ja er ist nicht einmal Mitglied einer gelehrten Gesellschaft. Auf der militärischen Seite geht es ihm aus gleichen Gründen ebenso, er hat es da blos bis zu der Erlaubniß gebracht, immer wieder von vorn anzufangen. Zu dieser beiläufigen Bemerkung findet sich der Verfasser durch den Umstand veranlaßt, daß er theils von anderwärts her, von Leuten, die da meinen, daß solche dem Verdienst nicht fehlen können, mit allerlei Titeln beglückt wird, daß ihm andererseits förmlich Vorwürfe darüber

gemacht sind, daß er seine Titel nicht auf die Titel seiner Bücher setzt.“*) Hierzu möchte doch zu bemerken sein, daß es wol nur an Rüstow selbst lag, wenn er sich den Doctortitel, welcher bekanntlich nur nach Ablegung einer Prüfung verliehen wird, nicht zu erwerben suchte. Uebrigens sind in den folgenden Jahren die Schriften des Verfassers stets mit dem Beisatze „Oberst-Brigadier“ erschienen, sobald dieser Rang erreicht war, und daß auch bisweilen der Zusatz „Ritter des militärischen Ordens von Savoyen“ ebenso wenig fehlt, wie in den letzten Jahren der andere: „Ehrenmitglied der königlich Schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften.“

So hatte Rüstow mehrere Jahre in friedlicher Beschäftigung in der Schweiz zugebracht, die nur durch einzelne Reisen, besonders nach Frankreich, unterbrochen wurde. Oft war ihm der Gedanke gekommen, daß es doch wol besser für ihn sei, wenn er in seine Heimat zurückkehrte und Wiederanstellung im preußischen Heere fände; allein die Ausführung eines solchen Planes scheiterte und zwar an ihm selbst. Wie uns von einem geehrten Gewährsmann mitgetheilt wurde, der ein naher Bekannter des gefallenen Majors Cäsar Rüstow war, verhielt sich die Sache in folgender Art. Wilhelm Rüstow, dessen beide Brüder in der preußischen Armee sehr geachtete Stellungen einnahmen, leitete mit Hülfe derselben Schritte ein, um den Rücktritt in das Ingenieurcorps zu erlangen. Sein Anerbieten wurde nicht zurückgewiesen, und man unterhandelte von Berlin aus (oder ließ unterhandeln) mit ihm in Betreff der nähern Bedingungen. Man verlangte, daß er sich auf Gnade und Ungnade stellen solle, und gab ihm zu verstehen, daß er auf eine Festung abgeführt, nach einiger Zeit begnadigt und sodann als Lieutenant im Ingenieurcorps wieder angestellt werden würde; von seinem weitern Benehmen würde es dann abhängen, inwieweit er in dem Avancement berücksichtigt werden könnte. Rüstow soll dagegen, in gänzlicher Verkennung der Verhältnisse, förmlich verlangt haben, mit seinem ersten Patent vom Jahre 1840 wieder angestellt zu werden. Auf die Nichtannahme seiner Forderung bezieht sich wol seine vorhin mitgetheilte Aeußerung, daß er die Erlaubniß erhalten habe, „immer wieder von vorn anzufangen“. Demnach war er es denn allein, welcher alle Brücken abbrach, die ihn in seine Heimat hätten zurückführen können.

So war das Jahr 1860 herbeigekommen, als sich plötzlich für Rüstow Gelegenheit bot, an einem Kriege activen Antheil zu nehmen, und zwar in hervorragender Eigenschaft. Es war dies der von Garibaldi nach Sicilien und Neapel unternommene Feldzug, welcher mit der Vertreibung des Königs Franz II. aus Neapel endete und die Einheit Italiens anbahnte. Wie es kam, daß auch Rüstow ein Mitkämpfer in diesem Feldzuge wurde, darüber hat er selbst folgende Aufzeichnungen hinterlassen, welche zugleich seinen Standpunkt in Betreff seiner eigenen nächsten Plane bezeichneten.

„Im Mai 1860“, so schreibt er, „als schon Garibaldi seinen kühnen Zug nach Sicilien unternommen hatte, wohnte ich in der Gemeinde Riesbach bei Zürich,

*) Man vergleiche „Militärische Biographien von W. Rüstow“ (Zürich 1858), I, XLIII.

wo ich seit mehrern Jahren meinen regelmäßigen Aufenthalt hatte. Meine Hauptbeschäftigung und zugleich mein Haupterwerbszweig war die militärische Schriftstellerei. Vom Ertrage derselben lebte ich, wenn auch keineswegs glänzend, doch auskömmlich. An Sorgen und einzelnem Unglück fehlte es in meiner kleinen Familie so wenig als in andern; doch das herzliche Verhältniß zu einem liebenswürdigen und verständigen Weibe, welches in Ruhe und Liebe Glück und Unglück mit mir theilte, die Liebe eines sich herrlich entwickelnden Töchterleins von vier Jahren, des einzigen, welches uns bis dahin der Himmel am Leben erhalten, verschönten mir im ganzen das Leben dergestalt, daß ich mich, wenn ich nicht unbescheiden sein wollte, um so mehr glücklich preisen konnte, als auch meine militärischen Schriften allmählich immer größere Anerkennung in immer weitern Kreisen fanden." Diese Ausführungen dürften im allgemeinen unsere bisherige Darstellung bestätigen.

„Daß einem Manne", so fährt Rüstow fort, „welcher von früher Jugend an Soldat gewesen war, das Leben in der Schreibstube nicht völlige, nicht dauernde Befriedigung gewähren könne, läßt sich leicht begreifen. Allerdings meinte gar mancher, daß ich ganz und gar zum Schriftsteller gemacht sei, weil ich eben in diesem Fache etwas Tüchtiges geleistet hätte. Ich wußte es anders und besser; ich wußte, daß der beste Theil meiner schriftstellerischen Leistungen sein Dasein eben meiner angeborenen Richtung auf das Praktische verdanke. Aber seit mehrern Jahren hatte ich mich von jedem hastigen Bemühen, meine Thätigkeit zu ändern, freigemacht, und bewahrte mich ohne große Anstrengung vor dem Greifen nach dem ersten besten, was sich darbot. Dies geschah nicht blos im Hinblick auf die kleine Familie, die ich gegründet und zu erhalten die Pflicht hatte. Ebenso sehr wirkte der Freiheitssinn und die Betrachtung, daß ich mit welcher andern Thätigkeit immer eine viel größere Beschränkung meiner persönlichen Freiheit in den Kauf nehmen müsse, als in der gegenwärtigen schriftstellerischen, und die Bewahrung der theuern persönlichen Freiheit schien mir eines Opfers wol werth. Die mancherlei wahrhaft providentiellen Schickungen, die im Laufe der Zeit über mich gekommen, wunderbare Rettungen aus Gefahren, unbegreiflicher Gang der Dinge, die mir bisweilen als unglückliche erschienen und bei näherer Betrachtung und weiterer Entwickelung sich als unbestreitbar glückliche erwiesen: dies hatte in mir die Hoffnung und den Glauben immer mehr befestigt, daß, wenn der rechte Augenblick gekommen sei, die Sache mich und ich die Sache zu finden wissen werde. So konnte ich, Gott sei Dank, trotz der Annäherung an das Schwabenalter, körperlich und geistig immer noch frischer und kräftiger als heute die meisten Zwanziger, mit Seelenruhe, aber ohne fatalistische Stumpfheit ausharren."

Der „rechte Augenblick" schien nun Rüstow gekommen zu sein, als ihn gegen Ende Mai 1860 eine mit ihm und seiner Familie befreundete Dame besuchte und an ihn die Frage richtete, ob er nicht geneigt sei, nach Italien zu gehen, wo man bei den voraussichtlich immer größern Dimensionen, welche der Kampf annehmen müsse, bei der immer mehr hervortretenden Nothwendigkeit, sich nach tüchtigen, wirklich gebildeten Kräften umzusehen, seine Unterstützung wünsche. Nach einigem Zögern stellte Rüstow seine Bedingungen und entschloß sich, als dieselben

sofort angenommen wurden, zu einer Reise nach Genua, um sich die Dinge in der Nähe anzusehen. Er äußerte sich hierüber wie folgt: „Ich verlangte nur für die Zeit meiner Abwesenheit vom Hause eine kleine Pension für meine Familie, die eben hinreichen könnte, den Hausstand in den bescheidensten Verhältnissen aufrecht zu erhalten, ferner die Zusicherung einer andern kleinen Summe für den Fall, daß ich in Italien den Tod fände, einer Summe, die genügen würde, die ersten Bedürfnisse meiner Familie zu decken, bis von meinen Verwandten und denen meiner Frau irgendwelche Anstalten getroffen werden könnten, auf welche ich fest baute, weil ich in gleichem Falle für andere ebenso gehandelt haben würde, als ich es hier für mich voraussetzte. Für mich selbst aber verlangte ich nichts als eine Stellung, in der ich wahrhaft nützlich werden könnte, und das Nothwendigste, um den Dienst dieser Stellung wirklich thun zu können, ohne irgendeine Summe zu fixiren."

Am 30. Juni 1860 reiste Rüstow nach Italien und betrachtete sich schon nach der ersten Unterredung von fünf Minuten mit einem Bevollmächtigten Garibaldi's, Dr. A. Bertani in Genua, als gebunden. Man theilte ihm mit, daß der Soccorso Garibaldi mit Zustimmung Garibaldi's eine neue Expedition zur indirecten Unterstützung der sicilianischen beabsichtige, welche sich gegen die Staaten des Papstes richten und durch diese vordringend, in die Abruzzen einfallen, so Garibaldi den Uebergang von Sicilien nach Calabrien oder wie die Dinge damals noch standen, das Vordringen aus dem Westen nach dem Osten der Insel Sicilien erleichtern sollte. Man wünschte Rüstow den Posten eines Chefs des Generalstabs der neuen Expedition, welche in der That als ein kleines Heer für sich betrachtet werden sollte, zu übertragen; übrigens war die Expedition selbst noch nicht organisirt und auch noch nicht ihr Führer bestimmt.

Wir können hier nur in großen Zügen die Geschichte der sicilianischen Expedition wiedergeben. Dieselbe kam nicht in der ursprünglich geplanten Weise zur Ausführung, sondern wurde in der Stärke von 6 Infanteriebrigaden mit 120 Pferden und 8 Geschützen, d. h. mit einer Kopfzahl von etwa 9000 Mann am 13. Aug. über Cagliari und Palermo nach Milazzo in Bewegung gesetzt. (Garibaldi war bekanntlich schon am 11. Mai mit nur 1085 Freiwilligen bei Marsala gelandet und hatte die königlichen Truppen aus Palermo vertrieben.) Nach Eintreffen dieser Verstärkung unter Oberst Pianciani rückte nun Garibaldi gegen die Ostküste Siciliens vor und setzte dann nach Calabrien über. Rüstow befehligte damals den linken Flügel der sogenannten „italienischen Südarmee", später deren 1. Division, resp. die 15. italienische Division und fand nun endlich Gelegenheit zu kriegerischer Thätigkeit. In Bezug auf die hierbei von ihm an den Tag gelegte Befähigung gehen die Stimmen der Kritiker auseinander: einzelne stellen seine Leistungen als schwach dar, andere zollen ihm dagegen nicht geringe Anerkennung. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß Rüstow am 19. Sept. bei Capua und am 1. Oct. am Volturno die Königlichen in die Flucht trieb und mit seinem Expeditionscorps Ende October den Volturno überschritt. Allerdings hatte er keinen sehr ebenbürtigen Gegner; allein seine Freiwilligen waren

auch keine Elitetruppen; jedenfalls war die Führung der letztern nicht nur glücklicher, sondern auch weit geschickter als die der Königlichen. Als Sieger zogen Garibaldi und Rüstow in Neapel ein; Süditalien war sehr schnell ganz unterworfen worden.

Mit dem spätern Gange der Dinge in Italien war aber weder Garibaldi noch Rüstow zufrieden. Nachdem der erstere misvergnügt über den Widerstand, welchen seine Plane in Bezug auf Italien in der Umgebung des Königs Victor Emanuel fanden, sich nach Caprera zurückgezogen hatte, hielt auch Rüstow den Augenblick für gekommen, in die Heimat zurückzukehren. Persönlich wenig befriedigt, wie es scheint, und besonders gekränkt durch die geringe Berücksichtigung, welche Offiziere und Soldaten der italienischen Südarmee bei der Reorganisation fanden — Rüstow erklärte sich offen als Feind der „Verpiemonteselung Italiens" — reichte er am 7. Nov. sein Entlassungsgesuch ein. Mit dem Titel eines Oberst-Brigadier sowie geschmückt mit dem Ritterkreuz des militärischen Ordens von Savoyen verließ Rüstow am 28. Nov. Neapel, nachdem er sein Soll und Haben so weit ausgeglichen, daß, wie er selbst sagte, ihm wenigstens kein materieller Verlust aus der in Italien verbrachten Zeit erwuchs. Am 8. Dec. 1860 traf er wieder in Zürich ein, wo ihm inzwischen ein zweites Töchterchen geboren worden war, das er zu Ehren Garibaldi's „Johanna Josephine" nannte. Für Garibaldi, den Schöpfer der Einheit Italiens, hatte er eine aufrichtige Hochachtung bewahrt und denselben allen Ernstes mit der Jungfrau von Orléans verglichen, weshalb auch jene Namenzusammenstellung von ihm gewählt wurde.

Mit dem Jahre 1861 setzte Rüstow nun wieder fleißig seine durch den italienischen Feldzug unterbrochenen schriftstellerischen Arbeiten fort. Er schrieb zunächst zwei Werke, welche diesen Feldzug selbst zum Gegenstande hatten, deren erstes eine politisch-militärische Darstellung des Krieges enthielt, während das zweite seine persönlichen Erlebnisse während dieses Feldzugs wiedergab. Sehr anzuerkennen ist in beiden Schriften die große Wahrheitsliebe, welche der Verfasser in denselben bethätigt; er sagt darüber selbst in der Vorrede seiner Erinnerungen: „Daß ich mich streng an die Wahrheit halte, daran wird niemand zweifeln, der mich kennt, und auch die mich nicht kennen, werden bald herausfinden, daß hier nichts künstlich aufgeputzt ist." Gewiß hat Rüstow werthvollere, mehr gelehrten Stoff enthaltende Bücher geschrieben als diese Darstellungen des italienischen Feldzugs von 1860, allein lebensfrischere, unmittelbarer auf den Leser einwirkende Schriften hat er nicht verfaßt: flossen doch die Quellen frisch aus dem eigenen Leben.

Durch seine Mitwirkung im Kampfe 1860 war offenbar sein Selbstgefühl in hohem Grade gewachsen, wie das zahlreiche Stellen in den Werken beweisen, die er nun folgen ließ. Es trat von jener Zeit an jene eigenthümliche Schreibweise mehr in den Vordergrund, welche sich durch Ausfälle gegen Andersgesinnte kennzeichnete und dem guten Eindruck seiner Schriften wesentlichen Eintrag that. Er wurde empfindlich berührt von den „Lügen", die er in deutschen Militärzeitungen über sich gefunden haben wollte, und wehrte sich dagegen in nicht gerade feiner

Weise, wie folgende Probe beweisen mag. „Man sollte denken", sagte er, „die deutsche militärische Tagespresse hätte mit wohlwollender Theilnahme die praktische Thätigkeit eines Mannes verfolgen sollen, der dieser Presse seit zehn Jahren fast allein neue Gedanken geliefert hat, der so oft mit der größten Unverschämtheit und ohne seinen Namen zu nennen abgeschrieben wird, der in den militärischen Fragen der neuesten Zeit so oft die Wahrheit vorausgesehen hat, wo noch alles im Dunkeln tappte. Aber man täuscht sich sehr. Die deutsche militärische Presse hängt bekanntlich an dem Dogma, daß ein guter Theoretiker ein schlechter Praktiker sei. Nun hat sie allerdings nicht ganz unrecht, wenn sie von ihrer Theorie spricht; sie hat aber oft genug ausgesprochen, daß ich ein schlechter Theoretiker sei, weil allerdings meine Theorie sich himmelweit von dem unterscheidet, was vor mir so getauft worden ist. Neuerdings muß ich nun ein guter Theoretiker sein, damit jenes erwähnte Dogma auf mich angewendet werden könne. Denn die «Loyalität» fordert, daß der «Rothe» schlecht gemacht werde." In dieser Weise geht es fort. Rüstow sucht darin darzuthun, daß die „Leimsieder" der deutschen militärischen Presse ihm gegenüber im Unrecht seien, und versteigt sich am Schlusse zu folgender Behauptung: „Die Zukunft wird zeigen, ob die Leute aus den Cadetten- und Invalidenhäusern Deutschland retten können, oder ob dazu andere Männer gehören."

Es wurde Rüstow später sehr schwer, den einmal betretenen Weg der Schmähungen zu verlassen; in fast allen seinen letzten Schriften kehren sie wieder.

Noch eine andere Seite der Rüstow'schen Schreibart möchten wir hier kurz berühren, welche gleichfalls erst im Laufe seiner spätern Arbeitszeit auftritt und dann leider immer mehr Anwendung findet: es zeigt sich bei ihm oft eine frivole, ja cynische Ausdrucksweise, wobei ganz ungeeignete Sprachwendungen und Vergleiche vorkommen. Er selbst spricht sich hierüber folgendermaßen aus: „Meiner ganzen Natur nach bin ich nicht geneigt, bei jeder Geschichte ein äußerst ernstes Gesicht zu machen, immer so zu thun, als wenn ich die ganze Welt auf dem Rücken hätte, alles mit Pathos vorzutragen und jeden Tag 24 Stunden lang Charakter zu haben. Ich weiß daher längst, daß die gesinnungstüchtigen Philister mich einen «frivolen» Menschen nennen." Es scheint, als hätte Rüstow es nun in der Folge gerade darauf abgesehen, einen solchen Beinamen stets mehr und mehr zu verdienen. Wir können hierbei die nicht uninteressante Thatsache mittheilen, daß Rüstow's eigener Bruder Cäsar — der selbst mehrfach als Militärschriftsteller aufgetreten ist — diese Seite der brüderlichen Darstellung durchaus nicht genießbar finden konnte und dem Verfasser mehrfach directe Vorstellungen deshalb gemacht und als dies nicht half, selbst öffentlich gegen ihn aufgetreten ist. „Wir dürfen es ihm nicht verhehlen", sagt Cäsar Rüstow, „daß er sich manchen Gegner schafft durch die oft rücksichtslose Art und Weise, in welcher er seine Ansichten und Urtheile ausspricht, durch jene zuweilen eingestreuten Schmähungen, deren Gebrauch nicht nöthig ist zum selbst rückhaltlosesten Aussprechen von Wahrheiten. Lassen sich diese denn nicht ebenso gut aussprechen wie solche Ausfälle? Man entgegne uns nicht, daß jene Richtung eben eine Eigenthümlichkeit des Verfassers sei, daß man ihm diese nicht rauben dürfe, ohne ihm sozusagen einen Theil

seines Ich zu nehmen. Das gilt nur bedingungsweise . . . die Menschen sind eben Menschen, und selbst die gebildetsten oft nicht im Stande, von gewissen Vorurtheilen, die ihnen Erziehung und Lebensverhältnisse brachten, sich vollkommen loszumachen; auch der Verfasser wird nicht frei von Vorurtheilen sein. Warum beansprucht er also von seinen Lesern eine objective Anschauungsweise, wie sie füglich nur im Lande der Seligen, aber nicht unter den Lebenden zu führen und zu finden ist?"

Die Reorganisation des preußischen Heeres, welche im Jahre 1860 unternommen wurde, und der hierdurch herbeigeführte mehrjährige Streit zwischen der Regierung und der Landesvertretung Preußens gab Rüstow mehrfach Gelegenheit, seine Anthipathien gegen die beabsichtigte Heeresreform und seine Sympathien für Milizheere zum öffentlichen Ausdruck zu bringen. Nachdem er in einer besondern Schrift „die Wahrheit über den preußischen Wehrgesetzentwurf" verkündet, griff er das preußische Militärbudget für 1862 scharf an und wandte sich auch an die „Junker" der preußischen Armee, um sodann noch vor den „Compensationen in der preußischen Militärfrage" zu warnen. Wir glauben Grund zur Annahme zu haben, daß Rüstow sein Auftreten in dieser ganzen Sache der so wichtigen und folgenreichen Reorganisation des preußischen Heeres später bereut hat.

Im Jahre 1860, als der Deutsche Nationalverein seine Schwingen mächtig entfaltete, glaubte man auch ein volksthümliches Heerwesen gründen oder fördern zu können. Es wurde in Koburg eine „Deutsche Wehrzeitung" geschaffen und Wilhelm Rüstow an die Spitze derselben gestellt. Um „die volksthümliche Entwickelung der nationalen Wehrkraft" herbeizuführen, erließ er einen Aufruf an die deutsche Jugend zur Errichtung eines Centralbureau für freiwillige Wehrvereine. Ein solches aussichtsloses Unternehmen konnte keine Erfolge haben; die ganze Sache zerfiel sehr bald in ihr Nichts, und auch Rüstow zog sich schon vorher von der Leitung des Centralbureau und der Betheiligung an der „Wehrzeitung" zurück, nachdem er mit den andern Leitern beider Unternehmungen in starke Meinungsverschiedenheit gerathen war. Sehr kräftig und hier gar nicht wiederzugeben sollen die Ausdrücke gewesen sein, mit denen der Förderer der deutschen Wehrvereinsbewegung sein Verhältniß zu den Koburgern plötzlich löste.

In den folgenden Jahren arbeitete Rüstow nach wie vor fleißig in seiner züricher Schreibstube. Abgesehen von einer neuen Reise nach Italien, auf welcher er die Bewegungen der letzten Jahre, resp. die Einheitsbestrebungen dieses Landes zu erforschen suchte, blieb er fast stets in der Schweiz und schrieb dort sodann die „Annalen des neuen Königreichs Italien von seiner Proclamirung an bis zum Jahre 1864". Dann aber war er einer der ersten, der den Deutsch-Dänischen Krieg von 1864 mit einer politisch-militärischen Darstellung begleitete; er begann die Arbeit schon, als die ersten dunkeln Wolken am politischen Horizont erschienen, deren Entladung er allerdings als sicher voraussetzen mochte. Weiter gab er noch einige militärwissenschaftliche Werke heraus, darunter auch einen Commentar zur „Geschichte Julius Cäsar's" von Kaiser Napoleon III. Bekanntlich ist das Werk des letzten französischen Kaisers trotz seiner zeitraubenden und kostspieligen Vorbereitungen (Rüstow gibt die Herstellungskosten nach glaubwürdigen Mittheilungen mit

etwa 8 Mill. Frs. an) nur bis zu seinem zweiten Bande gelangt und ist also ein Torso geblieben. Der Rüstow'sche Commentar zu demselben ist eine tüchtige Arbeit und wird namentlich dort, wo er sich zur wissenschaftlichen Controverse über materielle Fragen entwickelt, d. h. entweder rein militärische und kriegsgeschichtliche oder historisch-politische, topographische u. s. w. Gegenstände erörtert, sich als ein vertrauenswürdiger Führer erweisen. Dieses Werk gab Veranlassung dazu, daß Rüstow dem Kaiser Napoleon persönlich vorgestellt wurde, was, wie er uns selbst mittheilte, im Jahre 1869 in Paris geschah.

Von dem Ausbruch des Kriegs 1866 in Deutschland scheint Rüstow überrascht worden zu sein. Er hatte während desselben das Unglück, seine beiden Brüder zu verlieren, wie bereits im Eingange gesagt wurde: der eine fiel auf dem böhmischen, der andere auf dem westdeutschen Kriegsschauplatze. Rüstow hat ihnen in seiner Geschichte des Kriegs von 1866 einen Nachruf gewidmet, der mit folgenden Worten schließt: „Viele haben Freunde verloren, niemand hat zwei einzige Brüder verloren, die sich bereits in der Welt einen Namen erworben und sich als Männer vor Europa erprobt hatten. So ist es mir erlaubt, meiner Brüder an dieser Stelle zu gedenken: Monumentum sit aere perennius!"

Rüstow hielt anfangs den Krieg für ein deutschfeindliches Unternehmen Preußens, welches die Bundestreue verletzt habe. Es war dies die 1866 allgemein in Süddeutschland herrschende Anschauung. Nachdem jedoch der Friedensschluß vom 23. Aug. in Prag erfolgt war, welcher den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland herbeiführte, äußerte er sich hierüber sehr befriedigt. Er erkannte darin „die Aufhebung des verderblichen Dualismus, den zwei Großmächte in Deutschland in dasselbe hineintragen mußten, stets fähig, einander im Guten zu hindern, niemals fähig, Deutschland zum Guten zu verhelfen".

Während der Jahre 1867—69 war Rüstow einigemal in Frankreich, dessen Armee er aufmerksam kennen zu lernen suchte. Er schrieb für die zu Wien neu gegründete „Internationale Revue" eine heute noch werthvolle Abhandlung über die französische Armee (Nr. I des „Heerwesens der wichtigsten europäischen Staaten außerhalb Deutschlands") und berichtet, daß ihm hohe französische Offiziere das Compliment gemacht hätten, er kenne die französische Armee genauer als sie selbst. So war er auch einigemal im Lager von Châlons und erwarb sich die Gönnerschaft des Marschalls Niel, der ein großer Verehrer seiner Schriften war. Es war nicht zu verwundern, daß Rüstow, der bisher durch Aufmerksamkeiten wenig verwöhnt worden war, sich in Frankreich, wo man ihm nicht allein mit Höflichkeit, sondern auch mit warmer Anerkennung seiner literarischen Leistungen entgegenkam, sehr wohl fühlte und gern dorthin zurückkehrte. Befremden muß aber doch, daß sein sonst so klarer Blick durch solches Entgegenkommen so weit getrübt wurde, daß er offen aussprach: unter allen Calamitäten, welche über Europa hereinbrechen könnten, erscheine ihm ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland als die größte, ein solcher könnte nur „Gutes und Schönes zerstören", wie er sagte, indem er hinzufügte: „Die beiden Länder marschiren an der Spitze der Civilisation; wir gebrauchen den Ausdruck ohne Scheu, so viel er gemisbraucht sein mag. Die beiden Völker ergänzen einander in vielen und bedeutenden Richtungen, sie sind einander

in den letzten Jahrzehnten geistig näher getreten als sonst in Jahrhunderten. Was immer eins von beiden dem andern nähme, es würde ihm nicht frommen!" Man sieht, Rüstow war damals schon vollständiger Kosmopolit geworden.

Im Sommer des Jahres 1869 kam Rüstow auf seiner Reise nach Frankreich auch nach Darmstadt, um den Major von Ploennies zu besuchen, der ihm für sein Buch über den Krieg von 1866 einen Bericht über den damaligen Stand der Handfeuerwaffenfrage überlassen hatte. Damals hatten auch wir Gelegenheit, Rüstow's persönliche Bekanntschaft zu machen und manche interessante Mittheilungen von ihm zu hören. Er wußte viel und sprach gut, doch mischte er dem natürlichen Redefluß oft seltsame und ungehörige Worte bei, kurz er sprach, wie er schrieb. Kurz vorher war er, ohne hierzu die Anregung gegeben zu haben, wie er uns sagte, von der königlich Schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften in Stockholm — der ältesten Militärakademie in Europa — zum Ehrenmitgliede ernannt worden und machte hiervon uns mit besonderer Genugthuung Mittheilung. Auch über die Möglichkeit eines deutsch-französischen Kriegs wurde mehrfach gesprochen; doch wiederholte Rüstow seine allerdings nur auf persönlicher Ueberzeugung beruhenden Ansichten über die Unwahrscheinlichkeit eines solchen. Als derselbe nun einige Monate später doch ausbrach, soll Rüstow seine Dienste in Berlin wieder angeboten, dort aber völlige Zurückweisung erfahren haben; daß er sodann auch den Eintritt in die französische Armee nachgesucht habe, wie hier und da behauptet worden ist, halten wir — unterstützt durch Mittheilung eines seiner nähern Bekannten — für unrichtig. Keinenfalls würde er in Paris, obschon sein Gönner, der Marschall Niel, am 13. Aug. 1869 gestorben war, abgewiesen worden sein, und schon deshalb ist die Nachricht von einer Bewerbung seinerseits um eine Stellung in der französischen Armee höchst unwahrscheinlich.

Der Krieg brach aus. Rüstow blieb in seiner Schreibstube zu Zürich und that, was er bei andern Kriegen auch gethan hatte: er folgte mit der Feder den einzelnen Ereignissen des Feldzugs und schrieb den „Krieg um die Rheingrenze", und zwar, wie er selbst in einer Vorbemerkung sagt: „im Gefühl einer Pflichterfüllung". Er fährt dann fort: „Von den vielen Freunden, die ich in der französischen Armee zähle, deckt jetzt nicht wenige der kühle Grund des Schlachtfeldes; andere hat ein weit schrecklicheres Schicksal getroffen. Einer der erstern, welcher den Krieg mit Deutschland voraussah, ohne ihn zu wünschen, sagte mir 1868: «Sie werden unser Kampfrichter sein!» Ich vollziehe sein Testament." Nachdem dies Werk, ein im allgemeinen brauchbares und die ersten Bedürfnisse des lesclustigen größern Publikums befriedigendes Geschichtsbuch, vollständig erschienen war, ließ Rüstow ein zweites Werk über denselben Krieg und die Feldzüge 1864 und 1866 folgen, welches den Titel erhielt: „Strategie und Taktik der neuesten Zeit, Ergänzungen zu des Verfassers strategischen und taktischen Schriften" (3 Bde.). Dieses Werk ist für den Fachmann recht lehrreich. Rüstow stützt sich darin mit großer Gewissenhaftigkeit auf die von beiden kriegführenden Staaten festgestellten Thatsachen. Aus denselben zieht er Folgerungen und Schlüsse, um daran wieder Betrachtungen über Strategie und Taktik zu reihen; er schuf auf diese Weise eine Erläuterung von kriegsgeschichtlichen Beispielen aus der neuern Zeit, welche durch

Inhalt und Form fesseln, zumal da die Darstellung ausnahmsweise frei von jenen bedauerlichen Zuthaten, von jenen unberechtigten Ausfällen ist, die der Verfasser sonst so sehr liebte.

Während der letzten sechs Jahre seines Lebens (1871—78) erfuhr Rüstow manche Enttäuschung. War auch sein Fleiß ungebrochen, sein literarischer Unternehmungsgeist kaum geringer als früher, so stellte sich nach und nach doch bei dem militärischen Publikum — dem deutschen wie dem ausländischen — eine gewisse Uebersättigung mit seinen Schriften ein. Man wurde berechtigt, ihm den Vorwurf der Vielschreiberei und einer gewissen, dadurch bedingten Flüchtigkeit zu machen; für den letzten Theil seiner literarischen Arbeiten ist dieser Vorwurf jedenfalls zutreffend und wurde dessen Richtigkeit wol auch von ihm selbst gefühlt. Sein Werk über den Krieg von 1870—71 fand wol noch zahlreiche Verbreitung, wenn auch lange nicht eine solche wie das Werk über den Feldzug 1866, welches mehrere starke Auflagen erlebte; allein die nun folgenden Schriften — so besonders die über Kriegspolitik und Kriegsgebrauch, worin er stark gegen Bluntschli polemisirte, und die Geschichte des Kriegs in der Türkei (1876) und des russisch-türkischen Krieges (1877—78) — vermochten nicht mehr so ins Publikum zu dringen wie die frühern, und begegneten einer theilweise recht ungünstigen Beurtheilung. Dazu kam, daß einer seiner Verleger in Stuttgart eine öffentliche Erklärung erließ, worin mehrere ältere Rüstow'sche Werke förmlich ausgeboten wurden und zwar in einer nichts weniger als zartfühlenden Weise, die den Verfasser auf das empfindlichste verletzen, ja tief kränken mußte. Was aber Rüstow, welchem die Schweiz noch im Jahre 1870 den dort höchsten militärischen Grad, den eines eidgenössischen Obersten, verliehen hatte, nicht verschmerzen konnte, und was ihn selbst dahin brachte, die Hand an sich zu legen, um die irdische Bürde abzuwerfen: das war die Zurücksetzung, welche ihm nach seiner Ansicht im Jahre 1878 von der eidgenössischen Behörde widerfuhr. Es sollte damals ein Lehrstuhl für Militärwissenschaften am Polytechnikum zu Zürich gegründet werden, der jedoch nicht Rüstow, sondern dem Obersten Rothpletz übertragen wurde. Der erstere, welcher ja schon früher kriegswissenschaftliche Vorlesungen an jener Hochschule gehalten hatte, hatte die sichere Erwartung gehegt, mit dem neuen Lehrstuhl betraut zu werden; als er sich nun übergangen sah, wirkte die Vernichtung aller seiner Hoffnungen so niederdrückend auf ihn, daß er nicht mehr leben mochte. Er selbst hat über die Beweggründe seiner letzten Handlung in einem hinterlassenen Schreiben an seine Töchter (seine Frau ist ihm im Tode vorausgegangen) sich offen ausgesprochen, und aus diesem Schriftstück wollen wir hier einen Auszug folgen lassen, damit die Leser sich ein eigenes Urtheil über Rüstow bilden können.

Nachdem Rüstow in dem Eingange seines Schreibens die ihm nach seiner Ansicht widerfahrene Zurücksetzung näher erwähnt hat, fährt er wörtlich fort: „... Diese Dinge wirkten allmählich zerrüttend auf mein Nervensystem; jedem Menschen, der Gefühl für Anstand und Gerechtigkeit hat, wird das begreiflich sein. Besonders wurden schließlich meine Augen und meine Hände angegriffen, und auf der Brust fühlte ich oft einen brennenden Schmerz; mein Geist ist zwar noch völlig klar

und frei, allein ich muß endlich auch für ihn fürchten. Ich habe Opfer an Zeit, Geld und Kraft gebracht; zum Dank schiebt man mich beiseite und schmückt sich mit meinen Federn. Einträgliche Verbindungen habe ich aufgegeben, um meine Arbeit ganz der Schweiz zu widmen, woraus sich natürlich erklärt, daß mir in den letzten Jahren alle Ermunterungen vom Auslande fehlten. Dieser Gedanke verfolgt mich bei Tag und bei Nacht; er stört mich bei meiner Arbeit, soviel Mühe ich mir auch geben mag, ihn zurückzudrängen. Das muß aber zuletzt den Geist aufreiben oder wenigstens abschwächen.

„Ich war nun lediglich darauf angewiesen, uns von meiner einsamen schriftstellerischen Arbeit zu unterhalten; ich glaube aber, daß dies immer unmöglicher wird, wie bescheiden wir auch leben mögen. Die Schweiz ist ein in den Augen des heutigen Europa zurückgebliebenes Land, theils weil sich jetzt um dasselbe vier geschlossene Staatswesen gruppiren, theils ... das wirkt nun auf alles einzelne zurück, mit Recht und noch mehr mit Unrecht. So genießen auch literarische Producte, welche aus der Schweiz kommen, mögen sie auch noch so werthvoll sein, nicht mehr das Ansehen wie früherhin, und dies drückt ihren Absatz, folglich auch den Lohn für den Autor herunter.

„Nun könnte ich allerdings über Verschiedenes schreiben, aber in unsern Tagen ist alles in Schubladen abgetheilt. So bin ich literarisch in das Fach der Militärschriftsteller verwiesen. Ein politisches Werk von mir, und enthielte es mehr Weisheit, als alle Diplomaten zusammen aufweisen können, fände keinen Verleger. Aber auch als Militärschriftsteller bin ich von dem Geschmack und von den Einbildungen der Verleger abhängig. Das Beste, was ich schreiben könnte, und was ich, wenn einmal geschrieben sein muß, gern schriebe, wollen die Verleger nicht, und unrecht kann ich ihnen nicht einmal geben; denn wie wenige Leute lesen heute noch ein vernünftiges Buch! Der Verleger muß sein Kapital herausschlagen, und ich kann auch nicht umsonst arbeiten. Viele Kerle haben Sinecuren und benutzen diese zu nichts Vernünftigem. Hätte ich die Stelle am Polytechnikum erhalten, so hätte ich ganz gut noch das Beste der Welt liefern können: ein kurzes, auf Quellenstudien basirtes «Handbuch der Geschichte des Kriegswesens», welches jetzt ganz fehlt — in den landläufigen Handbüchern hat immer nur ein Verfasser den andern abgeschrieben. Ich hätte dann nicht auf ein Honorar zu sehen brauchen, von dem ich leben mußte.

„Wie die Sachen jetzt wirklich stehen, habe ich nichts mehr zu hoffen; alles wäre auf eine einsame und dabei pecuniär unfruchtbare Arbeit abgestellt, unfruchtbar also auch für euch. Wenn ich länger lebte, könnte ich höchstens noch das Wenige aufzehren, was ich euch jetzt noch hinterlassen kann. Wenn ich jetzt von euch scheide, so lasse ich euch wenigstens nicht ganz unbewaffnet allein den Kampf mit dem Leben aufnehmen. Du siehst, mein liebes Hanneli, nicht jeder findet Arbeit, der sie sucht. Dein Vater findet trotz seiner umfassenden Bildung und seiner Arbeitskraft keine Beschäftigung. Dagegen siehst du, daß eine Menge Menschen in Zürich, welche kaum lesen und schreiben gelernt haben, die höchsten Aemter bekleiden, von denen sie nicht das erste Wort verstehen, und daneben noch mit einträglichen Schwindelgeschäften betheiligt sind, von denen sie außer dem Schwindel auch nichts verstehen.

Du wirst dich daran erinnern, liebes Kind, und nie mehr kurzweg von einem armen Manne, der dich um ein Almosen anspricht, sagen, er würde schon Arbeit finden, wenn er nur arbeiten wollte. Der beste, gerade der beste Arbeiter findet oft keine Arbeit — und der gemeine schlechte Kerl ohne ein Verdienst hat meist seinen Verdienst, auch ohne zu arbeiten. Ich danke Gott, daß ich nur Töchter habe; hätte ich Söhne, ich würde fürchten, sie müßten auch Schufte werden, um leben zu können.

„War denn nun gar keine Hoffnung? werdet ihr fragen. Nein, nach ... mit dem Lehrstuhl am Polytechnikum war keine mehr ... was soll ich denn von anderer Seite erwarten? So thöricht es wäre, ohne Noth die Flinte ins Korn zu werfen, so ist es doch nicht minder thöricht, sich Hoffnungen ohne Grund zu machen. Ihr habt selbst gesehen, wie isolirt ich bin. Wo sind denn alle die Leute geblieben, welche sich meine Freunde nannten, denen ich nie etwas anderes als Gutes gethan habe? Sie sind verschwunden wie der Schatten mit der Sonne. Weil ich nicht gefalle, verlassen auch diese «Freunde» mich ... Indessen es ist, wie es ist. Die erste Grundlage zu neuer Hoffnung wäre für mich gewesen, daß ich meine Gesundheit völlig wiederherstellen konnte. Dazu gehört aber unbedingt, daß ich einige Jahre ohne Sorge um das Brot von heute auf morgen leben, daß ich mir einige Erholung gönnen, daß ich aus der Atmosphäre der Kakistokratie herauskommen konnte, und daß ich einige Anerkennung meiner Verdienste von irgendeiner Seite empfing. Vor allem war es nothwendig, daß ich Geldmittel und freundliche Unterstützung fand. Ich hatte die Idee, in Annoncen geradeaus zu sagen, was mir fehlte. Ihr findet in dem Testamentspacket den Entwurf einer solchen Annonce unter dem Titel «Hülferuf». Zur Verbreitung bedurfte ich der Hülfe; ich suchte auch diese unbedeutende Hülfe vergebens.

„Meine Brüder, meine alten, meine wirklichen Freunde sind todt. Legen wir uns auch zur Ruhe.

„Meine lieben Kinder, ihr waret mir wirklich liebe Kinder; ihr habt mir nie vorgeworfen, daß ich in den letzten Jahren so wenig, wenig für euere Freude, euer Vergnügen that, und ihr habt es doch empfunden, das weiß ich. Mein Tod wird euch befreien; tretet mit gutem Muth in das neue selbständige Leben ein. Alles Glück, welches euerm Vater versagt wird, möge auf euch gehäuft werden. Könnte ich euch noch nützen, wie gern wäre ich bei euch geblieben; ich kann es nicht mehr, und so ist es besser, daß ich von euch scheide.

„Pflanzt mir einen Rosenstock aufs Grab! Einen Stein will ich nicht, denn erstens kostet er Geld, was ihr besser gebrauchen könnt, und zweitens ist es mir gleichgültig, ob jeder Spießbürger wisse, wo ich begraben liege. Ein Funken meines Geistes bleibt auf dieser Erde zurück... Später erst wird man mir Anerkennung zollen und vielleicht sich dann auch an das erinnern, was ich für die Freiheit in Europa mit der That und dem Wort, ohne an mich zu denken, gethan habe. Vielleicht werden mir dann die Leute ein Denkmal setzen. Meinetwegen, in der besten Gesellschaft werde ich mich dabei nicht befinden....

„Meine Kinder, denkt stets daran, was euch euer Vater durch Beispiel und Wort gelehrt: daß jede Arbeit ehrenvoll ist, daß man keine scheuen oder verachten

darf . . ." (Rüstow bezeichnet sodann die Personen, denen seine letzten Grüße gelten, und fährt fort:) „Ihr werdet jetzt öfters hören: «Hätte man das doch gewußt, da wäre ja noch immer zu helfen gewesen.» In den meisten Fällen werden dies Krokodilsredensarten sein, denn «man» hätte genügend wissen können. Indessen ist es auch möglich, daß einzelne Leute ehrlich so reden. Mögen sie dann für euch thun, was sie für mich nicht mehr zu thun vermögen; es soll ihnen tausendfach vergolten sein, und ich segne sie im voraus dafür. Es ist möglich, daß dieser oder jener euch rathe, meine Todesart zu vertuschen. Laßt euch nicht darauf ein. Man kann in solcher Weise die Todesart Schulze's oder Müller's vertuschen, nicht die meine. Weder mir noch euch kann es Schande machen, daß ich selbst die Waffe gegen mich kehrte.

„Faßt meinen Tod leicht, mit der Freudigkeit der Alten auf; nach bewegtem Leben denke ich einen gesunden Schlaf zu thun. Meine Elemente kehren ruhig und gesetzmäßig in den Schos der großen Mutter Natur zurück, um sie auf ihre Art neu zu beleben. Denkt, daß ich alt genug war um zu sterben, und daß ich sterben konnte nach langem Krankenlager in einer für euch viel unpassendern Zeit als derjenigen, die ich frei wählte.

„Ihr meint vielleicht, ich hätte euch irgendwie vorbereiten sollen. Bei näherm Nachdenken werdet ihr finden, daß dies nicht möglich war. Außerdem bekenne ich ganz offen, daß ich noch allerlei Auswege gesucht habe, diesen Tag nun aber nothwendig aus verschiedenen Gründen als den letzten festhalten mußte. Tausendfachen Segen über euch. Ein letztes Lebewohl von euerm Vater, der euch über alles liebt.

Außersihl, 14. Aug. 1878, morgens. W. Rüstow."

Dieses Schreiben wurde mit den angedeuteten geringen Auslassungen in den „Basler Nachrichten" abgedruckt, an die es einige Wochen nach Rüstow's Tode mit Einwilligung seiner Hinterbliebenen zur Aufnahme gesandt worden war. Dasselbe zeigt uns klar den Seelenzustand des Selbstmörders kurz vor seinem Ende und wird trotz einigen zum Widerspruch auffordernden Stellen gewiß von niemand ohne Theilnahme gelesen werden. Diese seine letzten Aufzeichnungen zeigen uns außer einzelnen Schwächen von Rüstow's Charakter wieder Spuren von Seelengröße und Gemüthsreichthum, welche jedem Achtung einflößen müssen. Rüstow zeigte im Leben wie im Sterben Charakter.

Ueber seine letzten Augenblicke ist nicht viel zu sagen. Nachdem er in der Frühe des 14. Aug. das obige Schreiben verfaßt hatte, feuerte er den ersten Revolverschuß gegen seine Brust, welcher nicht tödlich wirkte. Von Blut überströmt und im Bett liegend, richtete er dann noch zweimal die Waffe gegen sich selbst, ohne daß die Schüsse von seinen Angehörigen gehört wurden, und wurde endlich nach mehrern Stunden von einem Briefträger, der in das Haus und sein Zimmer trat, tödlich verwundet angetroffen. Die herbeigerufene ärztliche Hülfe kam zu spät, und nach mehrstündigen Leiden wurde er durch einen sanften Tod erlöst. Am Abend des 14. Aug. 1878 hatte Friedrich Wilhelm Rüstow ausgeathmet, er stand damals im Beginn seines 58. Lebensjahres.

Begreiflicherweise erregte der Abschiedsbrief Rüstow's an seine Kinder, welcher von mehrern Blättern auszugsweise wiedergegeben wurde, ein gewisses Aufsehen

und nicht am wenigsten in der Schweiz selbst, wo man fühlte, daß die darin ausgesprochenen Vorwürfe gegen die eidgenössischen Behörden, falls sie nicht widerlegt würden, auf die letztern ein unvortheilhaftes Licht werfen könnten. Man unternahm also eine Art Berichtigung der Rüstow'schen Anführungen, welche von dem Artilleriemajor Wille in Thun verfaßt und von der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht wurde. Da dieselbe manche neue Aufschlüsse über das Verhältniß Rüstow's zur Schweiz enthält, so darf sie hier, entsprechend dem Grundsatze „Audiatur et altera pars", wol vollständig ihre Stelle finden:

„An die Redaction der «Kölnischen Zeitung».

„In Nr. 250 Ihres sehr geschätzten Blattes ist aus den «Basler Nachrichten» der vom Obersten W. Rüstow an seine Töchter gerichtete Brief abgedruckt, durch welchen der Genannte seinen Selbstmord vor der Welt zu begründen beabsichtigt. Lesern, welchen die Beziehungen des Herrn W. Rüstow zu den schweizer Militärbehörden, seine Verhältnisse und vor allem auch sein Charakter unbekannt sind, werden durch diesen Brief veranlaßt zu glauben, daß ein hochgenialer, um das schweizer Wehrwesen hochverdienter Schriftsteller und Offizier, welcher der Schweiz zu Liebe auf einträgliche Verbindungen verzichtete, von der Schweiz mit Undank belohnt und zum Selbstmord getrieben wurde. Im bloßen Interesse der historischen Wahrheit bitte ich Sie mir zu erlauben, die Thatsachen, welche dem Brief und Selbstmord Rüstow's vorausgegangen sind, den zahlreichen Lesern Ihres Weltblattes bekannt zu geben.

„Herr Rüstow lebte als Flüchtling in Zürich. In der zweiten Hälfte der funfziger Jahre beabsichtigte er sich zu verheirathen. Zu diesem Behuf ließ er sich durch die Mühwaltungen von Bekannten in einer Gemeinde des Cantons Zürich als Bürger aufnehmen. Er wurde also Schweizer durchaus nicht aus idealer Liebe zur Schweiz und ihrer Verfassung, sondern aus rein persönlichen Interessen; dem entsprechend fuhr er auch nach wie vor fort, sich über die Bourgeoisrepublik zu moquiren. Als Schweizer wurde er natürlich wehrpflichtig. In Anerkennung und wirklicher Hochachtung vor seinen literarischen Leistungen glaubte die Regierung des Cantons Zürich, dem ehemaligen Ingenieurlieutenant das Patent als Major übersenden zu müssen. Wenn ich nicht irre, so fand Herr Rüstow, daß die Bekleidung dieser Charge in der Milizarmee unter seiner Würde sei, und hat auch als Major keinen, oder soviel wie keinen Militärdienst gethan; das aber weiß ich genau, daß diese Charge sowie die daraus erwachsenden Beziehungen zu seinen militärischen Obern für ihn Anlaß zu zahlreichen Witzen waren, durch welche er weder Liebe noch Hochachtung für sein neues Vaterland und dessen militärische Institutionen an den Tag legte. Nachdem Rüstow in den sechziger Jahren bei Garibaldi in Italien gekämpft, auch eine Brigade commandirt und Gelegenheit gefunden hatte zu beweisen, daß das theoretische Wissen durchaus nicht das praktische Können in sich schließt, wurde er im Frühjahr 1870 zum eidgenössischen Obersten ernannt, dem höchsten militärischen Grade, der in Friedenszeiten ertheilt werden kann.

„Marschall Niel, der große Gönner Rüstow's, war gestorben und durch seinen Tod der beabsichtigte Ankauf der Rüstow'schen Werke als officielles Lehrmittel für das französische Officiercorps wieder aufgegeben.

„Infolge der großen Productivität der Rüstow'schen Feder, die es möglich machte, die Kriegsbeschreibungen fast schneller zu beenden als die betreffenden Kriege selbst, infolge der gehässigen und ungerechten Kritik, die Rüstow an den militärischen Institutionen seines ursprünglichen Vaterlandes übte, infolge der vielen bedeutenden Werke anderer Militärschriftsteller, die aus Selbsterlebtem folgern konnten, nicht weil Rüstow in einem kleinen Lande lebte und schrieb, hatte das Interesse der deutschen Leser an den Rüstow'schen Werken abgenommen. Rüstow mußte sich sagen, daß der höchste Punkt seiner Schriftstellerlaufbahn weit überschritten sei; nun war er gern geneigt, als schweizer Bürger für das Milizheer zu wirken! Die Achtung vor seinem militärischen Wissen, die Hoffnung, dasselbe für das Heer nutzbringend machen zu können, ließ bei der Verwendung Rüstow's in den Militärschulen vielerlei Dinge stillschweigend übersehen, die sich der ehemalige preußische Lieutenant glaubte als Milizoberst gestatten zu dürfen. Man verwandte Rüstow im Generalstabsbureau, und in der Absicht, ihn dort bleibend anzustellen, gab man ihm die Leitung einer Recognoscirungsreise höherer Generalstabsoffiziere. Auf dieser Reise kamen schließlich Sachen vor, die selbst die größte Achtung vor dem Genie nicht als entschuldbare Freiheiten hinnehmen konnte. Für die Verwendung im Generalstabe und als Lehrer an höhern Offizierscursen hatte sich Herr Rüstow unmöglich gemacht. Nach einiger Zeit ersuchte Herr Rüstow von neuem die Militärbehörden, ihn zu verwenden. Trotz der gemachten Erfahrungen wurde darauf eingegangen. Herr Rüstow erhielt probeweise für ein Semester die Vorträge am Eidgenössischen Polytechnikum über Militärwissenschaften. Was in diesem College statt Militärwissenschaft vorwiegend vorgetragen wurde, dürfte in halbwegs anständiger Gesellschaft nicht wiederholt werden. Von seinen Freunden wurde er gebeten, im Interesse seiner spätern Anstellung, im Interesse der noch jungen Institution diese Abschweifungen zu unterdrücken; die directe Folge war eine neue Blumenlese übelriechender Anekdoten und mehr als trivialer Ausfälle gegen Deutschland. . . . Auf diese Art machte sich Rüstow wiederum unmöglich; zum Professor der Militärwissenschaften am Polytechnikum in Zürich durfte man ihn nach solchen Debut nicht wählen.

„Wenn man alle diese Thatsachen berücksichtigt, darf man doch wol nicht annehmen, daß Rüstow von der Schweiz undankbar behandelt worden sei. Was er wirklich für die schweizer Miliz geleistet, war gering; was man ihm gegen gute Bezahlung zu leisten gewähren wollte, war bedeutend.

„Die Ursache für die untergrabene Gesundheit des Herrn Rüstow war nicht blos Ueberarbeitung. Wenn das diesen Sommer in der «Kölnischen Zeitung» veröffentlichte Testament Lassalle's, von mir recht gelesen, zu Recht bestehend ist, so bezog Rüstow aus demselben jährlich 800 Thlr.; vor der bittersten Noth war er auf jeden Fall geschützt.

„Genehmigen Sie, Herr Redacteur, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

Thun, 10. Sept. 1878. Major Wille,
Instructionsoffizier in der schweizerischen Artillerie."

Aus vorstehendem Schreiben geht hervor, daß Rüstow manche menschliche Schwächen besaß. Auch uns waren dieselben bekannt, doch nicht genügend verbürgt, weshalb wir in unserm Lebensbilde dieselben nicht betont haben. Daß Rüstow in dem Vermächtniß von Ferdinand Lassalle — dessen Secundant er war, als dieser am 31. Aug. 1864 in einem Duell mit dem walachischen Bojaren Racowitza, dem Verlobten der Tochter des bairischen Diplomaten von Dönniges, erschossen wurde — bedacht worden war, ist allerdings richtig; doch scheint der Betrag des Legats die von Major Wille angegebene Höhe nicht erreicht zu haben. Thatsächlich befand sich Rüstow in den letzten Jahren seines Lebens in bedrängten finanziellen Verhältnissen, wie uns dies mehrfach versichert worden ist. Nach seinem Tode erschienen noch zwei Werke von ihm: eine neue Auflage (die dritte) seiner „Feldherrnkunst des 19. Jahrhunderts", ein im ganzen vortreffliches Buch, und „Der Cäsarismus, sein Wesen und sein Schaffen", eine eigenthümliche Schrift, die besser wol ungedruckt geblieben wäre, da sie nur geringen wissenschaftlichen Werth hat und hauptsächlich Angriffe gegen das monarchische Princip und das positive Christenthum enthält, die oft in der leidenschaftlichsten Form auftreten. Das Andenken an den fruchtbarsten geistvollen Militärschriftsteller der Neuzeit würde nur gewonnen haben, wenn gerade eine solche Schrift nicht den Abschluß einer Reihe von vielfach bedeutenden, lehrreichen und nützlichen Werken gebildet hätte.

Ueberblicken wir zum Schluß die Laufbahn Rüstow's im ganzen, prüfen wir seine Leistungen als praktischer Soldat und Schriftsteller, so muß ihm eine sehr getheilte Anerkennung zugesprochen werden. Er selbst hat in richtiger Selbsterkenntniß einst ausgesagt: „Ich bin tüchtig gehaßt und tüchtig geliebt worden; beides hat mir gleich wohlgethan und mich stets mit einem gewissen Stolz erfüllt!" Es hat ihm also weder an aufrichtigen Anhängern noch an heftigen Gegnern gefehlt, und beides ist leicht erklärlich. Ein so ausgesprochener Charakter wie der seinige, der stets klar erkennen ließ, was er wollte und was er nicht wollte, mußte sofort Freunde oder Feinde finden. Rüstow's Ansicht, daß man „später" ihm Anerkennung zollen und sich dann wol auch an das erinnern werde, was er „für die Freiheit in Europa mit der That und dem Wort" gethan, können wir nicht theilen. Offene Anerkennung, warmes Lob zollen wir und viele Leser ihm für seine vortrefflichen Lehrbücher, weniger für die meistens ephemeren kriegsgeschichtlichen Darstellungen und seine andern Schriften, und diese Werke, die theilweise auch in fremde Sprachen übersetzt worden sind, werden dazu beitragen, den Namen ihres Verfassers auf lange Zeit hinaus berühmt zu erhalten. Außer ihren sachlichen Vorzügen haben dieselben namentlich einen gar nicht genug zu schätzenden Vorzug: den der klaren Darstellung. Rüstow sagt selbst einmal irgendwo: „Klarheit ist die Höflichkeit des Schriftstellers, also wol seine erste Pflicht gegen den Leser. Ich nehme mir deshalb den Ausspruch des großen Astronomen zur Richtschnur: «Ich lasse andern den Ruhm, durch die Häufung von Kunstausdrücken und geschrobenen Wendungen zu imponiren, und suche den meinigen darin, von allen verstanden zu werden.»"

Friedrich Wilhelm Rüstow hat nicht vergeblich gelebt. Bei allen seinen menschlichen Schwächen war er ein aufrichtiger Diener der Wissenschaft, ein nimmer müder, ernster und gewissenhafter Forscher. Ein großer Theil seiner didaktischen Schriften wird auf lange Zeit hinaus hohen Werth behalten und befruchtend wirken; darum verdient er ein freundliches Andenken, das ihm gewiß auch von vielen seiner ehemaligen Standesgenossen gezollt wird. Wie uns auf eine Anfrage in Zürich mitgetheilt wurde, ist heute noch kein Denkmal auf seinem Grabe errichtet: so mögen seine hinterlassenen Geisteskinder das Gedächtniß an ihn wach erhalten, denn wie es in der Bibel heißt: „Seine Werke folgen ihm nach!“

Reiseskizzen aus Südamerika.

Von

Franz Engel.

II.

1) Auf der Alm.

„Auf der Alm!" Auch unter der heißen Sonne ist der bestrickende Klang dieser Worte, der helle, frische Bergeszauber gar wohl bekannt; „Tierra templada" nennt man dort das Hochland, das etwa unsern Voralpen, den satten, grünen Triften und Matten der mittlern Alpenregion, wo der Kuhreigen klingt und das Alpenveilchen blüht, entspricht; auch dort schallt der fröhliche Jauchzer, der gellende Zuruf, der Bua- und Maidligruß von Berg zu Thal, zieht der Heerde Geläut über grüne Hügel, durch lauschige Halden und sumpfige Hochalpwiesen, und schreiten frischwangige Mägde und stämmige, muskelstraffe Bursche, wettergebräunt oder braun aus der Wiege gehoben, kräftigen Schrittes hoch und höher zu ihrem Felsenhorste hinan.

Wenn auch auf der Alm unter der heißen Sonne das Echo der Hirten nimmer verstummt, der Senner dauernd in seinem Horste nistet, mit seiner Heerde breitgestirnter Rinder von keinem grollenden Winter hinabgetrieben, von keinem Gras und Blumen streuenden Frühling heraufgerufen und daher nicht von jenem kurzen, wonnigen Sommerrausche erfaßt wird, wie er über die lange verschneite Alm des Nordens hingeht; und wenn auch die Alpenblumenpracht, die dort in leuchtenden Farben über Busch und Rasen ausgeschüttet liegt, noch herrlicher prangt, als hier das schmucke Sommerkleid der reigenumklungenen Senneralp, so würde doch die Phantasie sehr irregehen, wenn sie auch dort oben auf den hohen Bergsavannen, wo das Rind die harten Gräser weidet, der heißen Sonne Glast und Glut, der feurigen Lüfte Glanz und Schimmer, der Palmen Rauschen und der Bananen Flüstern im weichen, sommernächtigen Winde, kurz, das in der Vorstellung haftende Tropenbild zu finden wähnte. Scharf und kalt streifen die Winde, rauh und naß die grauen Nebel das spröde Farrnblatt und grauschopfige Büschelgras, und ihre grimmen Stöße packen die einsame, unter Myrten und Rosmarin versteckte Sennhütte so frostig an, wenn auch nur einer der vorgeschrittensten kühlen Herbsttage oder ein winterlicher Frühlingstag hier die Sommeralp zerzausen mag; denn die anmuthige, mildluftige Gebirgsregion der „Tierra templada" läßt der Savannenhirte

weit unter sich, und seine Heerden weiden dort in einer Höhe, wo bereits alles Leben erstorben, tief in Eis und Schnee vergraben liegt; und die festgefügte Sennhütte hier ist ein Palast an Wohnlichkeit und Gemächlichkeit, an Ausstattung und Einrichtung gegen die armselige Behausung des Savannenhirten dort auf der winterlosen Alp, welche mehr einem rauhen, von Kämpfen, Entbehrungen und Nachstellungen aller Art umstellten Feldlager, als einem gastlich winkenden, schützenden Herde gleicht.

Schon klimmen wir den Pfad hinan. Die schrägen Strahlen der Nachmittagssonne werfen ihre länger und länger sich dehnenden Schatten über die Abstürze der Berge in das tiefe Land, wo die gezähmten Sturzwasser ein gemeinsames Bett suchen und ihr breites, silbernes Stromband durch dunkellaubige Cacaohaine, lichte Zuckerrohrfelder und dichtgeschlossene Waldlaubmassen schlingen. Ein goldener Duft schwimmt über den hellen und dunkeln Tinten und rosig haucht der mählich scheidende Tag über das silberne Band, das die Ufer säumende Gehänge, Wald und Land und alle Auen, darüber brütend seine Mittagsglut gelegen. Dieselbe Sonne unten und oben; aber blasser doch streifen ihre Strahlen die blühenden Gebüsche und Rasen und Blumenbeete der Alpengärten, als die Pflanzfelder und den Waldmantel der heißen Erde, in dessen großartige Würfe und Falten sie sich einwühlen mit ihrem ganzen heißen Drang und Ungestüm.

Aus jenen schwellenden Laubfluten wand der Pfad sich am Ufer des sanft abfallenden Stromes, dann über die zerklüfteten Stufen des Massengebirges hoch und höher hinauf zu den schmalen Bergscheiden und vorgelagerten Geschieben und Tafelflächen; auf den Cacaobaum folgt der rothschimmernde Chinabaum, der sperrige Lorber- und Myrtenstrauch; der Hochwald ward Buschwald, der Busch Gestrüpp, Staude und Gras; der heiße Hauch der feurigen Lüfte ward rauh und unwirsch, der Sonnenglutglast kühl und blaß, das helle, blaue Himmelsauge trübe und wolkig. Noch einmal wendet der Reiter sein geduldiges Maulthier, den Blick zu versenken in die tiefen, duftigen Fernen, und dann trägt es ihn weiter, trottend und klimmend, bald aufwärts über stumpfe Kämme und Hügel, bald abwärts durch wildverwachsene Schluchten, welche ihr kaltes Wasser über die schmale Wegespur schütten. Einsamer, immer stiller und stummer wird es zwischen den Berg- und Hügelwellen, welche einförmig, wie versteinerte Meereswogen, über den Nacken des Riesenrumpfes sich hinziehen; bald verhängen Wolken und Nebel jede Umschau; bald wieder rollt sich, unsichtbar gehoben, der dichte Vorhang auf und legt einen Garten von blühendem Ziergesträuch und bunten Teppichbeeten frei, welche mit ihrem leuchtenden Blumenflor und silbernen Blattschimmer die graugrüne Einförmigkeit des Savannengrases und den düstern Ernst, der auf den Felsenstirnen liegt, anmuthig unterbrachen.

Kalt rieselt der Luftstrom vom Paramo*) nieder und streicht rasselnd über die Savannenheide hin; blasser und wärmeleerer gleitet das Licht durch das leichte, dünne Luftgewand der Bergesfirsten; tiefdunkel wölbt sich der Aether, wo ihn

*) Die kalten Bergeinöden unterhalb der Schneelinie, wo der Pflanzenwuchs ein Ende findet und meistens heftige Winde und Nebel herrschen.

keine Nebel verhüllen, um die erkaltende Erde. Zwischen den struppigen Grasbüscheln verliert sich der Pfad, nach welchem das Maulthier mit schnaubenden Nüstern wittert. Da tritt aus den phantastisch zerfließenden Nebelgebilden deutlich ein dunkelhäutiger, halbnackter Mann heraus; ein Streifen grauwollenen Zeuges fällt über die nackten Schultern; bis zu den Lenden ist das weite Beinkleid aufgerollt, ein Hüftmesser hängt in dem Gurt, eine kleine Blei- und Pulvertasche aus Eichhörnchen-, Affen- oder Tigerkatzenfell ist um den Hals geknotet und auf der linken Schulter liegt eine schwere, ungefüge Steinschloßflinte; mit geschwungenem Lasso in der Rechten treibt er, die Hunde hetzend, ein Rudel Rinder, welche mit tiefgesenkten, vorgestreckten Hörnern über die Savanne schnauben, vor sich her. Der Reiter folgt in geschärftem Trabe der flüchtigen Fährte; auf seinen Anruf, der durch die Bergesheide hallt, schallt gellende Antwort zurück. Hinter dichtem Romérogebüsch und einem vorliegenden Hügelwalle halb versteckt, taucht ein armseliger Rancho auf; scharfer Kuhgeruch dringt in die Nase, wüthendes Hundegebell schlägt an das Ohr, und ungelenkt hält alsbald das Maulthier vor der Thüröffnung einer hinfälligen, bröckeligen Lehmwand, durch deren weitklaffende Fugen der Herdrauch seine blauen Wolken in den grauen Nebel wirbelt.

In dem dunkeln Raume da drinnen, zu welchem Licht und Luft nur durch die Thür, freilich auch durch die Fugen und Spalten in Dach und Wänden Eingang finden, kauert an der Feuerstelle auf flacher Tenne, die Glut mit dem geschwungenen Strohhute anfachend, eine Frau, dürftig gekleidet, aber mit leuchtend blickenden, dunkeln Augen, und aus dem Corrál*) tritt festen, ruhigen Schrittes jener halbnackte Hirte und Jäger dem ankommenden Reiter entgegen, gebietet den wüthenden Hunden Ruhe, heißt den Fremden willkommen und fordert ihn höflich auf, aus dem Sattel zu steigen und in sein Haus einzutreten. Er nimmt dem Gaste die nasse Covija**), dem Maulthier Zaum und Sattel ab, und schüchtern, doch freundlich bietet die Frau einen improvisirten Sitz an dem gastlichen Herde an. Behagliche Wärme entströmt der aufgeschürten Glut und bald tauscht das einsam in seinem Bergeshorste hausende Menschenpaar mit dem eingekehrten Fremdling aus fernen Landen vertrauliche Rede und Antwort aus, bietet gern und willig, was es zu bieten hat, und sucht nach jeder Gelegenheit zu einer Auszeichnung und Aufmerksamkeit für den seltenen und ehrenden Besuch in seiner niedrigen Hütte. Die Nacht folgt der Einkehr auf dem Fuße und seufzend zieht die kalte, feuchte Luft durch Dach und Wände; dicke Dünste ballen sich zusammen und auf Sturm- und Regenwolken schnaubt und braust die wilde Wetterjagd des Páramo herab; heller aber lodert die wach gehaltene Flamme, das Wasser im Topf brodelt, und behaglich angeregt durch des Feuers und Kaffees elementare Kraft, geht das Wort beredt von Mund zu Munde unter dem Sturm- und Regengebrause auf weltverlassener, kalter Bergeshöhe.

Das ist der Háto des Vaquéro auf den Bergsavannen. Ein Háto ist ungefähr

---

*) Ein eingefriedigter Platz für das Vieh.

**) Ein großer wollener Ueberwurf mit doppelter Tuchlage, unten roth, oben blau, in der Mitte mit einem Schlitz, durch welchen der Kopf hindurchgesteckt wird.

das, was wir unter Meierei oder Milchwirthschaft verstehen, und der Vaquéro ist der Meier oder Hirte der Rinderheerden; aber während die Heerden unserer Heimat die saftigen Wiesen und fetten Marschgründe der begüterten, dichtbewohnten und von lebhaftem Verkehr durchzogenen Flachlande abweiden, oder wenige Sommermonate hindurch nachbarlich nebeneinander die grünen Matten auf der Alm mit ihrem Geläut durchziehen, haust der Vaquéro der Tropenlande in einsamer Abgeschiedenheit entweder auf der menschenleeren Grassteppe des Flachlandes oder in den versteckten Schlupfwinkeln des Hochgebirges. Vergebens sieht sich der Fremde auf dem Wege zur Alm hinauf nach den weidenden Heerden um, welche seine Heimatalm beleben; wochenlang durchstreift er vielleicht die Cordilleren hoch und tief, ohne nur ein gehörntes Haupt zu erblicken, noch den Ton einer Schelle, einen brüllenden Ruf zu hören, obschon die langen schwarzen Streifen getrockneten Fleisches in jeder Küche und Herberge über Latten und Balken niederhängen und der trockene Käse zu jeder Mahlzeit wiederkehrt. Und doch weiden nicht nur unten in dem wogenden Grasmeer der heißen Llanos, sondern auch oben auf den kalten Bergsavannen zahlreiche Rinderheerden, aber freilich meistens weitab von den Maulthierpfaden, hinter trennenden Bergscheiden, abdämmenden Hügelwällen, Jochen und Abfällen, von wilden Sturzwassern umbraust und hinter verwachsenen Schluchten und Vorsprüngen versteckt.

Da haust der Vaquéro in der Einsamkeit der Bergnebel und trocknet seine Käse in rußigen Korbgeflechten über dem qualmenden Herdfeuer; in einer Höhe von 7—10000 Fuß über dem Meeresspiegel, an deren beiden Grenzpunkten die mittlere Jahrestemperatur 14° C. und 5° C. beträgt, fern von allen begangenen Pfaden und menschlichen Wohnsitzen, verbringt er mit kurzen Unterbrechungen alle Tage des Jahres unter harten Anstrengungen und Entbehrungen, bei rauher Lebensweise, dürftig gekleidet, genährt und gebettet. Von kalt umstürmten Cumbres und Páramos umringt, wachsen ihm auf den geschützten Südhängen kaum noch einige kümmerliche Feldfrüchte, wie Apio, Bataten, schlechte Kartoffeln und etwas Gerste, welche ihm das Zubrot zu seiner Milch- und Käsenahrung und der täglich wiederkehrenden Erbsenschüssel liefern, wozu hin und wieder, doch selten genug, ein Stück Fleisch sich einstellt. Mühsam schleppt er, den Mangel zu decken, weither das Nothwendigste zum Lebensunterhalt zusammen; das schwankende, vom Sturme zerzauste Dach deckt so wenig die Blößen seines Rancho, wie der grauwollene Ueberwurf die Blößen seines Leibes gegen Sturm und Regen; und eisig zieht die Páramoluft über das harte Lager auf der gestampften Tenne hin, das er aus Stroh aufschüttet, darüber eine Kuhhaut wirft und die dürftig am Feuer getrocknete Covija als Decke breitet.

Dennoch spricht Kraft, Gesundheit und Selbstvertrauen aus den festen Zügen und den straffen, gestählten Gliedern dieser abgehärteten Alpenhirten; die wetterfeste Haut widersteht fast unbekleidet den kalten Stürmen und Niederschlägen sowie dem schroffen Temperaturwechsel jener Höhenregionen, wo am Mittag die Sonne „tropisch" brennt und bald darauf eisige Winde wehen und rauhe Nebel fallen; stundenlang durchstreift der so mangelhaft genährte, gekleidete und gebettete Vaquéro sein rauhes, weitgedehntes Revier, den aufreibenden Anstrengungen und Angriffen

der Witterung, dem scharfen Boden, dem spröden Pflanzenwuchse und allen Härten des pfadlosen Berglandes ausgesetzt, ohne zu ermüden, ringend mit seiner eigenen, halbverwilderten Heerde und in dauernder, unversöhnlicher Fehde mit dem blutgierigen Raubgesindel, das seine Hürden umschleicht.

Warst du doch, ehrlicher José Dávila, in deinem Háto auf der Savana grande Zeuge des ironischen Schauspiels, daß dein weißer Gast, von Frost geschüttelt, schlaflos unter seiner warmen Cobija lag und der Sohn des Südens, gerührt von diesem Anblick, noch seine eigene Decke über den wärmer als du selbst gebetteten Sohn des Nordens breitete!

Auch beneidet der Vaquéro nicht den Chivéro*) um die träumerische, schwüle Ruhe in der schaukelnden Hängematte zu Füßen seiner rauhen Bergesfirsten, wo, in Glut und Glast getaucht, die Cactusheide liegt, blattarmes, dorniges Gestrüpp und giftige Milchsaftträger die schattenlose, rothe, durstig klaffende Erde überziehen und auf nackten, fleischigen Strünken Blumen in brennend leuchtenden Farben dem ungebrochenen, glühenden Sonnenstrahle entgegenglühen. Da klettert gesellig die muntere, bewegliche Ziege zwischen Fels und Kluft, auf den steilen Gehängen und den schroffen Abstürzen, über lockeres, bröckelndes Gestein und durch tief ausgewaschene, ausgetrocknete Rinnsale umher, geschickt und gelenkig die unzugänglichsten Kletterpfade betretend, das verworrene Dickicht durchnaschend, den ätzenden Borstenstacheln giftiger Nachtschattengewächse, den gekrümmten Stachelhaken der Cacteen, den spitzen, harten Mimosendornen und scharfen Steinsplittern mit festem, behendem Hufe und zottigem Pelze wehrend.

Nur hin und wieder von spontanen oder periodischen Niederschlägen getränkt, knospet und sproßt diese schattenlose Vegetation, welche ihre Nahrung mehr aus der Feuchtigkeit der Atmosphäre, als aus dem quellenlosen Boden nimmt, etwas grüner und frischer empor; die blattlosen Fleischschafte der Dickhäuter des Pflanzenreiches und das eckige, scharfe Pflanzenprofil, wie es das dürre, saftlose und knochenharte Gestrüpp darstellt, sind unentwirrbar ineinander verstrickt; dazwischen haucht die Vanille, das dichte Gehege durchrankend, ihre aromatischen Düfte aus und brodeln aus dicken Orchideenknollen leicht geschwungene Blumensträuße hervor; die leuchtenden Farben der einzelnen Euphorbienblumen spotten des funkelnden Glanzes aller Edelsteine, und gleisnerisch umgaukeln die glühenden Kelche das scharfe Gift, welches dickflüssig die Gefäße des blattlosen Stachelstrunkes füllt; über den ausgeglühten, harten Boden aber rollen sich, gleich zusammengekugelten Stachelschweinen, die scharfgestachelten, fleischigen Kugeln des Kugelcactus hin; dazwischen wieder drängen die Agaven und Aloës allen Pflanzenwuchs mit ihren dicken, schraubenförmig umeinandergestellten und mit scharfen Sägezähnen umrandeten Blättern zurück, aus deren Schopfe der mächtige, candelaberartige Blütenschaft mit seinen grünen, gelben oder röthlichen Glockenblumen baumartig über alles Stachel- und Borstengehecke emporstrebt. So deckt ein wirres Pflanzengeflecht von bösartiger Physiognomie die harte Kruste der rothen, schattenlosen Erde, und nur einzelne baumartige Mimosen, Akazien, Caesalpinien und Cassien spannen ein leichtes,

*) Chivéro (Tschivéro): Ziegenhirt.

halbschattiges Laubzelt über ihre nächste Umgebung aus; nirgends spürt das Auge ein saftiges, sattes Grün und eine feuchte, erfrischende Bodenspur; nur in den schluchtenartigen Bodensenkungen sammeln sich kleine Rinnsale an, darüber saftreiche Blattpflanzen ihre großen Blattschirme breiten und sie vor den gierigen Sonnenstrahlen schützen, oder ein größeres, fließendes Gewässer durchfurcht, von dauernden Quellen auf den Bergen gespeist, meilenweit umher als einziges tränkendes Becken das quellen- und schattenlose Gebiet der weidenden Ziege.

Das saftige Blatt oder harte Gras, welches das Rind nieder- und wiederkäut, verschmäht die naschhafte Zunge dieses Gourmands unter den Heerdenthieren; sie nagt die trockenen, würzigen Rinden an, nascht die aromatischen Blattknospen, den vereinzelten Halm, das scharfwürzige Kraut, den am Rande der Abstürze keimenden, vom Sonnenstrahl durchgärten Schößling ab. Das queckſilberne Geblüt der leichtfüßigen Asiatin, auch Afrikanerin, liebt den heißen Sonnenstrahl, und selbst des Mittags schattenlose Glut thut ihrem Uebermuthe nichts an, während das Rind die senkrechten Sonnenpfeile meidet und wiederkäuend im Schatten niedergestreckt liegt. Und wie der Hirte der Bergsavannen hoch in den Wolken und Winden des Páramo horstet, so nimmt der quellenlose, verschmachtende Boden, wo keine Culturpflanze gedeiht oder eine solche nur an einzelnen Stellen in kaum nennenswerther Verbreitung haftet, inmitten seines blatt- und schattenlosen Pflanzenwuchses an irgendeinem kleinen versteckten Rinnsale oder in der Nähe eines größern Strombettes die Hütte des Chivéro und seine heißblütige, leckermäulige Heerde auf.

Das Haus des Chivéro ist meistens fester und dichter gebaut und wohnlicher ausgestattet als das des Vaquéro auf der Hochalp; gegen den Mittagssonnenstrahl, der mit versengender, ungebrochener Kraft auf sein schattenloses Revier niederglüht, bedarf er eines fester abwehrenden Schildes als sein Berufsgefährte über ihm gegen die kalten Sturm- und Wetterschläge; während die Sonne durch den Himmelsscheitel geht, ist er ganz hinter seine Schwelle gebannt, und fast die Hälfte des Tages und seiner Tage überhaupt, verbringt er in beschaulicher Ruhe und vager Träumerei. Wenn auch nicht immer an der Landstraße selbst gelegen, so ist sein Háto doch meistens mit hineingezogen in das allgemeine Verkehrs- und Straßennetz, es ist ihm jede Hülfe leichter zur Hand. Ob auch das Leben und Treiben der Straße an ihm vorübergehen mag, die absolute Einsamkeit und Weltverlassenheit tritt nicht an ihn heran. Dem Vaquéro aber wird die harte, spartanische Lebensweise, seine mannhafte Bethätigung, die auf sich selbst gestellte Kraft sowie das Genüge an sich selbst und an der rauhen Hochgebirgsnatur zur Gewohnheit und zum Bedürfniß seines Lebens, und wenn er einmal sein rauhes Arkadien verlassen hat, sei es, daß ein National- oder Kirchenfest ihn auf die volksbewegten Straßen und Plätze der Stadt tief unten im flimmernden Ufersande herabgerufen, oder sei es, daß er nach dürftiger Atzung sucht, irgendeine Noth und Drangsal ihn und seine Heerde betroffen, der Páramosturm vielleicht gar seine Hütte weggefegt hat, so läßt er, wenn er aus dem Tamarinden- und Manghaschatten wieder zu seinem Roméro- und Manzanitostrauch emporsteigt, seine Jodler und Jauchzer gellend hinauf und hinunter über die Alm erschallen, wo oben im Wolken- und

Sturmgebrause herausfordernd der Leitstier brüllt und unten im heißen Dunst der Cactusheide am schroffen Schluchtenspalt der Geißbock mit seinen zierlichen Damen auf- und niederklettert; und schöner dünkt ihm wieder das harte Lager am rauchenden Herd und das phantastisch wallende Nebelgespinst, die blasse, doch brennende Sonne und die kalten Sterne am schwarzblauen Himmel, als der feurige Glutglast und die weichen Sommernachtwinde über dem Tamarinden- und Manghobaum und der schaukelnden Hängematte des träumerisch hinbrütenden Chivéro.

Aber auch die Thätigkeit des Chivéro beansprucht Kraft und Ausdauer; auch er muß das wirre, bösartige Pflanzengeflecht seiner rothen, klaffenden Erde, die Schluchten, Gehänge und Geklüfte seines Reviers anhaltend durchstreifen, um hier ein verlaufenes, eingeklemmtes oder gestürztes Geißlein einzufangen, dort die gesprengte Heerde zusammenzutreiben, sowie den trotzigen, vorwitzigen Haremsführer seine Zucht fühlen zu lassen, gleich dem Vaquéro da oben in seinem weiter gedehnten und wildern Revier; und auch ihn mahnt, wie da oben auf der hohen Alp, das große und kleine, verwegene und listige Raubgesindel stets zur Hut und Wachsamkeit. Der große, gefürchtete Freibeuter, der Jaguar, geht mehr der Savannenbeute, dem zarten Jungvieh der Rinder nach; der Puma pirscht lieber auf kleines Wild, auf die wehrlose Ziege; dennoch ist dieser Raubgeselle nicht minder lästig und gehaßt als jener Hochalpjäger; denn wenn dieser letztere raubt, um sich zu sättigen, so mordet jener aus Lust am Morden; ist einer dieser Räuber erst einmal in einen Háto eingefallen, so wiederholt er seine Besuche immer wieder in längern oder kürzern Zwischenräumen und führt seine Ueberfälle mit einer List und Verwegenheit aus, welche aller Wachsamkeit und Nachstellung spotten. Seine Raubzüge umfassen ein Gebiet von vielen Meilen in der Runde, heute fällt er hier, morgen dort ein, läßt bald eine geraume Zeit verstreichen, ehe er den Schauplatz seiner letzten Gewaltthat wieder betritt, ist bald unversehens wieder da, weiß die Wachsamkeit seines Gegners zu ermüden, ihn sorglos und sicher zu machen, und erscheint plötzlich gerade da, wo er am wenigsten erwartet wurde. Die erlegte Beute schleppt er eine Strecke mit fort, sättigt sich in dem Blute und verzehrt nur einen geringen Theil vom Eingeweide und den saftigsten Fleischtheilen, wenn er nicht gerade lange gehungert und sich vergeblich abgejagt hat; vorsorglich und haushälterisch geht er mit seinen Vorräthen nicht um; dasselbe Stück, an welchem er sich gesättigt, berührt er nicht weiter; jede Mahlzeit wird frisch erlegt, und nicht ein Opfer genügt, sondern es fällt, was und soviel die geschäftigen Pranken nur niederschlagen können. Gelingt es nicht, den Räuber in seinem Revier, darin er sich festgesetzt, einzufangen oder aus demselben zu verscheuchen, so kann ein ganzer Háto in kurzer Zeit aufgerieben werden. Aber er läßt sich so leicht nicht beschleichen; niemals bezieht er dasselbe Lager oder kehrt doch nicht auf geradem Wege dahin zurück; meilenweit schweift er auf Umwegen umher, führt den Verfolger irre und bricht seine Spur ab, indem er Ströme durchschwimmt, über Felsen klettert und sich in Wald und Schlucht verliert. Mit unermüdlicher Ausdauer liegt er auf der Lauer und rührt sich nicht von der Stelle, ehe er sich nicht vollständig gesichert hat. Während ihn sein Verfolger noch in der Nähe wähnt, hat er bereits viele Meilen davon einen andern Schauplatz seiner Thaten

aufgesucht; er durchmißt große Entfernungen in kürzester Zeit, und Terrainhindernisse gibt es für ihn nicht; er ist ein Sportsman sondergleichen.

Sobald das Rind den Feind wittert, drängt sich die Heerde zusammen und erwartet mit gesenkten Hörnern den Angriff. Der Jagnar, Tiger genannt, kennt die achtunggebietende Macht, die ihm in geschlossenen Gliedern gegenübersteht, und läßt sich nicht leicht zu einem voreiligen Sprunge verleiten; er weiß oder ahnt, was ein Ritt oder Tanz auf den Hörnern bedeutet. Er schiebt seinen Angriff bis zu einer geeignetern Stunde auf und überfällt das eine und andere einzeln weidende Thier, das sich vom Leitstier abgesondert hat, namentlich das Jungvieh, das er leicht zu Boden wirft und würgt; aber auch Haus und Hof umschleicht er und bricht in die Umzäunung ein.

Tage und Nächte lang durchstreicht der Hirt alle Schlupfwinkel, die Engpässe und Buschdickichte seines Reviers, bewaffnet mit Schuß- und Hiebwaffen; mehrere vereinigen sich, um diese Landplage zu beseitigen. Erfolglos enden die meisten dieser Pürschgänge; wo das Raubthier den Menschen wittert, schleicht es davon und läßt das leere Nest zurück; gelingt es aber, den Feind zu stellen, und streckt ihn alsdann der erste Schuß nicht nieder, dann nimmt er den Kampf auf und der Ausgang kann beiden Theilen gleich verderblich werden.

Der bedrängte Hirte nimmt solchem verschlagenen Feinde gegenüber ebenfalls zur List seine Zuflucht und sucht ihn in Fallen zu locken; aber auch hier zeigt sich jener sehr vorsichtig und argwöhnisch und läßt sich lange nöthigen, ehe er der Einladung Folge leistet. Die Fallen, welche man zur Anwendung bringt, sind Gruben- oder Schußfallen. Erstere werden in der Nähe des Gehöftes und der Hürden angelegt; eine Grube von 6—8 Fuß Tiefe und gleichem Quadratumfange wird mit 5 Fuß hohen, fest in den Boden gerammten, starken Baumpfählen palissadenartig umgittert; die Grube wird mit einer dünnen Schicht von Baumzweigen und darüber geschütteter Erde, einem Scheinboden, verdeckt, in der einen Palissadenwand eine kleine Fallthür nach innen aufgezogen. Das Ganze gleicht nun einem kleinen Stalle; an einem Pfahle in der Mitte des Raumes wird eine kleine Ziege, welche die künstliche Decke zu tragen vermag, als Lockvogel und Opferlamm festgebunden; das klägliche Geschrei lockt den umherschleichenden Räuber an; lüstern umwandelt er den Käfig von allen Seiten mit prüfenden Blicken; doch so verführerisch auch der Eingang winkt und das zitternde Angstgeschrei Ohren und Gaumen kitzelt, so läßt sich der argwöhnische Beutegänger doch oft wochenlang vergeblich locken und leistet der Verführung auch gänzlich Widerstand. Hat er aber endlich sein Mistrauen beschwichtigt, oder unterliegt auch er einer schwachen Stunde und wagt den kühnen Griff, so schleicht er entweder durch die Fallthür oder erklettert das Gitter, um oben zum Sprunge anzusetzen; in beiden Fällen weicht der Boden unter seinen Füßen und das Leben ist verwirkt. Große Freude ringsum, denn meilenweit in der Runde herrscht nun wieder Ruhe und Sicherheit.

Die Schußfallen befinden sich in weiterer Entfernung von Haus und Hof; nachdem der Schleichweg des Feindes aufgespürt ist, wird neben demselben ein geladenes Gewehr in der Weise angebracht, daß die Mündung des Laufes auf den Schleichweg und genau in Brusthöhe des Jagnar oder Puma gerichtet ist;

beim Begehen des Weges schnellt in der abgemessenen Richtung eine Schwungruthe gegen den Stecher des Gewehrschlosses ab und führt das Geschoß in sein festes Ziel. Diese Schußfallen können aber auch dem Menschen gefährlich werden; denn die Wegespuren der Menschen und Thiere sind oft die gleichen, und der Vaquéro besinnt sich nicht lange, die Fallen auszulegen, wo er gerade die Spur seines Widersachers gefunden hat. Der Orts- und Landeskundige hat zwar ein geschärftes Auge für diese und andere lauernde Gefahren, aber der Fremde und weniger erfahrene Einheimische geht seinem Verhängniß unbedingt entgegen, wenn ihn sein Unstern an solche gefährdeten Stellen führt.

Um seine frei weidenden, halbwilden Heerden an Haus und Menschen zu gewöhnen, streut der Hirte in der Nähe des Hauses und der Hürden Salz in langen Trögen aus; dasselbe gilt für alle frei umherweidenden Thiere: Pferde, Maulthiere u. s. w.; das Thier gewöhnt sich an den Salztrog und kehrt von Zeit zu Zeit freiwillig an denselben zurück; weitere Beschäftigung mit demselben gewöhnt es dann mehr und mehr an den Menschen und sein Patronat; findet es aber kein Salz und wird es sonst vernachlässigt, so verwildert es ganz (se alza) und es kann schließlich nur noch als Wild erlegt oder mit großen Fanghunden eingefangen werden. Diese Hunde, eine große, starke Doggenart, ihrem Herrn außerordentlich treu, wachsam und zuverlässig, sind darauf abgerichtet oder besitzen den natürlichen Trieb, das gejagte und gestellte Rind bei der Schnauze zu packen; ihr mächtiges Gebiß und wuchtiger, kraftvoller Nacken bringt auch den stärksten Stier zum Stehen. Die Jagd aber auf dieses Hochwild (res alzada) ist nicht so gemüthlich abgethan, wie eine Treib- und Pürschjagd auf Hasen und Füchse oder auch Sauen und Hirsche; scheu und vorsichtig, wie alles wilde Gethier, lugt auch der wilde Leitstier schon aus weiter Ferne nach jedem Gegenstande aus und bricht sofort mit seinem Geleite auf, sobald ihn ein solcher verdächtig erscheint; mit Aufwendung aller List und Strategie, allen erschöpfenden Umgehungen und Verfolgungen ist ihm doch nur sehr schwer, tagelang durchaus nicht beizukommen; gelingt das Anschleichen, dann nimmt die wilde Jagd erst recht ihren Anfang; mit einer Kraft und Behendigkeit, welche jener des nacheilenden Rosses nichts nachgibt, stürmt er blind dahin, bald im Busch und Wald verloren, bald durch Schlucht und Hang gedeckt, Sümpfe durchstampfend, wirres Dornengestrüpp durchbrechend, bald hinter Wall und Wehr verschwunden, bald wieder sichtbar auf dem Hügelkamme, plötzlich wieder sich wendend, die Reihe der Verfolger durchbrechend, nun schemenhaft durch den wallenden Nebel gleitend, mit dampfenden Nüstern die grauen Wolken durchschnaubend, so weite Strecken des wilden Reviers durchrasend; bietet der Boden viele Hindernisse und Deckungen, so vermögen Roß und Reiter nichts auszurichten; Umgehungen und Umstellungen durch die Schützen müssen alsdann, wenn auch nach vielem sauern Schweiße, zum Ziele führen; ist er gestellt, so geht der Fanghund vor oder die Kugel streckt den Stier nieder.

Die Rindviehzucht in den Llanos bezweckt vor allen Dingen die Aufzucht von Schlachtvieh in großen Heerden, jene auf den Bergsavannen hauptsächlich die Käsebereitung und die Aufzucht von Zugochsen; hier wird nur hin und wieder ein Stück Vieh für den eigenen Gutsbedarf geschlachtet. Eigenthümlich ist die Er-

scheinung, daß die Mutterkühe sich nur melken lassen, wenn sie das Kalb vor Augen haben und es lecken können. Diese Mutterzärtlichkeit aber wird aufs gröblichste betrogen; nachdem das Kalb das Euter angesogen und kaum einige begehrliche Züge gethan hat, wird es an das eine Vorderbein der Kuh festgebunden; die Mutter sieht und leckt ihr Baby nun nach Herzenslust und überschüttet es mit den zärtlichsten Liebkosungen, während sie ihr Euter ruhig der melkenden Hand preisgibt, in der naiven Selbsttäuschung befangen, daß die Milch in den Mund des betrogenen Lieblings fließe, obgleich ihre lange Zunge ihm Gesicht und Maul unermüdlich der Länge und der Quere nach abwäscht; wird aber dieses Experiment nicht jedesmal in gleicher Weise wiederholt, so hält die Kuh die Milch zurück: ein Beweis, daß auch bei den Thieren die Einbildungskraft den Willen beherrscht.

Ausschließlicher als der Vaquéro beschäftigt sich der Chivéro mit der Käsebereitung; seine Heerde dient einzig diesem Zwecke; daß auch manches Böcklein, und gerade dieserhalb, der Schlachtbank anheimfällt, liegt auf der Hand. Der Vaquéro formt seine Käse zu kleinen runden Kuchen von einem bis zu vier Pfund Schwere, und trocknet sie in Korbgeflechten über dem Herdfeuer; der Ziegenkäse erhält eine größere, radförmige Form, in Art der Holländer- und Schweizerkäse. Eine wirkliche Käseindustrie aber, welche ein mannichfaltiges, artenreiches Product hervorbrächte, hat sich bis dahin noch nicht aufgethan; die Wahl ist dem Consumenten nicht schwer gestellt; es gibt nur einen Käse und das eine, überall gleiche, primitive Herstellungsverfahren.

Butter ist im Innern des Landes so gut wie unbekannt; die Küche kennt nur Oel und Schmalz, die Morgen- und Nachtmahlzeit nur Brot und Käse; nur ganz vereinzelte Feinschmecker schütteln sich hier und da ein Klümpchen Butter in einer Flasche oder irgendeinem beweglichen Gefäße zu besonderm Gebrauche zurecht; die Butter auf dem Tische der fremden Handelsherren in den Hafenstädten, welche sich des heimatlichen Gebrauches oder Genusses nicht entwöhnen können, sowie vielleicht noch einzelner „Notablenhäuser", welche sich der väterlichen Einfachheit entwöhnt haben, kommt über See aus fremden Landen her.

Der Milchgenuß gilt im allgemeinen in der heißen Zone und namentlich in den vom Fieber heimgesuchten Gegenden für gesundheitsschädlich und wirkt in der That in vielen und den meisten Fällen störend auf die Verdauungsverrichtungen ein. Ob diese Wirkung in dem Milchgenusse an sich, ob in der Beschaffenheit der Gräser und Pflanzen, welche die Kühe und Ziegen abweiden, zu suchen sei, bleibe dahingestellt; jedenfalls ist Vorsicht geboten und der Milchgenuß in der heißen Zone von jenen Personen durchaus zu vermeiden, deren Verdauung und körperliche Verfassung überhaupt leicht angegriffen und namentlich durch Fieber geschwächt ist; Beschwerden, Uebelkeit, Kolik und Fieberanfälle folgen dem Genusse auf dem Fuße. Sogar der Milchkaffee wirkt schädlich und oft noch nachtheiliger als Milch allein; der Volksmund bezeichnet daher an vielen Stellen den schwarzen, reinen Kaffee als Gold, den Milchkaffee als Blei. Die Milch der Kühe auf den Bergsavannen, vielleicht auch in den Llanos, fällt der Verdauung weniger lästig als diejenige der andern, welche in den tiefen Thälern und Niederungen der heißen Zone weiden; die Weide in der alpinen Region, wie in den Llanos, bietet ein gleich-

artigeres, mehr mageres, hartes, trockenes Gras- und Krautfutter, als die der Tiefthäler und Niederungen, wo sich ein reicher Wechsel von saftreichem, üppigem Blattwuchse aus einer großen Zahl unter sich sehr unähnlicher Pflanzenfamilien vorfindet.

Aber — das Feuer ist zusammengesunken; müde flackern die kleinen Flämmchen über der verfallenden Kohlenglut, und immer grimmiger schnaubt draußen der Páramo, immer schwerer legt sich die Nacht auf das seufzende Dach und streicht kalt durch das dünne Wandgefüge. Die Hunde winseln vor Kälte und kratzen ungestüm an der Thür aus Rinderhaut, oder zwängen sich mit Gewalt durch die Spalten der bröckeligen Wände, um den kalten, nassen Pelz in der warmen Herdasche aufzuwärmen. Brausend zieht das wilde Heer der Lüfte: Wolken, Winde, Regen und Nebel, über die Savannen fort; bald fließt das weiße Licht des Mondes durch zarte Nebelhüllen, bald decken schwere Wolken seine helle Leuchte zu, und wieder schwimmt er, frei von aller Hülle, in seinem vollen, strömenden Glanze durch die nachtschwarzen Aethertiefen. Kläglich, wie ein Kätzchen, das nach dem warmen Ofen miaut, winselt der Puma, dumpf brüllt der Stier, und fernher schnurrt und murrt und röchelt die schleichende Katze.

Unten aber durch das Berggeklüft der rothen, klaffenden Erde wehen weiche, milde Sommernachtlüfte liebkosend über die Cactusheide hin; noch in dem Glanze der nächtlichen Himmelssonnen leuchten die glühenden Euphorbienkelche; um die schläfrigen Sinne weht der betäubende Duft der Vanille, Leuchtkäfer ziehen ihre flammenden Kreise durch die silberduftigen Licht- und Schattenspiele, und aus dem Tamarindenbaum, der seine breite, leichtgefiederte Krone in die laue Lüfte streckt, läßt die Cicade weithin ihr helles Pfeifen erschallen; der Ziegenmelker huscht schnurrend über den Boden, bald unheimlich lachend, bald angstvoll ächzend, bald hinsterbende Seufzer ausstoßend, und leichthin rauscht durch weiche Luft und Duft und Silberthau der weiche Flug des spähenden Räubers der Lüfte. Zwischen den Pfosten des Corridors, der offenwandig das Haus umläuft, knarrt leise in ihren Schnüren die schaukelnde Hängematte; träumerisch streift der Daumen des ruhenden Hirten über die fünf Saiten der kleinen Guitarre, bis sie seiner Hand entfällt und nur noch ein käuend Geißlein neugierig mit aufgerecktem Näschen die Hängematte umschnuppert.

Oben auf der Savannenalp hat die freundliche, dunkeläugige Wirthin ein weiches, warmes Lager von Erbsenstroh aufgeschüttet und darüber das einzige weiße Laken gebreitet, das ihr Hausschatz bergen mag; an das eine Ende legt sie noch ein Kopfkissen, das sie wol ihrem eigenen Lager entzogen hat. Ein behaglich Lager mag es ihr erscheinen; denn sie freut sich sichtlich ihres Werkes und daß es ihr gelungen, es dem Blanco catire, dem blauäugigen Weißen, so gut und wohl zu machen; aber auch er weiß die gastliche Fürsorge hoch zu schätzen, denn es gibt keinen bessern Meister als den Wanderstab in der Lehre, vieles zu entbehren, aber mehr noch hoch und werth zu halten, sei es da unten auf der heißen rothen Erde oder da oben auf der kalten, hohen Savannenalp.

Und wohler noch als den frostigen Gliedern thut dem Herzen die wärmende Decke, welche du in der Nacht, leise an sein Lager schleichend, über den frierenden Fremdling breitest, du redlicher José Dávila!

2) Sommernachtfeuer.

In Staub und Asche liegt die weite Tropensteppe, unter dem nie bewölkten Sommerhimmel schattenlos von Horizont zu Horizont sich dehnend; kein Dunsthauch, kein Wolkenfederchen streift das glühend ausgespannte Firmament; im brennenden Golde schwimmt der Tag und in silberner Klarheit spiegelt sich die Nacht. Sengend rollt der Feuerball über Land und Wasser, bis in das innerste Mark saugt er die Säfte der Erde, den flüssigen Strom der Materie aus; alle Poren lechzen, klaffend liegt der ausgebrannte Boden unter der zitternden Sonnenglut, wie unter der Schmelzhitze der aufsteigenden Lava der Kraterkegel auseinanderklafft.

Kein Erbarmen mit seinem kreisenden Trabanten kennt das unersättliche Himmelsgestirn; wo sonst unter dem feuchten Hauche der Atlantis und ihren fruchtträufenden Wolken das Grasmeer wogte und ein Strom von Düften über seine grünen Wellen trieb, stäubt nun die heiße Asche auf und erstickender Samum weht Tod und Verschmachtung vor sich her. Bleifahl und schwefelgelb legt sich endlich der Staubdunst, von der wirbelnden Strömung der ungleich erhitzten und verdünnten Luftschichten trichterförmig, gleich Wasserhosen, in die Höhe gehoben, über die tiefe Himmellasur und den blendenden Sonnenglanz; grau und schwer, wie ein Bahrtuch, umspannt er die Erde, matt und trübe blinken die Sterne, strohfalb blinzelt die Sonne; stechend fallen die umhergewirbelten Staubtheilchen auf die schmerzvoll gereizte Haut, und heizen als so viele Wärmeträger nur noch intensiver die heiße, erstickende Luft. Immer tiefer senkt sich scheinbar die Himmelsdecke, enger schließt sich der Horizont, schwerer schnürt der dichte Ring die Brust zusammen; trügerische Luftspiegelungen umgaukeln freundlich und enttäuschen wieder grausam das fieberheiße Auge. Wie der Raum umher, so verengt sich und verödet des Wanderers Gemüth und Gedanke.

Seit langen Wochen netzt kein feuchter Tropfen mehr die Erde; die letzten fauligen Wasserlachen verdampfen; denn auch die spärlich schattenden Blattschirme der unvergänglichen, aller Verschmachtung trotzenden Palme vermögen die gänzliche Verdampfung nicht mehr aufzuhalten; verstaubt und welk hängen auch endlich ihre zähen Blätter, gebrochen ist aller Widerstand und nichts hält mehr die Stockung der Lebenssäfte, die allgemeine Verkohlung auf.

Die Natur schläft: nicht den Winter-, sondern den Sommerschlaf; sie liegt erstarrt: nicht in den Bauden des Eises, sondern im Bann der Sonnenglut, und wie Dachs und Bär in den Schneehöhlen des Nordens, so liegen Boa und Alligator in dem harten Lettenschlamm des Südens vergraben zur langen Schlummerpause. Lebensstockung — so weit das Auge reicht! Und doch treibt durch den scheinbaren Tod ein fieberhaft erregter, stechender Puls, durch alle Stockung eine zuckende Unruhe, durch alle Erstorbenheit eine flirrende Beweglichkeit, durch alle Ermattung und Verschmachtung eine schmerzvolle Reizbarkeit und Ueberanspannung. Wenn aber der brennende Strahl des Tages umschmilzt in das kalte Glanzlicht der Nacht, findet die überreizte, zuckende Nervenfaser dennoch keine Ruhe; neue Angst und Qual treibt das warmblütige Geschöpf aus seiner Erschöpfung auf; mit dem ersten Aufleuchten der Sterne oben wirbeln unten wolkenartige Schwärme

von Insekten auf, welche mit den gierigen, gleich glühenden Nadeln bohrenden Saugrüsseln marternd über das todmüde, schlaflose Wesen herfallen und mit den ätzenden Stichen und den aufregenden, surrenden Tönen die Ueberreizung der Faser bis zum Fieber steigern; Vampyrfledermäuse spreizen die Flughäute und saugen während des Halbschlummers oder der schlafartigen Betäubung der Sinne aus schmerzlos geöffneter Ader das dicke, schwarzflüssige Blut; in die nachblutenden Schröpfwunden aber frißt sich unter zermatternden Schmerzen tief und tiefer die zehrende Larvenbrut ein, welche das geflügelte Insekt auf das eiternde, ekle Bett tausendfältig abgelegt hat zur endlosen Metamorphose seines verhaßten Daseins.

Alles, was lebt und vegetirt, sinkt welk und schlaff zusammen; bewußter Wille und unbewußter Trieb liegen träge danieder; das Thier, das nicht schlafend vergraben liegt oder ausgewandert ist, wird kaum noch durch Hunger und Durst zur dürftigen Aesung angestachelt, aber unter den Nagezangen der am lebendigen Fleische fressenden Insektenbrut in seiner Erschöpfung ruhelos umhergetrieben; selbst die blutdürstige Katze windet sich träge unter dem Stachel der Mordgier.

Nur der Mensch keucht weiter unter der Geisel seiner Begierde und selbstgeschaffenen Qual; er will den Frieden nicht oder kann ihn nicht gewinnen aus den Quellen seines alleinigen Ursprungs, auf dem Grunde seiner unabänderlichen Bedingungen und Voraussetzungen; er will ihn auf Unterlagen erbauen, die sich nicht auf die Gesetze der Harmonien stützen; mit allen seinen Sinnen an dem Grobsinnlichen haftend und in dem Genusse des Augenblicks und der umgebenden Dinge gefangen, hascht er dennoch ewig nach Phantasmen, welche in seiner Hand zerrinnen, und begehrt über das Gegebene hinaus, das ihm den unbestrittenen Genuß und den Besitz des Friedens gewährt, bestrittenen Genuß und vorenthaltenen Frieden; was er nicht hat, will er; was er hat, wirft er von sich, obgleich er es begehrt. So von Widerspruch und Begierde umhergeworfen, stampft er die Quellen ein, nach welchen er sucht. In der Vereinsamung kommt er um; in die Gesellschaft, in welche die Natur ihn hineingestellt hat und welche seine Erhaltung ist, schleudert er den Krieg, den Krieg seiner Widersprüche und Begierden, der Ueberwältigung des einen durch den andern. So zerstört er ewig, da er ewig bauen will und was er zu bauen glaubt, und zertritt die Früchte, welche die Gottheit an seinen Weg gepflanzt, und nach welchen er doch wieder ringt und hascht und ein ewig ungestilltes Verlangen trägt.

Selbst die unerbittliche Strenge der Natur, welche hier dauernd, dort zeitweilig durch Entziehung oder Ueberfülle der treibenden Lebenskräfte den bewußten und unbewußten individuellen Willen und Trieb lähmt und abtödtet, hält doch das generelle Verhängniß nicht in seinem Gange auf. Die Hydra der Leidenschaft erhebt immer, unter jedem Banne, der auf den physischen und psychischen Lebensäußerungen liegen mag, ihr Haupt; sie wälzt sich über erstorbene Einöden und hesperische Gefilde, schleppt sich durch Schnee und Eis und durch Glut und Sonnenbrand.

Wir sehen es an dem Bilde dort auf der Steppe unter dem tropischen Sommerhimmel. Langsam schleppt sich, heerwurmartig, eine lange, vielgliederige Menschenkette über die verstaubte Rasennarbe hin, in deren wogendem Grasmeere sonst das

Rind fast ungesehen untersank; die Luft flirrt und flimmert über dem glühenden Boden, nebelartiger Staub umwölkt das im steten Wandel und Wechsel begriffene Bild; bald dehnt sich, bald schrumpft die aufgerollte Kette in sich zusammen; bald scheinen die Gestalten auf den Kopf gestellt, bald als kopfloser Rumpf sich fortzubewegen; dann schwebt die Procession gleichsam durch die Luft oder gleitet, dem Gerippe eines Schiffes gleich, scheinbar über eine spiegelglatte Wasserfläche dahin. Soviel auch die müden, erhitzten Sinne sich wappnen und schärfen gegen Trug und Wirrniß — es bleiben immer dieselben Truggestalten und Wahngebilde.

Allmählich rückt die Heersäule näher und deutlicher in den Gesichtskreis ein; blitzend spiegeln die Waffen das flirrende Licht zurück; schärfer treten die Umrisse, die Formen, die Züge der einzelnen Gestalten hervor; stumm, müde und zusammengesunken schleppt sich ein Trupp, ein Mann hinter dem andern auf nackter Sohle über den heißen, hartrissigen Boden hin; der hagere, abgezehrte Körper, mit wenigen schmutzigen Lappen dürftig bedeckt, ist fast schutzlos den bohrenden Sonnenstrahlen und Stechfliegen preisgegeben. Hohläugig, von tiefen Spuren des Elends durchfurcht, starrt ein Leidensgesicht in das andere; Schrecken, Qual und Seelenfolter beleben allein noch die welken, schlaffen Züge; Staub und Ausschlag umkrustet und verwischt die natürliche Farbe der Haut. Verschmachtung liegt auf den trockenen, aufgesprungenen Lippen; unheimlich lodert aus dem eingesunkenen Auge das verzehrende Feuer des Fiebers; tiefste Niedergeschlagenheit ist der Ausdruck der ganzen Erscheinung. Dennoch geht ein unstetes Zucken und Flackern durch die todmüden Züge; Unfreiheit und Willenlosigkeit thut sich in der mechanischen Bewegung und dem Hängen und Schlottern der Glieder kund; das ganze Elend des niedergeworfenen, zertretenen Menschen spricht aus dem Verfall der Gestalt. Nur das Auge einzelner ungebrochener Gestalten, deren Natur unverwüstlich zäh und kraftvoll ist, blickt frei und trotzig über der allgemeinen Niedergeschlagenheit auf, oder glimmt und glüht in dem Feuer verhaltenen, fressenden Grimmes über die aufgezwungenen Leiden und die unbarmherzige Willkür des rechtlos waltenden Geschickes.

Unsäglich traurig aber ist der Anblick der Schwachen und Kranken; kaum vermögen sie die saft- und kraftlosen Glieder fortzuschleppen; bald schüttelt der Frost, bald verzehrt die trockene Gluthitze die markloſen Knochen; bleiern drückt das verkohlte, schwarze Blut den fleischlosen Leib zu Boden. Keuchend athmet die zusammengeschnürte Brust, wirre Fieberbilder zermartern das siedende Hirn, die aufgequollene Zunge tritt blutrünstig durch die Zähne; in die Ferne spähend, sucht das Auge nach einem Schatten- oder Wasserstreifen, und mit langgestrecktem Halse schnauben die Pferde gegen den Wind, um die feuchte Witterung einer noch nicht ganz verdampften Wasserlache einzuziehen; um das Maß der Leiden zu häufen, malt die Luftspiegelung grausam das Trugbild blinkender Wasserspiegel, schattiger Wälder, frischer Auen und Häuser und Gärten zum Ruhen und Rasten, während doch nur schattenlose Glut, Staub und Dürre sich über die öde Steppe breitet.

Dennoch treibt die Stimme, welche über diese Elenden gebietet, zu beschleunigter Flucht und Eile an; neben allen den physischen Leiden schwebt über den

gehetzten Heertrümmern noch drohend das gezückte Schwert des siegreichen, verfolgenden Feindes. Endlich klimmen die aufgelösten Züge aus der staubdürren Ebene die staubdürre Höhe hinan; der zugangloſe, gesperrte Bergpaß setzt der Verfolgung eine feste Schranke. Aufgerieben von Hunger, Durst und Wunden brechen die Saumthiere unter ihrer Last zusammen; Milliarden von Stechfliegen fallen über die Beute her, und ehe noch das armselige Geschöpf sein gequältes Leben ausgehaucht, beginnt schon der grauenvolle Madenfraß an dem faulenden lebendigen Fleisch. Verwesungsgeruch durchzieht die Luft und lockt die schwarzen Nachrichter, den Zamurogeier, herbei, welche fernher die Witterung aufnehmen und lüstern im Kreise um das leckere Mahl niedersitzen.

Nur ein einziger Wille beherrscht noch unbeugsam den kraft- und willenlosen Menschenhaufen; der wilde, trotzige, gefürchtete Bandenhäuptling, der „Löwe der Savannen", scheint durch Zauber gefeit gegen alle feindlichen Kräfte und Mächte; ungeschlagen steht er mitten in der Niederlage, ungebeugt erhebt er sein gebietend Haupt über die zertrümmerte Heersäule; vor seinem Blick, der Blut und Flammen sprüht, schweigt die Verzweiflung; jeden widerspenstigen Laut bringt das Runzeln seiner Stirn zum Schweigen. So schleppt sich murrend, widerwillig, sich sträubend gehorsam der müde, wunde, sieche Heerwurm seinem Tod und Leben verachtenden Haupte nach.

Endlich bewilligt oder gebietet der Bandenführer die lange ersehnte Rast; die erschöpfte Truppe bezieht das Lager, oder vielmehr sie sinkt, wo sie halt macht, kraftlos nieder. Keine Hand rührt sich zum eigenen Dienste, kaum erzwingen Befehl und Drohung den nothwendigen Sicherheitsdienst; zögernd, lässig wird dem zusammenbrechenden Saumthier kaum noch die Last von dem wundgescheuerten Rücken geworfen; vergeblich wiehert und winselt es nach Wasser und Weide.

Es muß das Elend schon einen hohen Grad erreicht haben, wenn die Widerstandskraft jener Menschen wirklich aufgerieben ist; denn unter Mangel und Entbehrung, Beschwerde und Kasteiung aller Art, denen der stark und kraftvoll angelegte, aber minder zähe und der Pflege bedürftigere Nordländer unterliegen würde, bleibt das bedürfnißlose, karg gewöhnte, zähe und biegsame Volk unter der heißen Sonne gesund, widerstandsfähig, munter, beweglich und guter Dinge. Diese Eigenschaften machen die zerlumpten, schlecht bewaffneten, ungeschulten und undisciplinirten Guerrillabanden jener untergeordneten Staaten auch den bis ins Kleinste ausgerüsteten und disciplinirten, an wuchtiger Kraft und Kriegskunst weit überlegenen Streitkräften jeder hochcivilisirten Großmacht gefährlich und in der Bundesgenossenschaft mit Klima, Boden und den allgemeinen Existenzverhältnissen, kurz mit der Natur des Landes, am Ende sogar noch überlegen.

Kaum hat die abgehetzte Truppe Ruhe gefunden, kaum hat ein Baum, eine Schlucht kühlen Schatten über die müden Schläfer geworfen, ein Trunk aus fauliger Wasserlache, eine unversiegte Quelle die trockenen Lippen genetzt, ein Fetzen Trockenfleisch, eine Banane, ein Stück Rohzucker oder irgendein kärglicher Bissen den nagenden Hunger der Eingeweide gemildert, so richtet sich auch das unverwüstliche Temperament bald wieder aus seiner Niedergeschlagenheit auf, und sorgloses Vergessen, rückhaltlose Hingabe an den Augenblick decken mitleidig den tiefen Abgrund

des Elends zu. Aber die Kranken und Schwachen, deren Lebensfaser aufgerieben, leeren den Kelch des Leidens bis auf die Neige; theilnahmlos hingestreckt oder in schmerzvoller Agonie starren sie verstört, mit verglasten oder trocken brennenden Augen in die Silberhelle der Nacht, welche feucht und kalt über die Erde haucht. Schneidender Frost schüttelt die halbnackten Glieder; und doch brennt der Durst, wie Feuer, in den Eingeweiden; die zitternden Lippen saugen gierig an den thaunassen Kleiderfetzen; über den weißen, blinkenden Schmelz der Zähne legt sich, wie ein schwarzblauer Ring, der eingefallene Mund; schwarz und tief auch sinken die Augenhöhlen ein, über die Leichenbläße des Gesichts einen grauenvollen Schatten werfend. Endlich nimmt eine schlafähnliche Betäubung das Bewußtsein gefangen und nach Krampf und Kampf folgt eine Pause tiefer, todähnlicher Ruhe; — aber eine Scheinruhe ist's, die stille Schwüle, welche dem Gewitter voraufgeht, eine Pause, welche neue Qual vorbereitet. Erstickungsangst, auflösende Glut schreckt plötzlich aus der Ruhe der Betäubung auf. Bald schwinden die Sinne, mit ungebändigter Gewalt bricht der Paroxysmus aus; während der glutverzehrte Leib bleiern schwer am Boden liegt, hetzt der Wahnsinn den Geist in grauenvoller Irre umher, bis der Tod ihn erlöst.

Bald sind die fliehenden Heerestrümmer in ihrer festen, aber auch ausgangslosen Bergfeste, wie in einer Sackgasse, dicht umstellt. Gleichgültig gegen das Elend um sich her, läßt der „Löwe der Savannen" seinen lodernden und doch eisigkalten Blick über die weite Ebene schweifen; mit gekreuzten Armen sieht er der feindlichen Umstellung verächtlich zu, als feiere er im Geiste bereits den Triumph der Rache; und als endlich das verworrene Getöse aus dem Lager des Siegers: Gesang, Gelächter, Commandorufe, Horn- und Trommelschall an sein Ohr schlägt, gleitet über die hartgemeißelten Züge dieses, mit dem Sonnenhammer auf dem Amboß der heißen Steppe gehämmerten Gesichts ein unaussprechlicher Hohn, als ob sein verschlagenes Hirn schon die Musik aufspiele zum blutigen Tanze.

Allmählich verstummen Klage- und Weheruf; den Sterbenden gab der Tod, den Ueberlebenden der Schlaf oder Erschöpfung die ersehnte Ruhe. Tiefe Stille liegt auf nächtiger Erde; feuchte kalte Silbernebel wallen, in den dunkeln Himmelsraum strahlt die Glut des Tages zurück, und mitleidig breitet die Nacht ihre Flügel über die versengten Fluren und über alle Menschenqual.

Da flammen rings auf allen Höhen des ansteigenden Gebirges die Sommernachtfeuer auf: Flammen des schaffenden Fleißes, welche den abgeholzten Busch und Wald, die verbrannten Weiden in Asche legen. Wo der Landmann der Fangschnur der „Patrioten" entging, da führt er jetzt, in der regenlosen, trockenen Zeit, die Axt und den Holzbrand statt der verhaßten, brudermörderischen Waffe und ringt mit harter Arbeit dem erstorbenen Boden neue Frucht und neuen Segen ab, ihn mit seinem Schweiße, statt mit dem Blute seiner Brüder düngend. Dürr und spröde, wie Spreu und Glas, liegt das zusammengetrocknete Gestrüpp unter der Sommersonnenglut; das eingerollte, ausgedorrte Reisig knistert und birst unter dem heißen Strahl, und blasse, bewegliche Flämmchen tanzen über die Splitter und Bruchspitzen hin; flirrend und flimmernd vibrirt die Glutluft — ein unentzündeter Brand — über den mächtigen Scheiterhaufen. Dahinein

nun wirft der Mensch den zündenden Funken, und mit Sturmesflug breitet die Lohe die feurigen Flügel aus; immer wilder schürt die leitende Hand die gierigen Flammen, zerrt und reißt sie auseinander, ineinander, wirft sie von Scheiter zu Scheiter, bis die leckenden Zungen den ganzen Fraß gepackt haben und feurige Glut emporlodert. Dann, wenn aus der wiederkehrenden, segenträufenden Wolke der erste Tropfen in die Asche fällt, streut der Landmann seinen Samen und setzt die zarten Pflänzlinge aus, und urbar gemacht oder neu gekräftigt gibt der mit Eisen und Feuer schwer erworbene Boden hundertfältigen Lohn.

Der trotzige Häuptling erblaßt und zuckt bei dem Anblicke der auflodernden Sommernachtfeuer jäh zusammen; in dem grellen Widerscheine der Feuer nimmt das herbe, hagere Gesicht noch einen härtern Ausdruck, eine fahlere Färbung an; tiefer furchen sich die Züge, er kann den Blick nicht wenden von den hin- und herzüngelnden, sich auf- und abwälzenden Flammen, welche ihn in ihrem Banne verschlungen halten, gleich dem Opfer, das regungslos dem dämonischen Zauber des Schlangenauges verfallen ist; er ballt die Faust, preßt mit ersticktem Fluch die Lippen aufeinander: der unüberwindliche, furchtlose „Löwe der Savannen" erbebt.

Nur zu wahr weissagte seine Ahnung; die „Sommernachtfeuer" gaben dem erbarmungslosen Feinde denselben Gedanken ein, der ihn erbeben machte; der überschlaue Meister ist in seinem eigenen Garne gefangen; er, der nie ein menschlich Rühren gekannt, vergaß diesen Gedanken, diese That zu denken. Alle Höhen und Tiefen, Licht und Schatten durcheilt sein forschend Auge; in fieberhafter Hast arbeitet sein Hirn; jeder Nerv ist zitternd angestrafft. Er, dessen Name in jedem Munde lebt, der Held der Volksgesänge, der Hannibal ante portas jedes feindlichen Dorfes, das zitternd angestaunte Wunder aller Weiber: — er, kläglich, schmachvoll, lauten Hohnes auf dem Rost gebraten, wie ein Stier, wie das Gewürm im Grase verbrannt! Der Gedanke macht ihn wahnsinnig: er will, er muß leben, weil er nicht sterben kann, ohne solchen Hohn gerächt zu haben.

Doch ehe er noch die Zauberformel gefunden, welche ihn durch die Lüfte trage, wittern die scharfen Sinne schon die vollbrachte That. Ein feiner brenzlicher Dunst fällt beizend auf die Athmungsorgane, dünne Dämpfe steigen auf, dicke Rauchwolken wälzen sich ihnen schwerfällig nach, erstickender, heißer Qualm füllt die Luft; sengend, brennend, roth und röther wirbeln die dicken Wolken vom Fuß des Berges herauf, und endlich schlagen die hellen Flammen zischend, brausend, prasselnd über das eingefangene, entsetzte Wild zusammen.

Wilde, rasende Flucht, gelles Angstgeschrei, Betäubung und Verwirrung da oben inmitten der Flammen! Mit gesträubten Mähnen strecken die Pferde und Saumthiere die schnaubenden Nüstern gegen den aufwirbelnden Rauch und den Flammenwind, zerreißen die Halfter, knäueln sich zusammen und fliehen in blinder Hast mitten durch das Menschenknäuel; wer noch Kraft hat zur Flucht, kriecht, klimmt, schleppt und schwingt sich an Strauch und Stein von Stufe zu Stufe, von Hang zu Hang, Menschen und Thiere wirr durcheinander, übereinander; der Hülflose und Sterbende wird niedergetreten; das Erbarmen ist todt, die Vernunft betäubt. Vergeblich der Ruf des gefürchteten Gebieters! Niemand achtet seiner

Drohungen, seiner Ermahnungen, seiner Bitten, nicht der Kugel mehr, welche den Widerspenstigen zu Boden streckt; nur in die Flammen starrt der wahnsinnige Blick, die bereits zu dem entsetzlichen Sprunge ausholen mitten in das Menschenknäuel hinein.

Nur ein kleines besonnenes Häuflein, das der Führung des Häuptlings blind, wie dem Walten einer Gottheit vertraut, klammert sich an dessen Rath und Willen fest; mit gläubigen und flehenden Geberden hängt es an dem Zucken seines Auges und Mundes und harrt des Winkes seiner Hand, als müsse von ihm, dem übernatürlich Gefeiten, Hülfe und Rettung kommen. Langsam erhebt er den Arm und deutet unbeweglich, wie ein Marmorbild, auf einen jäh abstürzenden, tief klaffenden Schluchtenspalt. Auf seinen festgeschlossenen Lippen und Zügen, die niemals einen Zweifel an der festen Fassung seines Willens aufkommen lassen, steht es, wie in Erz gemeißelt, daß es einen andern Ausweg der Rettung nicht gibt; und jeder weiß, daß es so ist.

Schnell, sobald sein Arm sinkt, verschwindet der kleine Haufe, der verwegen alles an seine Rettung setzt, in die gähnende, dunkle Tiefe; das Messer zwischen den Zähnen, Hände und Füße, wie die Pranken einer Katze oder eines Raubvogels, in die steilen Schluchtwände eingekrallt, gleitet er gleichsam den Höllentrichter hinab. Weit hinunter leuchtet der grelle Feuerschein, dessen Flammen unaufhaltsamen Fluges aufwärts schlagen; glühende Stickluft tödtet den Athem, die Kleider, die Haare versengen; ein schwerer, dumpfer Fall, murrendes Rollen in die Tiefe verräth den Sturz eines abgelösten Steins — oder eines zerschmetterten Menschen.

Längst schon schlugen die Flammen über die Bergfeste zusammen; noch züngeln und lecken sie hier und da an halbverzehrten Trümmern ihres Raubes; rauchende, glimmende Asche bezeichnet ihre Spuren. Erloschen sind die Sommernachtfeuer; aber feurig streift die Morgenröthe das Firmament und alle Höhen glimmen in neuer Purpurglut. Doch keine froh erwachte Welt, keinen sprießenden und sprossenden Segen küssen die rosigen Lippen auf — entsetzlich ist der Anblick, von welchem der Schleier der Nacht sich löst.

Unten am Fuße der umlagerten Felsenfeste spaltet sich plötzlich der Schos der Berge und aus seinen dunkeln Tiefen steigt durch Rauch und Glut ein wilder Haufe halbnackter, geschwärzter, menschenartiger Gestalten herauf; mit teuflischer Wuth und Wildheit, mit wahnsinnig verzerrten Geberden und bestialischem Gebrüll werfen sie sich auf die bestürzten, erschreckt zurückprallenden Flammenschürer, raffen mit blutenden Fäusten Knittel, Waffen und Steine vom Boden auf, werfen und stechen auf die auseinanderstiebenden Scharen ein, jagen sie in wilder Flucht vor sich her, ergreifen die weggeworfene Habe, die Trinkschalen und gefüllten Gefäße, verschlingen mit der Gier des nagenden Hungers Speise und Trank, lachen und spotten berauscht der ungehört verhallenden Commandorufe der Obern, der vergeblich schmetternden und dröhnenden Lärmsignale, bis endlich ein wüster Taumel das ganze Lager erfaßt.

Kein Halten mehr, das Lager rollt sich, wie ein Feld voll loser Garben im Sturm, auf; in Flucht, Fluchen und Kreischen wandeln sich die Siegesbacchanalien,

in Angstgeheul und Misericordiageschrei das wüste Sengen- und Brandgejohle; Furcht und Bestürzung entnüchtert die trunkenen Sinne. „Er ist's, der Löwe der Savannen!" Jeder erkennt ihn, ungesehen, an der verwegenen, wie durch Zauber vollführten That; jeder stammelt zitternd seinen Namen. Der Wehrhafte greift mit dem Wehrlosen zu Crucifix und Amulet; keine Hand hebt zum Angriffe, zum Schutze die Waffe auf, denn gegen übernatürliche Mächte schirmen keine irdischen Kräfte; jeder Mund murmelt und näselt heilige und profane Beschwörungen; selbst die Führer stehen vernichtet; denn mit Weinen und Anrufung der heiligen Heerscharen, mit Litaneien im Munde und Rosenkränzen in Händen ist weder Hieb noch Stich zu pariren, noch den Pranken des „Löwen" zu wehren, und sie alle, Landsknechte der Priesterkutte, stehen unter dem Zauber des Zaubermeisters und sehen in dem, was die geistige Schablone nicht begreifen gelehrt, höllisches Wesen und übernatürliche Gewalt.

Mit den Waffen, Decken, Kleidern und Beutestücken des Feindes beladen und auf seinen ausgeruhten Pferden sprengt der kleine verwegene Haufe mitten durch den eisernen Umfassungsring zu Leben und Freiheit hinaus, und unter den dröhnenden Hufen der davonfliegenden Rosse erschallt das Hohngelächter des „Löwen der Savannen": „Auf Wiedersehen, ihr lustigen Roséros*), beim nächsten Sommernachtfeuer!"

*) Der Feldarbeiter, der den Boden mit Eisen und Feuer urbar macht.

Die Anthropologie und die Urgeschichtsforschung.

Ein Beitrag zu Beiträgen

von

Friedrich von Baerenbach.

II.

Die Urgeschichtsforschung.

Die Anfänge der Urgeschichtsforschung. Der fördernde Einfluß der Lehren Darwin's. Schwierigkeiten der Orientirung. Irrwege der Forschung. Optimistische Beurtheilung unerwiesener Annahmen. Vermengung der Thatsachen und der Hypothesen. Die Ansichten von A. de Quatrefages. Urgeschichtliche Phantasien. Ein urgeschichtliches Compendium: „Der Mensch vor der Zeit der Metalle", von N. Joly. Darstellung der wesentlichsten Bestrebungen und der anerkanntesten Ergebnisse auf dem Gebiete der Urgeschichtsforschung. Ein Blick auf die Uranfänge der Civilisation.

Der Arbeitseifer zahlreicher Forscher und das wissenschaftliche Interesse der Gebildeten haben sich im Laufe der letzten Jahrzehnte mehr und mehr der Urgeschichtsforschung zugewendet. Es sind vor allen zwei Hauptprobleme der theoretischen Anthropologie, welche das Nachdenken im höchsten Grade beschäftigt und den nachhaltigsten Anstoß zu überaus eifrigen und weit ausgreifenden Forschungen gegeben haben: die Abstammung des Menschen und das zeitliche Auftreten oder das Alter des Menschengeschlechts.

Charles Darwin trat mit einem imposanten Aufwand der werthvollsten Forschungsergebnisse an die Lösung des ersten Problems heran, indem er mit unerschrockener Folgerichtigkeit die Consequenzen der Lehre vom Ursprung der Arten, der allgemeinen Entwickelungslehre zu ziehen unternahm. Eine stattliche Reihe von Forschern, die von verschiedenen Wissensgebieten ausgegangen sind, trachtete vor und nach dem Auftreten Darwin's nach der Lösung des andern Problems. Geologie, Paläontologie und vergleichende Anatomie, Archäologie und vergleichende Psychologie kamen diesen eifrigen und kühnen Forschern vielfach zu Hülfe. Die Bemühungen derselben wurden nach der Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten und Mistrauenskundgebungen von Gelehrten und Laien mit dem größten Eifer gefördert.

Handelte es sich doch um Ergebnisse, welche zur Kenntniß des Wesens und der Entwickelung der eigenen Gattung im hohen Maße beitragen könnten: um die Bestimmung der Zeit und der Umstände des ersten Auftretens der Gattung und

um die allgemeine Charakteristik der ersten menschlichen Wesen, um die Erkenntniß der Eigenschaften unserer ältesten Vorfahren, um das Eindringen in die Geschichte vor der Geschichte. Gewiß haben die genannten Wissenschaften der Urgeschichtsforschung durch die Gewährung der wichtigsten Aufschlüsse und durch die Herbeischaffung werthvoller Materialien die erheblichsten Dienste geleistet.

Aber keine jener unentbehrlichen Hülfswissenschaften der Urgeschichtsforschung mag den ungemein raschen Fortgang der Arbeiten und die zunehmende Theilnahme weiter Kreise in höherm Maße gefördert haben als Darwin's großartiges Unternehmen einer wissenschaftlichen Begründung der Descendenztheorie. Dieser Forscher hat die Anthropologie fester in den großen Rahmen der allgemeinen Naturgeschichte eingegliedert und der unvollständigen Naturbeschreibung eine Naturgeschichte des Menschen gegenübergestellt. Er hat mit der Frage nach der Abstammung und Entwickelung der Menschenspecies auch die Frage nach den Charakteren und den umgebenden Lebensbedingungen der ältesten Typen des Menschengeschlechts auf die Tagesordnung der wissenschaftlichen Forschung gestellt. Wol hatten die Pfadfinder auf dem neuen Gebiet die urgeschichtlichen Forschungen schon früher in Gang gebracht; allein das Auftreten Darwin's hat die ungewöhnliche Betheiligung an denselben und das allgemeine Interesse für dieselben auf das nachhaltigste gesteigert und gefördert. Die von der Entwickelungslehre und insbesondere von der Theorie Darwin's dem Menschen angewiesene Stellung zu den übrigen Organismen, zumal zu den höchstentwickelten Thieren, mußte das Interesse an der physischen und psychischen Charakteristik der ältesten menschlichen Typen im ungewöhnlichsten Maße erhöhen. In der That gab Darwin's Lehre vom Ursprung der Arten und der Abstammung des Menschen sowol der allgemeinen Anthropologie als auch besonders der Urgeschichtsforschung die kräftigsten Impulse.

Die Mitwirkung der Paläontologie, der Geologie und der vergleichenden Anatomie an der Lösung der entwickelungsgeschichtlichen Aufgaben kam in letzter Linie der Anthropologie und der Urgeschichtsforschung vielfach zugute. Wenn wir diesen Einfluß berücksichtigen, begreifen wir leicht, daß die urgeschichtlichen Forschungen eben in der jüngsten Vergangenheit so große Dimensionen annehmen, eine solche Fülle von Materialien ergeben und so zahlreiche und kühne Folgerungen hervorrufen konnten, daß es auch demjenigen, der sich mit der Materie beschäftigt hat, recht schwer wird, das Gebiet der Versuche und der Ergebnisse zu überblicken.

Die Orientirung in der verwirrenden Masse der von zahlreichen Arbeitern herbeigeschafften Materialien, in den Darstellungen der Funde und der verschiedenen Ansichten über die Bedeutung derselben wird vielfach durch den Umstand erschwert, daß die verbürgten, jeden Zweifel ausschließenden Thatsachen häufig mit Muthmaßungen und kühnen Folgerungen vermengt werden, daß viele Forscher es unterlassen, den nackten Thatbestand als solchen darzustellen und zunächst streng von ihren subjectiven Auffassungen und vorgefaßten Meinungen zu scheiden. So geschieht es nur zu oft, daß die von dem betreffenden Forscher in den einfachen Thatbestand hineingedachten Voraussetzungen mit dem Anspruch bewiesener Thatsachen oder unwidersprechlicher Axiome auftreten und von dem arglosen Leser den streng wissenschaftlich erhärteten Thatsachen oder Wahrheiten angereiht werden.

Es ist vielleicht auf keinem Forschungsgebiet mehr in dieser Richtung gesündigt worden und es wird vielleicht auch in der Gegenwart auf keinem mehr gesündigt als auf den Gebieten der Urgeschichtsforschung. Mit Recht bemerkt ein neuerer Forscher, den wir nicht eines übertriebenen Skepticismus zeihen können, über die Ausschreitungen des Erkenntnißtriebes auf diesen Gebieten: „Die bei der Eröffnung ihrer Laufbahn vom Hohn der Spötter und der Verachtung der Zweifler bedrängte Urgeschichtsforschung oder Archäogeologie hat infolge einer unvermeidlichen Reaction überspannte Phantastereien, haltlose Systeme ins Leben gerufen, welche ihrer Sache mehr als einmal geschadet und ihre Erfolge in Miscredit gebracht haben."

Die Bildung richtiger Urtheile über den Stand der wissenschaftlichen Forschung, über den Werth und die Bedeutung der thatsächlichen Ergebnisse und der an dieselben anknüpfenden Ansichten und Lehren, über den wirklichen Fortschritt der Erkenntniß auf diesem Gebiet wird überdies dadurch erschwert, daß nicht nur dogmatische Köpfe, deren sich die Systemwuth bemächtigt hat, sondern oft auch verdienstvolle Forscher, welchen „überspannte Phantastereien" im allgemeinen fern liegen, die Sonderung der thatsächlichen und der hypothetischen Ergebnisse, die Unterscheidung des erreichten Wissens von dem blos angestrebten Wissen versäumen.

So scheint uns sogar A. de Quatrefages, der sich bei mancher Gelegenheit großer Vorsicht befleißigt, die kühnen Folgerungen und eilfertigen Annahmen mancher Urgeschichtsforscher mit einer Glaubensseligkeit zu adoptiren, welche im schroffsten Gegensatz zu dem sehr weitgehenden Skepticismus steht, den er den Beweisführungen Charles Darwin's und seiner Schule entgegenbringt. So sehr auch dieser ausgezeichnete Anthropolog bemüht ist, jenen willkürlichen Systemconstructionen aus dem Wege zu gehen, welche zumeist aus einer unbewußten Sucht nach Originalität entspringen: so sehr zeigt er sich andererseits geneigt, sehr weitgehenden Annahmen und Hypothesen, welche der zureichenden inductiven Grundlage und eines hohen Grades der Evidenz entbehren, in urgeschichtlichen Fragen beizutreten.

Wol betont de Quatrefages auf das nachdrücklichste, daß sich das erste Auftreten des Menschen nicht auf einen bestimmten Zeitpunkt zurückführen läßt, daß es eine Geschichte des urzeitlichen Menschen im engern Sinne des Wortes nicht geben kann. Wol hält er sich von jeder Berührung mit jenen Forschern fern, deren reiche Phantasie es bis zur intimsten Bekanntschaft mit allen Eigenschaften und Lebensbedingungen, mit dem Leben und Weben der vorgeschichtlichen Menschen und der ersten Repräsentanten des Menschengeschlechts gebracht und den Ort und die Zeit ihres ersten Auftretens mit mathematischer Präcision bestimmt hat.

So ist er zuweilen nicht abgeneigt, manche Annahme, deren Möglichkeit nicht geradezu ausgeschlossen ist, welche aber von der streng wissenschaftlichen Begründung und mithin von der Gewißheit noch weit entfernt ist, als erwiesene Thatsache oder doch als den einzig wahrscheinlichen Thatbestand gelten zu lassen, bestenfalls aber eine gewisse Summe von Wahrscheinlichkeiten der Gewißheit zu substituiren. Die Coexistenz des Menschen und der in der Grotte von Aurignac vorgefundenen

fossilen Thierarten, die Existenz des Menschen in der Tertiärzeit, in der pliocenen Epoche gelten ihm als die sichersten Ergebnisse, als die Thatsachen, an welche sich weitgehende Folgerungen knüpfen. „Durch die Entdeckungen von Desnoyers und von Tiddeman ist das Vorkommen des Menschen wenigstens bis an die Grenze der tertiären Epoche hinaufgerückt worden."

De Quatrefages bezweifelt nicht, daß es auch in Toscana pliocene Menschen gab; ja er ist fest überzeugt, daß der miocene Mensch, gleich dem Menschen der Eiszeit und dem pliocenen Menschen, sich noch bestimmt wird nachweisen lassen. „Es ist ausgemacht, daß der Mensch während der quaternären Epoche lebte, sowie in jener Uebergangsperiode, der die Sandsteine von Saint-Prest und die Victoriaablagerungen angehören, und es ist ferner sehr wahrscheinlich, daß er auch die miocene Periode und folglich auch die ganze pliocene Periode mit durchlebte." Aber der ausgezeichnete Forscher ist geneigt, noch weiter zu gehen. „Somatisch ist der Mensch ein Säugethier, nichts mehr und nichts weniger. Sobald die äußern Bedingungen solche waren, daß Säugethiere unter ihrem Einflusse bestehen konnten, mußte auch der Mensch leben können. Er kann also möglicherweise Zeitgenosse der zuerst auftretenden Säugethiere gewesen sein, also bereits in der secundären geologischen Epoche gelebt haben. Dieser Satz mag manchen ausgezeichneten Paläontologen mit einem gewissen Grausen erfüllen; denn die Paläontologie will den Menschen nicht einmal bis in die miocene Periode hinaufreichen lassen. Die ganze Säugethierfauna der miocenen Zeit, sagt man, ist doch untergegangen: wie hätte da der Mensch allein eine Ausnahme machen und den mächtigen Einwirkungen, die zu einer vollständigen Erneuerung der mit ihm eng verknüpften organischen Welt führten, Widerstand leisten können? Man muß jedoch hierbei auch die menschliche Intelligenz mit in Rechnung bringen. Ihr verdankte der Mensch von Saint-Prest, von Victoria, von Monte-Operto, die Fähigkeit, zwei große geologische Epochen zu überdauern. . . . Und so könnte der Mensch auch wol im Stande gewesen sein, die nöthige Hülfe zu ersinnen, um beim Uebergange der secundären geologischen Epoche in die tertiäre erfolgreich anzukämpfen!"*)

Sollte der berühmte Forscher durch seine Neigung, manches angestrebte Ergebniß als erreichtes gelten zu lassen, nicht hier und da in Widerspruch gerathen zu der von ihm bei jedem Anlaß gepriesenen „altbewährten Methode, welche nur das durch Erfahrung und Beobachtung Nachgewiesene als wahr anerkennen will"? Wenn er bei andern Gelegenheiten auf „Fragen, welche diese Methode der Lösung bisher nicht zuzuführen vermochte und vielleicht immer ungelöst lassen wird", nur die eine Antwort hat: „Das weiß ich nicht"; so scheint er in Sachen der Urgeschichtsforschung die Zurückhaltung des Urtheils seltener für geboten zu halten. Wol bezeichnet er manche Annahmen nur als diejenigen, welche die höchste Wahrscheinlichkeit beanspruchen. Aber er gibt seiner Ueberzeugung von der Wahrheit derselben zuweilen so entschiedenen Ausdruck, daß der Fernstehende das Urtheil einer so hervorragenden Autorität als Beweis für die unwiderlegliche Gewißheit der Annahme gelten zu lassen geneigt ist.

---

*) Vgl. A. de Quatrefages, „Das Menschengeschlecht" (2 Thle., Leipzig 1878), S. 151—180.

Auch bei diesem ausgezeichneten Anthropologen und bei manchen hervorragenden Mitarbeitern an dem Werke der Urgeschichtsforschung ist die strenge Sonderung der thatsächlichen Ergebnisse von den Annahmen und Folgerungen, der streng wissenschaftlichen Beweisführung von den auf mehr oder weniger plausible Argumente gestützten Hypothesen nicht in dem Maße vollzogen, daß der nicht über das Detail der Forschungen orientirte und der fachgemäßen Vorbildung entbehrende Leser sich ein klares Urtheil über die positiven wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschung und die Grundlagen der Hypothesen bilden könnte. Nicht zu gedenken der durch eine productive Phantasie ausgezeichneten Forscher, welche jede Lücke in dem verbürgten Wissen eiligst auszufüllen bemüht sind und den kühnen Sprung nicht scheuen, der über manche Schwierigkeit im Denken hinweghilft, ohne der Wahrheit näher zu bringen. Solche allzu eifrige Forscher, welche den mühsamen und langsamen Gang der wissenschaftlichen Forschung und Beweisführung durch phantasiereiche Erklärungsversuche und mehr oder weniger willkürliche Voraussetzungen zu verkürzen bestrebt sind, haben auf den Gebieten der Urgeschichtsforschung oft auch die Autorität vorsichtigerer Forscher geschädigt, indem sie in den Männern der exacten Untersuchung einen hartnäckigen Skepticismus erregten, der seine Spitze schließlich auch gegen die auf festern Grundlagen fußenden Folgerungen, gegen die von vorsichtigen Forschern anerkannten Ergebnisse kehrte.

In der That haben die urgeschichtlichen Phantasien einzelner Forscher, welche auf Grund einiger Funde, von deren einhelliger Schätzung auch die kühnern Fachmänner weit entfernt sind, den Altersnachweis des Menschengeschlechts beibrachten und die Entwickelungsgeschichte desselben in ihren Details reconstruirten, den Urgeschichtsforscher bei vielen Beurtheilern in Miscredit gebracht. Der durch kühne Behauptungen und übereilte Erklärungen genährte Skepticismus bewog manchen, die Urgeschichtsforscher jener Art von Philosophen anzureihen, mit Bezug auf welche G. Th. Fechner behaupten mochte, der „Philosoph" sehe, was er glaube, indeß der „Forscher" glaube, was er sehe. Und so mochte auch hinsichtlich der Beurtheilung der Funde mancher jenen Ausspruch durch die Behauptung variiren: der Urgeschichtsforscher finde und entdecke, was er von vornherein glaube.

Auf solche Weise fordert der allzu kühne Flug der Gedanken den maßlosen Skepticismus heraus, der das Kind mit dem Bade ausschüttet und auch den positiven Ergebnissen ihren Werth abspricht.

Unter solchen Umständen thut eine Orientirung in dem durch empirische Forschung gewonnenen Material, eine übersichtliche Anordnung der festgestellten Thatsachen, eine Sonderung der positiven Forschungsergebnisse von den an dieselben geknüpften Folgerungen noth. Nur eine unbefangene Berichterstattung über das Geleistete und über das Angestrebte, über erreichte Forschungsergebnisse und die zur Erklärung der Erscheinungen beigebrachten Hypothesen kann die Bildung richtiger Urtheile und das normale Wachsthum der Wissenschaft fördern. Eine Orientirung in dem ganzen Forschungsgebiet an der Hand neuerer Arbeiten, welche die bisherigen Forschungen, die verbürgten Resultate und die wahrscheinlichsten Folgerungen mit der gebotenen Sonderung des Thatsächlichen und des Hypothetischen übersichtlich darstellen, ist heute besonders zeitgemäß. Solche Arbeiten sind zur

Verbreitung der erworbenen Kenntnisse vorzüglich geeignet und bieten zugleich ein Correctiv für die willkürlichen Annahmen und voreiligen Folgerungen, welche von dem Wege der wissenschaftlichen Arbeit ablenken.

Diesen Zwecken scheint uns unter den neuern Werken ganz besonders die übersichtliche und maßvolle Darstellung in dem Werke „Der Mensch vor der Zeit der Metalle", von N. Joly, zu dienen.*)

N. Joly vermeidet soviel als möglich die Einlassung auf subtile Streitigkeiten über noch nicht spruchreife Fragen, sowie auf die „überspannten Phantastereien" und die „haltlosen Systeme", an denen die Urgeschichtsforschung bis zur Stunde krankt. Er ist in lobenswerther Weise bestrebt, die Annäherung an die „allzu begeisterten Schwärmer" wie an die „systematisch verkleinernden Lästerer" zu vermeiden. Sein Werk zeichnet sich im ganzen durch Klarheit und Uebersichtlichkeit der knappen Darstellung wie durch Unbefangenheit des Urtheils aus.

Es verdient unumwundene Billigung, daß dieser Forscher in manchem Falle die Zurückhaltung des Urtheils der verfrühten Aufstellung oder Annahme einer Hypothese vorzieht, wo es an Verlockungen zu kühnen Folgerungen und großartigen Auslegungen nicht fehlt. Hat er auch diesen Verlockungen nicht in jedem Falle bis zu Ende widerstanden, so hat er doch in höherm Maße als mancher kühnere oder gläubigere Forscher den negativen Instanzen Rechnung getragen, welche dafür sorgen, daß die Urgeschichtsforschung nicht allzu leichten Schrittes zu den letzten Zielen, die im tiefsten Dunkel liegen, vordringe. Er gesteht bereitwillig zu, daß die Arbeit der Wissenschaft hier noch in den Anfängen steht und daß es an Grenzen des Erkennens auf diesem Gebiet keineswegs gebricht. „Die Urgeschichte des Menschengeschlechts ist gewissermaßen nur in dem Buche der Natur geschrieben; dort müssen wir nachschlagen, wollen wir sie kennen lernen. Aber leider sind viele Blätter des unendlichen, von göttlicher Hand geschriebenen Buches verschwunden oder verwischt, und die noch vorhandenen sind meistens sehr schwer zu lesen und zu erklären; denn trotz der weisen Mahnung der Alten hat der Mensch von allen Dingen sich selbst am wenigsten kennen gelernt. Weder seinen Körper noch sein Herz, weder seinen Geist noch das Lebensprincip, das ihn beseelt, kennt er genau; sein Ursprung, seine Wiege, seine Geschichte sind ihm fremd." Allein diese Einsicht verhindert den muthigen Forscher nicht, den bisherigen Forschungsergebnissen hohen Werth zuzugestehen und aus den bisher erzielten Resultaten die Hoffnung auf weitere Ergebnisse zu schöpfen.

Als das „wichtigste, erstaunlichste und dennoch wol am meisten verbürgte Ergebniß" bezeichnet Joly das sehr hohe Alter des vorgeschichtlichen Menschen. „Der Ausdruck «vorgeschichtlich» deutet genugsam an, daß die Geschichte, wie sie bisher verstanden und gelehrt ist, uns kein Zeitmaß für dieses Alter liefern kann. Weder die Tafeln des Manethos noch die Bibel geben uns Anhaltspunkte. Nach dem Geständniß gelehrter Aegyptologen und Theologen sind die chronologischen Angaben dieser Schriften ungenau, außerordentlich lückenhaft und von Copisten

*) „Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Mit 136 Abbildungen in Holzschnitt" („Internationale wissenschaftliche Bibliothek", 46. Bd., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1880).

und Auslegern vielfach geändert." Einer der gläubigsten Christen, Silvestre de Sacy, gesteht zu, daß es keine biblische Chronologie gibt.

Joly ist vielleicht allzu ängstlich bestrebt, sich gegen den „unbegründeten Vorwurf der Ungläubigkeit" zu verwahren, welcher von dem Paläontologen Ed. Lartet kurzerhand erledigt wird. „Sobald man anerkennen wird, daß diese Forschung nach dem Ursprung des Menschen sich jeder Unterordnung unter das Dogma entzieht, wird diese Frage sein, was sie werden muß: eine wissenschaftliche These, welche der freien Discussion und der allseitigen Beleuchtung zugänglich ist, und deren Lösung nur auf dem Wege der Erfahrung und wissenschaftlichen Forschung erreicht werden kann."

Joly will in seinem Werk über den Menschen vor der Zeit der Metalle erzählen: „wie es der neuen Wissenschaft, der Urgeschichtsforschung, gelungen ist, nicht etwa die genaue Jahresangabe des Erscheinens des Menschen auf der Erdoberfläche anzugeben; denn dahin ist sie noch nicht gekommen und wird es vielleicht nie, sondern ein ungefähres Datum festzusetzen und darzuthun, daß dieses viel weiter zurückliegt, als die Chronologen bisher geglaubt haben".

Der erste Theil des Werkes enthält die Beweisgründe für das hohe Alter des Menschengeschlechts, der zweite Theil eine kurzgefaßte Darstellung der Uranfänge der Civilisation, eine Reconstruction der Culturgeschichte vor der Geschichte. Im ersten Theil bringt der Autor die bisher beigebrachten Beweise und die Einzelheiten der urgeschichtlichen Forschungen, soweit dieselben zu bemerkenswerthen Resultaten führten, zur Kenntniß. Im zweiten Theil unternimmt er die hypothetische Reconstruction der Sitten und Gebräuche, der Industrie und Kunst, der moralischen und religiösen Begriffe des vor der Metallzeit lebenden Menschen, und sucht auf diese Weise ein „möglichst getreues", immerhin nur hypothetisches Bild von dessen Sein und Wesen zu entwerfen.

Den Anfang macht ein Aperçu zur Geschichte der Forschung. Man fand von alters her und findet immerfort roh behauene und schön polirte Steine, die Aexten, Messern und andern Werkzeugen gleichen, tief in der Erde, unter den Trümmern und alten Monumenten und in Höhlen. Diese Steine — im Alterthum als lapides fulminis, cerauniae gemmae, heute noch als Donnerkeile, Blitzsteine bezeichnet — wurden von den Aegyptern, Hebräern und Römern, muthmaßlich auch von nordischen Völkern bei heiligen Handlungen gebraucht. Heute spielen diese Steine vielfach eine Rolle im Aberglauben des Landvolkes. Die Urgeschichtsforscher haben dieselben fast an allen Punkten der Erde gefunden. Man hielt dieselben bald für Naturspiele, bald für vulkanische Erzeugnisse, bald für vom Frost zersplitterte Kiesel, ja sogar für Flintensteine neuester Construction.

Die merkwürdige Form einer bestimmten Art dieser in der Picardie häufig angetroffenen Steine erregte die Aufmerksamkeit eines Antiquitätensammlers von Abbeville, der dieselben zum Gegenstande eines leidenschaftlichen Studiums machte. Auf dem Wege desselben ließ er sich verlocken, auf denselben Nachbildungen von Menschen und Thieren, ja sogar Hieroglyphen entdecken zu wollen. „Der Traum des Archäologen zerstob bald; die Wirklichkeit blieb." Bald trafen zahlreiche Forscher von Ruf und Bedeutung in der Ueberzeugung zusammen, daß diese

Steine Erzeugnisse menschlicher Thätigkeiten, die ersten Versuche einer höchst primitiven Kunst seien. „Und als man nun diese Jagd-, Kriegs- und Arbeitsgeräthe tief in der Erde neben Knochen ausgestorbener Thiere an ihrer ursprünglichen Lagerstatt fand, d. h. als man sie entdeckte, eingebettet in einer Schicht, die seit der Periode ihrer ersten Ablagerung nicht umgegraben, nicht berührt worden war, da gelangte man zu der logischen, unumstößlichen, felsenfesten Schlußfolgerung: Gott ist ewig, aber der Mensch ist sehr alt. Ja wahrlich! sehr alt; denn er war ein Zeitgenosse des Mammuths, des wollhaarigen Nashorns, des Hippopotamus major, des Hippopotamus, des Höhlenbären und der großen Höhlenkatze, des Riesenhirsches und anderer erloschenen Arten."

Erst nach vielen Jahren fanden die Bestrebungen des unermüdlichen Boucher de Perthes Eingang und Beachtung bei dem Institut de France. Cuvier, der das Dogma aufgestellt hatte, der Mensch könne kein Zeitgenosse der erloschenen, in den ältesten Quartärschichten eingebetteten Thierarten gewesen sein, verhielt sich ablehnend. Die Zweifler warfen ein, daß das hohe Alter der Steine von Abbeville und Saint-Acheul auch für den Fall, daß sie in der That Erzeugnisse menschlicher Thätigkeit seien, zweifelhaft sei, solange es nicht gelinge, das Alter des Fundorts genau zu bestimmen, die Jungfräulichkeit der Erdschichten (d. i. die Thatsache, daß keine Umgrabungen oder Umwälzungen stattfanden) nachzuweisen und zu zeigen, daß die Steine zwischen menschlichen Gebeinen zu finden sind. Boucher de Perthes prophezeite, daß diesen Forderungen Genüge gethan werden wird. Und es wird selbst von vorsichtigen Forschern zugestanden, daß spätere Funde seine Meinung bestätigt haben.

Dennoch zweifeln die allzu vorsichtigen und allzu klugen Geister noch wie vor. Diese will Joly durch die Mittheilung aller Forschungen und Argumente überzeugen. Die Urgeschichtsforschung hat kein Mittel unversucht, kein Gebiet unerforscht gelassen. „Geologische Monumente, Bauwerke, die unter fünf- oder sechsfachen Lagern von Waldungen vergraben sind, der Eisboden Sibiriens und Grönlands, die Tumuli in Ohio und Skandinavien, Dolmen und Menhirs, die Pfahlbauten der Schweiz und Italiens, die Nuraghi Sardiniens, die Terra mares der Emilia, die Laven und die Vulkane der Auvergne, das Diluvium von Thälern und Ebenen, Knochenbreccien und Knochenhöhlen sind durchforscht worden. Die Wissenschaft durchstöberte alles, bis auf die primitiven Küchenüberreste der Skandinavier, welche von dänischen Archäologen den nicht gerade schön klingenden Namen «Kjökkenmöddinger» erhalten haben."

Die allgemeinen Bemerkungen über das vorgeschichtliche Zeitalter veranlassen zuerst zu einem kurzen geologischen Repetitorium. Die meisten Geologen nehmen an, daß die Erde anfangs eine glühende, flüssige Masse war, die nach und nach erkaltete und eine Kruste entwickelte, und daß die Meere durch Verdichtung der in der Luft verbreiteten Dämpfe entstanden. Den Grund dieser „Urmeere" bildeten die primären Gesteine und die Uebergangsgesteine, an welche sich von unten nach oben folgende Formationen anschlossen: das Secundär, das Tertiär (das Lyell in Eocen, Miocen und Pliocen eintheilt), endlich das Quartär, das mit dem „nicht ganz passenden Namen" Diluvium bezeichnet wird.

Die durch die Thätigkeit des Feuers entstandene älteste Formation („plutonische Gesteine") ist nicht geschichtet und enthält keine organischen Einschlüsse. Die geschichteten neptunischen Formationen aber bergen zahllose Ueberreste von Pflanzen und Thieren, welche in jeder jüngern Schicht den jetzt existirenden Formen mehr und mehr gleichen. Der Geolog bestimmt das relative Alter der Schicht mit Hülfe der in derselben vorgefundenen Abdrücke oder Reste fossiler Thiere.

Vögel und Säugethiere kommen in den Secundärschichten selten, dagegen sehr häufig in den Tertiärschichten vor. Die jetzt ausgestorbenen Beutelthiere und Dickhäuter erscheinen zuerst. Diesen folgen andere ausgestorbene (meist kolossale) Formen (Megatherium, Dinotherium, Macrotherium, Mastodon). Viel später zeigen sich in den Pliocenschichten Elefanten, Rinder, Pferde, Fleischfresser, Affen, durchweg Arten, welche den jetzt existirenden Arten bereits in hohem Maße gleichen. Das Quartär ist „die einzige und erste Formation, welche unverkennbar und fast unbestritten die ältesten Zeugnisse von der Existenz des Menschen auf der Erde enthält".

Die aus gewaltigen Steinablagerungen (marinen, fluvialen und glacialen Ursprungs) bestehenden Quartärschichten gleichen in erheblichem Maße den Ablagerungen der Tertiärzeit. Die Meeresablagerungen an der Küste Siciliens, die Pampas von Centralamerika, der Sand der Sahara, die ostrussischen Steppen sind Beispiele des Quartär. Dagegen haben sich unter gewissen Bedingungen weniger regelmäßige Ablagerungen gebildet, die durch folgende Momente charakterisirt werden: 1) Die erratischen Ablagerungen in den Alpen und im nördlichen Europa. 2) Das Diluvium der Thäler. 3) Die Anfüllung von Knochenhöhlen und Knochenbreccien. 4) Das verbürgte Auftreten des Menschen in unsern Erdstrichen.

Zu Ende der Tertiär- oder zu Anfang der Quartärzeit sank die Temperatur unserer Erdstriche derart, daß unausgesetzt herabfallende Schneemassen im mittlern und nördlichen Europa zur Bildung großer Gletscher führten (Eiszeit). Viele Geologen nehmen zwei Eiszeiten an.

Man findet im östlichen Jura und in den Thälern der Schweiz ungeheuere Felsstücke aus Granit oder Protogyn, deren mineralogische Beschaffenheit völlig von der Juraformation verschieden ist (Erratische Blöcke) und an welchen Furchen, Streifen, Aushöhlungen, Glättungen bemerkbar sind. Es wird allgemein angenommen, daß die alten Gletscher bei ihrem langsamen Weiterrücken jene Blöcke auf ihren jetzigen Platz getragen und vermittels des in ihrer Masse eingelegten Gerölls gefurcht und polirt haben. „Das gewöhnliche erratische Phänomen tritt namentlich in Gebirgen und in deren unmittelbarer Nähe auf. Die Gletscher haben dabei eine große Rolle gespielt oder doch wenigstens an derselben sich betheiligt. Die Naturereignisse, die man mit dem Namen Diluvium bezeichnet, vollzogen sich dagegen in den Ebenen, und ihre Erzeuger waren gewaltige Fluten. Diese übten zweierlei entgegengesetzte Wirkungen: Auswaschung und Anfüllung." (Leymerie.)

Der Auswaschung (Erosion) folgte die theilweise Wiederausfüllung der Thäler durch die Diluvialgewässer, welche die von den Bergen abgespülten Stoffe (Sand, Gerölle, eisenschüssigen und kalkhaltigen Lehm) in die Ebene trugen. Man unterscheidet zwei Arten des Diluvium: das ältere graue und das rothe.

Abgesehen von einigen erloschenen und ausgewanderten Species sind die Formen der Flora und der Fauna des Quartär theils identisch mit den jetzt bestehenden Arten, theils gleichen sie den letztern im hohen Maße. Zu den ausgestorbenen Species des Quartär zählen das Mammuth, das wollhaarige Nashorn, der Höhlenbär, die Höhlenkatze, die Höhlenhyäne, der Riesenhirsch. Die Quartärperiode wird auch durch die Anfüllung von Höhlen und die Bildung von Knochenbreccien (Conglomerate von Geröll und Knochen) charakterisirt.

Der vorgeschichtliche Mensch wird vielfach als „der fossile Mensch", als Urmensch, ja sogar als „Affenmensch" bezeichnet. Joly meint, der erste Name bedürfe der Erklärung, der zweite sei durch eine bisher nicht begründete „gewagte Hypothese" entstanden. Es handelt sich vor allen um die Feststellung der Bedeutung des Ausdrucks „fossil". Jede ausgestorbene Species ist fossil (die Dronte, das Mammuth), aber nicht jede fossile Species ist ausgestorben (das Rennthier, der Moschusochse). Auch das Menschengeschlecht ist fossil, aber nicht ausgestorben.

Joly will mit dieser Bezeichnung nur ausdrücken, daß „unser Geschlecht bereits ein Zeitgenosse jener großen Thiere: des Mammuths, des wollhaarigen Nashorns, des Höhlenbären u. s. w., war, die, mehr oder minder zahlreiche Spuren in den pliocenen Schichten zurücklassend, entweder in den verschiedenen Phasen des Quartär erloschen oder in einigen wenigen Arten (das Rennthier, der Auerochse und der Moschusochse) bis auf den heutigen Tag sich erhalten haben". In diesem Sinne gehört der „fossile Mensch" nicht der jetzigen geologischen Periode an, sein Thun und Treiben nicht der eigentlichen Geschichte. Der Mensch jener vorgeschichtlichen Zeiten ist gleich seinen Zeitgenossen ein Gegenstand der Paläontologie.

„Wo die Geschichte schweigt, entsteht die Mythe." Die Dichter des classischen Alterthums erzählen von vier Zeitaltern, von einem goldenen, einem silbernen, einem kupfernen und einem eisernen Zeitalter. Eine neuere Sage bezeichnet als Urbewohner der Erde die mit Steinkeulen bewaffneten, des Metalls entbehrenden Riesen und die nach ihnen erschaffenen Zwerge, welche den Gebrauch und die Bearbeitung der Metalle einführten. Die Sage scheint der Wahrheit nahe zu kommen.

Urgeschichte und Geologie lehren übereinstimmend, daß die menschliche Civilisation (wenigstens in Europa) durch drei mehr oder minder ausgeprägte Stadien hindurchging, die man „mit dem wol etwas zu viel sagenden Namen Steinalter, Bronzealter und Eisenalter zu bezeichnen pflegt". Ein viertes Stadium, ein zwischen der Eisen- und der Bronzezeit liegendes Kupferzeitalter, wird wahrscheinlich für gewisse Theile der Neuen Welt angenommen werden müssen. Als ausgemacht gilt, daß die Urbevölkerung Europas den Gebrauch der Metalle nicht kannte, sondern sich mehr oder minder geschickt behauener Feuersteine und anderer Gesteinsarten (Serpentin, Quarz, Diorit), aber auch der Knochen, des Horns und des Holzes zur Herstellung von Waffen und Werkzeugen bediente. Mit Rücksicht auf die geringere oder größere Vollkommenheit der Erzeugnisse theilte man das Steinzeitalter in zwei Perioden. Die ältere Periode wurde als die archäolithische oder paläolithische, die jüngere als die neolithische Periode (Zeit der polirten Steine) bezeichnet. Auf den Gebrauch der Gesteine folgte der Gebrauch der

Bronze, einer Verbindung aus Zinn und Kupfer, deren Härte geringer als die des Stahls, aber größer als die des Eisens ist. Nach einer noch nicht festgestellten Zeit verdrängte das Eisen, dessen Gewinnung und Schmelzung schwerer ist als die des Kupfers, die Bronze.

Die Werke des einen Zeitalters reichen oft in das andere hinein. Die Lappen benutzten noch zu Anfang dieses Jahrhunderts Steinwerkzeuge. Heute noch sind manche Rassen, die mit den Culturvölkern im Verkehr stehen, im Steinzeitalter (die Australier, die Papuas). Die gleichzeitige Benutzung von Stein und Metall ist auch heute nicht eben selten. Die Benutzung der Steinwerkzeuge deutet, wo sie keine ausschließliche ist, nicht immer auf einen sehr tiefen socialen Standpunkt und noch weniger auf eine bestimmte Zeit oder ein sehr hohes Alter.

Joly hält es für gut, sich einer durchaus relativen „mineralogischen" Zeiteintheilung zu bedienen, welche überdies kaum für Europa allgemeine Gültigkeit hat. Er verwahrt sich gegen die „anmaßenden Berechnungen" einzelner Schriftsteller. Er weist auch mit Rücksicht auf die neuern Forschungen in Amerika darauf hin, daß der Durchgang durch die drei Zeitalter zur socialen Entwickelung eines Volkes nicht unerläßlich ist.

Das Kupferzeitalter trug in Europa den Charakter einer sporadisch auftretenden Uebergangszeit, in Amerika war es allgemeiner und von längerer Dauer. Das Bronzezeitalter herrschte in beiden Welttheilen in analoger Weise, aber nicht gleichzeitig. Das Eisenzeitalter ist in Amerika und Skandinavien neuern Datums.

Die drei Zeitalter traten nicht immer und überall nacheinander, sondern oft auch gleichzeitig auf. „Obwol sie drei Stadien der Volksentwickelung bezeichnen, so folgt daraus doch nicht, daß alle Nationen dieselben in der nämlichen Epoche zurückgelegt haben." Im allgemeinen muß daran festgehalten werden, daß die Eintheilung in Zeitalter nicht immer einen unbedingten und allgemeinen, sondern zuweilen einen „nur localen und relativen" Werth hat. Auf dem europäischen Continent war die Entwickelung im ganzen gleichartig. Allein Gleichartigkeit bedingt nicht immer Gleichzeitigkeit.

Auch die ägyptischen Bauten zeugen von dem hohen Alter des Menschengeschlechts. Weder Indien noch Assyrien weisen Denkmäler von so hohem Alter auf. „Das Sinnverwirrendste von allem ist, daß die in Aegypten gefundenen Spuren nicht etwa von einer wilden Bevölkerung zeugen, sondern von einem kraftvoll organisirten Staat, dessen Bildung viele Jahrhunderte erfordert haben muß, von einer in Kunst und Wissenschaften weit vorgeschrittenen Civilisation und von Werkzeugen, deren seltene Vollkommenheit die Errichtung von gigantischen, unzerstörbaren Denkmälern ermöglichte."

Die Forschungen des unermüdlichen Boucher de Perthes waren von der erheblichsten Tragweite für den Fortgang der Urgeschichtsforschung. Lartet sagt: „Unter allen Entdeckungen, die uns veranlassen, das Auftreten einer Menschenrasse im Westen des europäischen Festlandes in ein hohes Alterthum zurückzuversetzen, ist ohne Frage keine einzige so entscheidend wie die der Steinwerkzeuge, welche Boucher de Perthes in den erratischen Schwemmablagerungen oder dem Diluvium des Sommethales fand."

Joly gibt eine kurze Schilderung der Forschungen von Boucher de Perthes in Abbeville und der Folgerungen, die sich an die daselbst gefundenen Steinwerkzeuge knüpften. Er zeigt, daß die von verschiedenen Seiten gegen das hohe Alter und gegen die künstliche Bearbeitung jener Steine erhobenen Einwürfe theils haltlos, theils unerwiesen, theils auf Annahmen von der größten Unwahrscheinlichkeit gegründet sind, gegen welche viel kräftigere negative Instanzen geltend zu machen sind als gegen die Annahmen des Forschers von Abbeville. So gelangt er vorwiegend auf dem Wege indirecter Beweisführungen zu dem Schlusse, daß „die Steinfragmente aus dem Diluvium der Picardie Producte menschlichen Kunstfleißes sind und als solche bezeugen, daß der Mensch von Abbeville ein Zeitgenosse des Mammuths und des wollhaarigen Nashorns war, d. h. also schon zu einer Zeit existirte, die weit älter ist als alle geschichtlichen Ueberlieferungen". Das Werk „Les antiquités diluviennes" wird als eine Leistung bezeichnet, die „trotz vieler gewagter Hypothesen eine Fülle endgültiger Thatsachen, scharfsinniger Ansichten und unwiderleglicher Schlußfolgerungen enthält".

Der berühmte Unterkiefer von Moulin Quignon, den Boucher de Perthes am 23. März 1863 fand, ruhte „in einer schwarzen, eisenschüssigen Thon- und Sandschicht, die unmittelbar auf der Kreide ruhte und behauene Steine, Aexte vom Saint-Acheul-Typus und Mammuthzähne enthielt". Joly vermag den später erregten Zweifeln an der Beweiskraft dieses Fundes nicht jede Berechtigung abzusprechen und läßt die Möglichkeit einer Täuschung zu. Dagegen bestreitet er dieselbe entschieden hinsichtlich der in einer noch in ihrer ursprünglichen Ablagerung befindlichen Schicht gefundenen Schädel von Grenelle und von Clichy, wie besonders hinsichtlich der in den Knochenhöhlen gefundenen Schädel.

Die Frage, ob der Mensch schon zur Zeit der ausgestorbenen großen Säugethiere lebte, ist nunmehr „durch eine Ueberfülle von Beweisen gelöst; die Knochenhöhlen haben uns ein Heer von Belegen gestellt, das unmöglich übersehen werden kann". Die kurze Darstellung der in den Höhlen angestellten Forschungen gibt die wichtigsten Aufschlüsse über das Beweismaterial der Urgeschichtsforschung. Wenn irgendetwas für die Gleichalterigkeit des Menschen und der ausgestorbenen Säugethiere spricht, so sind es gewiß diese Forschungen.

Die Knochenhöhlen kommen in sedimentären Gesteinen aller Zeitalter, hauptsächlich aber in Jurakalken vor, und enthalten Menschen- und Thierknochen, die meistens mit menschlichen Erzeugnissen vermischt sind. Diese Höhlen sind sehr unregelmäßig geformt und bestehen in der Regel aus mehrern Kammern, die durch Gänge oder Ausläufer verbunden sind. An den Wänden zeigen sich Spuren von Auswaschung. Die durch Regengüsse angeschwollenen Flüsse der Quartärzeit haben — nach der Annahme namhafter Urgeschichtsforscher — die vor dem Eingang befindlichen Felsstücke fortgewälzt und die Masse des knochenführenden Lehms und Kieselgerölls hineingeschwemmt.

Joly adoptirt die Annahmen Ed. Dupont's: 1) Je höher eine Höhle auf der Thalböschung über dem niedrigsten Wasserstande des jetzigen Flußlaufes liegt, um so eher ist sie geöffnet worden. 2) Je höher ihre Lage über dem angegebenen Wasserstande ist, um so älter ist die fluviale Ablagerung, die sie enthält.

Die allerwärts vorkommenden Knochenhöhlen haben fast überall denselben Typus, aber nicht überall dieselben Einschlüsse. „Während die ältesten Höhlen Europas in mehr oder minder großer Häufigkeit die Knochen des Höhlenbären, der Höhlenhyäne, des Mammuths, des wollhaarigen Nashorns, des Rennthiers, des irischen Riesenhirsches, des europäischen Bison oder Auerochsen u. s. w. enthalten, bergen die amerikanischen Höhlen, außer einheimischen Affen, Thierreste, welche in gigantischen Proportionen an bestimmte zahmere Arten erinnern, die noch jetzt auf jenem Erdtheil leben. So das Megatherium, das Mylodon, das Megalonyx, das Glyptodon.“ In Neuholland dagegen findet man riesige Marsupialien. Der Zustand der in den Höhlen incrustirten Knochen deutet auf eine namhafte Veränderung der chemischen Zusammensetzung, auf den Verlust der meisten organischen Bestandtheile. Joly gesteht zu, daß man aus einem Gemisch von Menschengebeinen und Resten ausgestorbener Thiere nicht immer auf die Gleichalterigkeit derselben schließen kann. „Aber ein Zweifel ist nicht mehr gestattet, wenn Thier- und Menschenknochen gleichmäßig vermischt in dem nämlichen Lehm incrustirt, in demselben Zersetzungsstadium sich befinden und überdies von einer dicken Stalagmitenschicht bedeckt sind; wenn ganz primitive Industrieerzeugnisse in einer Schicht liegen, welche Knochen ausgestorbener Thierarten enthält, wenn diese Knochen unverkennbare Spuren menschlicher Thätigkeit tragen, und wenn man außerdem noch in dem Diluvium der Thäler Werkzeuge und Knochen entdeckt, die denen gleichen, welche in den Höhlen des nämlichen Alters gefunden sind. Nun, alle diese Bedingungen treffen zu in dem Somme-, Rhein- und Themsethal und in einigen Grotten Frankreichs, Englands, Belgiens, Italiens, Siciliens u. s. w.“

Mehrere Urgeschichtsforscher haben versucht, für die Knochenhöhlen verschiedene chronologische Ordnungen festzustellen. „Aber jeder Forscher hat sein festes System und man weiß nicht, welchem man, nicht als dem bequemsten, sondern als dem richtigsten, den Vorzug geben soll.“ Ueber diesen Punkt macht Joly eine treffende Bemerkung, deren Berechtigung sich auf den größten Theil der Annahmen und Folgerungen der kühnern Forscher erstreckt. „Leider tragen die vergleichenden Zusammenstellungen der Urgeschichtschronologen, so scharfsinnig ihre Eintheilungen sind, nicht immer das Gepräge der strengsten Genauigkeit und zeigen nicht jene Uebereinstimmung, jene Gleichheit der Ansichten, welche eins der charakteristischen Merkmale der Wahrheit ist. Trotzdem aber kann man sie benutzen unter Vorbehalt fernerer Prüfung und in Erwartung der Aufschlüsse, welche Wissenschaft und Zufall (!) uns bringen werden.“

Die Quartärfauna entspricht im allgemeinen der jetzigen Fauna, die im wesentlichen eine Fortsetzung jener mannichfaltigern und kräftigern Thierwelt ist.

Auch die in den Höhlen gefundenen Knochen von verwundeten Thieren gehören zu dem Beweismaterial des Urgeschichtsforschers. „Ist der Ausspruch wahr, daß die vielbesprochenen Steine nimmermehr von einem Spiel der Natur oder einer andern Ursache, sondern einzig und allein von einer durch menschliche Intelligenz geleiteten Hand ihre Form erhalten haben können, so ist er auch, und zwar mit noch größerer Berechtigung, auf jene Knochen ausgestorbener oder ausgewanderter Thiere anwendbar, welche die unverkennbaren Spuren einer Verwundung durch

Menschen tragen und somit von einem Handwerk Kunde geben, das zwar roher ist als die Bearbeitung der Steine, aber dennoch schon von einem regen Interesse an der Natur zeugt."

Auch Menschenskelete, verwundete Menschenknochen und trepanirte Schädel sind in verschiedenen Höhlen gefunden worden. Schmerling untersuchte 48 belgische Höhlen, von denen nur 3 oder 4 Menschenknochen enthielten. Lund durchforschte 800 brasilianische Höhlen, konnte aber nur in 6 Grotten Menschenknochen entdecken. Diese finden sich höchst selten in den Knochenhöhlen aus dem ältesten Steinzeitalter, dagegen ziemlich häufig in denen der Rennthierzeit und der neolithischen Zeit. Nach Joly kennt man nur vier oder fünf verbürgte Beispiele von vollständigen Menschenskeleten, denen man ein „wahrhaft paläolithisches Alter" zuschreiben kann. Das erste Skelet wurde in Langerie-Basse in einer Lehmschicht gefunden, welche bearbeitete Rennthierknochen enthielt. Ein zweites fand Rivière in einer Grotte zu Mentone, zwischen steinernen und beinernen Geräthen, Muscheln, Säugethierknochen. Ueber die Bedeutung der gefundenen Menschenknochen sagt Joly: „Wenn die einzelnen Menschenknochen in mehr oder minder gut erhaltenem Zustand mit Resten ausgestorbener Thierarten vermischt sind und man mit Sicherheit weiß, daß ihre Deckschicht jungfräulich ist, so kann man annehmen, daß die betreffenden Knochen in Wahrheit gleichalterig mit ihrem Fundort sind. Aber diese unzweifelhaften Fälle einer Gleichalterigkeit (die Unterkiefer von Arcy, Naulette u. s. w.) sind ziemlich selten."

Zu den merkwürdigsten Funden gehören die trepanirten Menschenschädel, die Dr. Prunières in der Höhle L'Homme-Mort (Lozère) und in mehrern Dolmen fand. „Die Trepanation ist theils an lebenden, theils an todten Menschen vollzogen worden; nachdem man in Form eines T einen Einschnitt in die Kopfhaut gemacht hatte, lockerte man mit einem Steinmesser den darunter befindlichen Knochen auf; nach einer mehr oder minder langen Arbeit wurde dann die Scheibe oder die Scheiben, denn es ist wiederholt vorgekommen, daß man bei einem lebenden Menschen an zwei oder drei Stellen diese Operation vorgenommen hat, aus der Hirnschale herausgesägt." Joly meint, daß diese Knochenscheiben „die ältesten Zeugnisse von dem Unsterblichkeitsglauben der Höhlenbewohner sind".

Bemerkenswerth ist ferner, daß der Zustand der Knochen, die Beschaffenheit des Erdreichs, zumal Trockenheit oder Feuchtigkeit, das Eindringen von Luft und Wasser, die frühere oder spätere Bedeckung mit Erde, die Tiefe der Schicht die mehr oder minder vollkommene Erhaltung der Knochen beeinflussen. Daher sind die zuletzt eingebetteten nicht immer am besten erhalten. Die chemische Analyse befähigt nicht zu einer genauen Altersbestimmung der Knochenreste. „Dagegen kann man mit ziemlicher Sicherheit die Gleichalterigkeit analysirter Reste feststellen, wenn die Menschen- und Thierknochen aus der nämlichen Schicht stammen und eine gleiche Quantität Stickstoff enthalten."

Auch die Torfmoore in Dänemark und die schweizer Moore lieferten wichtiges Beweismaterial für die Lehre von dem ungemein hohen Alter des Menschengeschlechts. Allein die Anerkennung der Verdienste eines Steenstrup kann den besonnenen Forscher nicht abhalten, zur Vorsicht zu mahnen und darauf hinzu-

weisen, daß „die Torfmoore, da sie, namentlich solange sie sich noch in einem breiartigen Zustande befinden, eine leicht zu durchdringende Masse sind, sehr wohl in ihrem Schose Knochen oder Erzeugnisse menschlicher Industrie bergen können, die man keineswegs auf Grund der Thatsache, daß sie in gleicher Höhe liegen, für gleichalterig erklären darf".

Nach der Meinung Joly's beweisen die von Faudel und Ami Bona im Lehm (im Elsaß und in Baden) gefundenen Menschenknochen unzweifelhaft, daß der Mensch zur Eiszeit, mithin zu jener Zeit lebte, wo das Mammuth, das wollhaarige Nashorn und das Rennthier unsern Erdtheil bewohnten.

Die in großen Haufen am Meeresstrande liegenden „vorgeschichtlichen Küchenabfälle" werden von skandinavischen Forschern „Kjökkenmöddings" genannt. Die Hauptbestandtheile derselben sind Austern, Strandschnecken, Miesmuscheln, Hegmuscheln. Daneben finden sich andere Molluskenarten, Säugethier- und Vogelknochen, Fischgräten, Asche und Kohlen, rohe Töpferscherben, Feuersteinwerkzeuge, Geräthe aus Hirschhorn. Keine Spur von Metall oder Getreide, keine Spur von Menschenknochen.

Aus den dänischen Küchenresten glaubt Joly mit andern Forschern schließen zu können, daß „jenes Volk, welches diese Schichten so aufeinanderhäufte, daß sie fast das Aussehen von geologischen Lagerungen erhielten, unter Zelten lebte, sich der Jagd und dem Fischfang widmete und seine Beute in der Nähe der Abfallhaufen verzehrte". Den Kjökkenmöddings gleichende Haufen wurden auch in andern Erdtheilen gefunden.

Von den Pfahlbauten der Schweiz heißt es, sie seien gleichzeitig ein Denkmal vorgeschichtlicher Baukunst, ein zoologisches Museum und eine anthropologische Galerie. „Gebälk, Pfähle, Reste von wilden und zahmen Thieren, verschieden geformte Menschenschädel, Jagd-, Kriegs- und Arbeitsgeräthe aus Stein, Knochen, Bronze und Eisen, gröbere und feinere Thongefäße, Kunstwerke, Schmuck, Gewebe, Schleifsteine, Getreidemahlsteine, Brot, Obst, Asche, Kohlen u. s. w., alles findet oder fand sich in ihnen in einem Wirrwarr, der durch die kundige Hand der Alterthumssammler und Paläontologen in völlige Ordnung gebracht worden ist." Die Zahl der bisjetzt bekannten schweizer Pfahlbauten beträgt über 200. Jedes Dorf bestand durchschnittlich aus 300 Hütten. Es ist heute schwer, die wahre Bestimmung der Pfahlbauten festzustellen. Alle Funde deuten darauf hin, daß sich die schweizer Pfahlbauten nicht über die neolithische Periode zurückerstrecken. In der Ostschweiz hören die Pfahlbauten mit dem Steinalter auf. In der Westschweiz scheinen sich einige bis zum Beginn der historischen Zeit erhalten zu haben. „Der Versuch, einen bestimmten Zeitpunkt für die Entstehung der schweizer Seedörfer anzugeben, wäre ein thörichtes Unterfangen." Man nimmt an, daß die Seedörfer öfter zufällig oder absichtlich den Flammen preisgegeben wurden. „Hier wie bei so vielen andern Punkten ist der Hypothese ein unermeßlicher Spielraum gelassen, auf dem unsere Phantasie sich nach Belieben (!) tummeln kann."

Die Gleichartigkeit oder große Aehnlichkeit der Bauten aus verschiedenen Zeitaltern, die Aehnlichkeit der Geräthe, die analoge Art der Aufbewahrung von Nahrungsmitteln sprechen gegen die Annahme, daß Völker verschiedener Cultur-

stufen die Pfahlbauten nacheinander eroberten und bewohnten, und daß von Fall zu Fall die Sieger ihre Sitten, ihre Industrie und ihre Lebensweise aufgedrungen haben.

In den Seedörfern fand man schön polirte Aexte, Hammer und Meißel aus Stein, Polirscheiben, Schleifsteine, Kornquetscher, steinerne Herde, steinerne Lanzenspitzen, Pfeile und Messer, Geräthe und Werkzeuge aus Horn und aus Knochen, Haarnadeln, ja sogar Ringe und Armbänder aus Stein und aus Knochen, Ketten aus Bernstein, Trinkgefäße, rohe Topfscherben, Weberschiffchen, Spindeln, Geflechte, halbverkohlte Körner und Früchte, Garn, Bindfaden, der Länge nach gespaltene Knochenstücke (keine ganzen Skelete). In den schweizer Pfahlbauten fand man keine Spur von Kannibalismus. Auch in Italien, Oesterreich, Ungarn, Pommern, Frankreich, Savoyen fand man ähnliche Bauten, die aber zumeist viel kleiner sind und dem Alter der polirten Steine angehören. Joly faßt einzelne aus den bisherigen Funden gefolgerte Momente zu einem fesselnden Totalbild der muthmaßlichen Lebensführung und Cultur der Pfahlbautenbewohner zusammen und deutet die wahrscheinliche Bestimmung dieser Bauten an.

„Wenn wir bedenken, daß die Schweiz in jener fernen Vergangenheit beinahe ganz mit undurchdringlichen Urwäldern bewachsen war, in denen Scharen von Raubthieren hausten, so werden wir die außerordentlichen Anstrengungen begreifen, die der Mensch machte, um sich vor Ueberfällen zu sichern und, von schützenden Fluten umgeben, den übermächtigen Feinden Trotz zu bieten.“ Die anatomische Beschaffenheit der Pfahlbautenbewohner liegt ebenso im Dunkeln wie ihre moralischen und religiösen Ansichten.

Schon im Alterthum gab es pfahlbauartige Ansiedelungen, deren Herodot und Hippokrates erwähnen. Auch heutzutage gibt es solche Ansiedelungen in verschiedenen Welttheilen.

Die Nuraghi von Sardinien gehören zu den merkwürdigsten Monumenten des Steinalters und des Bronzealters. Die ersten gehören der Steinzeit an. Diese bestehen aus unregelmäßig geschichteten rohen Blöcken. Die später errichteten Nuraghi, die aus behauenen Steinen bestehen, gehören dem Bronzealter an. Alle haben die Form eines stumpfen Kegels. Manche enthalten nur eine Kammer, andere zwei oder drei übereinanderliegende Räume. Im Innern ist eine Wendeltreppe in die Mauer eingefügt. Das Erdreich, das sich um die ältesten Nuraghi abgelagert hat, besitzt 2—3 Meter Dichtigkeit. In den untersten Schichten findet man Scherben von rohen (mit der Hand gemachten) Töpfen, Kohlen und Knochen, Vogelreste, Hirschgeweihe, Wildschweinhauer, Feuersteinspäne, Aexte aus Basalt und Porphyr von archäolithischem Typus u. a. In den mittlern Schichten fand man polirte Waffen und Werkzeuge, Zähne von Thieren und verschiedenes andere, in den obersten Schichten geglättete Thonscherben, Bronzegegenstände (Eisen niemals).

Auch die Gräber liefern ein reiches Beweismaterial. Nach Joly war die Beerdigung im neolithischen Alter eine allgemeine Sitte; doch wurde schon am Ende der Dolmenzeit die Leichenverbrennung eingeführt, welche während des Bronzealters herrschte (aber nicht ausschließlich). Die Verbrennung habe sich noch

im Eisenalter erhalten, das die Beerdigung wieder zu Ehren brachte und beide Riten vereinigte. Joly weist auf die Aehnlichkeit hin, welche „bei allen Völkern in allen Zeiten die für die Aufnahme der Todten bestimmten Monumente mit den Wohnstätten der Lebenden gehabt haben". Den Grund dieser Erscheinung findet er in dem „fast allgemein verbreiteten Glauben, daß der Tod weiter nichts sei als die Fortsetzung der irdischen Lebensweise in einer andern Welt". — Joly schildert einige der merkwürdigsten Höhlen, die den Menschen jener vorgeschichtlichen Zeitalter als Begräbnißstätten dienten, so die Grabhöhlen von Aurignac, L'Herm, Solutré, Duruthy, Saint-Jean d'Alsace und Baume-des-Morts, die Grabgrotten von Marne.

Im Hinblick auf die verschiedenen Angaben in Betreff der in den Höhlen vertretenen Rassen, constatirt Joly eine Thatsache, welche vor der Ueberschätzung der mit dem Anspruch auf zweifellose Gewißheit auftretenden Annahmen mancher Forscher bewahren könnte. „In Bezug auf die anatomische Beschaffenheit und die charakteristischen Merkmale der vorgeschichtlichen Rassen wie der jetzigen herrscht unter den Ethnologen wenig Uebereinstimmung." Auch warnt er vor der irrthümlichen Annahme, daß die in den Höhlen gefundenen Menschenreste ausnahmslos so alt seien wie die mit ihnen vermischten Thierknochen. „Derartige Irrthümer wurden selbst von namhaften Gelehrten gemacht." Auch dringt Joly auf eine neue Untersuchung der Grabstätten, deren Menschenreste man ohne genügenden Grund für gleichalterig mit der unter ihnen befindlichen Quartärschicht hielt. Man müsse bei der Altersbestimmung der Grabstätten mit äußerster Vorsicht verfahren. Doch würde man zu weit gehen, wenn man behaupten wollte, daß man in solchen Grotten nie Menschenreste findet, die so alt sind wie die daselbst befindlichen Knochen ausgestorbener Thiere.

In den Thälern Mittelfrankreichs, der Bretagne und der Pyrenäen findet man aus einem oder mehrern unbehauenen Steinkolossen bestehende, zuweilen mit Erde bedeckte Denkmale, die horizontal auf einem Steinhaufen oder einigen Felsblöcken liegen. Man nennt sie Dolmen, auch Gangbauten, Druidenaltäre, Jette, Riesenstuben, Hünengräber. In der Nähe der Dolmen findet man einzelne aufgerichtete Steine, welche unbehauenen Obelisken gleichen (Menhirs). Die eine Kategorie dieser megalithischen Monumente umfaßt die unbedeckten Dolmen, die unter keinem Erdhügel standen. Zur zweiten Kategorie gehören die von einem hohen Erdhügel (Tumulus) bedeckten Dolmen, die aus ein oder mehrern Grabkammern bestehen. Die letztern findet man in vielen Gegenden, zumal auch in Deutschland.

In den Dolmen fand man viele Ueberreste einer alten Cultur, auch Metallgegenstände. Die Erbauer derselben haben den Beginn des Eisenzeitalters erlebt. Das Vorkommen der Dolmen in verschiedenen Weltgegenden spricht entschieden gegen die Annahme eines bestimmten Dolmenvolkes. „Nach einem bestimmten Dolmenvolk zu forschen und sich zu bestreben, ihm auf seinen Wanderungen zu folgen, sowie seine ethnologischen Merkmale festzusetzen, das ist eine eitle und für die Wissenschaft werthlose Arbeit, denn dieses Volk existirt nicht und hat nie existirt." Zu diesem Schluß gelangen Bastian, Westropp, de Mortillet u. a.

Die den Nuraghi ähnlichen Riesengräber Sardiniens (Sepolture dei giganti),

die auch als horizontal liegende Nuraghi bezeichnet wurden, ergaben keine große Ausbeute. Abbé Spano schreibt dieselben der Zeit der ersten orientalischen Einwanderungen zu. Doch dürften einzelne älter sein.

Die amerikanischen Funde beweisen das hohe Alter der amerikanischen Urvölker. Die Chulpas von Peru und Bolivia (mächtige steinerne Grabgewölbe, die mit enormen Steinplatten bedeckt sind) scheinen das Werk eines Volkes zu sein, das auf der gleichen Culturstufe stand wie die Erbauer der europäischen megalithischen Monumente. Die Hügel (Mounds), kolossale, mit Steinen vermischte Erdhaufen, künstliche kleine Berge, dienten als Vertheidigungswerke, als Grabstätten, als Opferstätten. Viele sind kreisrund oder elliptisch. Andere sind Nachbildungen von Thierkörpern (Animal mounds). Manche stellen Menschen oder auch unbelebte Gegenstände, z. B. riesengroße Pfeifen dar. Auch diese Monumente ergaben eine reichliche Ausbeute. Ihr Alter ist unbekannt. Sie bergen auch unpolirte Waffen aus Hornstein, die den Werkzeugen von Amiens und Abbeville gleichen. Joly meint, es sei so gut wie gewiß, daß auch in Amerika der Mensch ein Zeitgenosse der ausgestorbenen Thierarten war und demnach schon in den geologischen Perioden dort existirte.

Ueber den zunächst noch durchaus hypothetischen Tertiärmenschen äußert sich Joly, der gleich Ed. Lartet die Zurückführung des menschlichen Lebens bis in die Tertiärzeit nicht für eine Unmöglichkeit hält, folgendermaßen: „Die Frage, ob es in der miocenen oder pliocenen Tertiärzeit Menschen gegeben habe, ist noch nicht endgültig beantwortet: Adhuc sub judice lis est; doch ist ihre Bejahung nach meiner Meinung keine Unmöglichkeit; denn da schon in der Miocenzeit zwei sehr hochstehende menschenähnliche Affen, der Pliopithecus antiquus und der Dryopithecus Fontani, der eine in Sauson (Gers), der andere in Saint-Gaudens (Haute-Garonne) lebten, so sehe ich nicht ein, weshalb nicht zur nämlichen Zeit in der Beauce, im Orléanais oder in Languedoc Menschen gelebt haben können. Aber in solchen Dingen lassen sich die directen nicht durch Aehnlichkeitsbeweise ersetzen; und die erstern fehlen uns noch.“ — Dieser aufrichtige Ausspruch des fortschrittsfreudigen Forschers empfiehlt sich allzu kühnen Urgeschichtsforschern zur Beherzigung.

Joly erkennt an, daß die bisher gesammelten Beweismaterialien von ungleichem Werth sind, aber seines Erachtens genügt schon ein Theil derselben zur Erhärtung der Behauptung des hohen Alters und des Zusammentreffens unserer Urahnen mit den ausgestorbenen Säugethieren, welche Ed. Lartet als eine unangreifbare und von der Wissenschaft definitiv anerkannte Thatsache bezeichnet.

„Die Knochen ausgestorbener Thiere, welche unverkennbare Spuren einer Verwundung oder Bearbeitung durch Menschenhand tragen, ferner die Reste unserer Geschlechtsgenossen, die in den Grabhügeln, in den Höhlen, in den Knochenbreccien und in den alten vulkanischen Auswürfen, mit den Resten ausgestorbener Thierarten oder den Erzeugnissen einer uranfänglichen Industrie liegen, sowie die Thatsache, daß eine Benutzung der Metalle lange Zeit völlig unbekannt war, und die Veränderungen, welche seit dem Erscheinen des Menschen auf der Erdoberfläche in der Gestaltung des europäischen Festlandes stattfanden; wahrlich, einer größern

Anhäufung von Beweisen bedarf es nicht, um auch den stärksten Widerspruchsgeist von den Aeußerungen der Wahrheit zu überzeugen."

Der zweite Theil des Joly'schen Werkes behandelt die Uranfänge der Civilisation, das häusliche Leben, die Industrie, den Ackerbau, die Schiffahrt, die ersten Anfänge der Künste, Sprache, Schrift und Religion, der ältesten menschlichen Typen. Mit Reville bezeichnet Joly das Feuer als die „Mutter der Civilisation". Er vermag der Ansicht des Abbé Bourgeois, nach welcher der Mensch schon in der Miocenzeit im Besitz des Feuers war, nicht beizupflichten, da bisher die Beweise fehlen. Dagegen hält er es für unzweifelhaft, daß der älteste Quartärmensch das Feuer kannte. Zahllose Feuerherde, Asche, Kohlen, ganz oder halb verbrannte Knochen, durch Rauch geschwärzte Thonscherben u. s. w., die in den Höhlen aus der Bärenzeit, aus der Rennthierzeit und aus der Zeit der polirten Steine gefunden wurden, zeigen an, daß der Höhlenmensch seine Nahrung kochte, das Feuer zum Verbrennen der Todten und andern Zwecken benutzte. „Der Mensch muß das Feuer schon sehr früh gekannt haben; denn man kann es sich gar nicht denken, daß er ohne dasselbe bestehen konnte." Noth und Zwang machten den Menschen, der nach der Ansicht von Flourens, Schaaffhausen und andern ursprünglich Pflanzenesser war, zum Allesesser. Ein beliebter Leckerbissen der Urmenschen war das in den Thierknochen befindliche Mark. Die Zähne derselben nutzten sich häufig bis auf die Wurzel ab, ohne hohl zu werden.

Die Höhlenbewohner und die Pfahlbauer benutzten die Felle von wilden Thieren und die Wolle von Ziegen und Schafen zum Schutz gegen die Kälte. Auch an Putz- und Schmuckgegenständen fehlte es nicht. Joly meint, die Putzsucht unterscheide den Menschen mehr als jede andere Eigenschaft von dem Thiere.

In der ältesten Zeit wurden nur harte Fels- und Steinarten zur Herstellung von Kriegs-, Jagd- und Arbeitsgeräthen benutzt. Diese rohen Erzeugnisse markiren den Anfang der Industrie. Erst mit der neolithischen Periode beginnt die Kunst des Polirens. Die Steinwerkzeuge dienten vielfach zu religiösen und abergläubischen Gebräuchen. Die Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit der Jagd- und Kriegswaffen nahm relativ frühzeitig zu. An zweckdienlichen Fischgeräthen fehlte es nicht. Doch deutet nichts auf den Gebrauch von Netzen. Unter den ältesten Werkzeugen sind der Polirstein, das Messer, die Aexte, die Schabsteine und Glätter, die Handsäge, die später gebrauchten Mörser und Handmühlen bemerkenswerth. Auch die Weberei und Näherei sind uralten Datums. „Mit Zwirn oder Bast nähten die Pfahlbauer ihre aus Leinwand oder Thierhaut gemachten Kleidungsstücke. Die Höhlenbewohner zertheilten zu diesem Zweck Thiersehnen oder auch Gedärme."

Der Ackerbau war den Höhlenbewohnern des Bären- und des Rennthieralters wie den Austernessern der Kjökkenmöddings unbekannt. Dagegen kannten die Pfahlbauer den Ackerbau. Der Geselligkeitstrieb der Hausthiere erleichterte die Zähmung derselben. Steenstrup wies nach, daß der Hund schon zur Zeit der Anhäufung der Kjökkenmöddings den Menschen begleitete. Joly gelangt zu dem Ergebniß, daß der Mensch zur Erzielung neuer Formen den Einfluß der ihn umgebenden Mittel zu Hülfe rufen mußte, und daß die Hausthiere durch ihren

angeborenen Geselligkeitstrieb in das Joch des Menschen geriethen. Auch sucht er zu zeigen, daß unsere Hausthiere nur einen europäischen Ursprung haben können und daß sich dieser Ursprung wie der des Menschen viel weiter zurückerstreckt, als man vermuthet hat. Er gibt sehr interessante Aufschlüsse über die einzelnen Hausthiere und über die Culturpflanzen.

Die ersten Schiffahrtsversuche verlegt Joly in das archäolithische Zeitalter. „Denn man findet 20, 30 Meter unter dem jetzigen Bett schottischer, englischer, französischer, italienischer und anderer Flüsse neben gleichalterigen Menschenresten und Mammuthknochen (Elephas primigenius) Baumkähne, in denen noch die zu ihrer Aushöhlung benutzte Steinaxt liegt." Viel weniger genau lassen sich die anfänglichen Handelsbeziehungen bestimmen, obwol manches auf solche hinweist.

Die Zeichenkunst und die Sculptur haben sich früh entwickelt. Der Mensch und die Säugethiere waren die beliebtesten Vorbilder. „Trotz ihrer augenfälligen Mängel haben diese Zeichnungen, diese Sculpturen unserer ältesten Künstler dennoch nicht die Steifheit der ägyptischen Bildwerke der ersten Dynastien." — Ueber Malerei und Musik läßt sich wenig sagen. Doch soll die Erfindung der Schalmei dem Rennthieralter angehören. Die Betrachtung der ältesten Thongefäße scheint den Ausspruch Brongniart's zu bestätigen: „Die Töpferei ist die erste Kunst, welche die Menschen pflegten, nachdem sie gelernt hatten, sich Vertheidigungswaffen und einige grobe Gewebe zu ihrer Bekleidung anzufertigen; sie ist demnach als erste Civilisationsstufe zu betrachten."

Joly hält das Sprechen für eine mit unserer Natur verschmolzene Fähigkeit, für eine psychologische und zugleich physiologische Nothwendigkeit. „Wir sprechen nicht nur, weil wir alle die zur Ausstoßung artikulirter Laute erforderlichen Organe besitzen, sondern auch und vor allen Dingen, weil wir den unwiderstehlichen Trieb des Sprechens empfinden. . . . Der Trieb, sich gleichartigen Wesen mitzutheilen, ist eine der Urquellen der Sprache; denn das in ununterbrochener Einsamkeit erzogene Kind würde vollkommen stumm bleiben."

Joly hält die Behauptung, daß der Urmensch sprachlos gewesen sei, die Annahme des Pithecanthropus alalus, für einen Irrthum. Er meint mit Burnouf, es könne nicht eine lange Sprachlosigkeit vorangegangen sein, da der Grund derselben auch ihre Dauer bewirkt haben müßte. In der That scheint unter den neuern Sprachforschern Whitney den specifischen Charakter der menschlichen Sprache am nachdrücklichsten betont zu haben: „Die Sprache hängt am tiefsten mit dem Wesen des Menschen zusammen, ist sein höchstes Merkmal und stellt sich am klarsten als Erzeugniß und Ausdruck der Vernunft dar."

Es ist sehr an der Zeit, daß der innige Zusammenhang der menschlichen Sprache mit der Begriffsbildung, die psychologische Wurzel der Sprache wieder zum Bewußtsein derjenigen Forscher gebracht werde, welche geneigt sind, die vernünftige Rede des Menschen in allzu nahe Beziehung zu den unartikulirten Empfindungslauten der höhern Thiere zu setzen. Auch ist es von Wichtigkeit, daß den Misverständnissen, welche durch manches glänzende Paradoxon hervorgerufen wurden, die Spitze abgebrochen werde. So bedarf es namentlich der Berichtigung jener Auffassungen, die sich auf Grund jenes paradoxen Ausspruchs Lazar Geiger's

bilden konnten: „Die Sprache hat die Vernunft erschaffen. Vor der Sprache war der Mensch vernunftlos.“ — Wol hat sich die Vernunft mit und an der Sprache entwickelt. Die Sprache war ein Vehikel, aber nicht der „Urgrund“ ihrer Entwickelung. Menschliche Sprache setzt menschliche Erkenntnißthätigkeit und Mittheilungsbedürfniß voraus.*)

Whitney sagt mit Recht: „Immer und überall geht der Begriff dem Namen voran.“ Nicht minder treffend bemerkt Joly: die Sprache sei ein gemeinschaftlich vollbrachtes Werk jener Gesellschaft, deren Organ sie ist. „Gleichwie das Werkzeug erst im Geiste ersonnen werden muß, ehe es gemacht wird, so geht auch der Gedanke stets dem Worte voraus.“ Es gibt Sprachtypen, die sich nicht aufeinander oder auf einen dritten zurückführen lassen. Darum verwirft Joly die Annahme einer einzigen Ursprache.

Bisjetzt hat man in den Stätten, wo die Gebeine des Quartärmenschen eingebettet sind, keinerlei verbürgte Spuren einer Schrift gefunden. Die entgegengesetzten Behauptungen einzelner Urgeschichtsforscher gehören in das Reich der kühnsten Hypothesen. Nach John Evans deutet kein Fund auf den Gebrauch der Schrift im Steinalter.

Auch über die religiösen Begriffe der ersten Menschentypen sucht Joly einige ganz allgemeine Andeutungen zu geben. Er hält es im Hinblick auf die (allerdings nicht erhärtete) Annahme des Gleichbleibens der sittlichen Charaktere für höchst wahrscheinlich, daß schon in der Quartärzeit und noch mehr in der folgenden Periode die Anzeichen jener „gemeinsamen Cardinalpunkte des religiösen Empfindens, der Glaube an höhere, gute und böse Mächte und an ein zukünftiges Leben vorhanden waren“. Der am Schluß des Rennthieralters und während der neolithischen Zeit fast allgemein verbreitete Gebrauch von Amuleten deutet auf abergläubische Anschauungen, deren Reste sich noch in der modernen Gesellschaft vorfinden. Joly constatirt, daß wir bisjetzt nur wenige Beweise und verbürgte Funde zu Gunsten der Existenz irgendeiner Religion bei unsern vorneolithischen Ahnen gefunden haben. Es ist nicht erwiesen, aber doch wahrscheinlich, daß die Urvölker Europas der Anthropophagie ergeben waren und auf Gräbern und Altären Menschenopfer brachten. Als die Urquellen der Anthropophagie bezeichnet Joly den Hunger, die Rachsucht und den Aberglauben. Aus den wirklichen Opfern wurden im Laufe der Entwickelung symbolische.

Joly entwirft auch ein hypothetisches Bild des Quartärmenschen. Er hält den Menschen der Flußschwemmablagerungen und der Knochenhöhlen nicht für den Urmenschen. „Ungeachtet der zahlreichen Phantasiebilder, die von ihm entworfen sind, ist uns der eigentliche Urmensch ein vollkommen unbekanntes Wesen.“ Etwas mehr ließe sich über den anatomischen Typus und die Lebensweise des Menschen der Rennthierzeit und der Zeit der polirten Steine sagen, „wenn es überhaupt erlaubt oder klug ist, aus der geringen Anzahl von Funden und der überaus beschränkten Statistik Schlüsse zu ziehen“. Den von andern Forschern versuchten

*) Vgl. Baerenbach, „Prolegomena zu einer anthropologischen Philosophie“ (Leipzig 1879), S. 188—210.

detaillirten Beschreibungen stellt unser Forscher die skeptische Frage entgegen: „Da man die Haare des vermeintlichen Urmenschen niemals gesehen hat, wie kann man angeben, ob ihr Querschnitt eine Kreisform oder eine verlängerte Ellipse bilde, und ob ihre Farbe schwarz oder röthlich gewesen ist?“

Leider scheint selbst ein so vorsichtiger Forscher zuweilen die durchaus lobenswerthe Reserve zu Gunsten unerwiesener Annahmen aufzugeben. Daß dies nur ausnahmsweise und selten geschieht, muß ihm zur Ehre angerechnet und dankbar anerkannt werden. Durch die Gewissenhaftigkeit in der Darstellung des verbürgten Besitzstandes der Wissenschaft und durch die Zurückhaltung des Urtheils in Fragen, die noch nicht spruchreif sind, wird der Sache der Wissenschaft besser gedient als durch die eilige Aufstellung vielverheißender Hypothesen, die der festen inductiven Grundlage entbehren.

Das Transvaal und seine neueste Geschichte.

II.

Im Jahre 1879 war Sir Theophilus Shepstone in Pretoria angekommen. Am 11. April desselben Jahres rückte dort ein englisches Infanterieregiment und eine Abtheilung Colonialpolizei ein, am 12. April steckte Sir Theophilus eine große britische Fahne auf und erließ eine Proclamation, in welcher er als von der britischen Regierung bestellter Administrator des Transvaalgebietes dasselbe für eine britische Colonie und dem britischen Reich annectirt erklärte.

Als Hauptgründe für die Annexion führte der englische Administrator die folgenden in seiner Proclamation an: Der Staat war nicht eine Stätte geworden, von der Christenthum und Cultur sich weiter nach Centralafrika verbreiten konnte; andere europäische Gemeinwesen seien in Gefahr gerathen, es sei also Englands Pflicht gewesen, die gefährdete Civilisation vor den Angriffen des Barbarismus und der Inhumanität zu schützen. Der Staat sei schwach und könne sich nicht selbst erhalten. Die Erwartung, daß die Boers mit den andern Einwohnern des Transvaal im Frieden und freundschaftlichen Verkehr leben würden, sei nicht in Erfüllung gegangen.

Wir haben gesehen, daß das Transvaal mit schwachen Streitkräften die Grenzvertheidigung gegen Sekokuni siegreich durchgeführt hatte. Welche Gefahr für die andern südafrikanischen Gebiete konnte also aus dem Sekokuni-Kriege entstanden sein? Gereichte dem Transvaal der Sekokuni-Krieg etwa mehr zum Vorwurfe, als den Engländern ihre fortwährenden Kafir-, Zulu-, Basutokriege, die sie doch auch nicht immer sofort mit einem Handstreich niederzuschlagen vermochten? Folgt es nothwendig, daß, um einen schwachen Staat zu schützen, man ihn einverleiben muß, gerade wie die Engländer die von den Holländern gegründete Capcolonie einverleibten, um sie gegen die Franzosen zu schützen, wie sie das von den holländischen Boers gegründete Natal einverleibten, um es gegen die Zulu zu schützen?

Die von den Engländern zur Rechtfertigung der Vergewaltigung Transvaals vorgebrachten Beweggründe erscheinen so durchaus haltlos, daß man sie alsbald als bloße Vorwände für einen vorgefaßten Zweck erkennt. Gab es denn noch andere Gründe, die England zu diesem Verfahren bestimmten?

Der junge Präsident Thomas Burgers, selbst gewissermaßen ein Deutscher, da er auf deutschen Universitäten studirt, deutsche Bildung und Richtung erhalten, hatte den europäischen Continent bereist, und von dem innigen Wunsch

erfüllt, sein Transvaal dem Deutschen Reiche als eine Colonie an- und einschließen zu können, erwartete er für seine Anträge in Deutschland ein warmes Entgegenkommen zu finden. Staatsmänner und mercantilische Geschäftsmänner schenkten seinen Planen lebhaften Beifall und erkannten an, daß der Besitz des großen, herrlichen Landes im Herzen Südafrikas deutschen Interessen, namentlich deutschen Handelsinteressen, großartige Vortheile gewähren müsse. Aber die deutsche Regierung lehnte ab. Colonien liegen uns ja so fern! Es ist ja selbstverständlich, daß Britannia die Wogen beherrscht und damit alles Land jenseit der Wogen, selbstverständlich, daß es allein das Recht besitzt, sich einen Welttheil nach dem andern anzueignen. Tief entmuthigt kehrte Burgers nach Hause zurück. Unterdessen war edles deutsches Blut für das Transvaal geflossen. Ein Neffe Mantenffel's war dafür den Heldentod gestorben. Die Engländer glaubten nicht, daß die Deutschen das Anerbieten des Transvaal auf die Länge zurückweisen würden. Sir Bartle Frere, der damalige Gouverneur der Capcolonie und Obercommissar in Südafrika, sagt im „Nineteenth Century", Februarheft: „Es nützt nicht zu erwägen, was daraus hätte entstehen können, wenn die deutsche Regierung sich veranlaßt gesehen hätte, diese Projecte zu fördern; da die englische Regierung doch annehmen mußte, daß ein solches Ergebniß möglich sei, so wäre es eine selbstmörderische Politik gewesen, gezögert zu haben, dem Transvaal in einer oder der andern Form den nöthigen Schutz zu gewähren", d. h. es einzuverleiben.

Das war also der Schwerpunkt. Es galt vor allen Dingen, Deutschland zuvorzukommen, das in Südafrika nicht sollte Fuß fassen dürfen; die eigentliche Spitze des Angriffs war gegen Deutschland gerichtet.

Die Annexion traf die Transvaaler ganz unerwartet. Das Verfahren war als Einladung zur Conföderation der südafrikanischen Colonien und Staaten eingeleitet worden, welche der englische Colonialminister Graf Carnarvon nach dem Muster der Dominion Canada, der Conföderation der englischen Colonien in Nordamerika, herzustellen beabsichtigte: eine Veranstaltung, gegen welche das Transvaal wol nicht viel einzuwenden hatte, da sie ihm die innere Autonomie ließ. Statt dessen trat nun plötzlich Sir Theophilus Shepstone als englischer Administrator der „Colonie" Transvaal mit unmittelbarer Annexion und mit englischen Besatzungen auf.

Es war nichts anderes als eine Ueberrumpelung und eine Täuschung durch einen plötzlich vorgenommenen Programmwechsel. Daraus schon erklärt sich das anscheinend passive Verhalten der Bevölkerung bei der Annexion. Burgers veröffentlichte eine in kräftigen Ausdrücken abgefaßte Protestation, indem er, der Macht weichend, sein Amt niederlegte.

Sir Bartle Frere bemerkt an der angeführten Stelle: „Eine Protestation, wenn auch in noch so starken Ausdrücken abgefaßt, war augenscheinlich nicht das Mittel, die Annexion zu verhindern. Hätte die große Mehrheit der Boers sich derselben widersetzen wollen, so wäre es leicht gewesen, der Proclamation Gehorsam zu versagen, die britische Fahne, welche Sir Theophilus Shepstone aufgesteckt hatte, herunterzuziehen, ihm seine Pässe zu überreichen und ihn zur Grenze zu geleiten. Die Boers wußten recht wohl, daß ein solches Verfahren der britischen

Regierung keinen gerechten Grund zur Beschwerde hätte geben können, wären sie geneigt gewesen, das geringste Opfer zu bringen, um ihre Unabhängigkeit zu wahren." Sir Bartle Frere verschweigt, was er gleichwol recht wohl weiß, daß Pretoria, wo die Annexion zunächst proclamirt wurde, in keiner Beziehung eine Hauptstadt ist, welche die Gesinnung des Landes vertreten kann. Pretoria ist eine Stadt von Kaufleuten, Ladenhaltern, Schenkwirthen und sonstigen Händlern, und diese sind fast zur Hälfte Engländer (Schotten, Iren). Diesen Geschäftsleuten war die Annexion nur genehm. Die Ladenhalter und Schenkwirthe hießen eine englische Garnison schon deswegen willkommen, weil sie von ihrer Anwesenheit einen vermehrten Absatz ihrer Waaren erwarteten. Die große Mehrheit der Boers war aber nicht in Pretoria anwesend, um die britische Fahne herunterzureißen und sich sonst der Annexion zu widersetzen. Die Boers wohnten, im weiten Lande zerstreut, auf ihren Plaatsen.

Dasselbe gilt von Anthony Trollope's höhnischer Bemerkung (in „South Africa"): „Ein stämmiger Engländer betritt die Republik mit 25 Polizisten und dem Union-Jack und hatte sie in Besitz genommen." Der „stämmige Engländer" Sir Theophilus Shepstone nahm das, wenigstens der Gesinnung und auch der Nationalität nach, schon vorher englische Pretoria in Besitz, aber der Besitz der Republik war ihm damit noch keineswegs gesichert. Uebrigens kamen mit der Colonialpolizei 200 Mann Infanterie, welche sich in der festen Kaserne zu Pretoria einquartierten. Wären die Boers freilich damals zur Anwendung von Waffengewalt geneigt gewesen, so würde es ihnen wol nicht sehr schwer geworden sein, diese 200 Mann zu vertreiben. Lord Chelmsford's nächster Posten war damals an 330 Kilometer entfernt.

Die Boers auf ihren entlegenen Plaatsen betrachteten anfänglich den Antritt der englischen Regierung mit einer gewissen Gleichgültigkeit. Das Abweichen von der Conföderation, von der bisher allein die Rede gewesen, war so plötzlich gekommen, daß manche die Verwechselung nicht sogleich bemerkten und meinten, es handle sich blos um eine Form der Conföderation. Wußte man doch sonst von keiner besondern Veranlassung! Wußte man doch nichts davon, was die Engländer als den speciellen Hauptgrund ihrer Handlung angaben, daß die Transvaaler von den Kafirn an der Nordgrenze geschlagen und daß das ganze Südafrika der Gefahr ausgesetzt sei, von den Kafirn und Zulu überrannt und verheert zu werden. Jedoch man wurde bald inne, was gemeint sei. Nun wurden große Volksversammlungen gehalten, in welchen man sich mit Entrüstung über die stattgefundene Täuschung und Vergewaltigung aussprach und einstimmig gegen die durchaus unmotivirte Annexion protestirte. Solche Versammlungen währten mehrere Tage, und dazu erschienen an 4—5000 Mann, bewaffnet und beritten, und bezogen ein Lager wie im Kriege. Zur Leitung der Angelegenheiten, also als Executive oder Regierung, wurde das Comité eingesetzt, bestehend aus dem Triumvirat Pretorius, Kruger und Joubert, und dieses Triumvirat ist seitdem die Regierung des Transvaal geblieben. Das Comité wurde sodann von der allgemeinen Volksversammlung beauftragt, sich als die Delegirten des Transvaal nach England zu begeben, um der dortigen Regierung ihren (der allgemeinen Volksversammlung) Protest

gegen die Annexion zu übergeben, die Aufhebung dieser Verfügung zu verlangen und zu dem Behuf zu unterhandeln. Nach ihrer Ankunft in London übersandten die Delegirten demzufolge eine Eingabe an das britische Colonialministerium, in welcher sie die völlige Grundlosigkeit der Anschuldigungen und Ausstellungen, auf Grund deren laut der Proclamation des Administrators Sir Theophilus Shepstone die Annexion vorgenommen worden war, eingehend nachwiesen. Die Herren wurden im Ministerium mit aller Höflichkeit empfangen; es wurde ihnen aber erklärt, daß der Widerruf der Annexion eine Unmöglichkeit sei. Auch auf dem Continent, auch in Deutschland, fanden die Delegirten nicht die Sympathie, die sie dort zu finden erwarteten.

Nachdem die allgemeine Volksversammlung den Bericht der heimgekehrten Delegirten gehört hatte, entsandte dieselbe die Herren Kruger und Joubert auf eine zweite Mission nach London. Wie die erste, kehrte diese zweite Delegation unverrichteter Dinge zurück. Das war während des Zulukrieges, nach der britischen Niederlage bei Isandhluana.

Die Boers hatten während dieses Krieges alle Gelegenheit, die Operationen der britischen Streitkräfte genau zu beobachten. Sie stellten selbst ein Contingent Reiterei, welches unter einem der besten britischen Anführer, Oberst (jetzt General) Sir Evelyn Wood, diente, eine Reiterei, über welche die englischen Offiziere sich mit unbedingter Bewunderung aussprachen, indem sie namentlich ihre Ausdauer und ihre wunderbare Schnelligkeit hervorhoben. Der Führer jener ausgezeichneten Reiter, Piet Uys, ein Sohn des berühmten Voortrekkers dieses Namens, starb den Heldentod bei Hlobene, zwei Tage vor Wood's Sieg bei Kambula.

Die Boers sannen jetzt mehr als zuvor darauf, falls ihre Bemühungen auf dem Wege der Vorstellung und Unterhandlung noch ferner vereitelt werden sollten, sich selbst ihr Recht zu erkämpfen. Doch versuchten sie noch mehrmals, Unterhandlungen in London anzuknüpfen. Ihre Hoffnungen belebten sich neu, als Gladstone an die Spitze der Regierung trat. Dieser hatte ja stets ihre Sache befürwortet. Sie erwarteten jetzt gewiß zu ihrem Rechte zu kommen. Allein die liberale Regierung verhielt sich gegen die Boers genau wie die conservative. Sie gab allen Vorstellungen, die sie vorzubringen versuchten, kein Gehör. Es blieb ihnen also nichts übrig, als für sich selbst einzustehen. Sie rüsteten sich also zum Kampfe. Ein Ausgleich wäre auch dann noch auf friedlichem Wege möglich gewesen; allein Oberst Lanyon, der Administrator, war ein barscher Soldat. Bald hatten indeß die Engländer auf die nachdrücklichste Weise erfahren, wie es sich mit der hauptsächlichen Beschuldigung, die sie gegen die Boers erhoben hatten, der Wehrlosigkeit, verhalte.

Jedes Gerechtigkeitsgefühl muß ein Schauspiel empören, wie dieser funfzigjährige Kampf des kleinen heldenmüthigen Volkes mit der Großmacht, diese dreifache Wiederholung der Vergewaltigung, des unerhörten Frondienstes: in die Wildniß getrieben, verurtheilt, die Schreckniſſe derselben zu bekämpfen, entdeckten sie des Anbaues würdiges Land, richteten es mit Haus und Hof, Stadt und Dorf, Landstraße, Kirche und Schule staatlich und wohnlich ein, um dann wieder sehen zu müssen, wie es von den englischen Herrschern in Besitz genommen wird.

Das Transvaal ist keineswegs ein für englische Colonisten besonders geeignetes Land. Es hat zwar im ganzen ein angenehmes und gesundes Klima; allein nur die nördliche Region, das Buschveld, eignet sich für Plantagen, überhaupt für den Ackerbau; aber dies ist das von den Boers so gefürchtete Fliegen- und Fieberland. Das Hoogveld eignet sich hauptsächlich für Schafzucht, aber es kommt auch in dieser Beziehung nicht den Weiden gleich, die der englische Schafzüchter noch reichlich in Australien, Neuseeland, Tasmanien findet. Das Land muß also schon aus diesen Gründen im Besitz der Boers verbleiben, die hier völlig eingewohnt sind. Wie es England jedoch gestattet worden ist, sich ein überseeisches Land nach dem andern zuzueignen, so hat sich bei den Capengländern als fast selbstverständlich die Idee eines neuen großen britischen Reiches, des Reiches Südafrika, das sich vom Cap bis wenigstens zum Sambesi erstrecken soll, festgesetzt. Diese Idee wurde seit Jahren von der englischen Presse, von den englischen leitenden Staatsmännern und Colonisten am Cap und andern, wie von dem eben deshalb populären Gouverneur Sir George Grey, von Richard Southey, verfochten. Der Bestand der großen holländischen Republiken im Herzen Südafrikas schien die englische Herrschaft zu gefährden; diesen Bestand jemals zugelassen zu haben galt für einen unverzeihlichen Fehler. Als dann gar von einem Anschluß der holländischen Republiken an eine Großmacht des Continents, an Deutschland, die Rede war, da war es für die Angloafrikaner weiter keine Frage, daß alles, was sich der Aufrichtung des anglosüdafrikanischen Reiches entgegenstellte, alsbald mit Gewalt niedergeworfen und weggeräumt werden müsse.

Ein vollständiges Seitenstück zur Geschichte der Transvaalvorgänge, das darauf ein vielfaches Licht wirft, bildet die der angloafrikanischen Operationen an der Walfischbai und im Damaralande an der nördlichen Westküste Südafrikas.

Am 12. März 1878 lag in der Rhede der Walfischbai an der Westküste Südafrikas, 1300 Kilometer nördlich von Capstadt, das englische Kriegsschiff Industry. Der Befehlshaber, Commander Dyer, landete mit einer Abtheilung Matrosen und Marinesoldaten. An einem am Ufer aufgepflanzten Flaggenstab wurde die großbritannische Fahne aufgewunden, von den Gewehrsalven der Seeleute salutirt, und in Anwesenheit einer Anzahl europäischer Kaufleute und Eingeborener, welche speciell eingeladen waren und nachher bewirthet wurden, verlas man eine Proclamation, welche verkündete: „Da es geeignet scheint, daß der Hafen und die Niederlassung Walfischbai und eine gewisse dieselbe umgebende Landstrecke im Namen Ihrer britischen Majestät Königin Victoria in Besitz genommen und für ein Gebiet des Vereinigten Königreiches Großbritannien und Irland erklärt werde, so ist deswegen das gegenwärtige Verfahren beobachtet und sind gewisse Grenzen festgesetzt worden, innerhalb welcher hinfort britische Jurisdiction stattfinden soll."

Darauf fuhr Commander Dyer ab. Er handelte auf Befehl des Befehlshabers der südafrikanischen Station der britischen Flotte, Commodore Sullivan, welcher nach Instructionen des Sir Bartle Frere, Gouverneurs der Capcolonie, verfuhr. Die von Commander Dyer verlesene Proclamation war von Sir Bartle Frere abgefaßt; darin waren die die Grenzen betreffenden Stellen leer gelassen und

sollten vom Commander nach Berathschlagung mit Coates Palgrave ausgefüllt werden. Indem der Commander Palgrave bei seiner Ankunft nicht antraf, setzte er die Grenzen mit dem Beistand einiger europäischen Ansiedler der Niederlassung fest und brachte damit ein Gebiet von 3—400 englischen Quadratmeilen unter britische Herrschaft, fast gänzlich Sandwüste. Am 8. Jan. 1879 erschien sodann ein Offener Brief der englischen Reichsregierung, welcher die Proclamation vom 12. März 1878 bestätigte und die Colonialregierung bevollmächtigte, die Niederlassung Walfischbai der Capcolonie zu annectiren.

Das Verfahren wurde vorgenommen infolge Beschlusses der Colonialllegislatur vom Jahre 1876, dem zufolge der erwähnte Coates Palgrave zum Commissar behufs Erkundung und Berichterstattung über einleitende Maßnahmen zur Grenzerweiterung der Capcolonie an der Westküste Afrikas mit Einschluß der Walfischbai und einer solchen Landstrecke landeinwärts, wie von Ihrer Majestät für geeignet erachtet und genehmigt werden sollte, ernannt wurde. Palgrave machte demnach eine Reise nach der Walfischbai, bereiste das Küstenland, und nachdem er dem Gouverneur der Capcolonie seinen Bericht erstattet hatte und derselbe von der Caplegislatur berathen worden war, richtete Sir Bartle Frere, welcher inzwischen dem Sir Henry Barkly als Gouverneur nachgefolgt war, am 13. Nov. 1877 eine eingehende Depesche an das Colonialministerium, in welcher er empfahl, daß keine Zeit verloren werden sollte, an der Walfischbai die britische Fahne aufzustecken, als einleitendes Verfahren zur Annexion der ganzen Küstenlinie bis an die portugiesische Grenze. Nach Osten sollte das britische Protectorat bis zum Transvaal ausgedehnt werden, ein Protectorat, das sich über 10 Breitengrade und 12 Längengrade erstrecken und einen Flächeninhalt von 400000 englischen Quadratmeilen einnehmen würde. Dieser Depesche war ein Brief Palgrave's angeschlossen, in welchem er seine Ankunft in der Walfischbai auf einer zweiten Reise meldete. In einer confidentiellen Depesche vom 23. Jan. 1878 genehmigte Lord Carnarvon, der englische Colonialminister, die Annexion, welche Commander Dyer ausführte.

Die Walfischbai an der Westküste Südafrikas, gebildet durch die sieben englische Meilen lange Landzunge Pelican Point, ist ein sicherer, wohlgeschützter Hafen, nur nach Norden zu offen, von wo hier nur leichte Winde nahen. Den vortrefflichen Hafen umzieht jedoch eine überaus wüste Küstenstrecke, eine unabsehbare todte Sandfläche, nicht unterbrochen von Hügel oder Berg, belebt von keinem Pflanzenwuchs. Niedrige Sanddünen umranden die Küste und setzen der Eröffnung eines Verkehrs von der Bai mit dem Binnenlande ein großes Hinderniß entgegen. Es ist nie versucht worden, einen Weg durch diese dichten Reihen von Dünen zu bahnen, weil die Dünen fortwährend in Bewegung sind. Der einzige wegsame, namentlich für Wagen fahrbare Pfad von der Bai nach der Ebene jenseit der Dünen läuft vier englische Meilen weit durch das Bett des Kuisip, eines Flusses, welcher zwar selten strömendes Wasser führt, aber zuweilen mit der Gewalt eines Gießbaches flutet und dann die festeste Straße, die man nur bauen könnte, zerstören würde. Dabei fehlt es ringsum sowol an Wasser wie an Weide für Zug- und Saumthiere. In der Entfernung von 10 englischen Meilen von der Bai findet man zwar Weiden, an einzelnen Stellen, aber nur eine sehr kärg-

liche, und das Wasser ist ungesund. Die Einwohner der Niederlassung (Settlement) Walfischbai (bei den Engländern meistens Walvisch Bay) sind gegen 200 Eingeborene, ein verkommener Stamm Namaqua, welche hier einigen Fischfang treiben und bei den Europäern Lohnarbeit verrichten, und 26 europäische Kaufleute, welche vier Waarenniederlagen besitzen; darunter ein Gebäude von Holz und Eisen auf einem Fundament von Sandsäcken. Eins, welches einer schwedischen, und eins, welches einer deutschen Handelsgesellschaft gehörte, waren die ansehnlichsten Magazine. Man hatte einen Versuch mit Fischdörren gemacht, aber aus Mangel an einem guten Dörrgrunde wieder aufgegeben.

Am 3. Mai trat Palgrave seine Reise ins Binnenland an, bei welcher Gelegenheit sich 23 Europäer versammelten, welche einstimmig den Wunsch kundgaben, daß sobald wie möglich die englische Fahne aufgesteckt werden möge. Der Weg führte erst eine Strecke von vier englischen Meilen durch das Kuisipbett, wo man nur langsam fortkommen konnte, sodaß man erst nach einem ununterbrochenen Marsch um 11 Uhr am folgenden Morgen den ersten Ausspannplatz erreichte. Aber hier war man noch lange nicht aus der Sandwüstenei heraus. Noch eine Nacht und noch ein Morgen wurde mit derselben mühsamen Fahrt zugebracht, ehe man nach Salem gelangte, einem von einigen Bastarden bewohnten Platz. Hier begann das Grasland, und das Land besserte sich jetzt mit jeder Meile nach Osten, obgleich noch immer Mangel an Wasser stattfindet, sodaß man bei jedem Ausspannplatz die Ochsen erst einige Meilen weit zur Tränke treiben muß. Dieser wasserarme Bezirk erstreckt sich 65 Kilometer von der Bai.

Ostwärts von Salem folgte der Reisende dem Flusse Swachaub, in dessen trockenem Bett die Kornfelder des Landes liegen. Er kam durch das Dorf Otschimbing, wo eine Waarenniederlage, welche für die beste im ganzen Lande gilt, eine Kirche, eine Schule, eine Schmiede und 450 getaufte Einwohner sich befinden, dann durch das Dorf Otschikango oder Barmen, wo Dattelpalmen, Apfelbäume, Weinstöcke, Maulbeer- und Feigenbäume nebeneinanderstehen, und wo der Damarahäuptling den Commissar als Freund und Retter in der Noth bewillkommnete, dann nach Okahandscha, dem Kraal des Kamaherero, des Fürsten der Damara. Hier begann das eigentliche Geschäft der Expedition.

Unter den Bewohnern des Landes sind die Houquain oder sogenannten Bergdamara der älteste, am längsten hier wohnhafte Stamm: ein schwarzer Negerstamm, ganz verschieden von den eigentlichen Damara, oder Owaherero. Der Hottentottenstamm der Namaqua, welcher vor 150 Jahren das centrale Südafrika bis zum 21. Breitengrade bewohnte, unterjochte die Houquain, welche dessen Sprache annahmen. In das von den Namaqua und ihren Knechten, den Houquain, bewohnte Land drangen von Norden her die Owaherero (Damara) ein, welche ursprünglich an der Atlantischen Küste im Süden des Cunene (Nourse) wohnten, worauf die Namaqua sich weiter nach Süden, bis an den Oranje, zurückzogen, während die Houquain sich ins Gebirge flüchteten, wo sie seitdem geblieben sind. Die Owaherero wurden die Herren des Landes von der atlantischen Küste ostwärts bis zum Ngamisee, wo sie mit dem Betschuanastamm der Owambandera

in Zusammenstoß geriethen. Die Herrschaft der Owaherero über die von ihnen unterjochten Stämme scheint milde gewesen zu sein.

Vor 80 Jahren floh eine räuberische Bande Hottentotten unter der Anführung des berüchtigten Jaager Afrikaaner aus der Capcolonie über den Oranjefluß. Mit Feuergewehr und Pferden wohl versehen, setzte die Bande sich in Besitz des südlichen Großnamaqualand. Jaager Afrikaaner verbündete sich mit den Namaqua gegen die Damara; Jonker Afrikaaner, dessen Sohn und Nachfolger, erhielt das Bündniß aufrecht; die Damara wurden geschlagen und zogen sich nach Norden zurück. Als darauf ein Stamm der Damara den Beistand des Jonker Afrikaaner gegen einen andern Damarastamm nachsuchte und erhielt, nahm der schlaue Hottentotte die Gelegenheit wahr, das ganze Land zu unterjochen, einschließlich des von ihm unterstützten Stammes. Jonker Afrikaaner und seine Verbündeten, die Namaqua, nahmen das westliche Damaragebiet, während der östliche Theil von aus der Capcolonie neu zugezogenen Hottentottenbanden in Besitz genommen wurde.

Um das Jahr 1865, 25 Jahre nach ihrer Unterjochung, erhoben die Damara sich zum Kampfe um die Freiheit. Sie besaßen jetzt größtentheils Feuergewehre. Ein siebenjähriger Krieg brach aus, in welchem die Damara die Namaqua fast überall besiegten. Schließlich wurde durch die Vermittelung des Sir Philipp Wodehouse, Gouverneurs der Capcolonie, dem Hader ein Ende gemacht und Friede geschlossen (September 1870) zu Okahandscha zwischen Jan Jonker Afrikaaner, Fürsten der Namaqua, und Kamaherero, Fürsten der Damara. Dieser Friede war ungünstig für die Namaqua unter Jan Jonker. Nach dem Friedensvertrage war ihnen verboten, sich im Damaraland aufzuhalten oder sich in Angelegenheiten der Damara einzumischen; wogegen ihnen der Bezirk Windhoek im Damaraland zur Nutznießung angewiesen wurde. Allein Jan Jonker war nicht mit der bloßen Nutznießung zufrieden, außerdem wurden die Namaqua von den Damara vielfach an der Jagd behindert. Ein neuer Krieg stand bevor. Im Jahre 1872 wurde deshalb an Sir Henry Barkly, Gouverneur der Capcolonie, ein Brief von Kamaherero, Fürsten der Damara, und Aponda, Fürsten des Betschuanastammes der Ovambandern, gerichtet, in welchem diese Fürsten „die excellente britische Regierung" ersuchten, ihnen Rath zu ertheilen, wie sie ihr Land regieren und wie sie sich gegen die Namaqua vertheidigen sollten; „falls", sagten sie, „die Regierung unsere Bitte nicht in Betracht zieht, so werden wir einen Vertilgungskrieg miteinander führen müssen; wir bitten deshalb die Regierung, unser Gesuch nicht unbeachtet zu lassen, sondern sich unser zu erbarmen und unsere Bitte zu erhören".

Von Okahandscha bis Okothondscha, ein Weg, welcher durch das Herz des Damaralandes führt, fand Palgrave das Land mit großen Meiereien dicht besetzt. Die Einwohner begrüßten ihn überall aufs freundlichste. Jeder Mann, und sogar jeder Knabe, trug eine Feuerwaffe, meistens gute gezogene Büchsen. Flinten sah Palgrave nur in den Händen von Knaben, denen sie von ihren Vätern geschenkt worden waren. Bei diesen Angaben des Reisenden muß man fragen, wie stand es mit der Wehrlosigkeit der Damara und weshalb waren sie so dringlich des englischen Beistandes bedürftig?

Im Jahre 1874 richteten drei Damarahäuptlinge einen Brief an Sir Henry

Barkly, in welchem sie um Intervention der britischen Regierung wegen eines befürchteten Einfalls der Boers anhielten. Die Häuptlinge erklärten, daß sie mit großer Besorgniß in Erfahrung gebracht hätten, es sei holländisches Landvolk, das wahrscheinlich britisches Gebiet verlassen habe, in großer Menge im Damaraland angekommen, in der erklärten Absicht, sich mit ihren Familien im Damaraland anzusiedeln und gegen sie Krieg zu führen, falls diese sich weigern sollten, sie als Ansiedler aufzunehmen. „Wir flehen deswegen demüthigst zu Ew. Excellenz als dem Vertreter der britischen Regierung, uns beizustehen mit allen Kräften in unserm Bestreben, zu verhindern, daß unser Land wieder in einen schrecklichen Krieg gestürzt werde, und zwar mit einem so mächtigen Volke, wie allem Vernehmen nach die Boers sind. Die Häuptlinge der Damara protestiren nicht nur gegen einen Einzug in Menge, sondern widersetzen sich auch einer friedlichen Ansiedelung der Boers in ihrem Lande, weil es für sie selbst bereits schwierig ist, für ihre Rinder und Schafe Weide zu finden. Sie widersetzen sich um so mehr, weil die Boers ein Volk sind, welches die schwarzen Stämme immer mit Hohn und Verachtung betrachtet hat und Sklaverei anerkennt und übt. Die Damara haben vernommen, daß die Boers einem Bezirk den Vorzug geben, welcher die feinsten und besten Weiden, die im Besitz der Damara sind, enthält. Sie würden deshalb nicht anstehen, die Boers nöthigenfalls mit Gewalt zurückzutreiben, hofften jedoch, die britische Regierung werde an die Eindringlinge eine Zuschrift in solchen Ausdrücken richten, daß danach der blutige, durch das ganze Land sich ausbreitende Krieg unterbleiben werde."

Es ist nicht schwer zu erkennen, welche Leute die Drähte bei diesem Puppenspiel ziehen. Daß die Damarahäuptlinge, deren Namen unter den Briefen stehen, dieselben nicht selbst abgefaßt haben, ist gewiß. Sie sind von im Lande sich aufhaltenden englischen (oder englisch gesinnten deutschen) Missionaren oder Kaufleuten abgefaßt, und diese Interpreten und Briefsteller haben sich dabei zunächst von ihrem eigenen Sinn dictiren lassen.

Der Brief von 1872 blieb ohne weitere Wirkung, weil der Gouverneur nicht gewillt war, sich in Händel der Stämme untereinander einzumischen; und was den Brief von 1874 betrifft, so ist gewiß, daß die Boers damals gar nicht daran dachten, Damaraland zu erobern. Wie man die Zulu als Popanz gebrauchte, um die „Beschützung" des Transvaal zu erlangen, so gebrauchte man die Boers, um die „Beschützung" Damaralands zu erlangen.

Von Okahandscha begab Palgrave sich nach Okothondscha am Flusse Omaruru, den Kraal des Therawa, in der Colonie gewöhnlich Old William genannt, einer der Hauptleute, welche den Brief von 1874 an den Capgouverneur unterzeichnet hatten. Sodann begab er sich zu den Zwartbooi-Namaqua, einem Stamme, welcher vor einigen Jahren im Kriege der Namaqua mit den Damara zu den letztern übergetreten und deshalb von den Namaqua unter Jan Jonker Afrikaaner aus ihrem weiter im Süden gelegenen Wohnsitz zu Rehoboth vertrieben worden war und jetzt zu Bokberg im Westen von Okahandscha, an der Grenze des dürren Küstenbezirks, wohnte. Der Stamm stellte an 1000 Krieger. Palgrave blieb bei diesem Stamm zwei Tage. Eine Volksversammlung wurde gehalten (8. Juli

1876), und Abraham Zwartbooi, der Häuptling, sprach: „Es freut mich sehr, daß der Gouverneur den Commissar in das Land geschickt hat, obgleich ich wenig zu sagen habe. Ich wohne in einer Gegend des Landes, welche nicht hinreicht mein Volk zu ernähren.“ Abraham forderte hier seinen Bruder Petrus auf zu sprechen, worauf Petrus sprach: „Ja, es freut uns, daß ihr gekommen seid. Wir stehen allein und haben niemand, der uns beistehe. Ich will nur für uns Namaqua sprechen, d. h. für meines Bruders Volk. Wir wünschen mit jedermann in Frieden zu leben, aber weder unserer Farbe Volk noch das schwarze Volk (die Damara) verstehen uns, und deshalb sind wir froh, daß ihr gekommen seid. Wir befinden uns in einer wasserlosen Gegend und möchten gern unter den Flügel der britischen Regierung kommen; denn alsdann können wir uns nach einer Landschaft umsehen, die Wasser hat und uns ernähren kann. Die Damara haben uns mitgetheilt, daß wir eine solche Stelle in der Nähe des Sees finden können. Aber wenn wir sie finden, so sind wir nicht gewiß, daß die Damara ihr Versprechen halten und uns gestatten, von hier wegzuziehen und jene Gegend in Besitz nehmen.“ Abraham Zwartbooi bemerkte ferner: „Ich möchte gern einen englischen Richter haben.“ Am folgenden Morgen sagte er jedoch weiter: „Ich weiß nicht was ich sagen soll, aus Unwissenheit. Unwissenheit zwingt mich zu schweigen. Ich wünsche sehr, einen englischen Richter zu haben; ich weiß aber nicht, wie ich ihn bezahlen soll; wir sind zu arm. Ob sonstwo Richter im Lande eingesetzt sind oder nicht, ich möchte einen haben. Allein ich wünschte zu wissen, was wir für unser Theil zu leisten haben würden, wenn wir einen Richter haben. Ich bin unwissend. Ich weiß nicht, würde ich Häuptling des Stammes bleiben, wenn ein Richter kommt und uns hilft und anweist. Wird er bei uns bleiben oder uns wieder verlassen, und werden wir dann uns selbst zu regieren haben?“ Darauf erbat Abraham sich Zeit, um sich die Sache noch weiter zu überlegen.

Palgrave kehrte über Otschimbing nach Okahandscha zurück, wo er mehrere Versammlungen der Häuptlinge hielt, denen er erklärte, er müsse eine Antwort auf die ihnen überbrachte Botschaft haben. „Als ich jene Botschaft ablieferte“, sagte er, „theilte ich euch mit, wie ihr euch erinnern werdet, daß ich von der Regierung angewiesen bin, mich soviel wie möglich mit Volk und Land bekannt zu machen, damit ich ihr Auskunft ertheile, inwieweit es thunlich sein würde euch Beistand zu leisten, falls ihr darum anhalten solltet.“ Mit Bezug auf den Brief der Häuptlinge vom Jahre 1872 erklärte er, er nehme an, jener Brief sei in dem Begehren geschrieben worden, die Regierung der Colonie möge auf dieses Volk Acht geben, und die Regierung habe demgemäß ihr Augenmerk auf dasselbe gerichtet und habe viel unwillkommenes Volk von diesem Lande fern gehalten. Was sodann den Brief von 1874 betreffe, in welchem Furcht vor der Ankunft von Boers ausgesprochen werde, so sei dadurch der Gouverneur des Caps veranlaßt worden zu untersuchen, ob die Damara beschützt zu werden verdienten, eine Erwägung, infolge welcher der Commissar entsandt worden sei, „nicht sowol“, sagte Palgrave, „um euch vor den euch drohenden Gefahren zu warnen, sondern vielmehr zu ersehen, wie weit ihr damit bekannt seid, und nachdem er euere Ansichten, euere Hoffnungen und Befürchtungen kennen gelernt hat, sich mit euch zu

berathen und von euern eigenen Lippen zu vernehmen, wie eure Unabhängigkeit und euer Land euch am besten gewahrt werden könne." „Es würde vielleicht ebenso gut sein", so fuhr Palgrave weiter fort, „wenn ich euch das nach meiner Ansicht einzige Mittel bezeichne, das die euch drohenden Gefahren abhalten kann. Ihr müßt die Colonialregierung in eine solche Stellung versetzen, daß sie, wo es nöthig ist, für euch auftreten kann. Die Regierung kann euch einen Mann senden, der bei euch wohnen und euere Angelegenheiten überwachen könnte, und es gibt keine Macht, welche die Würde und Stellung einer solchen Person nicht in Ehren hält, wenn sie nicht Krieg gegen uns führen will; ihr seht also, daß euere Sicherheit durch die Anwesenheit eines einzigen Mannes in euerm Lande geschützt werden kann, wenn die Regierung einen solchen Mann senden will. Wenn diese euch unterstützt, so müßt ihr eben nicht meinen, daß nichts von euch erwartet wird. Ihr müßt nicht meinen, daß ihr nicht besser werden müßt, als ihr jetzt seid. Ihr müßt civilisirt werden; wenn die Regierung glauben sollte, daß ihr unfähig seid, euch zu civilisiren, so würde sie nichts mit euch zu thun haben, und merkt euch, euere Bildung würde die große Aufgabe des Mannes sein, welchen die Regierung euch sendet. Vielleicht denkt ihr, daß der Mann, was ihr thut, nicht beachten und die Augen vor euern Fehlern schließen wird; wenn ihr das meint, so irrt ihr euch. Ihr könnt, wenn ihr wollt, die Regierung um einen blinden Mann bitten, der nicht sehen kann, was ihr thut; und laßt den Mann gleichfalls taub sein, damit er nicht höre, wenn ihr unrecht handelt, sodaß ihr thun könnt, wie es euch gefällt; allein die Regierung, wie ihr wißt, wird euern Anliegen kein Gehör geben. Aber bittet die Regierung, euch einen Mann zu senden, der die Augen vor euern Fehlern nicht schließen will; einen Mann, der euch Rath geben will, der auf euere Bedürfnisse Acht geben will; einen Mann, der mit euch Nachsicht haben will und euch allmählich über die Vortheile belehren will, die Grundlagen des Gesetzes und der Ordnung gehörig befestigt zu haben; einen Mann, der euch beistehen und zeigen wird, wie ihr euer Land bewahren könnt, und ich bin überzeugt, die Regierung wird auf euer Anliegen alle Rücksicht nehmen."

Am Schlusse der Anrede bat Kamaherero um Zeit zum Ueberlegen und um die entfernt wohnenden Häuptlinge zu Rathe zu ziehen, worauf die Fortsetzung der Debatten um einen Monat vertagt wurde. Palgrave benutzte diese Zeit, um an verschiedenen Stellen die Beschaffenheit britischer Gesetze und die Verantwortlichkeit derjenigen, welche unter ihnen leben, zu erörtern. Bei seiner Rückkehr nach Okahandscha fand er die Häuptlinge bereits bei der Berathung. Der ehrwürdige H. Brincker und R. Lewis waren die Interpreten. Kamaherero sprach: „Ich habe nichts zu sagen außer der Antwort, die ich jetzt geben werde. Ich habe nicht viel zu sagen, und was ich sage ist die Botschaft, welche ihr dem Gouverneur überbringen müßt; und was ich sage, sagen alle. Ich wünsche, dem Gouverneur zu melden, daß ich jemand brauche, welcher das Haupt unsers Landes werde, und ich wünsche, daß Ihr das Haupt werdet. Die Portugiesen sind unsere Feinde, die Boers sind unsere Feinde, die Griqua sind unsere Feinde, und da ich mich deshalb Euerm Schutze übergebe, so wünsche ich nicht, einen Fremden zu haben, sondern weil wir Euch kennen, so wünsche ich Euch zu haben. Dies ist,

was ich gegenwärtig zu sagen habe. Falls die britische Regierung uns helfen und schützen will und Ihr wiederkehrt, so wünsche ich, daß Ihr nahe bei mir wohnt, damit, wenn ich in Noth bin und Hülfe und Rath von Euch bedarf, Ihr nicht zu fern seid. Sonst habe ich vielleicht durch Hunger und Durst zu gehen, um zu Euch zu gelangen. Ich wünsche Euch also bei mir, damit meine Noth Euch bekannt sei." Der Häuptling Aponda sprach auf dieselbe Weise. Das sei ein großer Tag für Damaraland, erklärte Palgrave. Die Häuptlinge müßten jedoch der Regierung nicht vorschreiben, wer gesandt werden solle. Schließlich sagte er, die Regierung könne vielleicht niemand senden, und eben aus diesem Grunde sollten die Häuptlinge nicht verschweigen, was die Regierung bewegen könne, ihnen den gewünschten Beistand zu leisten. Darauf berathschlagten die Häuptlinge eine Stunde lang unter sich, welche Ländereien der Regierung überwiesen werden sollten: eine Sache, die bei ihnen wahrscheinlich insgeheim von dem Missionar, der als Dolmetscher fungirte, angeregt worden war, Palgrave selbst hatte nichts davon erwähnt. Am folgenden Tage wurde über die Jurisdiction des von der englischen Regierung einzusetzenden Richters (Residenten) berathschlagt und festgesetzt, daß er nur in Fällen Jurisdiction haben solle, in welchen ein Damara und ein Europäer betheiligt seien, also ungefähr die Jurisdiction eines Consuls. Kamaherero erklärte sich mit dieser Bestimmung sehr zufrieden gestellt; denn er hatte bisher besorgt, daß der Resident ihm seine Häuptlingsrechte im wesentlichen entziehen könne, woraus sich einigermaßen ermessen läßt, ein wie großer Druck auf ihn geübt worden sein mußte (das Schrecken mit den Boers u. s. w.), um überhaupt auf einen ihm so wenig zusagenden Plan einzugehen.

Palgrave richtete an die Häuptlinge jetzt die Frage: „Nun, habt ihr erwogen, wie ihr die Männer bezahlen sollt, die euch zum Beistand zugesandt werden sollen? Wenn ich dem Gouverneur berichte, daß ihr Richter haben wollt, so wird er fragen, wie ihr sie bezahlen wollt. Ich habe vernommen, daß ihr vorhabt, einen Theil eueres Landes dafür zu bestimmen; und das ist in der That ein sehr guter Plan. Seid ihr bereit, zu erklären, was ihr dafür bestimmt habt? Ihr müßt euch bedenken, daß Jahre darüber hingehen können, ehe selbst der Werth eines Ochsen von dem Lande erlangt wird; ihr müßt also bereit sein, Geld aus der Tasche zu geben."

Die Häuptlinge meldeten sodann, daß sie hierüber noch nicht übereingekommen seien; worauf der Commissar erwiderte: „Wenn ihr noch nicht fertig seid, so müßt ihr nach euerm Hofe zurückkehren und zu einem Einvernehmen gelangen. Ich kann nicht zum Gouverneur mit einer halben Botschaft kommen." Die Versammlung wurde dann um vier Tage vertagt. Am 9. Sept. 1876 meldeten die Häuptlinge, daß sie fertig seien. Nachdem sodann der Commissar sich zur Versammlung der Häuptlinge begeben hatte, beschrieb Lewis die Grenzen des den Engländern vorbehaltenen Landes, wobei der ehrwürdige Brincker die Damara interpretirte: „Vom Atlantischen Ocean bis Rehoboth (145 englische Meilen), von dort in gerader Linie nach Otschimbinde (270 englische Meilen), dann in gerader Linie nach Norden bis Otschiondarmie (225 englische Meilen), dann längs des Omuramba Owambo über Ondara und Onondawa und Etoscha nach Westen bis

zum Cunene (450 englische Meilen), längs des Cunene bis zur Mündung (90 englische Meilen), dann nach Süden längs der Küste bis zum Punkte in der Breite von Rehoboth (460 englische Meilen). Die Grenzen des Landes, welches die Damara behalten wollten, waren: von Rehoboth nach Otschimbinde (270 englische Meilen), von dort nach Okatschern und Otschituo, von dort westlich nach Otschabewi, von dort in einer das von Kamaretti besetzte Land einschließenden Linie nach Okothondsche am Flusse Omaruru (175 englische Meilen), längs des Omarurflusses bis zu einem Punkte 25 englische Meilen östlich von Erongo, dann in gerader Linie nach Otschimbingu und dann nach Rehoboth (140 englische Meilen). Damaraland enthält nach Palgrave einen Flächeninhalt von 100000 englischen Quadratmeilen; davon sind 20000 Quadratmeilen wüstes oder unbekanntes Küstenland, 35000 Quadratmeilen Weiden und von den übrigen 45000 Quadratmeilen ist ein Drittel im Besitz der Bergdamara und Buschmenschen und Namaqua. Mithin zur Versorgung eines einzelnen Residenten (Richters oder Consuls) sollten die Damara nahe an vier Fünftel ihres Gebietes abtreten und die britische Regierung in Besitz des Landes zwischen dem 18. Breitengrade und dem Cunene, der portugiesischen Grenze, setzen. In dem reservirten Gebiet könnten, sagt Palgrave, Landwirthschaften für wenigstens 400 Familien gegründet werden, und mehrere Stellen haben hinreichendes Wasser für Dörfer. Rinderweide ist überall reichlich. Im nördlichen Theil des Landes ist die Weide zu fett für Schafe und Ziegen; es gibt jedoch ausgedehnte Strecken, welche sich für das Merino eignen. Das Kaoko im nördlichen Damaraland ist ein wahres Rindviehzuchtland, fähig, jährlich an 50000 Stück Rindvieh für den Colonialmarkt zu liefern. Von ergiebigen Mineralagern sind alle Anzeichen vorhanden. Für eine europäische Ansiedelung in Kaoko wäre denn auch die Aussicht auf einen ausgedehnten Handel mit den Stämmen des Binnenlandes, besonders mit Straußfedern und Elfenbein, vorhanden.

Das nächste Ergebniß der Verhandlungen Palgrave's war ein Brief Kamaherero's und seiner Unterhäuptlinge, Se. Excellenz demüthigst zu bitten, überall bekannt zu machen, daß die Küste von Damaraland in seinem Besitz sei.

Das britische Colonialamt hat die von den Damara abgetretenen Lande noch nicht annectirt; ebenso wenig hat es bisher Sir Bartle Frere's Plan ausgeführt, das gesammte Land vom Oranje bis zur portugiesischen Grenze zu annectiren. Nur in der Walfischbai-Niederlassung weht die britische Flagge; sie ist als ein vorgeschobener Posten verblieben, wohl geschützt durch die abschreckende Beschaffenheit der dortigen Küste, welcher zum Stützpunkt dienen kann bei der weitern Besitznahme der Westküste, worauf dann bei dem Besitz der Ostküste das Binnenland von selbst zufallen und das britische Reich Südafrika hergestellt sein würde. Allein bei dem Bestande der großen holländischen Republiken in Südafrika dürften solche Plane wol hinfällig werden.

Zur großen Volksversammlung von Wonderfontein im December 1879 hatten die Boers sich zu Tausenden eingefunden; ungefähr die gesammte waffenfähige Mannschaft war zugegen. Die Versammlung erneuerte den feierlichen Protest des Volkes gegen die Annexion und setzte ein Comité ein, das ihre Beschlüsse zur

Ausführung zu bringen beauftragt war. Sie erklärte, nachdem die englische Regierung, getäuscht durch die falschen Berichte der localen Beamten, den Vorstellungen der wiederholt nach London abgeordneten Sendboten des Volkes Gehör verweigert habe, sei die Zeit zur Einreichung weiterer Denkschriften vorüber; es solle demzufolge die Regierung der südafrikanischen Republik wieder in ihre Function eintreten und der Volksraad so bald wie möglich einberufen werden. Der Volksraad solle jedoch ein Verfahren einhalten, welches einen friedlichen Ausgang ermögliche; das Volk erwarte vom Volksraad eine Proclamation, welche erklären werde: 1) daß die Rechte der Einwohner unter dem Schutze der Gesetze des Landes stehen; 2) daß der britischen Regierung freigestellt werde, einen Consul zur Wahrung britischer Interessen einzusetzen; 3) daß die während des Interregnums gesetzmäßig bestrittene Verausgabung zu bestätigen sei; 4) daß Grenzstreitigkeiten mit den Eingeborenen schiedsrichterlicher Entscheidung zu unterstellen sei, und daß, was die gegen die Eingeborenen zu beobachtende Politik im allgemeinen betreffe, die Regierung der Republik in Gemeinschaft mit den andern Colonien und Staaten Südafrikas leitende Grundsätze feststellen solle. Die Versammlung sagte allen Bürgern Verzeihung zu, welche durch Umstände genöthigt worden seien, die Sache des Volkes zeitweilig zu verlassen; sie könne aber nicht versprechen, solche Verzeihung auch denen angedeihen zu lassen, welche als offene Feinde handeln und fortfahren, die Engländer durch falsche Angaben zu täuschen. Bis zur Wiederherstellung der Republik solle niemand, außer unter Zwang, in den Gerichtshöfen erscheinen. Niemand solle mit den fremden Abenteurern Verkehr halten, die dem gesetzlich berechtigten Volke der Republik gegenübertreten und den englischen Truppen und der englischen Behörde Vorräthe liefern. Weiter erklärte die Versammlung, falls die englische Regierung bis zum nächsten April in ihrem widerrechtlichen Benehmen verharren sollte, so werde das Volk jeden Gebrauch der englischen Sprache verhindern und allen Verkehr mit Engländern vermeiden. Das Comité machte sich anheischig, diese Beschlüsse zur Ausführung zu bringen, und das Volk gelobte, Mann für Mann, mit seiner Regierung zu cooperiren und sie zu vertheidigen, selbst bis in den Tod. Die nächste Versammlung sollte im folgenden April gehalten werden.

Um diese Zeit griffen Gladstone und die andern Führer der damaligen liberalen Opposition im britischen Parlament in ihren Reden die Annexion des Transvaal heftig an, sodaß man Gladstone und Genossen füglich als die englischen Vorkämpfer der Sache der Boers betrachten mochte; diese Reden ließen die Boers und ihre Freunde in Südafrika hoffen, daß, falls die in England bevorstehenden Neuwahlen Gladstone an das Ruder der Regierung zurückführen würden, was damals schon höchst wahrscheinlich war, die Annexion von England wieder aufgehoben werden würde.

Die Beschlüsse der Versammlung zu Wonderfontein wurden der englischen Regierung zu Pretoria in aller Form zugestellt, worauf der Administrator Bok, den Secretär, und Pretorius, den Präsidenten der„ ungesetzlich eingesetzten Regierung", als Rebellen verhaften ließ. Ihre Verhaftung steigerte die Aufregung, doch wurden beide Männer niemals vor Gericht gestellt. Man hoffte auch englischerseits noch

auf einen gütlichen Ausgleich. Der Administrator bemühte sich mit der Einführung einer reformirten Constitution, nach welcher der Regierung zur Seite stehen sollten: der Executive Council, bestehend aus größtentheils von der Regierung ernannten Mitgliedern, und der Legislative Assembly, bestehend aus größtentheils erwählten Mitgliedern. Kruger und Pretorius wurden vom Administrator wiederholt Sitze im Council angeboten, die sie aber ablehnten.

Inzwischen war Gladstone wirklich an die Spitze der britischen Regierung getreten. Die erste Thronrede nach seinem Amtsantritt aber verkündete „die Aufrechthaltung der britischen Suprematie im Transvaal". In der auf die Thronrede folgenden Debatte sagte Gladstone: „Die Hauptsache, die wir zu erwägen vorfanden, war die Existenz der zahlreichen eingeborenen Bevölkerung, die wir durch Einsetzung der britischen Herrschaft zu Dank verpflichtet zu haben glaubten." „Es wäre", sprach Lord Kimberley, Gladstone's Colonialminister, „unmöglich auszuführen, welches Unglück unser Rückzug der eingeborenen Bevölkerung verursachen könnte. Es würde beklagenswerth sein, wenn nach Aufwendung von so viel Blut und Geldmitteln eine Erneuerung der blutigen Rassenkämpfe einträte."

Die Boers sahen sich in ihren Erwartungen aufs bitterste getäuscht, wie die Führer auch sofort in einem an ihre Freunde in London gerichteten Telegramm ausdrücklich erklärten. Doch fanden damals keine öffentlichen Demonstrationen statt, auch wurden die von der Assembly aufgelegten Steuern ohne Widerstand, jedoch fast immer unter Protest bezahlt. Im October veröffentlichte eine Anzahl Bürger im „Volksstern", einer zu Pretoria erscheinenden Zeitung, die Erklärung, daß sie in Zukunft keiner Autorität Taxen zahlen würden außer ihrem eigenen gehörig constituirten Volksraad.

Bezuidenhout, ein Boer im Bezirk Potchefstroom, verweigerte Zahlung der Taxen. Eine Untersuchung vor dem Landdrost erwies, daß nur die Hälfte des eingeforderten Betrages zahlfällig sei. Bezuidenhout erklärte, er werde die schuldige Hälfte der Regierung der Republik entrichten, sobald dieselbe wieder eingesetzt sein werde; der britischen Behörde werde er nicht zahlen. Demzufolge wurde ein Wagen Bezuidenhout's von der britischen Behörde mit Beschlag belegt. Die Beamten des Landdrosten waren im Begriff diesen Wagen dem Meistbietenden zu verkaufen, als eine bewaffnete Schar Boers herangeritten kam, die Beamten forttrieb und den Wagen wegnahm.

Inzwischen wurde beschlossen, zum Januar eine Volksversammlung einzuberufen, um weiter über Mittel zu einem friedlichen Ausgleich zu berathen. Dies sollte jedoch der letzte derartige Versuch sein: wenn derselbe auch wieder mislänge, so sollte Gewalt angewandt werden.

Nach dem Vorfall mit Bezuidenhout sandte der Administrator den Major Clarke nach Potchefstroom, um dort zeitweilig als Landdrost zu fungiren. Mit dem Major kamen 300 Mann Infanterie. Das Aufgebot der Boers trat hierauf in verschiedenen Sammelplätzen des Bezirks zusammen. Kruger begab sich von Pretoria nach Potchefstroom, um seinen Einfluß für Aufrechthaltung des Friedens anzuwenden. Hudson, der Colonialsecretär (Minister des Administrators), kam gleichfalls und trat in Verkehr mit Kruger. Letzterer beschwerte sich, daß, obgleich

das Volk nur in Frieden protestire, obschon es noch eine Versammlung zu halten beabsichtige, um über Mittel zu einer friedlichen Lösung zu berathschlagen, es dennoch mit der Eintreibung von Taxen gequält und mit der Androhung von Militärgewalt gereizt werde. Kruger meinte, daß in den Taxquittungen ausdrücklich angeführt werden müsse, die Zahlung habe unter Protest stattgefunden.

Mittlerweile kamen die Boers überein, die nächste Volksversammlung anstatt im Januar, wie bisher beabsichtigt worden, bereits zum 8. Dec. einzurufen. Sir Owen Lanyon erließ eine Proclamation, in welcher unter Bezugnahme auf die Strafen, welche Personen durch den Besuch aufrührerischer Versammlungen oder durch Aufreizung zu aufrührerischen Handlungen sich aussetzten, bekannt machte, daß die Regierung alle fälligen Taxen streng einfordern werde und dem Gesetze gemäß alle Personen, welche sich ihrer Autorität widersetzten, in Strafe ziehen werde.

Die beabsichtigte Volksversammlung wurde aufgeschoben, um den entfernt wohnenden Boers Zeit zu dem Besuch derselben zu gewähren. Sie trat dann am 13. Dec. zu Paardikranz, einem Orte zwischen Pretoria und Potchefstroom, zusammen. Nach zweitägiger Debatte sprach die Versammlung ihre Weigerung aus, die bei dem Vorfall mit Bezuidenhout betheiligten Personen auszuliefern. Darauf erklärte die Versammlung feierlich die Wiederherstellung der Republik.

Am 15. Dec. zog dieselbe in Masse nach Heidelberg, einem Dorfe an der Heerstraße von Natal nach Pretoria, wo am 16. Dec. die Flagge der Republik aufgesteckt wurde. Darauf wurde eine Proclamation erlassen, in welcher die Beschlüsse von Wonderfontein wiederholt wurden. Auch nahm dieselbe besonders Bezug auf die Sand-River-Convention von 1852, in welcher die britische Regierung die Unabhängigkeit des Transvaal anerkannte. Die Stipulation der Convention, welche Sklaverei untersagte, sei niemals übertreten worden: das wurde besonders hervorgehoben. Schließlich wurde erklärt, weshalb der Bestand der „Regierung pro temp" (d. h. der englischen Regierung) so lange geduldet worden sei. Man habe von Ausführung der Beschlüsse von 1879 vorläufig Abstand genommen, weil es zunächst als Hauptsache erschienen sei, das Gelingen des Conföderationsprojects der Regierung zu verhindern, welches den Interessen des Transvaal Unheil gebracht haben würde. Man habe Frieden gehalten und beschlossen, die Taxen unter Zwang zu bezahlen, aber es habe unbeschreibliche Entrüstung erregt, als man sah, daß die Regierung pro temp die Wahrheit absichtlich verhehlt und für gut befunden habe, nach England zu berichten, das Volk sei zufrieden und bezahle die Taxen.

Der Volksraad trat zusammen und setzte die Herren Pretorius, Kruger und Joubert als ein Triumvirat ein, die Regierung zu verwalten, Pretorius als Präsidenten, Kruger als Vicepräsidenten und Joubert als Commandeur-en-Chef.

Von den Engländern wurde jetzt das Lager ihrer Truppen vor Potchefstroom stark verschanzt und befestigt; auch das Court-House, das Hauptquartier des Majors Clarke, wurde mit einer Abtheilung Truppen besetzt und befestigt. Am 15. Dec. kam eine Patrouille Boersreiterei in die Stadt, um die Proclamation der Volksversammlung drucken zu lassen, was von Major Clarke verboten wurde. Am 16. Dec. drang eine ebensolche Patrouille bis in die Nähe des Lagers von Pot-

chefstroom vor; die Engländer feuerten, und es wurden Schüsse gewechselt. Der Krieg hatte angefangen. Bereits am 14. hatte Sir Owen Lanyon das Verbot proclamirt, daß bewaffnete Scharen sich bis auf eine (englische) Meile einer Stadt nähern.

Nach dem Gefecht bei der Lagerschanze ritten die Boers in die Stadt. Als sie auf dem Marktplatze vor dem Court-House erschienen, feuerte die Besatzung des Gebäudes. Der Marktplatz wurde vom Lager aus bombardirt zur großen Gefahr der Stadt. Trotz der tapfern Vertheidigung der Besatzung erstürmten die Boers das Court-House, und die Engländer mußten sich ergeben. Die Mannschaft wurde jedoch auf Ehrenwort wieder freigelassen, nur Major Clarke und Raaf, ein abtrünniger Boer im englischen Dienste, als Gefangene zurückgehalten. Die Besatzung des Lagers behauptete sich gegen die Angriffe der Boers.

Zu Heidelberg standen 4000 Mann des Boersaufgebotes. Dem Sir Owen Lanyon war von dort aus die schriftliche Aufforderung übersandt worden, die Regierung dem Triumvirat der Republik friedlich abzutreten. Es wurden ihm 48 Stunden Bedenkzeit für die Antwort gelassen.

Die Engländer zogen die Besatzungen der meisten Städte nach Pretoria. Die Besatzung von Lydenburg, 250 Mann unter Oberst Anstruther, befand sich am 20. Dec. auf dem Marsche nach Pretoria. Als sie auf der Straße von Mittelburg sich einer Anhöhe näherte, kam ein Boer zu Anstruther, der den Truppen vorangeritten war, und überreichte ihm einen Brief. Der Brief erklärte, daß, bis die Antwort von Sir Owen Lanyon eintreffe, die Republik nicht wisse, ob sie sich im Frieden oder Krieg befinde. Deshalb müßten die Truppen Halt machen, wo sie sich befänden, bis die Antwort eintreffe. Oberst Anstruther antwortete, seine Ordre sei, nach Pretoria zu marschiren, und dorthin werde er marschiren. Ehe er jedoch seine Leute formiren konnte, welche längs der langen Wagenlinie einherzogen, wurden sie von einem furchtbaren Feuer von der Anhöhe herab begrüßt. Die Offiziere wurden fast sämmtlich sofort niedergeschossen, und in wenig Minuten war der größte Theil des Detachements kampfunfähig. Die Engländer hatten 86 Mann Todte, 26 Mann waren schwer verwundet. Der Oberst mußte sich ergeben. Die Boers, gleichfalls 250 Mann stark, welche von Heidelberg her marschirt waren, hatten nur 1 Todten und 5 Verwundete.

Somit begann der kurze, für die englischen Truppen überaus blutige Krieg, in welchem die Boers des Transvaal sich ihre Unabhängigkeit erst von neuem erkämpfen sollten, die ihnen Gladstone und die andern Führer der britischen Regierung bereits zuvor zuerkannt hatten.

Herculanum.

Von

Alfred Meißner.

Es öffnet sich das Haus dem Fest.
Erklinge, sanftgestimmte Leier,
Tönt, Flöten, wie beseelter West —
Der Abend gilt der Hochzeitsfeier:
Es führt bei duft'ger Fackeln Schein
Sallust die junge Gattin ein.

Ungleicher Bund! Doch wenig weiß
Der Römer von des Herzens Flügen —
Des Vaters bündigem Geheiß
Muß schweigend sich die Jungfrau fügen.
Wo Reichthum fordert, Macht begehrt,
Wird fügsam jeder Wunsch gewährt.

Schon mancher Römer, alt und grau,
Erkor des jungen Mai's Gespielen;
Was blickst so bang du, junge Frau,
Und blickst so finster auf die Dielen?
Am Becher schleun'ge sich der Puls,
Und schon erklingt das Lied Catull's:

Morgen liebe, wer die Liebe
Nie gekannt —
Morgen liebe, wer die Liebe
Schon empfand —

Das Lied verstummt, denn ein Getos
Vermischt sich jetzt mit einem Beben,
Als wolle etwas, Stoß um Stoß,
Sich aus der Erde Innerm heben.
Empfindung plötzlicher Gefahr,
Noch unbestimmt, erfaßt die Schar.

Des Himmels Blau, dem Meer vermählt,
War ohne Trübung, Woch' um Woche;
Doch wer dem Berg genaht, erzählt,
Daß es im Innern koche, poche,
Als ob der Feuergott, Vulcan,
Dort seine Schmiede aufgethan.

Die Rebe krankt' an gift'gem Thau;
Wo auch die Magd dem Brunnenrohre
Den Krug anlegt, es füllt' ein lau
Und schweflig Wasser die Amphore;
Todt aus den Lüften, blau und klar,
Fiel eine ganze Vogelschar.

Und stiller wird es denn zuvor.
Da folgt ein zweiter Schlag — es schwanken
Des Zimmers Wände wie empor
Im Sturm gehobne Schiffesplanken.
Ein dritter Stoß, ein Donnerkrach —
Dem Berg entströmt ein Flammenbach.

Hinaus! Den Ausweg rasch gesucht!
Die Lichter löschen aus, die Lichter —
Geschrei und Rasen wilder Flucht —
Erstickend wird die Luft und dichter.
Doch schon der Ausweg ist ein Kampf
In Finsterniß und Schwefeldampf.

„Bricht denn das End' der Welt herein?"
Lavinia denkt's — ihr Fuß will stocken.
„Was will der jähe Flammenschein?
Erstickt die Welt in Aschenflocken?"
Da grüßt sie ein bekannter Ton:
„Ich bin dir nah, ob alle flohn." —

„Du bist's, Myrtill?" — „Ich sucht' den Tod,
Auf deiner Schwelle wollt' ich sterben;
Nun wird mein Helfer in der Noth
Der andern Sterben und Verderben.
Zum mindsten raub' ich dich dem Feind,
Der mich beraubt, — und Tod vereint." —

„Was fassest du mich an so wild?
Ich hab' vor deinem Blick ein Grauen.

Zum Tempel will ich und dem Bild
Der großen Göttin mich vertrauen —"
„Heut schützt nicht Tempel und Altar,
Die Götter selbst sind in Gefahr!

„Hör' mich, es sterben insgesammt
Die sich an diese Scholle binden;
Doch denk' ich bei dem Schein, der flammt,
Noch am Gestad' mein Schiff zu finden.
Zur Rettung überlaß dich mir!
Versagst du's — sterb' ich gern mit dir." —

„Und bin ich jenes Gattin nicht?" —
„Nicht mehr! Ihm und dem Tode raube
Ich dich." — „Weh' uns! die Welt zerbricht
Und sargt uns ein mit ihrem Staube,
Die Erde und der Himmel loht —
Ach, diese Nacht ist mehr als Tod!"

Er fühlt, indeß er sie umfaßt,
Des Herzens Schlag, des Busens Schwellen;
Nicht sträubt sich mehr die holde Last,
Die ihm anheim die Götter stellen.
Er hebt empor, die sanft geschmiegt
An seinem Herzen weinend liegt.

Hinab die Gassen, lang und schmal!
Er trägt sie fort auf kräft'gem Arme,
An ihm vorüber, bleich und fahl,
Jagt flüchtig Volk in wildem Schwarme —
Und vorwärts, vorwärts seine Bahn
Treibt ihn der Lavaschlangen Nahn.

Am Saum der Mauer ruht er aus.
„Erlöschen Mond und Sternenfunken,
Was kümmert mich noch Nacht und Graus —
An deinem Busen lieg' ich trunken!
In einem Kuß, in einem Hauch
Verschmelzen — wär's der letzte auch!"

Sie spricht: „Wie ist an deiner Brust
Das Leben mir noch eins so theuer!
Doch pflichtvergessen, schuldbewußt,
Erreicht mich noch ein rächend Feuer.

Vergessen hab' ich Stolz und Ehr' —"
„Doch gibt's auch keine Wiederkehr!"

Nun irren sie dahin, nun stehn
Sie still und schaun zurück. Es brennen
Paläste, Hallen, Propyläen;
Im Isistempelraum erkennen
Sie den gedrängten Menschenknäul —
Her durch die Nacht dringt das Geheul.

Der Circus wogt, ein rother See,
Deß Ränder hoch und höher steigen;
Es schmilzt und birst des Marmors Schnee,
Man sieht die Statuen sich neigen
Und niedertauchen in die Glut —
Wie Frau'n in eines Bades Flut.

Fort, fort! Nun sind sie schon am Meer!
Schon sengt die Asche die Sandalen.
Da steht das Schiff — drauf kam er her —
Die Wellen ringsum blutroth strahlen,
Und in das Schiff, still, ohne Laut,
Legt er die sterbensmatte Braut.

„Lavinia, du lebst, du lebst —
Und Rettung blüht uns in der Ferne.
Ach, wie du fieberst, wie du bebst,
Sieh nur, das ist das Licht der Sterne!"
Und übers Meer mit müdem Leib
Führt er das schwererrungne Weib.

Nach dreier Tage Dunkelheit
Zeigt wieder ihr Gesicht die Sonne —
Doch fahl, als ob für alle Zeit
Der Glanz geraubt dem Strahlenbronne.
Mit Schaudern streift der Blick hinan
Und sieht des Berges Werk gethan.

Campania Felix ist ein Grab,
Die holde Stadt der Aphrodite
Ist eingesargt, daß, wo hinab
Sie sank, kein fremdes Aug' erriethe.
Von Capris Küste blickt ein Paar
Hinüber, wo die Stadt einst war.

Chronik der Gegenwart.

Musikalische Revue.

Die baireuther Festspielzeit hat den musikalischen Principienstreit wieder auf die Tagesordnung gebracht. Fanatische Anhänger und Gegner Richard Wagner's haben sich mit Erbitterung den Fehdehandschuh hingeworfen und der Kampf ist in der gesammten Presse zum Austrag gekommen. Eine sorgfältigere Beobachtung des ganzen Kampfspiels läßt unzweideutig erkennen, daß mehr und mehr die Bedeutung des Componisten-Dichters in der rechten Weise gewürdigt und sein Verdienst um die musikalisch-dramatische Kunst anerkannt wird. Selbst die heftigsten Anti-Wagnerianer, welche bekanntlich durch die „Baireuther Blätter" auch persönlich gereizt worden sind, vermögen die Genialität in der Erscheinung des Tonmeisters nicht abzuleugnen und begnügen sich jetzt mit Angriffen auf Einzelheiten. Hat doch sogar Eduard Hanslick, der, beiläufig bemerkt, den frühern Werken Wagner's, wie „Tanhäuser" und „Lohengrin", volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, in seinen Beurtheilungen des „Parsifal" dem zweiten Act des Werkes Aufmerksamkeit geschenkt und Lob gezollt, sodaß jeder Unbefangene die große Wirkung der Verführungsscenen auf den geistvollen wiener Kritiker zu ermessen vermochte. In der That gehört auch jener zweite Act zu dem Bedeutendsten, was aus der Feder Wagner's geflossen ist; die dramatische Wirksamkeit desselben übertrifft sogar weitaus das Meiste seiner effectvollsten Scenen. Nach dem Anhören des graziösen Blumenmädchenreigens und der in mächtiger Steigerung sich entwickelnden Verführungsmusik gewinnt die Bewunderung vor der Elasticität eines der Welt im Jahre 1813 geschenkten musikalischen Schöpfergeistes die volle Herrschaft, eines Geistes, welcher trotz der zurückgelegten langen Schaffensbahn von keinem andern musikalischen Productionstalent der Gegenwart überflügelt wird. Wagner's Concurrenten haben früher oft geflissentlich hervorgehoben, daß seine dichterische Kraft, die Poesie seiner Texte die große Gewalt über die Massen ausübe, daß aber die Musik nur Nebensache sei. Die Zeit hat wol jeden Vorurtheilsfreien von der Unrichtigkeit dieser Ansicht gründlich überzeugt; denn ein gesprochenes dramatisches Werk von Richard Wagner würde entschieden gänzlich ungenießbar sein, ebenso wirkungslos wie ein gesprochener „Don Juan" oder „Fidelio"; die von der musikalischen Kraft in das Empfindungsleben hineingezogenen leidenschaftlichen Scenen würden zum Theil gleichgültig lassen, zum Theil sogar lächerlich wirken, weil das gesprochene Drama eine ganz andere, dem Wortausdruck eben entsprechende Form verlangt, und das Resultat wäre schließlich Langeweile. Diese Langeweile tritt sogar trotz der mitwirkenden Musik bei einzelnen Episoden ein, in welchen das dialogisirende Element und das Wort im recitativischen Ausdruck ohne symphonische Entfaltung der Instrumentalität nach der Absicht des Tondichters herrscht. Die längern Unterredungen der Götter in den „Nibelungen" geben hierfür hinreichende Belege. Aber allenthalben in den Scenen, in welchen Wagner sein musikalisches Empfindungsleben und seine orchestrale Macht im symphonischen Aufbau entwickelt, zieht er die Hörer mit Allgewalt an; der Sieg ist ihm dann trotz des Widerstrebens gegen seine dramatischen Principien unbedingt sicher. Daß

der Meister die durch tüchtige Striche leicht zu beseitigenden dichterischen Schwächen in seinen „Nibelungen" selbst gefühlt hat, beweist der von uns bereits an dieser Stelle erörterte „Parsifal"-Text, welcher das Streben nach Kürze und Prägnanz des Wortausdrucks deutlich erkennen läßt. Der Musik den weitesten Spielraum zu gönnen, war hier die Absicht des Meisters; die Tonkunst wirkt auch gerade in dem erwähnten zweiten Act und in der Charfreitagsfeier so bedeutend, daß beide fast die musikalischen Höhepunkte in den frühern Schöpfungen des Meisters übertreffen. Es soll dabei durchaus nicht geleugnet werden, daß sich Richard Wagner weit über die sogenannten Librettodichter erhebt; aber es sei besonders hervorgehoben, daß seine dichterische Wirksamkeit nur für die dramatische Musik sehr ersprießlich war. Der Meister ist nicht ein absoluter Wortdichter; der Wortdichter Wagner wird von dem Tondichter inspirirt; jede poetische Musik setzt sich bei ihm sofort in Musik um, und diese ist es, mag der Dichter Wagner selbst dies zugeben oder nicht, welche bestimmenden Einfluß ausübt auf die gesammte dramatische Exposition. Die Worte in seinen Textbüchern hätten ihn trotz allen Respects vor seiner Gedankenkraft gewiß nicht populär gemacht; man beobachte aber die Programme der verschiedenen Garten- und Volksconcerte, ob nicht jetzt sogar untergeordnete Orchester den Brautzug aus „Lohengrin", den „Tanhäuser"-Marsch, den Pilgerchor, „Meistersinger"-Potpourris, Siegfried's Tod und Trauermarsch u. s. w. reproduciren und mit solchen Musikstücken aus Wagner's Opern großen Anklang finden. Die Meinung, daß Wagner's Musik außerhalb der Bühne keine Wirkungsfähigkeit besitze, wird durch solche beweiskräftige Argumente vollständig besiegt.

Den letzten Trumpf in dieser Richtung hat der Leiter des wandernden Richard Wagner-Theaters, Angelo Neumann, ausgespielt, dessen Richard Wagner-Concerte in den verschiedenen größern Musikstädten Deutschlands eine eminente Anziehungskraft ausüben. Die Berichte über dieselben sind zum größten Theil enthusiastische, und die gegnerischen Stimmen lassen sich nur in fast kleinmüthigen Auslassungen vernehmen, namentlich dem Umstande gegenüber, daß irgendwelche Opposition während der brausenden Beifallssalven des Publikums nicht aufkommen konnte. Allerdings ist bei dieser Tournée des genannten, durch seine Findigkeit in der Gewinnung von Talenten, durch seinen ausdauernden Fleiß und seine unbeugsame Energie hinreichend bekannten Theaterleiters nicht zu vergessen, daß er mit Reproductionskräften ersten Ranges arbeitet und als musikalischen Leiter einen Musiker besitzt, dessen Directionsgenie von Richard Wagner selbst als ein hochbedeutsames hingestellt worden ist. Anton Seidl, ein nicht allein auf Wagner'sche Tondramen unter der Leitung des Schöpfers besonders vorbereiteter, sondern überhaupt ein vorzüglich durchgebildeter, vielseitiger Musiker, dessen Direction der Gluck'schen Meisterwerke am leipziger Stadttheater unvergessen bleibt, hat aus einem Orchester, dessen Mitglieder vorher niemals zusammen musicirten, ein Ensemble gebildet, welches die Anerkennung strenger und für das Classische in der Tonkunst eintretender, der technischen Accuratesse huldigender Kunstrichter gefunden hat. Ludwig Meinardus in Hamburg, ein trefflicher Componist und vorzüglicher Kritiker, widmet der Seidl'schen Directionskunst und den Ausführungen des Instrumentalkörpers, unter welchen die Wiedergabe der „Tanhäuser"-Ouverture dominirte, warme Lobesworte; desgleichen hebt er die vocalen Leistungen des berühmten Ehepaares Vogl und der gefeierten Künstlerin Frau Reicher-Kindermann, deren Vorträge als geradezu fascinirende bezeichnet werden, in enthusiastischer Würdigung hervor, wie auch die Ansicht von ihm mit Energie vertreten wird, daß nicht der Dichter, sondern der Musiker Wagner die Siege erstritten habe. Möchten nun die Concurrenten des Componisten Wagner nicht mehr sich entschuldigen, daß sie nicht solche Textbücher verfassen könnten, sondern möchten sie nur beweisen, daß sie im Stande seien, ein solches Finale zu schreiben, wie dasjenige im ersten

Act des „Lohengrin" oder im letzten Act der „Meistersinger", oder solche Scenen, wie sie in der „Götterdämmerung" enthalten sind, z. B. der Schmerz Brunhildens nach Siegfried's Tod, oder der Schluß des ersten Acts der „Walküre"! Solange die Concurrenten nicht beweisen, daß sie solche musikalische Leistungen zu bieten vermögen, müssen wir Richard Wagner als den bedeutsamsten musikalischen Componisten der Gegenwart anerkennen. Auch der heftigste principielle Gegner wird nicht im Stande sein, gegen diese Ansicht einen kräftigen Gegenbeweis anzuführen.

Es existirt ein Musiker, dessen Genie groß genug wäre, sich neben Wagner zu halten, wenn nicht die Zersplitterung seiner Kräfte und die Hast in der compositorischen Ausführung der Production einigen Werth hinwegnähme. Anton Rubinstein, dieser von uns oft als Genie ersten Ranges gepriesene Tondichter, wäre bei mehr Beschränkung der Schreibthätigkeit und größerer Sorgfalt in der Ausarbeitung wol fähig, auch auf der Bühne eine Herrschaft zu erringen, welche sich neben derjenigen Wagner's zu halten vermöchte. Die bisher veröffentlichten Werke, von welchen die „Makkabäer" bald auf dem leipziger Theater erscheinen werden, lassen aber deutlich erkennen, daß der genialen Production die tiefere Gedankenverarbeitung zuweilen fehlt, und daß die Leichtigkeit im Schaffen nicht durch Gründlichkeit allenthalben unterstützt wird. Ein längerer Aufenthalt in Deutschland würde den hochbegabten Tondichter den Platz finden lassen, wo er nach stillem, ruhigem Denken das Scepter zu schwingen vermöchte.

Neben jenen Heroen der Gegenwart hat auch das musikalische Talent von geringerer Tragweite den ihm gebührenden Lohn gefunden, sobald es durch Fleiß und Noblesse in der Gesinnung unterstützt wurde. Ein solches Talent zeigt sich uns in dem Componisten der am 17. Sept. am leipziger Stadttheater zur Aufführung gebrachten Oper „Das Käthchen von Heilbronn". Der musikalische Autor, Karl Reinthaler in Bremen, dessen Oratorium „Jephta" den höchsten Respect vor dem Wissen und Können des Tondichters abnöthigt, hat das von Heinrich Bulthaupt verfaßte Textbuch benutzt. Auf dem Titelblatt desselben ist angegeben, daß es „frei nach H. von Kleist's gleichnamigem Schauspiel geschaffen worden sei". Der Vergleich beider Dichtungen führt zu dem Resultat, daß in dem Bulthaupt'schen Textbuche eine Neudichtung vorliegt, welche nur einzelne Momente des Kleist'schen Ritterschauspiels enthält, in der Verwerthung dieser Motive aber eine ganz selbständige Ausführung erkennen läßt. Sogar die im Kleist'schen Schauspiel nicht unwichtige Mitwirkung des Kaisers ist von Bulthaupt ganz unbenutzt gelassen, sodaß sein Käthchen gar nicht als die Tochter des Kaisers, wie in dem Kleist'schen Werke, sondern als das einfache Bürgermädchen erscheint, welches der Graf vom Strahl, durch die herrliche Seele des reinen, unschuldigen Kindes bezwungen, zu seiner Rangstufe emporhebt. Trotz der unbedingt nothwendigen Kürze in der Charakteristik des Hauptcharakters ist es dem Dichter des Textbuches gelungen, die Gestalt des Käthchen in edler Einfachheit mit dem ganzen Zauber der träumerisch weichen Seele und mit jener der Tugend des Mädchens eigenthümlichen Energie in der Handlungsweise desselben zu zeichnen. Allenthalben tritt das gute Kind mit der innigsten Liebe zum Grafen als Lichtgestalt hervor, welche mit raschem Handeln die rettende That vollbringt und das Werk der vom Rheingrafen vom Stein gebrüteten Rache zerstört. Der Gegensatz zu der die Männerherzen durch Ränke und List bestrickenden Kunigunde, der mit dem Grafen vom Strahl verlobten Freifrau von Thurneck, ist von dem gewandten Textdichter so glücklich in den Vordergrund gestellt worden, daß auch diese herzlose, eifersüchtige Kunigunde mit ihren nichtswürdigen Anschlägen auf das Leben Käthchen's in der dramatischen Entwickelung als fertiges Gegenbild hervortritt. In Berücksichtigung der musikalischen Composition mußte es sich der Textdichter natürlich versagen, eine eingehendere Charakteristik zu liefern. Er mußte sogar nothwendigerweise alle Scenen

unbeachtet lassen, welche im Kleist'schen Drama der Kritik und Satire angehören. Nur die Arglist und die satanische Nichtswürdigkeit der von bösen Leidenschaften geleiteten Kunigunde konnten ihm einige Züge geben zu Charakterisirung der boshaften Nebenbuhlerin Käthchen's. Eine Schilderung ihres Wesens, wie sie im Kleist'schen Schauspiel z. B. der Burggraf von Freiburg gibt, mußte aus musikalischen Gründen vollständig ausgeschlossen bleiben. Hätte der Textdichter jene vernichtende Kritik des Burggrafen, welcher in der Oper gar nicht existirt, dem treuen Knappen Gottschalk in den Mund gelegt, so würde doch der Componist unter allen Umständen ein Veto eingelegt haben; denn Freiburg schildert Kunigunde mit den Worten: „Sie ist eine mosaische Arbeit, aus allen drei Reichen der Natur zusammengesetzt. Ihre Zähne gehören einem Mädchen aus München, ihre Haare sind aus Frankreich verschrieben, ihrer Wangen Gesundheit kommt aus den Bergwerken in Ungarn, und den Wuchs, den ihr an ihr bewundert, hat sie einem Hemd zu danken, das ihr der Schmied aus schwedischem Eisen verfertigt hat." In dem Kleist'schen Schauspiel ist ihre List so groß, daß sie sogar die edle Mutter des Grafen vom Strahl über ihre Person geschickt zu täuschen versteht. Auch diese Mutter im Schlosse des Grafen vom Strahl findet sich nicht vor im Textbuche: vielmehr verlegt der Opern-Librettoverfasser mit glücklichem Griff die Handlung in das Schloß Kunigundens, welche hier als Wirthin erscheint, während sie im Kleist'schen Stücke von der Mutter des Grafen im Schlosse desselben bewirthet wird. Heinrich Bulthaupt läßt den Grafen zu Kunigunden sagen: „Du bist die Wirthin und entziehst dich uns?" worauf sie antwortet: „Ich bin die Hausfrau. Daß in Schloß und Garten für meinen Ritter alles wohlbestellt, späh' ich umher. Willst du dein Reich beschauen?" Alle Vorgänge, welche nach Kleist als mitwirkende Ursachen zur Verlobung des Grafen mit Kunigunde beitragen, konnten also nur ganz schwach angedeutet werden, damit der Tondichter nicht durch ermüdende Längen des Textes in der Entfaltung seiner künstlerischen Kraft behindert würde. Ueberhaupt hat das Textbuch, wenn man von absolutem poetischen Werth absieht, den Vorzug, in kurzen Zügen die dramatischen Bilder klar dargelegt, in logischer Aufeinanderfolge, soweit dies bei dem verarbeiteten Stoff nur irgend möglich war, verknüpft und in dramatisch-wirksamer Form im einzelnen durchgeführt zu haben.

In dem Componisten Karl Reinthaler ist der rechte Autor zur musikalischen Gestaltung gerade dieses Stoffes gefunden worden. Seiner Oper wurde bekanntlich bei der Beurtheilung von Concurrenzarbeiten von den Preisrichtern der Preis zuerkannt. Das gediegene musikalische Wesen des Tondichters, dessen Werke den fertigen, vielseitigen Meister zeigen, war ganz geeignet zur Erfassung der romantischen Handlung, und seinem wahren, natürlichen Empfinden mußte die Gestalt des unschuldvollen Käthchen besonders sympathisch sein. Reich erfahren im Vocal- und Instrumentalsatz, die verschiedenen Formen in der Monodik und Polyphonie vollständig beherrschend und durch eine treffliche Geistesbildung unterstützt, vermochte der musikalische Schöpfer der prächtigen „Bismarck-Hymne", von Oratorien, Instrumentalwerken und lyrischen Tonbildern, die Charaktere des Textbuches in ihrer Eigenthümlichkeit musikalisch auszugestalten und ebenso durch glückliche Erfindung wie durch gediegene Verarbeitung der Gedanken dem Walten der Tonkunst die Herrschaft zu sichern, dadurch aber auch dem dramatischen Vorgang die rechte Wirkungsfähigkeit zu geben. Schon im Vorspiel, welches den Traum Käthchen's, der auch aus dem Kleist'schen Drama bekannt ist, jenes Gespräch zwischen dem Grafen vom Strahl und dem im Schlaf sprechenden Käthchen schildert, wodurch die Katastrophe zu Gunsten Käthchen's und die vollständige Vereinigung der Herzen herbeigeführt wird, fesselt der Autor den Zuhörer durch edle Haltung und sinnige Gedankenentwickelung, worauf im ersten Act der kräftige Männerchor „Lodernde Flammen" von seiten der Schmiedegehülfen ertönt, aus welchem das Solo des

Waffenschmieds zu Heilbronn, des Theobald Friedeborn, charakteristisch hervortritt. Sogleich wird auch das vom „glanzenden Traum" berückte Käthchen eingeführt, das von der Schaffnerin Lenore im Friedeborn'schen Hause über den entbrannten Ritterstreit unterrichtet wird und Aufklärung darüber erhält, daß der Rheingraf vom Stein in Liebe zu Kunigunden entbrannt, sich dieselbe erstreiten will in der Fehde mit dem Grafen vom Strahl, der bereits die Freifrau von Thurneck geborgen habe. Durch diese musikalisch sehr geschickt und kräftig ausgeführte Scene wird der Hörer mitten in die Handlung hineingezogen, während eine Benutzung des Kleist'schen Femgerichts mit den Auseinandersetzungen zwischen Graf vom Strahl und Theobald nur Ermüdung erzeugt haben würde. Die Schilderung Gottschalk's von den Rittertugenden des Grafen hebt sich aus dem Ensemble prächtig heraus und verleiht demselben eine reizvolle Abwechselung. Zur vollen Wirkung gelangt auch dann das Terzett zwischen Lenore, Gottschalk und Theobald inmitten des kraftvoll ertönenden Männerchors: „Nun nehmt die Lanze, schwingt das Schwert." In der zweiten Scene ist es nun der Traum, welchen Käthchen der Lenore erzählt, dessen Inhalt das Interesse des Hörers gewinnt. Ohne durch Originalität in der melodischen Erfindung und harmonischen Durchführung zu glänzen, läßt doch diese Traumerzählung ein inniges Mitempfinden von seiten des Tondichters erkennen, der mit einfachen Mitteln die Seele des Mädchens in seinen Tönen offenbart und in edelm Arioso die innere Bewegung desselben dem Herzen des Hörers nahelegt, wodurch auch die spätere Haltung Käthchen's ihrem geliebten Ritter gegenüber motivirt erscheint. Die männlich-schöne Erscheinung und kräftige Gestalt des Grafen wirkt nach solchem Vorgange um so mehr, wenn auch nicht verkannt werden kann, daß die Kürze in der Charakteristik die Handlungen des Grafen gegenüber der dramatischen Exposition Kleist's etwas abgeschwächt erscheinen läßt. In der Oper, wo er hauptsächlich als Liebhaber auftreten muß, kommen die ritterlichen Eigenschaften nicht in dem Maße zur Geltung wie im Drama, wo die weitere Ausführung der Einzelheiten der Schilderung des Ritterwesens bei weitem günstiger war.

Demnoch hat der Componist durch seine Töne mehrfach den Mangel in dem dramatischen Bilde zu verdecken gewußt und insbesondere durch consequente musikalische Durchführung eine gewisse Einheit in der Charakterentwickelung erzielt, welche für die Wirkung der Grafenpartie ungemein nützlich ist. Daß mit Käthchen's Sprung durch das Fenster der Act abgeschlossen wird, ist ein sehr glücklicher Einfall; denn scenisch wirkend bot diese That zugleich dem Componisten die Gelegenheit, mit der Musik rasch und kräftig dem Ende zuzueilen.

Im zweiten Act zeigt sich der Tondichter als Beherrscher des mehrstimmigen Satzes in sehr vorheilhafter Weise. Die Stimmen sind glücklich zum harmonischen Ensemble benutzt und in den Steigerungen bekundet sich gesunde Modulationskraft ohne erkünstelte, unnatürliche Wendungen. Zugleich gelangt hier der hohe Baß des Rheingrafen zu seinem Rechte, während im ersten Act der Tenorist in der Gestalt des Grafen vom Strahl und der Bassist Theobald Friedeborn gegenüber den Solostimmen des Käthchen (Sopran) und der Lenore (hoher Alt) das Ensemble stützten. Der racheglühende Rheingraf ist in der That in der dritten Scene dieses Actes das dramatische Hauptmotiv, welches ohne Einschränkung mit kraftvoller Action die Situation beherrscht. Zu den wechselreichen Chören in der vierten Scene bildet dann das Terzett zwischen Gottschalk (dem treuen Knappen des Grafen vom Strahl), dem Rheingrafen und dem Thürmer, welche sich anschicken, nach Herzenslust im Keller zu zechen, ein prächtiges Gegenstück nach Art des Marschner'schen Trinkliedes im „Vampyr", wonach das Duett zwischen Kunigunde und ihrem Verlobten, an sich zwar eine schöne lyrische Composition, mehr als eine Concession an die äußere Wirkung erscheint, denn als eine nothwendige Folge in den Handlungen des Ritters, dessen Ausdrucksweise den verliebten Schwärmer

kennzeichnet, ohne die anziehenden Charaktereigenschaften des Ritters hervortreten zu lassen. Der Monolog Käthchen's aber mit der reizenden Instrumentation erzielt einen tiefern nachhaltigern Eindruck. Im Gegensatz zu dieser lyrischen Offenbarung des kindlich reinen Herzens steht dann jene aufregende Scene, in welcher der Componist mit dem Aufgebot der rechten Mittel die einschneidende Satanstücke der Kunigunde, auf deren Befehl Käthchen von Hunden zu Tode gehetzt werden soll, ferner die Ueberraschung des Grafen vom Strahl, die Angst des Vaters Theobald, die Energie Käthchen's und das Erstaunen des Volkes in sehr gelungenem Ensemble geschildert hat. Auch das rührende Duett im dritten Act zwischen Käthchen und dem Vater ist mit warmer Antheilnahme der Seele und mit zarter Empfindung geschaffen; auch ist die Episode, welche den Rheingrafen und seine Getreuen auf dem nächtlichen, von Käthchen belauschten Rachezuge darstellt, ein sehr gelungenes dramatisches Tonbild; vor allem aber zeichnet sich der Monolog des Grafen vom Strahl aus, welcher, gehoben durch charakteristische Verwendung der Orchesterinstrumente, den ritterlichen Sinn und das Aufraffen der Seele in kräftigen Rhythmen, getragen von edler Harmonik, darlegt. Die Sechzehntelfigur umspielt bald schmeichelnd, bald in markigen Tonfolgen die Melodie des Sängers, welche ganz der Situation entsprechend im Ariosostil und nicht in der strengern Form einer Arie gehalten ist, ohne jedoch das feste rhythmische Band in der Gedankenfolge fallen zu lassen. Von den letzten Scenen ist nicht allein das Ensemble während des Feuers auf der Burg von Interesse, sondern auch die Befragung des schlafenden Käthchen von seiten des Grafen vom Strahl muß bei den Hörern rege Theilnahme erwecken.

Das ganze Werk verdient in Wahrheit die Aufmerksamkeit und den Beifall des Publikums in reichem Maße. Von einem Musiker geschaffen, dessen Denken und Empfinden an Mozart, Beethoven und Weber anknüpft, ohne sich den Errungenschaften der Neuzeit auf dramatischem Gebiete zu verschließen, hat derselbe ein Resultat erreicht, welches gegenüber der verlorenen Zeit so manchen Tonsetzern der Gegenwart als ein beneidenswerthes erscheinen muß. Ohne Nachahmung einer bestimmten Richtung zeigt sich der Tondichter in natürlicher Kraft und offenbart sich in einer aus seinem Herzen kommenden Tonsprache, ohne daß er den Anspruch erhebt, mit seinen Tönen in die Zeitströmung epochemachend einzutreten. Gesundes Wesen, tüchtiges Können, edles Streben zeichnen sein Werk vor vielen andern aus, ja es wird gegen das Urtheil kaum anzukämpfen sein, daß von den in neuester Zeit producirten deutschen Opern, von welchen wir nur Neßler's „Rattenfänger", Kretschmer's „Heinrich der Löwe" und „Folkunger", Klughardt's „Iwein", Henschel's „Lanzelot" nennen, „Das Käthchen von Heilbronn" die hervorragendste That ist, sobald man eben von dem Bühnenbeherrscher Richard Wagner absieht. Die theilweise gelungene leipziger Aufführung war von der Art, daß man den Inhalt des Werkes klar zu erkennen vermochte; derselbe ist so geartet, daß dem Tondichter Karl Reinthaler das „Käthchen" als die bedeutendste unter seinen Leistungen angerechnet werden muß.

Die neue Ausgabe des „Handlexikon" von August Reißmann, welches unter seinen Nebenbuhlern die erste Stelle behauptet, wird sich eine solche Thatsache nicht entgehen lassen, denn es waltet in dem Lexikon offenbar das Bestreben vor, die Jetztzeit hauptsächlich zu berücksichtigen und von gänzlich unparteiischem Standpunkt aus die Gegenwart zu würdigen. Das in einem stattlichen Bande vorliegende „Handlexikon der Tonkunst" von August Reißmann, diesem ungemein fleißigen und kenntnißreichen Musikgelehrten, bringt in kurzer, klarer Darstellung die hauptsächlichsten Resultate der Wissenschaft und Praxis in der Musik, welche in der großen „Musikalischen Encyklopädie" desselben Autors in eingehenden Erörterungen dem Publikum vorgeführt worden sind. Es haben diese beiden Werke trotz der Viel-

gestaltigkeit des Stoffes so großen Anklang gefunden, daß vorläufig irgendein anderes Unternehmen in dieser Richtung den lexikographischen Werken Reißmann's den Rang nicht streitig machen kann. Auch die Biographien desselben, unter welchen die Würdigung Sebastian Bach's besonders rühmend zu erwähnen ist, sind vom Publikum sehr beifällig aufgenommen worden, wie der schnelle Absatz hinlänglich beweist. Reißmann hat sich eine solche Popularität errungen, daß seinen Werken trotz der zahlreichen Anfeindungen einiger Gegner ein bedeutendes Absatzgebiet gesichert ist.

Politische Revue.

18. October 1882.

Der Wahlkampf in Preußen ist seit längerer Zeit entbrannt; das Bild, das er gewährt, ist dasjenige auffallender Zerfahrenheit, indem die beiden großen Gesammtparteien, die conservative und die liberale, zu keiner Einigung über die wesentlichsten Punkte kommen können und selbst innerhalb der einzelnen Parteigruppen sich schroffe Verschiedenheiten der Anschauungen und tiefgreifende Spaltungen bemerkbar machen.

Wenn der rechte schleswig-holsteinische Flügel der Fortschrittspartei unter Führung Hänel's Fühlung mit den Nationalliberalen sucht und sowol dadurch wie durch seine Opposition gegen die berliner Centralleitung der Partei mehr oder weniger schon in das Lager der Secessionisten übergegangen ist, wenn einer der letztern, Lasker, in gleichem Sinne wirkt und in Gotha für die Verschmelzung der liberalen Parteien warme Reden hält: so tritt der Eugen Richter'sche Theil der Fortschrittspartei, d. h. die überwiegende Mehrheit derselben, den Nationalliberalen nach wie vor feindlich gegenüber und stellt auch in den Kreisen, in welchen seit längerer Zeit nur Nationalliberale gewählt worden sind, fortschrittliche Gegencandidaten auf. In den Flugblättern der Fortschrittspartei wird den Nationalliberalen ihr Sündenregister vorgehalten: dahin gehört hauptsächlich, daß sie sich gegen den Steuererlaß, für die geheimen Fonds, für die Verstaatlichung der Eisenbahnen und für das Kirchengesetz von 1880 erklärt hätten. Die Nationalliberalen vertheidigen sich aufs eifrigste: auch die Fortschrittspartei habe nur aus taktischen Gründen den Steuererlaß acceptirt, um sich nicht in Zugeständnissen von der Regierung überbieten zu lassen, und erklärt, daß sich sonst weder ein einmaliger noch ein dauernder Steuererlaß rechtfertigen lasse. Ein durch Anleihen gedeckter oder zu deckender Steuererlaß sei immer eine Anomalie. Für geheime Fonds würden in allen Staaten den Regierungen bestimmte, wenn auch bescheidene Procente der Staatseinnahmen bewilligt: es sei dies eine allgemeine constitutionelle Sitte, von der man nicht ohne offenbare Feindseligkeit oder Kriegserklärung gegen die Regierung abweichen könne. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen habe einen Ueberschuß von sehr vielen Millionen gebracht, und in Bezug auf die kirchliche Gesetzgebung habe die nationalliberale Partei nur für Abänderung zweier unwesentlicher Punkte, wohl aber gegen die discretionären Vollmachten, gegen die Begnadigung der Bischöfe gestimmt. Die Fortschrittspartei dagegen werde von Windthorst, für dessen Anträge sie wiederholt gestimmt habe', begünstigt, und in einzelnen Wahldistricten, wie in Solingen, stelle die Centrumspartei den Nationalliberalen Fortschrittler gegenüber. Windthorst erklärte in Köln, daß, wo ein klerikaler Candidat oder ein Conservativer der strictesten Observanz nicht durchzubringen sei, „ein Fortschrittsmann in Wasserstiefeln" gewählt werden müsse.

Wenn die nationalliberale Partei in der Versammlung bisheriger Landtagsabgeordneter in Berlin am 8. Oct. vom Erlaß eines Wahlaufrufes abzusehen

beschloß, so haben doch einzelne Centralausschüsse, wie derjenige der Rheinprovinz, solche Aufrufe erlassen; und es ist beachtenswerth und mag jene Wahltaktik des Centrums rechtfertigen, daß gerade die antiklerikalen Bestrebungen der Nationalliberalen hier einen sehr scharfen Ausdruck finden; sie wollen den Anmaßungen des Ultramontanismus und der kirchlichen Reaction gegenüber an den Errungenschaften der Geistesfreiheit und der Unabhängigkeit wissenschaftlichen Forschens festhalten, die Schule dem Hader der Confessionen und den antinationalen Einflüssen entheben und der Leitung durch den Staat anvertraut sehen, dem Staat sein Hausrecht gewahrt wissen, kraft dessen er die Kirchen zwingen will, sich streng innerhalb der Grenzen ihres Berufes der Seelsorge, der religiösen Belehrung und Erbauung zu halten.

Daß die liberalen Parteien, auch wenn sie in den Hauptfragen zusammenhalten, die Mehrheit im Abgeordnetenhause erreichen könnten, ist wol eine ausgeschlossene Annahme. Ebenso wenig indeß kann von einer klerikal-conservativen Mehrheit die Rede sein. Die gouvernementalen Allüren des Centrums dürften in der nächsten Session wenig genug zur Schau gestellt werden: das Centrum ist erbittert darüber, daß nach seiner Ansicht die Regierung von den discretionären Vollmachten nicht den Gebrauch gemacht hat, den es glaubte erwarten zu dürfen; die Regierung aber ist durch das provocirende Auftreten einzelner Kirchenfürsten in der Mischehenfrage, durch die Resultatlosigkeit der Verhandlungen mit der Curie in eine Stimmung versetzt worden, welche mehr geneigt sein dürfte, mit Windthorst zu „brechen", als von Zeit zu Zeit den „Alten gern zu sehen". Das gelegentliche Auftreten der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" sowol wie die rückhaltslosen Betrachtungen der „Germania" bezeichnen hinlänglich die Spannung des Gegensatzes zwischen der Regierung und dem Centrum, dessen regierungsfreundliche Mienen nur etwas Sauersüßes hatten.

Noch aussichtsloser aber ist die Bildung einer großen Mittelpartei, bestehend aus Nationalliberalen und Freiconservativen mit Hinzunahme einiger gemäßigten Elemente von links und rechts: da gibt es noch zu viele nicht hinlänglich ausgeglichene und abgeschliffene Verschiedenheiten und Gegensätze in den Anschauungen, und gegen diese Partei würde das Centrum im Bunde mit den Rechtsconservativen und dem Fortschritt die lebhafteste Opposition erheben.

Das unberechenbare Centrum bietet der Bildung einer parlamentarischen Mehrheit die größten Schwierigkeiten. Eine Regierungspartei wird aber meistens zu den frommen Wünschen gehören, wo ihr jene sichere Grundlage fehlt, welche in den Staaten mit parlamentarischer Regierung darin liegt, daß die Minister aus einer Partei, welche schon die Mehrheit im Parlament hat, hervorgehen. Die Theorie mancher Regierungsblätter, daß die Regierung, ohne sich um die Parlamente zu kümmern, ihre wohlerwogenen Pläne und Gesetze vorlegt und daß, wenn die andern gesetzgebenden Gewalten diese verwerfen, sie sich mit ihrem guten Bewußtsein tröstet, das Odium der Ablehnung auf die Abgeordneten zurückfallen läßt und dann gelegentlich wieder mit denselben oder etwas modificirten Gesetzesvorlagen vor sie hintritt, muß doch nothwendig zu einer Unfruchtbarkeit der legislativen Thätigkeit führen, welche lähmend auf alles politische Leben wirkt.

Daß die Liberalen, wenn die Wahlen ihnen im ganzen ihren frühern Besitzstand wieder verschaffen sollten, keine Aussicht auf irgendeine Mehrheit haben, ergibt sich aus der Statistik der Parteien im letzten Abgeordnetenhause. Abgesehen von den einzelnen Hospitanten hatten die Conservativen 107, das Centrum 95, die Nationalliberalen 84, die Freiconservativen 50, der Fortschritt 34, die Polen 19, die Secessionisten 18 Mitglieder, wozu 15 Wilde kamen. Die liberalen Fractionen (Nationalliberale, Fortschrittspartei, Secessionisten und 6 Wilde) verfügten also im ganzen über 146 Stimmen von 431, und wenn die 52 Stimmen der Freiconservativen dazukommen, so erreichten sie noch immer nicht die absolute Majorität.

Freilich sind die Resultate der neuen Wahlbewegung zunächst unberechenbar, da gerade das Abgeordnetenhaus die merkwürdigsten Umschläge im Verhältniß der Parteien aufzuweisen hatte. So hatten die Liberalen unter Manteuffel kaum 53 Sitze: zu Beginn der neuen Aera hatten die Conservativen nur 59, 1861 und 1862 gar nur 15 und 12 Sitze. Wenn im Jahre 1870 170 Conservative und 180 Liberale im Abgeordnetenhause waren, so verloren die Conservativen bei der nächsten Wahl wieder 100 Stimmen; dagegen verloren 1879 die Liberalen 100 Stimmen. Es sind dies so bedeutende Schwankungen, wie sie in andern politischen Versammlungen nur infolge großer Umwälzungen stattfinden: so ist das Resultat der Wahlbewegung auch in diesem Jahre noch nicht vorauszusehen.

Die auswärtige Politik Deutschlands, welche im Orient wol als eine türkenfreundliche bezeichnet werden kann, wurde, wie die Politik aller europäischen Mächte, durch das energische Vorgehen Englands zunächst zu einer abwartenden Rolle verurtheilt. Die ägyptische Frage ist jetzt aus ihrem acuten Stadium in ihr chronisches getreten. Lange Zeit schien die Entscheidung unsicher; man glaubte in Wolseley, so geschickt seine strategische Wendung und der Wechsel des Kriegsschauplatzes war, schon einen Fabius Cunctator zu sehen: so lange stand seine Avantgarde bei Gasassin, so vorsichtig suchte er sich seine Beziehungen zu seiner Operationsbasis, den Suezkanal, zu sichern, und da der Süßwasserkanal von den Aegyptern so abgedämmt worden war, daß er nur für kleine Kähne fahrbar blieb, die zerstörte Eisenbahn wieder in einen Zustand zu versetzen, der sie betriebsfähig machte: man glaubte, daß Wolseley gegenüber den als gewaltig geschilderten Verschanzungen Arabi's sich noch lange mit Vorbereitungen der Belagerung beschäftigen würde; ja man hielt es für möglich, daß die Engländer in Tell-el-Kebir ihr Plewna finden könnten.

Um so überraschender kam die Nachricht des glänzenden Sieges, welchen General Wolseley am 13. Sept. bei Tell-el-Kebir erfocht. Mit 13600 Mann und 60 Geschützen griff er die für so schwer einnehmbar erklärte Position der Aegypter an, und obgleich die Stärke derselben 30000 Mann betrug, vermochten sie doch dem Angriff der Engländer nicht standzuhalten. Die Cavalerie und die reitenden Batterien waren auf beiden Flügeln vorgerückt, um das ägyptische Bollwerk zu flankiren. Schon nach einer Stunde hatten die Engländer die ersten Schanzen erobert; nur in den weiter zurückgelegenen trat ihnen ein ernster Widerstand entgegen: die englische Artillerie lähmte denselben, während die Cavalerie, von beiden Seiten hereinbrechend, die Truppenmassen auseinanderstob, mit denen Arabi sein Lager vertheidigen wollte. Die Aegypter sollen 2000 Mann an Todten und Verwundeten verloren haben; in wilder Flucht eilten sie nach Sagasiz, um das Delta zu erreichen, oder in die Wüste. Auffallend gering waren die Verluste der Engländer, nicht wie in einer Entscheidungsschlacht, sondern wie in einem Avantgardengefecht. Hatte Wolseley den Angriff zögernd vorbereitet, so verfolgte er den Sieg „bis auf den letzten Hauch von Roß und Mann". Noch an demselben Tage wurde von dem indischen Contingent die Stadt Sagasiz besetzt und tags darauf erschien die englische Cavalerie in Kairo. Die Truppen Arabi's, die nicht die Flucht ergriffen hatten, etwa 10000 Mann, streckten die Waffen. Arabi-Pascha, der sich in Kairo, wohin er geflüchtet war, manchen Feindseligkeiten seitens des Volkes ausgesetzt sah, indem sich wiederum der alte Satz bestätigte: „Vae victis", ergab sich den Engländern auf Gnade und Ungnade. Das zweite Bollwerk Arabi's in Kefr-ed-Dauar vor Alexandria war, nachdem die Sieger in Kairo eingerückt waren, unhaltbar geworden und hatte jede Bedeutung verloren: es ergab sich den Engländern, ebenso Rosette und nach längerm Zögern auch Damiette. Der Sieg von Tell-el-Kebir hat den Panislamismus in eindringlicher Weise die Uebermacht der europäischen Waffen und Cultur fühlen lassen.

Der Vicekönig ist wieder in Kairo eingezogen: er hat die ägyptische Armee aufgelöst, in Kairo ein Kriegsgericht eingesetzt zur Verurtheilung der höhern Offiziere, welche sich am Aufstande betheiligt haben, und über die höhern Staatsbeamten, welche den Aufstand unterstützten; in Alexandria und Tantah zwei Kriegsgerichte zur Verurtheilung der Verbrecher, von welchen die Mordthaten und Brandstiftungen in Alexandria ausgegangen waren. Die englische und die französische Presse beschäftigen sich lebhaft mit dem Schicksal Arabi-Pascha's: er ist ein Kriegsgefangener der Engländer und es würde ihnen übel anstehen, einen in der Schlacht besiegten Gegner wie einen Verbrecher zur Hinrichtung schleppen zu lassen; der Khedive aber sieht in Arabi-Pascha seinen erbittertsten Feind und verlangt seinen Tod, und die Macht des Khedive wiederherzustellen war ja das Programm der englischen Invasion, das sie vor Europa einigermaßen rechtfertigen sollte. Sie haben alles gethan, daß sein Einzug in Kairo einen festlichen Anstrich erhielt; am 30. Sept. hat General Wolseley vor ihm eine große Truppenschau abgehalten: so ist es wol möglich, daß sie ihn auch in seinen Rachegelüsten gewähren lassen. Großmüthiger wäre es freilich gewesen, wenn sie Arabi-Pascha als ihren Kriegsgefangenen nach England oder Indien gebracht hätten.

Die wichtigste Angelegenheit, welche die Engländer jetzt in die Hand genommen haben, ist die Reorganisation oder vielmehr Neubildung einer ägyptischen Armee, unter deren Schutz der Khedive sein Regiment mit Sicherheit antreten und seine Herrschaft behaupten kann. Zunächst ist die Absicht, ein aus Ausländern bestehendes Gensdarmeriecorps zu bilden, außerdem aber ein ägyptisches Armeecorps von jener Stärke, wie es dem Sultan vermöge seiner Suzeränetät als Armeecontingent zur Verfügung gestellt werden muß. Für Aegypten selbst muß der Schwerpunkt auf jenes Ausländercorps gelegt werden, da auf die Gesinnung der Fellahs kein Verlaß ist: der Haß gegen den Vicekönig, der mit Hülfe ausländischer Bajonnete, mit Hülfe der verhaßten Christen seinen Thron wieder bestiegen hat, gärt jedenfalls im Stillen fort, wenn auch seine Ausbrüche zunächst zum Schweigen gebracht worden sind: es bedarf einer Respect einflößenden bewaffneten Macht, wenn dieser Thron fest und gesichert dastehen soll, ohne eine sich erneuernde Intervention. Die Engländer erklären, Aegypten räumen zu wollen, wenn die ergriffenen Maßregeln durchgeführt sein werden; die Pforte hat sie auch bereits in einer Note darum ersucht; doch nichts ist den Engländern gleichgültiger als die Noten des Beherrschers der Gläubigen.

Die europäische Situation wird jetzt wesentlich durch die ägyptische Frage bestimmt, welche keineswegs mit der Wiederherstellung der thatsächlichen Macht des Khedive gelöst ist. Sie enthält auch die Keime weitgehender Verwickelungen, und wenn auch die deutsche Diplomatie, welche bei der ganzen Frage, besonders soweit sie die Herrschaft über das Mittelmeer betrifft, am wenigsten interessirt ist, ihre vermittelnde Thätigkeit zur Bewahrung des Friedens fortsetzen wird, so wird sie doch vielfach nicht nur auf Mistrauen, sondern auch auf unversöhnliche Gegensätze stoßen, zwischen denen sich einmal keine Brücken bauen lassen.

Das Vorgehen der Engländer war unzweifelhaft ein gewaltthätiges, ein Bruch des eben erst unterzeichneten Vertrages, jener Erklärung der Uneigennützigkeit, der zufolge kein einzelner Staat in seinem eigenen Interesse selbständig vorgehen sollte. Diesem gewaltthätigen Vorgehen drückte das Bombardement von Alexandria das Siegel auf, ein Act der Roheit, der in Englands Schuldbuch immer verzeichnet bleiben wird. Nicht als Mandatar von Europa, sondern in flagrantem Widerspruch mit den Vereinbarungen, die England mit den europäischen Cabineten getroffen hat, ging es auf eigene Faust ans Werk, energisch durchgreifend, mit raschem und glänzendem Erfolg, und schuf ein fait accompli, durch welches die frühere Lage der Dinge wesentlich geändert wurde: so groß ist die Naivetät der

europäischen Diplomatie nicht mehr, daß sie nach einem Kriege, der einer Nation Blut und Geld gekostet, den sie siegreich durchgeführt hat, ihr das entscheidende Wort nehmen und einen Machtspruch des europäischen Concerts an die Stelle desselben setzen zu können glaubte, ohne jenen Opfern die gebührende Rechnung zu tragen. Das geschah selbst in dem Frieden von Berlin nicht, den die russischen Blätter als unliebsames Mene Tekel den Engländern fortwährend an die Wand schreiben: nach dem Deutschen und Deutsch-Französischen Kriege haben nur die kriegführenden Mächte den Frieden vereinbart, ohne sich um Ansicht und Einspruch der andern zu kümmern.

Am meisten betheiligt ist die Türkei, welcher von England die tiefste Demüthigung bereitet worden ist. Die Suzeränetätsrechte des Großherrn, die ihm in den ägyptischen Angelegenheiten die erste Stimme einräumten, sind mit empfindlicher Nichtachtung behandelt worden: Lord Dufferin hat den Khalifen wie einen englischen Vasallen zu Regierungshandlungen genöthigt, die seinem eigenen Willen mehr oder weniger widersprachen, wie zu jener Erklärung, in welcher Arabi-Pascha als Rebell geächtet wurde. Den Aufstand gegen den Khedive zu unterdrücken, war Sache des Großherrn: die Engländer schrieben ihm vor, wie groß das Truppencorps sein solle, dessen Cooporation der Sultan, als er sich, allerdings schon bei sehr vorgeschrittenem Stand der Dinge, zu einer solchen entschloß, in Aussicht nahm: und es war ein so bescheidenes Hülfscorps, daß dasselbe für die Entscheidung kaum in Betracht kam; sie schrieben ihm vor, in welchen Orten dasselbe landen müsse. Die Pforte machte immer neue Einwendungen und Abänderungsvorschläge auch dem schon unterschriebenen Vertrage gegenüber, und so fiel der Würfel der Entscheidung, ehe das türkische Hülfscorps die Schiffe bestieg, und dem Herrscher aller Gläubigen wurde die Beschämung erspart, gegen einen der treuesten Anhänger jenes Princips, das er selbst vertritt, infolge äußern Zwanges ins Feld rücken zu müssen. Gewiß hätte die Pforte besser daran gethan, von Haus aus gegen das Einschreiten Englands zu protestiren und diesem Staate die Verantwortung für sein Vorgehen zu überlassen, als sich zu einer Hülfeleistung zu verstehen, durch welche sie doch nie Herrin der Lage werden konnte. Der Nimbus des Khalifen mußte wesentlich verblassen, wenn sich derselbe mit den Ungläubigen im Bunde gegen einen so tapfern Unabhängigkeits- und Glaubenskämpfer wandte. Neuerdings wird wieder behauptet, daß der Sultan auch noch nach der Achterklärung gegen Arabi-Pascha mit demselben in geheimen Beziehungen gestanden habe. Jetzt verlangt die Pforte, wie erwähnt, daß England baldmöglichst Aegypten räumen möge: sie vergißt, daß, wenn auch die britischen Truppen das Nilland verlassen, die wahre Suzeränetät über dasselbe doch in der Downing-Street in London zu suchen ist. In einer an Lord Dufferin gerichteten Note vom 18. Oct. spricht die Pforte ihre Bereitwilligkeit aus, mit der britischen Regierung Unterhandlungen betreffs einer friedlichen Lösung der ägyptischen Frage anzuknüpfen und die Hoffnung, daß der Statusquo in den wesentlichen Punkten aufrechterhalten werde.

Nächst der Türkei ist Frankreich am nächsten betheiligt bei der Ordnung den ägyptischen Angelegenheiten. Offenbar ist dieser Staat durch die perfide Politik Gambetta's in eine Sackgasse gerathen. Anfangs hatte der Volkstribun das Zusammengehen mit England, die westmächtliche entente cordiale, auf das wärmste empfohlen, und seine Blätter stoßen auch jetzt noch in dasselbe Horn, ohne gerade ein freudiges Echo zu wecken. Als Frankreich, zur Cooporation aufgefordert, zum Schutze des Suezkanals, eines französischen Werkes, ein Hülfscorps aufzustellen bereit war, da verweigerte, gerade auf Gambetta's Antrieb, die Kammer die Annahme des vom Ministerium geforderten Credits. Freycinet war gestürzt; Gambetta hatte seinen nächsten Zweck erreicht; doch Frankreich war zum Zusehen verurtheilt und auf die Großmuth Englands angewiesen, welches sich jetzt zur

herrschenden Macht im Mittelmeer aufgeworfen hat, die Straße von Gibraltar und den Suezkanal in seinen Händen hält und wie die Zugänge, so mit der gewaltigen Flottenstation Malta auch die Mitte des Meeres beherrscht. Jetzt wünscht Frankreich, die gemeinsame Finanzverwaltung, die vor dem Kriege herrschte, wiederhergestellt zu sehen: doch England wird seine Suprematie zu sichern wissen. In Frankreich drohen parlamentarische Stürme: der Ministerpräsident Duclerc hat, seinen Interviewern gegenüber, schon von der Auflösung der Kammer gesprochen. Die Zerfahrenheit der Lage ist Gambetta's Schuld: mit einem Schachzuge, der für seine innere Politik nöthig war, hat er die äußere ruinirt. Gegenüber dieser ruhmlosen Situation erhebt der royalistische Hochverrath ungescheut und ungestraft das Haupt: im Süden, wie in der Vendée, in Lyon, in Arles auf den Rhôneinseln, werden royalistische Versammlungen gehalten, in denen die Leiter des Staates als gewinnsüchtige Egoisten, Betrüger und Beutelschneider bezeichnet werden. Die Lage Frankreichs ist durchaus nicht beneidenswerth: die öffentliche Meinung schwankt zwischen Hinneigung und Abneigung, Liebe und Haß zu England. Dagegen ist in Rußland der Haß gegen England, gegen die große in Asien rivalisirende Macht so lebhaft wie je: es wird fast als eine russische Niederlage empfunden, daß es in Aegypten festen Fuß gefaßt hat: Rußland, das nicht im Schwarzen Meer ersticken will, hofft auch noch einmal seine Rechte auf das Mittelmeer geltend zu machen. Die andern Mittelmeerstaaten verhalten sich abwartend. Ueber eine Conferenz, einen Congreß der europäischen Mächte herrscht zunächst das tiefste Schweigen. Die englische Presse aber ruft, mehr oder weniger vernehmlich: „Beati possidentes."

In Rußland selbst, wo ebenso wie antienglische auch antideutsche Tendenzen sehr stark die öffentliche Meinung bestimmen und das Germanenthum zu Lande nicht weniger verhaßt ist als dasjenige auf der See, zeigen sich jetzt in den Ostseeprovinzen die bedenklichsten Symptome: unter den Letten, Finnen und Esten macht sich eine deutschfeindliche Bewegung geltend, die zugleich eine stark socialistische Färbung hat. Das Landvolk wird gegen die Gutsherren aufgewiegelt, die ja meistens deutscher Abkunft sind. Diesen letztern werden die Scheunen oder die auf dem Felde stehenden Ernten verbrannt. Seitdem Ignatiew die sogenannte „Senatorenrevision" in den Ostseeprovinzen eingeführt hat, sind die Bauern aufsässig, und während die Actionspartei in Brandstiftungen ihre Lebenszeichen gibt oder auch nach irländischem Muster Schüsse auf deutsche Gutsbesitzer abfeuert, schicken die minder Gewaltthätigen unter den Misvergnügten an die Regierung eine Petition nach der andern, bei deren Abfassung rigaische Advocaten ihnen an die Hand gehen, darunter communistische Petitionen, welche geradezu Vertheilung von Land an die Bauern verlangen. In den lettischen Versammlungen steht der Nationalhaß in Blüte. Der Präsident des lettischen Vereins in Mitau erklärte in einer Rede die Letten für die Arbeitsbienen, die Deutschen für die Drohnen, für unnütze Nichtsthuer und Fresser, welche von den Arbeitern mit Recht getödtet werden müßten.

Der Kaiser selbst ist von Moskau, wo er festlich empfangen wurde, wieder nach Gatschina zurückgekehrt. Von der Krönung ist es wieder ganz still geworden: das deutet darauf hin, daß man neue bedrohliche Anzeichen gefunden hat von der unterirdischen Wühlerei der Nihilisten.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Verstoßen.

Novelle

von

Emil Taubert.

(Schluß.)

III.

Es war bereits gegen Mittag, als Valeska, die nach den Aufregungen und Anstrengungen des gestrigen Tages in einen Schlaf der Erschöpfung gesunken war, erwachte. Sie warf einen Blick auf die Uhr und kleidete sich hastig an, während ihr die dabei hülfreiche Verwalterin berichtete, daß vor wenigen Minuten das junge Paar das Haus für lange verlassen habe, um sich in dem Staatswagen des Grafen nach dem Bahnhofe zu begeben; Joseph habe auf das innigste bedauert, seine alte, liebe Herrin nicht noch einmal sprechen zu dürfen, zumal ihn die Hochzeitsreise für mehr als einen Monat, bis in das neue Jahr hinein, fern halten werde; kurz vor der Abfahrt habe der Vetter Georg's, der Universitätsdocent, einen Besuch abgestattet, sei aber in derselben Verstörung wieder fortgestürzt, in welcher er gekommen sei; Valeska möge ihr nun erlauben, ihren Aufenthaltsort zu verrathen, damit ihre Aeltern im Thiergartenhause und der Gelehrte nicht weiter ohne Noth geängstigt würden.

Und in der That hatte sich der Doctor Karl verpflichtet gefühlt, selbst auf die Gefahr hin, als ein Ueberlästiger abgewiesen zu werden, Georg von dem räthselhaften Verschwinden seiner Geliebten in Kenntniß zu setzen; das unselige Testament in den Händen, klagte er unaufhörlich, daß er das Schlimmste befürchte, und war von der anscheinenden Ruhe, die Georg bewahrte, wo es sich doch um das Opfer eines Menschenlebens, und noch dazu eines ehemals so heißgeliebten, handelte, nicht wenig befremdet. Freilich verschwieg ihm der Graf, aus Scham vor sich selbst, warum er um das Schicksal der Verlassenen nicht sonderlich besorgt sei. Ihm schien der Zusammenhang der Flucht und des Testaments in ganz anderer Weise erklärbar als seinem Vetter; konnte doch das treulose Weib die Stolze und Großmüthige spielen, seitdem ein anderer, von ihren Reizen umgarnt, für ihren Unterhalt einzustehen sich verpflichtet hatte; so konnte sie jeden Pfennig, den seine Freundschaft ihr gewährt, in herausforderndem Hochmuth an die gräfliche Familie zurückfallen lassen, weil der Rittmeister sie mit seinen verschwenderischen Gaben sicherlich überschüttete; und ihr Entweichen war für ihn selbst nur eine

Flucht in das Haus des neuen Liebhabers, an dessen Seite sie die letzten Nächte verträumen mochte. Alles dies verschwieg Georg dem Gelehrten, aber er verschwieg ihm auch das ungeheuere Wehgefühl, das sein Bericht ihm verursachte, welcher die Mittheilungen des verhaßten Kriegsmannes so schmachvoll bestätigte. Ja, Irma begann im Wagen mit ihm zu schmollen, weil sich seine umdüsterte Stirn durchaus nicht aufhellen wollte, und er hatte Mühe genug, den Schmerz, der an seiner Seele nagte, nicht durch lautes Aufstöhnen zu verrathen.

Valeska aber hatte auf die Erzählung der Verwalterin mit erkünstelter Ruhe entgegnet, nun sei ja das Schwerste vorüber und nun könne sie getrost in ihr stilles Parkhaus zurückkehren; so werde sie selbst jeden Zweifel zerstören; ja, um die guten Aeltern ihrer freundlichen Wirthin ihrer Sorge zu entreißen, wolle sie sofort aufbrechen und in ihr friedliches Heim wieder übersiedeln. Der Umschwung ihrer Stimmung nahm dem Portier und seinem Weibe eine Centnerlast von den schwer bedrängten Herzen, und sie drückten ihrer Wohlthäterin die Hände und bestärkten sie auf alle Weise in ihrem freudig begrüßten Entschluß. Noch einmal nahm Valeska die blonde Eva auf den Arm und küßte sie mit stürmischer Zärtlichkeit; dann ergriff sie ihr kleines Gepäck, das ihr der Verwalter dienstfertig aus der Hand nahm und in den herbeigerufenen Miethwagen trug. Er half der Herrin beim Einsteigen, rief dem Kutscher mit lauter Stimme die Nummer des Thiergartenhauses zu, und die Scheidende beugte sich hinaus und grüßte mit solcher Freundlichkeit, Herzlichkeit und Unbefangenheit, daß selbst die mürrischen Athleten unter dem Balkon ihre Entrüstung vergaßen und sich zu einem sauersüßen Lächeln herabließen.

Kaum aber hatte der Wagen eine andere Straße eingeschlagen, als Valeska heftig an die Scheiben klopfte und dem Führer befahl, so schnell als möglich nach dem Bahnhofe zu fahren, dessen Schienenstränge nach dem Süden, nach München liefen. Wieder und wieder blickte sie auf die Uhr in grenzenloser Unruhe. Nur ein Gedanke beherrschte sie: sie mußte Georg folgen; es zog sie ihm nach mit unwiderstehlicher Gewalt; sie war an ihn gekettet durch unlösbaren Zauber; sie war sein Weib seit sieben Jahren, Irma erst seit wenigen Stunden; sie mußte ihn noch einmal sprechen in der fremden Stadt vor ihrem Tode, um ihn anzuklagen, oder ihm zu vergeben ... sie wußte es nicht; sie wußte nur, daß sie dahin gehörte, wohin er auch den Fuß setzte.

Es war drei Minuten vor dem Abgange des Eilzuges, als sie, den Schleier dicht vor das Gesicht gezogen, am Schalter stand und ihr Billet löste. Wie sie sich der Abfahrtshalle näherte, hörte sie das Klirren eines Säbels auf dem Perron; von düsterer Ahnung ergriffen, drückte sie sich in den Schatten einer Nische, und der Rittmeister, an dessen Seite der Gelehrte ging, schritt hart an ihr vorbei; sie strebte weiter; ein ganzer Zug vornehmer Herren und Damen drängte ihr entgegen, Freunde des Paares, die sich hier eine Stunde vor der Abreise zur Begrüßung desselben eingefunden hatten. Nun gelangte sie an die Wagen; gottlob! die Thüren und die mit Eiskrystallen dicht überzogenen Fenster waren sämmtlich geschlossen; niemand konnte sie entdeckt haben; nur ein ältlicher Aristokrat, der den Freunden nacheilte, heftete einen Augenblick sein Lorgnon auf die Verschleierte; sie erkannte

ihn nach dem Bilde; das waren die kalten, grauen, listigen Augen des Vaters Georg's, die sie noch einmal, zum letzten mal daran gemahnen sollten, daß Geist und Schönheit keine Grafenkrone zu ersetzen im Stande seien. Dann tönte dreimal das Signal der Glocke; es blieb gerade noch so viel Zeit, daß der Schaffner die Thür eines leeren Coupé aufriß und die Reisende hastig hineinschob; dann klirrten die Scheiben, und der Zug dampfte aus der Halle.

Valeska war froh, daß sie allein war. Sie öffnete ihre Reisetasche, holte ihr Tagebuch hervor und verzeichnete mit einem Bleistifte die Erinnerungen an die letzten unseligen Tage. Bald wurde es dunkel, und sie träumte in einer Art von Betäubung vor sich hin. Als der Zug auf einer größern Station längere Zeit anhielt, lauschte sie mit gespanntester Aufmerksamkeit auf die Stimmen, deren Hall aus dem nachbarlichen Coupé an ihr Ohr drang. Es war kein Zweifel möglich; sie saß hinter der jungen Frau und Georg, dessen Sprechweise sie nur zu deutlich unterschied. So reisten sie vor ihr in die Welt hinein im Rausch der Liebe — und sie? Sie war der düstere Schatten, der sich an ihre Fersen heftete, und doch war dieser Schatten auch für *ihn* einst Fleisch und Blut gewesen, und er war mit ihm in die lachende Natur hineingeflogen wie jetzt mit der Gattin! Aber Schatten tritt man mit Füßen, nur nicht den eigenen; und so trat sie *der* in den Staub wie einen dunkeln Fleck, welcher eigensüchtig und selbstherrlich sich an dem eigenen Spiegelbilde weidete, über dessen dunkle Flecke der Sonnenschein von Irma's Liebe ihn hinwegtäuschte.

Mehrmals gewahrte sie, als sie an den Haltepunkten durch die Scheiben starrte, Joseph, den Diener, der nach den Wünschen seiner Herrschaft zu fragen kam und die befohlenen Erfrischungen an den Wagen brachte. Welche Freude hätte sie dem armen Burschen machen können, wenn sie sich ihm zu erkennen gegeben und ihm einen Platz in ihrem Wagen gegönnt hätte! Aber es war zu früh; irgendeine Unbesonnenheit des Dieners konnte sie verrathen, Georg heimlich seine Reiseroute wechseln, um ihr zu entgehen, und sie seine Spur verlieren. Sie verließ ihr Coupé während der ganzen Fahrt nicht; der freundliche Schaffner brachte ihr dienstwillig, was sie begehrte, und sperrte bei der spärlichen Besetzung des Zuges jeden Fremden ab.

Dann kam die lange, lange Nacht. Sie verfiel in einen mehrstündigen Halbschlummer, in welchem die buntesten Bilder ihrer Reisen sie in lebhaftem Wechsel beschäftigten. Auf der letzten großen Station vor der bairischen Hauptstadt fuhr sie empor, von einem silberhellen, freudejauchzenden Lachen aufgeweckt, das den Lippen Irma's gehörte. Sie trat an das Fenster und blickte auf die hellerleuchtete Halle des Bahnhofs hinaus. Georg und sein Weib verließen den Wagen und wandelten, Arm in Arm, auf dem Perron hin und wieder; Valeska's Augen folgten ihren Schritten und sie murmelte, als sie den Ausdruck des seligsten Entzückens auf dem süß verträumten Gesicht der Gräfin bemerkte, düster vor sich hin: „*Mein* ist dies Lächeln, Räuberin, das du mir abgestohlen! *Mein* dein Glück, deine Wonne! Gib sie mir wieder, o gib sie wieder! Ich bin ein entblätterter, ein abgepflückter Baum — und du, du rauschest mit *meinen* Zweigen, du schüttest *meine* Blüten um dich her!“

Die Glocke tönte, und das Paar wendete sich nach dem Zuge. Georg verfehlte die Richtung, erfaßte hastig den Griff der zu Valeska's Coupé führenden Thür, blickte hinauf, sah das blasse, verstörte Gesicht der Geliebten hinter dem Fenster, und ihre Augen ruhten einen Moment starr aufeinander. Er zuckte zusammen, unter dem heftigen Ruck, wie Irma lachend glaubte, mit welchem sie ihn, seinen Irrthum gewahr werdend, zu dem nachbarlichen Sitze hinzog.

Valeska taumelte zurück, sank auf die Polster und preßte die Hand auf ihr Herz, das in unregelmäßigem, angstvollem Takte schlug; und die Schläge wurden von Minute zu Minute schmerzhafter und ungeberdiger.

Anfänglich hatte der Graf während der Fahrt noch oft der Unterredung mit dem Gelehrten gedacht. Wie schnöde hatte sich die Verstoßene an ihm gerächt! Eine käufliche Waare war sie geworden, um ihn mit dem trostlosen Gedanken zu foltern, daß auch ihre Liebe zu *ihm* in so viel Jahren der Leidenschaft nur eine *bezahlte* gewesen sei! Allmählich aber nahmen ihn die Anmuth und das Geplauder Irma's so gefangen, daß er sich gelobte, das Andenken an die Buhlerin, die seine Verachtung verdiene, mit Gewalt aus seiner Seele zu reißen. Und doch erschrak er vor der Vision, die sich mit solcher Eindringlichkeit wiederholte, daß er das gespenstige Phantom mit Händen greifen zu können glaubte. Er rieb sich die Stirn und hieß sich hundertmal einen abergläubischen Narren, der, einer albernen Grille wegen, die Freuden versäume, die ihm zur Seite in der Liebe seines jungen Weibes entgegenlachten.

München war erreicht. Der Schaffner mußte Valeska wecken, die aufs neue eingeschlummert war; erschreckt eilte sie hinaus; die Halle war bereits menschenleer; die Schläferin hatte sich um Minuten versäumt; sie stürzte auf die Straße; keine Spur Georg's, Irma's, Joseph's; die Laternen schimmerten matt und schläfrig durch die Morgennebel; unschlüssig spähte sie umher und ließ sich endlich von einem zudringlichen Lohnkutscher nach einem Hotel fahren, dessen Wahl sie ihm gleichgültig überließ.

In dem behaglich erwärmten Zimmer, das man ihr angewiesen, ruhte sie, bis der helle Tag sich meldete; dann setzte sie ihre Tagebuchaufzeichnungen fort, entleerte ihre Reisetasche und begann sich sorgfältig umzukleiden und zu schmücken, soweit es die mitgeführten kleinen Schätze erlaubten, ohne doch das schwarze Trauerkleid zu wechseln.

„Es ist mein Hochzeitstag", flüsterte sie tonlos. „Mein Bräutigam, der Tod, soll mich nicht ohne Schmuck finden." Und sie legte ein paar goldene Armspangen an, heftete eine kostbare Gemme vor die Brust und beschaute sich wehmüthig im Spiegel. Wie bleich war sie und wie abgespannt! Wie matt ihr Lächeln!

Sie barg ihr kleines Tagebuch in der Pelztasche und wollte das Gemach verlassen; aber mitten in ihrem Gange hielt sie an, rang nach Athem, legte die Hand tastend auf die Brust und sagte: „Halte aus, liebes Herz, nur noch wenige Stunden, bis ich Abschied genommen von dem Geliebten! Dein banges Schlagen soll mir den Weg zeigen, auf dem ich ihn treffe. Nun brauche ich kein Wasser mehr, kein Schienengleis, kein schneidiges Messer und kein Gift: ich fühle es, *du* wirst mich tödten, liebes Herz, und mich erlösen von der Qual meines Lebens."

Sie durchwanderte Straße auf Straße, achtete auf jeden Fußgänger, auf jeden Wagen, jeden Laden, um die Spur des verrätherischen Freundes zu entdecken. Der Frost hatte zugenommen und erschwerte ihr das Athmen. Wie viele Erinnerungen stürmten auf sie ein, je mehr sie Gebäude und Plätze wiedererkannte, in denen und auf denen sie dereinst auf ihrer ersten Reise mit dem Entführer geweilt und geschwelgt! Und eine jede neue Erinnerung bekräftigte ihr krankes Herz mit einem dröhnenden Schlage, einem verworrenen Uhrwerke gleich, das willkürlich und unvermuthet die Stunden verkündigt. So oft sie die Füße nicht mehr tragen wollten, flüchtete sie in eine der vielen Kirchen, ließ sich nieder und spähte auf die Besucher des Gotteshauses. Dann starrte sie wol auf ein Crucifix, auf ein Heiligenbild, und der ernste Tod trat zu ihr, und sie beichtete ihm; aber er ertheilte ihr keine Absolution; mußte sie erst doch ihn gefunden, ihm vergeben haben, um ihre letzte Sünde abzuwerfen!

Sie schleppte sich weiter und keuchte die Stufen zu den Galerien hinan. Lange stand sie vor den Meisterwerken der Kunst, deren Werth sie einst Georg erkennen und schätzen gelehrt hatte. Immer mühsamer pilgerte sie von Saal zu Saal; aber keine Spur des gesuchten Freundes that sich vor ihren forschenden Blicken auf. Gleich einer aus dem Rahmen gestiegenen Märtyrerin, wandelte sie die lange Reihe der Räume zurück, still und ernst, und irrte wieder in die Straßen hinaus.

Wie sollte sie den Ersehnten finden? Längst schon flammten die Laternen, während der immer wachsende Frost, Hunger und Durst sie ermatteten. Sie flüchtete in eine kleine Conditorei, um sich zu stärken; sie griff nach einer Abendzeitung und durchflog die Fremdenliste, ohne den Namen des Grafen zu erspähen; sie seufzte tief auf, daß die Verkäuferin, die ihr die Chocolade brachte, sie verwundert anstaunte.

Dann schlich sie wieder in die Stadt hinaus; sie bog in ein menschenleeres Seitengäßchen ein. Schritte tönten hinter ihr; sie blieb stehen und wendete sich um. Niemand war zu sehen; ihr eigenes Herz hatte sie getäuscht, dessen langsame, wuchtige Schläge ihr wie der Widerhall von Tritten dröhnten.

Als sie wieder in eine Hauptstraße einbog, erblickte sie sich gegenüber ein hohes, prächtiges Hotel. Das war's! Dort hatte sie vor sieben Jahren mit dem Geliebten gewohnt, dort die reinste, überschwenglichste Freude ihres Lebens genossen! Damals — und jetzt, welche Gegensätze!

Sie schritt über den Damm, und immer vertrauter sprach das Gebäude zu ihr, dessen Umrisse sie so oft in ihr Auge geschlossen. Aus dem wohlbekannten Portal stürmte ein eilfertiger Diener, einen Damenpelz über dem Arm tragend; sie schmiegte sich an die Wand, um nicht bemerkt zu werden: es war Joseph, der wol seine junge Herrin aus irgendeiner Festlichkeit abzuholen ging. So hatte sie endlich den Aufenthalt des Paares erkundet und trug sich mit der Hoffnung, Georg vielleicht allein auf seinem Zimmer sprechen zu können.

Der Portier indessen theilte ihr mit, daß der Graf und seine Gemahlin nach der Oper gefahren seien. Valeska ließ sich nicht zurückschrecken von dem Ziel, das sie unter so vielen Mühen und Enttäuschungen erreicht; sie sei eine Ver-

wandte des Grafen und müsse ihn noch heute in dringlicher Angelegenheit zu sprechen suchen; sie wolle seine Heimkunft abwarten. Das Vornehme ihrer Gestalt und Kleidung unterstützte ihre Aussagen, und der Thürhüter nahm keinen Anstand, die Fremde durch einen Kellner, dem er den Schlüssel einhändigte, in die Gemächer des gräflichen Gastes geleiten zu lassen. Wie sie die Treppe hinanstieg, die sie einst an Georg's Seite im Taumel der Liebe so leichtfüßig herab- und hinaufgeflogen, mußte sie sich mehrfach an dem Geländer festhalten, von dem Sturm der auf sie eindringenden Erinnerungen überwältigt. Der Diener öffnete die Wohnung des Grafen, zündete ein paar Kerzen an, fragte nach den Befehlen der Dame und verließ, da sie nichts zu wünschen hatte, geschäftig den Raum.

Valeska war mit sich allein. Im Vorgemach standen die Koffer Irma's noch unberührt, ein Zeichen, daß die Reise vielleicht schon morgen fortgesetzt werden sollte. Sie trat in das Wohnzimmer und ließ den Strahl der Kerze, die sie in der Hand hielt, über Wände und Möbel gleiten. Wie vertraut war ihr auch hier alles! Diese prunkenden Oeldruckbilder, diese verschnörkelten Spiegelrahmen, diese verstaubten Statuetten hatten einst in glücklichen Tagen auf sie herabgeschaut; sie befand sich in denselben Räumen, die sie vordem mit Georg bewohnt, und so sollte der Anfang ihrer Seligkeit so wunderbar mit dem jähen Ende derselben zusammenklingen!

Sie fröstelte und ließ sich auf einem gepolsterten Sessel nieder. „Sie sind in der Oper", sprach sie mit sich selbst, „sie lauschen den heißblütigen Melodien, schlingen die Hände ineinander in verborgener Loge und schauen sich mit sehnsüchtig verlangenden Blicken an. Und ich? Ein Trauerkleid umschließt meine müden Glieder, und bald ist meine Rolle ausgespielt. Während sie dort dem Girren der Geigen, den verliebten Seufzern der Clarinetten horchen, wandere ich, wie die letzte Scene eines klanglosen Trauerspiels, der erlösenden Katastrophe entgegen. O Georg, Georg!"

Sie zog die Füße auf den Sessel, um sich einigermaßen zu erwärmen, und brütete, die Lippen nagend, finster vor sich hin. Sie wehrte dem Schlaf, der sie zu beschleichen drohte; aber ihre Gedanken verwirrten sich, alle Erinnerungen schienen sie plötzlich zu verlassen, und es wurde so leer, so todt in ihrer Brust, als hätte sie nie ein Leid, nie ein Glück empfunden. Ihr Auge verfolgte das sich einförmig wiederholende Muster der Tapete, und die Linien schwammen ineinander. Da pochte sie das Herz auf aus ihrem dumpfen Hinstarren, als wollte es sie mahnen, die kurze Frist auszunutzen, die ihr noch gewährt. Sie stand auf, ergriff die Kerze, gleich einer bewußtlosen Nachtwandlerin, durchschritt das Zimmer, klinkte die Pforte auf und sah sich nun in dem behaglichen Schlafgemach der Gatten. Hier empfing sie eine wohlige Wärme; ein paar Scheite knisterten noch im Kamin und warfen den Widerschein ihrer malerischen Glut auf die aufgedeckten, weißen, röthlich schimmernden Betten.

Wie ein holder Wahnsinn überkam es Valeska; die Luft schien ihr erfüllt mit dem süßesten Duft berauschender Spezereien; ihr Herz klopfte mit sehnsüchtigem Schlage; ein zauberhaftes Lächeln umspielte ihre Lippen, und ein seliges Gedenken

verklärte ihre Züge. Sie gedachte einer Nacht ihres ersten münchener Aufenthalts, die sie in diesem selben Gemache verträumt. Georg war zu einer Festlichkeit gegangen, und sie war daheim geblieben. Es wurde spät, sehr spät, bis er wiederkehrte; aber sie hatte sich seiner Rückkehr mit einer Süßigkeit der Sehnsucht, mit einer Innigkeit des Verlangens, mit einer Schwärmerei der Empfindung entgegengefreut, die jetzt noch einen vollen Nachhall in ihrer Brust erweckten. Sie gedachte, wie sie sich damals entkleidet, ihr Lager aufgesucht und auf jedes Geräusch gelauscht, das die Nähe des heimgekehrten Geliebten verkündigen konnte.

Noch einmal sank ein ganzer Frühling der Liebe auf die Unglückliche hernieder; die holdselige Erinnerung ließ sie Raum und Zeit und allen Gram vergessen, und sie erlebte, was sie vor sieben Jahren erlebt, mit einer Unmittelbarkeit, daß sie jetzt erst zum ersten mal an sich zu erfahren schien, was sie damals erfahren. Und der liebliche Wahnsinn dauerte fort und umstrickte sie mit unwiderstehlichem Zauber.

Sie streifte ihren Pelzmantel ab, legte ihr Tagebuch auf den Nachttisch vor dem Bett, auf dessen Kopfkissen sie ein seidenes Halstuch des Geliebten bemerkte, und trat dann mit der Kerze vor den großen Spiegel neben dem Kamin. Sie begann sich zu entkleiden. Wie sie die Armspangen löste und die Gemme losnestelte, glaubte sie die Worte des Grafen zu vernehmen, die er ihr so oft zugerufen, daß sie schmucklos am schönsten, und daß jeder goldene Tand ohnmächtig sei, ihren Liebreiz zu erhöhen. Und die Hülle des Trauerkleides rauschte nieder, und Valeska's edle Formen dehnten sich im Wohlgefühl der Freiheit und Entfesselung. Nun löste sie die Locken, die im reichen Niederfall ihren Nacken umflossen, befreite die Füße von den zierlichen Stiefeln, blickte noch einmal in den Spiegel, sich ihrer Schönheit freuend, und schlüpfte mit lieblichem Lächeln in die Kissen des Lagers und drückte das Halstuch des Freundes an ihre Lippen. Gleich darauf schlummerte sie ein, von den knisternden Flammen in Schlaf gesungen, von den Mühen der Reise und der Wanderungen durch die Stadt erschöpft, und friedliche Traumbilder umgaukelten sie.

Nach einer Viertelstunde schlug sie die Augen auf; eine ängstliche Beklemmung beengte ihr das Athmen; sie richtete sich empor und lauschte. Jetzt kommt er wol, von Sehnsucht beflügelt: so träumte sie mit offenen Lidern, von dem alten Zauberkreise ihres Empfindens umfangen. Schon wähnte sie die Pforte knarren, den Thürvorhang rauschen zu hören. Aber es regte sich nichts, und die erloschenen Flammen knisterten nicht mehr. Und sie lauschte weiter. Jetzt ertönten Schritte, laute, hastige Schritte; doch wieder waren es die wuchtigen, unruhigen Hammerschläge ihres kranken Herzens, welche ihr die Täuschung bereiteten. Nun saß sie aufrecht auf dem Lager. Nein, diesmal narrte sie ihr feines Gehör nicht wieder! Die Flurthür wurde geöffnet; über den Teppich des Wohngemachs schlüpfte es herein auf leisen, leisen Sohlen; der Vorhang schwankte; Valeska sank zurück und erblickte, jäh aus ihrem seligen Wahn in die schreckenvollste Gegenwart zurückgefordert, die Gattin Georg's, welche mit blitzenden Augen das Schlafgemach durchforschte, während die Geliebte des Grafen sich wieder aufrichtete und ihr bang und scheu in das Antlitz starrte.

Irma war, von der Reise ermüdet, nach dem zweiten Act der Oper aufgebrochen; der Graf aber, der im Theater ein paar alte, seit Jahren nicht von ihm begrüßte Jugendfreunde getroffen hatte, war von diesen so eindringlich gebeten worden, zu bleiben und nach dem Schluß der Vorstellung noch ein Stündchen mit ihnen zusammen zu sein, daß zuletzt die Gattin selbst dem zögernden Gemahl zuredete, die Bitte der Männer zu erfüllen und sie, die sich nach Ruhe sehne, allein in das Hotel zurückkehren zu lassen.

Der Portier hatte ihr Mittheilung von dem Besuche gemacht. Sie verabschiedete Joseph, befahl ihm jedoch, aufzubleiben und auf den Grafen zu warten. Neugierig eilte sie die Stufen hinauf, verwundert, hier in der bairischen Stadt eine Verwandte des Gatten, von der sie nie gehört, zu so ungewohnter Stunde kennen lernen zu sollen. Befremdet durchschritt sie das Vorgemach und das Wohnzimmer, ohne die Fremde zu treffen. Als sie nun in den Schlafraum trat und auf dem Lager des Grafen die entkleidete Schöne bemerkte, schrie sie vor Entsetzen laut auf und eilte nach der Wandklingel, um zu schellen und Schutz herbeizurufen; aber mitten im Laufe hielt sie inne, von den flehenden Worten der Verstoßenen gebannt, die ihr jammernd zurief, Irma möge die ernste Stunde nicht durch die Gegenwart eines dritten entheiligen; sie sei eine Sterbende und komme nicht, um zu grollen und zu zürnen, sondern um zu vergeben; sie wolle Georg's, sie wolle seines Weibes Glück; und darum scheide sie jetzt gern vom Leben, daß sich in Zukunft kein Schatten je drängen könne zwischen den Grafen und seine edle Gattin.

Von diesen letzten Worten wunderbar erschüttert, von dem Ausdruck des Leidens und der Angst in dem Gesicht der Fremden gerührt, von echt weiblichem Mitgefühl für die Unselige ergriffen, schob Irma einen Sessel an das Bett, ließ sich nieder und ergriff die feuchten, ihr heftig entgegengestreckten Hände der räthselhaften Frau, um sie fortan in den ihrigen zu behalten.

In abgerissenen Sätzen drängte Valeska Glück und Leid von Monaten in einige Worte zusammen; auf Augenblicke durch das fieberhafte Arbeiten ihres Herzens zum Sprechen unfähig, erzählte sie ihre Geschichte, ohne einen Blick von der Gräfin abzuwenden, in deren Zügen sie las, daß sie litt, vielleicht schwerer, als sie selbst jemals gelitten, und schloß ihre Beichte mit der innigen Bitte, Irma möge Georg, den sie trotz aller Anstrengung nun doch nicht noch einmal vor ihrem Tode habe sprechen und an ihre Brust drücken können, ihre letzten Grüße übermitteln, und sie möge fest und treu an ihm halten in aller Zeit, damit er nicht verzweifle. Dann küßte sie leidenschaftlich die Hände der Lauscherin, schloß die Augen und fiel zurück, bewußtlos seufzend und stöhnend.

Die Gräfin erhob sich, schwankte durch den Raum und brach auf einem Sessel neben dem Kamin zusammen. Was da in ihr vorging, wie Mitleid, Liebe, Haß, Empörung, Groll, eigensinniges Verlangen und ohnmächtiger Trotz, wie Stolz und Sehnsucht miteinander stritten und rangen in furchtbarem Kampfe, wer möchte es enträthseln? Zuletzt brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus, in welches das Röcheln der Sterbenden gespenstig hineinhallte.

Von dem Schluchzen aufgestört, schnellte Valeska noch einmal empor; mit sich

umflorenden Augen erkannte sie, wie der Körper Irma's unter der Gewalt ihres Schmerzes zitterte und flog; mit letzter Anstrengung faßte sie ihr Tagebuch, löste den Bleistift und schrieb mit fast unleserlichen Zügen ein paar Worte; sie wollte zu Irma sprechen, aber vermochte ihre Gedanken nicht mehr zu sammeln; so blickte sie auf das, was sie eben geschrieben, und lallte mit gebrochener Stimme die mühsam abgelesenen Ausrufe: „Ihr seid frei, ich scheide! Werdet glücklich! Vergib ihm, Irma, wie ich ihm vergeben! Und du, Georg — in deiner Irma wirst du einst deine Valeska wiederfinden! Georg!"

Das Buch stürzte zur Erde; sie faßte nach ihrem Herzen, stieß einen leisen, kurzen Schrei aus und sank. Sie hatte ausgelitten. . . .

Die Gräfin flog an das Lager; die schlaffe Hand der Dulderin erwiderte den Druck der ihrigen nicht mehr; sie neigte ihr Ohr auf ihr Herz, das sich nicht mehr regte; sie schloß ihr die Lider, küßte sie auf die Stirn und faltete die Hände zu einem ernsten, stillen Gebet.

Jetzt aber galt es, zu handeln. Sie riß ein Stück Papier aus ihrem Notizbuche und schrieb mit fester Hand wenige Zeilen, die sie auf den Nachttisch neben der Leiche niederlegte.

Dann schloß sie die Thür hinter sich, betrat das Wohnzimmer und schellte. Joseph lief herbei; sie befahl ihm, einen Arzt für die schwer erkrankte Verwandte seines Gebieters sofort herbeizurufen, und der von dem verstörten Aussehen seiner Herrin betroffene Diener gehorchte ohne Zaudern.

Dann schellte sie wieder, ließ den Besitzer des Hotels kommen und erklärte, ungesäumt abreisen zu müssen mit dem vor Mitternacht abgehenden Kurierzuge; ihr Gatte werde alles Uebrige ordnen und wahrscheinlich schon morgen ihr auf dem Fuße nachfolgen; sie warf sich in ihren Pelz; die noch uneröffneten Koffer wurden auf den Hotelwagen geschleppt, der eben nach dem Bahnhofe zu fahren im Begriff war, und nach kaum einer halben Stunde saß die Gräfin in einem Coupé des Nachtzuges, die endlosen Meilen, die sie erst gestern zurückgelegt, nach der Hauptstadt zurückzueilen. Das war das Ende ihrer Hochzeitsreise, so jammerte sie unaufhörlich vor sich hin, bis sie in einen bleiernen Schlummer verfiel, der ihre Qualen löste.

Im fernen Thiergartenhause war es um diese Zeit todtenstill. Thauwetter herrschte in der Residenz. Der Schnee auf den Locken der Karyatiden begann zu schmelzen, und die zerrinnenden Tropfen hingen wie große, schwere Thränen an den Sandsteinwimpern der stummen Gesellschafterinnen der „stillen", jetzt für immer stillen Gräfin. . . .

Gegen Mitternacht kehrte Georg von der Zusammenkunft mit den beiden Freunden in der glückseligsten Stimmung zurück. Wie freute er sich seinem jungen Weibe entgegen, wie flutete das vom Champagner belebte Blut so feurig durch die Adern in der kalten Winternacht, wie schwebten ihm die weichsten, zärtlichsten Worte auf den Lippen, die auch der strenge Frost nicht zurückzuscheuchen vermochte.

Der Portier hatte nicht das Herz, dem Spätlinge mitzutheilen, was für unheilvolle Veränderungen in seiner Abwesenheit sich zugetragen hatten, als er die sorglose Heiterkeit in den Zügen des Gastes bemerkte. Einsilbig leuchtete er ihm

die Treppe hinauf, während der Graf eine lustige, vor kurzem in der Oper erlauschte Weise vor sich hinsummte. Eben wollte er, in der Meinung, Irma werde auf ihn geharrt haben, mit dem Knöchel den Takt der muntern Melodie auf die Thür trommeln, als dieselbe aufgerissen ward, und Joseph, der seinen Herrn hatte kommen hören, ihm schluchzend entgegenlallte: „Sie ist todt, gnädiger Herr, todt!“

„Wer ist todt?“ herrschte ihn Georg entsetzt an und schüttelte ihn krampfhaft an den Schultern. Aber der Diener vermochte nicht zu antworten, und der Graf stürzte in das Wohnzimmer. Hier fand er einen ältlichen Herrn, der sich ihm als den Arzt vorstellte und ihm mit vorsichtigem Zögern eröffnete, seine Gemahlin, die Frau Gräfin (denn anders hatte er von dem Diener Valeska nicht bezeichnen hören), sei an einem plötzlichen Herzschlage verschieden; er habe nur ihren Tod constatiren können; der Herr Graf möge sich fassen und ihn entschuldigen, wenn er, von einer weitern ernsten Pflicht in dieser Nacht beansprucht, ihn seinem Schmerze überlasse; er werde morgen in der Frühe nicht verfehlen, noch einmal vorzusprechen; dann verbeugte er sich und ließ den betäubten Aristokraten allein.

Georg vermochte sich kaum auf den Füßen zu halten. War es denn möglich? Hatte das leichte Unwohlsein, die Ermüdung, die Irma in der Oper beschlichen hatten, eine so furchtbare Wendung nehmen können? Und er mußte fern sein, bei perlendem Champagner scherzend, während sie mit dem Tode rang? Und niemand hatte ihn, seines Aufenthaltes unkundig, herbeigerufen?

Es dauerte eine geraume Zeit, bis er sich ermannte, die Kerze ergriff und die Thür des Schlafgemaches öffnete.

Langsam und feierlich zog er die Decke von dem Antlitz der Leiche. „Valeska!“ schrie er auf und taumelte zurück. O, das war keine Vision mehr! Das waren ihre lieben, milden Züge, die noch in der starren Ruhe des Todes so lebensvoll waren, von keiner Sterbensqual verzerrt, friedevoll und durchgeistigt von dem Segen der Versöhnung! Jetzt sah er klar. Die Gesichte, die ihm das blasse Haupt der Verklärten zu verschiedenen malen gezeigt hatten, waren mehr als Gesichte gewesen; die Verstoßene war ihm nachgefolgt, treu bis zum letzten Athemzuge; sie hatte sich an seine Fersen geheftet in unnennbarem Jammer, bis ihr, kurz vor Erreichung ihres Zieles, das schwergeprüfte Herz brach, das, so bang und eingeschüchtert, nur für *ihn* geschlagen!

Der eigene Seufzer schreckte ihn auf und er spähte umher. Die schwarzen Trauerkleider dort über dem Sessel waren die Gewänder Irma's nicht. Wo war sein Weib geblieben? Mit dem aufgeregten Odem seines Mundes blies er ein Zettelchen fort, das von dem Nachttisch auf den Boden flatterte. Er haschte es und las, die trüben Augen zu gesteigertem Dienste zwingend, die wenigen Abschiedsworte seiner Gattin; die Todte habe ihr eine vollkommene Beichte abgelegt, und diese Beichte habe sie bewogen, trotz der Fürbitte der wahrhaft edeln Sterbenden, sich von ihm zu scheiden und in die Arme ihrer unglücklichen Aeltern zurückzukehren.

So war auch *dieser* schöne Traum zu Ende! Zwei Tage war er vermählt gewesen, und nun hatte Irma ihn verstoßen, wie er selbst diejenige verstoßen hatte,

die hier vor ihm schlummerte; und ihm war es, als müßte auch er sich an die Fersen der Gattin heften, ihr nacheilen ohne Säumen bis zum letzten Odemzuge, wie die Unselige vor ihm sich an *ihn* geklammert hatte. O welche Sühne der Schickung! Er sah die Gräfin in der öden Winternacht durch die beeisten Gefilde dahingetragen auf den Schienen; kein zärtlicher Händedruck des Freundes wärmte ihr die erstarrenden Pulse, kein liebender Arm schmiegte sich um sie; nur die Enttäuschung saß neben ihr in düsterer Witwentrauer und blickte sie mit hohlen, thränenleeren Augen an und zeigte ihr, wie man die Hände ringen müsse in stummem Jammer, um sich zu erwärmen in den Todesschauern des Herzens. Georg sprang auf, wollte den Diener rufen, alles zur augenblicklichen Abreise zu rüsten, und wendete sich nach der Thür — doch nein, nein! *Diese* Nacht gehörte der armen, sonst ganz verlassenen Todten, und er sank nieder in den Sessel an der Leiche und hielt bei dem flackernden Kerzenstrahl, in ferne Tage verloren, die einsame Ehrenwacht an dem Lager der Entschlafenen.

Wie schön war die Dulderin! Wie rührte ihn ihre Treue! Das waren die weißen Arme, die ihn so stark zu umschlingen gewußt, die kalten Lippen, die ihn so heiß geküßt! O dürfte ihr nur eine halbe Stunde das Leben zurückkehren, daß er noch einmal ihre melodische Stimme hören, noch einmal aus ihrem Munde vernehmen könnte, wie sie ihn geliebt, um ihn gelitten, ihm vergeben! Da stieß sein Fuß an das Tagebuch, das den Händen Valeska's im Todeskampfe entfallen war; er bückte sich, hob und schlug es auf, und seine Augen füllten sich mit Thränen, wie er die ihm so wohlbekannten Schriftzeichen erblickte. Mit unaussprechlicher Rührung irrten seine Blicke über die Blätter, ohne zu lesen, bis sie mit einem mal auf einer Stelle haften blieben, die er leise vor sich hinsprach:

„Neapel, im Mai. O Luft und Licht, o Sonne und Meer! Georg, du bist der blaue, der paradiesische Golf, in welchen alle Wonneströme meines Empfindens münden! Diese Natur ist reich und gibt in ungemessener Fülle; nur *dein* Herz ist reicher und unerschöpflicher; welche Bettlerin würde ich sein inmitten dieser verschwenderischen Schöpfung, die auch mir ihre Gaben schenkt, müßte ich des Reichthums deiner, unserer Liebe entbehren!“

Weiter blätternd unter Thränen, schlug er eine andere Seite auf und flüsterte:

„Wien, im November. Ich getraue mir nicht mehr, ihn in die Theater, in die Gesellschaft zu begleiten. Wenn aber unser Bund eine Sünde ist, so hatte Gott nie eine schuldlosere, den Menschen veredelndere Sünde zu vergeben. Harre ich dein, Geliebter, in einsamer Nachtstunde, so ist es das Harren des Gläubigen auf die Verheißung, das Warten des irrthümlich Eingekerkerten auf den endlichen Schritt des kettenlösenden Schließers, das Lauschen der eingehüllten Knospe auf den nahenden Athem des Frühlings.“

Der Leser stöhnte und wendete die Blätter mechanisch um, von süßem Erinnern abgezogen, bis seine Augen aufs neue auf einige Zeilen fielen, die sein tiefstes Herz berührten:

„Berlin, im October. O Gott, gib mir die Kraft, daß ich auf ihn verzichten lerne, um sein Glück, wenn es anders sein Glück ist, nicht zu zerstören! So wie mir muß dem Märtyrer zu Muthe sein, wenn sie ihn foltern, daß er seine

Ueberzeugung widerrufe. Nun erst, von ihm losgetrennt, werde ich, wofür zu gelten mir stets gegraut, eine Buhlerin, auf die sie mit Fingern deuten."

Und als er nach diesen Sätzen weiter las, wie sie der Rittmeister mit seinem Werben bedrängt und wie sie ihn mit stolzer Verachtung abgewiesen, ihn gedemüthigt und beschämt, da zitterte ihm das Buch in den Händen, und ein Ingrimm gegen den Verleumder erfüllte ihn, dessen lauten Ausbruch nur der Anblick der verklärten Todten zurückhielt, welcher er in stiller Zerknirschung die reumüthigste Abbitte that, daß er auch nur eine Minute an ihre Selbsterniedrigung habe glauben können.

Noch mehr aber schwankten die Blätter in seinen Händen, als er auf den letzten Seiten der Aufzeichnungen die schreckenvolle Beichte las:

„Ich lag auf den Schienen und die Sinne vergingen mir. Der Zug brauste auf dem Nachbargleise an mir vorüber, ohne mir ein Haar zu krümmen. Die Räder hatten mich nicht zermalmt, aber, was mich mehr zermalmte, als es das Eisen vermocht hätte: das war das trostlose Bewußtsein, daß Georg, wenige Minuten von der grausigen Stelle, an der Seite Irma's saß, ohne meine Qualen zu ahnen."

„Arme, arme Valeska", stöhnte der Graf, ergriff die kalte Hand der Geliebten und bedeckte sie mit Küssen.

Und aufs neue durchflog er die Zeilen und las mit immer wachsender Erregung, was sie während seiner Hochzeitsnacht gelitten, wie sie die kleine Eva an ihr krampfhaft pochendes Herz gedrückt, was sie auf der Verfolgung gedacht und gefühlt, wie sie das Nahen des erlösenden Todes von Stunde zu Stunde deutlicher und vernehmlicher gespürt; und wie er nun endlich die kaum lesbaren, kurz vor ihrem Sterben hingekritzelten Worte entziffert hatte: „Vergib ihm, Irma, wie ich ihm vergeben! Und du, Georg — in deiner Irma wirst du einst deine Valeska wiederfinden!" da brach der große, starke Mann zusammen und bedeckte erschüttert sein Gesicht mit den bebenden Händen.

Lange verharrte er in dieser Stellung; dann stand er auf, durchmaß mit leisen Schritten das Gemach, blieb vor der Leiche gebannt und flüsterte:

„Keine Grafenkrone schmückte deinen Scheitel, Valeska, Geliebte; aber dich ziert ein hellerer, ein strahlenderer Schmuck, die heilige Krone des Selbstüberwinders."

Die Kerzen brannten nieder; traumhafte Schatten dunkelten um die Todte und den Lebendigen.

Als Joseph gegen Morgen endlich wagte, in das Schlafzimmer zu treten und nach seinem Gebieter zu spähen, da sah er den Grafen an dem Lager niedergesunken, das Haupt auf den Bettrand gepreßt, die Hände auf der Brust der Verlorenen gefaltet.

IV.

Während der Reise hatte Irma eine Depesche an ihre Aeltern abgesandt, um sie auf ihre unerwartete Zurückkunft vorzubereiten. Als sie gegen Abend des nächsten Tages die Hauptstadt erreicht hatte, blieben ihr noch ein paar Stunden

bis zum Abgange des Zuges, der sie die letzte kurze Strecke nach dem Schloß ihres Vaters bringen sollte. Sie war in einem Zustande dumpfer Betäubung; das Schütteln und Rütteln der ununterbrochenen Fahrt hatte sie zuletzt gleichgültig gemacht gegen jeden äußern und innern Eindruck, und in wesenloser Flucht, ein unhaltbarer, dunkler Traum, zogen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft an ihrer Seele vorüber. Kaum aber fühlte sie wieder den festen Boden unter sich, als sie die Spannkraft ihres Geistes zurückgewann; ein unwiderstehlicher Drang trieb sie nach dem Thiergartenhause, von dem ihr die Sterbende so viel erzählt; und nach kurzer Frist verließ sie den Miethwagen und schellte an dem Portal des stillen, lichtlosen Gebäudes.

Als die Thür aufsprang, huschte eine dunkle, in einen Militärmantel gehüllte Gestalt durch den Flur an ihr vorüber. Es war der Rittmeister, der, von brennendem Verlangen getrieben, die verlassene Geliebte des Grafen zu trösten gekommen war und mit jähem Erschrecken die Kunde von ihrem Verschollensein empfangen hatte. Seine Augen hafteten einen Augenblick bei dem unsichern Licht der kärglichen Laterne des jetzt nur von dem Portier bewohnten Hauses auf der Gräfin; draußen auf der Straße rieb er sich die Stirn und starrte auf das Portal, hinter welchem die Dame verschwunden war; er schritt eine geraume Weile vor dem Gebäude auf und ab und harrte, ob die Verschleierte zurückkommen werde; seine durch die Mittheilung des Hausverwalters von dem Verschwinden Valeska's aufgeregte Phantasie müsse ihm einen Possen gespielt haben, meinte er endlich; ein Trugbild habe ihn genarrt und ihm das Weib des Grafen an der Schwelle seiner Buhlerin gezeigt; und er schlich in einer Verwirrung und Verstörung davon, aus welcher ihn auch die lauten Kameraden im Casino nicht aufzurütteln vermochten.

Der Portier erschrak nicht wenig, als er seine neue Herrin, die er bereits in Italien wähnte, vor sich erscheinen sah; aber noch heftiger erschrak der Alte, als ihm die Gräfin mit kurzen Worten von dem Tode der geliebten Wohlthäterin berichtete und das bestimmte Verlangen aussprach, in die Wohnung derselben geführt zu werden. Zitternd zündete er ein Licht an und schritt mit schwankenden Knien, welche den Dienst zu versagen drohten, voran. Er geleitete, ohne daß ein Wort gewechselt wurde, die Gräfin durch die Wohnzimmer Valeska's, dann durch die verödeten Vorderräume und schloß auf Befehl selbst die Balkonthür auf. Einen Augenblick trat Irma hinaus, blickte in die wirbelnden Schneeflocken, die auf dem feuchten Boden zerflossen, und wendete das Haupt zu den steinernen Frauen empor, den Mitwisserinnen so vieler geheimer Freuden und Leiden. Dann kehrte sie in das Wohnzimmer zurück und gebot dem Alten, sich zu entfernen. Lange beleuchtete sie das schöne Bildniß der Gestorbenen und forschte in den edeln, hoheitvollen Zügen. Seufzend warf sie sich auf das Sofa unter dem Porträt nieder; der stille Raum wurde ihr zum Sterbezimmer der Verstoßenen, und sie hörte noch einmal ihre wunderbare Beichte. Da war es ihr, als finge das Bild an über ihr zu sprechen, und es umhauchten sie die Worte: „Leidensgenossin! Wie ich verrathen worden bin, so bist auch du ahnungslos verrathen; denn der Tag konnte nicht ausbleiben, an dem du entdecken mußtest, wer vor dir das Herz

des Geliebten besessen und wen er in das Elend hineingetrieben, und diese Erkenntniß zerstört deinen Frieden, wo du stehst und wandelst, und du wirst trostlos sein und ohne Hoffnung, gleich mir."

Irma erhob sich, durchwandelte das Gemach, belenchtete jeden Winkel, trat an das Fenster und blickte lange in den kleinen Garten hinaus. Dann verließ sie das Parkhaus, still und ernst, wie sie gekommen, und ruhte nach wenigen Stunden in den Armen ihrer tiefbekümmerten Mutter.

Die spielenden Nachbarkinder hatten einen Lichtschein durch das Zimmer der stillen Gräfin hin- und herirren und eine düstere Gestalt an dem Gartenfenster lehnen sehen; sie steckten erschreckt die Köpfe zusammen: die Todte sei erschienen und habe ihre Gemächer ruhelos durchwandert und auf ihre Beete und Anlagen herniedergestarrt; und noch oft in der Abendstunde lugten die bangen Kleinen mit athemlosem Schauer durch die Latten des Zaunes und glaubten ein schwarzes, wohlbekanntes Trauergewand über die Steige gleitend zu erblicken. . . .

Der Graf ließ die Leiche der Freundin nach Berlin führen. Im Gepäckwagen, den er mit Tannenzweigen ausgeschmückt, saß Joseph neben dem Sarge und hielt die ernste Wacht.

Georg hatte nicht den Muth und die Kraft, dem feierlichen Begräbnisse beizuwohnen; um so dichter umringten den mit Kränzen überschütteten Sarg die Armen, die ihrer großherzigen Pflegerin ihre Thränen nachweinten; zu Gunsten der Schutzbefohlenen Valeska's verzichtete in der Folge der Universitätslehrer auf das ihm von der edeln Frau vermachte Erbtheil; er war der letzte, der den Kirchhof verließ, indem er den trostlosen Joseph mit sich schleppte, der sich von der heiligen Stätte nicht loszureißen vermochte.

Als der Graf am Morgen nach der Beerdigung wiederholt umsonst nach seinem Diener gerufen hatte, gestand ihm die Frau des Verwalters, die Schwester Joseph's, unter Bangen und Zagen, daß ihr Bruder heut in der Frühe den Palast verlassen habe und durch keine Bitte zu bewegen gewesen sei, seinem Herrn länger zu dienen. Georg biß sich auf die Lippen, winkte und wendete sich ab.

Die wunderlichsten Gerüchte durchschwirrten die Hauptstadt. Die kalten, grauen, listigen Augen des Vaters des Grafen hatten sich für immer geschlossen; dem stolzen Aristokraten hatte die Schmach, die seinem Hause widerfahren, einen Schlaganfall zugezogen, dem er erlegen war. Man erzählte von einem Duell zwischen Georg und dem Rittmeister, und von einer schweren, wenn auch nicht lebensgefährlichen Verwundung des letztern. Die übertriebensten Zwischenträgereien brachten bald Irma, bald Valeska mit diesem Zweikampfe in Verbindung.

Durch ernste, angestrengte Arbeit suchte Georg seiner Herr zu werden. Um sich vor Irma einigermaßen zu rechtfertigen, sandte er ihr einen ausführlichen Bericht über die Geschichte seiner Liebe zu Valeska und fügte das Tagebuch der Verstorbenen hinzu, damit die Gattin sich selbst überzeuge, daß die Geliebte, die er um ihretwillen verstoßen, seiner nicht unwürdig gewesen sei, und daß sein Verhältniß zu der Unglücklichen, fern aller Gemeinheit, den Stempel einer edeln, wahren und echten Leidenschaft getragen. Fast täglich schrieb er ein paar Zeilen an sein Weib, sich demüthigend und um ihre Rückkehr flehend; aber vergebens

harrte er einer Antwort, und nur dann und wann tröstete ihn ein Brief der liebevollen Mutter Irma's: er solle nicht ganz verzagen und das Beste von der heilenden Zeit erwarten.

Irma aber durchlas das Tagebuch der Todten mit dem hingebendsten Interesse wieder und wieder, bis sie zuletzt ganze Seiten desselben auswendig wußte. Immer mehr wurde ihr klar, was sie an diese Bekenntnisse fesselte; nicht, wie anfangs, eine verzehrende Eifersucht, die sich mit lauerndem Blicke das Wesen des beneideten Gegenstandes zergliedert, nicht nur die Erinnerung an die erschütternde Sterbestunde der Schreiberin, sondern die überraschende Aehnlichkeit ihrer eigenen Anschauungen und Empfindungen, ihres Denkens und Fühlens mit den verwandten Aeußerungen Valeska's erregte ihre Theilnahme in steter Steigerung; sie hatte oft die Täuschung, als wären die an die Nebenbuhlerin gerichteten Worte Georg's, welche die Geliebte aufgezeichnet hatte, an sie selbst gerichtet; sie begriff, daß sich der Graf so leicht von der Freundin hatte trennen können, weil er ihr wieder in ihr selbst begegnete, vielleicht nur in jugendlicherm Glanze; sie sah ein, daß sie nur sie selbst zu sein brauchte, um ihm Valeska zu ersetzen, ja um sie, bei ihrer noch reichern Bildung, zu überstrahlen. Und dazu kamen die unausgesetzten Briefe Georg's, die, von wahrer Liebe dictirt, ihr den ganzen Zauber ihrer Brautzeit wach riefen; ihr inniges Mitgefühl für die Todte ward zu einem Mitgefühl für sich selbst, und in ihrer Trennung und Vereinsamung empfand sie die sehnsüchtigen Schmerzen der Verklärten, und die Hoffnung regte in ihrer Seele die Schwingen zu neuem, frohem Fluge. . . .

Es war Mitte Juni, und Wald und Feld strahlten im Sonnenglanz, als sie das Schloß zum ersten mal wieder verließ und in die Hauptstadt eilte. An der Grenze des Thiergartens entstieg sie ihrem Gefährt und setzte ihren Weg zu Fuß fort. Der Tag war, wie sie aus dem Tagebuche wußte, der Geburtstag Valeska's, und sie hatte den Wunsch, in den Räumen der Dulderin noch einmal das schmerzlich Durchlebte zu durchleben und dann mit der Vergangenheit abzuschließen, um den Forderungen ihres Herzens gerecht zu werden.

Der Portier des Parkhauses war auf das höchste betroffen, als die Gräfin, wie an jenem Abende, Einlaß in die Wohnung der Verstorbenen begehrte. Sie merkte ihm an, daß er, während er sie hinaufbegleitete, mit sich kämpfte, ihr etwas zu sagen, wozu er doch den Muth nicht fassen konnte. Entschlossen, ihn bei ihrem Weggehen ausforschen zu wollen, verabschiedete ihn Irma und trat in das Wohnzimmer der Verstoßenen. Lange stand sie vor dem schönen Bilde, und der gesammte Inhalt der Selbstbekenntnisse Valeska's zog an ihr vorüber. Wie vertraut waren ihr jetzt, nachdem sie das Tagebuch sich zu eigen gemacht, alle Winkel, alle Plätze der Behausung!

Sie durchschritt die leeren, vordern Räume, eine jede Lücke der Wände nach den Aufzeichnungen der Entschlafenen mit einer Fülle von Leben schmückend, und wollte eben durch die offene Thür auf den Balkon hinaustreten, als sie auf demselben einen Mann erblickte, der, offenbar in Erinnerungen verloren, an der Brüstung lehnte und mit feuchten Augen zu den Karyatiden hinaufschaute, die ihm mit holder Gesprächigkeit von derjenigen zu erzählen schienen, deren Lieblingssitz

dieser trauliche Fleck in Lenz, Sommer und Herbst gewesen. Auch er feierte den Geburtstag der Freundin an geweihter Stätte!

Die Schritte der Gräfin mußten ihn aus seinen Träumen geweckt haben; er richtete die Blicke nach dem Saal, stutzte, staunte, breitete die Arme und rief, der Kommenden entgegenschwankend, mit einem Ton der tiefsten seelischen Erregung: „Valeska!“

Und Irma, wie sie in seinen Augen las, was er gelitten, und zugleich auch las, was er ersehnte mit jeder Fiber seines Wesens, stürzte auf ihn zu, bettete ihr Haupt an seiner Brust und hauchte: „Ja, Georg, Valeska! Denn wie schrieb in der Minute des Todes die Verklärte? In deiner Irma wirst du deine Valeska wiederfinden.“

Nach einer halben Stunde schritten sie aus dem Thorweg des Parkhauses, von den überraschten, freudig strahlenden Augen des Portiers verfolgt. Ihr Weg führte sie nach dem Friedhofe. Wie sie dem Grabe der Unvergeßlichen sich näherten, entfernten sich, scheu und verlegen, zwei Männer von dem sinnig bekränzten Hügel; der Graf erkannte seinen Vetter Karl und den abtrünnigen Joseph, die sich hier zusammengefunden hatten.

Lange, lange harrte das Paar, die Hände ineinandergefügt, an dem flieder-umbuschten Platze. Da that sich der leichtbewölkte Himmel auf, und im Heiligenschein der Ueberwinderkrone lächelte die Freundin, die Geliebte hernieder.

In kurzen Tagen brachen die Vermählten nach dem Süden auf. Als sie nach einem Vierteljahr heimkehrten, war auf Befehl des Grafen an der Façade seines Palastes eine bauliche Veränderung bewirkt worden. Die wilden, trotzigen Athleten hatten das Feld räumen müssen; an ihrer Stelle trugen den Balkon und blickten den Gatten, die verständnißinnig einander in die nassen Augen schauten, mit sinniger Versöhnlichkeit entgegen die vom Parkhause hierher übergesiedelten Karyatiden, die stillen Gesellschafterinnen der „stillen Gräfin“.

Pariser Stimmungsbilder.

(September 1882.)

Von

Rudolf von Gottschall.

II.

Es gewinnt fast den Anschein, als ob die Republik anfange, den Franzosen langweilig zu werden: jedenfalls eine große Gefahr; denn das genre ennuyeux ist auch in der Politik das misliebigste in Frankreich. Es fehlt an glänzenden Tableaux und Decorationen: die französische „Tunisias" wird durch den ägyptischen Feldzug der Engländer sehr in Schatten gestellt; solch eine Entscheidungsschlacht wie die bei Tell-el-Kebir hat der Krieg in Tunis nicht aufzuweisen, und mit Neid betrachten die Franzosen die Riesengestalten der englischen Hochlandsbrigaden auf den londoner illustrirten Blättern, wie sie die braunen Aegypter in ihren Verschanzungen niedermetzeln. Ein Gefühl von Unbehagen bleibt doch zurück; mögen die gambettistischen Blätter noch so sehr von der englisch-französischen Allianz schwärmen und andeuten, daß England eigentlich für Frankreich die Kastanien aus dem Feuer geholt hat: man erinnert sich doch daran, daß es Frankreich im Grunde sehr wenig gefragt hat, als es Alexandria bombardirte und vom Suezkanal aus auf Kairo losmarschirte. Man fühlt es heraus, daß die äußere Politik keine festen und bestimmten Ziele hat, daß die Staatsmänner lauter ballons d'essai steigen lassen und bald nach England, bald nach Rußland ihre vorsichtig tastenden Finger ausstrecken, um nach Allianzen zu suchen. Es fehlt an Glanz und Glorie nach außen.

Und auch die innere Politik hat Ferien: der Ministerpräsident Duclerc wird interviewt, und nachdem er wegen einiger unvorsichtiger Aeußerungen über Kammerauflösung von den Zeitungen aufs heftigste angegriffen worden, zieht er sich, den neuesten Heimsuchungen stoffhungeriger Reporter gegenüber, in seine letzten Verschanzungen zurück, indem er die denkwürdige Aeußerung thut, man müsse Prophet sein, um über Frankreichs nächste Zukunft sich aussprechen zu können. Grévy und Gambetta weilen auf ihren Landgütern; sie kehren, nach echtem pariser Chic, erst Ende September in die Hauptstadt zurück. Und wer sorgt für die Unterhaltung in dem großen Zwischenact? Die Bonapartisten liegen sich in den Haaren; zwei Redacteure ihrer Partei fordern sich; der eine fällt im Duell.

Seit dem Tode des jungen Ludwig Napoleon zersplittert sich die Partei. Die Communisten nehmen verunglückte Expeditionen vor für die Propaganda ihres alleinseligmachenden Glaubens: Louise Michel macht einen Streifzug nach der alten Königsstadt Versailles, der Stadt der Kriegsgerichte und der Hinrichtungen, spricht dort ihren ganzen Abscheu vor der Ebene von Satori aus und verherrlicht den „ewigen Frieden". Doch von diesem „Philosophendamm", auf welchem ja auch der Kritiker der reinen Vernunft gewandelt ist, wird sie unsanft heruntergestoßen: die Versailler wollen nichts wissen von der Commune und vom ewigen Frieden; es ergeht der Bürgerin Louise Michel wie der marmornen Latona im großen Bassin des Parks von Versailles, das ihren Namen führt. Wie diese von den Fröschen und Schildkröten mit Wasserstrahlen bespritzt wird, so Louise Michel mit Schimpfreden und Verwünschungen der Bürger von Versailles. Unter Zischen und Pfeifen muß sie von der Tribüne herabsteigen und wird von den quakenden Fröschen von Versailles bis an den Bahnhof mit einem misliebigen Concert geleitet. Inzwischen leuchten die Laternen Rochefort's und seiner Anhänger noch immer dem Numa Rumestan ins Gesicht, der zugleich als der Held eines andern Daudet'schen Romans, als der tunesische Nabob, der öffentlichen Meinung denuncirt wird.

Doch diese Vergnügungen des Entr'acte können den Franzosen auf die Länge nicht den fehlenden Glanz der Hauptacte und Hauptactionen ersetzen: ist doch auch die äußere Pracht und der Luxus durch die Bescheidenheit der Republik in einer für die pariser Producenten unbequemen Weise verdunkelt worden. Auch der Fremde bemerkt, daß, mögen auch Tag wie Nacht die Carrossen über die Boulevards brausen und das Ixionsrad der pariser Genußsucht in unaufhörlich unheimlicher Bewegung bleiben, doch der Glanz der Equipagen und der Toilettenluxus eine Einbuße erlitten haben, seitdem nicht mehr Eugenie von Montijo in Frankreich den Ton angibt und die imperialistischen Glücksjäger nicht mehr um den Bienenkorb der Tuilerien herumschwirren. Mochte das vornehme Faubourg Saint-Germain damals grollen wie jetzt: es gab doch einen glänzenden Thron, eine ehrgeizige, nach äußerm Pomp strebende Gefolgschaft, und die Ausstrahlungen dieses Glanzes kamen der pariser Luxusindustrie zu statten.

Bei dem Misbehagen und der Langeweile, welche gegenwärtig die französische Republik ihren nicht spartanisch geschulten Bürgern einzuflößen scheint, darf man sich nicht wundern, daß mehr als je von dem Grafen Chambord die Rede ist, ja daß derselbe in vielen Kreisen sehr ernst genommen wird. Das war früher nicht der Fall: die Zeitungen nehmen zum großen Theil noch die Miene an, als ob ihnen nach wie vor seine Rhetorik der Legitimität als ein müßiges und halbkomisches Phantasiespiel erscheine. Die große Demonstration in der Vendée ließ die Franzosen ziemlich kalt: die Vendée ist ja nicht Frankreich; sie hat sich ja noch nicht für Heinrich V. erhoben, und wenn sie es gethan hätte: die Republik hat ja auch in der ersten Revolution die königstreue Vendée zu Boden geworfen. Dem Hauptagitator des Grafen Chambord, seinem künftigen Premierminister Baudry, haftet noch immer ein leiser Schein des Lächerlichen an: man denkt bei seinem Namen an seine Exmission aus der Deputirtenkammer, wie er, sich mit Händen und Füßen wehrend, von den Soldaten herausgeschleppt wurde. Gewiß

hätte er große Lust, zur Revanche seine Collegen aus dem Palais Bourbon, wie einst der Herzog von Morny, mit dem Besen herauszufegen und sich dabei wie dieser auf der Seite des „Stiels" zu halten. Welche glänzende Genugthuung, wenn er nicht blos an der Spitze von Deputationen, sondern an derjenigen der bewaffneten Macht als ein Warwick und Monk, als ein „Königsmacher" in Frankreich auftreten könnte! Möglich, daß dies alles nur ehrgeizige Träume sind. Die Zeitungen beachten sie wenig: dergleichen wirft nicht viel Blasen auf und kräuselt sich unter der Oberfläche der Tagespolitik. Mir ist noch lebhaft erinnerlich, wie wenig bei meiner ersten Anwesenheit in Paris, im November 1851 kurz vor dem Staatsstreiche, in den Blättern von derartigen Absichten des Präsidenten die Rede war. Eine Zeit lang wurden sie erwähnt, dann waren sie wieder vergessen und kurz vor dem entscheidenden Tage sprach niemand mehr davon. Die Debatte der Zeitungen drehte sich um ganz andere Dinge, und selbst für fanatische Politiker wie Victor Hugo war Louis Napoleon eine Null, von der sich nicht weiter zu verhandeln lohnte. So kann niemand wissen, wie weit die royalistischen Anzettelungen in der Armee reichen: man meint in Paris, daß die Hälfte der höhern Offiziere royalistisch gesinnt sei, trotz aller Purificationen, welche Gambetta in den Commandos vorgenommen hat. Und dieser Marquis von Gallifet, den er so begünstigt, dieser Besieger der Commune, verhaßt bei allen Anhängern der letztern und wie wenige von ihnen geächtet: ist er nicht ein durchaus „opportunistischer" General, welcher dem jedesmaligen Sieger Gefolgschaft zu leisten bereit ist und doch zuletzt seine Befehle lieber von einem Könige empfängt als von einem Advocaten? Das ist der wunde Fleck in der Republik Frankreich: sie ist keine Bürgerrepublik wie die nordamerikanischen Freistaaten und die Schweiz; sie ist ein gewaltiger Militärstaat und der militärischen Hierarchie fehlt die rechte Spitze. Ein Militärstaat ohne den fürstlichen Oberfeldherrn gemahnt wie eine stumpfe Pyramide: der organische Trieb des Ganzen drängt hier gleichsam danach, eine Krone zu bilden. An diese Anomalie mag die royalistische Intrigue anknüpfen. Gewiß gibt es republikanische Generale, die es aus Ueberzeugung sind; andere wieder, die sich mächtiger und unabhängiger fühlen in einer Republik als unter einem Königthum, dessen Glanz sie als dienende Werkzeuge in Schatten stellt. Doch auch die Gegenpartei fehlt nicht, die sich in diesem Glanze sonnen will und es als eine Demüthigung empfindet, daß früher plaidirende Advocaten des Barreau ihre Kriegsherren sind. Ich weiß natürlich so wenig wie der Ministerpräsident Duclerc von der Zukunft Frankreichs: doch die Thatsache läßt sich constatiren, daß Graf Chambord auf einmal zu einem Factor geworden ist, mit welchem die öffentliche Meinung rechnet; ja er selbst hat seinen Getreuen erklärt, daß niemals die Hoffnungen auf einen baldigen Triumph so groß gewesen seien wie gerade jetzt! In Paris weiß man von den Galawagen zu erzählen, die bereits für den Einzug des Königs in seiner getreuen Hauptstadt gebaut worden sind und in den Remisen auf den Tag der Herrlichkeit warten: namentlich soll der Galawagen des Königs selbst mit großartiger Pracht hergestellt und die gestickten silbernen Lilien ein Meisterwerk des Kunstgewerbes sein! Deutschland brauchte einem Bourbon, einem Nachkommen Ludwig's XIV., wahrlich keine Sympathien

entgegenzubringen, um so weniger, als monarchischer Ehrgeiz nach Befestigung des Thrones durch militärische Großthaten, wie durch Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen, nicht weniger streben würde als der Ehrgeiz eines republikanischen Dictators, der seine Herrschaft fest begründen will. Vor allem aber würde der Wiedereinzug der ganzen klerikalen Herrlichkeit einen bedauerlichen Rückschritt bezeichnen: Graf Chambord hat jedenfalls das französische Canossa in der Tasche.

Doch das sind alles zunächst Canserien in den politischen Ferien: wer weiß, ob und wann die Plane der Monarchisten eine greifbare Gestalt gewinnen. In vielen Kreisen spricht man nur, um einen Gesprächsstoff zu haben, vom Grafen Chambord, wie man von der Schauspielerin Feyghine spricht, jenem jungen Talent der Comédie française, das ein so tragisches Ende genommen hat. Deutsche Blätter hätten nicht unterlassen zu erwähnen, daß die Künstlerin eine Jüdin war. Davon ist in keiner französischen Zeitung oder Zeitschrift, die einen Nekrolog derselben gibt, die Rede. Fräulein Feyghine, obschon in der Nähe von Moskau geboren, hat doch ursprünglich einen deutschen Namen, der erst durch mehrfache Uebersetzungen seine letzte französirende Form erhielt. Sie wurde trotz ihrer Jugend am classischen Theater von Paris engagirt; aber ihre Erfolge beim Publikum entsprachen nicht ihrem hochstrebenden Ehrgeiz. Es verstimmte sie, daß sie nicht gleich im Sturm eine der höchsten Stufen der Leiter des Ruhmes ersteigen konnte. Sie war die Geliebte des jungen Herzogs von Morny, und als dieser sie aufgab, um zu heirathen, tödtete sie sich in seiner Wohnung. Die französischen Blätter nannten sie eine Charlotte Corday par l'inverse, weil sie sich den Tod gab, als der Herzog, wie Marat, im Bade saß. Ihr in die illustrirten Blätter aufgenommenes Porträt zeigt ganz anmuthige Züge, ein Lächeln der vollen sinnlichen Lippen, welche die Bezeichnung „kußlich" verdienen. Derartige traurige Erfahrungen sind dem immer lächelnden Herzog von Morny, dem Vater, erspart worden: die Tragödie ist ihm immer fern geblieben, obgleich das Register seiner verlassenen Geliebten manche Feyghine aufzuweisen hatte. Nicht weniger als von der unglücklichen Schauspielerin des Theaters der Rue Richelieu spricht man von der Frau Cailhava und ihrer Wünschelruthe; sie will in den Gräbern der Hauptkirche von Saint-Denis nach verborgenen Schätzen suchen. Die Erlaubniß wurde ihr nur bewilligt unter der Bedingung, daß sie bei dem Finanzministerium eine beträchtliche Caution hinterlege. Diese Summe zusammenzubringen gelang ihr erst nach geraumer Zeit; die ersten Resultate ihres Suchens bestanden freilich nur in einem alten Schlüssel und Fingerhut; doch die Goldsucherin verzagt nicht: es ist eine alte Ueberlieferung, daß in diesen Grabgewölben der Königsstadt reiche Schätze verborgen seien. Die französische Finanzverwaltung hat nichts dagegen einzuwenden, daß diese Schätze gehoben werden, wobei ihr selbst der Löwenantheil zufallen würde: doch scheint sie neuerdings Mistrauen zu hegen gegen den Siderismus der Frau Cailhava und will keine Umgrabungen in der Kirche mehr gestatten. Da lassen wir uns doch die unsichtbare Wünschelruthe unsers Dr. Schliemann gefallen, der die alten Homerischen Schätze ohne jeden andern Mesmerismus als den seiner geistigen Spürkraft zu Tage fördert.

Was das äußere Aussehen von Paris betrifft, so hat es sich seit 1868 in einigen Stadtvierteln wesentlich verändert. An die Verwüstungen der Commune erinnern in erster Linie die Trümmer der Tuilerien, deren Pavillon de Flore, der einzige wohlerhaltene Rest, an den Ruinen des Schlosses Wache hält. Einstöckige Gebäude, die in dieselben hineingebaut sind, machen den Eindruck des Verfalls noch empfindlicher. Von einem Wiederaufbau des Palais der Katharina von Medicis ist wenig die Rede: er würde ungeheuere Summen verschlingen. Und wozu braucht die solide Republik des Advocaten Grévy solche Prunkschlösser? Das Hôtel de Ville dagegen, der Sitz der Commune, ist wieder neu aufgebaut worden und verspricht der großartigen städtischen Verwaltung, in welcher indeß bisweilen noch der unbegrabene Geist von 1870 spukt, eine glänzende Stätte der Wirksamkeit zu bieten.

Auch der prachtvolle Invalidendom mit der imposanten, sich über dem Granitgrabe des Kaisers wölbenden Kuppel hat in den Seitenkapellen einige neue Einsassen gewonnen. Da begegnen wir dem Grabdenkmal und der Bildsäule von Jérôme Bonaparte: der lustige König von Westfalen, wenn auch Stammvater der jetzt noch sich regenden Prätendentenfamilie, stört doch etwas die Weihe des Napoleonischen Cultus. Auch ein anderer Bruder des Kaisers, König Joseph, hat ein Grabmal in einer ihm geweihten Kapelle erhalten: doch muß er sich damit und mit einer verherrlichenden Inschrift begnügen; eine Statue befindet sich nicht auf dem Sarkophag. Das Invalidenhotel mit seinen großen Erinnerungen mag der jetzigen Republik allzu bonapartistisch erscheinen. Wenn sie auch die Asche des Kaisers respectirt, so scheint sie doch die alten Invaliden, die sich da im Schatten der eroberten Kanonen ausruhen, in ihrem Garten arbeiten oder sich am Anblick der Bildergalerie der kaiserlichen Marschälle erfreuen, nicht länger in ihrem Bienenkorb dulden zu wollen. Einige Blätter berichten, daß die Losung zum Ausschwärmen bald ertönen und daß man dann die jetzigen Bewohner des stolzen Hotels irgendwo auf dem Lande ansiedeln werde. An Sonnenschein wird es dort den tapfern Krüppeln und Greisen nicht fehlen: aber sie werden doch ihre Batterie-Trophée, ihre internationale Kanonenausstellung vermissen.

Das Palais de Luxembourg, in welchem der eine Träger der Staatsgewalt, der Senat, seine Sitzungen hält, hat bekanntlich eine Gemäldegalerie von Meistern der Neuzeit, die sich alljährlich durch Anschaffungen der Hauptbilder der Salons neu rekrutirt: die eigentliche Crême der Gemäldeausstellungen der letzten Jahre findet sich hier beisammen. Der Katalog gibt genau die Jahreszahl der Ausstellung der Bilder an, und zugleich mit den Namen der Maler das Datum, wann sie zu Rittern oder Offizieren der Ehrenlegion ernannt worden sind: ein Schicksal, welchem nur eine melancholische Minderheit entgangen ist. Den neuesten Salons ist eine große Anzahl stimmungsvoller Landschafts- und Städtebilder entnommen worden; doch fehlt es auch nicht an Heiligenbildern, selbst nicht an ganzen Altartafeln. Einige größere historische Bilder hat Alexandre Cabanel geliefert, dessen Schule im Luxembourg eine große Rolle spielt. Der Tod Francesca's von Rimini und Paolo Malatesta's sowie Thamar sind den Salons von 1870 und 1875 entnommen: Thamar, die mit zerrissenem Gewand, von Ammon entehrt, in das

Haus ihres Bruders Absalon zurückkehrt, ist eine ausdrucksvolle Gestalt in ihrer stillen Verzweiflung. Fernand Cormon, ein Schüler von Cabanel, stellt Kain dar nach den Versen von Victor Hugo:

Lorsqu'avec ses enfants couverts de peaux de bêtes,
Livide, échevelé, au milieu des tempêtes,
Cain se fut enfui de devant Jéhovah.

Das Bild stammt aus dem Salon von 1880: es ist ganz im Stil greller Romantik gehalten, die jetzt auf vielen Bildern mit dem neuen Naturalismus Hand in Hand geht: Wüstes und Abstoßendes wird in Zügen geschildert, welche der Natur abgelauscht sind. Ein anderer Schüler Cabanel's, Benjamin Constant, huldigt der orientalischen Richtung, die ihre Stoffe mit Vorliebe aus den Kreisen der mohammedanischen Welt nimmt. Sein Bild: Die letzten Rebellen, stellt uns dar, wie an den Thoren der Stadt Marokko vor den Sultan, lebend und todt, die Häupter der aufständischen Stämme gebracht werden: alles sauber ausgeführt mit guter Zeichnung, aber im Grunde doch ohne tiefern Gehalt; mehr historisches Genrebild, wie es Cabanel selbst mit Vorliebe gepflegt hat. Nicht darüber hinaus geht auch das Bild von Jules Goupil, welcher in: Der letzte Tag der Gefangenschaft von Madame Roland den Traditionen seines Meisters Ary Scheffer, der Stoffwahl aus der französischen Revolutionszeit, treu bleibt und der Charlotte Corday desselben eine Manon Roland an die Seite stellt. Auch das Bild von Mélingue, welches uns darstellt, wie im Jahre 1358 Etienne Marcel, der Vorsteher der Kaufmannschaft, mit dem Dauphin Karl die Kappe tauscht, um ihn mit den Farben der Stadt zu decken und ihn so vor dem Volke zu schützen, ist ein anekdotisches Genrebild auf geschichtlichem Hintergrunde. Alle diese Bilder sind den Salons von 1879 und 1880 entnommen. Der Salon von 1882 hat fast nur Genrebilder für das Museum des Luxembourg geliefert, mehrere Kirchenscenen, Landschaftsbilder, einen Gottesdienst am Ufer des Meeres u. dgl. m.

Wenn indeß das Geschichtsgemälde in Frankreich neuerdings den historisch bedeutsamen Zug vermissen läßt, so ist doch die geschichtsphilosophische Malerei Kaulbach's in Frankreich nicht ohne Vertreter geblieben; daß indeß die Franzosen für prägnante Darstellung eines solchen idealen Gehaltes keine rechte Begabung besitzen, beweist das große Bild von Paul Chenavard, das allerdings schon dem Salon von 1869 entnommen ist: Divina tragedia; der Maler hatte sich keine geringere Aufgabe gestellt, als den Aufgang des Christenthums und den Untergang der heidnischen Götterwelt. Der Tod, unterstützt vom Engel der Gerechtigkeit und des Geistes, trifft die dem Untergang geweihten Götter. Es ist wahr, die Kaulbach'schen Gemälde bedürfen auch eines Commentars; aber der Hauptvorgang, den sie darstellen, tritt doch immer prägnant und verständlich für jeden hervor. Dies Chenavard'sche Bild dagegen ist ohne Commentar ganz unverständlich, da es ein Conglomerat aus allen Mythologien der Erde ist: mit dem Commentar in der Hand aber erkennt man, daß der Grundgedanke keineswegs mit sicher treffenden Zügen ausgeführt ist, sondern eine oft schielende Genre- und Arabeskenmalerei an die Stelle eines durchgreifenden Hauptmotivs tritt. Im Mittelpunkt ist der neue Gott, der, die Arme am Kreuz, im Schos des Vaters

stirbt, welcher sein Haupt in den Wolken verbirgt; in dem seraphischen Himmel sieht man die Seligen, die sich wiederfinden und umarmen. Auf der einen Seite der Hauptgruppe erscheinen Adam und Eva, auf der andern die Jungfrau und das Kind, den Sündenfall und die Erlösung versinnlichend. Unter dem Regenbogen, auf welchem der Vater thront, kämpft auf der einen Seite Satan gegen den Engel, auf der andern zerhackt der Geier den gefesselten Prometheus. Mit dieser letztern Gruppe gerathen wir in das Gebiet der selbstgenügsamen mythologischen Malerei: den Grundgedanken des Bildes nach mußten alle die alten Götter sich im Kampfe gegen die neuen vereinigen; doch nur Diana-Hekate schleudert ihre Geschosse gegen Christus; nur Hercules, der alte Halbgott, erstaunt, den Pegasus besteigend, über des neuen Gottes moralische Macht. Doch Apoll schindet ruhig den Marsyas. Bacchus und Amor tragen die entschlummerte Venus fort, Mercur die Pandora, die in Ohnmacht fiel, als sie die verhängnißvolle Büchse öffnete. Und neben diesen Gruppen aus der griechischen Mythologie erscheinen Gestalten aus allen Mythologien der Welt: die indische Maja weint über der Leiche des Jupiter-Ammon und der kuhköpfigen Isis-Cybele; der hundeköpfige ägyptische Typhon wird von dem Engel des Todes in den Abgrund gestürzt; Odin erscheint mit seinen Raben und dem Wolf Fergis, Thor mit seinem mächtigen Hammer bekämpft das Ungeheuer Iromungadur; hoch oben thront die ewige Androgyne, die Harmonie der beiden entgegengesetzten Naturen, auf der Chimära, mit der Phrygischen Mütze geschmückt.

Wir sehen, das Bild ist überladen und unklar; es fehlt ein großer Zug und Schwung in demselben; wir finden statt dessen klare und minder klare Beziehungen und Andeutungen: der Maler sucht aus den mythologischen Ueberlieferungen Stoffe für seine Kunst, die sich im einzelnen sehr wohl bewährt; aber aus einer Mosaik wird kein Tableau.

Den Père-Lachaise, diesen an Monumenten so reichen Kirchhof, ein Museum des französischen Nationalruhms, wird man immer von neuem besuchen bei jedem Besuche der Weltstadt. Denn in der Regel sind seinem steinernen Album neue Blätter eingefügt. Seitdem ich das letzte mal diese grabgeschmückten Hügel besucht, sind sie die Stätte blutiger Kämpfe gewesen: hier donnerten zum letzten mal die Geschütze der Commune; auf diesen Gräbern verblutete sie in verzweifelter Agonie. Jetzt ist alles wieder still und friedlich wie früher: das zuckerhutförmige Mausoleum des Consuls Beaujour blickt nach wie vor von dem schönsten Aussichtspunkte des Kirchhofes auf die Stadt Paris und ihre im Dufte der Ferne verschwimmenden Kuppeln herüber und hat es längst vergessen, daß neben ihm die Batterien der Commune Feuer auf die Versailler spien: noch lächeln wie früher die heitern Dichter Molière, Lafontaine und Scribe auf ihren Reliefbildern, und im stillen Musikwinkel, wo die Boieldieu und Bellini schlummern, blicken Chopin's schwermüthige Züge von hohem Grabeswürfel: die Nocturnos der Commune drangen bis in dies Buschversteck. Wir fanden weiter unten, dicht an dem Rondel, wo sich der bronzene Bankier-Minister des Julikönigthums, Casimir Périer, auf hohem Piedestal brüstet, dem kaum einige Napoleonische Marschälle, was das

Höhenmaß des steinernen Nachruhmes betrifft, den Rang streitig machen können, das Grab Raspail's, des alten Republikaners, mit zahlreichen Kränzen geschmückt, welche von verschiedenen Arbeitervereinigungen, von den Frauen der Arbeiter, wie ihre Inschriften besagten, mit begeistertem Dankgefühl hier niedergelegt und aufgehängt worden waren. Wir wissen nicht, welch ein Gedenktag Raspail's hier gefeiert wurde: doch dies unter Kränzen fast versteckte Monument machte neben dem kalten Pomp des Périer'schen Grabmals einen wohlthuenden Eindruck.

Hinter der Kapelle der Hauptallee finden sich zwei neue Grabstätten, welche durch ihren monumentalen Schmuck sowol wie durch den Namen der Todten den Antheil der Besucher erregen müssen. Hier ruht die Gräfin d'Agoult, die Freundin Liszt's, die Verfasserin der „Esquisses morales", welche eine im ganzen freigeistige Moralität athmen, aber viele sinnige Betrachtungen über die modernen Lebensverhältnisse enthalten. Die Gräfin hat auch eine scharfe Kritik des Julikönigthums geschrieben und die Revolution von 1848 verherrlicht. Die einzige Fontaine der wasserlosen Hügel des Kirchhofes plätschert neben dem Denkmal der Gräfin d'Agoult. Und nicht weit von ihr ruht der Philosoph Michelet, ein französischer Denker von großer Herzenswärme, der die Frauen und die Insekten und die Liebe in seinen Werken nicht ohne eine gewisse Mystik des Denkens und Magie des Stils besprochen hat, vor allem aber ein tüchtiger Historiker war und zwar der populärste Geschichtschreiber Frankreichs. Mit Recht hat er eine hervorragende Stelle unter den Todten des Père-Lachaise durch ein auszeichnendes Denkmal gefunden.

Ein in Bezug auf die Magie kühner Gedankenwürfe und mystischer Einkleidungen Michelet verwandter, aber ihm an dichterischem Genie weit überlegener Schriftsteller, der größte Dichter des heutigen Frankreich, der fast unser ganzes Jahrhundert durchlebt hat, weilt noch immer unter den Lebenden. Victor Hugo hat jetzt sein 80. Jahr überschritten; er ist der Gegenstand einer fast blinden Verehrung der französischen Nation: er thront in ihren Augen hoch über Schiller und Goethe — eine Ueberschätzung, welche einen scharfen Contrast bildet zu der Unterschätzung, welche seine Werke in Deutschland erfahren, theils weil die akademischen Formschneider, welche lange Zeit das große Wort führten, das echte dichterische Genie, gegenüber der geschickten Aquarellmalerei der Miniaturtalente, in Miscredit gebracht haben, theils weil die überschwenglichen politischen Reden, Kriegserklärungen, Freundschafts- und Bruderschaftsadressen des alternden Dichters den Deutschen, die jetzt an eine verständige Realpolitik gewöhnt sind, den Geschmack an seiner Poesie verdorben haben. Victor Hugo ist aber, bei allen Auswüchsen seiner Muse, ein Dichter ersten Ranges durch die seltene Prägnanz eines schwunghaften Ausdrucks, durch die weiten Welt- und Geschichtsperspectiven seiner Gedankenwelt, durch ein glühendes und glänzendes Schilderungstalent, durch manchen genialen Wurf der Erfindung in seinen Romanen und Dramen. Keinem andern französischen Dichter ist die Ehre zutheil geworden, daß noch bei Lebzeiten desselben eine pariser Straße mit seinem Namen getauft wurde: eine Auszeichnung, die in Deutschland unsers Wissens nur dem schlesischen Veteranen Karl

von Holtei zutheil wurde, der in der breslauer Holtei-Straße spazieren gehen konnte. In der südlich vom Bois de Boulogne nach Passy zu gelegenen Avenue de Victor Hugo befindet sich auch das Haus, in welchem der Dichter wohnt und wo er seine Getreuen um sich versammelt. Wir fanden ihn diesmal nicht; denn er weilte noch in der Normandie, wo er, der die Kunst, Großvater zu sein, in seinen Versen gelehrt hat, sich, wie die Zeitungen berichteten, mit dem Arrangement von Kinderfesten beschäftigte; wir erfuhren indeß, daß er von seinen Jüngern in seinem Hause verehrt wird, wie der Hochmeister von den Söhnen des Thales, daß er unter einer Art von Baldachin auf erhöhtem Sofa sitzt: alles schlicht, glanzlos, ohne Pomp, aber von den Weihrauchnebeln einer mystischen Andacht umhüllt.

Victor Hugo hat wahre Dichtergröße; sie übernimmt sich bisweilen, aber sie ist doch kein aufgeblähtes Titanenthum. Das beweist auch sein neuestes großes Trauerspiel „Torquemada".*) Wenn man die comédie und das Vaudeville der Boulevards und auch manche correcte Tragödie der Odéonspoeten mit diesem Stücke von Victor Hugo vergleicht, so erkennt man alsbald, daß es gar nicht auf demselben Boden gewachsen ist: es hat keine Coulissenperspectiven, sondern Weltperspectiven; es ist eine Gedankensymphonie in dramatischer Form. Allerdings Buchdramatik, da die französischen Bühnen mit ihren traditionellen Formen und ihrer unerschütterlich feststehenden Technik noch weniger als die deutschen einer genialen Dichtung von eigenartigem Gepräge und von einer gewissen Formlosigkeit gerecht zu werden wissen. In Deutschland gibt man ja sogar den zweiten Theil des Goethe'schen „Faust": und wenn man einen solchen Tragelaphen mit seinen über alles Maß und auch über alles unbefangene Verständniß hinauswachsenden Dimensionen auf die Bühne bringt, so ist gar nicht mehr abzusehen, für welche Dichtwerke das neue Theater noch eine Schranke bilden könnte. Freilich, die Classicitätsmanie hat einen breiten Rücken und ihr kann man vieles aufbürden, was sonst mit Protest zurückgewiesen werden würde. Jedes schwierige dramatische Werk stößt auf unüberwindliche Hindernisse bei der Bequemlichkeit der meisten Theaterdirectoren, die jetzt am liebsten im ausgefahrenen Gleis der Lustspielschwänke ihren Thespiskarren dahingleiten lassen.

Victor Hugo's „Torquemada" ist kein Drama, welches den Ansprüchen an ein künstlerisch gegliedertes Ganze entspricht, kein Drama mit einem Helden, dessen innerer Conflict, dessen tragisches Ende uns vorgeführt wird: es sind nur dialogisirte Blätter, aus der Légende des siècles. Wenn das Drama einen Helden hat, so ist dies mehr die Inquisition selbst, deren schaurigem Wesen die Poesie mit ihrer Fackel bis ins Herz zu leuchten sucht. Torquemada ist ein Fanatiker, der von einer fixen Idee beherrscht wird: wo fixe Ideen herrschen, da hören alle Conflicte auf. Durch die Erfindung des Dichters ist gegen den Schluß des Dramas hin ein solcher Conflict gegeben; aber es fehlt ein Held von menschlichem Gefühl, in welchem er Wurzel schlagen könnte. Dieser Torquemada ist ein glühender Moloch, der alles verbrennt, was in seine Nähe kommt; jedes Gefühl geht

*) „Torquemada. Drame" (6. Aufl., Paris, Calemann Lévy, 1882).

augenblicklich in den Flammen desselben auf und verwandelt sich in Asche. Das Drama besteht aus Fresken, welche locker aneinandergereiht, aus Fresken, die zum Theil in grandiosem Stil entworfen sind; doch die künstlerische Einheit, der fortschreitende Gang der Handlung fehlen. Die französische Kritik hat bei aller Bewunderung des Dichters gerade diesem Werke keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen können; für die saubere Geschicklichkeit und feine Technik der dramatischen Mache ist es ein unmeßbarer Tragelaph, eine Ungeheuerlichkeit, mit welcher die auf einer Chimära reitende Muse Victor Hugo's dem Boulevardsparnaß einen gespenstigen Schrecken verursacht hat. Als Dichtung aber ist „Torquemada" immerhin ein bedeutendes Werk; der alt gewordene Dichter hat sich seine Löwentatze noch bewahrt, in der man sein Genie erkennt.

„Torquemada" hat ein längeres Vorspiel, welches ebenso gut als der erste Act des Ganzen betrachtet werden könnte, da der Zusammenhang zwischen den andern einzelnen Acten auch nicht größer ist als derjenige zwischen dem Vorspiel und dem ersten Aufzug. Der König besucht das Augustinerkloster Laterran in den catalonischen Grenzgebirgen: es ist der König von Spanien, Ferdinand der Katholische, ein Tyrann, den Victor Hugo von Haus aus mit genialen Zügen zeichnet; auch läuft das Grandiose hier nicht Gefahr, ins Groteske umzuschlagen, wie dies bisweilen bei der Hyperromantik der französischen Romantiker der Fall ist. Der König führt sich sogleich mit dem stolzen Bewußtsein seiner vollen Souveränetät ein. Der Prior erklärt ihm, daß niemand hier eintreten dürfe, außer dem König. „Das bin ich", sagt Ferdinand, und als der Prior Beweise fordert, gibt er seinen Soldaten ein Zeichen und den Auftrag, den Prior aufzuhängen. Dann begnadigt er ihn unter der Bedingung, daß er über alle Vorgänge im Kloster genaue Auskunft gebe. Seinem Vertrauten, dem Marquis von Fuente, eröffnet er indeß sein Herz: diese Selbstoffenbarungen des Despotismus sind von seltener Prägnanz. Neben ihm auf dem Thron sitzt seine Frau: hoch über Burgos und Aragonien thronen zwei Larven, zwei fürchterliche Nichts, der König, die Königin:

Quand nous nous parlons, la tombe ouvre sa porte,
Je ne suis pas bien sûr qu'elle ne soit pas morte.
Elle est cadavre autant que despote et je dois
La glacer, quand le sceptre entrecroise nos doigts,
Comme si Dieu liait par une bandelette
A sa main de momie une main de squelette.

Doch befreit von diesem Alpdrucke, stürzt sich der König in die Orgie:

Et l'homme qui bouillonne en moi, flamme et limon,
Se venge d'être spectre en devenant démon.

Diese Züge sind eines großen Dichters würdig. Der Marquis, der Begleiter des Königs, erscheint als ein glatter und unter Umständen verwegener Schleicher, von dunkler Herkunft; es geht die Sage von ihm, daß er in seiner Jugend einen Liebeshandel mit einer Prinzessin hatte. Im Klostergarten zeigt sich ein junges Liebespaar, Don Sancho und Donna Rosa, Prinz und Prinzessin, hier versteckt und von dem Cardinal Orthas zu einer Ehe bestimmt, die dem König unwill-

kommen sein muß, weil er dadurch Burgos verliert; doch da er dabei einen andern Trumpf in der Hand hat, der dem Cardinal eine andere Landschaft kosten kann, so drückt er ein Auge zu: die Liebenden erscheinen, sie haschen Schmetterlinge im Klostergarten, eine überaus reizende Scene. Sancho sagt:

Wie mächtig und wie sanft ist die Natur:
Im Winter läßt der Himmel auf die Flur
Ein bleiches stilles Leichentuch sich senken:
Doch kommt der Lenz, um Blumen uns zu schenken,
Dann zahlt die Erde, dankbar für das Glück,
Dem güt'gen Himmel seine Schuld zurück,
Die Flocken Schnee in weißen Schmetterlingen:
Und Freude fliegt zu Gott auf leichten Schwingen.

Der Marquis hat indeß aus den Enthüllungen des Priors erfahren, daß Don Sancho sein Enkelsohn ist: er ist darüber hoch erfreut; sein Herz wendet sich zum Guten, wenn er auch den Schein seines frühern Wesens bewahrt: er beschließt, über Sancho's Wohl zu wachen.

Inzwischen ist auch der Held der Dichtung erschienen: vom König bemerkt, schreitet er in einer Dominicanerrobe über die Bühne, Gebete murmelnd und alle Gräberkreuze grüßend. Der König befragt den Prior nach dem ausgemergelten Mönch: er ist hier im Kloster, um überwacht zu werden; er ist geistesgestört, hat fortwährend Visionen von der Hölle und vom Satan. Nachdem der König das Kloster verlassen, tritt nun Torquemada selbst auf die Bühne; er jammert über die Verderbniß der Welt:

Hier lebt der Mensch in sträflichem Vergessen,
Und dort . . . der Hölle Tiefen unermessen.

Mit Dante'scher Phantasie malt er sich alle Schrecken des Abgrundes aus. Es ist keine Blütenlese aus Dante's „Inferno"; es sind zum großen Theil Bilder, welche Victor Hugo's Phantasie entstammen. Torquemada, gemartert von diesen schauerlichen Bildern, will die Menschen retten, den Abgrund mit dem Abgrunde bekämpfen. Der Scheiterhaufen schließt die Hölle und öffnet den Himmel; ein Augenblick des Leidens vernichtet endlose Martern; es gilt, den Körper zu opfern, um die Seele zu retten: und das Feuer wäscht die Seele rein, wie das Wasser den Körper; er will Feuer, Brand und Klarheit aussäen, hoch über den Städten das höchste Auto de Fé flammen lassen. „O Menschheit, wie lieb' ich dich!" schließt der Mönch seinen Monolog. Doch seine fixe Idee ist eine Ketzerei, welcher das Strafgericht harrt. In der Mitte der Bühne befindet sich eine Oeffnung, in welche steinerne Stufen hinabführen: daneben liegt ein Stein, bestimmt, die Oeffnung zu schließen. Hier werden die Mönche lebendig begraben, welche gegen die Gebote der Kirche sündigen. Ohne daß Torquemada es merkt, versammelt sich hinter ihm das Strafgericht: der Bischof mit den Seinen. Der Mönch soll seine Ketzerei widerrufen: er weigert sich und wird dazu verurtheilt, lebendig in die Gruft hinabzusteigen. Es geschieht, Stufe für Stufe: bei jedem Schritt abwärts beschwört ihn der Bischof von neuem, seine frevelhafte Meinung abzuschwören. Vergebens; die Gruft schließt sich über ihm. Die Richter entfernen

sich. Da kommen Sancho und Donna Rosa spielend heran: sie hören die Stimme des Mönches. Sancho befreit ihn, indem er ein eisernes Grabkreuz als Hebel benutzt, um von der Gruft den Deckel fortzuheben. Torquemada ruft aus:

Vous me sauvez. Je jure, enfants, de vous le rendre.

Dieses umfangreiche Vorspiel erscheint uns als eine geniale Exposition voll Geist und Poesie und origineller theatralischer Intuition: leider steht die weitere Entwickelung der dramatischen Handlung nicht auf gleicher Höhe.

Der erste Act zeigt uns Torquemada am Werk, wenngleich nur im Hintergrunde der Bühne die Procession der schwarzen und weißen Kapuzen, welche die Opfer der Inquisition suchen, mit dem Todtenkopfbanner vorüberzieht. Der König hegt indeß den Plan, Don Sancho, der sich eben mit Donna Rosa vermählen will, tödten zu lassen, da er selbst in das Mädchen leidenschaftlich verliebt ist. Er fragt den Marquis um Rath, ob er ihn tödten oder ins Kloster schicken soll. Der Marquis, überzeugt, daß der König das Gegentheil von dem thun werde, was ihm gerathen wird, stimmt für den Tod: Ferdinand schickt die beiden ins Kloster.

Der zweite Aufzug bringt ein philosophisches Zwischenspiel, das in einer Gedankensymphonie wol am Platze ist, aber in einem wirklichen Drama die Handlung nicht fördert und die Spannung unterbricht. Losgerissen aus der Architektonik des Ganzen, als selbständige Dichtung, ist dieser zweite Act von hoher poetischer und geistiger Bedeutung; wir möchten sagen, es ist philosophischer Contrapunkt darin. Francesco de Paula, Torquemada und Borgia sind die drei Mitspielenden: der erste wird in seiner Eremitengrotte auf den italienischen Bergen durch das Halali und Horngeschmetter der Jagd aus seinen stillen Schwärmereien aufgestört. Ermattet, von der Sonne verbrannt, erscheint bei Francesco Torquemada, der nach Rom wandert. Juno vertritt die wahre Frömmigkeit, die Milde, die Sanftmuth, die Contemplation, die an einem Todtenkopf das Nichts der Erde betrachtet. Torquemada setzt ihm seine Theorie der Erlösung durch das Feuer auseinander: da erklärt ihm Francesco, er wolle Gott bitten, daß er ihn durch einen Blitz zu Boden schmettere, ehe sein erster Scheiterhaufen aufflamme, und widmet dem Recht der Lebendigen und dem Frieden der Welt eine warm begeisterte Hymne. Immer verzichten und immer hoffen, glauben und anbeten: das sei das wahre Gesetz. Dem Optimismus des friedliebenden Priesters setzt Torquemada seinen haarsträubenden Pessimismus entgegen: er findet in Francesco's Ansichten einen Egoismus, welcher die Welt, das Menschengeschlecht vergißt: gewaltsam muß man sie retten, aus dem heulenden Sodom erlösen und dem Paradiese zuführen:

Klarheit ward dir, Geheimniß mir zutheil:
Du bist nur Hoffnung, doch ich bin das Heil.

Da erscheint der Jäger, der vergnüglich diesem Streit zugehört hat und die beiden Heiligen mit feinem epikuräischem Spott behandelt. Genießen, glücklich sein: das ist alles: Verbrechen und Laster müssen uns dienen, der Mord ist ein Auskunftsmittel:

Ihr fühlt zu Angst und Thorheit euch verpflichtet
Und habt zu Boden euern Blick gerichtet,
Wenn euch die Welt ein endlos Glück credenzt.

„Mögen andre sterben, wenn ich nur lebe." Und der so spricht, ist Alexander Borgia, der Papst.

Im nächsten Act entwirft der Marquis dem König ein Bild von der Allmacht Torquemada's. Der Monarch wird eifersüchtig auf den Priester: er will sich der in einem Kloster bewachten Donna Rosa bemächtigen: auch hier tritt ihm ein kirchliches Verbot entgegen: doch er befiehlt dem Marquis demselben zu trotzen und das Kloster, bei auftauchendem Widerstand, niederzubrennen. Die Haupthandlung des Actes hat indeß mit dieser Liebesintrigue wenig zu thun: die Juden wollen sich durch riesige Geldsummen, die auf dem Tische des Königs aufgehäuft sind, von der über sie verhängten Verbannung loskaufen: der König und die Königin lassen sich durch den Zauber des Goldes bestechen: es ist sehr charakteristisch ausgemalt, wie die Habsucht über die Bigoterie den Sieg davonträgt: sie annulliren das Verbannungsedict und ertheilen den Befehl, alle gefangenen Juden zu befreien und den Scheiterhaufen nicht anzuzünden. Da erscheint Torquemada: er erklärt, daß Judas den Heiland für 30 Silberlinge verkauft hat, dieser König und diese Königin aber ihn für 30000 Thaler Gold verkaufen wollen; er wirft das Crucifix auf die Goldrollen:

Juifs, venez le prendre!

verflucht den König und die Königin, die auf die Knie sinken und um Gnade flehen; sie erklären, das Uebel wieder gut machen zu wollen, und ertheilen die Erlaubniß, den Scheiterhaufen anzuzünden. „Hab' ich darauf gewartet?" ruft Torquemada aus, zieht den Vorhang einer im Hintergrunde befindlichen Galerie zurück; er zeigt in der Dämmerung den von der Menge angefüllten Platz de la Tablada, den brennenden Quemadero mit den an Pfähle festgebundenen Verurtheilten. Tonnen von Pech und Erdpech werden brennend über ihre Häupter ausgegossen. Nackte Frauen, deren Kleider die Flamme verzehrt hat, lodern auf, an Eisenpfähle gekettet. Jammergeschrei ertönt. Und in diese Greuel läßt nun Torquemada seinen Siegeshymnus ertönen über die Erlösung von den Qualen der Hölle und feiert sein großes Liebeswerk.

Der letzte Act bringt die Katastrophe, nicht für Torquemada, aber für die Liebe von Sancho und Rosa. Der Narr, eine im Drama sonst unbedeutende Figur, mit wenig Witz und wenig Behagen, geängstigt von den Schrecken der Inquisition, zeigt dem Inquisitor an, daß der König sich der Donna Rosa bemächtigt hat, daß sie hier im Garten ist, in welchem die Handlung des Actes sich abspielt. Den Schlüsselbund, mit welchem Victor Hugo's Muse hierbei klirrt, trägt sie schon seit den alten Zeiten der Romantik mit sich herum: diese Schlüsselintriguen sind etwas abgeblaßt; doch das trifft nur die äußere Motivirung, nicht die bedeutsame innere Wendung. Torquemada erkennt in Don Sancho und Donna Rosa seine Befreier, die ihn, den Todgeweihten, aus dem Klostergrabe erretteten: er verspricht sie zu beschützen vor dem Könige, sie glücklich zu machen. Da theilt ihm Sancho mit, wie er damals das Werk der Rettung vollbracht, mit Hülfe

eines eisernen Kreuzes, das er aus einem Grabe gerissen. Torquemada erschrickt: das ist ein grenzenloser Frevel, die Unglücklichen sind verdammt auf ewig. Jetzt gilt es sie nicht vor dem König zu schützen, jetzt gilt es sie von den Qualen der Hölle zu erretten. Torquemada zögert nicht, sein Universalmittel anzuwenden. Am Schluß erscheint die weiße und schwarze Processionsraupe mit dem Todtenkopfbanner. Don Sancho ruft: „Ciel!" und der Vorhang fällt.

Dieser Schluß hat etwas Brüskes; über unschuldige Opfer bricht das Verhängniß herein, heraufbeschworen durch einen Menschen, der nichts ist als eine verkörperte fixe Idee. Es wäre freilich eine Inconsequenz, wenn der Torquemada Victor Hugo's anders handeln würde: doch daß er so handelt, beweist uns eben, daß eine solche Gestalt sich nicht zu einem dramatischen Helden eignet. Wie er anfangs starr wie ein Sinnverwirrter an den Gräbern vorübergeht und die Kreuze grüßt: so bleibt er unwandelbar während des ganzen Dramas; er hat keine Entwickelung, kein Schicksal; auch nicht der Schatten eines Conflicts gleitet über sein Inneres. Das tritt am meisten bei der paradoxen Schlußwendung hervor. Hier mußte ihn doch ein menschlich Gefühl anwandeln, wenn er auch das Glück, das er zerstörte, nur für ein trügliches hielt: es waren seine Lebensretter, er war ihnen Dank schuldig, und er mußte diesen Dank doch in einer Münze auszahlen, welche bei ihnen Curs hatte. Und wenn seine Ueberzeugung ihm dies nicht erlaubte, so mußte ihn dies doch in innere Aufregung versetzen; es mußte doch etwas in ihm vorgehen, das einem tragischen Conflict ähnlich sieht. Doch davon findet sich bei Victor Hugo keine Spur: nie ist Torquemada rascher entschlossen, nie ist er wortkarger und lakonischer.

Das Stück ist als Drama nur ein Fragment, aber es ist eine geschichtsphilosophische Freske von einschneidendstem Hohne. Dieser Torquemada ist eine Ausgeburt der Hölle, die er besiegen will: ein Menschenmörder und Menschenmarterer nicht nur in majorem dei gloriam, sondern um die Seelen zu erretten. Er verherrlicht das Unmenschlichste als eine That erlösender Menschlichkeit: dies Paradoxon leuchtet in Flammenzügen auf den Quemaderos, die er angezündet hat: es ist der Höllenwahn in den Köpfen, der zu solcher Brandstiftungsmanie ausartet. Nie hat ein Dichter das Schauerbild der Inquisition mehr mit dantesken Farben beleuchtet als Victor Hugo in seinem „Torquemada", den er wie einen erratischen Felsblock aus den erhabenen Gletscher- und Vulkanregionen der Romantik auf die Niederungen der jetzigen pariser Bühnendramatik herabsenkte.

Victor Hugo sattelt nur ganz ausnahmsweise seinen Pegasus zum Ritt in das alte dramatische Land: unerschöpflich dagegen ist er in lyrischen Productionen und schüttet trotz seines hohen Alters fast alljährlich einen Band Gedichte aus seinem Füllhorn: als politischer Lyriker Hymnen und Satiren, als Elegiker und Idylliker Reflexionspoesien und kindliche Träumereien. Seine neueste Sammlung: „Les quatre vents de l'esprit" (Paris, Calman Lévy, 1882), umfaßt sogar zwei Bände: so productiv sind nur Gedankenpoeten, wie z. B. auch Rückert: Lieder und Stimmungsbilder lassen sich kaum in solcher Fülle aus dem Aermel schütteln. Die eine Sammlung enthält unter ihren vier Büchern, dem satirischen, lyrischen und

epischen, allerdings auch ein dramatisches. Doch ist die dramatische Form auch hier wie in „Torquemada" nur eine zufällige; es sind mehr drei Farbenskizzen als ausgeführte dramatische Tableaus. Diese Skizzen führen den Titel „Les trouvailles de Gallus"; die beiden letztern haben noch einen innern Zusammenhang; die erste ist mit ihnen nur durch die Figur des Helden verknüpft. Dieser, Herzog Gallus, ist eine Art von Usurpator, welcher den rechtmäßigen Erben im Walde aufwachsen läßt und von Kaunitz als regierender Fürst anerkannt wurde. Er regiert gut und menschenfreundlich, und doch ist ihm die Herrschaft nur ein Nichts, welches ihm Langeweile einflößt: er sieht um sich eine Ehrfurcht, welche der Verachtung ähnlich sieht, Gift in den Herzen und Honig auf den Zungen, Bediente, keine Freunde:

En chasse, en guerre un tas de flatteurs dishonnêtes
Vous aidant à viser les peuples et les bêtes.

Und weil ihm die Herrschermacht keinen Genuß gewährt, geht er auf Abenteuer aus; er wünscht sich ein herzloses, vorurtheilsfreies, reizendes Mädchen als Pompadour; er wünscht sich

un être aux penchants malfaisants,
Ayant aspect du lys que la nature encense,
Laïs Agnes! Le monstre à l'état d'innocence!
C'est curiosité, rien de plus; mais j'aurais
Cet appétit.

Er entdeckt nun zunächst in einer einsamen Waldwohnung ein schönes Kind und belauscht, wie der König in „Torquemada", eine Liebesscene desselben mit einem jungen Manne. Ihn selbst weist die schöne Stella mit Stolz zurück; ihr imponirt nicht sein Rang und seine hohen Orden; sie ist von hoher Herkunft, ihr Großvater war ein Feldmarschall. Der zurückgewiesene Fürst faßt sich mit edelm Sinn; er verkündet dem Vater die Liebe des Jünglings und der Jungfrau und erklärt ihm zugleich, daß der erstere sein Neffe ist, den er als Thronerben adoptirt.

Die erste Liebesstudie des Herzogs Gallus hat also nicht den gewünschten Verlauf genommen. Glücklicher ist er mit seiner zweiten Liebeswerbung, wenigstens was den nächsten Erfolg betrifft. Er erblickt ein junges Bauermädchen in seiner Hütte: die ländliche Schönheit kämmt sich in reizender Halbtoilette; es ist ihr Hochzeitstag. Sie hat einen sehr derben rusticalen Bräutigam, der ihre Schönheit, die ihm etwas zu schlank scheint, durch gute Fütterung auf einen höhern Stand zu bringen hofft. Lison, die merkwürdigerweise sehr belesen und eigentlich keine naive ingénue, sondern eine mit Esprit begabte Victor Hugo'sche Schönheit ist, widersteht den Versuchungen von Macht und Glanz durchaus nicht, sondern steigt in die fürstliche Carrosse, statt ihrem Bräutigam auf seinem Bauerwagen zur Hochzeit zu folgen. Der zweite Act führt den Titel „La marquise de Zabeth". Lison ist Marquise geworden: Herzog Gallus gefällt sich darin, das böse Princip in ihr zu entwickeln, und dennoch liebt er sie. Doch sie vermißt gerade seine echte Liebe; sie sieht sich dem Gespött der andern preisgegeben, und wenn der Herzog sie auch dagegen vertheidigt: selbst die stille Verachtung der andern will

sie nicht ertragen. Ueberhäuft mit äußerm Glanz verflucht sie doch den Geliebten und nimmt sich das Leben. Die letzten Reden der Zabeth, in denen sie das Glück der Idylle, wenn es die Liebe verklärt, vergleicht mit dem hohlen Prunk, in den ein unglückliches Weib sich hüllt, sind von hohem dichterischen Werth. Diese beiden Stücke sind indeß nur dramatische Skizzen, geniale Federübungen: der livre dramatique der Sammlung ist kein livre d'or Victor Hugo's. Nur der blasirte Herzog Gallus selbst mit seinen raffinirten Experimenten ist ein origineller Charakter, welcher geniale Lichtblitze ausstreut und damit das Wesen der Frauen sarkastisch und dämonisch beleuchtet.

In dem ersten Buche der Sammlung: „Le livre satirique", sucht Victor Hugo bisweilen den fließenden Conversationston anzuschlagen, in welchen Horaz seine attischen Satiren kleidet. So geistreich Victor Hugo's Muse ist, so gehört diese Leichtigkeit und Eleganz doch nicht zu ihren hervorstechenden Eigenschaften, und so fällt sie sehr oft aus dem angeschlagenen Tone heraus, um jenen hymnen- und odenartigen Aufschwung zu nehmen, der ihr so wohl zu Gesicht steht. Seine Satire gilt in der Regel nicht den kleinen sittlichen Auswüchsen des Privatlebens, sondern meistens den öffentlichen Zuständen, und so sind ihr die Stoffe der „Châtiments" so wenig fremd wie ihr Stil. Nicht mit dem graziösen Horaz vergleicht sie sich, sondern mit dem fulminanten Juvenal; ja zu den Ahnherren der Satire rechnet sie auch den großen Florentiner, dessen plastische Darstellung des Inferno sie mit einem genialen Bilde charakterisirt:

Ce Dante effrayant devant qui tout s'enfuit
Fait d'une ombre qu'on sent de marbre dans la nuit.

Auch die folgende Verherrlichung der Satire aller Zeiten hat einen grandiosen Stil. Im ganzen lacht der Dichter weniger über die Gebrechen der Menschen, als daß er Milde und Erbarmen predigt; sein Zorn richtet sich nur gegen die ungerechten Gewalthaber, welche die Völker ins Unglück stürzen. Der sich in tyrannos aufbäumende Löwe war die Vignette des jugendlichen Schiller; er könnte auch diejenige des greisen Victor Hugo sein. Eins seiner poetischen Steckenpferde ist die Aufhebung der Todesstrafe; er donnert gegen diese letztere mit seinem ganzen, den Olymp erschütternden Pathos. Hunderttausend tapfere Krieger, die für ihr Vaterland sich geopfert haben, sind für die Menschheit ein geringeres Unglück, ein minder harter und unheilvoller Schlag, als ein einziger Unschuldiger, der zum Tode verurtheilt, mit seinem Blut das Pflaster des Grêveplatzes befleckt, als ein Gerechter, „gemeuchelt im Walde der Gesetze".

Der Haß des Dichters und seine Satire gilt auch den Bonzen und Priestern, die er mit krabbelndem Gewürm, und in cynischer Weise selbst mit einer immensité des poux vergleicht. Ein Bischof Ségur hat Victor Hugo angegriffen: dieser rächt sich durch eine Epistel, welche von allen den mitgetheilten Satiren am meisten dem Horazischen Vorbilde entspricht; hier finden wir leichte Wendungen, graziöse Ueberzeugungen, allerdings auch einige sanglante Ausfälle. Der Dichter wird von dem Bischof als ein schreckliches Ungeheuer geschildert, als ein Mann, der Paris verbrennen und Rom zerstören würde, der zu allem fähig ist, der die Heiligen, die Gesetze, die Kirche und Gott mit Füßen tritt. Er vertheidigt sich:

er gibt ein Glaubensbekenntniß; er erklärt, daß er den Cultus verabscheut, welcher Menschenopfer verlangt, daß er Voltaire den Heiligen Cupertin und Cucufin vorzieht und einen Vers von Horaz allem, was Sanct-Pancratius, Saint-Coup, Saint-Label oder Saint-Pacome gesagt haben; er spricht seine Begeisterung aus für die Schönheiten des Frühlings und der Natur, sein menschliches Gefühl, das ihn stets auf die Seite der Besiegten stellt. Ein originelles Gedicht ist die Satire: „Dieu éclaboussé par Zoile", ein Hausbrevier des Pessimismus, eine kleinliche Kritik der Welt und des Lebens, der es indeß nicht an einigen großen Zügen fehlt. Nicht minder originell ist das Gedicht: „Deux voix dans le ciel", der Dialog zwischen Zenith und Nadir, zwischen der erhabenen und niedrigen Weltanschauung: Nadir ist ein Stück Zoilus: er sagt ja, daß er sich die Seele desselben, die ihm Satan geschenkt hatte, als ein Lorgnon ins Auge drückt. Der Gedanke, diese Gegensätze zu personificiren, ist offenbar neu und geistreich: er erinnert uns an einen ähnlichen Dialog unsers Goethe, bei dem es sich freilich um einen andern Gegensatz handelt, an „Paläophron und Neoterpe".

Was bei Victor Hugo zur Manier geworden, die Häufung von Bildern und Namen, stört in seinen Satiren am wenigsten. Die Satire hat ja hierin ein gutes Recht: auch Horaz sucht seinen Honig oft in entlegenen Blumen. Die Zettelkasten Jean Paul's sind bekannt. Die Satire erträgt eine solche Detailmalerei, zu welcher die Farben aus allen Farbenkästen des Wissens genommen sind. Eine frappirende Eigenheit der Victor Hugo'schen Häufungen ist es aber, daß der Dichter hinter einem oder zwei bekannten Namen eine Reihe unbekannter aufmarschiren läßt, die er nur aus den geschichtlichen Curiositätencabinets kennt. So sagt er vom Geiste der Nacht:

Il inspire Nisard, Veuillot, Planche, Nonotte.

Ein anderes mal heißt es, im Sinne dieses Geistes:

Jean Jacques est un croquant, Voltaire est un grimaud,
Et Trublet, Patouillet, Pluche ont le dernier mot.

Ebenso gesucht sind oft die Contraste, die Gegenüberstellungen; sie wirken im ersten Augenblick überraschend; bei einigem Nachdenken findet man indeß oft das Gewagte und Schiefe heraus. Dagegen fehlt es nicht an treffenden Epigrammen, an geflügelten Worten. Sehr schön bezeichnet Victor Hugo den Unterschied zwischen Prosa und Vers:

La prose c'est toujours le sermo pedestris;
Tu crois être Ariel et tu n'es que Vestris.

Es ist begreiflich, daß jene Häufungen von weithergeholten Namen und von gesuchten Contrasten in der Lyrik störender sind als in der Satire, und in der That ist auch der „Livre lyrique" von Victor Hugo nicht frei davon. Gleichwol bewährt sich derselbe auch in dieser Abtheilung seiner neuen Dichtungen als ein bedeutender Lyriker, und wenn die ihm eigene Manier sich auch mit dem Alter noch mehr verhärtet und verstärkt hat, so artet sie doch nicht in solche verschnörkelte Curialschrift aus wie diejenige des alternden Goethe; ja es ist bei weitem mehr Wärme der Empfindung und jugendliches Feuer in den lyrischen Ergüssen

des achtzigjährigen Victor Hugo als in denen des achtzigjährigen Goethe! Und welche erstaunliche Productivität! Nicht die schaffensfreudigste Jugend kann ein reicheres Füllhorn von poetischen Früchten und Blumen ausschütten. Dasselbe tiefe Naturgefühl, das sich in den „Feuilles d'automne", in den „Chants du crépuscule" ausspricht, athmet uns auch aus dem „Livre lyrique" entgegen; wir wandern mit dem Dichter durch den Wald, am Strand des Meeres zwischen zwei Felsen hindurch oder der aufgehenden Sonne entgegen; er besingt die Winternächte in überaus stimmungsvollen Gedichten, in denen auch die Sehnsucht nach dem Frühling einen begeisterten, in kühnen Bildern schwelgenden Ausdruck gewinnt:

O reviens! printemps! fanfare
Des parfums et des couleurs!
Toute la plaine s'effare
Dans une émeute de fleurs.

Es ist wahr, wie in dieser Strophe, so überwiegt meistens der Bilderreichthum der Phantasie über die schlichte Innigkeit der Empfindung; zart hingehauchte Lieder, wie sie der deutschen lyrischen Muse gelingen, finden sich nur selten in einer Poesie, die man selbst eine „Fanfare des parfums et des couleurs", eine „Emeute des fleurs" nennen könnte: doch finden sich auch einige solche zarte, duftige Liederblüten, wie „Le chanson d'autrefois", „Sur la falaise". Am anmuthigsten, mit leichterm Aufbau ist der Chanson „Ein Lied des Verbannten", mit dem Refrain:

Le mois de Mai sans la France,
Ce n'est pas le mois de Mai.

Das Exil spielt eine große Rolle in diesen „Gedichten", von denen einige ihrem Datum zufolge in jener Zeit der Verbannung auf Jersey gedichtet worden sind: doch in der Regel sind diese Gedichte vollstimmiger als das eben mitgetheilte Lied. Der Dichter nimmt bald die Miene des Propheten, bald diejenige des Märtyrers an: so in dem Gedicht „Pati", das manchen tiefsinnigen Gedanken in düsterer Beleuchtung enthält. Mit Recht kann der Dichter in einer andern Stelle sagen:

Ma vie entre déjà dans l'ombre de la mort
Et je commence à voir le grand côté des choses.

Ein ebenso großer wie tiefsinniger Zug geht durch diese Weltbetrachtungen, so auch durch die „Pensées de nuit", die an die Young'schen, aber noch mehr an Chopin'sche Phantasien erinnern: hier ist eine Kette von düsterleuchtenden Gedanken ausgebreitet. Der undurchsichtigste Schatten hienieden ist die Seele. „Der Mann ist der Frau ein seltsam traurig Räthsel und die Frau ist die Sphinx des Mannes." „Niemand kennt meinen Abgrund außer mir, und bin ich selbst bis zu seinem Grund herabgestiegen?" „Auch der unüberwindlichste Mann betet die Frau an; der Sieger des Schicksals ist immer der Besiegte seines Herzens."

Was Victor Hugo fehlt, ist eine ruhige, klare Gestaltungskraft, die epische Plastik; seine Phantasie irrt unruhig von einem Bilde zum andern; er läßt das Entfernteste sich nähern, aber bei diesem Spiele der suchenden Einbildungskraft

und des findenden Witzes geht jene Klarheit der Gestaltung verloren, deren erste Voraussetzung ein ruhiges Verweilen ist. So kann „Le livre épique" der Sammlung nicht auf eine stilvolle Haltung im Sinne der echten epischen Dichtung Anspruch machen. Ob episch, lyrisch oder satirisch: die übergreifende Eigenart des Dichters verwischt die Grenzlinien der einzelnen Gattungen; es ist immer derselbe vom Himmel zur Erde und von der Erde zum Himmel schweifende Geist, der mit seinen Gedankenflügen bald hier, bald dort ein Bild streift und mit der Willkür der Phantasie diese Bilder zusammenrückt. Es sind alles gleichsam Bilder ohne Rahmen: denn sie einzurahmen läßt er sich nicht die Zeit. „Le livre épique" führt den Titel „La révolution"; doch vergeblich würde man darin eine Schilderung jener Epoche der Danton und Robespierre suchen, so sehr auch Victor Hugo für den erstern schwärmt und bei jeder Gelegenheit seinen Namen mitherbetet unter den Heiligen seines Rosenkranzes. Das Ganze ist eine Vision, und so wenig Victor Hugo Vorgänge und Ereignisse des realen Lebens mit objectiver Klarheit hinzustellen versteht, so sehr steht ihm für solche nächtigen Phantasiestücke „in Callot'scher Manier" das rechte Colorit zur Verfügung. Der Gedanke dieser Phantasieskizze ist originell; drei Bildsäulen von Königen beginnen zu wandeln: Heinrich IV. auf dem Pont-Neuf, Ludwig XIII. auf der Place Royale, Ludwig XIV. von dem Ehrenthor des Faubourg Saint-Martin. Dies gespenstige Wandern der Könige von Bronze und Erz ist in einer Weise geschildert, die ein eigenartiges dämonisches Grauen hervorrufen muß; sie suchen Ludwig XV. und dann stoßen sie bei ihrer Wanderschaft auf einen unheimlichen Bau, die Guillotine, und erblicken den blutigen Kopf des sechzehnten Ludwig:

Spectre, quelle est là-bas cette machine horrible?
— C'est la fin, dit la tête au regard sombre et doux.
— Et qui donc l'a construite?
— O mes pères, c'est vous!

Diese Vision ist nun mit einer Fülle poetischer Arabesken und Reflexionen ausgemalt: besonders ist der Dichter unerschöpflich in Beiwörtern, um das Volk zu charakterisiren, diese millionenköpfige Hydra, die Karyatiden der Throne! Mit ätzendem Griffel sind die Bilder der vier Könige entworfen. Für Heinrich IV. hegt er noch einige Sympathie; die andern stellt er schonungslos an den Pranger und namentlich Ludwig XV. wird mit Steinen und Koth beworfen: es finden sich in diesen Schilderungen einige frappante Wendungen, blendende und treffende Gedankenblitze.

So wahrt der Senior des europäischen Parnasses in Paris immer das Piedestal geistiger Bedeutung, auf welchem er sich über die Miniaturgrößen erhebt, die bei allen Nationen in die lyrischen Saiten greifen. Seine Gedichtsammlung „L'année terrible", jene Schilderung der Schrecken der Belagerung von Paris und des Communeaufstandes, liegt in 21. Auflage vor: ein Beweis dafür, daß dieser glänzende Vertreter politischer Lyrik bei seinem Volke nicht blos die höchste Schätzung findet, sondern auch zu den gelesensten Dichtern gehört, was nicht immer und am wenigsten in Deutschland zusammenfällt.

Die neueste religiöse Bewegung in Indien.

Von

Otto Henne-Am Rhyn.

Indien, das Land der Märchen und der Wunder, hat der Welt drei Geschenke von weittragender Bedeutung gemacht: das Schachspiel, das decimale Ziffernsystem und die Fabel (wahrscheinlich auch das Märchen). Aus allen drei Geschenken spricht der philosophisch-speculative Geist, der alle idealen Schöpfungen Indiens durchdringt, der im Schachspiel combinirt, in Ziffernsystem rechnet und in der Fabel moralisirt. Dieser Hang zur philosophischen Speculation hat aber auch eine Reihe von religiösen Systemen geschaffen, wie sie in dieser Mannichfaltigkeit kein anderes Land hervorgebracht hat. Es mußte das um so mehr der Fall sein, als dem speculativen Geiste in Indien eine lebhafte Phantasie zu Hülfe kommt, die sich nur zu oft in das Gebiet des Phantastischen verirrt. Speculation und Phantasie aber sind die richtigen Factoren neuer Religionen, die im Wettstreit jener beiden Elemente die buntesten Gestalten annehmen müssen. Die indischen Religionen sind origineller als die semitischen, die von schablonenhafter Betrachtung sonst als die religiösen Thaten par excellence angesehen wurden, aber von der neuesten wissenschaftlichen Forschung dieses ihres Nimbus entkleidet worden sind. (Wir können uns hier auf diesen Punkt nicht näher einlassen und verweisen auf Wellhausen's und Stade's Geschichten des Volkes Israel und auf Eduard von Hartmann's „Religiöses Bewußtsein der Menschheit".) Die indische Religion ist die einzige, die es gewagt hat, der Skepsis, ja der allerkühnsten, freie Hand und sogar Eingang in ihre heiligen Schriften zu gestatten. Die indischen Gläubigen haben die freie Wahl ihrer Götter schon seit ältester Zeit. Schon die Naturreligion der alten Arya im Gebiet des Indus, vor der Eroberung des Gangesthales, erlaubte den einzelnen, jeden beliebigen unter den Göttern der Elemente und der Weltkörper, Varuna den gestirnten Himmel oder auch den Ocean, Sûrya die Sonne, Agni das Feuer, Indra den Luft- und Gewittergott u. s. w. als alleinigen Herrn, als Schöpfer und Erhalter des Weltalls anzubeten, zu besingen und ihm zu opfern. Noch weiter ging die brahmanische Form der indischen Religion, welche seit dem Vordringen der Arya zum Ganges durch die Erhebung der Brahmanen (der Sänger und Priester) zur obersten unter den durch die Unterwerfung der Urbewohner ins Leben gerufenen Kasten die herr-

schende wurde. Die alten Naturgötter wurden geradezu abgesetzt oder wenigstens zu Göttern zweiten Ranges degradirt und gingen des Cultus verlustig, der ihnen früher gewidmet war. An ihre Stelle trat der allumfassende Weltgeist, der große Geist: Mahân Âtmâ in objectiver, Brahma in subjectiver Bezeichnung, das reine Geschöpf der philosophischen Speculation des Brahmanenstandes. Die Brahmanen wurden ungescheut als die, welche Götter schaffen, ja geradezu selbst als Götter bezeichnet. Bei keinem Volke sind die Priester zu solcher Höhe des Ansehens gestiegen, bei keinem ist ihnen eine solche erhabene Machtstellung eingeräumt worden wie bei den Indern. Auf der andern Seite aber hat die Priesterschaft keines Volkes eine solche Höhe der Gedanken, ausschließlich aus der Kraft des eigenen Landes, erklommen, und eine so systematisch durchgearbeitete Reihe von Geistesschöpfungen zu Tage gefördert wie hier. Die indische Philosophie, mit Ausnahme des von den Buddhisten bearbeiteten Zweiges ein Werk der Brahmanen, ist in Europa wenig bekannt — andernfalls würde und müßte sie unsere „Geschichten der Philosophie" um einen bedeutenden Theil vermehren, und Thales bekäme eine nicht geringe Menge von Vorgängern. Wie soeben angedeutet, erhielten die Brahmanen Concurrenz in den Buddhisten; die Sache ist aber laut neuester Forschung weder eine so plötzliche, noch so zwiespältige gewesen, wie sie früher meist dafür gehalten wurde. Der Buddha (Erleuchtete), wie er vorzugsweise genannt wird, d. h. Siddhârta oder Sâkya-Muni (Einsiedler aus dem Stamm Sâkya), war weder der erste noch der einzige jener „Erleuchteten", die, ohne Brahmanen zu sein, sich als „Sramanas" einem beschaulichen Leben widmeten, was keinem Arya verwehrt war. Auch sammelten mehrere solche Buddhas Jünger um sich, die nach gewissen Regeln in mönchischer Art lebten. Sâkya-Muni war nun derjenige, welcher den bedeutendsten Anhang erzielte. Innerhalb dieser Orden von Bettelmönchen hörte von selbst jeder Kastenunterschied auf, weil sich alle Mitglieder als gleichberechtigte Brüder betrachteten, denen sich später auch Schwestern beigesellten. Eine Tendenz zur Aufhebung der Kasten als solcher war dabei nicht vorhanden; ein Apostel, der die von den Brahmanen gedrückten niedern Kasten zur Freiheit erheben wollte, war Buddha nicht, wie es auch keiner der übrigen Buddhas war. Da aber die Erfolge Siddhârta's so große waren, daß ganze Länderstrecken seiner Lehre zufielen, so hörte thatsächlich in einem bedeutenden Theile Indiens das Kastenwesen auf. Dies konnte den Brahmanen nicht zusagen; sie sannen auf Rettung ihrer Suprematie und retteten sie auch wirklich, nicht wie sonst angenommen wurde, durch blutige Kämpfe, wofür kein Beweis vorliegt, sondern durch Zugeständnisse an das Volk. So behielt der Buddhismus seine Herrschaft nur in den mongolischen Ländern Mittel- und Ostasiens, die kein Kastensystem besaßen, verlor sie aber in seinem Heimatlande Indien („Vorderindien") an die wieder emporsteigenden Brahmanen, die das Wesentlichste vom Buddhismus, seine reine Moral und freie Dogmatik in ihr System aufnahmen und, abgesehen vom Kastenzwang, gleich den Buddhisten den einzigen Zwang in frommen Gebräuchen, Speisegesetzen und ähnlichen Aeußerlichkeiten festhielten.

Das war der erste, wenn auch unabsichtliche Anlauf gegen das indische Kastensystem. Er scheiterte an dem tausendjährigen Felsen desselben nach einem Ringen

von vielleicht abermals tausend Jahren. Und wieder tausend Jahre später, zur Zeit, als die Reformation Europa erschütterte, machte ein bengalischer Schwärmer, ein Altersgenosse Luther's und Zwingli's, den zweiten Anlauf. Chaitanya, so hieß er, durchwanderte ganz Indien, um es zur Verehrung Krischna's zu bekehren. Krischna war bekanntlich eine der Gestalten, welche Vischnu annahm, um das Menschengeschlecht zu erlösen, Vischnu, der Erhalter der Welt, der sich mit Siva, dem Zerstörer des Alls, in die Verehrung des Volkes theilte, das niemals ein Verständniß für den abstracten Weltgeist Brahma gewonnen hatte. Aber auch die phantastische und fanatische Schule Chaitanya's endete mit Unterwerfung unter die Brahmanen, die ihr gewisse Eigenthümlichkeiten zu behalten gestatteten, und das Recht z. B. bewahrten die Vischnuiten, daß während des großen Festes in Jagannâth, wo der Götterwagen Krischna's die Hauptrolle spielt, die Kastenunterschiede aufhören, um nach Beendigung des Festes in ihr Recht wieder einzutreten.

Den dritten und ernstesten, weil absichtlichen und berechneten Anlauf gegen das Kastensystem sah erst unser Jahrhundert. Er bildet den Gegenstand des vorliegenden Aufsatzes und ist verkörpert in der den theologischen Kreisen der Hauptsache nach wol, weniger aber in ihren Einzelheiten und noch weniger allgemein bekannten Verbindung „Brâhmo Samâj", d. h. Gottesbund.*) Der Ursprung derselben liegt bereits über ein halbes Jahrhundert hinter uns. Im Jahre 1830 eröffnete der Rajah Rama Mohun Raya in Kalkutta eine Gebetshalle, in welcher nach seinem Wunsche Leute aller Glaubensformen sich zur Verehrung des „einen wahren Gottes" versammeln sollten. Da die einheimische indische Religion niemals Monotheismus oder Theismus, sondern in ihrer ältesten Form Henotheismus und in der spätern Pantheismus gewesen, so ist anzunehmen, daß diese Idee durch die Beispiele des schon seit bald einem Jahrtausend in Indien eingedrungenen Islam und des Christenthums, als des Glaubens der herrschenden Briten, wach gerufen wurde. Eine größere Rolle hat dabei natürlich der Islam gespielt, erstens als die längere Zeit schon einheimische und zweitens als die für Orientalen verständlichere Religion. Für diese Annahme spricht auch, daß der Rajah seine Idee faßte, während er im Alter von sechzehn Jahren die persische und arabische Sprache erlernte; es waren demnach wol der Koran und andere theologische Schriften des Islam, welche ihm den vielgestaltigen Götzendienst, zu dem der Glaube seines Volkes herabgesunken ist, als eine falsche und beschränkte Glaubensform erscheinen ließen. Diese Ansicht von der heimatlichen Religion brachte eine Entzweiung zwischen ihm und seinem strenggläubigen Vater hervor, der ihn geradezu aus dem Hause jagte. Ein Sohn gewöhnlichen Schlages wäre durch diese harte Behandlung niedergeschmettert worden und zum Kreuze (d. h. hier zu Vischnu oder Siva) gekrochen; aber Mohun Raya fühlte sich durch die väterliche Strenge nur

*) Der folgenden Darstellung liegt zu Grunde: „The new dispensation and the Sâdhâran Brâhmo Samâj by Pandit Sivanâth Sâstri, Missionary Sâdhâran Brâhmo Samâj" (Madras 1881; das Vorwort datirt vom 10. Dec. 1881.) In indischen Namen steht nach herrschender englischer Schreibweise ch für tsch, j für dsch und y für j.

entflammt, sein Ziel zu verfolgen. Er wollte sich allseitig unterrichten und namentlich den Buddhismus, diese wichtigste Glaubensphase seines Vaterlandes, da studiren, wo er herrschte. Er schrak nicht davor zurück, zu diesem Zweck die unwegsamen Gebirgswüsten und Eisfelder des Himalaya zu durchklettern, um in Tibet sein Verlangen zu stillen; auch hielt er mit seinem freimüthigen Urtheil nicht zurück und brachte daher die Lamas heftig gegen sich auf, welche die reine menschenfreundliche Lehre Sâkya-Muni's zu einem System des crassesten Aberglaubens und der Menschenvergötterung herabgewürdigt hatten. Nach einigen Jahren kehrte er zurück und ergab sich in Benares, der heiligen Brahmanenstadt, dem Studium der heiligen Sprache seiner Vorfahren, des Sanskrit. Was zu dieser Zeit eine Versöhnung mit seinem Vater bewirkt hat, ist nicht bekannt; genug, sie trat ein, und unser Religionsstifter, wenn wir ihn so nennen dürfen, wie ihn die Zukunft vielleicht nennen wird, nahm eine Stellung im Steuerwesen der Englisch-Ostindischen Compagnie an, benutzte aber seine Mußestunden zur gründlichen Erlernung des Englischen und machte sich die Kenntniß der Bibel zu eigen, wie früher die des Koran; ja er lernte Hebräisch und Griechisch, um sie im Urtexte lesen zu können, und daneben suchte er sich durch Unterhaltungen mit Anhängern der verschiedensten Religionen immer mehr mit deren Eigenthümlichkeiten vertraut zu machen. Nachdem er sich hinlänglich unterrichtet glaubte, gab er seine Stellung auf und widmete sich ganz seinem Ideal. Es war dies nicht ohne Gefahr für ihn. Auf der einen Seite feindeten ihn die christlichen Missionare an, weil er ihnen bedenkliche Concurrenz machte; auf der andern Seite bedachte ihn der orthodoxe Hindupöbel sogar mit Gewaltthätigkeiten. Er ließ sich jedoch nicht irremachen und legte durch zahlreiche Schriften den Hindus das junge Alter ihres Götzendienstes und die Reinheit des ältern Glaubens und den Christen seine Werthschätzung der Eigenschaften und Lehren Jesu dar. Auch eiferte er gegen den Greuel der Witwenverbrennung und gegen andere abergläubische Gebräuche sowie gegen die Misbräuche der britischen Herrschaft, während er auf der andern Seite seine Landsleute ermahnte, sich mit den Errungenschaften der europäischen Cultur bekannt zu machen. Sein Streben blieb nicht erfolglos. Die Suttis (Witwenverbrennungen) wurden in demselben Jahre von der Regierung der Compagnie unterdrückt, in welchem er, wie erwähnt, seine theistische Gebetshalle errichtete. Er bezweckte damit keineswegs die Gründung einer neuen Religion, sondern blos die Vereinigung der Aufgeklärten aller bestehenden Religionen unter einem höhern Gesichtspunkte. Trotzdem hatte seine Schöpfung den Charakter einer neuen Religion oder vielmehr einer Vermengung älterer Religionen zu einer neuen Form. Ein Glaubensartikel semitischen Ursprungs (den freilich auch griechische Philosophen geahnt und die Schüler Zarathustra's gestreift) wurde durch Mantras aus den Vedas, also durch altindische Hymnen gefeiert und daneben wurden die Upanischads, die philosophischen Unterredungen, die den Vedas angehängt sind, erläutert. Dem Brahmanismus wurde noch weiter das Zugeständniß gemacht, daß die Sudras, die von den Ureinwohnern Indiens stammende unterste Kaste, den geheiligten Raum nicht betreten durften, wo Brahmanen die Mantras sangen. Der Rajah und seine Freunde erweiterten übrigens das gottes-

dienstliche System durch Hymnen ihrer eigenen Arbeit, welche den einzigen Gott feierten. Schon kurze Zeit indessen nach Eröffnung der Gebetshalle machte Mohun Raya eine Reise nach England, wo er leider bald allzu früh starb.

Nach diesem für den Brâhmo Samâj verhängnißvollen Ereignis siechte die neue Schöpfung einige Jahre ohne feste Leitung dahin. Erst im Jahre 1838 erhielt der Stifter einen Nachfolger in Maharschi Debendra Natha Tagore, welcher dem Bunde neuen Schwung verlieh. Durch ihn kam derselbe der Eigenschaft einer neuen Glaubensgenossenschaft wesentlich näher. Dies geschah hauptsächlich durch zwei Gründungen Tagore's: die einer Gesellschaft zur Errichtung von Schulen (Tattvabodhinî Sabha, d. h. die wahrheitlehrende Gesellschaft) und die eines Monatsblattes, das noch besteht („Tattvabodhinî Patrika"). Tagore entschloß sich weiter, dem bisherigen Indifferentismus, der den Besuchern der Gebetshalle gestattet hatte, zu Hause Götzendienst zu treiben, ein Ende zu machen, zu welchem Zwecke er sich und seine Freunde zu einem „Bundesvertrage" verpflichtete, die wahre Gottheit allein zu ehren, täglich zu ihr zu beten und dem Götzendienst vollständig zu entsagen. Dieser kühne Schritt zog ihm arge Verfolgungen zu; aber er scheute weder die glühende Sonne, noch die furchtbaren Regengüsse der Tropen, um an den Tagen, da seine Verwandten die wollüstige und grausame Göttin Dûrgâ oder Kâlî (Siva's Gattin) durch Opfer ehrten, sein Haus zu verlassen und die Einsamkeit der Wälder und Berge aufzusuchen.

Aber ungeachtet aller Verfolgung wuchs der Bund rastlos an und gestaltete sich zu einer förmlichen Kirche mit zahlreichen Gemeinden in allen Theilen Indiens. Bis dahin hatten den Mitgliedern die Vedas noch als unfehlbare Quelle des Glaubens gegolten. Der Herausgeber der „Tattvabodhinî" aber, Akschai Kumara Datta, verlangte eine gewissenhafte Prüfung dieses Anspruchs. Tagore fand dieses Verlangen berechtigt und sandte vier junge Brahmanen auf seine Kosten nach Benares, um die Vedas zu sammeln und gründlich kennen zu lernen. Das Resultat war, daß man die Unfehlbarkeit der Vedas aufgab. Der Glaube des Brâhmo Samâj war nun ein rein theistischer und Tagore bemühte sich, Stellen der Upanischads in diesem Sinne auszulegen, woraus sein Buch „Brâhma Dharma" („Die Religion des einen wahren Gottes") entstand.

Unter den von Tagore zu seinem Bunde herangezogenen jungen Männern befand sich der dritte bedeutende Führer des Brâhmo Samâj, Keschab Chandra Sen. Gleich seinem Meister war er aus einer der reichsten und angesehensten Familien Kalkuttas hervorgegangen, und gleich ihm schon im Alter von 20 Jahren aus einem lebenslustigen Jüngling zum ernsten Forscher nach religiösen Wahrheiten geworden. Er trat dem Bunde im Jahre 1859 bei und erregte durch seinen Ernst und Eifer so sehr die Sympathie des Meisters, daß ihn dieser schon 1862 zu seinem Gehülfen annahm, ihm väterliche Zuneigung widmete und mit ihm alle im Bunde zu ergreifenden Maßregeln und einzuführenden Verbesserungen berieth. So wagte es Tagore schon 1861, die Hochzeit seiner Tochter mit Umgehung aller heidnischen Gebräuche zu feiern, und begann bei diesem Anlaß ein Gesetzbuch häuslicher Ceremonien nach theistischen Grundsätzen auszuarbeiten. Es ist begreiflich, daß Tagore von den Brahmanen in den Bann gethan wurde; aber

Chandra Sen demonstrirte gegen diese Maßregel, indem er mit seiner jungen Gattin das Haus des Meisters besuchte und dort speiste, was dann seine Vertreibung aus dem Hause seiner Familie zur Folge hatte. Dauernder aber als diese Kundgebungen wirkten zwei neue von Tagore und Sen gemeinsam ins Leben gerufene Schöpfungen, die Brahmoschule, eine Anstalt zu wöchentlichen Vorträgen in bengalischer und englischer Sprache, über theologische und moralische Gegenstände, und die Sangat Sabhâ, eine Gesellschaft zur freien Besprechung von Fragen der Lehre und des Gottesdienstes der neuen Kirche. Diese Gesellschaft war vorzugsweise ein Sammelplatz der jüngern Kräfte und versammelte sich in Sen's Hause; unter seiner Leitung wurden daselbst die ersten Missionare des Brâhmo Samâj zu ihrem Werke begeistert und er selbst unterzog sich diesem schwierigen Berufe. Der rege Gedankenaustausch unter den jüngern Mitgliedern führte dieselbe indessen bald zu immer kühnern Planen, welche die ältern Genossen mit Sorgen und Furcht erfüllten. Die Partei Sen's begann nämlich dem Kastenwesen Opposition zu machen, und ihre Mitglieder, soweit sie Brahmanen waren, hatten die Kühnheit, das Kennzeichen der Brahmanenkaste, die heilige Schnur, wegzuwerfen. Ja Tagore selbst ließ sich von ihnen hinreißen, warf die Schnur, dieses Adelswappen der Hindus, selbst von sich und wählte eine Anzahl der schnurlosen Genossen zu seinen Gehülfen an die Stelle solcher, die an der Schnur festhielten. Im Jahre 1864 wurde im Brâhmo Samâj die erste Hochzeit zwischen Brautleuten verschiedener Kaste gefeiert. Die jüngere Partei wurde mächtiger, und dem „Tattvabodhinî Patrika", welches bereits in ihren Händen war, fügte sie zur Beförderung des ebenfalls von ihr ausgehenden Missionswesens zwei neue Blätter bei, ein englisches, „Indian Mirror", und ein bengalisches, „Dharmatattva". Sen ging noch weiter und verlangte und erzielte die Errichtung eines aus Abgeordneten der einzelnen Gemeinden bestehenden Repräsentantenrathes, welcher über die gemeinsamen Angelegenheiten des Bundes verhandeln sollte. Das war nun aber den ältern Genossen zu viel und zu stark. Sie murrten und machten dem Vorsteher Vorstellungen, die immer dringender wurden und am Ende ihn selbst mit Besorgniß erfüllten, sodaß er sich Vorwürfe machte, auf der begonnenen Bahn umlenkte, die den jüngern Genossen übertragenen Vollmachten widerrief, ihnen die ältere Zeitschrift aus den Händen nahm und sich wieder mit schnurtragenden Gehülfen umgab. Das war aber das Zeichen zum Bruche, zum ersten Schisma im Schose des Brâhmo Samâj; im Jahre 1866 trennten sich die jüngern Mitglieder unter Sen's Anführung von den ältern. Die Austretenden gründeten den „Brâhmo Samâj von Indien", während die Zurückbleibenden sich von nun an „Adi (d. h. den ursprünglichen) Brâhmo Samâj" nannten. Der letztere erlitt vor 10—12 Jahren (genauer weiß es unsere Quelle nicht) einen schweren Verlust durch den Rücktritt seines allverehrten Meisters Tagore, welcher, durch sein langes aufreibendes Wirken ermüdet, sich in die Einsamkeit des Himalaya zurückzog und als Einsiedler lebte. Dieser ascetische Zug des alten Indiens lebt noch heute selbst unter aufgeklärten Söhnen dieses Landes fort. Dasselbe that auch Tagore's Nachfolger, der ehrwürdige und geistvolle Rajnarain Bose (englische Form des Namens Vasu); obschon noch fortwährend Präsident des Adi Brâhmo Samâj,

übt er dieses Amt von seiner Einsiedlerhütte aus, und sein Einfluß ist darum kein geringerer.

Der Adi Brâhmo Samâj vertritt seit dem Ausscheiden Sen's und seiner Anhänger das conservative Princip in der Reform der indischen Religion. Er will im Grunde und im Geiste der altindischen Religion in ihrer Reinheit fortbauen und verhält sich daher tolerant gegen die götzendienerischen Hindus; ja er gestattet, daß die Familien seiner Mitglieder in ihrem alten Glauben verharren. Sein Glaubensbekenntniß ist aber immerhin ein streng theistisches, stattet Gott mit denselben Eigenschaften aus, wie die Christen und Juden thun, anerkennt die Unsterblichkeit und stete Fortentwickelung der Seele und verwirft jede Verehrung geschaffener Dinge, „theoretisch" auch (also wol nur innerhalb des Bundes) die Kastenunterschiede, und entschieden alle Wallfahrten und sonstigen Riten und Ceremonien. Durch den „Bundesvertrag" verpflichten sich die Mitglieder des Adi Brâhmo Samâj, Gott zu lieben, Götzendienst zu meiden, jeden Tag einige Zeit dem Gebet zu widmen, gute Werke zu vollbringen, schlechte Thaten zu scheuen, aus Unwissenheit begangenes Unrecht zu bereuen und jährliche Beiträge zur Ausbreitung des Brâhmoismus zu entrichten.

Der „Brâhmo Samâj von Indien" unter Chandra Sen's Führung ist etwas wesentlich anderes geworden, als man bei Anlaß seiner Trennung von den conservativen Mitgliedern erwarten mußte, nämlich nicht eine entschieden aufgeklärte Reformkirche, sondern lediglich eine Anstalt zur Verherrlichung Keschab Chandra Sen's und seiner persönlichen Liebhabereien. Das Streben seiner Mitglieder nach Einführung einer repräsentativen Verfassung trat in den Hintergrund und wurde von dem Streben Sen's nach absoluter Dictatur verdunkelt. Dieser Gedanke durchzieht wie ein rother Faden das ganze Gebäude der zweiten Fraction des Brâhmo Samâj. Sein unbestreitbar großes Talent und seine vielseitige Bildung umgaben Sen in der Meinung seiner Anhänger mit einem Nimbus, der ihn verblendete und in seinen Folgen zu Erscheinungen führte, die man nicht in unserm Jahrhundert und am wenigsten in einem der Aufklärung dienenden Bunde suchen sollte. Diese Erscheinungen sind aber dadurch erklärlich, daß die neue Kirche Sen's nach ihrer Trennung von der ältern Schwester mit einer heidnischen mystischen Sekte, mit den Bhaktis, einem Zweige der Vischnuiten, in Verbindung trat, deren religiöser Enthusiasmus den Leuten Sen's gefiel. Die volksthümlichen Hymnen der Bhaktis wurden zum Theil in den Cultus des „Brâhmo Samâj von Indien" aufgenommen und beförderten in diesem Bunde mystisch erregte Ansichten über Sünde, Schuld und Erlösung. Diese Verirrung wurde indessen bald durch eine zweite verdunkelt oder, wenn man will, verstärkt. Schon im Jahre der Trennung, 1866, hielt Sen einen Vortrag über „große Männer", in welchem er ungefähr folgende Ansichten aussprach: „Große Männer werden von Gott in die Welt gesandt, um die Menschheit zu beglücken; sie sind seine Apostel, welche uns glückliche Botschaft vom Himmel bringen; zu diesem Zwecke sind sie von Gott mit außerordentlicher Anlage und Macht begabt. Sie sind von einer höhern Natur als die andern Menschen und schon bei ihrer Geburt zu Propheten bestimmt. Sie sind zugleich Götter und Menschen, sie sind Gottmenschen, Fleischwerdungen

Gottes." — Es ging nicht lange, so erreichte diese Lehre den Zweck, den sie ohne Zweifel hatte. Die schwachen und unselbständigen Mitglieder der neuen Fraction bezogen die erwähnte Lehre ganz einfach auf ihren Begründer; sie warfen sich in orientalischer Demuth zu seinen Füßen, deren Staub sie auf ihren Köpfen einrieben und sogar auf die Zunge brachten; sie nannten ihr Oberhaupt „Herr", „Erlöser", „Weg der Sünder" u. s. w. Natürlich empörte dies die selbständig denkenden Mitglieder der Fraction, und zwei Missionare derselben gaben das Zeichen zur Erhebung gegen autokratisches Streben. Der Bund wurde außerhalb seiner Kreise ein Gegenstand des Spottes und innerhalb derselben ein Schauplatz der heftigsten Kämpfe. Viele Mitglieder traten aus, angeekelt von diesen Vorgängen, und die Sache des Brâhmo Samâj erlitt einen Schlag, von dem sie sich bisjetzt noch nicht wieder erholt hat. Um den Frieden wiederherzustellen, sah sich Sen gedrungen, alle Gemeinschaft mit den widerlichen Verherrlichungen seiner Person zu verleugnen. Zwar waren die Gegner dieser Erscheinungen durch seine Erklärung nicht befriedigt; aber sie entlasteten ihn seiner Mitschuld an jenen Vorgängen und es kehrte die Eintracht zurück, die nur leider nicht lange dauerte.

Im Jahre 1869 wurde die neue Gebetshalle des „Brâhmo Samâj von Indien", oder wie sie jetzt heißt, das „Heiligthum der neuen Offenbarung" eröffnet, und im Jahre 1870 machte Sen eine Reise nach England, wo er viele Huldigungen empfing, die ihn vermuthlich nicht bescheidener machten. Nach seiner Rückkehr gründete er ein Familienkosthaus zum Zweck religiöser Unterweisung und geistiger Ausbildung, welches „Bhârat Asram", d. h. Indische Einsiedelei, benannt und in welchem eine Anzahl von Brahmofamilien zu wohnen eingeladen wurden. Auch stiftete er die „Indische Reformgesellschaft", welche in fünf Sectionen zerfällt und manches nützliche Werk vollbracht hat, so z. B. eine Schule zur Ausbildung von Lehrerinnen. Ein ebenfalls ins Leben gerufenes Blatt zur Beförderung der Mäßigkeit ist dagegen eine in Indien, wo man wenig von Trunksucht weiß, höchst überflüssige Sache. Die verschiedenen Anstalten der genannten Gesellschaft sind indessen sämmtlich wieder eingeschlafen. Es tauchten aber schon während ihres Bestehens die Anzeichen eines herannahenden neuen Bruches empor. Sen war gar nicht geneigt, den Frauen in seiner Kirche auch nur eine theilweise Gleichberechtigung mit den Männern zuzustehen; sie mußten beim Gottesdienst hinter Schirmen sitzen, bis es die oppositionellen Mitglieder wenigstens dahin brachten, diese Schirme zu entfernen. Ferner gefiel den Mitgliedern die Lehrmethode am erwähnten Lehrerinnenseminar nicht und sie gründeten eine neue Anstalt dieser Art, die sich mehr der europäischen Wissenschaft näherte. Bedeutender in ihren Folgen wurde indessen die sogenannte Heirathsfrage.

Unter den Mitgliedern des „Brâhmo Samâj von Indien" nahmen die vom brahmanischen Gesetze verpönten und auch vom Adi Brâhmo Samâj nicht gebilligten Heirathen, nämlich solche zwischen Leuten verschiedener Kaste und die Witwenheirathen, stark zu. Es hatte sich aber die Nothwendigkeit herausgestellt, daß das Gesetz mit dieser Thatsache rechne, und Sen betrieb bei den Behörden des Angloindischen Reichs den Erlaß eines Gesetzes, das jene Heirathen erlaubte.

Sowol die orthodoxen Hindus als die Mitglieder des Adi Brâhmo Samâj eiferten jedoch gegen ein solches Gesetz und erzielten wenigstens bei dem Generalgouverneur Sir John Lawrence, daß die Brâhmo-Heirathen-Bill in weit beschränkterm Maße erlassen wurde, als Sen und seine Partei es wünschten. Dies geschah 1872. Bei dieser Frage war indessen ein wesentlicher Umstand das Alter, in welchem Jünglingen und Mädchen die Eingehung der Ehe erlaubt sein sollte. So sehr Sen bestrebt war, die Gestattung von Heirathen im freisinnigsten Maße zu erwirken, so sehr war er andererseits bedacht, Heirathen in allzu frühem Alter zu verhindern, und er sammelte zu diesem Zweck die Ansichten sowol englischer als indischer Aerzte. Als dann das erwähnte Gesetz das Alter des Bräutigams auf 18 und das der Braut auf 14 Jahre festsetzte, erschien dies Sen viel zu niedrig gegriffen; er fand, es hätten für die Mädchen wenigstens 16 Jahre angenommen werden sollen. Wie mußte daher die Welt und wie mußte namentlich Sen's Kirche selbst erstaunt sein, als wie eine Bombe in Kalkutta die Nachricht niederfuhr, daß Keschab Chandra Sen, der eifrige Gegner der „Kinderheirathen" (im Jahre 1878) seine eigene erst 13 Jahre alte Tochter mit dem 16 Jahre alten, dem Bunde nicht angehörenden Maharajah von Kutch-Behar verlobt habe! Und wie mußte die Welt noch lebhaftere Verwunderung empfinden, als Keschab Chandra Sen, der Führer einer theistischen Genossenschaft, die allen „Götzendienst" grimmig haßte, zugab, daß die Heirath der Verlobten unter Beobachtung all der althindnischen Gebräuche gefeiert wurde, wie die streng orthodoxe Familie des Maharajah sie verlangte — ja als er selbst dieser „heidnischen" Hochzeit beiwohnte! Wie mußte die Welt den Charakter dieses Mannes beurtheilen, der alle seine Grundsätze preisgab, um seine Familie mit derjenigen eines Maharajah zu verbinden, um der Schwiegervater eines Fürsten zu werden! In welchem Lichte mußte aber vollends Sen seinen selbständig denkenden Bundesbrüdern erscheinen, als er auf die Vorstellungen, die man ihm zwischen der Verlobung und der Hochzeit machte, gar nichts und auf diejenigen nach der Hochzeit nur mit der kecken Behauptung antwortete, die Verbindung seiner Tochter mit dem Maharajah sei von Gott befohlen, der seinen Willen ihm geoffenbart habe; statt dagegen aufzutreten, hätten sich die Gegner vor dieser Offenbarung beugen sollen, sie seien anmaßend, ungläubig, weltlich gesinnt, Zweifler und Betrüger!

Dieser allerdings schwer ins Gewicht fallende Vorfall gesellte sich nun zu den übrigen Beschwerden, welche die selbständigern Brahmos schon früher gegen Sen erhoben hatten. Man hatte es bereits stark gefunden, daß er, der noch im ungetrennten Brâhmo Samâj auf Einführung repräsentativer Einrichtungen gedrungen, sich nun solchen widersetzte. Schon hatte die Opposition ein eigenes Blatt: „Samadarshî" („Der Unparteiische"), gegründet, um auf die Schaffung einer Verfassung hinzuarbeiten; aber alles scheiterte an den autokratischen Tendenzen Sen's, der die Fortsetzer seiner eigenen frühern Bestrebungen in seinem „Sunday Mirror" in der herabwürdigendsten Weise behandelte und maßlos beschimpfte. Nun schlug die erwähnte Heirath dem Fasse den Boden aus und es trennten sich auf einmal 21 Localverbände von Sen's Kirche und gründeten am 14. Mai 1878 den „Sâdhâran (d. h. allgemeinen) Brâhmo Samâj". So ist denn die indische Reform-

partei bereits in drei Bünde zerfallen, einen conservativen mit mehr indischem, einen dictatorisch-mystischen mit mehr katholischem und einen radical-puritanischen mit mehr protestantischem Charakter. Es erübrigt uns nun noch, die zwei Bünde, welche das letzte Schisma voneinander trennte, in ihren Einrichtungen und Glaubensbekenntnissen etwas näher zu betrachten.

Der „Brâhmo Samâj von Indien" scheint sich nach der Loslösung des „Sâdhâran Brâhmo Samâj" völlig zu einer Art römischer oder tibetischer Kirche unter Keschab Chandra Sen als Papst oder Dalai-Lama entwickeln zu wollen. Ihren eigentlichen Charakter erhielt diese Kirche durch die im Jahre 1880 von Sen seinen geduldigen treu gebliebenen Gläubigen octroyirte „neue Offenbarung". Gerade ein halbes Jahrhundert nach der Entstehung des einfachen und schmucklosen, fast urchristlich gearteten Brâhmo Samâj des Rajah Rama Mohun Raya hat man somit eine mystische Kirche in Indien auftreten sehen, welche an Buntheit der in ihr zusammengetragenen Factoren eigentlich am passendsten mit dem Kirchenstaate der Mormonen zu vergleichen wäre. In den Grundsätzen der „neuen Offenbarung" nimmt das von Sen schon früher verkündete Dogma bezüglich der „großen Männer" den Vorgang ein, offenbar zu dem Zwecke der eigenen Verherrlichung des neuen Propheten, des Schwiegervaters eines indischen Großfürsten! Sen ist in dieser Hinsicht weder schüchtern noch bescheiden; er trägt so starke Farben auf, daß niemand im Zweifel sein kann, was und wen er meint. Seine Lehre, wie er sie im „Sunday Mirror" verkündet, lautet: „Wir glauben, daß in besondern Zeiten und unter besondern Umständen, wenn die Welt einer Wiederbelebung oder Erhebung bedarf und die Menschen die Führung Gottes anrufen, eine besondere Offenbarung seines Willens stattfindet und Ereignisse eintreten, welche als das Werk der göttlichen Vorsehung betrachtet werden können." In einer andern Kundgebung interpretirt Sen die Art und Weise einer solchen Offenbarung, die bis dahin viel Aehnliches mit Fichte's Phantasie in seiner „Kritik aller Offenbarung" hat, ausdrücklich dahin, daß sie in dem Erscheinen eines „großen Mannes" bestehe. Noch deutlicher aber wird Sen, wenn er sagt: „Die «neue Offenbarung» steht auf derselben Stufe mit der jüdischen, der christlichen und der vischnuitischen Offenbarungen durch Chaitanya." Alle Zweifel schwinden aber, wenn sein Organ sich äußert: „Der Prediger (nämlich Sen selbst) ist, wie wir von ihm glauben, ein Theil, ein großer Theil, ja der Haupttheil der Offenbarung. Er ist es, welcher der ganzen Bewegung Leben und Gehalt gegeben hat, und wir nehmen daher seine Predigten und Vorschriften als die Verkörperung der Offenbarung an. Dieser Mann ist der Leiter, das Mundstück, der vom Himmel gesandte Glaubensbote dessen, was wir den Brâhmo Samâj nennen." Sen selbst fügt ähnlichen Expectorationen seiner Verehrer bei: „Man wird zugeben, daß jede Offenbarung eine Person in ihrem Mittelpunkt hat und daß ich daher, gern oder ungern, mir erlauben muß, gleich einem Moses oder Chaitanya behandelt zu werden." . . . „War Christus der Mittelpunkt seiner Offenbarung, bin ich dann nicht derjenige der unserigen?" Er führt dann die Vergleichung zwischen Jesus und sich selbst weiter, ist aber so bescheiden zu sagen: „Jesus war ein geborener Heiliger, ich

aber ein großer Sünder. Gesegneter Jesus, heiliger Geist, mein geehrter Meister, wenn Indien mich erniedrigen und verfolgen und mein Lebensblut von mir nehmen will, sollst doch du, o Jesus, stets meine Huldigung empfangen." Daß Jesus von einem Nichtchristen im fernen Indien so überschwenglich verehrt wird, ist gewiß nicht ohne Interesse; wir brauchen jedoch kaum hinzuzufügen, daß in Indien niemand daran denkt, Sen zum Märtyrer zu machen, und ebenso wenig hat ihm jemand Anlaß dazu geboten, sich mit Jesus zusammenzustellen; sein Ehrgeiz allein ist der Vater dieses Gedankens. Dieser Umstand spricht auch aus seinen fernern Worten: „Wenn ich schon kein Prophet bin, so bin ich doch ein außerordentlicher Mensch. Ich bin nicht wie gewöhnliche Menschen sind und ich sage dieses mit Absicht." . . . „Gegen die Sache, die ich vertrete, sich auflehnen heißt soviel als sich gegen die Offenbarung Gottes des Allmächtigen auflehnen." In einem andern Vortrage sagt er: „Als ich in meiner Mutter Leib war, trank ich das kostbare Blut, welches Jesus am Kreuze vergoß, und wuchs an Größe und Stärke." Sen's Gegner haben gegenüber dieser Stelle nicht ohne Schadenfreude daran erinnert, daß seine noch lebende Mutter eine streng orthodoxe Vischnuitin ist, die jene Behauptung, wenn sie überhaupt je etwas von Jesus gehört, wahrscheinlich mit Entrüstung von sich weisen würde. In einem Gebet sagt Sen unter anderm: „Die, welche gegen Gott sprechen, sind Teufel in Menschengestalt", und weiterhin: „Die, welche sich gegen mein Vorgehen auflehnen, sprechen gegen Gott." Den Schluß aus diesen Prämissen zu ziehen ist leicht. Es ist jedoch merkwürdig, daß Sen, den man in Europa einfach auslachen, wenn nicht vom psychiatrischen Standpunkt behandeln würde, in Indien sogar außerhalb seiner Kirche eine weitgehende Würdigung erfahren hat. Der „Statesman" in Kalkutta sagt: „Während jede Religion der Welt ein kostbares Kleinod, ist der Brâhmoismus eine Kette von Kleinodien. Alle bisherigen Propheten hatten eine einzige Idee. Christus, Mohammed und Buddha waren Männer mit nur einer Idee. Sie und ihre Ideen sind in Keschab Chandra Sen und dem Brâhmoismus zusammengefaßt." Nun ja, er hat sie zusammengefaßt, aber eins fehlt in seiner Juwelenkette, nämlich eine eigene Idee Keschab Chandra Sen's! Auf solche Weise könnte sich jeder Compilator oder selbst Plagiator als die Zusammenfassung und den Schlußstein der von ihm ausgebeuteten Schriftsteller verkünden! Sen's religiöses System ist in der That ein rein eklektisches. Er hat in seiner Lehre und seinem Cultus Elemente aus dem Brahmanismus, Buddhismus, Parsismus, Judenthum, Christenthum und Islam vereinigt. Eigenthümlich ist, daß sein System auch einen politischen Artikel enthält, nämlich den der Ergebenheit gegen die britische Regierung! In einer höchst bizarren „Proclamation", die er ergehen ließ, befiehlt „Indiens Mutter" allen ihren „Soldaten in Indien", gegen „ihre Kaiserin Victoria gehorsam zu sein, sie zu lieben und zu ehren als ihre Vertreterin" u. s. w. „Indiens Mutter" ist niemand anders als Gott selbst; denn in Sen's Credo steht: „Vater- und Mutterschaft Gottes, Brüder- und Schwesterschaft aller Männer und Frauen." Dieser Gedanke ist eine Anlehnung an das indische Heidenthum, welches in seinen volksthümlichen Formen und selbst bei den neuern Dichtern seit dem Mittelalter den Göttinnen mehr Ehre erweist als den Göttern, nament-

lich der oben erwähnten Kâli oder Satti, Siva's Gattin, nach welcher Indiens neue Hauptstadt (Kâlikâtâ, Stadt der Kâli) benannt ist. Dies kommt wieder von dem allerdings schönen menschlichen Zuge, daß in Indien die Mütter eine ganz besondere Hochachtung und sogar mehr Liebe genießen als die Väter, und diesem Gefühl hat Sen einen monotheistischen Ausdruck verliehen, indem er Gott nach dem Vorgange anderer Sekten und Religionen als androgynes Wesen hinstellte. Diese und andere Ideen, wie die häufige Einflechtung indischer Götternamen zu Ehren Gottes, haben denn in den orthodoxen Hindus vielfach die Hoffnung erweckt, daß Sen's Kirche auf dem besten Wege sei zu ihnen zurückzukehren, welche Hoffnung aber schließlich in die größte Enttäuschung umschlug, als Sen die Taufe einführte, welche bei allen Heiden als das Schibboleth des Christenthums und daher als das untrüglichste Anzeichen des Abfalls von den Göttern gilt.

Ein weiterer Glaubensartikel Sen's ist die „Gemeinschaft der Heiligen". Er versteht darunter einen mit seiner Lehre von den „Großen Männern" eng zusammenhängenden Umstand. Jede Woche ladet er seine Schüler nach seiner Wohnung ein, um dort in einem Zimmer, das die Heimat irgendeines Propheten (z. B. Buddha, Sokrates, Jesus) vorstellt, sich ganz in das Leben und die Lehre desselben zu vertiefen.

Mancherlei sind die Ceremonien, welche Sen in seiner Kirche eingeführt hat. Dazu gehört z. B. die Fahnenweihe. Der Bund führt eine rothseidene Fahne, welche auf einem silbernen Pfosten befestigt wird, der auf dem Marmorboden der Gebetshalle gegenüber der Lehrkanzel steht; nach Sonnenuntergang wird diese Fahne unter rauschender Musik von den in ihren Händen Kerzen haltenden und sie in der Runde umziehenden Gläubigen mit Gesängen begrüßt, indem der Vorsteher die Fahne küßt und die Versammelten sich vor ihr beugen und sie berühren. Weiter wurde 1868 das Abendmahl eingeführt. Es wird dabei den auf dem Boden sitzenden Gläubigen auf einer silbernen Platte Reis und in einem Becher Wasser gereicht; beide sind von Blumen und Blättern umgeben. Dabei werden von dem Prediger Christi Worte genau nach dem Neuen Testament gesprochen und ein Gebet von eigener Composition mit Anrufung Jesu beigefügt. Die sogenannte Hom-Ceremonie (der Name ist dem Parsismus entnommen) besteht im Opfern geschmolzener Butter, umgeben von Blumen und Immergrün, wobei das Bezeichnendste ist, daß Agni (das Feuer), nicht als Gott der alten Arya, sondern als ewiges Licht, die Wohnung des Herrn, angerufen wird. Aehnliches geschieht in Bezug auf Varuna als das Wasser des Lebens, in welchem der Herr lebt — bei der Taufe, und zwar mit Gebeten, in denen auf Johannes den Täufer, auf Jesus und sogar auf die christliche Dreieinigkeit Bezug genommen wird, aber auch auf die den alten Indiern heiligen Ströme und auf Buddha's Nirvâna! Wir glauben den Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir als Probe der gottesdienstlichen Sprache Sen's und seiner Kirche die Anfangs-, Schluß- und einige zwischenliegende Sätze der bei der Taufe gehaltenen Ansprache hier wiedergeben:

„O du großer Varuna, Wasser des Lebens! Heiliges Wasser, mächtige Ausdehnung der Oceane und Ströme, wir verherrlichen dich. Du bist nicht Gott,

aber der Herr ist in dir. Du bist erfüllt von der Schönheit und Pracht des Himmels; jeder Tropfen offenbart das göttliche Angesicht. Du bist das Wasser des Lebens. Ein höchst hülfreicher Freund bist du uns. . . ." Es folgt eine Beschreibung der Wohlthaten des Wassers. „Unsere Vorfahren liebten dich und ehrten dich und beteten dich an. Und heute, wie in vergangenen Tagen, werden der Ganges, Jamuna, Narmada, Godaweri, Kaveri, Krischua und alle die heiligen Ströme des Landes vom Volke hoch verehrt. Sage, mächtiger Varuna, gabst du nicht Buddha den Gedanken des Nirvâna ein? . . . Auch Jesus verherrlichte dich und pries dich wie keiner zuvor. Denn er sah und fand in dir neues Leben und Erlösung. Im heiligen Jordan wurde der Sohn Gottes getauft. . . . Denn er sah, das Wasser war von Gott erfüllt. . . . Und als er in die Gottheit getaucht war, kam er aus dem Wasser, erfüllt von neuem oder göttlichem Leben, und der Heilige Geist über ihm kündigte seine Annahme zum geliebten Sohn Gottes an. So wurde in ihm der Vater verherrlicht und gleicherweise die Offenbarung des Heiligen Geistes. Schauet, meine Brüder, das Wasser vor uns ist voll des Herrn, und gesegnet seien, die in ihm getauft werden, wie es Jesus von Nazareth wurde."

Der Prediger salbt sich nach dieser Rede mit Blumenöl und steigt in ein Wasserbecken nieder. Nach einem Gebet in der schon mitgetheilten Form taucht er dreimal unter und sagt: „Ehre dem Vater, Ehre dem Sohn, Ehre dem Heiligen Geist." Um den Dreieinigen zu ehren, taucht er noch einmal unter und sagt: „Gesegnet sei Sacchidânanda! Wahrheit, Weisheit und Freude in Einem!" Er wäscht dann mit dem Wasser Augen, Ohren, Hände und Füße und betet noch einmal.

Die Gegner Sen's im Sâdhâran Brâhmo Samâj greifen diese Ceremonien in heftigster Wuth als entschiedene Rückfälle in das Heidenthum und als einen offenen Abfall von den dem Götzendienste feindlichen Grundsätzen des Brâhmo Samâj an. Nicht minder misfällt ihnen die im März 1881 eingeführte Weihe der Missionare, wobei die letztern, nachdem ihnen der Prediger die Füße gewaschen, das römisch-katholische Gelübde der Armuth ablegen und symbolisch um Almosen bitten und solche erhalten.

Im übrigen ist Sen's Fraction des Brâhmo Samâj bis auf den heutigen Tag unter seiner Dictatur und jeder Theilnahme der Gemeinde fremd geblieben. Sen, der diese Theilnahme früher selbst verfocht, solange er sich in der Opposition befand, schrieb im November 1881: „In religiösen Dingen von Demokratie sprechen, heißt soviel als die Spitze der Lächerlichkeit erreichen. Unsere Meinung ist, daß eine Kirche aristokratisch und nicht demokratisch eingerichtet sein soll. Wir verstehen unter Aristokratie, wie das Wort sagt, die Herrschaft der Besten. Diejenigen, welche mit Autorität sprechen, sind die einzigen Personen, welchen es zukommt, der Kirche Gesetze zu geben, und die Ungebildeten sollen durch langsamen Fortschritt und Erziehung den Standpunkt der Leiter zu erreichen suchen." Es gibt in Sen's Kirche keine Neuwahlen, keine Statuten, keinen von der Gemeinde gewählten Ausschuß. Er ist und bleibt aus eigener Machtvollkommenheit an der Spitze seiner Gläubigen und er hat auch nicht versäumt, in einem Gespräche zwischen Gott und der Gemeinde ersterm eine förmliche Anweisung zur Ergebenheit

gegen „seinen Minister" in den Mund zu legen! Gott sagt darin unter anderm: „Es gibt keine andern Minister (im geistlichen Sinne) als durch mich eingesetzte. Die Leiter der Gemeinden sind von mir ordinirt. Daher betrachtet euern Minister als Einen, der vom Himmel gesandt ist. Ihr sollt seine Worte mit Glauben hören und mit Ehrfurcht bewahren." Da er erst wenig über 40 Jahre alt ist, so hat sein Papstthum noch Aussicht auf einen langen Bestand.

Dem Mysticismus, Asceticismus, Despotismus und Formalismus der Kirche Keschab Chandra Sen's steht nun als Gegentheil in allen Dingen die puritanische und demokratische Gemeinschaft des Sâdhâran Brâhmo Samâj gegenüber. Dieser Bund, die dritte Fraction des Mutterbundes, will „die Wahrheit verfechten, die Sache der menschlichen Freiheit aufrecht halten, die Reinheit geistiger Gottesverehrung predigen und verbreiten, den Brâhmo Samâj von der Verderbniß des Mysticismus, des Papstthums und des Ritualismus befreien und auf die Befestigung der Herrschaft des Guten in Indien hinarbeiten". So sagt der Missionar Sivanâtha Sastrî, dem wir in dieser Darstellung folgen. Das Glaubensbekenntniß des Sâdhâran Brâhmo Samâj ist kurz und bündig; es enthält 1) den Glauben an das Dasein eines unendlichen Schöpfers, 2) den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, 3) den Glauben an die Pflicht und Nothwendigkeit geistiger Verehrung Gottes, und 4) den Unglauben an irgendeine unfehlbare Schrift oder Person als Mittel der Erlösung. Allerdings fügt der Sâdhâran Brâhmo Samâj diesem Glaubensbekenntniß noch ausführliche Erläuterungen in 23 Paragraphen bei, die indessen den Lesern kaum etwas wesentlich Neues bieten dürften und in folgenden Worten des letzten Paragraphen einigermaßen zusammengefaßt sind: „Wir betrachten das gesammte Menschengeschlecht als eine Familie, in welcher Gott der Vater, die Welt das Haus, die Großen Männer die ältern Brüder, die Schriften aller Völker die geistigen Schatzkammern sind und der Triumph der Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit das letzte Ziel ist." Die Brâhmos des Sâdhâran verwahren sich nicht nur dagegen, Ungläubige und Skeptiker (wie Sen sie nennt), sondern sogar Rationalisten und Deisten zu sein. Sie ähneln stark den englischen und amerikanischen Puritanern und sind mit manchen Zügen der Quäker und Methodisten ausgestattet. Nicht nur aller Götzendienst und alles, was sie so nennen (alles Ritual- und Ceremonienwesen) ist ihnen verhaßt, sondern selbst jedes geräuschvolle Vergnügen, wie Tanz, Musik und Theater (mit Ausnahmen allerdings zu Gunsten wahrer Kunst). Ein wesentlicher Zweig der Thätigkeit des Sâdhâran Brâhmo Samâj ist aber die praktische Wohlthätigkeit und die Beförderung der Bildung. Wir zählen in dieser Hinsicht auf, was er geleistet hat, und zwar zuerst das in Verbindung und dann das außer Zusammenhang mit dem Gottesdienste Stehende.

In ersterer Beziehung hat der Bund ein ausgebreitetes System von Missionen errichtet, dessen Wirksamkeit in Bengalen allein die Zahl der Localverbände auf über 80 gebracht und außerdem den Bund über Assam, Orissa, Bihar, die Nordwestprovinzen Pejgab, Scinde, Bombay, Guzerat, Madras und Mysore verbreitet hat. Und doch sind ihrer nur vier Missionare, von denen blos drei

ausschließlich diesem Berufe leben, unter welchen einer alle drei Perioden und beide Schismen des Brâhmo Samâj durchgemacht hat. Am 22. Jan. 1881 wurde die neue eigene Gebetshalle des Bundes in Kalkutta eröffnet, welche für 1100—1200 Personen Raum bietet und für welche über 30000 Rupien (die Rupie zu 1 Mark 60 Pf.) unterzeichnet worden sind. Es wurde eine Gesellschaft für gegenseitige geistige Ausbildung gegründet, welche den eingegangenen „Sangat-Sabhâ" Tagore's in Namen und Thätigkeit fortsetzt, ferner ein wöchentliches englisches Blatt („Brahmo public opinion") und ein halbmonatliches bengalisches („Tattva-kaumudî"), dann ein wöchentlicher Gottesdienst mit sich daranschließenden Vorträgen über moralische, sociale und religiöse Gegenstände, für Studirende, deren Zahl bereits von 30 auf über 150 gestiegen ist, wozu noch gottesdienstliche Versammlungen für Frauen und Kinder kommen. Die gottesdienstlichen Werke des jüngsten Brâhmo Samâj sind: eine Bibliothek von Büchern aller Wissenschaften; eine philanthropische Gesellschaft, welche namentlich für den Unterricht der arbeitenden Klassen besorgt ist, eine höhere Mädchenschule, welche bis auf die Universität vorbereitet, an welcher letztern wiederholt Hindudamen Grade erworben haben; ein Frauenverein, welcher die eingeborenen Frauen zu den Gesichtskreisen der höhern Bildung heranzuziehen sucht, soweit diese sich für sie eignen, eine Sonntagsschule, und endlich ein Collegium, welches Knaben zur Universität vorbereitet, nicht ohne die Hoffnung, Brâhmolehrer und Glaubensboten unter ihnen zu bilden.

Die Verfassung des Sâdhâran Brâhmo Samâj ist, wie schon angedeutet, demokratisch. Die Behörden des Bundes sind folgende: 1) ein Rath der Würdenträger, vier an Zahl; 2) ein vollziehender Ausschuß von 12 Mitgliedern; 3) ein allgemeiner Ausschuß von 40 jährlich neu gewählten Männern und einer Anzahl Vertreter der Provinzialgemeinden, welche vierteljährlich zusammentreten und die Arbeiten des vollziehenden Ausschusses controliren; 4) die allgemeine Versammlung der Mitglieder, welche jährlich einmal oder öfter zusammenberufen wird, um den Jahresbericht entgegenzunehmen, die Würdenträger und den allgemeinen Ausschuß zu wählen, die Gesetze abzuändern und über Fragen von allgemeiner Bedeutung zu berathen.

Wir hoffen, diese Mittheilungen, die noch leicht vermehrt werden könnten, werden genügen, um über eine Erscheinung Auskunft zu geben, die unter den Versuchen unserer Zeit, die verschiedenen Culturkreise einander zu nähern, keinen unbedeutenden Platz einnimmt.

Gegenwärtig (Mitte 1882) zählt der gesammte Brâhmo Samâj, welcher 28 Zeitschriften (davon 10 ganz oder theilweise in englischer Sprache, die übrigen meist bengalisch) veröffentlicht, 162 locale Vereinigungen (Samâjes), und zwar 113 in Bengalen, 11 in Assam, 3 in Orissa, 7 in den Nordwest- und Centralprovinzen, 5 im Panjab, 13 im westlichen Indien (Bombay und Umgebung), 10 im südlichen Indien und in Britisch-Birma; 56 davon (und darunter 49 allein in Bengalen) besitzen eigene Bethäuser. Was die Vertheilung dieser Samâjes unter die drei Parteien betrifft, in welche der Bund sich getheilt hat, so ist die-

selbe nichts weniger als vollendet. Die weitaus meisten Samâjes haben noch gar keine Partei ergriffen; ihrer 34 haben sich ausdrücklich gegen die sogenannte Neue Offenbarung (New Dispensation), wie sich jetzt Keschab Chandra Sen's Kirche nennt, ausgesprochen, 21 aber sich der letztern angeschlossen, infolge dessen sich auch einige Samâjes gespalten haben. Wieder andere halten Gottesdienst abwechselnd nach dem Ritus des Adi und des Sâdhâran Brâhmo Samâj. Ein Ereigniß von vielleicht folgenreicher Bedeutung ist ein Schreiben, welches die einflußreichsten Mitglieder des Brâhmo Samâj von Bombay an alle drei Parteien Kalkuttas gerichtet haben, worin sie dieselben zu einer Wiedervereinigung auffordern, ja sogar die Hoffnung aussprechen, daß sich alle Völker der Erde, Christen, Juden, Mohammedaner, Buddhisten, Hindus und Parsen, in dem Glauben an den Einen Gott zusammenfinden werden.

Reiseskizzen aus dem westlichen Himalaya- und dem Karakorumgebirge.

Von

Karl Eugen von Ujfalvy.

III.

1) Skardo, Baltistan. Das Polospiel. Die Baltis.

Nach einem kurzen Ritt durch wohlbestellte Felder, auf gut unterhaltenen, mit Bäumen bepflanzten und von Wassergräben eingefaßten Straßen, langten wir in Skardo, der Hauptstadt von Baltistan, an. Das Pferd, welches mir der Maharadscha für meine Reise mitgegeben, ein stattliches Roß aus Jarkand, hatte sich auf den Steinen des Deosaiplateau so die Hufe wund getreten, daß wir es zurücklassen mußten.

Skardo machte auf uns einen traurigen Eindruck. Verfallene Erdhütten, staubige Straßen, ein elender Bazar, das Ganze von einem unförmlichen, neuen Fort beherrscht: das ist die einst glänzende Hauptstadt von Baltistan, vor nicht gar langer Zeit noch die Residenz einheimischer Fürsten und einstmals eine Freistätte arabischer Kunst und arabischer Gelehrsamkeit. Die höchst kostbare und merkwürdige Sammlung von werthvollen alten Schmuckgegenständen, welche ich mir in Skardo und Schigar zu verschaffen wußte, spricht für das einstmalige Vorhandensein von arabischer Kunst und Industrie in diesem abgelegenen Himalaya- und Karakorumlande, eine Beobachtung, die um so größern culturhistorischen Werth darbietet, als nichts Aehnliches im benachbarten Kaschmir constatirt werden kann. Eigenthümlicherweise spielt in der baltistanischen Kunstornamentik sowie in jener von Jarkand die heraldische Lilie eine hervorragende Rolle. Man findet sie in Baltistan als Silberanhängsel, in Jarkand auf Vasen aus getriebenem Kupfer und auf der Zeichnung der Teppichränder sehr häufig. Auch die Kannen aus Bronze und getriebenem Kupfer, welche man in Skardo und Schigar findet, bieten ein nicht unbedeutendes Interesse vom kunsthistorischen Standpunkt; denn sie bilden den höchst merkwürdigen Uebergang zwischen den geschmeidigen eleganten Formen Kaschmirs einerseits und den steifen eigenthümlichen Gestaltungen Ostturkestans andererseits, mit einem entschieden chinesischen Beigeschmack, der sich aus der Nachbarschaft von Groß-Tibet leicht erklären läßt. Ja mir wurde sogar das seltene Glück zutheil, mir als Tausch gegen eine goldene Uhr eine Wasserpfeife (Huqqa) zu verschaffen, die, seit

vier bis fünf Jahrhunderten im Besitz der entthronten Fürstenfamilie, von einer classischen arabischen Arbeit ist. Ein feines Gewebe aus Bronze, welches nur mit echten Spitzen zu vergleichen, umspinnt einen Trichter aus Stahl, der seiner Form nach ein Jackhorn darstellen dürfte. Dieser Gegenstand ist einzig in seiner Art und wurde von dem höchst competenten Custos des Museums von Lahore, Mr. Keepling, auch als solcher anerkannt. Ein Beweis dafür, wie sehr diese Pfeife im Lande im Ansehen stand, ist auch daraus zu entnehmen, daß alle Baltibauern Nachahmungen derselben aus rohem Holz mit einfachen Messingbeschlägen besitzen. Schmuckgegenstände, Bronze- und Kupferkannen, Pfeifen u. s. w. deuten auf eine bedeutende culturreiche Vergangenheit, von welcher heute nichts mehr als dürftige Spuren erhalten sind. Wenn man dabei die heutige Armuth der Bewohner, die Unnahbarkeit des Ländchens und das extreme Klima in Betracht zieht, so muß man staunen über die Vollkommenheit dieser ehemaligen Cultur; denn da sich diese letztere nach den greifbaren Offenbarungen der Kunst bemißt, so ist an dem einstigen Vorhandensein derselben nicht zu zweifeln.

Es ist überhaupt staunenswerth, mit welcher Leichtigkeit die Dogras Gulab-Singh's, des Vaters des jetzigen Maharadscha von Kaschmir, die unnahbaren Bergfesten von Baltistan genommen. Wer die alte, ganz in Felsen gehauene Feste Skardos sieht, die wie ein Adlernest das Industhal beherrscht, glaubt unbedingt an die Uneinnehmbarkeit derselben. In der von den Dogras erbauten neuen Feste befindet sich, so behauptet man, ein hoher Staatsgefangener des Maharadscha, der in einen Käfig gesperrt ist, in dem er sich nie aufrichten kann. Inwiefern diese Schauergeschichte, die an den famosen Gefangenen Ludwig's XI. mahnt, wahr ist, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Baltistan steht heute unter einem Dogragouverneur, der es ohne Frage ganz vorzüglich verwaltet. Die Wege sind außerordentlich gut unterhalten, mit schattigen Bäumen (Weiden und Pappeln) bepflanzt; die Bergpfade, in Felsen gehauen, sind ein Meisterwerk menschlichen Fleißes und menschlicher Ausdauer; das künstliche Bewässerungssystem, welchem das Land seine große relative Fruchtbarkeit verdankt (denn der Steine und Sand schwemmende Indus ist mehr eine Plage für das Ländchen), ist ganz vorzüglich angelegt. Dies alles sind Beobachtungen, die man in einem von Orientalen verwalteten Lande selten zu machen Gelegenheit hat, und ich muß gestehen, daß ich die größte Achtung für die administrativen Talente Manghel-Dschuh's, des Gouverneurs von Baltistan, habe. Unwillkürlich dachte ich daran, wie wohl würde eine ähnliche Verwaltung dem schönen Kaschmir thun!

Der Gouverneur selbst war in Sirinagar, um seinem erhabenen Herrscher seine Ehrfurcht zu bezeigen, und wir wurden von seinem Bruder Meta-Manghel zuvorkommend empfangen. Es war dies ein großer schlanker Dogra von ungefähr 30 Jahren, der Goldringe und Spangen an Fingern und Armen trug, und ganz vornehme, ich möchte fast sagen majestätische Manieren hatte. Er bot uns Melonen, Aepfel, Aprikosen und allerhand Gemüse an, worunter wegen ihrer Seltenheit sehr geschätzte Kartoffeln. Tags darauf (wir verweilten im ganzen über zehn Tage in Skardo und im Schigarthal) veranstaltete er uns zu Ehren ein Polo.

Dieses ritterliche Spiel hat seinen Ursprung in Baltistan gefunden und sich von dort nach Tschamba und die indische Tiefebene verpflanzt. So gelangte es bald bis nach England und Nordamerika, wo es eine sehr beliebte körperliche Uebung geworden. Doch nirgends wird es mit solcher Passion betrieben als in Baltistan, welches eben seine Wiege ist. Auch in Byzanz soll man es gespielt haben; wahrscheinlich dürften es die byzantinischen Gesandtschaften aus Asien gebracht haben. In Baltistan besteht kein Dorf, das nicht seine Polowiese besäße; ja kleinere Flecken im Industhal besitzen deren oft zwei bis drei. Die Polowiese ist ein rechteckiges, von niedern Steinmauern eingefaßtes, vollkommen ebenes, horizontal gelegenes Feld. Auf jedem der entgegengesetzten entferntesten Enden des Rechteckes stellen sich die beiden Parteien der Spieler auf (gewöhnlich 12—14 Reiter auf jeder Seite). Jeder Reiter ist mit einem Polostock versehen. Dies ist ein ungefähr $1^1/_2$ Meter langer Stock, an dessen Ende ein gekrümmtes, gegen die Spitze sich erweiterndes birnenförmiges Holz mit flacher Oberfläche (von der Größe eines Kreises von zwei Zoll Durchmesser) angebracht ist. Mit diesem Stock muß der Spieler vier Holzkugeln von der Dicke und dem Umfang eines gewöhnlichen Apfels schleudern.

Das Spiel besteht darin, diese Kugel dreimal nacheinander ins feindliche Lager zu schleudern: nur muß sie jedesmal durch zwei Pflöcke durchgehen, die auf jeder Seite des Rechteckes vor der Front der Spieler angebracht sind. Natürlich muß man ein ausgezeichneter Reiter sein und besonders dressirte Pferde reiten, um bei diesem Spiele zu reussiren. Jedenfalls gebe ich gern zu, daß die Engländer dieses Spiel mit ganz besonderer Eleganz spielen, doch es fehlt ihnen die wahre Passion, welche die Baltis auszeichnet. Man kann sich nichts Malerischeres denken, als diese kühnen Reiter mit farbigem Turban, langen, fliegenden Locken, enganliegenden Hemden und weiten, faltenreichen Beinkleidern auf ihren kleinen Bergrossen, die auf den felsigen Ufern des Indus mit der Vorsicht und Leichtigkeit der Ziegen klettern und hier im schärfsten Galop über die Polowiese jagen, scharf anhalten und sich auf den Hinterbeinen bäumend wenden, als wären sie in irgendeinem europäischen Circus dressirt worden. Das Polo ist auch heute noch die Lieblingszerstreuung der Baltis. Alt und jung, hoch und niedrig ergibt sich demselben mit Leidenschaft. Ein stramm gewachsener Jüngling mit rothem Turban und rother Schärpe, der sich beim Polo, dem wir beiwohnten, besonders durch seine Reiterkunststücke hervorthat, war kein geringerer als Abbas-Schah, der letzte Sprößling des altbaltischen Fürstengeschlechts. Die Zuschauer, meist die ganze Bevölkerung auf viele Meilen in der Runde, nimmt auf einer Längenseite der Polowiese einen erhöhten Platz ein und folgt dem Spiel mit allen Zeichen der regsten Theilnahme. Die Schattenseite bei solchen Unterhaltungen ist die Musik, die auf ganz primitiven Instrumenten die unharmonischsten Töne erschallen läßt.

Gegen Ende der Vorstellung produciren sich noch einige Tänzerinnen, an deren rhythmische, fast einschläfernde Bewegungen man sich gewöhnen muß, um einen Reiz daran zu finden. „Mit den Tänzen in Indien ist es wie mit der Mangofrucht", sagte mir einst ein vielgereister Brite; „anfänglich widerstreben sie dem Europäer; doch hat er sich einmal an sie gewöhnt, so findet er an denselben mehr Geschmack, als an den saftigsten Früchten Europas und an den glänzendsten

Balleten unserer Hauptstädte." Ich hatte weder Zeit noch Gelegenheit, die Wahrheit dieser Beobachtung zu erproben.

Der Balti ist physisch, d. h. typisch, ganz bestimmt ein Arier, fast mit demselben Rechte wie sein Nachbar, der Darde. Es ist mir ganz unbegreiflich, wie die englischen Forschungsreisenden denselben als zur tibetanisch-mongolischen Rasse gehörig zählen konnten. Diese Ansicht beruht wahrscheinlich hauptsächlich auf linguistischer Basis, da die Baltis gegenwärtig eine tibetanische Mundart sprechen, ehemals aber wahrscheinlich das Kadschma gesprochen haben dürften; denn typisch stehen ihnen entschieden die Bergvölker aus Himdsa und Naghyr am nächsten. Auch dürfte das sporadische Vorkommen von Baltis, die mit Ladakis gemischt waren, die englischen Forscher irregeleitet haben. Es war mir vergönnt, anthropologische Messungen an acht verschiedenen Orten Baltistans vorzunehmen, an mehr als 100 Individuen. Man braucht übrigens nur die Resultate meiner Messungen mit den Zeichnungen zu vergleichen, welche mein Reisebegleiter mittels der Camera-lucida (von Wollaston) ausgeführt, oder mit Photographien, welche Baltisoldaten aus der Armee des Maharadscha vorstellen, um sich zu überzeugen, daß man es hier mit keinen Tibetern zu thun hat.

Man sieht sofort, daß man es hier mit zwei ganz verschiedenen Rassen zu thun hat.

Der Balti ist ruhig, sanft, arbeitsam, offen und gefällig gegen Reisende; er besitzt weder die Verschlossenheit des Ladaki noch die Verschmitztheit des Darden.

Als Curiosum sei hier noch erwähnt, daß von allen Trägern, die wir während unserer langen Reise in Indien gebraucht, um unsere Effecten weiter zu schaffen, die Baltis die einzigen waren, welche immer vor uns auf dem bestimmten Lagerplatz eintrafen, während die kräftigen, aber faulen und indolenten Kaschmiris z. B. trotz der energischen Mahnungen unsers zuvorkommenden Führers Gan-Patra stets 3—4 Stunden nach uns eintrafen.

Von den zahlreichen Völkchen, die ich im Himalaya gesehen und erforscht, gefiel mir moralisch keins so gut als die freundlichen, friedsamen Baltis.

2) Das Schigarthal, Askole, der Mustaghpaß.

Um das Schigarthal zu erreichen, muß man den Indus überschreiten. Wir verließen also des Morgens Skardo, unsern kranken amerikanischen Reisegefährten im Zeltlager zurücklassend, und ritten dem Indusübergang zu. Die Straße ist schattig und geht terrassenartig bis zum Strom hinab; längs dieser Terrassen sind Wasserkanäle angebracht, welche von Stufe zu Stufe ganz hübsche Cascaden bilden.

Man überschreitet den Indus, der trotz seiner Breite auch oberhalb Skardo sehr rasch fließt, vermittels eines Floßes von ganz primitiver Construction, wie wir deren in Centralasien, am Syr-Darja, viele gesehen. Am rechten Ufer angelangt, folgt man anfänglich der Richtung des Stromes stromaufwärts und überschreitet dann einen in den Felsen gehauenen Paß. Dieser Weg besteht erst seit kurzer Zeit und ist auch dem Unternehmungsgeist und der Energie unsers Freundes Manghel-Dschuh zu danken. Auf dem höchsten Punkte des Passes angelangt, ge-

nießt man eine schöne Fernsicht; man erblickt das breite, grüne, äußerst fruchtbare Schigarthal zu seinen Füßen, und in der Ferne den Boltorogletscher, den größten der Welt nach den ungeheuern Eismassen Grönlands, und ganz im Hintergrunde den Guschbrum, 26378 Fuß, und den Dapsang, 28265 Fuß hoch, den zweitgrößten Berg der Erde!

Trotz alles Großartigen und Unvergeßlichen, das wir schon gesehen, machte dieses Panorama einen gewaltigen Eindruck auf uns. Auch in der Schweiz sieht man kolossale Bergspitzen und vielleicht mehr Gletscher als im Himalaya. Doch in Asien ist alles großartiger angelegt. Die Berge steigen riesenhoch in die Höhe; die relativen Höhenunterschiede erreichen oft 20000 Fuß, und wenn man einmal einen Gletscher zu Gesicht bekommt, so ist er gleich so groß wie ein europäisches Königreich. Unsere Alpen sind eben nur eine zierliche Taschenausgabe des Himalaya und des Karakorum. Dieses letztere dürfte wol der höchste Gebirgszug der Welt sein, wenn er auch nicht die höchsten Gipfel besitzt, was übrigens auch noch nicht bewiesen ist, da man bisjetzt erst sehr wenige dieser Bergriesen gemessen hat.

Im allgemeinen scheint die Terrainanschwellung gegen den Nordwesten zu sich allmählich zu senken. Im Karakorumgebirge erreicht sie ihre größte constante Höhe, zieht gegen Südosten als Himalaya, als gewaltiger Gebirgszug bis an die chinesische Grenze und stößt dort an das große hinterindische Alpenland. Im Nordwesten wird diese Terrainanschwellung zum gewaltigen Bergstock (von dem sich der rauhe Hindukusch abzweigt), und der sich an das Pamirplateau, „das Dach der Welt", lehnt. Dieses von einer mittlern Höhe von 12000 Fuß, also niedriger als das von Deosaï im Süden von Skardo (12500—13000 Fuß), wird im Osten von der Kisil-Yartkette begrenzt, in welcher der Tagarma noch bis zu 20000 Fuß Seehöhe hinanfragt. Die nördliche Grenze des Daches der Welt, die Transalaikette, scheint geringer; denn der famose Pic Kauffmann, von einem russischen Ingenieur entdeckt und auf 26000 Fuß bestimmt, dürfte nur in der Einbildungskraft dieses kühnen Geographen existirt haben. Bei meinem letzten Aufenthalt in Petersburg versicherte mir eins der bedeutendsten Mitglieder der dortigen Geographischen Gesellschaft, „das pikanteste an diesem Pic wäre, daß man ihn nicht mehr aufzufinden im Stande ist".

Es erscheint somit als eine ungeheuere Mystification, eine erneuerte Auflage von der Geschichte des Manuscripts des deutschen Barons über die orographische Gestaltung Innerasiens, welches bekanntlich Klaproth selbst fabricirt hatte; hatte er ja doch seinerzeit einen ganzen Archipel an seinem Schreibpult sitzend entdeckt! Wäre freilich dieses Malheur mit dem Pic Kauffmann einem Forscher anderer Nationalität passirt, so hätte die russische Gelehrtenwelt nicht genug Spott, um den armen Sünder damit zu übergießen; so aber wird die Geschichte ganz einfach todtgeschwiegen! Da fällt mir die Berserkerwuth ein, mit welcher die russischen Geographen meinen berühmten Freund und Landsmann Hermann Vámbéry verfolgen, behauptend, er wäre nie in Khiwa und Bokhara, geschweige denn in Samarkand gewesen! Und doch habe ich selbst bei meinem Aufenthalt in Samarkand (1877) constatirt, daß diese Anschuldigung vollkommen falsch ist. Ja was diese Herren auch sagen mögen, Vámbéry ist doch der erste, der

nach einer außerordentlich kühnen und gefahrvollen Reise uns Centralasien erschlossen und vor unsern Blicken ein wahrheitsgetreues Bild des Landes der Turkmenen entrollt hat. Ein ähnliches Schicksal wie Vámbéry in Turkestan, theilt mein anderer Freund und Landsmann, Dr. Leitner, in Indien; doch abgesehen davon, daß da politische Beweggründe obwalten, so geschehen die englischen Angriffe mit Maß und Ziel und immer mit jener kalten Höflichkeit, welche das ganze Wesen und Sein der Engländer kennzeichnet. Gebildete erörtern eben alle wissenschaftlichen Fragen mit Courtoisie, und die maßlosen Angriffe der russischen Gelehrten Turkestans mahnen an die famose Kapuzinerpredigt in „Wallenstein's Lager". Nur darf man nicht vergessen, daß besagter Kapuziner vor rauhen Kriegern und vor 300 Jahren sprach! Altri tempi, altri costumi. Doch wir sind weit vom nackten Karakorum mit seiner kolossalen Gletscherwelt und seinen Bergriesen abgekommen; so oft sich indeß die Gelegenheit bieten wird, europäisches Wissen und europäische Gesittung gegen moskowitische hohle Selbstüberschätzung zu vertheidigen, werde ich es nie verabsäumen, meine auf Erfahrung begründete Meinung laut und unumwunden zu sagen.

In Schigar angelangt, wurden wir von den Notabilitäten des Ortes empfangen, welche uns Aprikosen, Aepfel und Trauben boten. Die Früchte des Schigarthales sind als die schmackhaftesten von Klein-Tibet berühmt, und werden viel exportirt, frisch und besonders getrocknet. Schigar ist eine bedeutende Ortschaft, weit ausgedehnter als Skardo. Die Gegend ist sehr gut bewässert und überall reichlich bepflanzt. Schigar besitzt zwei Polowiesen. Die Bevölkerung des Schigarthales besteht ausschließlich aus Baltis, die als die reinsten und echtesten ihres Volksstammes betrachtet werden. Der Menschenschlag ist in der That ein schönerer als der des Industhales. Wie ein berühmter englischer Archäologe in den Thalbewohnern von Schirgar Mongolen erblicken konnte, begreife ich wahrlich nicht, und es ist nur ein Beweis, daß man ein ganz ausgezeichneter Alterthumsforscher sein kann, ohne einen anthropologischen Blick zu besitzen. Ich verließ mich übrigens auch nicht auf meinen anthropologischen Blick und nahm zahlreiche Messungen vor, welche mir durch das zuvorkommende Benehmen der Bewohner bedeutend erleichtert wurden.

Schigar besitzt übrigens, wie jeder größere Ort Baltistans, eine Bergfestung mit einer Dograbesatzung. Wir übernachteten in einem Hause, das sich durch besondere Reinlichkeit auszeichnete. Außer einigen Vasen aus getriebenem und ciselirtem Kupfer wußte ich mir auch einige alte Schmuckgegenstände zu verschaffen, unter denen besonders eine Halsplatte aus Gold und Silber, mit Türkisen reich besetzt, von einer äußerst kunstvollen arabischen Arbeit ist und einige Jahrhunderte alt sein mag.

In Schigar verfertigt man auch verschiedene Gegenstände (Trinkschalen, Pfeifentheile) aus einem grünen Speckstein, der sehr an denjenigen mahnt, welchen man in Russisch-Turkestan, im Siebenstromlande, in der Nähe von Wernoje, findet und ebenfalls mannichfach verarbeitet.

Tags darauf zogen wir den Schigarfluß aufwärts und lagerten in der Nähe des kleinen Dorfes von Kaschumal. Das Thal ist noch immer relativ breit und sehr fruchtbar.

Kommenden Tages lagerten wir unweit des Punktes, wo der Schigar sich aus seinen zwei Quellflüssen, dem Braldu und dem Baſcha, bildet. Ich unternahm denſelben Tag noch einen Ausflug nach dem am rechten Ufer des Baſcha liegenden Dorfes Tchutrun, das eine heiße Quelle beſitzt; ich fand aber dort eine Anzahl Pakhpus und Schakſchus, die über den Muſtaghpaß gekommen waren, um in Skardo Goldſtaub und Thierfelle gegen Stoffe einzutauſchen. Natürlich intereſſirten mich dieſe Leute im höchſten Grade, und meine anthropologiſchen Beobachtungen bewieſen mir, daß dieſe Völker, welche im obern Jarkandthal, zwiſchen dem Karakorum und dem Kuenlungebirge, nomadiſiren, ihrem phyſiſchen Typus nach zu den Darden gezählt werden dürfen. Sie beſitzen denſelben hyperdolichocephalen Schädel und dieſelben Raubvogelgeſichter; auch ſollen ſie, ſo ſagt man wenigſtens, die Straße über den Muſtagh nach Jarkand durch ihre Räubereien unſicher machen.

Den dritten Tag endlich, nachdem wir den Braldu auf einer ſehr primitiven Holzbrücke überſchritten, gelangten wir nach einem angeſtrengten Marſche nach der kleinen, wildromantiſch gelegenen Bergfeſte Askole, die faſt am Fuße des Biafo-Ganſegletſcher liegt und von der man aus das Eismeer des Karakorum wie von keinem andern Punkte überblickt. Im Norden und Oſten erhebt ſich der gewaltige Biafo-Ganſeglelſcher, an dem ſich weiter oſtwärts der ungeheuere Boltoro anſchließt. Von hier aus erblickt man im Süden den 20635 Fuß hohen Mango Guſor, im Oſten den 25676 Fuß hohen Maſchbrum, und noch weiter nordöſtlich den Guſchbrum und Dapſang. Ich muß geſtehen, trotz dieſes wirklich überwältigenden Anblickes von Eis und himmelhohen Felſen ziehe ich die Ausſicht von Schigar aus vor. Man erblickt dieſelben Bergrieſen und ringsherum liebliches Grün, welches den Gletſchern und Spitzen zur Unterlage dient. Der ſmaragdgrüne Rahmen beeinträchtigt durchaus nicht das Erhabene des Bildes.

Am Abend erblickten wir am Horizont ein Naturſchauſpiel, welches man bei uns in Mitteleuropa Alpenglühen nennt: nur war es mehr ein ſchreckenerregendes Feuermeer, das wir vor uns ſahen, als ein lieblicher Schimmer! Es iſt eben immer alles vom aſiatiſchen Standpunkte aus zu betrachten.

Wir konnten leider nicht daran denken, den 18400 Fuß hohen Muſtaghpaß zu überſchreiten, welchen der kühne portugieſiſche Jeſuit D'Eſpinaha als letzter Europäer im Jahre 1760 paſſirt hatte. Wir hätten dazu einer großen Zahl von Laſtthieren, Trägern und Lebensmittel bedurft, und ein derartiges Unternehmen überſchritt gewaltig unſere beſcheidenen Mittel. Auch auf Entdeckungsreiſen muß man ſich trotz des Dranges nach Unbekanntem zu beſchränken wiſſen und nur das Erreichbare anſtreben, um es auch wirklich durchführen zu können.

Der Muſtaghpaß, in frühern Jahren ein ſehr benutzter Uebergang, wird ſeit letzterer Zeit ſehr wenig frequentirt, der häufigen Schneeverwehungen und der Unſicherheit des obern Jarkandthales halber. Der Nuſchikpaß, der über den Kero-Ganſegletſcher durch das Baſchathal nach den Gebieten von Nagher und Hunſa führt, wird gar nicht benutzt und dürfte zu den ſchwierigſten Uebergängen des Karakorums gerechnet werden. Früher ſtand das Nagherthal in einem gewiſſen Abhängigkeitsverhältniſſe zu dem in Skardo regierenden Balti-Radſchah und die räuberiſchen Bewohner jenes Thales wurden energiſch niedergehalten.

Doch dieser Zustand hat aufgehört; jeder Verkehr mit diesen Raubstaaten ist abgebrochen und der Verkehr mit Hunsa und Nagher geht heute über Ghilgsit. Bemerkenswerth ist es, daß ein Hunsa, den ich in Simla zu messen Gelegenheit hatte (er war dort mit einigen Landsleuten und Naghers zum Straßenbau gekommen), auf meine Frage: „Von was nährt sich dein Volk hauptsächlich?" lakonisch erwiderte: „Von Raub!" Es scheint dies der Lebenszweck dieses eigenthümlichen Völkchens. Aehnliches kann man wol auch wo anders erleben, doch nirgends mit einer solchen fast rührenden Gemeinschaftlichkeit.

Wir ritten auf demselben Wege wieder nach Skardo zurück.

3) Der Indus, Kharmang. Eigentliche Tibeter. Drâs.

Nach einer Abwesenheit von sieben Tagen trafen wir wieder in Skardo ein und bald darauf beschlossen wir, nach Sirinagar zurückzukehren. Nach den Erfahrungen, welche wir auf dem Teufelsplateau (Deosai) gemacht, gingen wir bereitwillig auf den Vorschlag unsers liebenswürdigen Führers, des Obersten Gan-Patra, ein, der uns rieth, den Weg längs des Indus zu benutzen, um die berühmte Karavanenstraße zwischen Leh und Kaschmir zu erreichen. Der Weg war um ein gutes Drittel länger als der, den wir gekommen waren; aber andererseits wurde er von Europäern selten benutzt; infolge dessen ist er auch nur wenig bekannt und erschien uns deshalb schon um so interessanter. Wenn wir auch viel von den Strapazen der Reise zu leiden hatten, so wurden wir doch überaus durch das herrliche Naturschauspiel entschädigt, das wir auf der ganzen Strecke im obern Industhal genossen. Man braucht im ganzen neun Tage, um von Skardo bis zum Knotenpunkt zu gelangen, von dem sich die Karavanenstraße nach Ladak und Ostturkestan abzweigt. Den ersten Tag, an dem wir erst in vorgerückter Nachmittagsstunde von Skardo wegritten, hielten wir in Keptschun, einem kleinen Dorfe, welches man noch von Skardo aus erblickt, und welches als fast zur Hauptstadt von Baltistan gehörig betrachtet werden kann. Der Weg, sehr gut unterhalten, schlängelt sich längs des Indus hin und es fehlt längs desselben weder an Vegetation noch an Dorfschaften, d. h. Häusergruppen.

Tags darauf überstiegen wir einen Bergrücken; der Weg war im Felsen gehauen, förmliche Wendeltreppen wurden erklommen, natürlich zu Fuß; unsere Pferde wurden ihren Wärtern überlassen, und heute noch begreife ich kaum, wie die armen Thiere über diese Hindernisse hinauskommen konnten. Von Gol bis Karkitchu im Thale des Surn, einem linksseitigen Nebenfluß des Indus, blieb der Weg mit geringer Unterbrechung immer derselbe: in den Felsen gehauene Treppen oder Balkons, welche nur selten eine felsige, d. h. solide Unterlage besaßen, meistentheils aus morschem Bretterwerk oder zusammengeflochtenen Zweigen bestanden, welche den zu unsern Füßen dahinbrausenden Indus von schwindelnder Höhe aus beherrschten. Zu beiden Seiten ist der Indus von Felswänden eng umschlossen; nur selten erweitert sich das Thal, um einem halbinselförmigen Vorsprung Platz zu machen, auf dem, einem Adlerneste gleich, auf einer Parcelle von Humusboden eine grüne, lachende Oase mit Häusern und Feldern das Auge des Wanderers erfreut. Fast die ganze Strecke von neun Tagereisen mußten wir beständig zu

Fuß zurücklegen, da der Weg kaum für Fußgänger praktikabel ist. So passirten wir Gol, Parkuta, Tolti, Kharmang, Tololing und verließen hierauf das Industhal und stiegen das Surnthal hinauf über Oltinthang bis Karkitchu. Ueberall wird man mit Befriedigung der Betriebsamkeit des Baltivölkchens gewahr. Der Weg ist stets wunderbar gut unterhalten und jeder Zoll bebaubaren Bodens ist ausgenutzt; längs der Felsenwände sind Wasserleitungen angebracht, welche in einem so regenarmen Lande von unschätzbarem Werth. Fast in allen Dörfern habe ich anthropologische Messungen vorgenommen und bin mehr denn je zur Ueberzeugung gelangt, daß trotz der gegentheiligen Ansicht der englischen Reisenden und Forscher die Balti echte Arier sind, die ein Abgrund von ihren Nachbaren, den Ladakis (Böd), wahren Tibeto-Mongolen, trennt. Eine kurze eingehende Schilderung der beiden Typen, wie wir sie im Surnthal nebeneinanderwohnend angetroffen haben, mag das Gesagte noch näher illustriren. Der Schädel des Batti ist mittelgroß, wie der des Darden, der des Ladaki ist umfangreich. Der Balti hat eine niedere gerade Stirn, hervortretende Augenbrauenwülste, die Augenbrauen sind dicht und geschweift, die Einsenkung zwischen der Glabella und der Nasenwurzel tief, die Nase selbst lang, gerade oder gebogen, die Augen gerade geschlitzt, die Backenknochen kaum sichtbar, die Jochbeine hervortretend, das Gesicht oval, der Mund klein, die Ohren klein und am Kopfe anliegend; die Haare sind dunkelfarbig, lang, gelockt, der Bart dicht und der Körper behaart, der Hals proportionirt, der Körper schlank und meist über die Mittelgröße hinausragend.

Der Ladaki hat eine hohe gewölbte Stirn; die Augenbrauenwülste und die Einsenkung zwischen Nasenwurzel und Glabella sind verschwindend, die Nase kurz auf einer breiten Basis ruhend und dick; die Augen schiefliegend, die Backenknochen hervortretend, der Mund groß, das Gesicht eckig, die Ohren groß und vom Kopfe abstehend. Die Haare schwarz, dick und straff, der Bartwuchs spärlich und der Körper unbehaart. Dieser letztere untersetzt, kräftig, selten über die Mittelgröße hinausragend. Diese hier angeführten Unterschiede, welche auf eingehender Beobachtung von über 150 Individuen beruhen, in den verschiedensten Theilen Baltistans gemessen, dürften wol genügen, um eine Affinität der Rasse der Baltis und Ladakis nicht aufkommen zu lassen. An der Stelle, wo der Suru sich in den Indus ergießt, begegnet man einer Dardenfamilie, von den Baltis Bokhpa genannt. Sie leben in Schmuz und Elend, und diejenigen unter ihnen, welche den buddhistischen Glauben bekennen, haben sich vielfach mit Ladakis gemischt.

Als die schönsten Punkte im obern Industhal, welches wir durchzogen, verdienen folgende zwei angeführt zu werden. Die Vereinigung des Indus mit seinem größten rechtsseitigen Nebenfluß, dem Schayock (die Tibeter nennen den Indus den männlichen Fluß und den Schayock den weiblichen), welche in einer höchst wildromantischen Gegend etwas oberhalb Gol vor sich geht; ferner die auf einem Felsabhang errichtete Festung Kharmang, welche weithin das Thal beherrscht. Man kann sich nicht bald etwas Schöneres vorstellen als den Flecken Kharmang, der, am rechten Indusufer gelegen, wie aus einer fast senkrechten Felswand herausgewachsen erscheint. Dort bekamen wir auch eine der größten Seilbrücken über den Indus zu sehen. Derartige Brücken hatten wir in weit kleinerm Maßstabe

schon im Tschinabthal und auch in der Nähe von Askole im Schigarthale zu Gesicht bekommen, aber nirgends waren diese luftigen Uebergänge so bedeutend als der von Kharmang. Zwei thurmartige Bauwerke, welche sich gegenüber am Ufer des Stromes erheben, sind miteinander durch drei, etwa 15 Centimeter Durchmesser habende, aus Baum- und Pflanzenfasern geflochtene Seile verbunden, von denen zwei parallel und das dritte etwas tiefer gespannt sind. Auf dem tiefer liegenden geht man und die zwei andern dienen zur Handhabe. Man kann sich nichts Primitiveres, aber auch nichts Dauerhafteres vorstellen. Natürlich sind die Seile von einem Ufer zum andern in einem abwärts gehenden Bogen angebracht und bei Wind oder Sturm ist die Brücke den unangenehmsten Schwingungen ausgesetzt. Während die Eingeborenen mit der Geschicklichkeit und Schnelligkeit von Affen von einem Ufer zum andern klettern, kommt der an solche Uebergänge nicht gewöhnte Europäer nur höchst mühselig über diese sogenannten Dschuhlas, englisch Rop bridge. Die Pferde und Lastthiere müssen bei solchen Uebergängen durch den Fluß schwimmen und werden bei dieser gefahrvollen Uebung durch Stricke, welche man ihnen am Körper befestigt, unterstützt, doch kommen sie häufig dabei um. Die Seile der Brücke sind übrigens so rauh anzufühlen, daß sich der Europäer dabei die Hände wund reibt. Versuchshalber überschritten wir diese Hängebrücke von Kharmang, und wir brauchten fast eine halbe Stunde zu einem Kunststück, das die Eingeborenen in wenigen Minuten vollführen. Und doch sind diese Dschuhlas bequeme Uebergänge, verglichen mit den sogenannten Tschukas, welche besonders im eigentlichen Tibet gebräuchlich sind und nur aus einem einzigen Seil bestehen, an welchem ein Ring angebracht ist, vermittels welchem der Reisende sich von einem Ufer zum andern gleiten läßt. Diese bequeme Art, Flüsse und Abgründe zu überschreiten, haben wir glücklicherweise nie Gelegenheit gehabt zu versuchen.

Auf dem Wege von Oltinthang nach Karkitchu hatten wir ein kleines Abenteuer, das glücklicherweise ohne Folgen für uns war; wir kamen mit dem bloßen Schrecken davon. Eines Morgens nämlich, als wir, meine amerikanischen Reisegefährten und ich, in einer Erweiterung des Suruthales wilde Enten zu schießen versuchten, hörten wir plötzlich ein donnerähnliches Getöse, welches sich zweimal kurz aufeinander wiederholte. Man theilte uns mit, daß die Balkons, über die wir eben geschritten, eingestürzt wären. Glücklicherweise hatten wir bereits alle diese verhängnißvolle Stelle passirt. Längs des Ufers des Surn und des Drâsthales findet man häufig Spuren von Goldgräbern, die aber in diesen Gegenden nichts oder fast nichts finden.*) Nach einem kleinen Abstecher nach dem von der Straße wenig entfernten Karghil, wo man Baltis, Brokh-pas, Darden und Ladakis zusammenwohnend zu sehen bekommt, erreichten wir das 10000 Fuß hoch gelegene Drâs, wo trotz der großen Höhe noch Gerste gedeiht. Die gemischte Bevölkerung dieses Landstriches beschäf-

*) Allen, welche Herodot gelesen, schwebt wol die Erzählung von den goldgrabenden Ameisen Indiens vor. Wie mancher hat über diese Fabel ungläubig gelächelt. Und doch hatte der Altmeister der Geschichte wie immer die Wahrheit gesagt. Diese goldgrabenden Ameisen sind die in diesen Gegenden so häufigen Murmelthiere, welche beim Graben ihrer Wohnungen Goldkörner zu Tage fördern. Im Sanskrit ist eben das Wort für Ameise und für diese Gattung von Nagern ein und dasselbe.

tigt sich übrigens viel mit Pferdezucht und führt ihre Heerden fast bis zum Zodschilapaß hinauf, der eine Höhe von 11500 Fuß erreicht. Die Pferde von Drâs werden wegen ihrer Güte und Ausdauer in Kaschmir sehr geschätzt. Drâs selbst besteht aus einer Reihe von kleinen Häusergruppen, die auf Kanonenschußweite voneinander entfernt sind und in deren Mitte sich eine stark umwallte Festung erhebt, die, allen europäischen Festungen zum Spott, im tiefsten Punkt des Gebirgskessels liegt, d. h. gar nichts beherrscht und von allen leicht erreichbaren umliegenden Höhen absolut beherrscht wird. Die Dograbesatzung hatte sich vor der Festung aufgestellt, und als wir vorbeiritten, präsentirten die Soldaten das Gewehr und die Musik fiel kläglich ein. Diese Ehrenbezeigung wäre uns fast theuer zu stehen gekommen; denn unsere solches Gebaren ganz ungewohnten Pferde nahmen sofort reißaus und wir galopirten einige Zeit in den verschiedensten Richtungen auf der Hochebene dahin, was den Dogras nicht wenig Spaß gemacht haben muß. Endlich gelang es uns ohne Unfall unsere wilden Renner zu bemeistern, und wir zogen freudig dem Zodschilapaß zu, einem der bequemsten Uebergänge der Transhimalayakette. Merkwürdigerweise empfand ich weder in Drâs noch am Zodschila die Athembeschwerden, die mich am Diosai so sehr belästigt hatten.

Blumige Wiesenflächen führen sanft zum Zodschila hinauf. Der Charakter der Gegend fängt übrigens, bevor man am Gipfel des Passes angelangt ist, allmählich zu wechseln an. Die kahlen Felsen des Indus- und Suruthales verschwinden unter Gras und Strauchwerk, und man ahnt den Uebergang zu einer andern Natur. Sowie man das Schneefeld am höchsten Punkte des Passes überschritten, klettert man noch einen steilen Bergrücken hinauf und erblickt dann plötzlich wie durch einen Zauberschlag das herrliche, grüne Sindthal zu seinen Füßen, die lieblichste Gegend von ganz Kaschmir. Der Metschuhoigletscher bleibt zur Linken liegen und wir steigen durch einen prachtvollen Laubwald ins gesegnete Land der englischen Jäger und Touristen, nach den wegen ihrer Naturschönheit weltberühmten Fluren von Sonmarg hinab. Vor einigen Jahren flüchteten sich die in Sirinagar weilenden Europäer während der großen Sommerhitze nach diesem irdischen Paradies; da aber die Entfernung von Sirinagar eine zu bedeutende und infolge dessen die Verpflegung eine sehr schwierige wurde, verließ man das reizende Sindthal und gründete eine andere Sommerfrische in einem linksseitigen Nebenthal des Hydaspes, in Gulmarg (Thal der Blumen), das von Sirinagar bequemer erreichbar ist. Freilich soll es dort viel feuchter und die Gegend viel weniger schön sein als im 8600 Fuß hohen Sonmarg.

Wir benutzten im Sindthal die Anwesenheit eines französischen Jägers, Dauvergne, der schon seit 16 Jahren Kaschmir bewohnt und seine fabelhaften Jagdzüge bis ins Herz von Tibet ausgedehnt, um einige Tage in diesem irdischen Paradies zu weilen und uns bei guter Kost und heiterm Gespräch von den Mühseligkeiten und Drangsalen unsers langen Rittes auszuruhen.

Das Sindthal wimmelt von Bären, Hirschen und allerhand Wild, und ein passionirter Jäger findet dort eine reiche Ausbeute. Wer freilich die großen Böcke (Markor, Ibex) und Riesenschafe (Ovis ammon, Ovis carelini etc.) des tibetanischen Hochplateaus noch schießen will, der muß weiter dringen und seine Beute oft

bis auf einer Höhe von 18—19000 Fuß aufsuchen. Doch ein jeder fühlt nicht den Beruf des großen babylonischen Jägers Nimrod in sich, und man begnügt sich mit kleinerm Wild oder mit dem bloßen Anblick der unvergleichlichen Naturschönheiten des Sindthales, welche noch durch alte, höchst merkwürdige Ruinen von Palästen und Tempeln für den Forschungsreisenden interessanter werden.

4) Rückkehr nach Sirinagar. Windhunde aus Gilgit. Eine Abschiedsaudienz beim Maharadscha. Auf nach Marri!

Nachdem wir einige fröhliche Tage in Hanrez verbracht, zogen wir das Sindthal hinab bis Gandarbal und dann querfeldeinwärts bis Sirinagar, der Hauptstadt von Kaschmir, die wir vor kaum acht Wochen verlassen.

Bevor wir zu unserer Behausung im Munschi Bag gelangten, mußten wir den ganzen äußern Stadttheil, welcher nicht am Ufer des Dschelum liegt, durchwandern und hatten Gelegenheit, Moscheen, Ruinen, Privathäuser u. s. w. nach Herzenslust zu besehen. Wir zählten im ganzen 19 Ruinen von alten buddhistischen Tempeln und constatirten, daß die früher aus prachtvollen emaillirten Ziegeln bestehende Bekleidung der größten und ältesten Moschee von Sirinagar im schlechtesten Zustande sich befand. Nichtsdestoweniger gelang es mir, einiger Bekleidungsfragmente habhaft zu werden, die heute im Museum der weltberühmten Porzellanfabrik von Sèvres sich befinden. Wir bekamen bei diesen verschiedenen, oft eingehenden Besichtigungen viel Mädchen und Frauen zu Gesicht, die uns neugierig anguckten, ohne im mindesten ihre oft sehr schönen Gesichtszüge wie ihre Schwestern in Centralasien hinter einem häßlichen Schleier zu verbergen. Die Zeiten in Kaschmir haben sich eben seit der Reise des berühmten Franzosen Bernier geändert, der bekanntlich Ende des 17. Jahrhunderts den Hof des Großmogolen Aureng-Zeb, in seiner Eigenschaft als Arzt, begleitete. Bernier erzählt in seiner anziehend naiven Weise, er habe, um der Mädchen und Frauen ansichtig zu werden, zu einem schlauen Kunstgriff Zuflucht genommen, der ihm auch vollkommen gelungen. Er hatte nämlich die Taschen voll Zucker- und Backwerk, das er an die Kinder auf der Straße vertheilte; sofort kamen die Schwestern und Mütter dieser Kinder, um auch ihren Antheil zu bekommen und um sich sehen zu lassen, fügt Bernier ganz treffend hinzu. Die Weiber im Orient sind in der That nichts weiter als höchst anmuthige Thierchen, für die es nichts gibt als Neugierde, Ziersucht und Naschhaftigkeit. Dahin hat sie der Glaube Mohammed's mit seiner geisttödtenden Clausur gebracht. Heute freilich sind solche Vorsichtsmaßregeln in Kaschmir nicht mehr nöthig, und die Schönheiten von Sirinagar verstecken sich durchaus nicht vor den Blicken des Europäers. Nichtsdestoweniger rathe ich meinen Lesern, in Persien oder in Arabien behutsam vorzugehen; denn die Brüder sind dort weniger tolerant und die Gatten von einer geradezu unliebsamen Eifersucht besessen.

Bevor wir unsere Behausung im Munschi Bag erreichten, hatten wir noch förmliche Schlachten mit den herrenlosen Hunden zu schlagen, die unsere beiden, von Gilgit stammenden Windhunde um jeden Preis zerreißen wollten, was wir, dank den Steinwürfen unserer Diener, zu verhindern wußten. Diese Hunde — ich spreche von jenen von Gilgit, die von Sirinagar nämlich sind ganz ordinäre Kläffer —

gehören einer ganz besondern Art von Windhunden an, die nur in Gilgit, Jassin und Tschitral vorkommen soll. Sie sind mit den Tazi, Windhunden aus Turkestan, nahe verwandt; sie besitzen ganz dieselbe elegante, gedrungene Gestalt; nur sind sie langhaarig und ihr ganzes Aeußere und ihr wilder ungeberdiger Sinn mahnt lebhaft an das unwirthliche und unnahbare Land, aus dem sie stammen. Die Eingeborenen von Tschitral verwenden sie zur Bären- und Wolfsjagd. Es sind starke, muthige, kluge Thiere. Bei meinen frühern Reisen war es mir schon gelungen, Tazi aus Samarkand, Bokhara und Sibirien nach Paris wohlbehalten zu transportiren, auch aus Indien habe ich einen prachtvollen weißen Tazi aus Kabul bis Paris gebracht, und auch mit meinen beiden Windhunden aus Gilgit gelang mir ein Gleiches. Doch leider starb das Weibchen wenige Wochen nach seiner Ankunft in Paris, nachdem es sechs todte Junge geworfen. Die früher mitgebrachten Tazi haben sich im Zoologischen Garten in Paris sehr gut acclimatisirt und es gibt deren jetzt mehr als 150 Exemplare.

Kaum waren wir einige Tage wieder unter Dach und Fach, so faßte ich den Entschluß, der Einladung eines in Gupikar wohnenden Belgiers Folge leistend, nach diesem, eine halbe Stunde von der Hauptstadt, am See Dal liegenden Orte auszuwandern. Man gewöhnt sich an das Zeltleben so, daß man es den schmuzigen hölzernen Behausungen, welche der Maharadscha seinen Gästen anbietet, bei weitem vorzieht. Wir waren um so leichter zu dieser Auswanderung zu bringen, als uns die Kaufleute von Sirinagar mit dem beständigen Angebot ihrer Waare förmlich bestürmten. Sowie sie sahen, daß ich besonders nach alten, aus getriebenem Kupfer verfertigten Gegenständen fahndete, so brachten sie mir alle alten Kessel, Teller, Kannen u. s. w. und riefen dabei immer ganz überzeugt aus: „Pūrana, bōt pūrana“ (alt sehr alt), auch wenn der Gegenstand vor kaum einigen Jahren von ihnen selbst ungeschickt zusammengeflickt worden war. Glücklicherweise täuschten sie niemand als sich selbst.

Unser Aufenthalt in Gupikar erlaubte uns auch die alten Lustschlösser von Kaschmir nacheinander zu besichtigen. Diese Bauten, welche die Mongolenkaiser meist aus den kolossalen Trümmern der alten Hindutempel hatten errichten lassen, sind ganz unbedeutend, will man sie mit Martan oder Avantipur vergleichen. Meist à la Le Nôtre angelegte terrassenartige Gärten, in denen hundertjährige Platanen ihre prachtvollen Laubkronen Schatten spendend ausbreiten, Wasserwerke und Springbrunnen, geschmacklos bemalte Holzpavillons und Galerien u. s. w. wiederholen sich fast immer im Schloß von Schischmenscheh, was seines guten Quellwassers wegen auch vom heutigen Maharadscha geschätzt wird, im Palast von Nischad Bag, von welchem man einer herrlichen Fernsicht auf die Hauptstadt und auf die schneegekrönten Bergriesen genießt, im Palast von Schalimar, dem bedeutendsten von allen, wo eine Säulenflucht aus schwarzem Marmor, stilvoll errichtet, vom Rest vortheilhaft absticht. Auf einer Insel im Dalsee befindet sich der Tschinar Bag, wo nur mehr eine Anzahl von uralten Platanen Zeugniß ablegt von entschwundener Größe und Pracht. Auf einer andern Insel befindet sich eine Moschee, wo ein Barthaar des Propheten unzählige fromme Pilger anzieht und durch seinen Anblick erfreut.

Alles beherrscht der Tacht-i-Soliman oder Thron des Salomon von seiner gewaltigen Felshöhe, die wie ein Leuchtthurm inmitten des Thales sich erhebt; doch das Sehenswürdigste ist jedenfalls der kleine Tempel von Pandritten, auch nach griechisch-baktrischer Bauart wie sein großes Vorbild in Martan. Er erhebt sich in einem verborgenen Hain, inmitten einer sumpfigen Stelle, und dürfte demnächst auch zusammenstürzen. Sein Plafond ist das Geschmackvollste und Zierlichste, was man, vom architektonischen Standpunkt aus betrachtet, in Kaschmir sehen kann! Ich begriff den geistigen Genuß, welchen Cunningham beim Anblick dieses kleinen Meisterwerkes empfunden hatte.

Nachdem wir noch fast sechs Wochen in Gupikar verweilt, erbat ich mir abermals eine Audienz beim Maharadscha, um von diesem gastfreien Fürsten Abschied zu nehmen. Gulab-Singh, obschon leidend und selbst zur Abreise nach Dschamu bereit, empfing mich sofort und auf das freundlichste. Ich fand ihn sehr verändert, abgemagert und übel aussehend. Er leidet, so sagte man mir, an der Zuckerruhr. Er war nichtsdestoweniger von der größten Liebenswürdigkeit und erkundigte sich eingehend nach unserer Reise. Hier und da verfiel er übrigens in eine melancholische Gemüthsstimmung; er sagte mir z. B.: „Die ältern gebrauchten Gewänder müssen den jüngern modernern Platz machen!“ und blickte dabei seinen Sohn, den Thronfolger, bedeutsam an. Und als ich ihm sagte, daß ich auf eine Besserung in seinem Zustand hoffe, antwortete er mir: „Es geschieht nur was in den Sternen geschrieben, und der schwache Mensch muß ruhig und ergeben das unwandelbare Geschick über sich ergehen lassen.“ Mit warmem Händedruck und die größte Erkenntlichkeit im Herzen schied ich von diesem liebenswürdigen Fürsten. Sein Tod wird ein Unglück für das Land sein; denn man behauptet, sein Sohn wäre ein fanatischer Prinz, der die Europäer nicht leiden mag. Wenn er nun die Unklugheit begeht, diesen Haß allzu lebhaft an den Tag zu legen, wird sich die englische Regierung gezwungen sehen, ihn einfach zu mediatisiren, und er kann seine Pension dann in Kalkutta oder in Bombay verzehren und über das Vergängliche alles Irdischen mit Muße nachdenken. Dies ist übrigens das Los, welches allen indischen Fürsten, denen man einen Schatten von Unabhängigkeit gelassen, ganz bestimmt bevorsteht. Ob es ein Glück für das Land, ein Vortheil für die Eroberer, wird erst die Zukunft entscheiden. Qui vivra, verra. Nachdem ich im ganzen über 80 Kisten nach Bombay expedirt, mir 10 Kaschmirschädel gegen schweres Geld zu verschaffen gewußt, meine ethnographische Sammlung completirt u. s. w., faßte ich den Entschluß, über Marri nach der indischen Ebene zurückzukehren. Und so nahmen wir denn Anfang October Abschied von diesem wunderbaren Fabellande, dessen Schönheit nie genügend geschildert, dessen Herrlichkeiten nie genug besungen worden. Was auch störrische, leberkranke Reisende an diesem irdischen Paradies auszustellen gesucht: ein kleines Eden bleibt es doch, und hat man einmal von diesem angenehmen Leben in seinen Bergen und auf seinen Seen gekostet, so bleibt es einem mit seinen Vorzügen und Fehlern gleich lieb. Denn alles in Kaschmir mahnt eben an die liebe Heimat, an das alte Europa, und man begreift vollkommen, warum die Vettern unserer arischen Ahnen eben dieses Ländchen gewählt, als sie vom rauhen Hindukusch herabsteigend das Bedürfniß fühlten, sich

auszuruhen. Es ist ihnen auch nicht zu verdenken, daß sie sich in einem Thale, wo Milch und Honig fließt, so wohl befunden, diese rauhen wenig verzärtelten Herren, daß sie es liebgewonnen und dort ausgeharrt, bis auf den heutigen Tag an der fruchtbaren Scholle haftend. Alle Wirrnisse und Heimsuchungen der Fremdherrschaft haben sie über sich ergehen lassen, doch in der Folge der Jahrhunderte haben sie leider nichts von den Ahnen bewahrt als das edle, stolze Aeußere und den jedem Arier innewohnenden Kunstsinn!

5) Abreise von Sirinagar. Baramulla, Uri, Muzzaferabad, das Naïnsukhthal. Die Republiken von Jagestan.

Den 10. Oct. verließen wir Gupikar, und da uns unser Gastfreund bis Baramulla das Geleit geben wollte, so bildeten wir eine ganz respectable Flotille, bestehend aus sechs Booten. Der Maharadscha hatte dem Munschi Gan-Patra Befehl gegeben, uns bis Marri, d. h. bis über die Grenzen seiner Staaten hinaus, das Geleit zu geben. Wir fuhren längs der Ufer des Dalsees dahin, durch einen Kanal und endlich den Dschelum entlang, am großen neuen Bazar vorbei, aus der Stadt. Den Weg bis zum Wularsee hatten wir bereits einmal zurückgelegt und somit habe ich über denselben weiter nichts zu berichten, als daß wir am Eingang des Sees von einem Sturm überrascht wurden, der uns zwang am Ufer anzulegen und die Nacht dort zu verbringen. Wie ich schon früher erwähnt, sind die kaschmirischen Boote sehr solid construirt, aber dabei so flach und haben so wenig Tiefgang, daß sie der geringste Windstoß umbläst. Tags darauf fuhren wir durch einen Winkel des Wularsees und dann den Dschelum hinab, an Sopur vorbei, bis Baramulla, wo man die Boote verlassen muß; denn etwas unterhalb dieses Ortes wird der ruhig fließende, bequem schiffbare Fluß plötzlich zum reißenden und brausenden Bergstrom, der mit sehr starkem Gefäll der indischen Ebene zuströmt. Die Legende erzählt, das Hochthal von Kaschmir sei früher ein großer See gewesen (was auch geologisch bestätigt), an dessen Ufer bei Baramulla ein großer Heiliger gelebt. Eines Tags befahl dieser den Bergen bei Baramulla sich zu spalten, was sie sich natürlich beeilten sofort zu thun, und so gewann der große See einen Abfluß und das fruchtbare Dschelumthal blieb zurück. Dieser große Heilige, dessen Gebete so wirksam waren, hieß Kascheb, sagt die Legende, welche Bernier einstmals für seinen Herrn Aureng-Zeb aus der Geschichte der alten Könige von Kaschmir übersetzte.

Der skeptische französische Arzt glaubte übrigens nicht selbst an Wunder: ein Beweis hiervon ist folgende kleine Geschichte, die er uns erzählt. Noch zu seiner Zeit (Ende des 17. Jahrhunderts) war Baramulla ein sehr besuchter Wallfahrtsort, wo eine Anzahl mohammedanischer Priester weilten, welche zu bestimmten Zeiten einen großen schweren Stein durch einfaches Berühren mit den Fingerspitzen in Bewegung setzten. Bernier, dem dies sichtbare Wunder erzählt wurde, gewahrte in der That 11 Mollahs, die, mit langen, faltigen Gewändern bekleidet, sich um den Stein stellten und denselben in Bewegung setzten; er glaubte aber bemerkt zu haben, daß sie außer den Fingerspitzen auch noch mit der Hand nachhälfen. Er stimmte in den Ruf der Anwesenden: „Karamet!“ (d. h. Wunder!), ein und gab eine Rupie den frommen Priestern mit der Bitte, den Stein in ihrer Gesellschaft be-

rühren zu dürfen. Nicht ohne Widerstand willigten sie in dieses unehrerbietige Verlangen, doch dieses metaphysische Experiment wäre dem wißbegierigen Arzt fast theuer zu stehen gekommen; denn der Stein, an dem Bernier in Wirklichkeit nur die Fingerspitzen legte, blieb auf seiner Seite ganz ruhig, während er sich nur auf der andern Seite hob und dadurch nur zum Schwanken gebracht wurde. Die Andächtigen schrieben das Ausbleiben des Wunders natürlich nur der Anwesenheit des Ungläubigen zu und waren ganz geneigt ihm übel mitzuspielen, um ihre Strenggläubigkeit zu documentiren. Doch Bernier schrie wieder „Karamet! Karamet!", bezahlte noch eine Rupie und machte sich schleunigst aus dem Staube. Heute gibt es in Baramulla weder begnadete Steine noch wunderwirkende Mollahs, dafür aber eine elende gewinnsüchtige Bevölkerung, die durch den beständigen Contact mit reisenden Europäern zu den habgierigsten und betrügerischsten des Königreichs Kaschmir gerechnet werden kann, und das will viel sagen. Als Beweis des Gesagten mag dienen, daß der dortige eingeborene Fourragehändler unsere Pferde mit Maisstroh abfüttern wollte, und wir hatten doch für Gerste und Heu baar bezahlt! Doch dank der energischen Intervention unsers Freundes Gan-Patra kamen wir zu unserm guten Rechte und unsere armen Rosse zu einer substantiellern Nahrung.

Der Weg, der sich von Baramulla aus bis Kohala erstreckt, folgt beständig, oft auf sehr respectabler Höhe, den tausend und aber tausend Windungen des Dschelum und führt durch schattige Waldungen, über blumige Wiesen, an wohlbebauten Feldern, lachenden Dorfschaften und nicht sehr drohend aussehenden Festungen vorbei; er ist trotz seiner relativen Bequemlichkeit im ganzen sehr schlecht unterhalten. Die Engländer behaupten, der Maharadscha thue es wissentlich, um den reisenden Europäern den Besuch seiner Staaten zu verleiden. Dies mag wahr sein oder nicht, den Anschein hat es jedenfalls. Kurz nach Bamarulla gewahrt man unter einem dichten Laubdach einen sehr alten umfangreichen Hindutempel, der noch ganz passabel erhalten. Die Architektur mahnt an Arantipur durch ihre massiven Umrisse und festungsartigen dicken Mauern.

Später zwischen Uri und Scharkoti erhebt sich knapp am Wege eine alte hölzerne Moschee, die ein wahres Meisterwerk der Holzschnitzkunst ist und abermals Zeugniß ablegt von der wunderbaren Handfertigkeit des Kaschmirvölkchens. Ich schenke dem Wächter des Kunstwerkes fünf Rupien und er gibt mir dafür ein ganzes Stück von einer herrlich gearbeiteten Fenstereinfassung, die sich gegenwärtig im ethnographischen Museum zu Paris befindet. Kurz darauf langen wir in der Stadt Muzzaferabad an, welche, am rechten Dschelumufer amphitheatralisch gelegen, an der Mündung des Kischanganga, mit ihren Moscheen und blanken Hindutempeln einen ganz angenehmen Anblick gewährt. Der dortige Bungalow ist in sehr schlechtem Zustande, weil hier (es liegt etwas abseits vom Wege), so sagte man uns recht naiv, die Reisenden fast nie einzukehren pflegen. Also die Abnutzung ist gewiß nicht schuld daran, wenn keine Thür schließt, kein Feuerplatz zu finden ist und es durchs Dach in die Stuben regnet. Da wir die Absicht haben, von Muzzaferabad aus das höchst interessante Thal von Naïnsukh zu besuchen, so lassen wir uns diese wenig gastfreie Einrichtung gern gefallen.

Tags darauf, nachdem wir die Stadt besichtigt, in der nur einige recht nett ausgestattete Hindutempel und der Bazar durch sein vielartiges Menschengewühl auffallen (die Einwohner sind Tschibhalis, mohammedanisch gewordene Radschputen und Sikhs), setzten wir unsern Weg fort, indem wir den Kischanganga überschreiten und über einen Bergrücken setzend ins Thal des Naïnsukh oder Kunhar dringen, in welchem Thale wir fünf Tage zubrachten. Einerseits war es mir darum zu thun, Einwohner aus dem benachbarten Jagestan zu Gesicht zu bekommen, und andererseits wollte ich mir den berühmten Nanga Parbot oder Diarmer, den 26629 Fuß hohen gewaltigen Schlußpfeiler des nordwestlichen Himalaya, etwas in der Nähe besehen. Dieser Berg hat das vor dem um mehr als 2000 Fuß höhern Dapsang voraus, daß er vergleichsweise viel isolirter steht, die Umgegend viel mehr beherrscht (er ist von Marri aus bei heiterm Wetter zu sehen) und dadurch dem Beschauer viel mehr imponirt. Die nächsten Spitzen von Khagan und Ke-Dheri sind nur 17015 Fuß und 16487 Fuß hoch, also fast um 10000 Fuß tiefer. Der Ausflug, den wir unternommen, war, was Naturschönheiten anbetrifft, höchst lohnenswerth, und auch vom ethnographischen und anthropologischen Standpunkt aus sollte ich ihn nicht bereuen, denn ich bekam eine große Anzahl Tschilasis und sogar einige Tschitralen zu sehen, die ich, obschon sie sich nicht messen lassen wollten, doch eingehend beobachten und sie über ihre Sitten und Gebräuche nach Herzenslust befragen konnte. Die Nachbarvölkerschaften aus dem Indus- und dem Konurthale erschienen mir zweifellos als echte Darden, die sich von denen von Gurais und von den Bokhpa von Karkitschu nur dadurch unterscheiden, daß sie weniger schmuzig, aber ganz gewiß ebenso träge sind, was sie natürlich zwingt, da sie unabhängig, hier und da auf Raub auszugehen. Ich hatte ein Feuerzeug mit, welches durch einen einfachen Druck an einer Feder Feuer gibt, wie es die meisten Raucher in Europa besitzen. Man macht sich keinen Begriff, was diese einfache Vorrichtung auf mein wildes Publikum für einen überwältigenden Eindruck machte. Sie hielten mich, wenn nicht für den Teufel in Person, so doch für den Ritter Bertram, „seinen allerbesten Freund", wie es da in der Oper heißt!

Die Tschilasis wohnen am linken Indusufer im gleichnamigen Thale und bilden unter sich kleine Republiken, welche eine jede von dem versammelten Rathe aller streitbaren Männer regiert wird. Damit eine Entscheidung zum Beschluß kommt, muß sie einstimmig gefaßt worden sein; im gegentheiligen Falle, und wenn auch nur ein Mitglied des Rathes opponirt, wird der Beschluß suspendirt und die Majorität trachtet die Minorität durch Ueberredung zu gewinnen. Es ist das bei so wilden Räuberstämmen ein ganz eigenthümliches Verfahren, was auch anderswo Nachahmung verdiente. Auch über Tschitral und das eigentliche Kafiristan wußte ich mir mannichfache Auskunft zu verschaffen. Dieses letztere, so lange mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckte Land, über welches die unglaublichsten Geschichten verbreitet wurden, wird wol auch bald, dank dem englischen zähen Forschungsgeiste, erschlossen werden, und die Bezeichnungen auf der Karte, wie inexplored country, dürften demnächst von dieser Stelle wenigstens ganz verschwinden.

Es hat Gelehrte gegeben, welche da sagten, die Kafirs seien directe Abkömmlinge der in den Bergen versprengten Krieger Alexander's von Macedonien, und

ein russischer Schriftsteller, Terentieff, ist so weit gegangen, zu behaupten, es seien Slawen, die sich natürlich nach einem raschen Anschluß an das heilige panslawistische Rußland gewaltig sehnen. Welch eine Verirrung, wenn man die Wissenschaft zu nationalen Umtrieben verwendet und dadurch herabwürdigt! Alle diese Fabeln sind durch die neuesten Arbeiten des tüchtigen englischen Gelehrten Biddulph zu Schanden geworden. Die Kafirs sind Heiden, d. h. keine Muselmanen, aber ihre religiösen Gebräuche mahnen lebhaft an den alten Glauben aus der Rig-Veda, was auch auf einen innigen Zusammenhang aller dieser Völkerschaften in präislamitischer Zeit hinzuweisen scheint. Ich selbst war so glücklich, einige Sia-Posch, d. h. die Schwarzgekleideten (die weißgekleideten Kafirs heißen Safid-Posch) zu sehen und zu messen und habe die Ueberzeugung gewonnen, daß sie anthropologisch zu den Darden gehören, mit denen sie übrigens auch durch die verwandte Mundart, die sie sprechen, verschwistert sind.

Nach Muzzaferabad zurückgekommen, setzten wir unsern Weg nach Marri fort, wo wir auch nach einigen Tagen glücklich eintrafen. Nur der Merkwürdigkeit halber sei erwähnt, daß an der Grenze der Staaten des Maharadscha ein Zollamt besteht, welches besonders auf die stricte Befolgung des Ausfuhrverbotes von zwei Artikeln zu wachen hat. Der erste dieser Artikel heißt Pferde, den zweiten aber würde mein Leser nie errathen, wenn ich ihn nicht nennen wollte; er lautet: Weiber. Jedenfalls sind derartige schutzzöllnerische Maßregeln im 19. Jahrhundert höchst bemerkenswerth und dürften vereinzelt dastehen.

6) Marri, Rawel-Pindi, Lahore, Delhi, Agra. Heimreise nach Europa.

Marri ist ein reizend, 7457 Fuß hoch gelegenes englisches Sanitarium. Wir sind im dortigen Hotel Lumley sehr gut untergebracht und freuen uns nicht wenig darüber, endlich wieder einmal Rindfleisch und Rindsbraten essen zu können. In Kaschmir ist es nämlich streng verboten, Rinder zu schlachten, und wenn man nicht das Glück hat, Wildpret zu bekommen, muß man mit zähem Hammelfleisch und noch zähern Hühnern fürliebnehmen. Diese letztern, in Indien Murghi genannt, gehören entschieden einer andern Species an als unsere Haushühner. Bei diesen ist nämlich der Flügel eins der zartesten Fleischtheile; beim Murghi ist dies durchaus nicht der Fall; die Flügeltheile dieses hektischen Huhnes sind im Gegentheil besonders zähe und faserig. Dies kommt, so scheint es, daher, daß die Murghi sich nicht aufs Gehen beschränken, sondern auch förmlich fliegen und infolge dessen ihre Flugwerkzeuge weit mehr in Anspruch genommen werden als bei unsern Hühnern in Europa; sie sind ein sehr schlechtes Nahrungsmittel. Die Kost läßt übrigens in ganz Indien sehr zu wünschen übrig.

Kaum hatten wir in Marri ausgeruht und von dem treuen Gan-Patra und seinen Begleitern Abschied genommen, so machten wir uns schon wieder auf den Weg und fuhren dem staubigen, aber gesund gelegenen Rawel-Pindi zu (1709 Fuß über dem Meeresspiegel). Diese letztere Stadt wird fast immer von der Cholera verschont, obschon sie in der indischen Ebene liegt; im Augenblick, als wir dort ankamen, Ende October 1881, wüthete diese grausige Seuche fürchterlich in Lahore und besonders in Amritsir, wo täglich 3—400 Personen starben. Auch nach

Marri hat sie sich schon verstiegen und fordert im Laufe des Sommers ihre Opfer. Vor kaum zehn Jahren reichte diese Krankheit nie über 3—4000 Fuß hinauf; heute hat sie schon über 7000 Fuß erklommen, und kein indisches Sanitarium ist mehr vor ihren verderbenbringenden Besuchen sicher.

In Rawel-Pindi, einer großen englischen Cavalleriestation, hielten wir uns nur zwei Tage auf und fuhren mittes der Eisenbahn nach Lahore, wo unserer im Palast des Lieutenant-Governor, desselben, der uns in Simla so liebenswürdig bewirthet, die herzlichste Gastfreundschaft wartete. Dank dieser Gastfreundschaft war es uns auch vergönnt, die ehemalige Hauptstadt der Könige von Lahore eingehend besichtigen zu können. Der Palast des Statthalters selbst ist eine Merkwürdigkeit; denn er war früher zum Grabmal eines Mongolenkaisers bestimmt und der geräumige prachtvolle Speisesaal mit erhabener Kuppel sollte den Sarkophag des einstigen Herrschers von Delhi bergen. Statt dessen gewahrten wir täglich eine reichgedeckte, mit Blumen verzierte Tafel, auf der neben dem schwersten Silberzeug und strahlenden Krystallen die leckersten Gerichte unserer harrten. In den Ecken standen rothgekleidete goldbetreßte Diener mit riesigen Palmenfächern, um uns Kühlung zuzufächeln, und hinter jedem Stuhle der Gäste hielt sich ein ähnlicher stummer dienstbarer Geist auf, unsers Winkes harrend und den leisesten Wunsch aus unsern Mienen ablesend. Des Morgens durchzogen wir auf Elefanten sitzend die engen, aber malerischen Straßen der getreuen Stadt Lahore, besichtigten die alten Moscheen, die mit herrlichen, vielfarbigen, emaillirten Ziegeln bekleidet sind. Die Festung mit den Gemächern der Sikhkönige, die ganz aus weißem Agramarmor entweder kunstvoll, einem feinen Spitzengewebe gleich, durchbrochen oder mit kostbaren Steinen eingelegt, welche die zierlichsten Blumenarabesken bilden und die glatten Wände schmücken; oder wir bewunderten das zierliche Grabmal Rundschet-Singh's, des vorletzten Königs von Lahore, eine einäugige schlaue und cynische Majestät, ein Grabmal, welches in seiner Architektur an die Bauten aus Traganth mahnt, die in unsern Conditoreiläden an den Schaufenstern prangen und dort ihr zuckersüßes Dasein fristen. Des Abends fuhren wir in Begleitung unserer liebenswürdigen Gastgeber in einer prachtvollen vierspännigen Kutsche mit Vor- und Nachreitern und Läufern um die Stadt herum, unser Auge an der prachtvollen Palmenvegetation, den kunstvoll angelegten Gärten und stattlichen europäischen Bauten erfreuend. Und noch später am Abend lauschten wir im schattigen Park des Gouvernementshauses den angenehmen Klängen einer Militärmusik oder plauderten in den luftigen Räumen des Palastes von dem fernen unvergeßlichen Europa. Denn trotz aller orientalischen Pracht sehnt man sich doch nach der einfachen, lieben Heimat zurück.

Wieder benutzten wir das Dampfroß und fuhren nach Delhi, der einstigen Residenz der Mongolenkaiser, welches die Engländer zu Anfang unsers Jahrhunderts durch Eroberung an sich gebracht. Alles zeugt von der ehemaligen Herrlichkeit, und uns erschien Delhi als eine der schönsten und großartigsten Städte Indiens. Die große Hauptmoschee aus rothen Backsteinen bietet einen ganz befriedigenden Anblick. In der Großartigkeit der Anlage und dem Adel der Umrisse sucht sie ihresgleichen auf der Welt. Man genießt von ihren Zinnen einer herrlichen Rundsicht auf die bewegte Stadt mit ihren Hunderten von Moscheen und Tempeln. Auch der in der

Festung gelegene Palast Diwan Kasch ist erwähnenswerth; er ist ganz aus weißem Marmor, durchbrochen oder mit kostbaren Steinen eingelegt, er macht an die Wunder aus Tausendundeiner Nacht glauben. Im Innern der Stadt, wo man in engen Straßen oft ganz interessante architektonische Eigenthümlichkeiten zu sehen bekommt, befindet sich ein kleiner Hindutempel, der durch seine zierlichen Malereien auf feinstem Stuck bemerkenswerth ist. Einige behaupten, er sei sehr alt; es scheint aber wahrscheinlicher, daß er erst aus letzterer Zeit stammt, da die einbrechenden muselmanischen Horden seine Kunstschätze gewiß nicht geschont hätten. Die Boulevards in Delhi sind breit und schattig, und der Verkehr in der Stadt ist ein äußerst reger.

Auch nach dem nahegelegenen Agra machten wir einen kurzen Ausflug, um wie dem goldbedeckten Sikhtempel von Amritsir, welchen wir der dort wüthenden Cholera halber nur ganz oberflächlich besichtigen konnten, auch dem weltberühmten Tadsch-Mahal einen Besuch abzustatten. Beim Anblick dieses einzigen Kunstwerkes wird man erst gewahr, was die Kaiser aus der Mongolendynastie Baber's vom Standpunkte der Architektur aus geleistet. Man denke sich ein ungeheueres und doch bis in seine kleinsten Details ebenmäßiges und elegantes Bauwerk, ganz aus weißem Marmor, bei dem die durchbrochenen und mit Edelsteinen eingelegten Partien noch viel kunstvoller als in Lahore und Delhi gearbeitet sind. Ein solches Kunstwerk zu beschreiben ist schwer; man muß es sehen, um sich einen Begriff von dem überwältigenden Eindruck zu machen, den es auf den unbefangenen Beschauer hervorbringt. Außer der Alhambra in Spanien hat nie ein Monument mir besser gefallen als der unvergleichliche Tadsch-Mahal von Agra. Und wenn man erwägt, daß ein Mongolenkaiser diesen Bau unternommen, um die irdischen Ueberreste seiner Lieblingsgattin, der geistvollen und reizenden Kaiserin Mumtaz-Mahal, zu bergen, so kann man wol dreist behaupten, daß der Tadsch das großartigste Denkmal von Gattenliebe ist. Schach Jehan schläft dort an der Seite seiner geliebten Frau den Schlaf der Ewigkeit. Schön muß sie gewesen sein, die unvergleichliche Mumtaz-Mahal, das bezeugt ihr Bildniß, das ich im Museum von Delhi erblickt, und auch dasjenige, welches man außerordentlich zart auf Elfenbein gemalt in Agra um einige Rupien erstehen kann!

Doch wir mußten uns von allen diesen Herrlichkeiten trennen, und nachdem wir schnell am Abuberg und der ganz rosarothen, modernen indischen Stadt von Dschaipur vorbeigefahren und das höchst merkwürdige Ahmedabad schnell besichtigt, langten wir Ende November in Bombay an, wo uns in dem niedlichen Hause des französischen Consuls Drouin auf Malabar Hill die liebenswürdigste Gastfreundschaft zutheil ward.

Fast einen Monat verbrachten wir in Bombay, und dieser zweite Aufenthalt gestaltete sich für uns weit angenehmer als der erste. Erst jetzt, in einem zweckmäßig construirten luftigen Hause wohnend, bei guter Kost und aufmerksamer Bedienung, lernte ich den Aufenthalt unter den Tropen schätzen und liebgewinnen. Wenn man die nöthigen Mittel besitzt und sich's einzurichten weiß, vermag sich der Europäer überall ein bequemes Heim zu gründen. Man spürt nichts von den Uebelständen eines heißen Klimas und genießt nur dessen Vorzüge: die herrliche Vegetation, die angenehme Seebrise und den ewig lachenden Himmel. Mir

erschien der Aufenthalt in Bombay als ein Vorgeschmack des Paradieses, und nie habe ich besser den Sinn und Werth des italienischen Dolce far niente verstanden; denn ich that einen ganzen Monat hindurch nichts, als für mich hinzuleben, und langweilte mich dabei keinen Augenblick. Des Abends auf der Terrasse sitzend, während der Blick über den blauen Indischen Ocean schweifte, der die Fahrzeuge dem fernen Europa zuträgt, schwelgte ich in meinen Erinnerungen, und wenn ich an den Schnee und Frost im Himalaya und an die gewaltigen Gletscher des Karakorum zurückdachte, so überkam mich ein eigenthümliches Wohlbehagen bei dem Gedanken, alle diese Mühseligkeiten und Gefahren glücklich überstanden zu haben. Das Jetzt schien mir so angenehm, mit dem Einst verglichen, und unwillkürlich dachte ich mir: das Land der chocoladefarbigen Menschen, Königstiger und Brillenschlangen hat doch auch sein Gutes, und ich freute mich des Daseins.

Alles im Leben nimmt sein Ende, auch unser Schlaraffenleben in Bombay, und bald segelten wir auf einem stattlichen Lloyddampfer der lieben Heimat zu. Die Reise war im ganzen eine angenehme, so angenehm sie für jemand sein kann, der fast ohne Unterlaß seekrank ist. Die österreichischen Schiffe sind bequem eingerichtet, man reist auf denselben bedeutend billiger als auf englischen, und genießt auch viel mehr Freiheiten. Eins zwar fiel mir unliebsam auf. Keiner der Offiziere, mit Ausnahme des Kapitäns, sprach deutsch, was auf einem österreichischen Schiffe doch wahrlich überrascht. Auch sollte die Lloydadministration ihren Offizieren und Aerzten strengstens verbieten, über Politik und Religion bei Tische öffentlich zu discutiren. Es sind dies höchst heikelige Gegenstände, die aus jeder Gesellschaft, die nothwendigerweise aus den verschiedensten religiösen und nationalen Elementen zusammengesetzt ist, sorgfältig zu verbannen sind. Doch das sind nur vereinzelte Uebelstände, denen leicht abgeholfen werden kann und welche der Annehmlichkeit einer Reise auf einem Lloyddampfer nichts rauben.

Da wir weder in Suez noch in Port Saïd ans Land gehen durften — wir waren von Aden und Bombay kommend in strengster Quarantäne — so erschien uns die Reise etwas länger, und nachdem wir unweit der Quarnerischen Inseln einen recht anständigen Sturm mitgebracht, wie er auf dem launenhaften Adriatischen Meer so oft herrscht, erblickten wir endlich die heißersehnten, rebenbepflanzten Küsten von Istrien, mit ihren weißen Dörfern und Städten, und am Abend endlich die Feuer des triester Hafens. Glücklicherweise ließ man uns nur eine vierundzwanzigstündige Quarantäne machen, und an einem heitern sonnigen Januartage stiegen wir ans Land mit seltenem Wohlbehagen, den Boden des alten Europa unter unsern Füßen spürend. Je mehr man in aller Herren Länder herumgekommen, je mehr man erlebt und gesehen, desto mehr lernt man heimatliche Institutionen und heimatliche Cultur schätzen. Das beständige Vergleichen bildet den Geist des Menschen und macht ihn für Echtes und Wahres empfänglich. Wie mancher Kirchthurmspatriot würde, wenn er hier und da auf Reisen ginge, ein Menschenfreund und Menschenkenner, statt ein engherziger, beschränkter Egoist zu bleiben, der am allerliebsten sein Heim mit einer Chinesischen Mauer umschließen würde! Reisen bildet das Herz und den Geist.

Die periodische Literatur in Ungarn.

Von

Professor Leopold Palóczy.

Wir leben in einem Jahrhundert, das man in Bezug auf die in demselben so oft wiederkehrenden culturgeschichtlichen „Rückblicke" füglich ein retrospectives nennen könnte, wie denn auch das Wort seine wirklich praktische Bedeutung eigentlich erst in unsern Jahren erhielt. In der That wechselten noch nie die verschiedenen Centennial- und andere Erinnerungsfeiern bei den civilisirten Staaten unsers Erdballs in solch rascher Folge miteinander als besonders seit einigen zehn Jahren. Kaum hatte die Nordamerikanische Union ihre „centennial festivities", schickte sich im Jahre 1880 schon Belgien an, das funfzigjährige Bestehen seiner Unabhängigkeit würdig zu begehen; bald war es wieder ein dynastisches Jubiläum, wie das in München abgehaltene der siebenhundertjährigen Regierung der Wittelsbacher, das an die Tagesordnung dieser retrospectiven Staatsfeierlichkeiten tritt. Am reichsten dürfte aber doch in dieser Beziehung Ungarn bedacht sein, das seit 1880 in dem kurzen Zeitabschnitt von kaum mehr als einem Lustrum drei für seine staatliche und culturelle Entwickelung höchst bedeutende, epochemachende Momente feierte oder feiern wird. Werden es doch in diesem Jahrzehnt tausend Jahre sein, daß der ungarische Staat besteht, und sieht das Land zu dieser Zeit großartigen Manifestationen entgegen; ferner erreichte die Universität zu Budapest vor zwei Frühlingen das hundertste Jahr ihrer Reorganisation und ihrer Uebersiedelung nach Pest (die Landesuniversität befand sich früher in Tyrnau) und spielten sich damals in der ungarischen Hauptstadt diesbezüglich prunkvolle Festlichkeiten ab; endlich ist es jetzt ungefähr hundert Jahre her, daß an der westlichen Grenze Ungarns, in der damaligen Hauptstadt Preßburg, die erste Zeitung in ungarischer Sprache erschien.

Man kann darüber streiten, ob Lord Macaulay ganz recht hatte, als er behauptete, die politischen Zeitungen eines Landes gehörten mit zu den sichersten Quellen seiner Geschichte; eins steht aber fest: daß die Presse heute nicht nur eine Weltmacht, sondern etwas mehr, eine wahre historische Fundgrube für jeden Forscher geworden ist, und daß so manches die neueste Geschichte dieses oder jenes Staates behandelnde großartige Werk gar nicht zu Stande gekommen wäre, hätte die periodische Literatur in den gebildeten Ländern der Welt keinen so großartigen Aufschwung genommen, gerade in dem so ereignißschweren, an epochemachenden Umwandlungen, und neben großen Kriegen und gewaltsamen Staatsumwälzungen

auch an wunderbaren, gigantischen Werken des Friedens, der Künste und Wissenschaften so unendlich reichen Zeitalter unsers Jahrhunderts.

Wer hätte z. B. vor nur wenigen Jahrzehnten gedacht, daß die periodische Literatur im Reiche der Stephanskrone, oder wie es officiell oft heißt, in „Transleithanien", je einen so kolossalen Anlauf nehmen werde. Aus bescheidenen Anfängen entwickelte sich da an den Ufern der Donau und der Theiß, im ungarischen Hochlande und in den breiten, großen Tiefebenen, im bergumschlungenen, so lange für sich abgeschlossenen Siebenbürgen, in der Hauptstadt und in oft unscheinbaren, kleinen Provinzstädten während der kurzen Spanne eines Jahrhunderts — oder wollen wir gerechter sein, sogar nur eines Vierteljahrhunderts, da die ungarische periodische Literatur nach dem unglücklichen Ausgange der Revolution, wo die Nationalsprache unterdrückt, die nationale Presse verfolgt wurde, sodaß dieselbe im Anfang der funfziger Jahre auf fast drei bis vier Blätter zusammenschrumpfend, ihre Existenz förmlich von vorn wieder anfangen mußte — eine Presse, die an Vielseitigkeit, Lebhaftigkeit, und andererseits an Einfluß und civilisatorischer Bedeutung gewiß zu den bemerkenswerthesten der Neuzeit gezählt werden muß.

Um so auffälliger erscheint es, daß, während das Ausland, insbesondeee das benachbarte Deutschland, seine Aufmerksamkeit vorzüglich in den letzten Jahren gern der wieder aufstrebenden ungarischen Belletristrik, und auch der vielversprechenden ungarischen Malerei, endlich auch den tüchtigen wissenschaftlichen Bestrebungen des Landes zuzuwenden pflegt, gerade dieser so hervorragend wichtige Theil des Culturlebens im modernen Ungarn von dieser Seite nicht nur nicht eingehend, sondern im allgemeinen bisher kaum gewürdigt wurde. Ich erinnere mich, auf meinen vielfachen Kreuz- und Querfahrten sowol in Nord- als auch in Süddeutschland während der letzten Jahre oft die absonderlichsten Ansichten über ungarisches Zeitungswesen (wie über so vieles andere, was meine Heimat betraf) gehört zu haben. Und doch ist Deutschland im Vergleich mit den Begriffen, die man jenseit der Vogesen (Ehre den Ausnahmen) vom modernen Ungarn hat, noch genau unterrichtet zu nennen. Dabei ist dort oft touristische Oberflächlichkeit und Effecthascherei (à la Tissot's vorletztes Machwerk: „La Hongrie inconnue, voyage au pays des Tsiganes") redlich bemüht, die wenigen etwa vorhandenen Begriffe bei den gewesenen Nachbarn Deutschlands „d'outre Rhin" noch confuser zu gestalten, statt dieselben zu klären.

Ich will nun in wenigen Zügen die jetzt in voller Blüte begriffene periodische Literatur Ungarns vorführen, und es sei mir vergönnt, vorerst, wenn auch kurz, die Geschichte der ungarischen Journalistik zu berühren.

Es wäre ungerecht, wenn man hier nicht eines Mannes gedächte, der, sich fast ausschließlich mit dieser Geschichte selbst befassend, seit einer langen Reihe von Jahren unablässig bemüht ist, die Daten zur Feststellung derselben zusammenzustellen, und dessen literarisch-statistische Arbeiten auf diesem Gebiete ihm den Namen eines wirklichen Kenners in diesem Literaturfache bei den Ungarn eintrugen. Es ist dies der ungarische Bibliograph Joseph Szinnyei, derselbe, der im Auftrage der Ungarischen Akademie der Wissenschaften das von einem riesigen Fleiß und seltenen Sachverständ-

niß zeugende große „Repertorium der ungarischen und ausländischen, Ungarn behandelnden Zeitschriften" vor nicht langer Zeit herausgab: ein Werk, wie es in solcher Vollständigkeit kaum bei andern Nationen zu finden sein dürfte, eine wahre Schatzkammer für den Forscher auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft des Landes. Szinnyei's Name ist in der That unzertrennlich von der Geschichte der ungarischen periodischen Literatur, und es ist fast sicher anzunehmen, daß dieser überaus fleißige Bibliograph Ungarns (der, nebenbei gesagt, auch eine der reichhaltigsten Zeitungssammlungen der Welt besitzt) den Preis von 100 Dukaten, den die ungarische Verlagsgesellschaft Athenäum zu Budapest unlängst anläßlich des hundertjährigen Bestehens der magyarischen Presse für die beste Geschichte derselben ausschrieb, davontragen wird, sofern er sich am Wettkampfe betheiligen sollte, ohne daß sich für ein solches Werk ein anderer ernst zu nehmender Mitconcurrent auch nur melden dürfte.

Eigenthümlich ist es und für die deutschen Leser dieser Zeilen gewiß interessant, daß zwei Exemplare der ältesten ungarländischen Zeitung, die Hälfte aller bisher entdeckten derselben, erst vor einigen Monaten im — berliner Staatsarchiv aufgefunden wurden. Wie überall, hatten nämlich auch in Ungarn die eigentlichen Zeitungen ihre Vorläufer in einer Art politischer Flugschriften oder vielmehr Kriegsbulletins vom Schlachtfelde selbst, ähnlich jener, welche die Republik Venedig im 16. Jahrhundert an die Mauern heften ließ und die auch bekanntlich den Anlaß zur italienischen und französischen Benennung der Zeitungen gab (gazetta hieß die kleine Münze, die sich die Regierung der Republik von den Einwohnern Venedigs für das Lesen dieser Nachrichten zahlen ließ). Auch in Ungarn keimt die Geschichte der periodischen Literatur des Landes eigentlich in diesen geringen Anfängen. „Mercurius Veridicus" hießen insgesammt die einzelnen Nachrichten, die in vielen Exemplaren gedruckt von seiten des berühmten siebenbürgischen Fürsten Rákóczy II. während der Kriege, die dieser tapfere Ungar gegen Oesterreich führte, zu Anfang des 18. Jahrhunderts an die heimische Bevölkerung und an die ausländischen Höfe zu dem Zwecke versandt wurden, um, wie schon der Titel besagt, entgegen den oft entstellten, lügnerischen und tendenziösen Berichten des der Sache der österreichischen Regierung dienenden „Wienerischen Diarium", die Wahrheit über Sieg und Niederlage der Ungarn im Lande und auswärts kundzugeben. Diese Kriegsnachrichten wurden in lateinischer Sprache abgefaßt, damit sie den ausländischen Höfen verständlich seien, und in der Stadt Leutschau (Lócse) in Oberungarn gedruckt. Der gründliche ungarische Geschichtsforscher und Abgeordnete Koloman von Thaly, der sich speciell mit dem Zeitabschnitte der Rákóczy'schen Kriege (der sogenannten Cruzenheerzüge) befaßt, entdeckte in den sechziger Jahren zwei Exemplare dieses „Mercurius Veridicus" aus den Jahren 1705—8 im Familienarchiv des auch in Deutschland bekannten ungarischen Grafengeschlechts der Károlyi (es ist dies dieselbe Familie, aus der der erst 1878 von Berlin abgegegangene österreichisch-ungarische Botschafter beim Deutschen Reiche, Graf Alois Károlyi, entstammt), deren Ahn Alexander Károlyi selbst einer der kühnsten und ergebensten Generale des unglücklichen Rákóczy war. Bisher waren diese Exemplare die einzig bekannten, bis vor kurzem ein Herr von Möschke, Gardeoberstlieutenant und Commandant von Danzig, ein Abkömmling der ungarischen Familie von Meskó, dessen

Vorfahren selbst unter Franz Rákóczy II. im Jahre 1711 nach Deutschland auswanderten, und mit dem der obenerwähnte Gelehrte Thaly in Verbindung steht, zu allgemeiner Freude und Ueberraschung aller, die sich für Ungarns Culturgeschichte interessiren, im Reichsarchiv zu Berlin ebenfalls zwei Exemplare der werthvollen Blätter aufstöberte. Herr von Möschke setzte seine Nachforschungen alsbald in Königsberg und Danzig eifrig fort, und es steht zu hoffen, daß seine Bemühungen auch weiterhin von Erfolg gekrönt sein werden.

Während daher die ersten Anfänge einer nichtmagyarischen Presse in Ungarn bis auf das Jahr 1705 zurückzuführen sind, und während auch sonst schon im Jahre 1821 in Preßburg eine lateinische Zeitung („Nova Posoniensa", die erste wirkliche Zeitung des Landes), und im Jahre 1764 die erste regelrechte Zeitung in deutscher Sprache dort (die noch heute bestehende „Preßburger Zeitung") herauskam, erschien das erste Blatt in ungarischer Sprache unter dem Titel „Magyar hirmondó" („Ungarischer Anzeiger") ebenfalls in der alten Krönungsstadt an der Donau erst zu Anfang des Jahres 1780.

Merkwürdig erscheint es und, man könnte hinzufügen, dennoch aus dem dem Protestantismus innewohnenden freiern Forschungsgeist leicht erklärlich, daß es gerade ungarische Protestanten waren, die fast überall an der Spitze der periodischen Anfangsliteratur in Ungarn standen, ja, was mehr, die ersten „Journalisten" der magyarischen Presse waren dem größten Theile nach reformirte oder evangelische Pfarrer und Lehrer. So der Begründer und Redacteur obengenannter ungarischer Zeitung, der gelehrte Matthias Bél, ein evangelischer Seelsorger in Preßburg. Das erste ungarische Provinzialblatt, zu Komorn im Jahre 1789 erscheinend, wurde ebenfalls von dortigen reformirten Lehrern und Pfarrern herausgegeben. Dasselbe bemerken wir auch beim ersten ungarischen Blatte des siebenbürgischen Theiles (es erschien 1790 in Hermannstadt), ja auch die nichtungarischen Blätter des vorigen Jahrhunderts befanden sich meistens in den Händen von Protestanten. Es wäre demnach unrichtig, diese interessante Thatsache einzig und allein nur dem Zufalle zuzuschreiben. Eine andere charakteristische Wahrnehmung, die unserer Aufmerksamkeit bei Beleuchtung der Anfänge ungarischer Journalistik nicht entgehen darf, ist der eigenthümliche Umstand, daß der Schwerpunkt aller Agitationen, die Stätte fast aller journalistischen Thätigkeit (mit Ausnahme des auch politisch so lange abgesonderten Siebenbürgen) bis in das erste Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts weit gegen Westen, also an die Grenze des Landes, nach Preßburg, ja über diese Grenze hinaus nach Wien fällt. In der That kamen die meisten ungarischen Blätter im vergangenen Jahrhundert im deutschen Wien heraus, das im Jahre 1800 drei magyarische Blätter zugleich beherbergte, von denen eins das politische Blatt „Magyar Kurir" („Ungarischer Kurier") sich 40 Jahre hindurch, bis zum Jahre 1837 aufrecht erhielt. Auch die andern zu Wien erscheinenden ungarischen Blätter waren besonders politisch für damals von Bedeutung. Die Erscheinung, daß zu Ende des vergangenen Jahrhunderts das Centrum der ungarischen journalistischen Thätigkeit bis jenseit der Landesgrenze, nach Wien verlegt war, ist übrigens auch durchaus keine zufällige. Sie hängt einerseits mit den damaligen politischen und staatlichen Verhältnissen Ungarns zusammen, für das ja bis zur

ungarischen Revolution jede Politik ausschließlich in Wien „gemacht" und das von dort aus eigentlich regiert und verwaltet wurde, andererseits aber und hauptsächlich geht diese Erscheinung Hand in Hand mit der Wiederauflebung der ungarischen Literatur unter Maria Theresia: ein Wiedererwachen, das aus der Mitte der damaligen königlich ungarischen Leibgarde, unter Anführung Georg Bessenyei's, eben auch in Wien hervorging, jenes fleißigen und beanlagten „Leibgardisten", der die sogenannte französische Schule in der nationalen Literatur gegründet hatte. Was wunder daher, daß im Mittelpunkt des Landes selbst, in Budapest, das ja damals noch in vieler Beziehung eine untergeordnete Rolle spielte, die Journalistik in magyarischer Sprache bis in das laufende Jahrhundert hinein nicht recht Fuß fassen konnte. Es fehlte zwar nicht an bedeutend frühern Versuchen in dieser Richtung. Schon im Jahre 1788 erschien in Budapest das erste ungarische Blatt unter dem Titel „Magyar Mercurius" („Ungarischer Mercur"), mußte aber bald wieder eingehen. Dasselbe wurde wöchentlich zweimal herausgegeben. — Erst die von Stephan Kulcsár redigirten „Hazai tudósitások" („Vaterländische Nachrichten") im Jahre 1806 konnten sich längere Zeit hindurch in der gegenwärtigen Hauptstadt Ungarns erhalten.

Zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts erschienen in ganz Ungarn (mit Kroatien, Slawonien und Siebenbürgen) erst acht Blätter, davon vier in ungarischer Sprache, drei in deutscher und eins in lateinischer (lange Zeit der officiellen Sprache). Das Anwachsen der periodischen Literatur trug von da an bis zum Jahre 1848 zwar keinen rapiden, doch einen sichern, stets mehr um sich greifenden Charakter, und dies sowol in quantitativer als auch in qualitativer Beziehung. Allerdings betrug die Zahl der ungarischen Blätter im Jahre 1830 noch immer erst zehn; doch finden wir schon in dieser Zahl sehr tüchtige Zeitschriften, gediegene Fachblätter für Wissenschaft und Literatur — ich erwähne nur das „Tudományos Gyüjtemény" („Wissenschaftliches Repertoire"), die „Felsömagyarországi Minerva" („Oberungarische Minerva"), „Élet és Literatura" („Leben und Literatur") — und auch die politischen Blätter boten im Zeitraume von 1800—30 einen bedeutend ergiebigern Inhalt. Natürlich ging mit dieser Vervollkommnung der ungarischen Presse die Vermehrung der Leser Hand in Hand. Während es früher die ungarischen Blätter (im vergangenen Jahrhundert) auf kaum einige hundert Abonnenten bringen konnten, belief sich die Zahl dieser bei einzelnen politischen Blättern schon zu Anfang dieses Jahrhunderts auf weit über 1000. In den Fachblättern wetteiferten die besten Geister des Landes miteinander, ihre köstlichsten Gaben dem Lesepublikum darzubieten. Wir finden als Mitarbeiter, theilweise sogar als Redacteure der damaligen Literaturblätter z. B. Männer wie Vörösmarty (den „ungarischen Dichterkönig"), Kölcsey, Szemere, Franz Toldy, den großen Literarhistoriker, Kazinczy (den Reformator der ungarischen Sprache) u. a. Zudem verloren die westlichen bisherigen journalistischen Hauptmittelpunkte immer mehr an Bedeutung. Die Presse erfaßte eben langsam die ganze Nation und ihr Gebiet. So sehen wir denn zu dieser Zeit eine für das Emporkommen der periodischen Literatur sehr gedeihliche Decentralisation platzgreifen. Die gelesensten Blätter, besonders

nichtpolitischen Inhalts, erschienen nicht mehr im abseits liegenden Wien und Preßburg, sondern theilweise in Pest, theilweise in Kaschau, Klausenburg u. s. w. Außer den obenerwähnten 10 Blättern erschienen von 1801—30 in Ungarn noch 17 andere, die theilweise im Laufe der Zeit durch andere ersetzt wurden, theilweise ihre Namen änderten u. s. w. Außerdem gab es noch 9 Blätter in deutscher Sprache, und schon 3 in slawischer zu Beginn des vierten Jahrzehnts.

Einen nennenswerthen Aufschwung, nach Art der westeuropäischen Länder, nahm aber die periodische Literatur Ungarns dennoch erst in den vierziger Jahren. Die freiheitlichen Regungen, nach der Julirevolution vom Jahre 1830 von Frankreich ostwärts gehend, begannen auch Ungarn zu durchzittern. Immer mehr und mehr wuchs das Interesse für öffentliche, nicht nur heimische, sondern auch auswärtige Angelegenheiten. Man begann die Zeitungen liebzugewinnen, und die Presse drang in immer größere Kreise der Nation ein. Schon Mitte der vierziger Jahre gab es 33 Zeitungen in ungarischer Sprache allein, in derselben nationalen Sprache, die schon seit Beginn dieses Jahrhunderts in Bezug auf Zahl der Preßorgane allen andern Sprachen weit vorausging, und diesen Führerposten, der auch ganz den thatsächlichen ungarischen staatlichen Bevölkerungsverhältnissen entspricht, bis auf unsere Tage nicht nur behielt, sondern heute noch prononcirter als je zum Ausdrucke gelangen läßt. Machen doch heute, wie wir weiter unten sehen werden, sämmtliche nichtmagyarische Blätter Ungarns (also die deutschen, slawischen, rumänischen u. s. w. zusammengenommen) kaum mehr als die Hälfte der in der nationalen Sprache erscheinenden aus. Allerdings läßt wieder nach der Presse in magyarischer Sprache diejenige in deutscher alle andern des Landes an Zahl und Bedeutung fast ebenso weit zurück, wie wir dies weiter unten auch bemerken werden.

So entfaltete sich denn, gleichsam als Vorbote der Evolutionen des ewig denkwürdigen Jahres 1848, die Journalistik Ungarns im vierten Jahrzehnt immer reger und reger, um im Jahre der Revolution einen damals selbst von den Kühnsten ungeahnten, rapiden Aufschwung zu nehmen. In der That verdoppelte sich in einem einzigen Jahre (1847—48) die Zahl der magyarischen Zeitungen, und stieg von kaum 40 auf 86. Der Unabhängigkeitskampf der Nation, die nationalen Aspirationen, das rege, fast fieberhafte Theilnehmen aller Volksschichten an dem großen Freiheitsringen und allen Ereignissen desselben, andererseits das mächtig erwachte Lesebedürfniß, die Sehnsucht nach neuesten Nachrichten: dies alles trug nicht weniger zum wunderbaren Emporschnellen der Journalistik bei, als der geistvolle Inhalt, die werthvollen Beiträge der Blätter selbst, die ja dann theilweise die Geschichte der Nation mitmachten. Eine geradezu epochemachende Bedeutung erlangte aber von allen politischen Tagesblättern der Revolutionszeit (ungarische Tagesblätter erschienen seit den vierziger Jahren zum ersten mal) das Blatt des berühmten Volkstribunen Ludwig Kossuth, das er selbst nach seinem Namen „Kossuth hirlapja" („Kossuth's Zeitung") benannte und das, kaum erschienen, bald über 5000 Abonnenten zählte, ein bisher in Ungarn beispielloser Erfolg. Dieses Blatt, das größte, das bis dahin in Ungarn überhaupt herausgegeben wurde, hat als Organ des Führers der ungarischen Revolution eine weltgeschichtliche Bedeutung.

Fast nicht minder bedeutend für die politische Geschichte Ungarns wurde auch das große politische Tagesblatt „Pesti Hirlap" („Pester Zeitung"), das im Jahre 1848 ebenfalls über 5000 Abnehmer hatte und nach Niederwerfung der ungarischen Revolution von seiten der österreichischen Dictatur aufgehoben wurde. Männer von europäischem Rufe: ein Jókai, Baron Sigmund Kemény, Anton Csengery u. s. w., waren die Hauptstützen dieses in vieler Beziehung bahnbrechenden politischen Organs.

Um wenigstens einen Begriff von dem Aufschwung der periodischen Literatur Ungarns in den Revolutionsjahren 1848 und 1849 zu geben, stelle ich hier einige wichtigste Daten bezüglich dieser Zeit zusammen.

Es erschienen 1848—49 in ungarischer Sprache über 80 Blätter, davon die Hälfte politischen Inhalts, 5 der schönen Literatur, 4 den kirchlichen Angelegenheiten gewidmet, 10 Fachblätter für verschiedene Zweige der Kunst und Wissenschaft, für ähnliche Zwecke 10 große Zeitschriften u. s. w. Dabei aber kamen zur selben Zeit auch in deutscher Sprache nicht weniger als 55 Zeitungen und Zeitschriften heraus, ferner 17 in slawischer und 2 Blätter sogar schon in rumänischer Sprache. Zusammen erschienen also damals in Ungarn gegen 160 Zeitungen und Zeitschriften, wovon mehr als die Hälfte in magyarischer Sprache. Ein reichbewegtes, vielgestaltiges publicistisches Leben, das aber nach der Knebelung alles Volksgeistes, nach der willkürlichen Unterdrückung der öffentlichen Meinung und all ihrer Organe in der traurigen Reactionsepoche der funfziger Jahre, besonders aber unter dem nicht mit Unrecht „Hyänenwirthschaft" benannten Säbel-, Galgen- und Kerkerregiment Haynau's und Consorten, unmittelbar nach der „Pacification" des Landes (1849—50), einer um so jäher auffallenden Erschlaffung, fast könnte man es eine Verstummung nennen, Platz machte.

Die ungarische Revolution wurde nach langem, heroischem Kampfe, der die glorreichsten Seiten ungarischer Geschichte füllt, durch die erdrückende Uebermacht niedergeschlagen. Eine düstere, schwere Reaction brach über das Land herein. Es wurde mit allem tabula rasa gemacht, was auch nur im entferntesten an einen Volkswillen, an das geringste Stückchen Volksrecht und Volksfreiheit erinnern konnte, und in erster Reihe auch mit den „rebellischen" magyarischen Zeitungen und Zeitschriften. Die allerhärteste Censur feierte ihre Triumphe. Was wunder, daß nach all dem die periodische Literatur lange Jahre hindurch auf dasselbe Niveau herabsank, das sie schon im vergangenen Jahrhundert erreicht hatte. Nach der größten Blüte der größte Verfall! Von nahe an hundert Blättern magyarischer Sprache im Jahre 1849 blieben kaum — wenn im darauf folgenden Jahre übrig, und auch diese fristeten lange ein klägliches Dasein. Nicht besser erging es den deutschen Organen, wenn sie sich nicht in den Schergendienst der Reaction stellten und ins Horn der Regierung bliesen. So wurde aus manchem früher trefflichen, freiheitsliebenden, dem Fortschritte huldigenden deutschen Zeitungsblatte ein der freiheitsfeindlichen Regierung auf Leben und Tod ergebener, langweiliger, trockener „Regierungs-" oder „Polizeianzeiger".

Lange dauerte die allgemeine Stagnation. Sechzehn Jahre hindurch konnte die ungarische Journalistik an Zahl ihrer Organe nicht die Höhe der Revolutions-

jahre erreichen, geschweige denn übersteigen, und erst das Jahr 1865 sehen wir wieder mit ungefähr 80 ungarischen Blättern figuriren.

Und welchen Kämpfen, welchen Verfolgungen war die Presse damaliger Zeit ausgesetzt. Wollte man die Geschichte der ungarischen Presse zwischen den Jahren 1850 und 1860 schreiben, es wäre nur eine ununterbrochene Kette von Suspensionsacten, Einkerkerungen, Confiscationen, polizeilichen Warnungen, Geldstrafen und dergleichen andern Repressalien!

Und dennoch hatte die Journalistik gerade in dieser schweren, düstern Zeit eine womöglich noch höhere Aufgabe als je früher. Ihr fiel es zu, das Nationalgefühl in Ungarn rege zu halten, das Volk mit der damaligen Lage einigermaßen auszusöhnen, und in vorsichtiger, geschickter Weise die Hoffnung auf bessere Zeiten in demselben fortwährend zu nähren und zu beleben. Die ungarische Publicistik kam dieser Aufgabe in wackerer Weise nach. Besonders waren es aber zwei Blätter, die sich um Erreichung dieser Ziele höchlichst verdient gemacht haben. Es sind dies der noch jetzt bestehende hochangesehene „Pesti Napló" („Pester Journal") und die „Vasárnapi Ujsàg" („Sonntagszeitung"), beide noch heute tonangebend in der ungarischen periodischen Literatur und mit zu den ältesten Organen des Landes zählend. „Pesti Napló" (den gewiß jeder Leser im Deutschen Reiche schon oft in politischen Blättern angeführt sah), ein politisches Tagesblatt größter Form, erschien zum ersten mal im März 1850 und war lange Zeit das einzige politische Tagesblatt des Landes während der Reaction, woraus selbstredend folgt, daß es während dieser Jahre die berühmtesten Namen der zeitgenössischen Geschichte Ungarns zu seinen Mitarbeitern zählte. Wir finden unter denselben damals Max Falk (jetzigen Redacteur des weitverbreiteten „Pester Lloyd"), Csengery, den gewesenen Vicepräsidenten der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Trefort (gegenwärtig Unterrichtsminister), weiland Baron Eötvös, dessen Vorgänger in diesem Ministerium, später den „Washington Ungarns": Franz Deák, dessen Osterartikel der sechziger Jahre in diesem Blatte, zuerst die für sein Vaterland günstigere Wendung inaugurirend, zugleich seine später verwirklichten staatsmännischen Propositionen in Bezug der Versöhnung Ungarns mit Oesterreich andeutete, und viele, viele andere. Dazu war die Zahl der Gelehrten und Künstler, die für das Feuilleton des Blattes Beiträge lieferten, geradezu Legion, und es waren die ausgesuchtesten Männer des Landes auch hier „unter dem dicken Strich" vereinigt. „Pesti Napló" wurde so zum regsten Tummelplatz aller nationalen Regungen, der Widerhall aller Wünsche, Hoffnungen und — Leiden des Volkes, und zugleich dessen Tröster und Belehrer.

Eine nicht geringere Rolle fiel in jener Zeit der erzwungenen Stagnation der „Vasárnapi Ujsàg" zu. Dieselbe, ein illustrirtes politisch-literarisches Wochenblatt, zeigt in Bezug auf die hohe Rolle, die es hinsichtlich der Aufrechterhaltung des Gefühls der nationalen Zusammengehörigkeit und des liberalen Volksbewußtseins besonders während der Reaction bei den Ungarn einnahm, frappante Analogie mit der deutschen „Gartenlaube". Dieselbe Beliebtheit und verhältnißmäßig große Verbreitung beim Volke, dieselbe entschieden freisinnige, nationale Richtung, dieselbe Tendenz und volksthümliche Haltung. In den funfziger und sechziger

Jahren hatte die „Vasárnapi Ujsàg" oft über 10000 Abonnenten (bei einem so beschränkten Gebiete, wie das der magyarischen Sprache, ein großartiger Erfolg), was allein schon der sprechendste Beweis ihrer Beliebtheit war. Noch heute, wo das Blatt einer zahlreichen Concurrenz ausgesetzt ist, hat es sich, in Form bedeutend vergrößert und verschönert und auch inhaltlich unvergleichbar reichhaltiger, noch ein Stammpublikum von über 6000 Abonnenten zu erhalten gewußt.

Der für Oesterreich traurige Ausgang des italienischen Feldzuges im Jahre 1859, der trotz der Tapferkeit der österreichischen Armeen mit dem Verluste der blühendsten Provinz des Reiches, der Lombardei, endigte, brachte nach Ungarn den ersten Hoffnungsschimmer einer bessern Zeit. Es kamen die Verhandlungen der ersten sechziger Jahre zwischen Ungarn und Oesterreich, und es kam nach dem Schmerling'schen „Provisorium" und nach der gewaltigen Lehre, die Oesterreich, das nichtconstitutionelle Oesterreich, in den blutigen Tagen von Königgrätz und Nachod erhielt, der Ausgleich mit Ungarn im Jahre 1867 und damit die Anerkennung der staatlichen und nationalen Selbständigkeit der „Länder der Stephanskrone".

Parallel mit diesen Erfolgen auf dem staatlichen und politischen Gebiete sehen wir wieder die periodische Literatur des Landes innerhalb weniger Jahre mächtig heranwachsen und heute zu einer Blüte entfaltet, die selbst den Aufschwung der Revolutionszeit als verschwindend klein erscheinen läßt. Was sind auch die 80 ungarischen Blätter der Jahre 1848—49 gegen die 370 Zeitungen und Zeitschriften, die heute allein in magyarischer Sprache in Ungarn erscheinen? Was bedeutet die damalige Zahl von 150—160 aller Zeitungen der verschiedenen Sprache zusammengenommen gegen das Heer von großen und kleinen Blättern, Fachorganen, tüchtigen Revuen u. s. w., die, alle Sprachen zusammengenommen, für das Land eine Anzahl von beinahe 600 Blättern ergeben?

Werfen wir nun einen nähern Blick auf die periodische Literatur der Gegenwart in Ungarn, und stellen wir diesbezügliche Vergleiche mit andern Ländern unsers Welttheils an.

Am 1. Jan. 1880, 100 Jahre nach Erscheinen des ersten Blattes in magyarischer Sprache, erschienen im Königreiche Ungarn (außer Kroatien-Slawonien) zusammen 565 Zeitungen und Zeitschriften in verschiedenen Sprachen. Davon waren mehr als zwei Drittel, nämlich 368, in ungarischer Sprache, während in allen andern Sprachen zusammengenommen nur 197 Blätter dem Lesepublikum dienten. Schon zwei Jahre später, zu Beginn des Jahres 1882, hob sich die Zahl der ungarischen Zeitungen auf 412, während die der andern Sprachen auf 174 herabsank. Zusammen in allen Sprachen erschienen daher am 1. Jan. 1882: 586 Zeitungen und Zeitschriften. Sieht man einerseits aus dieser Zusammenstellung klar die weitaus überwiegende Präponderanz des magyarischen Elements vor allen andern auch in der periodischen Literatur, ergeben sich andererseits durch weitere Vergleiche besonders für das deutsche Element Ungarns die interessantesten und zugleich ehrenhaftesten Thatsachen. Von den oben angeführten 174 Blättern in nichtmagyarischer Sprache gehört nämlich der weitaus größere Theil der deutschen Presse Ungarns an, nämlich 104. Von den noch übrigbleibenden fallen auf nord- und südslawische

Idiome (slowakisch, ruthenisch und serbisch) zusammengenommen 42, auf die rumänische Sprache sogar nur 22 Preßorgane. Außerdem erschienen noch in italienischer Sprache (Fiume) 3, in französischer Sprache 2 Blätter und in hebräischer Sprache 1 Blatt. Hervorgehoben muß noch werden, daß in der obigen Gesammtzahl der 586 Blätter Ungarns weder die zahlreichen lithographirten sogenannten täglichen Correspondenzen der Hauptstadt (ebenfalls dem größten Theile nach magyarisch, einige auch deutsch, und eine, die „Correspondance hongroise", französisch, zusammen etwa 10), noch auch die Blätter des bekanntlich in politischer Beziehung ziemlich unabhängigen Kroatien und Slawonien mit einbegriffen sind. Fügen wir der Vollständigkeit halber daher bei, daß in Kroatien-Slawonien (dessen Staatssprache die kroatische ist) zur Zeit gegen 40 Zeitungen und Zeitschriften herausgegeben werden, wovon wieder ein beträchtlicher Theil, nämlich 10, in deutscher Sprache erscheinen, sodaß sich die Gesammtzahl aller im Bereiche der Stephanskrone zur Zeit erscheinenden Blätter (Dalmatien ausgenommen, das gegenwärtig zu Oesterreich gehört) auf rund 630 stellen wird.

Wichtige, ins Gebiet des Culturstandes und der Volksaufklärung tief einschneidende Folgerungen ergeben sich für den Statistiker aus den obigen trockenen Zahlen. Wenn es eine Thatsache ist, daß mehr als zwei Drittel sämmtlicher Preßorgane des Landes, darunter die ältesten und überhaupt fast alle Fachzeitschriften, die, mit der einzigen Ausnahme des „Pester Lloyd", wichtigsten, tonangebenden politischen Blätter, die literarischen Revuen und Wochenblätter fast ausschließlich der magyarischen Sprache anheimfallen, trotzdem das magyarische Element nicht einmal die Hälfte der Bevölkerung des Landes ausmacht (obwol es numerisch alle andern Volkselemente einzeln weitaus überwiegt), so muß man das Auge auch vor der bedeutenden Thatsache nicht schließen, daß, obgleich die Slawen des Nordens und Südens in Ungarn zusammengenommen die Zahl der in dem Lande lebenden Einwohner deutscher Zunge sehr bedeutend überwiegen, es fast immerhin noch doppelt soviel Zeitungen und Zeitschriften in deutscher als in allen slawischen Sprachen zusammengenommen gibt, von der Qualität und Bedeutung der deutschen Organe gar nicht zu sprechen (von den deutschen Tagesblättern der Hauptstadt haben zwei über 10000 Abonnenten), da die slawischen Blätter fast durchweg kaum zu beachtende kleinere Provinzblätter sind, die einen Vergleich mit den ungarischen oder deutschen nicht im entferntesten aushalten.

Noch trauriger ist es aber mit den Rumänen bestellt. Die Rumänen Ungarns, weit über zwei Millionen an Zahl, sind nach den Magyaren der zahlreichste Volksstamm des Landes, es müßte ihnen also auch in der Presse nach denselben entschieden der Hauptantheil zufallen. Und doch tritt deren Idiom in der Gesammtzahl der Presse Ungarns nur mit armseligen 16 Blättern auf, eine Folge theils des niedern Standes der Volksbildung gerade bei diesem, übrigens nicht unbefähigten Volke, theils aber auch des Umstandes, daß der größte Theil der gebildeten Rumänen Ungarns das rumänische Nationalgefühl überhaupt gar nicht mehr besitzen, nur dem Namen und der Abstammung nach solche sind, und sich übrigens sehr oft als gute Magyaren bekennen. Man mag über diese Thatsache denken, wie man will, sicher bleibt, daß dieselben vom staatlichen Standpunkt,

vom Standpunkt der einheitlichen Gesammtentwickelung Ungarns eher erfreulich als bedauerlich genannt werden kann.

Nach all dem Gesagten ist es leicht ersichtlich, daß neben der magyarischen Presse Ungarns nur noch die deutsche ernstlicher in Betracht gezogen werden kann, während diejenige der andern Sprachen, bei allen sonst rührigen Anstrengungen, die insbesondere die Slawen bezüglich Vermehrung ihrer Preßorgane neuestens machen, gegen beide Hauptelemente der Presse, namentlich aber gegen das magyarische fast als verschwindend anzusehen sind, insbesondere, wenn man noch die äußerst schwache Verbreitung dieser Blätter und nicht nur ihre Zahl in Betracht zieht. Der Vollständigkeit wegen möge noch hinzugefügt werden, daß je eine magyarische Zeitung auf 14964 Menschen ungarischer Zunge fällt, ferner eine deutsche auf 17292 Deutsche, hingegen auf erst 66655 Slawen eine slawische und sogar erst auf 105627 Rumänen eine rumänische Zeitung kommt. Diese Zahlen sprechen beredter von der geistigen Präponderanz der Magyaren und Deutschen im Lande, als spaltenlange politische Betrachtungen es vermöchten.

Nicht uninteressant dürfte es aber auch sein, eine statistische Uebersicht der Vertheilung der ungarischen Presse in einzelne Fächer zu sehen, wobei wir als Ausgangspunkt das Jubiläumsjahr der Presse in Ungarn, das Jahr 1880, nehmen.

Von den 368 Zeitungen und Zeitschriften in ungarischer Sprache gab es mit Anfang 1880 außer den Zeitungen vorwiegend politischen Inhalts (Tagesblätter und Wochenzeitungen, zusammen 153):

Illustrirte Zeitungen (wöchentliche)	9
Pädagogische und Schulzeitungen	25
Medicinische (mit Hygieine, Pharmacie u. s. w.)	17
Juridische (nebst Gefängnißwesen)	8
Aus den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft (Gärtnerei, Weincultur, Viehzucht u. s. w.)	21
Literarische Zeitungen (mit Frauenzeitungen und Modeblättern)	22
Größere Revuen verschiedenen Inhalts (meistens monatlich erscheinend)	10
Katholische Kirchenblätter	9
Protestantische Kirchen- und Schulzeitungen	8
Jüdische Schulzeitungen	1
Dem Communicationswesen dienend (Post, Eisenbahn, Telegraph u. s. w.)	5
Mit Handel und Gewerbe sich befassend	10
Aus den verschiedenen Zweigen des Sports	3
Humoristische Blätter (alle wöchentlich)	7
Fachzeitschriften für Municipalwesen	5
„ „ Stenographie (nebst Nebenblättern)	5
„ „ einzelne abgegrenzte Wissenschaften (Geschichte, Geographie, Archäologie u. s. w.)	13
„ „ Musik	2
„ „ Militärwesen	3
„ „ Statistik, Nationalökonomie u. s. w.	7
„ „ verschiedene andere Zweige des öffentlichen Lebens (bildende Kunst, Theater, Freimaurerei, Architektur, Ingenieurwissenschaften, Arbeiterwesen, Bibliographie u. s. w.)	25
Zusammen Blätter nichtpolitischen Inhalts	215

Aus dieser statistischen Aufzählnng sieht man, daß es heute schon kaum irgendeinen menschlichen Berufszweig, irgendeine Fachthätigkeit, oder specielle Richtung, sei es auf welchem Gebiete immer des modernen Lebens, der Kunst und Wissenschaft gibt, die nicht durch ein eigenes Organ in der magyarischen Presse der Gegenwart vertreten wäre. Wäre dieser Artikel unter meinen Händen, sozusagen, unversehens nicht schon so sehr angeschwollen, hätte ich noch gern auf einzelne andere aus obigen Zahlen resultirende interessante Thatsachen hingewiesen. So begnüge ich mich damit, diese Folgerungen dem Leser selbst zu überlassen.

Unumgänglich nothwendig ist es aber, hier noch die Stellung zu erörtern, die die Hauptstadt des Landes inmitten dieser so reich gegliederten periodischen Literatur einnimmt.

Von den 368 Zeitungen in magyarischer Sprache erschienen zur obengenannten Zeit in Budapest selbst nicht weniger als 188, also die größere Hälfte aller, während die übrigen 180 sich auf 78 verschiedene Provinzstädte vertheilen. Da ich noch hinzufügen muß, daß in der ungarischen Metropole außerdem noch 41 Zeitungen und Zeitschriften in deutscher, je 2 in slawonischer und rumänischer, und 1 in hebräischer Sprache, also zusammen 46 nichtmagyarische Preßorgane erscheinen, so ergibt sich für die gesammte periodische Literatur der ungarischen Hauptstadt die im Verhältniß zu ihrer Größe geradezu kolossale Zahl von 234 verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften. Seitdem ist die abnorm hohe Zahl der magyarischen Zeitungen etwas, auf 182, zurückgegangen, während sich die der nichtmagyarischen Blätter der Hauptstadt (mit 2 französischen) auf 52 hob, sodaß die Gesammtzahl 234 unverändert blieb. In der Provinz erscheinen heute schon in 90 Städten und Ortschaften 229 magyarische Zeitungen.

In keiner andern großen Stadt der Alten Welt gibt es relativ so viel Zeitungen als in der Hauptstadt Ungarns. Doch auch absolut genommen wird Budapest in dieser Beziehung nur von den vier europäischen „Millionenstädten" London, Paris, Berlin und Wien, und nur noch von Petersburg und Leipzig, letzterm als dem Centrum des deutschen Buchhandels, überholt. Es nimmt daher in Europa hinsichtlich der Anzahl seiner Presse schon die 7. Rangstufe ein, während sonst der Hauptstadt Ungarns (360000 Einwohner genommen) in Bezug auf die Einwohnerzahl zwischen den Großstädten Europas zur Zeit erst ungefähr der 16. Rang gebührt. Eine Zusammenstellung obiger Metropolen dürfte nicht des Interesses entbehren. Es kommen gegenwärtig heraus Zeitungen und Zeitschriften:

In London ungefähr	1100
„ Paris „	850
„ Berlin etwas über . . .	400
„ Wien „ „ . . .	400
„ Leipzig circa	325
„ Petersburg gegen	300
„ Budapest	234

Alle andern Hauptstädte Europas bleiben schon weit hinter diesen Zahlen zurück, sogar Amsterdam (gegen 70), Brüssel, Madrid, Lissabon, Kopenhagen u. s. w. Von deutschen Städten rangiren nach Leipzig sogleich Dresden, München, Breslau,

Stuttgart, von denen aber keine über 100 Zeitungen hat (Dresden gegen 90). Noch sei bemerkt, daß auch von den außereuropäischen Großstädten nur Neuyork mit etwas über 600 Blättern der ungarischen Hauptstadt den Rang abläuft.

Auch bei den magyarischen Provinzstädten gibt es einige bemerkenswerthe Centren für die magyarische Presse; doch lassen sich mit Bezug hierauf schon nicht solch günstige Vergleiche mit dem gebildeten Westen Europas herstellen, obwol es auch hier nicht an frappanten Thatsachen, von denen man im Auslande keine Idee haben dürfte, fehlt. So erscheinen (ich spreche hier immer nur von magyarischen Blättern) in der kleinen siebenbürgischen Stadt Klausenburg (Kolozsoár), die allerdings eine Universität, aber nur gegen 30000 Einwohner besitzt, 17, in Erlau mit 20000 Einwohnern 8, im noch kleinern Gran mit einer Bevölkerung von 12000 Seelen 5, ja sogar im Neste Losoncz, wo nur 5000 Menschen leben, 2 Blätter. Raab zählt deren 6, Großwardein 7, Temeswar 7, hingegen das vor drei Jahren so schwer heimgesuchte Szegedin, einst die zweitgrößte Stadt des Landes, gegenwärtig nur noch 4 Blätter.

Von deutschen Provinzblättern erscheinen die meisten in Preßburg (7), ferner in Temeswar (5), im Hauptorte der Siebenbürger „Sachsen", Hermannstadt (Nagy-Szeben) (5) u. s. w. Das Hauptcentrum für die slawischen Blätter bildet außer der kroatischen Hauptstadt Agram (mit 16) merkwürdigerweise der kleine Ort Turòcz Szt. Márton in Oberungarn mit 3000 Einwohnern, schon seit lange eine bekannte Brutstätte der verbissensten Panslawisten Ungarns, wo 4 slawische Blätter erscheinen; dann käme das südungarische Neusatz (Ujvidék) mit 3 serbischen Blättern u. s. w. Endlich erscheinen die meisten rumänischen Blätter vereinigt in der Stadt Arad, die im allgemeinen ein gelungenes Specimen der polyglotten Journalistik des Landes ergibt mit ihren 2 ungarischen, 2 deutschen und 4 rumänischen Blättern. Die übrigen rumänischen Blätter kommen fast alle in Siebenbürgen, wo dieser Volksstamm am zahlreichsten ist, heraus. (In der Stadt Szamosujvár 4, Hermannstadt 3 u. s. w.)

Noch in einer andern Beziehung ragt die ungarische Hauptstadt relativ vor allen andern europäischen Hauptstädten, doch auch absolut vor den meisten sehr hervor: ich meine, was die erstaunlich große Zahl der politischen, täglich erscheinenden Blätter betrifft. Würde man glauben, daß in Budapest, zu Anfang 1880, mehr, absolut mehr politische Tagesblätter als in dem ungeheuern, fast elfmal so großen London erschienen? Es kamen in Budapest damals 22 politische Tageszeitungen heraus (davon 16 in magyarischer Sprache), während es in der gigantischen englischen Metropole nach den Daten des „Printing Register for Great-Britain and Ireland" (1880) nur 18 solche gab. Budapest wetteifert aber in Bezug auf die Zahl seiner täglichen Zeitungen auch mit Wien und Berlin, geschweige denn mit allen andern europäischen Hauptstädten, die es diesbezüglich weit in den Hintergrund drängt. Außer Budapest gibt es zur Zeit hingegen nur noch 10 täglich erscheinende Zeitungen magyarischer, dann 6 deutscher und 2 slawischer Sprache im Lande (mit Ausschluß von Kroatien). Die obige, sehr hohe Zahl der Tagesblätter der Hauptstadt konnte sich, wie vorauszusehen war, nicht lange halten. Einige große Journale fusionirten, andere gingen ein u. s. w., sodaß heute in

Budapest nur noch 17 Tagesblätter gedruckt werden, davon magyarisch 13, deutsch 4. Allerdings eine relativ noch immer viel zu hohe Zahl, und als solche auch schwerlich für die Dauer haltbar. Hat doch das dreimal so große Wien nur 12 politische Tagesblätter. Kein Wunder daher, wenn die pester Organe mit wenigen Ausnahmen einen sehr geringen Absatz haben, wie wir es weiter unten sehen werden.

Wir sahen nämlich im Obigen, wie hoch Ungarn in Bezug der Zahl seiner Preßorgane steht. (In der That besitzt das Land z. B. mit seinen rund 16 Mill. Einwohnern eine ebenso zahlreiche Presse wie das ganze Zarenreich mit seinen 82 Millionen.) Das Blatt wendet sich aber sehr zu Ungunsten Ungarns, wenn wir die Zahl der Abnehmer der einzelnen Blätter in Betracht ziehen. Bei der großen, sowol sprachlichen als politischen Parteizersplitterung der Leserwelt kann es aber auch nicht überraschen, daß z. B. von allen magyarischen Tagesblättern der Hauptstadt nur eins mehr als 10000 Abnehmer zählt, und dies das — Amtsblatt ist, während sich eines solchen Erfolges allenfalls zwei deutsche Blätter daselbst erfreuen (darunter das angesehenste und bekannteste Blatt Ungarns, der „Pester Lloyd", und noch ein beliebtes deutsches Localblatt). Der Magyar ist nämlich vor allem andern Politiker, daher die ungewöhnlich große Zahl der magyarischen politischen Blätter überhaupt; er ist aber auch in erster Reihe zäher Parteimann, daher die relativ nicht bedeutende, oft sogar ärmliche Abonnentenzahl einzelner, wenn auch an sich noch so gut redigirter, immerhin aber Parteizeitungen. Liberal, conservativ, demokratisch, demagogisch (auch solche gibt es), unabhängig, extrem und gemäßigt oppositionell, klerikal und wie die verschiedenen Parteischattirungen alle heißen, eine jede sorgt für ihr und ihrer Anhänger eigenes Blatt, das auch dann mit Leib und Seele den Interessen seiner Partei, und gar zu oft nur diesen dient. Es ist daher begreiflich, daß es diese großen und theuern und dennoch sehr einseitigen Parteiblätter gar selten auch nur bis 3—4000 Abnehmer bringen. Denn man denke sich bei weitem nicht etwa kleine Blättchen unter diesen Parteiorganen. Eine jede politische Fraction hat in Budapest gewöhnlich ihr magyarisches Riesenblatt, in Format oft größer als die „Kölnische Zeitung", und nützt dasselbe mehr in ihrem als im Interesse der Leser aus. Dies bringt eine gewisse Einseitigkeit und Armuth in den meisten ungarischen politischen Blättern hervor, die zu der stattlichen Ausstattung, Größe und Form derselben nicht recht paßt. Doch gibt es auch bessere Ausnahmen. Gegenwärtig ist eins der gelesensten Blätter Ungarns das politische Tagesblatt „Egyetértés" („Eintracht"), trotzdem es eigentlich das Organ der durchaus nicht herrschenden extremen (radicalen) Opposition bildet. Dasselbe ist im allgemeinen das größte Blatt Ungarns, ein wahres Riesenjournal in der Größe der „Times" (allerdings nicht so augenverderbend eng gedruckt), und wußte durch seine Lebhaftigkeit, reiche Abwechselung im Inhalt, gute ausländische Informationen die Zahl seiner Abnehmer schon auf die Höhe von gegen 8—10000 zu bringen.

Die Zahl der Abonnenten bei einer ungarischen Zeitung ist im allgemeinen schwer zu ermitteln. Man begegnet in Bezug darauf auch bei den ältesten und angesehensten Preßorganen einer gewissen Scheu, die unschwer zu erklären ist, doch dürfte diese Erscheinung sich nicht allein auf Ungarn beschränken.

Fast sämmtliche magyarische große Tagesblätter zeichnen sich durch gutes Papier und gefälligen Druck aus. Eigenthümlich ist es, daß, während die Civilisation in Ungarn sich fast in allem und jedem ihrer äußern Erscheinungen nach an das Beispiel des großen deutschen Nachbarvolkes anlehnte, gerade im Zeitungswesen der französische Journalismus zum Muster genommen wurde, und so finden wir denn, daß fast alle bedeutendere große politische Tagesblätter das große Format der pariser Zeitungen und nicht das handlichere der wiener und der meisten berliner (wie die „Neue Freie Presse", „National-Zeitung", „Vossische Zeitung" u. s. w.) haben. Das Inseratenwesen reicht an die Bedeutung des Auslandes im großen und ganzen bei weitem nicht heran. Die Sprache ist eine meist gute und kraftvolle; nur schleicht sich gar zu oft, besonders in den magyarischen Leaders der oppositionellen Parteiblätter, hohle Phrase und schwülstiger Bombast ein. Die politischen Artikel erscheinen zumeist anonym (also dies nicht nach französischer, sondern nach deutscher Art). Auf das Feuilleton wird meistens viel Sorgfalt verwendet, und ist dasselbe oft sehr reichhaltig. Ausländische eigene Correspondenten in London, Paris, Berlin, Wien, Rom, Konstantinopel und Petersburg besitzen jetzt schon die meisten Blätter. Paris scheint aber auch in dieser Beziehung in Ungarn die größte Attractionskraft auszuüben.

Wie sich im allgemeinen heute alles, was eine culturhistorische Tragweite für die ganze Nation hat, in der Hauptstadt Ungarns concentrirt, so finden wir auch, daß Budapest, was die magyarische Presse betrifft, der Krystallisationspunkt ist, von dem aus nicht nur die bedeutendsten politischen Organe, sondern mit sehr wenigen Ausnahmen auch sämmtliche Fachzeitschriften ihr Licht über das ganze Land vertheilen. In Oesterreich gibt es doch neben Wien auch andere große Städte, die der Schauplatz einer relativ sehr bedeutenden journalistischen Thätigkeit sind (so Prag, Krakau, Lemberg, Triest u. s. w.), was sich aus dem Umstande, daß die österreichische Hälfte der Habsburg-Monarchie bei weitem nicht so einheitlich national gegliedert ist als die ungarische, sehr leicht erklären läßt. Es gibt kaum ein Land außer Frankreich, wo die Hauptstadt in Bezug auf die Presse eine so dominirende, die Provinzpresse fast ganz in den Hintergrund drängende Stellung einnehmen würde als in Ungarn, und so wie es heißt Paris sei Frankreich, kann man auch in Bezug dieses Landes sagen: Budapest sei Ungarn.

Von den magyarischen großen Tageszeitungen der Hauptstadt war nach dem schon oft erwähnten „Pesti Napló" bis vor kurzem „Hon" („Das Vaterland") das älteste (Redacteur der bekannte Romancier Moritz Jókai). Dasselbe, seit Jahren schon Regierungsblatt, war einmal eins der beliebtesten Blätter Ungarns, als es noch mit Geschick die Interessen der Opposition, damals noch unter Leitung des gegenwärtigen Ministerpräsidenten Koloman Tisza, vertrat. Es hatte zu jener Zeit über 5000 Abonnenten, eine Zahl, die zuletzt ungefähr auf die Hälfte herabsank. Dieselbe Wandlung machte sowol in Bezug auf politische Richtung als auf die Abonnentenzahl das einst sehr beliebte große Tagesblatt „Ellenör" (etwa „Der Beobachter") mit. Alle drei hier genannten politischen Organe („Napló", „Hon" und „Ellenör") erschienen täglich zweimal als Morgen- und Abendblätter. „Hon" und „Ellenör" fusionirten erst zu Anfang des Jahres 1882; die

journalistischen Kräfte beider Blätter vereinigten sich und es entstand das ebenfalls täglich zweimal erscheinende, vorzüglich redigirte Blatt „Nemzet" („Die Nation"). Die Oppositionspresse zählt außer dem jetzigen bedeutendsten und tüchtigsten oppositionellen Organe „Pesti Napló" (das zur Zeit der damals herrschenden Deák-Partei, als der große Patriot Franz Deák noch lebte, Regierungsblatt war) noch neun (!) Tagesblätter in magyarischer Sprache, von denen, zu Ehren des ungarischen Freiheitssinnes sei es gesagt, nur eine einzige Tageszeitung dem intoleranten engherzigsten Klerikalismus dient, der „Magyar Állam" („Ungarische Staat"), während „Magyar Korona" („Ungarische Krone") dem gemäßigten Klerikalismus, also mehr den conservativ-katholischen Parteien huldigt, wenigstens im Tone vernünftiger, anständiger und nicht ganz zelotisch ist. Ein ultraradicales, geradezu demagogisches großes Journal ist die erst neuerdings gegründete „Függetlenség" („Unabhängigkeit"), deren Redacteur derselbe Abgeordnete Verhovay, dessen Duell mit einem ungarischen Baron besonders der damit zusammenhängenden Straßenkrawalle wegen eine europäische cause célèbre wurde, aber wenigstens ein Gutes im Gefolge hatte, die Gründung eines ungarischen Journalistenvereins, der etwas lange auf sich warten ließ. Desto weniger gereicht aber das genannte, in Ton und Haltung zügellose, nach Skandalen haschende Terroristenblatt der ungarischen Journalistik zur Zierde, und es ist bedauerlich, daß dasselbe von manchen Schichten desselben, und gerade in exclusiv magyarischen Kreisen, gierig verschlungen und — gekauft wird.

Von den deutschen Tagesblättern Budapests ist der von Max Falk trefflich redigirte, seit 30 Jahren bestehende „Pester Lloyd" wol auch in jedem größern „Wiener Café" norddeutscher Großstädte zu finden. Das Blatt ist in nationalem Sinne geleitet und fördert wacker die ungarischen Interessen dem Auslande gegenüber, weshalb es auch in exclusiv magyarischen Kreisen hochgeschätzt ist. Der „Pester Lloyd" ist im großen und ganzen regierungsfreundlich, allerwärts gut unterrichtet, hat ausgezeichnete Mitarbeiter und nimmt mit Recht den ersten Rang von allen Journalen Ungarns ein. Die andern deutschen Tagesblätter haben nur locale Bedeutung, obwol das „Neue Pester Journal" weit über 10000 Abnehmer zählt und sehr geschickt redigirt wird.

Als Curiosum möge noch hier erwähnt sein, daß in Budapest vier illustrirte tägliche Blätter (und zwar zwei in deutscher und zwei in ungarischer Sprache) erscheinen. Es sind politische „Volksblätter" kleinern Formats, und man könnte gerade nicht sagen, daß sie eine erfreulichere Bereicherung der Tagesliteratur bilden, indem dieselben gar oft Geschmacklosigkeiten huldigen, um nur „interessant" zu sein, ja, was mehr, derlei Geschmacklosigkeiten und triviale Gegenstände oft illustriren. (Fraget nur nicht wie!) Dabei zählen sie wegen ihrer Billigkeit, und da sie stark in „Sensationen" machen, viele Abnehmer (4—8000). Eine andere, auswärts wol selten anzutreffende Specialität besitzt Budapest in der ungarischen Zeitschrift „Fövárosi lapok" („Blätter aus der Hauptstadt"), einem durchaus belletristischen Blatt, das dennoch täglich erscheint, sehr lebendig und abwechselungsreich gehalten und besonders bei der ungarischen Damenwelt stark verbreitet ist.

In Ungarn herrscht die durch das Grundgesetz vom Jahre 1848 gewährleistete

unbeschränkte Preßfreiheit, eine Preßfreiheit, wie sie außer den amerikanischen Freistaaten nur wenig andere constitutionelle Länder besitzen. Oesterreich beneidet deswegen nicht wenig seinen Nachbarstaat, wie denn auch Ungarn in Bezug auf Freisinnigkeit in manchen andern Beziehungen vor Cisleithanien voraus ist. (Ich will als frappantes Beispiel nur erwähnen, daß das Freimaurerthum in Oesterreich noch heutzutage streng verboten (!) ist, und die österreichischen „Brüder" in den nächsten ungarischen Städten, Preßburg, Oedenburg u. s. w., ihre Versammlungen abhalten müssen, während das Freimaurerthum in Ungarn sich schon seit Jahren einer gewissen Blüte erfreut.) So sind denn bei uns Confiscationen von Blättern und dergleichen unbekannte Thatsachen und es berührt die ungarische Leserwelt der Hauptstadt immer eigenthümlich, wenn es, und gar oft ist's der Fall, heißt, dieses oder jenes Blatt aus Wien traf mit der Post nicht ein, da dasselbe wegen irgendeines Artikels von der wiener Staatsanwaltschaft „mit Beschlag belegt" wurde.

Die unbeschränkte Preßfreiheit und andererseits die schon vor mehrern Jahren erfolgte Aufhebung der Journalstempelsteuer waren es denn auch insbesondere, was die Halme der ungarischen Journalistik so üppig in die Höhe schießen ließ. Hierzu kommt das nach wiener und pariser Art ungemein entwickelte sogenannte „Kaffeehaussystem" in den Städten: ein System, das man in Norddeutschland (mit sehr geringen und erst allerneuesten Ausnahmen in Berlin, Breslau u. s. w.) nicht kennt. Fast jede, oft auch die kleinste ungarische Stadt besitzt ihre Kaffeehäuser, in denen zahlreiche Journale des In- und Auslandes den Besuchern aufliegen. Besonders aber florirt dieses aus Paris importirte System in den größern Städten des Landes, am meisten natürlich in der Hauptstadt. Man kann kühn behaupten, daß in manchem budapester eleganten Café mehr in- und ausländische Zeitungen aufliegen als in vielen sogenannten „Literarischen Lesecirkeln" auch der größten Städte Norddeutschlands, oder in den fashionablesten Conditoreien norddeutscher Hauptstädte. Wien zumal ist in dieser Beziehung unvergleichlich und überflügelt sogar Paris, die Geburtsstätte dieser für den Absatz der Zeitungen sehr förderlichen Einrichtung. Doch kommt es auch in der ungarischen Hauptstadt oft vor, daß in einem Café acht, sogar zehn und mehr Exemplare derselben politischen Tageszeitung aufliegen. Außer Wien und etwa Paris kenne ich keine dritte Stadt Europas, wo die Erzeugnisse der Tagespresse mit größerm Eifer verschlungen werden als in Budapest. Die entlegenste Vorstadt, wo man kaum andere als ebenerdige Häuschen findet, hat ihr Café, an dessen Journaltischen gelesen, debattirt, politisirt, kritisirt und auch nebenbei Kaffee genommen wird. Von den großen politischen Tagesblättern der Hauptstadt geben drei (zwei ungarische und ein deutsches) auch Abendblätter heraus, sodaß besonders die eleganten Cafés kaum zu einer Stunde des Tages leer stehen. Jeder und alles will das frischeste, und es ist fast komisch anzusehen mit welcher Art von innerer Entrüstung so ein hauptstädtischer Zeitungsleser dem Kellner im Café, wenn derselbe infolge der zu großen Nachfrage verlegen ist, die Kühnheit hatte, ihm statt des Abendblattes das Morgenblatt desselben Tages hinzureichen, dasselbe zurückweist.

Hier möchte ich noch für die zahlreichen deutschen Leser dieses Aufsatzes einiges

über die Verbreitung deutscher Blätter (aus dem Reiche) in Ungarn hinzufügen. Das gelesenste und verbreitetste politische Blatt in Cafés, Clubs u. s. w. dürfte die frühere augsburger, jetzt in München erscheinende „Allgemeine Zeitung" sein. Diese und die münchener „Fliegenden Blätter" nebst etwa noch dem berliner „Kladderadatsch" pflegen in keinem größern Café oder Leseclub zu fehlen. Von berliner politischen Zeitungen scheint die „National-Zeitung" beliebter zu sein als alle andern. Noch muß ich die „Kölnische Zeitung" erwähnen, die in Ungarn sehr stark gelesen wird. Andere politische Blätter aus dem Deutschen Reiche sind in öffentlichen Localen schon seltener anzutreffen. Hingegen fehlt die leipziger „Illustrirte Zeitung" ebenso wenig in irgendeinem, als „Ueber Land und Meer", und oft (obgleich nicht so oft wie früher) die „Gartenlaube". Literaturblätter Deutschlands liegen ebenfalls in vielen Cafés auf. Daß es auch an zahlreichen französischen, englischen und italienischen Journalen nicht fehlt, ist selbstverständlich, und noch mehr, daß die österreichischen großen Blätter (von wiener Zeitungen insbesondere „Neue Freie Presse", „Wiener Tageblatt", „Presse" u. s. w.) in vielen Tausenden von Exemplaren täglich die Grenze passiren. Weniger bekannt dürfte es aber sein, daß in den elegantern Cafés Budapests sogar griechische, amerikanische, russische, polnische, schwedische und rumänische Blätter (aus dem Königreich Rumänien) gelesen werden.

Hingegen entbehrt das „Zeitungsleben" der ungarischen Hauptstadt einer andern Staffage, die besonders in Paris, London und allen größern italienischen Städten dem Fremden oft genug eigenthümlich auffällt: es ist dies die lärmende Colportage der Blätter auf offener Straße. Es gibt statt dieser Absatzart der Zeitungen ganz wie in Wien (wo der Straßenverkauf der Zeitungen ebenfalls nicht gestattet ist) eine andere, vielleicht ebenso populäre, die der „Trafik". Mit dieser eigenthümlichen Benennung bezeichnet man offene Geschäfte (gewöhnlich mit Taback- und Cigarrenverkauf verbunden), wo man eine Menge der allerneuesten Zeitungen täglich zu kaufen bekommt. Es gibt eine Unzahl „Trafiken" in Budapest, und man muß sie sehen, die verlockende Art, mit der die Inhaber derselben, besonders in frequentern Straßen die Eingangsthüren des Locals von beiden Seiten mit den „frischesten" Zeitungsnummern voll und voll, und doch wieder einzeln erkenntlich, zu behängen wissen. Es ist oft eine ganze Ausstellung der verschiedensten (auch illustrirten und humoristischen) Zeitungen, die dem Passanten vor solchen „Haupttrafiken" im Winde entgegenflattert.

So wohlthätigen Einfluß auch die in Ungarn herrschende unbeschränkte Preßfreiheit auf die Entwickelung eines kräftigen Volksbewußtseins und die Machtentfaltung der öffentlichen Meinung hatte, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der Baum dieser Preßfreiheit (wie ja überall) auch hier schlimme Afterblüten trieb, die beklagenswerth genug sind. Vor allem muß man aber die Sprache einiger magyarischen extremen oppositionellen Tagesblätter, die aus blinder Parteiwuth oft die segensreichsten Institutionen des Landes und dessen tüchtigste, verdienstvollste Söhne in den Schlamm der Verdächtigungen und Verleumdungen herabzerren, geradezu aufreizend und für das Gemeinwohl gefährlich nennen, geeignet, die gehässigsten Leidenschaften der Menge zu entfesseln. Die Regierung hat nur ein Mittel gegen

dieses Treiben: den Appell an die Schwurgerichte, ein Mittel, das oft von sehr problematischer Wirkung ist. Nicht viel besser ist es leider mit den sogenannten humoristischen Blättern, die oft aus Parteihaß oder gar nur aus individueller Abneigung Invectiven rein persönlicher Natur in ihren Zeilen und Caricaturen Raum geben. Die deutsch geschriebenen „Witz"-Blätter strotzen zumeist von Unflätigkeiten und verdienen mit Recht den Namen „Revolverblätter". Noch schärfer sind aber dennoch die magyarischen zu verurtheilen, da dieselben, abweichend von den vorigen, im ganzen Lande stark verbreitet und von Schriftstellern redigirt werden, die ihr unleugbares Talent edlern Zielen widmen könnten. Das Aergste leisten auch hier die beiden oppositionellen humoristischen Blätter „Bolond Istók" und „Üstökös" („Der Komet"), die, einstens wahre Fundgruben echt ungarischen Humors, heute zur Ablagerungsstätte skandalsüchtiger, ja gemeiner, sittenverderbender Tendenzen und Caricaturen geworden. Und diesem traurigen Wühlen ist bei der schrankenlosen Preßfreiheit im Lande gar nicht beizukommen. Es ist dies ein Gordischer Knoten, der schwer zu lösen, in Ungarn aber geradezu unmöglich zu zerschneiden ist, da ein solcher Schnitt — die Aufhebung oder wesentliche Beschränkung der Preßfreiheit — ich glaube keinesfalls die erforderliche Majorität im Parlament erringen dürfte.

Auf das Kapitel der nichtpolitischen Zeitungen übergehend, muß ich die große Zahl vortrefflicher Revuen, die die magyarische periodische Literatur zur Zeit besitzt, rühmend hervorheben. Die bedeutendste und älteste ist die „Budapesti Szemle" („Budapester Revue"), Ungarns „Revue des deux Mondes", die schon vor der Revolution gegründet, eine Reihe von Jahren hindurch ihr Erscheinen einstellte, bis sie unter der trefflichen Redaction des ausgezeichneten Gelehrten, Dichters und Kritikers Paul Gyulai (von dem so manches auch ins Deutsche übersetzt ist), zu Anfang der siebziger Jahre wieder zu neuem Leben erweckt wurde. Die vornehmsten Schriftsteller Ungarns geben sich in dieser bändereichen (gegenwärtig monatlich in der Stärke von je 10 Bogen erscheinenden) Revue ein Stelldichein, und sie genießt von allen periodischen Publicationen des Landes das höchste und ungetheilteste Ansehen. Neben der „Budapesti Szemle" gibt es aber noch eine stattliche Reihe anderer Revuen, vorzugsweise literarischen, ästhetischen und kritischen Inhalts, alle auch dem Umfange nach sehr bedeutend. Außerdem dienen andere große Revuen auch einzelnen Specialwissenschaften, die nicht revueartigen Fachzeitschriften dieser Art gar nicht gerechnet. So existirt eine vorzügliche philologische Revue („Egyetemes philológiai Közlöny"), eine sehr gut geleitete nationalökonomische Rundschau („Nemzetgazdasági szemle"), eine große bibliographische Revue („Magyar Könyvszemle") unter der bewährten Redaction Wilhelm Fraknói's, eines der ersten Geschichtschreiber Ungarns, der schon seit des großen, erst kürzlich dahingegangenen Dichters Johann Arany Abdankung von diesem Posten die wichtige Stelle eines Generalsecretärs der Ungarischen Akademie der Wissenschaften bekleidet, und viele andere. Auch ist es diese über ein bedeutendes Vermögen (das nach Millionen rechnet) verfügende wissenschaftliche Körperschaft, die die meisten der obengenannten Rundschauen materiell unterstützt.

Das ungemein reg entwickelte wissenschaftliche Vereinsleben der Hauptstadt (es existiren in Budapest nicht weniger als 16 Vereine mit rein fachwissenschaftlicher Tendenz) gab Anlaß zu einer großen Zahl anderer Fachzeitschriften und Fachrevuen, die zur kräftigen Entfaltung des wissenschaftlichen Lebens tüchtig beitragen. Um nur einige der Hauptnamen zu nennen, sei hier die Königlich Ungarische Gesellschaft für Naturwissenschaften (nach der Akademie die mächtigste wissenschaftliche Körperschaft des Landes mit beinahe 6000 Mitgliedern und seit 1850 bestehend), die Ungarische Geographische, Geologische, Archäologische, Historische Gesellschaft u. s. w. erwähnt, die alle ihre eigenen sehr gediegenen magyarischen Fachzeitungen besitzen, welche den einzelnen Mitgliedern unentgeltlich zugesendet werden.

Eine dritte Reihe von Fachzeitungen (und hierher gehören die zahlreichsten: so für Medicin, Jurisprudenz u. s. f.) wird unabhängig, von Privatunternehmern oder Privatgelehrten, herausgegeben und erfreut sich nicht minder eines ausgebreiteten Leserkreises im Fachpublikum.

Während bisher die Klage des Auslandes begründet erschien, daß bei der Unkenntniß der magyarischen Sprache außerhalb Ungarns diese sehr werthvollen Zeitschriften an den wissenschaftlichen Bewegungen des Auslandes fast spurlos vorübergehen müssen, ist seit einigen Jahren durch die „Ungarische Revue" (früher „Literarische Berichte aus Ungarn") auch diesem Uebelstande wenigstens einigermaßen abgeholfen worden. Diese Zeitschrift (ehedem vierteljährlich im bedeutenden Umfange von je 14—15 Bogen, jetzt monatlich erscheinend) wurde auf Anregung der hervorragendsten ungarischen Gelehrten zu dem Zwecke gegründet, um in deutscher Sprache die literarische und wissenschaftliche Thätigkeit Ungarns mit dem gelehrten Auslande zu vermitteln. Dieselbe eröffnet daher bezüglich Ungarns zahlreiche neue Daten dem wissenschaftlichen oder literarischen Forscher des Auslandes, die bisher, da dieselben ausschließlich in magyarischen Zeitschriften erschienen, der großen gelehrten Außenwelt verborgen bleiben mußten. Der berühmte Ethnograph Paul Hunfalvy redigirt geschickt diese „Ungarische Revue", und es soll mich freuen, wenn ich durch diese Zeilen die Aufmerksamkeit noch weiterer Kreise in Deutschland auf dieses daselbst, wie es scheint, noch immer nicht genügend bekannte lobenswerthe Unternehmen gelenkt haben sollte.

Ungarn besitzt heute (außer kleinern Familienblättern à la „Daheim") drei große wöchentlich erscheinende illustrirte Zeitungen nichtpolitischen Inhalts, alle, wie schon erwähnt, ausschließlich der magyarischen Sprache sich bedienend. Dieselben bringen oft sehr schöne Stiche und sind gut zusammengestellt, doch scheint die ältern beiden, die erwähnte „Vasárnapi Ujsàg" („Sonntagsblatt") und den „Magyarorszag ès a Nagyvilág" („Ungarn und die große Welt"), neuerdings das elegant ausgestattete „Orsárg-világ" („Land und Welt"), zu überflügeln. Ich will als ein, ich glaube auch im Auslande nicht gar zu oft vorkommendes Beispiel rapiden Erfolges nur erwähnen, daß letzteres „Ország-világ" schon in den ersten Monaten seiner Existenz (1880) nicht weniger als 12000 Abnehmer hatte. Allerdings dürfte sich diese Zahl seitdem stark verringert haben, da dem Unternehmen jetzt nicht mehr dieselben Mittel zu Gebote stehen und die Illustrationen matter

geworden sind. Doch gebührt demselben das unbestreitbare und wichtige Verdienst, zuerst die heimische Holzschneidekunst gefördert und auf ein gewisses Niveau gebracht zu haben.

Von den humoristischen Blättern wäre gerechterweise noch zu erwähnen, daß besonders die ungarischen unstreitig einen gewissen „Chic" in der Mache und im Carikiren verrathen, man möge die obenerwähnte Tendenz der meisten auch noch so sehr perhorrisciren. Die Zeichnungen, zumeist vom bewährten Stift des vortrefflichen ungarischen Malers Jankó herrührend, sind oft von unwiderstehlicher Komik. Besonders der unter der rührigen Redaction des begabten Humoristen und Feuilletonisten Adolf Agay stehende und im Lande am beliebteste „Borsszem Jankó" (regierungsfreundlich und auch an moralischem Werth den andern genannten weit überlegen), zu deutsch ungefähr „Hans der Däumling", hat in seiner gelungenen Satirik einzelne in ganz Ungarn typisch gewordene humoristische Figuren geschaffen, die den Namen des Blattes nie vergessen lassen werden.

Noch manche andere wichtigere Züge könnte ich der bunten Welt der ungarischen periodischen Literatur entnehmen; so berührte ich z. B. noch gar nicht die ebenfalls im Aufschwunge begriffene pädagogische Literatur, ferner kaum die immer bedeutungsvoller werdende Provinzialjournalistik u. s. w. Doch fürchte ich, mich schon zu sehr in Details verirrt zu haben, die den deutschen Leser vielleicht eher ermüden als interessiren dürften.

Ich war bestrebt, dem deutschen Publikum, das besonders seit der neuesten Zeit für die modernen Culturfortschritte und neuern historischen Gestaltungen meiner ungarischen Heimat viele Beweise seiner Sympathie gegeben, eben nur ein allgemeines Bild gerade jenes Theiles unsers Culturlebens zu liefern, das bisher demselben ziemlich unbekannt sein dürfte, und es war mein ehrlicher Wille, nur die Farben der Wahrheit, wie sie mir erscheint, diesem Bilde aufzutragen, wie man mir auch das Zeugniß nicht wird vorenthalten können, daß ich ebenso wenig mit dem Lobe der ungarischen Preßzustände als mit dem Tadel derselben geizte.

Nordafrika und seine Bedeutung in der Gegenwart.

Von

Friedrich von Hellwald.

IV.

Die jüngsten Ereignisse in Algerien und Tunis sind in den beiden vorhergehenden Abschnitten erzählt worden; es liegt mir nunmehr ob, die Verhältnisse in ihrem Zusammenhang zu beleuchten, die Wirkungen derselben auf das Mutterland sowie auf die internationalen Beziehungen klar zu legen und schließlich auch die sich daraus ergebenden allgemeinen politischen Consequenzen, soweit sie sich heute mit einiger Bestimmtheit absehen lassen, ins Auge zu fassen. Wir wenden uns zunächst der Lage in Frankreich zu und den Lehren, welche dasselbe aus den gewonnenen Erfahrungen zu ziehen hat.

Die eingangs des vorigen Abschnittes geschilderten Vorgänge in Tunis beschäftigten Anfang April 1881 die politischen Kreise Frankreichs fast ausschließlich und das Gefühl der Kränkung und Demüthigung, welche der französischen Politik nicht nur in der Regentschaft, sondern auch in der Sahara durch die Ermordung des Obersten Flatters und seiner Begleiter zugefügt worden, sprach sich allerorten sehr lebhaft aus. Was das tragische Ende der Flatters'schen Mission angeht, so begriff man wohl, daß fürs erste keine Abhülfe oder Genugthuung möglich sei. Um so stärker machte sich der Wunsch geltend, durch eine entschiedene That in Tunis das französische Ansehen wiederherzustellen. Die Erklärung, welche die Regierung in den Kammern am 4. April abgab, daß sie nämlich in Algerien die nöthigen Streitkräfte sammle, „um mit der ganzen Energie, welche die Lage erheischt, gegen die tunesischen Grenzräuber vorzugehen", fand daher ziemlich allgemeinen Beifall in der Presse. Schon damals aber erhoben sich Stimmen, welche vor Selbsttäuschung warnten und meinten, dieser Putsch, ein Geraufe viel mehr als ein Kampf, bedeute vielleicht die Wiedereröffnung der orientalischen Frage auf afrikanischer Erde. Mittlerweile nahm die Occupation der Regentschaft, die von vornherein als der Hauptzweck der Expedition bezeichnet wurde, ihren Fortgang. Die oppositionellen Blätter meinten freilich, dies sei schon ein wahrer Krieg und zu einem solchen hätten die Kammern ihre Zustimmung nicht gegeben. Die wahren Krumir hatte indeß Frankreich in Tunis selbst aufzusuchen. An sein politisches Vorgehen in diesem Falle darf man vernünftigerweise ebenso

wenig den Maßstab des für europäische Staaten berechneten Völkerrechts anlegen, wie man nicht an das militärische Vorgehen Frankreichs den Maßstab anlegen darf, den eine Mobilmachung und Einleitung eines Feldzugs einer europäischen Macht gegen die andere erfordert. Militärisch handelte Frankreich praktisch, indem es nicht den Apparat aufbot, den die allgemeine Wehrpflicht gewährt, und diplomatisch handelte es klug, indem es sich einer förmlichen Kriegserklärung gegen den Bei enthielt. Von hier ab beginnen jedoch die Fehler der französischen Politik, deren wichtigster jener war, ein Bündniß mit dem Bei von Tunis ohne dauernde Occupation für möglich gehalten zu haben, was den zweiten Hauptfehler zur Folge hatte, daß Frankreich seine Truppen voreilig zurückrief. Zu Beginn des Feldzuges hatte die französische Regierung keine andere Absicht, als die Krumir zurückzuwerfen und mit dem Bei einen Allianzvertrag, der nur geringe Vortheile sichern sollte, abzuschließen. Eine Annexion, ja sogar das Protectorat widerstrebte ihr so sehr, daß sie sich wiederholt und feierlichst gegen darauf zielende Absichten verwahrte, und hätte sich der Bei früher zu Unterhandlungen herbeigelassen, so wären die französischen Truppen wahrscheinlich niemals bis Biserta oder an die Thore von Tunis vorgedrungen. Die pariser Regierung glaubte an die idyllische Chimäre eines Bündnisses ohne Occupation. Dieser Traum des französischen Cabinets hat aber sehr schlimme Folgen gehabt. Man dachte nicht, obgleich es leicht vorauszusehen gewesen wäre, daß der Bei durch die Unterzeichnung des Vertrages von Kasr-Saïd seiner Halbsouveränetät schaden würde, daß man damit die Verantwortlichkeit des Friedens in Tunesien auf sich nehmen müßte und gezwungen wäre, alle Punkte der Regentschaft, wo ernstliche Unruhen ausbrechen würden, zu besetzen. Auf den ersten Baum pfropfte man einen zweiten, den einer beschränkten und vielleicht zeitweisen Occupation. Man wollte nicht in Tunis einziehen, sich nicht bleibend in Biserta niederlassen. Auch später noch glaubte man mit halben Maßregeln sich begnügen zu dürfen, mit Bombardements, welche die europäischen Viertel zerstörten und denen der Einheimischen nur geringen Schaden zufügten. Man meinte, wenn man auch gezwungen sei, auf verschiedenen Punkten Truppen auszuschiffen, so werde man sie in der Folge wieder zurückziehen können. Beklagenswerther Irrthum! Mit unbestreitbarem Rechte forderte daher Paul Leroy-Beaulieu, der tüchtige Nationalökonom, daß Dscherba, Gabes, Sfax, Susa, Kairuan auf ewige Zeiten französische Garnisonen erhalten sollten. Frankreich mußte von vornherein die complete Annexion der Regentschaft anstreben und offen aussprechen; dies nicht gewollt zu haben, war der schwerste Fehler. Durch den Vertrag von Kasr-Saïd schuf es sich eine Zwitterstellung, genau so wie Oesterreich-Ungarn mit der bloßen Occupation von Bosnien und der Herzegowina, welche Halbheit auch da sich so bitter rächt. Dafür also, daß die Regierung sich durch ihre überaus kategorischen Erklärungen gegen jede Absicht, irgendeine Eroberung vorzunehmen oder ihr Protectorat in der Regentschaft einzuführen, verwahrt und damit in diesem Stücke gebunden hatte, kann ihr der Vorwurf nicht erspart bleiben, daß sie zu voreilige und zu weitgehende Verpflichtungen eingegangen sei.

Nachdem in Tunesien der Aufstand der arabischen Stämme des Südens wider den geschwächten Bei, in Wahrheit gegen sie selbst losgebrochen, während im west-

lichen Algerien Bu-Amema's Raubzüge ihnen viel zu schaffen machten, sahen die Franzosen wol ein, daß sie die ganze Sachlage verkannt und mit der Rückberufung des größten Theiles ihrer Truppen aus Tunis einen schweren Fehler gemacht hatten. Doppelt gefehlt war es, daß man Truppen, die in Tunis operirt hatten, nach Frankreich zurückführte, während es doch so natürlich gewesen wäre, sie direct nach Algier zu transportiren. Dieses falsche Manöver zog einen Verlust von Zeit und Geld nach sich. Denn jetzt erkannte man die Nothwendigkeit eines energischen Vorgehens in Afrika und zwar nach jeder Richtung hin, in Tunesien sowol als in Algerien. In letzterm Lande bewiesen die stürmischen Sitzungen der Generalräthe der Departements Algier und Oran, wie tief die Autorität der dortigen Präfecten gesunken und wie wenig Credit die Civil- und Militärregierung Albert Grévy's noch besaß. Der Fehler dieses letztern bestand darin, daß er eine zu gutmüthige Politik verfolgte. Er war rechtzeitig von dem Unheil, das in Algerien bevorstand, unterrichtet, und er hat auch rechtzeitig die pariser Regierung davon in Kenntniß gesetzt; aber er irrte, wenn er glaubte, man könne mit Milde und Sanftmuth die Araber gewinnen. Es ist dies der Erbfehler der französischen Verwaltung von jeher gewesen, wenn auch einzelne Stimmen von Colonisten die Behandlung der Araber und Kabylen, die sie unverständigerweise stets miteinander vermengen, als eine „verabscheuungswürdige" bezeichnen. Was Tunis anbelangt, so wälzte man in Regierungskreisen alle Schuld an den dort erlebten Selbsttäuschungen und Irrthümern auf den Ministerresidenten Roustan, dessen optimistische Berichte und Vorschläge die Regierung von Maßregeln abgehalten hätten, deren Zweckmäßigkeit und Dringlichkeit sonst jedermann in die Augen sprangen. In Wahrheit hatte auch hier die an den Tag gelegte Milde gegenüber dem Bei den eingetretenen Umschwung der Dinge heraufbeschworen. Man hatte zu viel und zu wenig gethan: zu viel um die Autorität des Bei in seinem Lande nicht zu verletzen, zu wenig, um die Anerkennung der neuen Verhältnisse seitens der Araber zu erzwingen. Die Autorität des Bei fand bei seinen eigenen Unterthanen keine unbestrittene Anerkennung mehr; alle Araber sagten gleichmäßig, daß Muhammed-es-Sadok Gefangener der Franzosen und daher nicht mehr Herr seines Willens sei: er ist nicht mehr der Schatten Allah's, sagte einer derselben in seiner blumenreichen Sprache, er ist der Sklave der Giaurs. Darin liegt die ganze Erklärung der Lage. Die tunesischen Araber konnten es nicht fassen und gaben es auch nicht zu, daß man sie durch die allmächtige Kraft einer unter ein diplomatisches Document gesetzten Unterschrift habe unterjochen können: sie erkennen eben nur die Oberherrschaft des Säbels an. Das Gesetz des Säbels ist ihnen aber nicht auferlegt worden; diese Sanction fehlte der französischen Besitzergreifung von Tunis, sie war ihr aber nothwendig. Es war ein großer Irrthum bezüglich des Geistes der arabischen Bevölkerung, zu glauben, die Regentschaft sei durch eine schnelle militärische Promenade in das Gebiet der berberischen Krumir, außerhalb des Verwaltungsbereiches der Regierung des Bei, wirklich unterworfen. Diejenigen, welche die erste tunesische Expedition geleitet, haben die Araber den europäischen Nationen gleichgeachtet: ein Fehler, der, nebenbei bemerkt, von gar manchen deutschen Organen ebenfalls begangen wird. Man kann sich aber nicht ärger täuschen. Tunis

befand sich allerdings in vollem Aufstande gegen Frankreich; dieses Factum läßt sich nicht bestreiten; aber gleichzeitig richtete sich die Insurrection auch vor allem gegen den Bei. Den muselmanischen Fanatismus kümmert keine Rücksicht auf die Verhältnisse, er sieht und beurtheilt nur die einfache nackte Thatsache: nämlich die Unterwerfung des Bei unter Frankreich. Der Bei hat sich vor Frankreich gebeugt; er hat die Fahne des Propheten vor diesem gesenkt und erniedrigt, er ist dafür öffentlich vom Sultan desavouirt und — wer weiß? — vielleicht gar abgesetzt worden. Gegen ihn also empörten sich die Gläubigen als gegen einen Verräther am Islam, und für ihn mehr als für sich selbst hatten nun die Franzosen zu kämpfen.

Der militärische Spaziergang nach Tunis verwandelte sich also, wie dies bei ähnlichen Unternehmungen schon mehrmals geschehen ist, in einen sehr ernsthaften schwierigen Krieg, als alles schon beendet schien. Und es kämpfte für die moslimischen Stämme Nordafrikas, wie 1812 gegen Napoleon I. der Schnee und die Kälte Rußlands, diesmal der Wüstensand, in dessen Glut und wasserlosen Einöden der europäische Soldat, besonders in jener Jahreszeit, nicht vorzurücken vermag, während seine Angreifer nach jedem Ueberfalle ungreifbar in dem unabsehbaren Raume sich verlieren. Im Wüstensande, bei der unerhört heißen Temperatur des vorigen Sommers, zu kämpfen; darauf hat denn auch die französische Heeresleitung fast ganz verzichten müssen. Sie beschränkte sich im wesentlichen darauf, das Gebiet, dessen sie thatsächlich Herr war, zu behaupten und die Vorkehrungen zu einem großen Feldzuge in der kühlern Jahreszeit zu treffen, in Tunesien und in Algerien. Da es nicht anging, letzteres Land zu entblößen, so mußten aus Frankreich neue Verstärkungen entsandt werden. Allein da die französische Militärorganisation, gleich den meisten europäischen, im Hinblick auf ganz andere Eventualitäten als auf einen Krieg in Afrika abgefaßt worden ist, da einer allgemeinen Mobilisirung wie auch nur einer theilweisen sich ernste gesetzliche Schwierigkeiten entgegenstellten und man schließlich nicht einmal die Kammern schleunigst zusammenberufen konnte, um von ihnen eine dringliche Aenderung der militärischen Organisationsgesetze zu verlangen, so sah sich allerdings die Kriegsverwaltung zu immerhin etwas seltsamen, aber ganz praktischen Aushülfsmitteln gezwungen; sie stellte nämlich aus den vierten Bataillonen sogenannte Régiments de marche zusammen, wodurch freilich die Armee in Tunis eine wahre Musterkarte aller französischer Regimenter bildete, was zu einer Fülle von Tadel gegen den Kriegsminister, General Farre, Anlaß gab. Seither hat man auch in Frankreich erkannt, daß die Bildung einer eigenen Colonialarmee von Berufssoldaten nach Muster der indischen Heere der Engländer und Holländer noththue, da die Anforderungen, welche der Colonialkrieg an die Truppen stellt, solche sind, welchen ein Volksheer nicht gewachsen ist.

Einen wahren Sturm der leidenschaftlichsten Angriffe rief aber eine andere Verfügung hervor. Ein Erlaß des Kriegsministers ordnete nämlich im September das Verbleiben der Altersklasse von 1876, welche nach der üblichen Praxis in wenigen Wochen, nach Beendigung der Manöver, zur Reserve zu entlassen war, bei der Fahne an, wie gleichzeitig, daß auch diese Jahresklasse mit herangezogen werden sollte bei der Bildung der abzusendenden Ersatzdetache-

ments für die Bataillone in Afrika. Nun hatten aber in einer Reihe von Departements die Präfecten auf officiellen Befehl des Ministers des Innern während der Wahlperiode die Behauptungen, daß eben die Jahresklasse 1876 bei den Fahnen werde verbleiben und in den „Krieg" nach Tunis ziehen müssen, dementirt und als „Lügen" erklärt. Es blieb demnach nichts übrig, als die misliebige Maßregel wieder zurückzunehmen. Auch die finanzielle Gebarung der Regierung erregte mannichfachen Unwillen. Die Oppositionspresse machte ihr den Vorwurf, daß sie ohne Bewilligung des Parlaments immer neue Summen auf die Expedition verwende. Die kleinen bisher bewilligten Credite, zusammen 17 Millionen, waren längst überschritten; um sich aber die Wahlen nicht zu verderben, wurden der Kammer weitere Credite nicht abverlangt, sondern man benutzte das unter dem Kaiserreich so heftig angefeindete System der sogenannten „Virements", d. h. die Praxis, Ausgaben, welche in einem Kapitel des Budgets erspart werden konnten, einem andern Kapitel zuzuwenden. Da dem Kriegsminister 163 Mill. Frs. verfügbar blieben, nahm man die Kriegsausgaben auf den gewöhnlichen Militäretat herüber, um so mehr, als man sich darauf berufen konnte, daß die französische Armee sich völlig auf dem Friedensfuße befinde; wo nun den Truppen ihre vorschriftsmäßigen Rationen und ihr Sold verabfolgt würde, ob in Frankreich oder in Afrika, darüber stehe der Regierung die freie Entscheidung zu und sie sei nur politisch, nicht aber auch finanziell dafür verantwortlich.

Kaum waren die Erörterungen über dieses Thema einigermaßen verstummt, so veröffentlichte ein Fachblatt, die „Gazette hebdomadaire de médecine et de chirurgie" einen auf directen Berichten von Feldärzten beruhenden Artikel über den Sanitätsdienst in Tunesien, welcher der Opposition nur allzu reichen Stoff für ihre Anklagen lieferte. Die Gewährsmänner des medicinischen Blattes constatirten, daß gleich im Anbeginn der Expedition die vollständigste Verwirrung im Sanitätswesen und gänzlicher Mangel an Medicamenten und andern unentbehrlichen Gegenständen herrschte. Infolge dieser Enthüllungen, die in weitesten Kreisen peinliche Sensation machten, forderte der Kriegsminister von dem Commando und dem Chef des Sanitätswesens in Tunesien einen eingehenden Bericht über die an die Oeffentlichkeit gebrachten Thatsachen. Die beiden Documente bezogen sich aber nur auf den ersten Feldzug gegen die Krumir, also auf die Periode von April bis Juli 1881, und auch für diesen Zeitabschnitt vermochten sie die Behauptungen der „Gazette de médecine" keineswegs zu widerlegen. Die Art und Weise, wie dann mit Eintritt der kühlern Jahreszeit die Operationen gegen die Insurgenten aufgenommen wurden, bot wiederum Anlaß zur Kritik. Zwei Abgeordnete, Amédée Le Faure, militärischer Mitarbeiter des „Télégraphe" und in dieser doppelten Eigenschaft einer der heftigsten Gegner des in der That wenig befähigten Kriegsministers General Farre, und Camille Pelletan, Redacteur der „Justice", gingen eigens nach Tunesien, um dem Gange der Operationen beizuwohnen. Ihr Urtheil gaben sie freilich in einem so absprechenden Tone ab, als ob die Acten nunmehr, da die Herren Le Faure und Pelletan acht Tage auf der Marine in Tunis spazieren gegangen, für immer geschlossen wären. Wenn nun Le Faure sein Urtheil über die Kriegführung dahin zusammenfaßte: der Marsch

auf Kairuan verdient strengen Tadel, „er ist unnütz, wenn nicht gefährlich"; der Norden Tunesiens stehe im Aufstande; statt ihn niederzuschlagen, operire man gegen den Süden, wo kein Araber „die Ordnung stört", so bricht eine solche Kritik sich selbst den Stab. Der Marsch auf Kairuan war das Klügste, das einzig Richtige, was die Franzosen thun konnten, und zu bedauern ist höchstens, daß es nicht möglich gewesen, ihn schon früher auszuführen. Kairuan war keineswegs, wie die Thatsachen lehrten, das „Moskau der Tunesier"; vielmehr ward mit seiner Einnahme die Kraft der Insurgenten gebrochen, im Süden sowol als im Norden, wo übrigens kein eigentlicher Aufstand herrschte, sondern wohin südliche Schwärme ihre Streif- und Raubzüge ausdehnten. Die Besetzung Kairuans war in ihrer Art ebenso wirksam und entscheidend als des tapfern Obersten Negrier Zerstörung der Kubba des Sidi-Scheich in Algerien. Das allein wirkt bei den Arabern; wer mit „möglichster Schonung ihrer religiösen und sonstigen Interessen" kommt, was auch mitunter deutsche Stimmen als Quintessenz der Regierungsweisheit anpreisen, hat das Spiel von vornherein verloren.

Wenden wir uns nun der innern Entwickelung des Verhältnisses zwischen Frankreich und der Regentschaft zu, so ist es überflüssig, daran zu erinnern, wie der Einbruch der Krumir zu der Züchtigung oder vielmehr der Begnadigung der Krumir, diese zu dem Vertrage von Kasr-Saïd und dieser wieder zu einem Protectorat geführt hat, welches jetzt doch, den jüngsten Nachrichten zufolge, in die anfangs perhorrescirte förmliche Annexion auszuarten droht. Denn als die Tunesier das Protectorat nicht anerkennen wollten, mußte Sfax bombardirt, Susa und Gabes besetzt werden; nachdem die Eingeborenen auch hierdurch noch nicht gefügig wurden, mußte man Kairuan nehmen, und bevor noch dieser Plan ausgeführt ward, sahen sich die Franzosen gezwungen, das Castell von Tunis zu besetzen. Diese Besetzung aber nöthigte sie, die ganze Verwaltung der Stadt in die Hand zu nehmen; sie mochten den Bei nominell noch eine Zeit lang anerkennen, aber thatsächlich war er, sobald einmal die ersten französischen Schildwachen in seiner Residenz aufziehen, abgesetzt und die französische Autorität tritt an seine Stelle. Wenn diese einmal das Land ohne den Bei regieren muß, so hat der Vertrag von Kasr-Saïd keine Gültigkeit mehr und die vollständige Annexion Tunesiens war nur noch eine Frage der Zeit. Bis dahin dauerte aber die fatale Zwitterstellung fort, welche die Franzosen sich selbst geschaffen und die sich ihnen in mancher Hinsicht empfindlich gemacht hat. So führte Roustan's Ernennung zum „alleinigen Vermittler" zwischen dem Bei und allen fremden Vertretern zu unangenehmen Erörterungen mit England, welches den doppelten officiellen Charakter dieses Diplomaten anfangs völlig ignorirte; denn als französischer Ministerresident hatte er seine eigene Stellung und eine andere als Generalconsul. In der That war diese Lage auch für die Länge der Zeit nicht haltbar, und Roustan erhielt in der Person Cambon's im Frühjahr 1882 einen Nachfolger in seiner Eigenschaft als französischer Ministerresident. Ein schwerer Uebelstand war ferner der Dualismus, welcher aus dem Nebeneinanderstehen der Regierung des Bei und des französischen Protectorats entspringt. In vielen Fällen ist es schwierig, zwischen dem jeder dieser beiden Potenzen eigenen

Gebiete eine Grenzlinie zu ziehen, was wiederum hindernd auf die Einheit der Action wirkt. Ganz abgesehen von der militärischen Lage, war es unter solchen Umständen fast unmöglich, an die innere Organisirung der Regentschaft zu schreiten. Die Hauptsache wäre hier die Reorganisirung der tunesischen Finanzen und die Beseitigung der internationalen Einrichtungen, d. h. der europäischen Finanzcommission. In dieser haben England und Italien Sitz und Stimme, obgleich ihr Verhältniß ein ganz anderes ist als das der Franzosen. Die Forderungen der letztern belaufen sich auf 100 Mill., die ihrigen nur auf 20—30 Mill. Um sich die europäische Finanzcommission vom Halse zu schaffen, würde Frankreich, das vier Fünftel der tunesischen Schuldtitel besitzt, ein glänzendes Geschäft machen, wenn es nach Leroy-Beaulieu's Vorschlag die tunesische Schuld im Betrage von 120 Mill. Frs. al pari mittels eines Anlehens, das ihm höchstens $3\frac{1}{2}$ Proc. kosten dürfte, zurückzahlt, während die tunesischen, dem Schulddienst gewidmeten Staatseinkünfte ein fünfprocentiges Interesse in Friedenszeiten liefern. Der dem Bei abgepreßte Protectoratsvertrag, weit entfernt die Einführung von Reformen in der Regentschaft zu erleichtern, setzte aber vielmehr denselben, wie sich bald herausstellte, ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. In jenem Vertrage mußte man selbstverständlich alle Rechte und Ansprüche fremder Mächte gegenüber der Regierung des Bei durch eine Clausel vorbehalten; denn bei der Eilfertigkeit, mit welcher jener Vertrag abgeschlossen wurde, konnte nicht daran gedacht werden, erst über eine Ablösung jener Rechte mit den betreffenden Regierungen zu verhandeln. Es sind also ungeachtet des französischen Protectorats die alten sogenannten „Capitulationen" in Kraft geblieben, auf Grund deren die angehörigen fremden Staaten in Tunesien nur von der Civil- und Criminalgerichtsbarkeit ihrer eigenen Consuln abhängen. Daran konnte auch das am 23. April 1882 veröffentlichte Decret nichts ändern, durch welches die tunesischen Verwaltungszweige den entsprechenden französischen Ministerien untergeordnet wurden. Solange der fremde Einfluß sich unter dem Deckmantel einer internationalen Finanzcontrole kundgeben und hinter den Capitulationen das Gesetz des Landes umgangen werden kann, ist aber auch das französische Protectorat im Grunde genommen nur ein hohles Wort. Dies zeigt so recht deutlich folgendes Beispiel. Die Regierung des Bei ertheilte dem französischen Hause Dupleſſis das Monopol zur Ausbeutung der Halfafelder, die sich im Süden von Sfax bis zum Meere hinziehen, und ermächtigte dasselbe, eine zum Betrieb erforderliche Eisenbahnlinie anzulegen. Dagegen protestirte sofort der italienische Consul, und auch die englische Regierung ließ in Paris erklären, daß die Gewährung eines solchen Monopols dem Vertrage zuwiderliefe, den England 1875 mit dem Bei von Tunis abgeschlossen. Andererseits verursacht die geplante Organisation von Tunis Frankreich beträchtliche periodische Auslagen, etwa 10 Mill. Frs. jährlich, und wenn es auch nicht richtig ist, daß es davon keinen Vortheil habe, weil die Zahl der in der Regentschaft ansässigen Franzosen nur den vierten Theil der dort befindlichen Italiener beträgt, so ist doch unleugbar der materielle Gewinn der Occupation lange nicht so groß, als man erhofft hatte, und Frankreich noch ziemlich entfernt, sein Protectorat über Tunis nach Wunsch zu genießen. Ebenso voreilig wäre es jedoch zu behaupten, daß dasselbe niemals zur

vollen Wahrheit werden könne. Sicherlich ist die Aufgabe eine schwierige, zweifelsohne wird sie aber doch ihre Lösung finden, und es ist schon viel, wenn man sich letzterer schrittweise nähert. Daß dies wirklich geschieht, steht aber außer aller Frage. Eine im Februar 1882 ausgebrochene Empörung einiger südlichen Stämme unter Führung des Ali-ben-Khalifa ward binnen kurzem gedämpft, und indem Frankreich seine Briefmarken zur Francatur tunesischer Briefe verwenden läßt, übt es in der Regentschaft die Posthoheit aus. Damit ist wenigstens der Beweis erbracht, daß das Verhältniß von Tunis als türkischer Provinz zur Pforte thatsächlich nur noch auf dem Papier besteht. Wie die „Times" im October 1882 enthüllte, scheint ein förmlicher, aber geheimer Annexionsvertrag zwischen Frankreich und dem Bei zu Stande gekommen zu sein. Der geheime Vertrag bestimmt, daß Frankreich die tunesische Schuld übernimmt, womit die europäische Finanzcommission in Tunis von selbst gegenstandslos wird und verschwindet, sowie die Capitulationen durch ein modernes einheitliches Gerichtsverfahren ersetzt und die Verwaltung zu organisiren, die Steuern im Namen des Bei einzutreiben, sowie das Staatsvermögen zu verwalten berechtigt wird. Ferner setzt der Vertrag dem Bei eine Civilliste von 700000 Frs. und den Prinzen 1,300000 Frs. Apanagengelder aus. Dieser Vertrag erhält erhöhte Wichtigkeit durch den jetzt erfolgten Tod des Bei. Sein Nachfolger würde natürlich die „Regierung" nur unter den Bedingungen des neuen Vertrags, d. h. nur scheinbar übernehmen können und in Wahrheit ein „Pensionär" Frankreichs sein, während Tunis völlig französische Colonie geworden wäre. Die „Times" bemerkt: „Der Vertrag ist die folgerichtige «Krönung des Gebäudes» der tunesischen Expedition."

Es fragt sich nun, welches Verhältniß, welche Stellung hat sich Frankreich durch sein Vorgehen gegen Tunis in Afrika selbst und in seinen Beziehungen zu den an Nordafrika interessirten Mächten Europas geschaffen. Da fällt uns nun zunächst die eine Thatsache in die Augen:

Durch den Einmarsch in Tunesien und die Besetzung des Landes ist Frankreich zum unmittelbaren Grenznachbar des Paschaliks Tripolis im Hintergrunde des Syrtenmeeres geworden, dessen westliche Grenzlinie gegen Tunesien hin durch Wüstengebiet ziehend eine ziemlich schwankende und unsichere ist. Zwischen Tunis und Tripolitanien herrschte indeß ein wesentlicher Unterschied; das erstere stand zum mindesten in jener Reihe autonomer mohammedanischer Gebiete, die nur eine lose Verknüpfung mit dem osmanischen Khalifat haben und wo weniger politische als religiöse Abhängigkeit in Betracht kommt. Tripolitanien aber ist keine autonome Provinz, sondern eine solche wie jede andere des osmanischen Reiches und zwar eine der jüngsten unter den türkischen Besitzerwerbungen. Zwar die erste Eroberung erfolgte bereits unter Sultan Suleiman I. im Jahre 1551; das Land ging aber später an eine einheimische Dynastie verloren, deren Gründung fast unter den gleichen Umständen vor sich ging wie jene Tunesiens. Ein Thronstreit, an welchem es in Dynastien von so zweifelhafter Gründungsgeschichte niemals mangelte, brachte auch der tripolitanischen ein Ende. Im Jahre 1835 erschien eine großherrliche Flotte vor Tripolis, um mit ihren Landungstruppen Stadt und Gebiet wieder

für die Pforte in Besitz zu nehmen. Daß der türkische Segen in der seither verstrichenen Zeit nicht sonderlich groß gewesen, braucht wol niemand versichert zu werden, der sich mit den osmanischen Culturleistungen auch nur einigermaßen vertraut gemacht hat. Die notorische Miswirthschaft, die in diesem Zeitraum platzgriff, hat bisweilen sogar die berberisch-arabische Bevölkerung zu ausgiebigem activen Widerstand veranlaßt. Zu Tripolis residirt einer der Paschas, die vom Sultan jeweilig ernannt, und die nicht minder häufig als die übrigen Satrapen des osmanischen Khalifen gewechselt werden.

Infolge seiner geographischen Beschaffenheit ist für europäische Interessenten Tripolitanien ein Gebiet von sehr fragwürdigem Werthe. Dennoch hatte auf dieses Land wie auf Tunesien schon seit einiger Zeit Italien sein Auge geworfen; ganz besonders verlockend dünkte ihm der District von Benghasi mit der gleichnamigen Stadt, der eigentlichen Echelle für den Handel in der östlichen Sahara. Das Interesse Italiens für diesen Punkt wäre sonach erklärlich, aber nicht gerechtfertigt, wenn man erwägt, daß gerade im Bereiche von Benghasi der Snussiorden seine meisten Klöster und seine meisten Anhänger hat. Wenn die Tripolitaner die Türken, ihre Bedrücker, hassen, so hassen sie nicht minder die Fremden. Wie in den westlichen Staaten des afrikanischen Nordrandes sind es auch hier die religiösen Orden, welche den Fanatismus der Massen in ausgiebigster Weise schüren, und der berüchtigtste der geistlichen Orden Tripolitaniens ist eben jener der Snussi. Die religiösen Sekten in Tripolis genießen alle einen großen Einfluß auf alle afrikanischen Stämme, selbst auf die in Marokko. Der Snussi-Marabut im Süden der Berge von Cyrenaika wird aber von allen aus Mekka heimkehrenden Pilgern besucht, welche sogar ihre Wallfahrt nicht für vollständig halten, wenn sie nicht auch ihn besucht haben. Snussi selbst ist zwar schon seit 20 Jahren tot, aber seine Söhne haben seinen religiösen Einfluß geerbt. Ihre Sendboten sind im ganzen Küstenbereich Tripolitaniens und darüber hinaus jahrein jahraus unterwegs, um das Gefühl des Hasses lebendig zu erhalten, den Widerstand zu schüren, die internationalen Verträge, welche die Pforte eingegangen, unschädlich zu machen. Nur dem allmächtigen Einfluß der Snussi ist es zuzuschreiben, wenn der 1857 für das ganze osmanische Reich abgeschaffte Sklavenhandel heute wieder derart in Blüte steht, daß in Mursuk immer Tausende von Sklaven zum Kaufe bereit gehalten und gelegentlich nach Aegypten karavanenweise abgeführt werden. Die türkische Regierung fährt aber gut dabei und sieht sich nicht veranlaßt, die Dinge zu ändern. Unter solchen Verhältnissen mußte der italienische Einfluß auf die Stadt Benghasi beschränkt bleiben; europäischer Einfluß aber, der sich blos auf den Küstenpunkt einzig und allein bezöge, kann doch wol nur ganz geringen Werth haben. Wenn italienischerseits colportirt wurde, daß Anstalten im Zuge seien, um den Einfluß Italiens zunächst in Benghasi zur vollen Geltung kommen zu lassen, indem eine directe Dampferverbindung zwischen diesem Hauptorte der Großen Syrte und dem Mutterlande geschaffen und der Handel ins Innere der tripolitanischen Oasen der Sahara und des Sudan monopolisirt werden sollte, so zeigten sehr bald die schlechten Geschäfte, welche eine im Frühjahr 1881 nach Cyrenaika abgesandte italienische Expedition machte, die Werthlosigkeit solcher Phan-

tasterei. Anfänglich allerdings machten die maßgebenden Scheiche aus Franzosenhaß der Mission viele Versprechungen, um so mehr, als ihnen seitens des Führers der Expedition, Kapitän Camperio, reichliche Geschenke in Aussicht gestellt wurden. Infolge der vollständigen Unterwerfung des Bei von Tunis unter Frankreich, sowie infolge zahlreicher Indiscretionen, welche sich die Mitglieder der italienischen Mission zu Schulden kommen ließen, begannen die Scheiche zu schwanken, und schließlich wollten sie von den Italienern gar nichts mehr wissen. Als Camperio mit seinen Gefährten einen Ausflug nach dem Dschebel Lakhdar und Dema machte, wurden allerwärts die Einwohner von ihnen über die Hülfsquellen des Landes, über die Bevölkerungszahl u. s. w. befragt. Die Eingeborenen schöpften Mistrauen, als sie bemerkten, daß ihre Antworten von den Fragestellern aufnotirt wurden. Vollends machten sich die Italiener durch verschiedene Bemerkungen, namentlich durch den Hinweis, daß das Land ehemals den Römern gehört habe, verdächtig. Alsbald verbreitete sich in ganz Tripolitanien die Nachricht, daß die italienische Regierung die Eroberung des Landes vorbereite. Der Häuptling der Snussi weigerte sich, die Mission zu empfangen und Geschenke anzunehmen. Alle Scheiche erklärten, sie könnten für die Sicherheit der Reisenden nicht mehr einstehen. Angesichts dieser Lage hielt es die Mission für gerathen, auf den beabsichtigten Besuch der Städte Tobruk und Bomba zu verzichten und sich, um weitern Gefahren zu entgehen, in Benghasi unverrichteter Dinge wieder nach Italien einzuschiffen.

Während diese Ereignisse sich zutrugen, wurde in den Zeitungen Frankreichs und Italiens die Eventualfrage in Betracht gezogen, ob es nicht besser wäre, wenn der aus Tunis definitiv verdrängte Rivale statt an der Kleinen Syrte an der Großen Syrte sich nach einem geeigneten Territorium zu ersprießlicher Colonialpolitik umsehen würde. Ja es hieß in allem Ernste, Frankreich habe Italien in aller Form auf Tripolis gewiesen, wo reichliche Entschädigung für Tunesien zu finden sei. Wie viel Wahres an dieser Behauptung gewesen, läßt sich dermalen wol nicht gut feststellen; gewiß ist nur, daß der Sultan, der eigentliche Herr des Landes, über welches die europäischen Tagesblätter so freigebig verfügten, darüber nervös wurde. Daher demonstrative Gegenaction von seiten der Pforte: Absendung eines neuen Gouverneurs, Narif-Pascha, in Begleitung von Panzerschiffen und Truppen nach Tripolis und Delegirung eines im Geruche der Heiligkeit stehenden arabischen Scheichs, des Groß-Ulema von Mekka, Scheich Hamza-Daher, der für seine muthmaßliche Thätigkeit gerade in Tripolitanien ein so günstiges Terrain vorfand wie kaum an einem andern Punkt Nordafrikas, ja vielleicht des gesammten osmanischen Reiches. Aber auch Narif-Pascha blieb nicht unthätig, sondern beschäftigte sich sofort nach seiner Ankunft mit der Armee und ließ in seinem Uebermuthe mit seinen Truppen eine herausfordernde Promenade bis vor das französische Consulat machen. Zugleich errichtete er an der tunesischen Grenze vier Lager, das erste in Zukara, der Insel Dscherba gegenüber, das zweite in Naint, das dritte in Sinaiim, das vierte in der Oase Rhadames. Die abgesendeten Truppen waren freilich wenig zahlreich, aber Narif organisirte ebenfalls die aus den Stämmen der Oasen und jenen der Wüsten bestehende Hülfsarmee. Um die

regelmäßige Reiterei zu errichten, bestellte er 1000 Pferde in der Provinz. Außerdem verbreitete er das Gerücht, daß 50000 Türken ankommen und in Tunesien, ja selbst in Algerien einfallen würden, um die Franzosen zu verjagen. Kurz, der neue Pascha versäumte nichts, um die Gemüther zu erhitzen. Durch diese militärischen Vorbereitungen und die Predigten der Marabut ward eine große Gärung hervorgerufen, deren Gefahr sich leicht begreifen läßt, wenn man weiß, daß Tripolis seit undenklichen Zeiten, selbst vor der Eroberung Algeriens durch die Franzosen, der wirkliche Ausgangspunkt aller Aufstände in Algerien und Tunesien war. Die im Juni und Juli eingetretene Erregung unter den Stämmen im Innern von Tunesien ist auch in der That diesen Umtrieben des türkischen Gouverneurs in Tripolis zuzuschreiben.

Als nun die öffentliche Meinung in Frankreich mit Recht die Pforte direct beschuldigte, in ihrer afrikanischen Statthalterschaft die Gemüther zu dem Zwecke aufzurütteln, um für das Uebergreifen Frankreichs nach Tunesien eine ausgiebige Gegenaction hervorzurufen, da gewann die „Tripolisfrage" einen acuten Charakter. Auch die französische Diplomatie schloß sich dieser Anschauung an, und die erste scharfe Note der französischen Regierung ließ nicht lange auf sich warten. Zugleich entsandte sie vier Kriegsschiffe in die Kleine Syrte, um die dort von Tripolis her aufgewiegelte Bevölkerung des südlichen Tunesien in Schach zu halten. Wie wenig dies gelang, zeigten sehr bald darauf die in Sfax ausgebrochenen Unruhen, für welche die türkische Regierung freilich alle Verantwortlichkeit abzulehnen suchte, indem sie die im Vilajet Tripolis ergriffenen Maßregeln als rein administrativer und localer Natur, welche lediglich auf den Schutz der innern Ordnung abzielen sollten, darzustellen sich bemühte: eine Note, welche wol allerwärts das gebührende Maß von Glauben fand. Der französische Minister des Aeußern, Barthélemy Saint-Hilaire, fand sich aber veranlaßt, eine zweite, und zwar sehr energische Note an die Pforte zu richten, um sich über die Umtriebe Narif-Pascha's zu beschweren, der alles Mögliche thue, um eine antifranzösische Bewegung zu veranlassen. Jedenfalls that derselbe das Möglichste, dies kann man dreist behaupten, um den Franzosen, wenn sie ihn gesucht hätten, einen trefflichen Vorwand zu einer eventuellen Einmischung in die Angelegenheiten des Paschaliks zu bieten.

Es ist damals, Anfang Juli 1881, in deutschen Blättern vielfach das Gerücht ausgestreut worden, Frankreich selbst sinne darauf, die in Algier begonnene, in Tunis fortgesetzte Eroberungspolitik auf Tripolis auszudehnen, um gleichzeitig durch einen directen Angriff auf die Pforte sich Rußland gegenüber gefällig zu erweisen. Natürlich witterte man dahinter, wie fast hinter jeder französischen Action, die Hand Gambetta's, den man überhaupt auch für den Urheber der tunesischen Expedition hielt. In meinem vorhergehenden Aufsatze glaube ich die zwingenden Ursachen der letztern Unternehmung klar dargelegt zu haben, und daraus wird wol jeder mit mir die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die tunesische Expedition eine unausweichliche Folge der Eroberung Algiers früher oder später sein mußte und nicht durch ein, sondern durch das Zusammenwirken verschiedener Motive verursacht wurde. Mit einem Worte: das Gefäß war voll; ein Tropfen genügte zum Ueberlaufen. Man kann deshalb sagen, und zwar mit apodiktischer

Sicherheit: wenn nicht heute, so doch morgen hätte wenn nicht diese, so doch jene Ursache die Franzosen zur Action gegen Tunis treiben müssen, gleichviel ob Gambetta dafür oder dawider war. Und genau so wird, ja muß es, dem ehernen Causalgesetz zufolge, auch eines Tags mit Tripolis kommen. Daß aber schon im Juli 1881 Frankreich Absichten auf Tripolis hegte oder etwa heute hegt, das kann wol blos jemand annehmen, welcher jeglicher Vertrautheit mit nordafrikanischen Dingen ermangelt. Man mag die staatsmännischen Talente der leitenden Männer in Frankreich und auch Gambetta's noch so tief veranschlagen, so hat man doch kein Recht ihnen eine Absicht zuzuschreiben, für welche thöricht noch eine sehr gelinde Bezeichnung wäre. Vollends nicht in dem damaligen Augenblicke, welcher sicherlich von allen der am schlechtesten gewählte gewesen wäre; denn gerade damals hatte Frankreich sehr unklugerweise — aber um seine friedlichen Absichten zu documentiren und den Wünschen der Kammer Rechnung zu tragen — alle seine Truppen bis auf ein kleines Häuflein von 6000 Mann aus Tunesien zurückgezogen. Die Wahrheit ist also, daß die Wendung der Dinge in Südtunesien und die Hetzereien in Tripolis dem pariser Cabinet im höchsten Grade ungelegen kommen mußten, und daß eben, weil man dies in Konstantinopel so gut wie anderwärts wußte, dieser Moment überaus passend erschien, den Franzosen arge Verlegenheiten zu bereiten, wie es in der That geschehen ist. Die von der Pforte angenommene kriegerische Haltung im Sommer 1881 ist eine unleugbare Thatsache und ebenso unbestreitbar war diese eine Hauptursache des hereinbrechenden Unheils. Wenn daher die „République française" in einem persönlich gegen den Sultan Abd-ul-Hamid gerichteten, in äußerst hochfahrendem Tone gehaltenen Artikel den Beherrscher der Gläubigen zu Stambul für alle tunesischen und algerischen Aufstände verantwortlich machte, so schoß sie nicht allzu weit über das Ziel hinaus. Angesichts der türkischen Herausforderungen in Tripolis dachte man in Paris einen Moment lang in allem Ernste an eine Züchtigungsexpedition gegen Tripolis. „Wenn der religiöse Feldzug an den Grenzen von Tripolis nicht rasch und endgültig abbestellt wird, so ist man in Frankreich vollkommen entschlossen, der Sache mit allen Mitteln, die der Regierung zu Gebote stehen, ein Ende zu machen", schrieb das obengenannte Blatt. Man gab aber diese Absicht sehr bald auf und traf diplomatische, militärische und maritime Vorkehrungen, welche geeignet schienen, Frankreich der gefährlichen Nothwendigkeit eines Executionsverfahrens gegen den Sultan zu entheben. Um sich gegen die von Tripolis ausgehende Agitation zu schützen, begnügte man sich mit der Besetzung der wichtigsten Grenzpunkte, Sfax, Gabes u. s. w., während zugleich ein französisches Geschwader in die Kleine Syrte dirigirt wurde und Contreadmiral Conrad mit dem Panzerschiffe Le Galissonière vor Tripolis erschien. Dort entsprach indeß die Haltung der localen Behörden den von Konstantinopel gegebenen feierlichen Versicherungen keineswegs, und die Ausschiffung von Truppen und Kriegsmaterial wurde mit einer gewissen Ostentation vorgenommen, als ob man den muselmanischen Fanatismus absichtlich aufregen wollte. Zu dieser Annahme berechtigte wol auch der Ton der konstantinopeler Zeitungen gegen Frankreich. Osman-Pascha soll dem Sultan den Plan eines „afrikanischen Plewna" unterbreitet haben, dem zufolge ein befestigtes

Lager von 25000 Mann im Innern von Tripolis, entfernt von der Küste und in der Nähe der tunesischen Grenze gebildet werden sollte, das im Stande wäre, eine Armee von einigen Hunderttausend Franzosen im Schach zu halten! Noch im April 1882 hatte Frankreich allen Grund sich bei der Pforte zu beklagen, daß sie immer noch Truppen nach Tripolis sende und die daselbst als Flüchtlinge befindlichen tunesischen Unterthanen in der Hoffnung eines Vorgehens gegen Frankreich bestärke, was dem unruhigen Zustand im Süden der Regentschaft immer frische Nahrung verleiht. Und gegenwärtig stehen thatsächlich 22000 Türken in Tripolitanien, immer unter dem Vorwande, dort die Ordnung aufrecht zu erhalten. Endlich reifte in der Umgebung des Sultans der Gedanke, der antifranzösischen Bewegung noch einen allgemeinern Charakter und eine weiter reichende Tendenz als die der bloßen Befreiung Tunesiens zu verleihen. Die Idee, eine arabische Liga nach dem Muster der ehemaligen albanesischen Liga zu bilden, lag nahe, und es ward beschlossen, sie ungesäumt ins Werk zu setzen. Mehrere hochgestellte Persönlichkeiten nahmen die Gründung in Angriff, und das Unternehmen ward von dem arabischen Journal „El Dschewaib", dessen Tendenz auf die Vereinigung aller arabischen Stämme zum Zwecke der Verjagung der „Fremden" aus Nordafrika gerichtet ist, aufs eifrigste unterstützt. Es begreift sich, daß dabei die Beziehungen zwischen Frankreich und der Pforte immer gespannter wurden.

War es indeß am Ende natürlich, daß die Pfortenregierung Frankreichs Vorgehen gegen Tunis mit schlecht verhehltem Mismuthe betrachtete und ihre Interessen durch die in Tripolitanien getroffenen Maßnahmen am besten zu wahren glaubte, so gab es auch noch eine andere Macht, welche alles Interesse an der von der Türkei beobachteten Haltung besaß. Die in Tunis gemachten Erfahrungen hatten das in seiner Stellung als Mittelmeermacht durch die Erweiterung der französischen Machtsphäre in Nordafrika beeinträchtigte England zur Vorsicht gemahnt, und es scheint, als wären die Maßnahmen der Türkei in Tripolitanien auf Anregung und sicherlich mit Billigung der englischen Regierung getroffen worden. Als dann diese erwähnten Maßnahmen der Pforte das pariser Cabinet in die Nothwendigkeit versetzen, im Bedarfsfalle eine Ausdehnung der militärischen Action in Nordafrika auch auf das Gebiet von Tripolis wirklich ins Auge zu fassen, da riefen die darüber verlautbarten Meldungen in den Kreisen englischer Politiker lebhafte Aufregung hervor und von England aus ward nun nicht ohne Erfolg der Versuch gemacht, den Franzosen aggressive Pläne auf Tripolis unterzuschieben; so stellte z. B. die „Times" sehr boshafte Betrachtungen über das Benehmen des französischen Consuls Férand in Tripolis an, den es nach einem Antheil an den Lorbern seines Collegen Roustan gelüste u. s. w. Andere Blätter erörterten die Gefahren, welche eine französische Invasion von Tripolis im Gefolge haben dürfte. Die Grenze von Tripolis überschreiten, heiße Krieg mit der Türkei beginnen; die orientalische Frage werde damit sofort wieder in den Vordergrund gerückt; es gebe Punkte in den afrikanischen Besitzungen des Sultans, die, wenn sie bedroht würden, England zwingen müßten, das Schwert zu ziehen. Glücklicherweise gaben sich diese Politiker darüber keinen Illusionen hin, daß die

übrigen Mächte des Continents keineswegs alle willens sein würden, einem etwaigen Vordringen der Franzosen in Tripolitanien ein Veto entgegenzusetzen. Sicher ist auch, daß, wenn damals Frankreich wirklich nach Tripolis hätte marschiren wollen, es von seiten des Deutschen Reiches, wenigstens und wahrscheinlich von dessen Verbündeten kein Hinderniß gefunden hätte. Man kann sich also nicht wundern, daß ein eventuelles Vorgehen Frankreichs in Nordafrika der englischen Tagespresse sichtliches Unbehagen bereitete; denn es war ziemlich klar, daß in dieser Frage Großbritannien auf seine eigenen Kräfte angewiesen sein würde. Der „Standard" vermaß sich freilich, den Franzosen ein „Bis hierher und nicht weiter" zuzurufen, und der englische Minister Lord Granville erklärte auch in seiner Depesche vom 15. Juli, welche man als das Programm der britischen Regierung in Bezug auf Tripolitanien betrachten darf: die tripolitanische Frage könne nicht mit der tunesischen vermengt werden, da die Provinz Tripolis unbestritten türkisches Gebiet sei. In der That hatte auch Frankreich die Rechte der Pforte auf Tripolis niemals bestritten.

Deshalb antwortete Barthélemy-Saint-Hilaire in der Senatssitzung vom 25. Juli auf eine Interpellation des Herzogs von Broglie, „daß die Eroberung von Tripolitanien eine Träumerei sei, welche nur die schlimmsten Feinde Frankreichs für dasselbe ersinnen konnten". Die nämlichen formellen Erklärungen ließ er auch Lord Granville abgeben mit der Zusicherung, daß, wenn Frankreich je genöthigt wäre, militärische Maßregeln zu ergreifen, diese defensiver Natur sein, also auf eine Aufstellung an der Grenze zum Schutze gegen feindliche Stämme sich beschränken würden. Sicherlich faßte indeß jener französische Staatsmann die Situation sehr richtig auf, als er sich dahin äußerte: daß die französische Regierung den Gedanken an ein Vorgehen in Tripolis, solange sie dies vermeiden könne, in Abrede stellen werde; daß sie aber nicht vorbereitet sei zu erklären, ein solches Vorgehen werde unter keinen Umständen stattfinden. Im Falle Frankreich genöthigt wäre, das Vilajet Tripolis zu besetzen, sei die französische Regierung fest überzeugt, daß England protestiren dürfte, wie es dies zur Zeit der Annexion von Nizza und Savoyen gethan; aber dies werde auch alles sein.

Gewiß ist, daß Frankreich durch das Vorgehen seines frühern Verbündeten bei zahlreichen Anlässen von jeder allzu zarten Rücksicht auf denselben entbunden war und ist. Hat denn England, als es vor dem Berliner Congreß seine geheimen Vereinbarungen mit Rußland traf, irgendwie sich daran erinnert, daß Frankreich gleichfalls in den Dingen des Orients mitzusprechen habe? Und findet Frankreich nicht in der Gegenwart, da es seinen Besitz an den Gestaden des Mittelmeeres befestigen, entwickeln und nutzbar machen will, allenthalben England auf seinem Wege? Dieses England nun, welches Europa und die übrigen Erdtheile nur als eine Art englischer Colonie behandeln und ausbeuten möchte: spielte es nicht auch in der tunesischen Frage Frankreich gegenüber sein gewohntes zweideutiges und der Aufrichtigkeit ermangelndes Spiel? Nachdem es die französische Politik in Nordafrika im Princip gebilligt, suchte es in den Einzelheiten derselben Schwierigkeiten zu bereiten, war es wieder am Werke, die Kreise Frankreichs zu stören und seine Bewegungsfreiheit in der ohnehin schon so schwierig gewordenen

tunesischen Angelegenheit zu behindern, und überwachte mit unermüdlicher Eifersucht jeden Schritt der französischen Politik in Nordafrika. Das in London erschienene Blaubuch läßt einen tiefen Einblick thun in die von rücksichtslosester Selbstsucht geleitete englische Politik. In dem Maße, als England sich unlustig zeigte, sein Interesse durch Thaten zu wahren, war es, wie man aus dem reichhaltigen Schriftenwechsel über Tripolis ersieht, beredt, um Frankreich zu mahnen, nichts gegen Tripolis zu unternehmen, welches man doch in Paris, nicht ohne triftigen Grund, als eigentlichen Herd des tunesischen und algerischen Aufstandes betrachtete. Die von der englischen Diplomatie vorgeführten Gründe waren fadenscheinig genug. Als ob England nicht Cypern, einen Bestandtheil der Türkei, in seine Tasche gesteckt und niemals einen Vertrag mit ausgearbeitet und mit unterzeichnet hätte, durch welchen noch wichtigere Bestandtheile von der Türkei losgerissen wurden, trat es Frankreich gegenüber für die Heilighaltung von Tripolis, als einem Bestandtheile der Türkei, ein und wollte sich nicht beruhigen bei den wiederholten Versicherungen des französischen Ministers des Auswärtigen, daß auch Frankreich Tripolis als einen unzweifelhaften Theil der Türkei betrachte und dort weder einen Einmarsch noch die Ausübung eines ausschließlichen Einflusses beabsichtige. Wenn übrigens Lord Granville fort und fort auf die allzu große Nähe Aegyptens zurückkam, so zeigte er deutlich, daß ihm die Unversehrtheit des Pfortenreiches weit weniger am Herzen lag als die Stellung Englands im Pharaonenlande. Daß Frankreich übrigens ein Recht hatte, über Aufreizungen, die von oder über Tripolis ausgingen und wol noch ausgehen, sich zu beschweren, gestand die britische Regierung damit zu, daß sie in Konstantinopel die bezüglichen Reclamationen des pariser Cabinets unterstützte und dem Sultan die größte Umsicht empfahl. Die Form aber, in welcher dies geschah, nämlich Frankreich doch ja nicht durch unvorsichtiges Vorgehen in Tripolis einen Vorwand zum Einmarsch oder zu sonstigen Maßregeln zu geben, scheint weniger von dem Streben, die Türkei vor Unheil zu bewahren, als von der Absicht zu zeugen, die Pforte mit immer größerm Mistrauen gegen Frankreich zu erfüllen. Bisher ist übrigens von der ganzen diplomatischen Action, von welcher das Blaubuch Zeugniß ablegt, nichts übriggeblieben als der Eindruck, daß das perfide Albion sich vergeblich abgemüht hat, die Schwierigkeiten, mit welchen Frankreich in Nordafrika zu kämpfen hatte, zu vermehren und zu steigern. Als Sfax genommen war und nun Gabes und Dscherba daran kommen sollten, sprachen die Türken sehr energisch die Hoffnung aus, der französische General werde innehalten, ehe er dieses Programm ausführe, das ihn in bedenkliche Nähe von Tripolis brächte. Und eine noch schroffere Sprache führte der „Standard". „Die französische Regierung", sagte er, „hat es für gut befunden, sich in die Angelegenheiten von Tunis zu mischen; und sie hat dort eine Schutzherrschaft hergestellt. Die über diesen Schritt zu machende Bemerkung ist, um kurz zu sein: Bis hierher und nicht weiter! Es macht nichts aus, wer vorbereitet ist, weitere Eingriffe gutzuheißen. England ist es nicht. Wenn das französische Volk glaubt, daß die Vorschubleistung des Fürsten Bismarck hinreichen werde, um es in den Stand zu setzen, in Afrika zu thun, was ihm gefällt, so wird es seinen Irrthum bald erkennen, und es sollte ihm dies sofort gesagt

werden. Ein freundliches Einvernehmen zwischen Frankreich und England ist einer der Hauptzwecke der auswärtigen Politik Englands. Allein es muß ein für allemal gesagt werden, daß es nur durch eine gleiche Rücksicht auf jeder Seite für die Rechte und Interessen der andern aufrecht erhalten werden kann. Es gibt für uns wichtigere Fragen als selbst das Wohlwollen Frankreichs, und die französische Nation muß sehr schlecht informirt sein, wenn es erforderlich ist, ihr zu sagen, welches dieselben sind. Kann das französische Volk daran zweifeln, daß, sollte es die gerechten Beschwerden und die legitimen Rechte anderer Mächte ignoriren, ein Stand der Dinge in Nordafrika herbeigeführt werden könnte, der sich für Frankreich als etwas mehr denn eine Verlegenheit erweisen würde?"

Diese säbelrasselnde Sprache des londoner Blattes läßt uns zunächst erkennen, daß durchaus nicht alle übrigen Mächte die Anschauungen Englands über die Vorgänge in Nordafrika theilten, am wenigsten das Deutsche Reich. Ich werde noch später auf die Stellung Deutschlands zu der tunesischen Expedition zurückkommen; hier genügt es zu erwähnen, wie die Sympathien, mit welchen die deutsche Regierung Frankreichs Vorgehen in Tunis verfolgt, wol einen ehrgeizigen Politiker träumen lassen konnten, die Hand auch nach dem benachbarten Paschalik Tripolis auszustrecken, und sehr wahrscheinlich wäre er darin nicht auf den Widerspruch Deutschlands gestoßen. Tripolitanien aber in französischen Händen oder auch nur unter französischem Einfluß möchte schier auf Aegypten nicht ohne nachhaltige Einwirkung bleiben; daher die Aufregung der Briten. Sie konnten und durften indeß völlig unbesorgt sein; um solche Plane zu verfolgen und in Wirklichkeit umzusetzen, bedurfte es in Frankreich eines Staatsmannes in großem Stile, und eines solchen entbehren die Franzosen vollkommen, abgesehen davon, daß mit sehr vereinzelten Ausnahmen — die neuesten Vorgänge in Aegypten haben dies wieder sattsam bewiesen — das französische Volk nicht das geringste Verständniß für die Culturaufgabe an den Tag legt, welche es in Nordafrika zu lösen hat, und zugleich für die ungeheuern politischen und auch ökonomischen Vortheile, welche ihm daraus entspringen müssen.

Schon eingangs dieser Aufsätze habe ich wiederholt die geographische und ethnologische Einheit des Atlasgebietes betont. Algerien, so wie es sich allmählich gestaltet hat, ist nun ein aus dieser Einheit willkürlich herausgerissenes Stück ohne jegliche haltbare Begrenzung weder im Westen, noch im Osten, noch auch im Süden. Blos im Norden ziehen die hafenarmen Uferlinien einen scharfen Abschluß. Von allen drei übrigen Seiten fluten die Nachbarstämme nach Willkür herein, die einheimischen hinaus; die das Wohl und Gedeihen der Colonie beunruhigenden Einfälle gehen stets von den noch schwach oder gar nur zum Schein unterworfenen Grenzdistricten aus und werden sich voraussichtlich noch oft wiederholen, und zwar so lange, als Frankreich sich nicht zu einer gründlichen Arrondirung seines afrikanischen Besitzstandes entschließt. Frankreich befindet sich nämlich in Afrika genau in derselben Lage wie Rußland in Mittelasien. Ob es will oder nicht, es muß vorwärts dringen, und wenn die gegenwärtige Generation dies nicht einsehen will, so werden die Ereignisse einem kommenden Geschlecht diese Einsicht lehren. Frank-

reich hätte niemals auch nur einen Fuß nach Nordafrika setzen sollen, wenn es die Consequenzen, die ganz unabweislichen Consequenzen dieses ersten Schrittes nicht auf sich zu nehmen gewillt ist. Mit der Eroberung von Algier gerieth die französische Action auf eine schiefe Ebene, auf der sie, wenn auch vielleicht sehr langsam, dennoch aber unaufhaltsam fortrollen muß. Natürlich dachte daran niemand in Frankreich, als man unter dem allgemeinen Jubel der leidenden Nebenländer dem Dei von Algier den Garaus machte. Ebenso wenig aber dachte Rußland daran, als es die unruhige kleine Kirgisenhorde unterjochte, daß dies sein erster Schritt sei zur Eroberung von Mittelasien bis an die indischen Gebirge hin. Und ebenso wenig dachte England daran, als Lord Clive seine ersten Waffengänge that, daß damit der Grundstein zu seinem heutigen indischen Reiche gelegt werde, auf dem gegenwärtig in erster Linie Englands Größe beruht. Aus kleinen Anfängen entwickeln sich aber bekanntlich oft große Dinge; und wenn auch heute die Franzosen jeden Gedanken an eine Erweiterung ihres afrikanischen Besitzes mit aufrichtiger Entrüstung von sich weisen, wenn auch die Masse des Volkes von keiner Einmischung in die Angelegenheiten des schwarzen Erdtheils wissen will: die Umstände, die Natur der Dinge, die Gewalt der daraus entquellenden Ereignisse werden doch zum Schlusse immer zwingender bleiben als die bestgemeinten Absichten der Politiker. Frankreich wird und muß also in Afrika vorwärts dringen und zwar so lange, bis es auf feste natürliche Schranken stößt oder bis Ordnung mit Ordnung sich begegnet. Und der bisherige Entwickelungsgang der französischen Herrschaft in Afrika spricht eindringlich zu Gunsten dieser Ueberzeugung. Nach Westen und Osten bietet die geographische Configuration Nordafrikas brauchbare natürliche Grenzen: den Atlantischen Ocean im Westen, das Syrtenmeer im Osten. Nun, die Ereignisse des verflossenen Jahres haben nach letzterer Hinsicht die nothwendige Abrundung gebracht: Tunis ist so gut wie französisch geworden.

Gegen Süden hin, nach der Wüste zu, sind die Grenzen Nordafrikas völlig offen, und hier gilt es fortzuschreiten, bis das unruhige Nomadenthum überwunden ist, bis eben Ordnung an Ordnung grenzt. Letzteres ist nun im Süden der Sahara der Fall, wo für Afrika wenigstens geordnete Zustände herrschen. In der That hat auch nach dieser Richtung Frankreich schon seit Jahren, ohne viel Lärm zu machen, seine Grenzen immer weiter vorgeschoben. Genau so wie die Russen in Mittelasien durch die unruhigen Eingeborenen behufs Sicherung ihres Gebietes zu fortschreitenden Eroberungen und Annexionen gewungen werden, und den indischen Grenzen mit der Kraft eines Naturereignisses immer näher kommen müssen: ebenso gebieterisch sahen sich die Franzosen zur Bekriegung und Unterwerfung der verschiedenen Saharastämme genöthigt. Von Biskra und Laghuat sind sie bis Tuggurt und Wargla und von da 1873 bis El-Golea vorgerückt. Gegenwärtig erstreckt sich ihr Einfluß bereits bis gegen die Oase Insalah unter 27° nördl. Br., hat also somit fast den Wendekreis und die Hälfte des Weges zwischen Algier und Timbuktu erreicht. Schon richtet Frankreich sein Auge auf den Sudan. Und es läßt sich auch nicht leugnen, daß von allen Völkern, die sich an der Erschließung Afrikas in so lebhaftem Wetteifer betheiligen, in der

Gegenwart nur die Franzosen erobernd vorgehen, sowie daß sie ihre afrikanischen Gebiete in bedeutendem Umfange und mit großem Erfolge erweitern. Wie es von Algerien aus dem benachbarten Tunis sein Protectorat aufzwang, trotz der nominellen Oberhoheit der Pforte; wie es am Ogowe und Kongo sich festsetzt, so dringt Frankreich vom Senegal aus energisch nach den Nigirländern vor, und wenn die gegenwärtigen Bestrebungen von einigem Bestande sind, wird es ohne Zweifel binnen wenigen Jahren Herr von einem beträchtlichen Theile des Sudan sein. War doch erst unlängst, 1880—81, Kapitän Gallieni der Chef einer französischen Mission, die, auf dem Wege zum Könige Ahmadu von Segu durch die Bambarra überfallen, decimirt und alles Gepäckes beraubt, das Ostufer des Nigir erreichte und dort zehn Monate auf die Erlaubniß zur Rückkehr warten mußte, die aber trotzdem mit einem Vertrage zurückkam, in welchem Ahmadu den obern Nigir, von seinen Quellen bis gegen Timbuktu, unter den Schutz Frankreichs stellte. Wenn solche Verträge mit afrikanischen Herrschern auch an sich wenig Werth haben mögen, so scheint der von Gallieni abgeschlossene doch von wirksamen Folgen zu werden; denn die französische Regierung ließ schon vor der Rückkehr Gallieni's zu Kita, auf dem Wege vom Senegal zum Nigir, ein Fort errichten; schickte auch wieder Truppenkörper vom Senegal ins Innere, schiebt die Eisenbahnstränge in gleicher Richtung vor und ließ jüngst durch ein Mitglied der Gallieni'schen Expedition, den Dr. Bayol, ähnliche Verträge mit den Häuptlingen von Futa-Djallon abschließen. Damit stehen nun alle praktikablen Zugänge zu Timbuktu und mittelbar dieses immer noch wichtige Handelsemporium des Sudan selbst unter französischer Controle; zum nicht geringen Verdrusse der Engländer, welche indeß weder Macht noch wie immer geartete Rechtstitel besitzen, um dort einzugreifen, den Dingen also ihren Lauf lassen müssen. Sie thun dies mit schwerem Herzen und mit verbissenem Ingrimm; denn Altengland betrachtet bekanntlich alles, was ein anderer sich aneignet, als einen ihm zugefügten Raub. Zumal Afrika hatte es sich gewöhnt als eine ihm zugehörige Domäne zu betrachten, und nimmer daran gedacht, einmal die Herrschaft über den schwarzen Erdtheil mit einem Rivalen theilen zu müssen. Uebrigens machen die Schwarzen Senegambiens den Engländern gegenüber kein Hehl daraus, daß sie große Freunde der Franzosen sind und viel lieber mit diesen verkehren als mit den Söhnen Albions. Wie man weiß, ist zu allem Ueberflusse eine Schienenverbindung zwischen dem Mittelmeer und dem Nigir einerseits sowie zwischen diesem Strome und dem Senegal andererseits geplant und vielleicht doch nicht ganz unausführbar. Ist aber das Project erst Thatsache geworden, sind einmal Senegambien und Algerien irgendwie miteinander verbunden, dann steht Frankreich in Wirklichkeit als Beherrscher des ganzen nordwestlichen Flügels von Afrika da, denn dann ist auch Marokko umgangen und muß früher oder später in französische Hände fallen, dann vermag sich dort keine fremde Macht ohne Zustimmung Frankreichs zu halten.

Was nun dieses Berbersultanat anbelangt, so ist die Trennung Algeriens von Marokko geographisch gesprochen genau ebenso unnatürlich wie jene von Tunesien, und hier noch mehr als dort dienten die auf dem Papier niedergelegten Grenzen weniger zum Schutz denn zur Beunruhigung des Territoriums.

Ihr Entstehen verdanken sie freilich der bei ihrer Feststellung herrschenden Unkenntniß der Verhältnisse, welche zu schweren Irrthümern leitete. So schuf man, obgleich die siegreiche Schlacht von Isly den Franzosen ihren Willen zu dictiren gestattete, gegen Marokko hin eine künstliche, wie Gerhard Rohlfs in dieser Zeitschrift betonte, durch nichts motivirte Grenze, völlig offen und durchaus ungeschützt. Was aber das Schlimmste ist — so führte dieser treffliche Kenner Nordafrikas aus — man schnitt einen der größten Stämme Algeriens mitten entzwei: die eine Hälfte der Uled-Sidi-Scheich verblieb bei Marokko, die andere kam unter französische Herrschaft. Damit wurden aber die blutsverwandtschaftlichen Gefühle, die Sympathien nicht mit zerschnitten. Von hier aus erfolgten nun auch die meisten Aufstände, welche im religiösen Haß immer eine hinlängliche Nahrung finden, und auch der Einfall des Bu-Amema nahm von hier aus seinen Ausgang. Jetzt beginnt man in Frankreich allmählich sich darüber klar zu werden, daß die gegenwärtige Grenze Algeriens gegen Marokko ein Unding ist, und der englische Kapitän Trotter, welcher vor wenigen Jahren über die innern zerfahrenen Zustände jenes morschen Sultanats ein lehrreiches Buch geschrieben, erzählt, die Franzosen, welche er in Afrika gesprochen, machten aus ihren Absichten gar kein Hehl. Ein anderer britischer Offizier, Kapitän Colville, welcher unlängst das östliche Marokko bereiste, hörte zu seinem großen Verdruß die französischen Offiziere in den Grenzgarnisonen des Departements Oran, den Mulnyafluß, welcher gegenwärtig ganz auf marokkanischem Gebiete läuft, als die zukünftige Grenze Algeriens bezeichnen. Es ist aber nicht zweifelhaft: stehen die Franzosen wirklich einmal an der Mulnya, so werden sie alsbald die Nothwendigkeit erkennen, bis an den Atlantischen Ocean vorzudringen. An der Gesammteinfuhr nach Marokko ist zwar Großbritannien mit 58 Proc., an dem Exportgeschäft mit 45 Proc. betheiligt, immer mehr geht aber auf Frankreich das Monopol über, den Bedarf Marokkos an europäischen Manufakturen zu befriedigen, und im Osten des Sultanats hat es dieses Monopol schon ganz in Händen. Englische Waaren trifft man dort fast nie, wohl aber, wie Colville mit übel verhülltem Neid berichtet, schlechten, französischen Thee, Zucker, Lichter, Zündhölzer und Zeuge. Frankreich hat auch commerziell alles Interesse daran, daß Marokko in sein Machtbereich falle, und ein britischer Gelehrter selbst, Joseph Dalton Hooker, welcher über seine bedeutenden Reisen im marokkanischen Atlas mit John Ball ein ungemein wichtiges Buch veröffentlichte (1879), spricht darin rückhaltslos die Ansicht aus, daß die Zukunft Marokkos in den Händen der Franzosen liege; selbst besitze es nicht die erforderliche Kraft zur Regeneration aus seiner gegenwärtigen Herabgekommenheit.

Es ist nun allerdings wahr, daß der heute in Marokko fast ausschließlich herrschende Einfluß, in politischer Hinsicht wenigstens, der englische ist. Allein dieser britische Einfluß hat dort, wie überall, wo wir ihn beobachten können, blos einen äußerlichen Fortschritt zu Wege gebracht. Zwar hat England Offiziere als Instructeure für die marokkanische Armee gestellt und die Commandosprache ist sogar die englische; es hat marokkanische Soldaten nach Gibraltar berufen und dort eingeübt, Tanger von englischen Ingenieuren und mit englischem Gelde armiren und mit Geschützen neuester Construction versehen lassen. Trotzdem entwirft

Kapitän Trotter ein überaus trauriges Gemälde der marokkanischen Wehrverhältnisse. Die Bewaffnung der Infanterie ist elend. Was die Cavalerie anbelangt, so können die Marokkaner weder reiten, noch verstehen sie mit Pferden umzugehen, und diese letztern halten wiederum in keiner Weise einen Vergleich mit den europäischen aus. Für den Fall eines Krieges kann der Sultan kaum mehr als 12000 Mann Infanterie und 4000 Reiter ins Feld stellen, da er den übrigen Theil des sogenannten Heeres im Innern verwenden muß. Ernstlichen Widerstand vermag das Sultanat einem europäischen Feinde gegenüber in Wahrheit noch weniger zu leisten als die tunesische Regentschaft. In politischer Hinsicht hat, wie Kapitän Trotter gesteht, die madrider Conferenz zur Verbesserung der Lage der marokkanischen Juden gar kein Resultat gehabt, und wenn auch, so würde man sich in Marokko an die Beschlüsse derselben nicht gekehrt haben. Noch weniger kann die hergestellte Einrichtung einer engern diplomatischen Verbindung zwischen Marokko und der Türkei irgendwie von Bedeutung sein, da beide Fürsten, der Padischah in Stambul und der Berbersultan in Marrakesch, für sich den Primat in religiösen Dingen in Anspruch nehmen. Der englische Einfluß hat endlich der greulichen Miswirthschaft keinen Einhalt gethan, ja ein deutscher Offizier, Adolf von Conring, beschuldigte den englischen Minister in Tanger, Sir John Hay, ziemlich unverblümt der Bestechlichkeit. Der seit 1873 regierende Sultan Muley-el-Hassan steht in dem Rufe, zur Aufklärung und zum Liberalismus hinzuneigen, aber gerade diese Eigenschaften haben ihm die Abneigung und den Widerwillen seiner Unterthanen zugezogen. Uebrigens ist bei alledem die Tyrannei des Sultans eine nahezu absolute und wird nur durch Rücksichtnahme auf den fanatischen Aberglauben seiner Unterthanen gemäßigt. Er wählt seine Minister häufig aus den niedrigsten Sklaven des Palastes. Die Verwaltung der Finanzen beruht auf Corruption und Erpressung. Der Gehalt der Staatsbeamten ist so lächerlich gering, daß es wirklich so ziemlich einerlei ist, ob er ausgezahlt wird oder nicht. Natürlich entschädigen sie sich dafür durch die Annahme von Bestechungen und durch directe Erpressungen. Nirgends aber ist der Besitz unsicherer als hier. Der Gouverneur einer Provinz saugt deren Bevölkerung aus und verbirgt seine angesammelten Schätze, denn eine Kapitalsanlage ist da ein völlig unbekanntes Ding. Seine Feinde bringen bei Hofe Klagen — meist gar wohl begründete — gegen ihn an, oder auch ganz einfach nur, der Sultan bedarf Geld, und es wird ein Trupp Reiter ausgesendet, ihn gefangen und in Ketten nach der Hauptstadt zu bringen. Hier wird er in einen Kerker geworfen und so lange der Tortur unterworfen, bis er bekannt hat, wo er seine Beute verborgen. Befindet sich der Sultan gelegentlich in finanzieller Bedrängniß, so läßt er in einem District eine „freiwillige" Steuer erheben. Findet sich die Bevölkerung nicht bereit, dazu beizutragen, weist sie die Unmöglichkeit nach, es zu thun, oder setzt sie sich gar zur Wehr gegen diese Aufforderung, so sendet der Kaiser ein paar tausend seiner wilden, halb entmenschten Reiter über sie, welche, während sie für seine Rechnung erpressen, auch noch für eigene Rechnung rauben und mit der „freiwilligen" Steuer ein paar Säcke voll abgeschlagener Köpfe mit nach der Hauptstadt bringen, die dann zum Schmucke der Stadtthore dienen. Kein Wunder, daß die Autorität des Sultans in hohem Grade unter-

graben ist durch blutige Fehden und Aufstände, in denen sich ganze Provinzen, theils aus Fanatismus, theils infolge des Nothstandes gegen ihn auflehnen und ihm zähen Widerstand entgegensetzen. Diese anarchischen Zustände lassen es kaum bezweifeln, daß noch zu unsern Lebzeiten auch im Nordosten von Afrika die Dinge zur Entscheidung kommen werden.

England hat nun freilich alles Interesse daran, diesen Zustand chronischer Schwäche in Marokko zu erhalten; denn es kann seinem Gibraltar gegenüber nur einen ohnmächtigen Nachbar brauchen. Wegen seiner commerziellen und politischen Interessen geberdet sich Großbritannien als der geborene Schutzherr aller mohammedanischen Staaten, also auch Marokkos, und wacht eifrig darüber, daß dieses Reich intakt und im Besitze der Gibraltar gegenüberliegenden Küste bleibe; ja es überwacht so eifersüchtig, in der Gegenwart sogar noch mehr die Existenz Marokkos als die Türkei und ist daher eventuell entschlossen, für seinen Schützling mit den Waffen einzutreten. Dies hatten vor wenigen Jahren wieder einmal die Spanier zu empfinden, welche ihrerseits auch ein Auge auf Marokko geworfen haben, an dessen Küste sie schon mehrere Plätze besitzen. Die fortgesetzten blutigen Aufstände gegen die marokkanische Regierung einerseits, die Unmacht und Schwäche sowie die Planlosigkeit der letztern andererseits haben bei den Spaniern schon längst den Wunsch wach gerufen, ihre Grenzen nach dieser Seite hin auszudehnen und der Nachbarschaft mit den dort hausenden wilden Gebirgsstämmen, die nur auf der Landkarte, nicht aber in Wirklichkeit dem Sultan von Marokko dienstbar sind, ein Ende zu machen. Seit dem spanisch-marokkanischen Kriege in den Jahren 1859—60, wo die primitiv bewaffneten und geführten Afrikaner der europäischen Kriegskunst unterlagen und einen schimpflichen Frieden abschließen mußten, gab es fortwährend Reibungen zwischen den beiden Nationen und ihren Regierungen. Unter solchen Umständen ist es zu verstehen, daß die Spanier Marokko, das ihrem Reiche am nächsten liegt, als eine ihnen bestimmte Colonie betrachten, von der sie früher oder später Besitz ergreifen werden. Im Jahre 1879 hielt nun Spanien den Moment für günstig, um ein Stück dieses Reichs oder wenigstens das fruchtbare und mit bedeutenden Seestädten besetzte Dreieck Tetuan-Tanger-Larache an sich zu reißen, stieß aber dabei auf den energischen Widerstand Englands, gerade wie 1860, wo dieses, als die Spanier nach der Einnahme von Tetuan auf Fez marschiren wollten, der spanischen Armee ein gebieterisches Halt zurief. In Anbetracht der Schwierigkeiten, in welche 1879 die Ruhestörungen die spanischen Küstengarnisonen verwickeln konnten, beabsichtigte das Cabinet von Madrid, den Commandanten von Ceuta zu dem Range eines „Generalkapitäns" des „ganzen afrikanischen Militärdistricts" zu erheben, und schon gegen diese einfache Maßregel protestirte England ganz energisch und erfolgreich. Den Spaniern fehlt also die Macht, sich in Nordafrika festzusetzen, und voraussichtlich noch mehr, um gar einem Gegner wie etwa Frankreich auf afrikanischem Boden mit bewaffneter Hand allein entgegenzutreten. Immerhin müssen die Franzosen gewärtigen, bei jeder Action gegen Marokko nicht blos England, sondern auch Spanien gegen sich zu haben; ja es ist nicht unmöglich, daß in solchem Falle die beiden Rivalen sich gegen Frankreich verbünden und die Spanier den Engländern die Kastanien aus dem

Feuer holen helfen, mit andern Worten, daß eine englisch-spanische Armee — natürlich, wie meist in solchen Fällen, ein Viertel Engländer und drei Viertel Spanier — sich den Franzosen in den Weg stelle. In einem solchen Kampfe ist jedoch der größere Militärstaat im entschiedenen Vortheil, ganz abgesehen davon, daß die Franzosen in dem Umgehungsmanöver, welches ihnen Marokko mit der Zeit sichert, von keiner fremden Macht aufgehalten werden können. Ihre Pression fängt schon jetzt an in Marokko fühlbar zu werden: im April 1882 mußte der Sultan einen Vertrag unterzeichnen, welcher die französischen Truppen ermächtigt, Aufständische, welche Einfälle in Algerien unternehmen, nach den benachbarten marokkanischen Gebieten zu verfolgen; außerdem leistete er zur Entschädigung der Opfer der letzten Einfälle eine Abschlagszahlung von 100000 Frs.

Freilich kann Großbritannien nicht gutwillig dulden, daß Frankreich seine Hände auf das nordafrikanische Berbersultanat lege, einfach deshalb, weil dadurch die ganze Machtstellung Großbritanniens erschüttert würde. Dies erheischt eine ausführlichere Erklärung, welche auch zugleich die heutige Bedeutung Nordafrikas und der jüngsten dortigen Vorgänge ins richtige Licht rücken wird. Sie stammt von dem genialen Nationalökonomen Lorenz von Stein, welcher sich darüber in mehrern zerstreuten Aufsätzen der augsburger „Allgemeinen Zeitung" ausgesprochen hat, und ich will versuchen seinen Gedankengang im wesentlichen möglichst getreu wiederzugeben. Die Ereignisse in Aegypten, deren Zuschauer wir gegenwärtig sind, verleihen der Stein'schen Auffassung ein ganz besonderes Interesse, und es fällt auch auf sie ein interessantes, manchen vielleicht überraschendes Streiflicht.

Mit Planmäßigkeit und Energie haben sich bekanntlich die Engländer zu Herren des Mittelmeeres gemacht. Schon seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts waren sie in den Besitz des Eingangsthores desselben gelangt, das sie von der Felsenfeste Gibraltar aus nach Belieben öffnen und schließen konnten. Allerdings liegt die fast unbezwingbar zu nennende Naturfeste von dem afrikanischen Festlande so weit entfernt, daß eine hermetische Abschließung mittels Geschützfeuers von den beiden äußersten europäischen Felsenspitzen nicht möglich ist, und von den Spaniern wird sogar behauptet, daß das Gibraltar gegenüberliegende Ceuta deswegen wichtiger sei, weil die Strömung dort eine stärkere sei und alle aus dem Atlantischen Ocean einfahrenden Schiffe nothwendigerweise in den Bereich der Kanonen von Ceuta kommen müßten. Doch bietet andererseits die nahe Bucht von Algesiras wieder Raum genug zur sichern Beherbergung der größten Flotte, sodaß es einer Seemacht wie England trotz der Breite der Meerenge jederzeit möglich sein wird, dort ein Geschwader aufzustellen und jeden Feind, der die Durchfahrt erzwingen oder eine Offensive versuchen wollte, in die Flanke zu nehmen. Eine recht gute Position bietet auch die Baleareninsel Minorca, doch hatten sich die Briten dort nicht auf die Dauer zu behaupten vermocht. Aber durch rücksichtslose Benutzung einer gebotenen Gelegenheit bemächtigten sie sich provisorisch des ungleich günstiger gelegenen Eilandes Malta, um es nie wieder herauszugeben. Dann schufen sie sich in dem von unbezwinglichen Wällen umgebenen Hafen

von La Valetta einen Versammlungs- und Rückzugspunkt für ihre Flotten, wie er nicht günstiger gedacht werden kann, um die Küsten des östlichen und westlichen Beckens des Mittelländischen Meeres gleichzeitig zu beherrschen. Einer so gewaltigen Uebermacht, einer so bedrohlichen Centralstellung gegenüber mußte jedem einzelnen der Mittelmeerstaaten schon der Versuch, sich eine einigermaßen bedeutende Seemacht zu gründen, von vornherein völlig hoffnungslos erscheinen. Und so ist es nur eine natürliche Folge dieses Verhältnisses, wenn der Handelsverkehr dieser Länder immer mehr von England abhängig geworden ist, wenn insbesondere der indolente mohammedanische Osten fast ausschließlich von England mercantil ausgebeutet wird. Seit jener Zeit betrachtet sich England als eine Mittelmeermacht und erhebt den Anspruch, als eine solche auch überall zu gelten.

Indeß ist England weit mehr eine asiatische als eine europäische Großmacht, und in dieser seiner Eigenschaft sah es im Mittelmeere nicht ein Meeresgebiet, sondern nur einen Seeweg nach Indien. Lange vor dem Kanal von Suez betrieb Waghorn seine Idee der Beförderung der Ueberlandpost über Triest und durch Deutschland, getragen von den Rathschlägen und Interessen Englands, indem er die Verbindung mit Indien von der Abhängigkeit der marseiller Route befreien wollte. Nach Eröffnung des Suezkanals war das Mittelmeer erst recht ein Seeweg nach Osten, und England faßte auch jetzt noch, wie zur Zeit des Pariser Friedens, seine Aufgabe als eine bloße Sicherung dieses Seewegs auf. Nie war eine Politik klarer als diejenige, welche Aden unterwarf und annectirte, den abessinischen König züchtigte, die Actien des Suezkanals erwarb und endlich Cypern besetzte. Den Engländern genügte an Hafenplätzen und Einfluß das, was ihnen diesen Seeweg für immer zu sichern schien. Diese Auffassung des Mittelmeeres und seiner schrankenlosen Beherrschung durch die Engländer ist wol auch bei uns die allgemein herrschende, sodaß Gerhard Rohlfs erklärt, dasselbe sei thatsächlich zu einem großen See Englands herabgesunken. Freilich tröstet er sich damit, daß das Mittelmeer und die dasselbe umwohnenden Völker heute nicht mehr den Ton angeben für die übrigen Nationen der Welt. Das Culturbecken der Alten Welt habe jetzt ganz seinen Nimbus eingebüßt, seine Stelle werde heute hinsichtlich der Cultur durch die Nordhälfte des Atlantischen Oceans ersetzt.

Es ist nun allerdings wahr, daß das Mittelmeer für Jahrhunderte aus der Reihe der großen historischen Erdgebiete ausgestrichen gewesen, und wir wissen auch, daß es das Auftreten der Osmanen war, welches jenen einstigen Mittelpunkt der Gesittung verödete und unwirthbar machte. Doch fängt man erst jetzt an sich von der weitreichenden Bedeutung dieser Thatsache Rechenschaft abzulegen. Die Türken waren unfähig das Meer zu beherrschen. Daneben aber schritt der Halbmond siegreich über das Amselfeld und die Festen Ungarns bis vor die Thore Wiens, während die italienischen Flaggen noch stolz auf den Wassern des Mittelmeeres flatterten. Das Bild, das sich hier seit dem 14. Jahrhundert vor uns ausbreitet, ist wol ein großartiges zu nennen. Sein letzter Kern aber war doch ein einfacher und hat bis vor zwei Menschenaltern Europas Anschauung über dieses Mittelmeer beherrscht. Dieser Kern besteht darin, daß ganz Europa meinte, man könne, ja man solle auf diesem Mittelmeere die Herrschaft über das Meer von der über seine Uferländer trennen,

und die erstere besitzen und erhalten, ohne die letztere zu gewinnen. Von diesem Geiste war auch Englands Mittelmeerpolitik bis in die neueste Zeit getragen.

Frankreichs Eroberung von Algier eröffnet nun den Beginn eines neuen Abschnitts in der Geschichte des Mittelmeeres. Nicht deshalb, weil Frankreich Algier gewann, sondern deshalb, weil es zum ersten mal staatsmännisch klar machte, was historisch längst klar genug ist: daß nämlich auf diesem Mittelmeer zuletzt nie die Seemacht, sondern nur der Besitz der Küstenstaaten durch die Landmacht die Herrschaft über diese See zu geben im Stande sei, welche die Urheimat der Geschichte Europas gewesen und die Grundlage der Verbindung ihrer drei alten Welttheile bleiben wird. Jenes denkwürdige Ereigniß hat das Mittelmeer jetzt wieder gleichsam gewaltthätig in die Kreise der großen historischen Erdgebiete hineingeschoben, in welchen es tagtäglich an Bedeutung gewinnt. Während der so ruhmredig verkündete Erwerb von Cypern durchaus nicht den mystisch-strategischen Einfluß auf die Geschicke des Orients äußern will, den man sich versprochen hatte, ist die Unterwerfung von Tunis dagegen ein neuer mächtiger Schritt auf dem bezeichneten Wege. Kommt doch die verschobene Spitze, an der Tunis liegt, dem Westende von Sicilien so nahe, daß das Mittelmeer hier sozusagen unterbunden und in eine West- und Osthälfte geschieden wird. Auf diese Weise ist Tunis ein zweites Gibraltar und kann leicht werden, was es einst gewesen: die Beherrscherin des altberühmten Wasserbeckens. Aber selbst ohne jene geographische Begünstigung ist Tunesien in Verbindung mit Algerien der mächtigste afrikanische, in Verbindung mit Frankreich der mächtigste europäische Staat am Mittelmeer. Mit der Eroberung von Tunis beginnt derselbe Proceß, der die Römer, die doch alles in der Welt waren, nur keine Seemacht, dennoch zu Herren des Mittelmeeres erhob. Mit Tunis beginnt daher auch die abstracte Frage eine ganz ernsthaft concrete zu werden: ob auf die Dauer eine Seemacht ohne Landmacht das Mittelmeer in seiner bisherigen neutralen, freien Rechtsordnung erhalten kann. Haben die Türken, ohne Seemacht zu sein, die Seemächte durch ihren Landbesitz beherrscht: was werden die Franzosen vermögen, wenn sie einmal über Tunis hinaus Bataillone und Eisenbahnen nach Tripolis senden, was dann, wenn einmal Marokko ihnen in den Schos fällt? Die Herrschaft über den westlichen Theil des Mittelmeeres, der, weil hier der Eingang in dieses Gewässer liegt, zugleich der wichtigste ist, wäre ihnen damit gesichert. Gibraltars Werth als Sperrpunkt ist schon sehr in Frage gestellt durch die Thatsache, daß eine starke Landmacht es in ihrer Hand hat von Tunis aus den Durchzug durch das Mittelmeer zu beherrschen und damit Gibraltar lahm zu legen; sein Werth muß aber vollends auf ein Minimum herabgedrückt werden, wenn eine europäische Macht die marokkanische Küste am Mittelmeer und am Atlantischen Ocean zugleich besitzt, auf ein Minimum, zumal dieser „Schlüssel des Mittelmeeres" von Marokko aus verproviantirt wird.

Vermöge der Entwickelung seiner ostindischen Stellung und seit der Eröffnung des Suezkanals hat nun auch England erkannt, daß die Geschichte des Mittelmeeres sich nie zur See entscheidet, sondern immer da, wo das Schicksal der dasselbe begrenzenden Länder zur Entscheidung kommt. Deshalb sucht es sich in Aegypten eine territoriale Uferposition zu schaffen; es hat richtig erkannt, daß, um die Verbindung

mit seinem unermeßlichen indischen Reiche unter allen Umständen zu sichern, es die Hand auf Aegypten halten muß und nicht dulden darf, daß eine andere Großmacht, etwa Rußland oder Oesterreich, sich bis an das Aegäische Meer ausdehne. Aber der Suezkanal, ja selbst der Besitz Aegyptens werden hinfällig, wenn der einzige Ausgang des Mittelmeeres durch einen andern als einen englischen Willen verstopft werden kann. Wie freilich auf die Dauer England einer solchen Wendung der Dinge wird vorbeugen können, ist wiederum ein Problem, solange England nicht selbst zu einer imposanten Landmacht sich heranbildet. Unter den jetzigen Verhältnissen vermag es allerdings mit Zulukaffern, Aschantinegern, Afghanen, Boers — und da nicht immer mit Erfolg — zu kämpfen, und auch über die Fellachenscharen Arabi-Pascha's, das feigste Gesindel der Welt, konnte es einen Sieg von beispielloser Leichtigkeit feiern. Das ist aber auch alles. Ein ehrlicher Engländer muß sich eingestehen, daß gegenüber den continentalen Staaten, wie Deutschland, Frankreich, Oesterreich, Rußland, sein Inselreich eben keine Landmacht ist. Er muß sich sagen: wir wissen nur zu gut, daß wir nicht im Stande sind, auch nur 30000 Mann auf irgendeinen für Ausschiffung von Truppen geeigneten Punkt hinzustellen, weil wir sie eben nicht besitzen. Wir sind Seemacht ersten Ranges, aber als Landmacht gleich Null. Wo daher immer sich eine Landmacht entwickelt, da werden wir „muthig zurückweichen", weil wir nicht blos einfach als solche vernichtet würden, sondern unsere absolute Schwäche in allen territorialen Kämpfen zum Hohn unserer großen und kleinen Feinde offen an den Tag legen würden.

England besitzt also gar kein wie immer geartetes Mittel, einem zielbewußten Frankreich in Nordafrika entgegenzutreten; denn auch die Epochen der Subsidienköder sind für immer vorbei, wie sich deutlich im letzten Orientkriege zeigte, wo England sich vergeblich bemühte, Oesterreich zur kriegerischen Action gegen Rußland zu verführen. Und wodurch ist es so ohnmächtig geworden? Weil es, antwortet sehr richtig Lorenz von Stein, auf dem wesentlichsten Punkte seines staatlichen Lebens hinter dem übrigen Europa zurückgeblieben ist; weil es gelernt hat, für seine höchsten Interessen nicht selbst als Volk einzustehen; weil es die Schlachten, die es schlägt, nicht mehr selber zu schlagen weiß; weil 27 Millionen Menschen sich vereinbart haben, kein Volksheer, sondern nur eine bezahlte Miliz zu besitzen und mit ihr zu kämpfen; weil es eine absolute Unmöglichkeit ist, Schlachten, Siege und staatliche Ehre zu Lande künftig noch ohne allgemeine Wehrpflicht zu gewinnen oder zu erhalten. England kann nicht, was es könnte, weil es nicht können will. Es wagt sich nicht zu gestehen, daß der geworbene Soldat gegenüber dem wehrpflichtigen Volke der Anfang des Endes ist. Und keine Actien des Suezkanals und keine Molen in Famagasta werden das Gesetz ändern, daß auf dem Mittelmeer wie überall sonst in der Welt der Besitz des Uferlandes zuletzt doch die Herrschaft über das Meer verleihen muß.

Englands afrikanische Politik mag dadurch nun allerdings ungemein gekreuzt werden; vergeblich wird es sich aber auf dem Continent nach Hülfe umsehen. Was insbesondere das Deutsche Reich betrifft, so ist in der That nicht abzusehen, welches Interesse dasselbe haben sollte, sich für die britische Vorherrschaft oder gar für die Besitzergreifung des schwarzen Erdtheils durch England zu erhitzen.

Andererseits ist die für das Ansehen Frankreichs günstige Wendung von keinem Nachtheile für Deutschland. Hier hat man längst erkannt, daß die Interessen der beiden Nationen im Mittelländischen Meer durchaus keine widerstreitenden sind und es vielmehr nur von Vortheil sein kann, wenn Frankreich in Afrika energisch seine Sache vertritt, welche von einem höhern Gesichtspunkte betrachtet zugleich die Sache der Civilisation ist. Deshalb sieht Deutschland frei von allen patriotischen Beklemmungen Frankreichs Truppen auf dem Boden des alten Karthago, und in der Entsendung eines seiner berühmtesten Söhne, des in Paris so sehr sympathischen Dr. Gustav Nachtigal, als Generalconsul nach Tunis liegt wol ein Fingerzeig, daß es auch bei einer weitern Machtentfaltung auf afrikanischer Erde wahrscheinlich ein neidloser Zuschauer bleiben würde. Freilich müßte dazu dem französischen Volke selbst — und davon ist dasselbe, wie sein Benehmen in der ägyptischen Frage zeigt, noch sehr weit entfernt — das Bewußtsein in Fleisch und Blut übergehen, welche große civilisatorische Aufgabe seiner in Afrika harrt und welche Mittel es bereit halten muß, derselben zu genügen. Gelingt es ihm nämlich, die nordafrikanischen Gebiete dauernd zu bezwingen, so hat Frankreich einen unabsehbar großen, weittragenden Erfolg errungen; es hat für die Festsetzung auf dem afrikanischen Continent dann den festen Anhaltspunkt gefunden und die kühnsten Träume könnten sich in dieser Richtung verwirklichen, denn Afrika kann zum zweiten Indien werden. Dort liegt endlich auch der Preis, der einer großen Nation würdig ist — die Herrschaft im Mittelmeer.

Die Anthropologie und die Urgeschichtsforschung.

Ein Beitrag zu Beiträgen

von

Friedrich von Baerenbach.

III.

Die Urgeschichtsforschung.

Culturgeschichte und psychologische Entwickelungsgeschichte. Die „Paläontologie des menschlichen Geisteslebens". Herder's Anticipationen. Schwierigkeiten der Aufgabe. Voraussetzungen der Lösung. „Die Urgeschichte der Menschheit" von Otto Caspari. Aufgabe der Psychologie. Beurtheilung der urgeschichtlichen Hypothesen. Caspari's Reconstructionen.

Die Fäden der Culturgeschichte reichen zurück in die frühesten Perioden der psychologischen Entwickelungsgeschichte. Die Culturgeschichte hat den hohen Beruf, die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geisteslebens in ihren einzelnen Phasen darzustellen. Eine psychologische Entwickelungsgeschichte der Menschheit ist das theoretische Ideal, das die allgemeine Culturgeschichte verwirklichen soll. Die Philosophie der Geschichte, deren fundamentales Problem die Entwickelung des menschlichen Geistes ist, findet in der psychologischen Entwickelungsgeschichte, in der Urgeschichte des menschlichen Geisteslebens den archimedischen Punkt, an welchen sie anknüpfen kann. Das wußte Herder wohl, als er in seinem großartigen geschichtsphilosophischen Versuch die Anfänge einer allgemeinen Naturgeschichte des Menschen und die ersten Bausteine der Urgeschichte zu verwerthen bestrebt war.

Für den Culturhistoriker, der seine Aufgabe im Ganzen erfaßt, liegen die Wurzeln des culturellen Strebens auf den verschiedenen Gebieten menschlichen Wirkens in der Geschichte vor der Geschichte. Allgemeine Causalgesetze gelten auch für die Geistes- und Sittengeschichte der Menschheit. Die philosophische Naturbetrachtung findet die Bedingungen der jetzigen Menschen in den ältesten Menschentypen einer unvordenklichen Zeit.

Die Darstellung einer „Paläontologie des menschlichen Geisteslebens" ist eine der schwersten Aufgaben und wol die wichtigste Aufgabe der Urgeschichtsforschung, das werthvollste Ergebniß derselben, wofern die Lösung derselben auch nur annähernd und theilweise gelingen sollte. Eine solche Paläontologie würde zeigen, wie die Vernunft allmählich gewachsen ist und sich aus primitiven Geisteszuständen organisch entwickelt hat. Hier öffnet sich eine Bahn für das Studium des Wesens

der menschlichen Vernunft: das Studium ihrer Entwickelung. Die Lösung dieser Aufgabe, ja selbst die vollständige Erfassung und richtige Formulirung derselben setzt die Lösung zahlreicher anderer Probleme, die Herbeischaffung eines überaus großen Materials für die grundlegende Arbeit der psychologischen Entwickelungsgeschichte voraus. Die Forschungen des Zoologen, des Anthropologen, des Psychologen, des Sprachforschers, des Mythologen, des Archäologen, des Religionsforschers u. m. a. müssen herbeigezogen, gesichtet, verglichen und unter einem Gesichtspunkte geordnet werden. Dazu bedarf es im hohen Maße der kritischen Schulung, der logischen Strenge, um sich in dem Gewirr der einander widerstreitenden Hypothesen zurechtzufinden, das Bewiesene von der bloßen Annahme, die auf umfassenden Inductionen beruhende Hypothese von dem willkürlichen oder auf geringe Wahrscheinlichkeitsargumente gestützten geistreichen Aperçu, das erreichte Wissen von der blos vermeintlichen Erkenntniß zu unterscheiden, und um im Falle des Zweifels denjenigen Weg zu wählen, auf den die meisten und wahrscheinlichsten Argumente hindeuten.

Man begreift, daß die ersten Versuche hochbegabter Geister auf dem Gebiete der psychologischen Entwickelungsgeschichte nicht vollauf gelingen konnten, da es denselben an dem nothwendigen, erst späterhin auf dem Wege umfassender Specialforschungen gewonnenen Material zur wissenschaftlichen Begründung ihrer Hypothesen und zur Reconstruction der vorgeschichtlichen Entwickelungsprocesse gebrach. Wie hätte auch die Urgeschichtsforschung den Höhepunkt ihrer Entwickelung erreichen können, als die Wissenschaften und die Forschungen, ohne deren Leitung und Unterstützung sie keinen Schritt vorwärts machen kann, noch in den ersten Anfängen standen?

Wol verdienen die bedeutenden Anticipationen eines Herder heute noch die vollste Anerkennung. In höherm Maße als auf andern Forschungsgebieten ist er hier ein Bahnbrecher und Wegweiser, der die Ziele und Wege der Wissenschaft im großen und ganzen richtig bestimmte und manche Errungenschaft der spätern Forschung mit dem Scharfblick des Denkers vorwegnahm. Er erfaßte die Aufgabe und suchte in einem ersten großangelegten Versuch die Gesichtspunkte für eine künftige, vollständigere Lösung zu gewinnen; denn zunächst war eine solche unmöglich, solange die Biologie und die vergleichende Psychologie die erforderliche Hülfe nicht leisten konnten. Aber auch Archäologie, Sprachwissenschaft und Mythologie waren noch weit von jenen Ergebnissen, welche der Paläontologie des Geisteslebens zugute kommen mußten. Herder verhehlte sich die Unfertigkeit der Grundlagen, die Mangelhaftigkeit der Vorarbeiten keineswegs. In der würdevoll bescheidenen Vorrede zu seinen „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" gibt er der Ahnung und der Hoffnung Ausdruck, daß ein nächstes Jahrhundert den Plan zur Reife bringen werde. Die Zeit für die historisch-psychologische Lösung des Sokratischen Problems war damals noch nicht gekommen.*)

*) Vgl. Baerenbach, „Herder als Vorgänger Darwin's. Beiträge zur Geschichte der Entwickelungslehre im 18. Jahrhundert" (Berlin 1877).

Erst die neuesten Errungenschaften der wissenschaftlichen Forschung in verschiedenen Gebieten ermöglichten das Eindringen in die Probleme der psychologischen Entwickelungsgeschichte. Naturforschung, Archäologie, Sprachwissenschaft, Mythologie, Religionsgeschichte, Ethnologie und — last, not least — Darwin's wissenschaftliche That haben den Boden für die neue Disciplin bereitet. Auf diesem Boden wurde die Lösung der urgeschichtlichen Aufgabe mehrfach versucht. Zu den neuesten Versuchen auf dieser umfassenden Grundlage gehört Otto Caspari's großangelegtes (schon in zweiter Auflage vorliegendes) Werk: „Die Urgeschichte der Menschheit."*)

Es verdient vor allen Dingen anerkannt zu werden, daß Caspari in höherm Maße als die meisten Bearbeiter der urgeschichtlichen Probleme die fundamentale Bedeutung einer noch wenig entwickelten Disciplin für die Lösung jener Probleme erkannt und zur Geltung gebracht hat, daß er mehr als mancher andere bestrebt war, diese überaus wichtige Quelle für die Urgeschichte der Menschheit zu verwerthen. Diese Quelle ist die vergleichende Psychologie. Diese ist für die Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geisteslebens ebenso unentbehrlich wie die vergleichende Anatomie für die allgemeine morphologisch-physiologische Entwickelungsgeschichte. Auf dem Wege philosophischer Studien und Arbeiten hat Caspari seine psychologischen Gesichtspunkte für die Betrachtung der urgeschichtlichen Entwickelungsprocesse gewonnen.

Es bedarf kaum der Andeutung, daß die Argumente der vergleichenden Psychologie in der Mehrzahl der Fälle ebenso wenig wie die Beiträge, welche einige andere Disciplinen (Archäologie, Sprachwissenschaft, Mythologie, Religionsgeschichte u. a.) liefern, den höchsten Grad der Gewißheit und Evidenz besitzen. Es liegt in der Natur der Sache, daß dort, wo die exacte mathematische und logische Beweisführung unmöglich ist und häufig Analogieschlüsse an die Stelle derselben treten, die mathematische Gewißheit und Evidenz nicht erreicht werden kann. Die vergleichende Psychologie kann sich der Vortheile der mathematischen Naturwissenschaft nicht rühmen. Hat es doch überhaupt mit der mathematischen Lösung mancher psychologischen Probleme vorab seine großen Bedenken.

Die Resultate, welche wir hier hoffen und erreichen können, mögen gleichwol zuweilen die leidliche Genauigkeit und Beweiskraft besitzen, welche eine Art von abgekürzter Wahrscheinlichkeitsrechnung ergeben könnte. In diesem Sinne wird den Schlüssen der vergleichenden Psychologie in manchen Fällen ein leidlicher Grad von Genauigkeit oder eine ziemlich hohe Wahrscheinlichkeit zugesprochen werden müssen. Die Bedeutung des Analogieschlusses hängt von der Zahl und Zuverlässigkeit der einzelnen Prämissen, der Grad der Gewißheit von der Zahl und der Stärke der Argumente in jedem einzelnen Falle ab. Wenn irgendein Gebiet wissenschaftlichen Strebens, so muß die vergleichende Psychologie sich die Auffassung H. Ulrici's von den verschiedenen Graden der Gewißheit und Evidenz

*) „Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens. Mit Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Tafeln" (2. durchgesehene und vermehrte Aufl., 2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1877).

zu eigen machen, um ihren Ergebnissen eine gewisse Zuverlässigkeit vindiciren zu können.

Da Caspari mit Vorliebe und mit Vorbedacht aus dieser werthvollen, aber nur mit großer Vorsicht zu verwerthenden Quelle schöpft, können die Anforderungen, welche an die Exactheit seiner Ergebnisse gestellt werden, von vornherein keine allzu großen sein. Hat es doch mit der Exactheit der Resultate auf den Gebieten der Urgeschichtsforschung überhaupt zumeist seine guten Wege. Ueberdies ist man auch auf den andern Forschungsgebieten, welche die wichtigsten Handhaben zur Lösung der urgeschichtlichen Probleme bieten sollen, sehr weit von exacten Ergebnissen, von strengen Beweisführungen in mancher fundamentalen Frage, von der Lösung manches Grundproblems entfernt. Auf den Gebieten der Sprachwissenschaft, der Völkerpsychologie und der Mythologie, der Archäologie und der Religionsgeschichte begegnen wir auf Schritt und Tritt unüberwundenen Schwierigkeiten, unentschiedenen Streitfragen, ungelösten Problemen und Räthseln, die bis zur Stunde den Anstrengungen unermüdlicher und hochbegabter Forscher spotten. Und die Hauptsache: die Probleme der Urgeschichte lassen ihrer Natur nach nur eine hypothetische Lösung zu und die wahrhaft wissenschaftliche Begründung der Hypothesen kann sich hier nur zwischen sehr engen Grenzen bewegen, deren Ueberschreitung mehr den Bedürfnissen der Phantasie als dem Streben nach verbürgter Erkenntniß zugute kommt.

Darum muß sich der provisorische Charakter und der bedingungsweise Erkenntnißwerth der Hypothesen eben hier in vielen Fällen geltend machen; darum werden auch gar viele von den Hypothesen, die auf diesem Gebiet aufgestellt werden, sehr weit hinter dem theoretischen Ideal der wissenschaftlichen Hypothese zurückbleiben. Gleichwol werden manche derselben mit den nöthigen Vorbehalten adoptirt werden dürfen, insoweit sie die geprüften Erscheinungen am besten erklären und solange ihre Voraussetzungen nicht widerlegt sind.

Die urgeschichtlichen Reconstructionen gründen sich im allgemeinen auf Hypothesen, welche nur theilweise eine unvollständige wissenschaftliche Begründung zulassen. In den meisten Fällen ist ein leidlicher Grad von Wahrscheinlichkeit das günstigste Ergebniß. In streitigen Fragen wird der höhere Grad der Wahrscheinlichkeit entscheiden. Aber die Feststellung desselben stößt häufig auf große Schwierigkeiten, sodaß dem Kampfe der widerstreitenden Meinungen ein großer Spielraum gelassen wird. Gilt dies von manchen Bestrebungen auf den Gebieten der allgemeinen Paläontologie und der prähistorischen Archäologie, so gilt es in noch höherm Maße von einer Entwickelungsgeschichte des frühesten Geisteslebens. Darum kann zunächst, und wol noch lange, von einer abschließenden wissenschaftlichen Leistung auf diesem Gebiete nicht die Rede sein, sondern nur von mehr oder minder gelungenen Versuchen, von der mehr oder minder zuverlässigen hypothetischen Lösung einzelner Theile der großen Aufgabe oder des Systems von Aufgaben, als das sich die psychologische Entwickelungsgeschichte darstellt.

Diese hypothetische Lösung gewisser Specialprobleme kann in manchem Falle der wissenschaftlichen Begründung nahe kommen. Ihr Erkenntnißwerth wird aber in der Regel durch die Bedeutung der Dienste, welche die genannten Hülfswissen-

schaften leisten können, bedingt sein. So wird sich dem vorsichtigen Forscher nicht allzu selten die Zurückhaltung des Urtheils empfehlen. Wenn gleichwol eine Reconstruction der urgeschichtlichen Entwickelungsvorgänge versucht wird, so darf der hypothetische Charakter derselben und das Fehlen oder die Unvollständigkeit der wissenschaftlichen Begründung nicht außer Acht gelassen werden.

Legen wir diesen Maßstab an den erwähnten Versuch Caspari's, so werden wir von demselben manche Anregung empfangen. Es darf als Verdienst des Autors anerkannt werden, daß er nicht nur die Bedeutung der vergleichenden Psychologie für die Lösung der urgeschichtlichen Probleme auf das entschiedenste zur Geltung gebracht, sondern auch psychologische Gesichtspunkte gewonnen hat, welche vielleicht die Orientirung auf manchem Felde der Forschung und die hypothetische Lösung einzelner Specialprobleme erleichtern könnten. Auch dürfte ihm in dieser Beziehung das Verdienst der Initiative von der unbefangenen Kritik nicht geradezu abgesprochen werden. Auf Gebieten, auf welchen die Forschung noch mit Schwierigkeiten der primitiven Entwickelung zu kämpfen hat, ist schon die Anregung zur Untersuchung, die Gewinnung heuristischer Principien, die Problemstellung, die Erörterung gewisser Streitfragen, die versuchsweise Aufstellung von Hypothesen, deren Voraussetzungen ihre Widerlegung nicht in sich selbst tragen, dankenswerth. Eben in diesen Richtungen hat sich auch Caspari Verdienste erworben, welche auch von den Gegnern seiner Ansichten und Erklärungsversuche nicht geschmälert werden sollten.

Allerdings fehlt dem Licht der Schatten nicht. Jener unverwüstliche Optimismus, welcher so manchen Urgeschichtsforscher zu den kühnsten Annahmen und Folgerungen ermuthigt, läßt auch Caspari zuweilen an der scheinbaren Ueberwindung ungangener Schwierigkeiten, an der scheinbaren Begründung kühner Hypothesen, die auf recht schwachen Grundlagen ruhen, seine Freude finden. Mit der beneidenswerthen Zuversicht, welche die kühnsten Urgeschichtsforscher ganz besonders angesichts der größten Schwierigkeiten bekunden, welche nirgends auf Grenzen des Erkennens stößt und oft muthig nach dem Entlegensten greift, führt auch Caspari manche seiner Reconstructionen mit dem mehr oder weniger deutlich ausgedrückten Anspruch auf jene allgemeine und vorbehaltslose Anerkennung ein, welche dem exacten Ergebniß der wissenschaftlichen Forschung und stricten Beweisführung gebührt. Auch dort, wo er psychologische Gesichtspunkte gewinnt, deren heuristischer Werth von unbefangenen Beurtheilern anerkannt werden könnte, läßt er sich oft von jener optimistischen Zuversicht fortreißen und zu mehr oder weniger phantasiereichen Reconstructionen verleiten, von welchen kein Steg zu dem fruchtbaren „Tiefthal der Erfahrung" zurückführt.

Dieses sanguinische Verfahren bei der Abfertigung erheblicher Schwierigkeiten, das im Widerspruch zu den Grundsätzen des philosophischen Kriticismus steht, von denen auch Caspari ausgegangen ist, ist keine blos individuelle Art dieses Autors. Er theilt dieselbe mit manchem Urgeschichtsforscher, der sich der Thätigkeit auf den Gebieten exacter Forschung rühmt. Mit den Schwierigkeiten der Forschung wächst auch die Gefahr des Irrthums. Darum können die Ergebnisse, welche von einzelnen muthigen Forschern auf dem Gebiet der psychologischen Entwickelungsgeschichte gewonnen wurden, nur mit größter Vorsicht aufgenommen werden. Diese Vorsicht

kann uns aber nicht verhindern, auch dem Verdienst desjenigen gerecht zu werden, der durch die Einführung einiger psychologischer Gesichtspunkte, durch die Formulirung einzelner Grundprobleme, durch die Anregung der Discussion über wichtige Streitfragen weitern Forschungen vorgearbeitet und Wegzeichen für die Lösung mancher Frage aufgestellt hat.

Hier ist auch das eigentliche Verdienst der Arbeit Caspari's zu suchen, das durch seine allzu kühnen Reconstructionen und voreiligen Annahmen wie durch die einigermaßen verschwommene Darstellung einzelner urzeitlicher Entwickelungsprocesse nicht aufgehoben wird. Das ist vielleicht nicht allzu wenig auf einem Gebiet, wo auch das in magnis voluisse ein Verdienst involvirt.

Das Werk Caspari's ist, insofern es mit den nöthigen Vorbehalten und mit kritischer Sonderung des Erwiesenen und des Hypothetischen gelesen wird, geeignet, zum tiefern Durchdenken der behandelten Probleme und zu selbständigen Versuchen in fesselnder Weise anzuregen.

Caspari ist bemüht, die neuesten Ergebnisse der Naturforschung für die Lösung der urgeschichtlichen Aufgaben zu verwerthen. Er hat die allgemeinen Grundsätze der Entwickelungslehre und insbesondere die Selectionstheorie Darwin's auf das psychologische Gebiet zu übertragen versucht. Er zeigt, daß die psychologisch-moralische Entwickelungsgeschichte des Menschen nur das letzte Blatt der allgemeinen Entwickelungsgeschichte ist, daß die allgemeinen Principien der letztern auf die Probleme der erstern angewandt werden müssen. Der Standpunkt Caspari's ist jener „kritische Empirismus, der nur die letzten einfachen und unauflöslichen Wurzeln für angeboren, alle complicirten aber für spätern Zuwachs ansieht, behufs deren Erklärung die Probleme gestellt sind, welche der Nativismus unerörtert läßt". Diese Auffassung verbietet ihm, die Bedeutung der nativistischen Naturanlage und der innern Bildungsgesetze zu überschätzen. Dagegen wird den „äußern Vehikeln", welche in den Ausführungen Caspari's eine sehr bedeutende (in einzelnen Fällen vielleicht eine allzu bedeutende) Rolle spielen, die höchste Wichtigkeit beigemessen. In der That scheint Caspari in mancher Hinsicht den äußern Einflüssen mit größerer Genauigkeit Rechnung zu tragen als den innern Bildungsgesetzen und Anlagen.

Caspari betrachtet im ersten Buch seines Werkes die Abstammung des Menschen und seine Stellung im Thierreich vom psychologischen Gesichtspunkte. Er kommt zu dem Schluß, daß der Urmensch von diesem Gesichtspunkte aus mitten innegestellt erscheint zwischen den Affen und den Raubthieren, insofern er die intellectuellen Fähigkeiten der erstern mit dem Selbstgefühl, dem Muth und dem streitbaren Sinn der letztern verband und so die Charakteristica der am höchsten stehenden Thierarten in sich zur Durchbildung und organischen Verbindung brachte. „Hier sind es die Selbstgefühle, dort die Mitgefühle, die er in sich aufgenommen und durchgebildet hat. Und wie hätte sich der Urmensch staatlich zusammenscharen können, wenn ihm die breite Basis der Mitgefühle ebenso gemangelt hätte wie den Raubthieren, oder wie hätte er andererseits sich in der wilden Urzeit gegen die Reihe der reißenden Raubthiere vertheidigen können, und wie hätte er den schwierigen Kampf ums Dasein gegen dieselben bestehen sollen, wenn ihm die Be-

herztheit und die angreifende Tapferkeit ebenso abgegangen wären wie den feigen Affen und Nagern?" Caspari hält es für unleugbar, daß in der allerfrühesten Urzeit das wilde Naturell des Raubthieres im Menschen bei weitem überwog. „Denn im steten Umgang mit Höhlenbären und Höhlentigern hatte er offen gegen dieselben den Kampf aufzunehmen, und wollte er sich entwickeln, so durfte er diesen Erbfeinden nicht ausweichen, und eben nur deswegen, weil er ihnen nicht auswich wie die kletternden Affen und scheuen Nager, gewann er Aussicht, den Kampf ums Dasein so überaus siegreich bestehen zu können."

Der Autor meint beiläufig, es gewinne für den Psychologen den Anschein, als seien „die Affenarten nur eine dem Menschen stammverwandte Nebenlinie (?), und (als solche) deren Glieder nur durch Feigheit, sinnliche Begierde und weibische Genußsucht entstellte Zerrbilder des Menschen, denen, aller dieser elenden Schwächen halber, der Siegespreis im Kampf ums Dasein unmöglich zufallen konnte". In diesem Sinne weist er auch den Affen ihren Platz in dem „psychologischen Stammbaum der Deciduaten" an, dessen Construction den Schwierigkeiten einer zuverlässigen genealogischen Anordnung leider nicht abhelfen dürfte. Das Menschengeschlecht bildet selbstredend die „Krone dieses Geschlechtsstammbaumes". Auf den ausgeprägten Nachahmungstrieb der Affen, den bereits Herder als das Charakteristicum der aufstrebenden Intelligenz des Affen bezeichnet und den neuerdings Vaihinger als das „psychische Verbindungsglied zwischen Affe und Mensch" charakterisirt hat, legt auch Caspari Gewicht, ohne jedoch die Bedeutung jenes Charakters zu überschätzen.

Eine glückliche Verbindung von Geselligkeitssinn, Artverträglichkeit und Familienliebe mit heroischem Muth und „sittlicher Tapferkeit" hat nach der Ueberzeugung des Autors den Uebergang „vom thierischen familiären Heerdenleben in das engere familiäre Staatsleben" bewirkt. Der menschliche Urstaat erscheint ihm nicht mehr als bloßes „negatives Vertheidigungssystem", sondern als eine Organisation „zum Zwecke der Entwickelung und des positiven Angriffs, zur nachdrücklichen Abwehr und Erkämpfung des Sieges im Kampfe ums Dasein". Auf dem Wege der Arbeitstheilung organisirte der Urmensch den Staat. „Sein verträglicherer Familiensinn und seine durch gebildetes (?) Selbstgefühl den Raubthieren gleichstehende Kampflust kommen ihm hierbei gelegen ... und da er zur Genüge in seinem Naturell eben diese Eigenschaften entwickelte, mußte er ursprünglich schon die Stufe des Thierstaates erreichen. So gewann der Urmensch nicht nur Schutz, sondern auch ein ursprüngliches Uebergewicht über alle ihm an Kräften überlegenen Arten." Unter dem Schutz des Staatslebens wurde die sorgfältigere und ausdauernde Pflege der Nachkommenschaft möglich. Im Zusammenleben der Familien- und der Gemeindeglieder bildete sich ein neuer „tiefer gefurchter Boden der Anhänglichkeitsgefühle, und neue Sitten, die das lose und lockere Heerdenleben nicht kannten, kamen ... zum Ausdruck". Durch die Anhänglichkeit der Familienmitglieder wird die Anhänglichkeit an das Staatsoberhaupt wie überhaupt an die hervorragendsten Mitglieder des Stammes, an die tonangebenden Führer und Lehrer vorbereitet.

Zu den interessantesten Theilen des Werkes gehören die Erörterungen über die ursprüngliche Entwickelung der Sprache. Caspari bezeichnet vor allem die

Annahme einer „ursprünglichen Sprachvollkommenheit", der später eine allgemeine Sprachenverwirrung folgte, als eine Dichtung. Er meint, im Gegensatz zu namhaften Naturforschern und Anthropologen, daß die Vögel hinsichtlich der Sprachbegabung dem Menschen am nächsten stehen. Obwol er die Sprachfähigkeit als solche allen höhern Thieren bis zu einem gewissen Grade zusprechen zu müssen glaubt, gesteht er doch zu, daß „nur der Mensch die Sprache im vollgültigen Sinne des Wortes entwickelte".

Merkwürdig sind auch die Ausführungen des Autors über die Ausbildung der Handgeschicklichkeit, deren hohe Bedeutung für die Entwickelung des Menschen auch Herder vollauf gewürdigt hat, und über den aufrechten Gang des Menschen. Hier sucht Caspari das ursprüngliche Uebergewicht des Menschen in somatischer Beziehung. Dies Uebergewicht liegt ihm nicht auf seiten der höhern Sinne, wohl aber „hinsichtlich einer eigenthümlichen Ausbildung des Tastsinnes in den Händen. Es ist die feinere Handgeschicklichkeit, d. h. die Feinfühligkeit der Extremitäten überhaupt, die der Mensch von vornherein mit den Affen theilt und die für ihn eine Entwickelungsanlage in sich schließt, auf die wir bei Gelegenheit der Sprachentwickelung unser ganzes Augenmerk zu richten haben".

Der Autor hält es nicht für nöthig, den aufrechten Gang als ein ursprüngliches Privilegium zu betrachten. Er meint, der Urmensch sei durch die Umstände dazu gedrängt worden, sich dem aufrechten Gang „in seinem kriegerischen Dasein allmählich anzupassen". Gustav Jäger hat gelegentlich auf die hohe Bedeutung des aufrechten Ganges für die Ausbildung der Sprachfähigkeit hingewiesen. „Nun ist leicht zu erkennen, daß diejenigen Thiere, welche ihre Vordergliedmaßen von der harten Last des Körpertragens freimachen lernen, sehr bald die Fähigkeiten erlangen, ihre Lunge zu diesem Behufe frei und geschickt zu verwenden, sodaß sie zu einer Art Dudelsack ausgebildet wird, durch welchen sie die Tongebung verfeinern und in der geschicktesten Weise durchbilden lernen. Andererseits, sehen wir, kann allen denjenigen Thieren diese feinere Ausbildung der Brustkastenbewegung niemals gelingen, welche sich nicht dauernd vom Boden mit den Vordergliedmaßen erheben. Da bei der vierbeinigen Gangart nämlich die Brustkastenbewegung völlig abhängig von der Bewegung der Vordergliedmaßen ist ..., so werden die feinern Ausathmungsarten, welche die Stimmbänder in fein abgestufte Schwingungen versetzen, hier selten oder gar nicht geübt."

Als die beiden äußern Vehikel der „sich so rapid fortentwickelnden" menschlichen Intelligenz betrachtet Caspari die sich ausbildende Handgeschicklichkeit und die sich ausbildende Sprache. In physiologischer Hinsicht bezeichnet er die menschliche Sprache als „eine durch die feinere Athmung regulirte und artikulirte Lautgebung". Allein er verhehlt sich keineswegs, daß das eigentliche Charakteristicum der menschlichen Sprache in den psychologischen Voraussetzungen derselben, welche auch bei den höhern Thieren völlig oder so gut wie völlig fehlen, zu finden ist.

„Die menschliche Sprache ist nun offenbar ihrem Charakter nach bei weitem mehr als jene thierische interjectionale und unmittelbare Gefühlssprache durch die Stimmmittel. Um es kurz zu sagen: die Sprache wird als Verständigungsmittel nur erst dadurch specifisch menschlich, daß Laute bestimmte Bezeichnungen ein-

schließen, auf die nicht, wie durch die Interjectionen, direct und unmittelbar in der Gegenwart hingewiesen wird, sondern die zugleich an Abwesendes oder Zukünftiges, und also nicht momentan Vorhandenes, erst mittelbar erinnern, d. h. also eine verständnißvolle Erinnerung indirect hervorrufen wollen. Ist also die Interjectionssprache der Thiere, und zwar auch die hochentwickelte der Vögel, nur eine Unmittelbarmittheilung durch geäußerte Zeichen (seien diese Zeichen Geberden, Laute oder Mienenwinke u. s. w.), so wird die menschliche Sprache nur erst dadurch charakteristisch menschlich, daß sie über diese Stufe sich hinausbildet, um Laute zu erzeugen, die durch gewisse mittelbare Beziehungen (Steinthal's innere Sprachformen) zu reinen Erinnerungsbildern sich ausbilden, die dem Hörer bestimmte Vorstellungen indirect vor die Seele rufen, die nicht immer in Beziehung zur Gegenwart zu stehen brauchen."

Der Autor meint, es trete in der sprachlichen Gemeinschaft zunächst ein Zustand ein, bei dem die Mitglieder derselben auf das Errathen der Bedeutung des Gesprochenen angewiesen sind. Er denkt sich in irgendeiner unvordenklichen Zeit das „Stadium eines unbestimmt sprachlichen Zustandes" (!) verwirklicht. Er betont selbst, daß in diesem Lautgewirr von keiner bestimmten Mittheilungsfähigkeit die Rede sein kann, daß die Gemeinschaft in diesem Fall nicht über der durcheinanderschreienden Affenheerde steht. Wie aber soll die Verständigung dennoch nachträglich zu Stande kommen?

Der Autor hilft sich mit einer merkwürdigen, fast allzu originellen Hypothese. Seines Erachtens hat der hochentwickelte Nachahmungstrieb und das Anlehnungsbedürfniß die Schwierigkeiten der Sprachentwickelung überwunden. Nur betont er nachdrücklich, im Gegensatz zu herkömmlichen Auffassungen, daß „die Entwickelung der Urlaute zu Wurzeln sich frühestens überhaupt nicht anlehnen konnte an hervorragende tönende Naturerscheinungen, da der Urmensch dieselben ebenso wenig wie die Deciduatenarten eines besondern Interesses würdigte". Als die frühesten Bildner der Sprache erscheinen ihm die sogenannten „Tonangeber", die „das Sprachengewirr durchbrachen und den Knoten durchhieben": hervorragende Personen, deren Einfluß sich auf alle Glieder des Stammes erstreckte.

In diesem Sinne erscheint der Stammälteste, das Haupt und der Führer der Gemeinschaft als das wichtigste Organ der Sprachbildung. „Die charakteristische Tonfärbung seiner Stimme übte daher, wie wir mit Recht (!) anzunehmen haben, ganz unwillkürlich auf alle Glieder der Gemeinde eine geistige Gewalt, alle behielten sie, verschmolzen mit seinen Thätigkeiten und Handlungen, treu im Gedächtniß und dem unter den Urmenschen hochentwickelten Nachahmungstriebe mußte es daher unwillkürlich gelingen, eine Reihe seiner charakteristischen Laute, die man mit Handlungen und Gebräuchen wiederholentliche Verbindungen eingehen sah, übereinstimmend und verständnißvoll für alle zu wiederholen. . . . So, sehen wir, hatte sich ein Mittel- und Krystallisationspunkt für die ersten allgemeinverständlichen innern Sprachformen gebildet, und es konnten nun damit Wurzeln entstehen von wahrhaft objectivem und allgemeinverständlichem und mittheilbarem Charakter u. s. w."

Mögen auch manche Erklärungsversuche des Autors keineswegs unanfechtbar sein; mag er das Verdienst Lazarus Geiger's überschätzen oder dort suchen, wo es nicht liegt: immerhin können wir manche Ausgangspunkte des Autors als glücklich gewählt betrachten und ihm beipflichten, wenn er mit löblicher Entschiedenheit dabei verharrt, daß das eigentliche Sprachräthsel nur durch die psychologische Wissenschaft zu lösen ist. „Wichtig für die Lösung des Problems ist die Untersuchung über die Feststellung und Entwickelung der Sprachübereinstimmung und Verständigung; denn nur durch letztere ist die Sprache für den Menschen das geworden, was sie thatsächlich ist."

Auch Caspari vertritt, im Gegensatze zu den auf sehr zweifelhafte Argumente gestützten Ansichten anderer Forscher, die Ueberzeugung, daß die Sprache ein „gemeinschaftlich vollbrachtes Werk" der Gesellschaft ist. Seine Hypothese über die Sprachentwickelung entspricht im wesentlichen vollständig der Auffassung des klar sehenden M. Lazarus. „Hier nun tritt der Umstand, daß die Sprache eben in Gesellschaft geschaffen wird, hülfreich und begünstigend ein; wenn mehrere Individuen bei einem gemeinsamen Anblick eines Dinges Laute hervorbringen, welche einigermaßen voneinander abweichen, so werden sie alle, da jeder den eigenen und den fremden Laut zugleich hört, unwillkürlich danach trachten, ihren Laut zu verändern bis zur Uebereinstimmung, besonders wol mit dem Laute desjenigen, welcher der Größte, Stärkste, Klügste, überhaupt der Bedeutendste unter ihnen ist. Die Jäger und die Krieger werden den Ruf ihres Anführers, die Glieder einer Familie den Sprachlaut ihres Oberhauptes wiederholen und zu ihrem eigenen machen; mitten in der Sprachschöpfung wird auch theilweise Spracherlernung eintreten."

Auch der Abschnitt über die Wiege des Menschengeschlechts und die Rassenausbreitung enthält manches bemerkenswerthe Aperçu. Der Autor betont, daß es vorab ganz unmöglich ist, den „eigentlich ersten Bezirk" zu bestimmen, in dem die ersten Menschentypen aufgetreten sind. Doch sprechen nach seinem Dafürhalten viele Argumente dafür, daß Südasien und Ostafrika als Hauptschauplatz der frühesten urgeschichtlichen Begebenheiten und als Centralpunkt der psychologischen Entwickelungsgeschichte der Völker zu betrachten sind.

Wie die Sprache die äußere Grundlage und Stütze des Erkenntnißtriebes, so die Hand, wie der Autor zeigt, die „äußere Grundlage des Kunsttriebes".

Ueber die Quelle des Kunstsinnes wird gesagt: „Offenbar gehört zum Wesen der künstlerischen Begabung in erster Linie das, was eben allen niedrigen Rassen abgeht; nämlich vorzugsweise ein bestimmter Grad äußerer Flexibilität und Körperbeweglichkeit, d. h. äußerer Trägheitsüberwindung, und was eng damit zusammenhängt, ein bestimmter Grad arbeitslustiger Fingerfertigkeit. Beide genannten Bedingungen sind indessen nur die äußern nothwendigen Vortheile; denn alle diese äußern Fähigkeiten müssen erst im Innern das anregen, was wir Kunstsinn und Kunstbegabung nennen. Die innere Kunstbegabung verhält sich zu den äußern genannten Factoren der manuellen Geschicklichkeit ähnlich wie die sogenannte innere Sprachform als Begriffs-, Bedeutungs- und Gedankenfeststellung zur äußern artikulirten Lautbefähigung." Auch in diesem Falle ist das eigentliche Problem ein psychologisches.

Bei der Besprechung der äußern Naturbedingungen des menschlichen Culturaufschwunges kritisirt der Autor die Ansichten der ältern Schule der Mythologen über die Beziehung der Menschen zu der umgebenden Natur. Er betont weiter, daß zu großer Mangel ebenso wie zu großer Ueberfluß die Entwickelung hemmt und daß die äußern Lebensbedingungen den Urmenschen zum unsteten Jägerleben nöthigen, dem erst nach langer Zeit der Ackerbau folgte.

Die Darstellung der Uranfänge des religiösen Lebens enthält manches interessante Detail, manches bemerkenswerthe Aperçu. Die kritischen Ausführungen und noch mehr die eigenen, nicht immer auf vollwichtige Argumente gestützten Annahmen des Autors dürften vielfach den Widerspruch der Fachmänner herausfordern. Leider ist es dem Autor hier nicht immer gelungen, seine Auffassung mit der vollen Klarheit des Ausdrucks darzustellen. Zuweilen ist das Bild der dargestellten Processe einigermaßen verschwommen. Gleichwol fehlt es auch hier nicht an anregenden Betrachtungen.

Wir beschränken uns auf die Anführung einiger allgemeiner Bemerkungen: „Das engere Familienleben mit seinen tief-sittlichen Beziehungen und erziehenden Wechselwirkungen ist der ursprüngliche Born und die unerschöpfliche Quelle der tiefsten Empfindungen, auf deren Grundlage allein das Verständniß und die Macht aller wahren Religion emporwächst.... So sind uns in der Nächstengemeinschaft und in der Familie bereits alle Wurzeln gegeben, aus denen die religiöse Furcht in der Liebe und damit das Gefühl fürs Erhabene emporwächst.... So liegt es uns nunmehr ob, zu zeigen, daß wir keine psychologischen Gründe haben anzunehmen, daß der Urmensch auch die Thiere oder andere Objecte ursprünglich in denselben (Nächstenkreis) hineinzog, um sie eo ipso mit einem religiösen Inhalt auszustatten und sie mit erhabener religiöser Achtung zu begrüßen. Im Gegentheil werden wir nachweisen, daß alle tiefern Gefühle, namentlich das der sittlichen Erhabenheit, ursprünglich nur ihr natürliches Gedeihen gegenüber den Gliedern und Genossen der Nächstengemeinschaft fanden, an andern todten Dingen und Wesen aber, welche der Mensch mit natürlichem Instinct sorgfältig von seinesgleichen und vom Nächsten unterschied, nicht zur Geltung kommen konnten.... Von einer ohne weiteres angeborenen Pietät des Menschen für die gefährlichen Thiere kann daher nicht geredet werden.... Die Naturobjecte erhielten somit erst durch mittelbare (gewissermaßen unnatürliche) Uebertragung und Vermittelung, was an religiösen, erhabenen Gefühlen ursprünglich innerhalb jenes engern Kreises zum Ausdruck und zum Verständniß gekommen war, der dem Menschen in der That unmittelbar nahe stand.... Innerhalb des engern menschlichen Familienkreises und der socialen Gemeinschaft konnte sich die Religion aus der thierischen Stufe (?) emporheben, sich läutern und höher entwickeln.“ Die Charakteranlagen des Menschen waren die „Grundvehikel aller höhern Entwickelung“, nicht zum wenigsten des religiösen Aufschwunges.

Die thierisch-naive Weltanschauung ist ihrem Wesen nach materialistisch und charakterisirt sich durch den Mangel des Begriffs der Körperlosigkeit und einer klaren Vorstellung des Todes, welche mit der „Auffassung des Seelenbegriffs“ zusammenhängt. Beide wurden „erst in einer spätern Epoche gemeinsam ausgebildet“.

Der Begriff der Seele ist ein „verhältnißmäßig sehr spät entstandener Begriff", der erst gebildet wurde, als „die Urmenschheit in ihren Naturerfahrungen bei weitem mehr vorgeschritten, außerdem aber von den frühesten Menschen zugleich eine der wichtigsten Entdeckungen überhaupt gemacht worden war: die Feueranzündung."

Die Feuererfindung und ihr Einfluß auf die Entwickelung von Religion und Cultur sind in einer längern Reihe von interessanten Kapiteln dargestellt, die neben vielen sehr gewagten Reconstructionen und anfechtbaren Hypothesen manche treffende Bemerkung und anregende Ausführungen enthalten. Die Entstehung des Schamanenwesens und des Priesterthums, die Weltanschauung und die religiösen Gebräuche der Feuerzeit, die Ausbildung des Seelenbegriffes, die Entwickelung des Fetischismus, die fetischistische Betrachtung der Himmelserscheinungen, die Religionsanschauungen der niedrigsten Völker mit Rücksicht auf die Urgeschichte der Religion, die Priesterkämpfe der Urzeit, die Verwendung der Metalle im Dienst des Aberglaubens, die Entwickelung der Mythen werden ausführlich dargestellt und geben Veranlassung zu mancher phantasiereichen Erklärung.

Manches interessante Detail enthalten auch die Abschnitte über die Entwickelung und über die culturhistorische Bedeutung des Schriftenwesens und der Zahlzeichen, über die Anfänge der Astrologie und der Astronomie, über die ältesten kosmogonischen Speculationen, über die ältesten künstlerischen Versuche und Bestrebungen, über die Religionsstifter und über die Ausbildung einer makrokosmischen Anschauung. Auch in diesen Untersuchungen fehlt es nicht an mehr oder weniger willkürlicher Handhabung und Deutung des durch die Specialforschungen gewonnenen Materials, an phantasiereichen Erklärungsversuchen und gewagten Hypothesen. Auch wäre vielfach eine klarere und plastischere Darstellung zu wünschen. Gleichwol wird der mit kritischer Vorsicht fortschreitende Leser auch hier mannichfache Anregung empfangen.

Die Größe des Entwurfs und manche verdienstliche Einzelheiten der Ausführung können auch von denjenigen anerkannt werden, welche den Erklärungsversuchen des Autors vielfach ihre Zustimmung versagen müssen. Am wenigsten aber sollte dem Autor vergessen werden, daß er manche wichtige Discussion neuerdings in Fluß gebracht und der vergleichenden Psychologie ihren Arbeitsantheil an der Lösung der urgeschichtlichen Probleme zugewiesen hat.

Das Transvaal und seine neueste Geschichte.

III.

Die Antwort des Administrators Sir Owen Lanyon auf die Aufforderung der Boers zur friedlichen Uebergabe der Regierung war eine Proclamation, die denjenigen Rebellen Verzeihung zusagte, welche sich sofort unterwerfen und nach Hause zurückkehren würden. Die Garnison von Pretoria bezog ein festes Lager vor der Stadt; Potchefstroom, Standerton, Wakkerstroom wurden belagert. Die englische Stärke im Lande, Ende 1880, war: bei Pretoria 500 Mann, 2 Kanonen, bei Potchefstroom 100 Mann, 2 Kanonen, in Standerton 4 Compagnien, in Wakkerstroom 2 Compagnien, in Rustenburg 1 Compagnie, in Lydenburg 50 Mann. In Natal standen 1300 Mann. General Sir G. Colly, der englische Befehlshaber der Truppen, glaubte den Aufstand mit diesen Mitteln unterdrücken zu können; es wurde jedoch auch von Indien und England Verstärkung gesandt.

Joubert, der Commandant der Boers, stellte am 3. Jan. 1881 700 Mann bei Coldstream an der Grenze von Natal und 700 Mann bei Bliquants Pont, gegenüber Fourteen Streams am Vaal, der Grenze von Griqualand, auf, um einen Einmarsch des Feindes hier zu beobachten. General Sir George Colley brach in Natal auf mit 1500 Mann. Zwischen Colley und den einzelnen Garnisonen im Transvaal war alle Verbindung unterbrochen. Der General erließ folgende Proclamation an die Truppen: „Die Aufgabe, welche uns durch ein Vorgehen, zu dem wir keinen Anlaß gaben, aufgedrungen wurde, ist eine schwierige, und der General ruft alle Offiziere und Soldaten auf, ihm in seinem Bestreben beizustehen, die Leiden zu mildern, welche aus dem Kriege entstehen müssen. Wir müssen Sorge tragen, daß nicht die Unschuldigen anstatt der Schuldigen gestraft werden; wir müssen bedenken, daß, obgleich irrend und getäuscht, die Boers im ganzen ein braves und edles Volk sind und von Gesinnungen geleitet werden, die unsere Hochachtung verdienen."

Nachdem die Engländer sich bei Newcastle an der Transvaalgrenze concentrirt hatten, zogen die Boers von Coldstream aus in die Colonie Natal ein; ihre Streifzüge gingen bis an den Ingogo vor, 16 englische Meilen von Newcastle.

In England bildete sich ein Comité, die Transvaal Independence Committee, welches bezweckte, die Regierung zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit der Boers zu bewegen. Die Mitglieder der Opposition erschienen in Capstadt vor dem Gouverneur Sir George Strahan mit demselben Verlangen. Im Oranje-Freistaat

hatte der umsichtige Präsident schweren Stand, allgemeinen offenen Anschluß an die Transvaaler abzuhalten. Dagegen richtete er am 5. eine Zuschrift an Sir George Strahan und ersuchte ihn, einen Commissar nach dem Transvaal zu senden, um dort das wahre Verhalten bei der Annexion zu prüfen, und nannte Sir Henry de Villiers, Oberrichter der Capcolonie, als einen besonders geeigneten Mann zu dem Behufe. Sir George Strahan trat mit dem Präsidenten in Correspondenz und brachte ihn mit der britischen Reichsregierung in directe Verbindung, was dann schließlich zum Waffenstillstand und zum Frieden führte. Allein vorher sollten noch die Waffen entscheiden.

Die Gesammtstärke der Boers betrug an 6000 Mann, die verschiedenen Abtheilungen derselben standen bei Pretoria, Potchefstroom, Standerton, Wakkerstroom, Heidelberg und zu Laings-Nek im Gebirge Nordnatals. Sie waren sämmtlich beritten und mit Büchsen bewaffnet, aber ohne Bajonnet, Säbel oder Hirschfänger. Sie hatten keine Artillerie außer einer Kanone zu Potchefstroom.

Am 25. Jan. landete das englische Truppenschiff Euphrates mit 1400 Mann Verstärkung zu Durban in Natal. Am Tage vorher war Sir George Colley mit 1000 Mann und Vorräthen für 14 Tage von Newcastle abmarschirt und gelangte nun bis an den Ingogo, 4 englische Meilen von den Vorposten der Boers. Colley ging über den Fluß und wurde dann durch Regen aufgehalten, worauf er ein Lager aufschlug. Am 28. Jan. um $6\frac{1}{2}$ Uhr morgens brach er auf, um die Stellung zu Laings-Nek anzugreifen. Die Boers waren gegen 2000 Mann stark. Die Engländer wurden mit schwerem Verlust zurückgeschlagen. Ein Oberst, 6 andere Offiziere und 80 Mann blieben todt, über 100 Mann waren verwundet. Colley zog sich in sein Lager zurück, wo er unbehelligt blieb. Seine Verbindung mit Newcastle blieb offen bis zum 7. Febr., wo die englische Post von den Boers angefallen wurde. Am 8. ging Colley mit 5 Compagnien Jäger, 2 Feld- und 2 Bergkanonen und 1 Schwadron Reiterei vor, um die unterbrochene Verbindung wiederherzustellen. Am Ingogo ließ er die Bergkanonen und eine Compagnie Jäger zurück und ging mit der übrigen Colonne über den Fluß, worauf er angegriffen wurde. Die Engländer schlugen den Angriff ab, aber mit schwerem Verluste. Sie hatten 6 Offiziere und 62 Mann todt, 64 Verwundete. Gegen Abend zogen sich beide Parteien in ihr Lager zurück. Am 17. Febr. kam Sir Evelyn Wood mit Verstärkung in Newcastle an, mit 1 Bataillon Jäger, 1 Regiment Hochschotten, 2 Schwadronen Reiterei, 50 Mann Marine, 2 Kanonen. Inzwischen wurden die Unterhandlungen fortgesetzt zwischen Präsident Brand und Sir Hercules Robinson, dem neuen Gouverneur am Cap.

Am 27. Jan. telegraphirte Sir Hercules dem Präsidenten: „Ich bin beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß, falls offener Widerstand sofort aufhört, Ihrer Majestät Regierung bestrebt sein würde, einen Plan vorzulegen, welcher nach ihrem Ermessen jeden einsichtigen Freund des Transvaal befriedigen würde.“ Am 22. Febr. stießen zu Sir George Colley 1 Regiment Husaren, das 92. Regiment Infanterie, 1 Rotte Marinesoldaten, 2 Kanonen und 150 Vorrathswagen. Am 26. in der Nacht setzte sich Sir George Colley mit 20 Offizieren und 627 Mann Infanterie, Jäger und Marinetruppen in Bewegung, um den Majuba zu besetzen,

einen Berg, welcher die Stellung der Boers zu Laings-Nek beherrschte. Nach achtstündigem steilen Klettern erreichte die Colonne den Gipfel, zu erschöpft, sich zu verschanzen; doch bildete eine halbringförmige Felsplatte auf dem Gipfel eine natürliche Brustwehr. Die Position galt für uneinnehmbar. Die Boers hatten die Besetzung des Majuba nicht bemerkt, bis die Engländer um 5 Uhr am Morgen das Lager derselben zu Laings-Nek zu beschießen begannen. Alsbald gerieth das Lager in Bewegung und standen die Boers am Fuße des Majuba. Sie unterhielten ein ununterbrochenes Feuer. Doch waren, so unfehlbar ihr Geschoß sonst traf, bis 11½ Uhr auf dem Majuba nur vier Mann verwundet. Aber die Schnelligkeit der Bewegungen der Boers, ihre Geschicklichkeit, sich bei solcher Schnelligkeit stets in Deckung zu halten, war erstaunlich. Um 11½ Uhr gelangten sie plötzlich in den Besitz des Gipfels: General Colley war gefallen, die Engländer eilten fliehend den Abhang hinunter, über das Feld nach dem Lager, verfolgt von den Boers. Nur das wohlgezielte Artilleriefeuer des englischen Lagers machte es einem kleinen Theile der Colonne möglich zu entkommen.

Nach Sir George Colley's Tod fiel das Commando der Armee und die Gouverneurschaft von Natal dem Sir Evelyn Wood zu, welcher von Maritzburg nach Newcastle und dann nach dem englischen Lager eilte. Am 6. März fand eine Zusammenkunft des Sir Evelyn Wood und Joubert's zwischen den feindlichen Linien statt, und ein achttägiger Waffenstillstand wurde abgeschlossen, um Kruger in den Stand zu setzen, Mittheilungen, welche ihm General Sir George Colley gemacht hatte, zu beantworten. Dieser Waffenstillstand beendigte den Krieg. Dem Sir Evelyn Wood wurde gestattet, den belagerten englischen Besatzungen im Transvaal acht Tage Proviant zu senden, dessen Ablieferung die Offiziere der Boers übernahmen; Munition zu senden wurde nicht bewilligt. Präsident Brand begab sich an die Grenze, um mit Kruger und Joubert zu berathschlagen und für eine Vereinbarung mit den Engländern behülflich zu sein. In einer Zusammenkunft Sir Evelyn Wood's und Joubert's am 14. März wurde der Waffenstillstand um vier Tage verlängert, um Kruger's Ankunft abzuwarten, welcher durch schlechtes Wetter auf der Reise aufgehalten worden war. Betreffs der Verproviantirung der Besatzungen blieben die bisherigen Einrichtungen bestehen. Nach Ablauf der vier Tage wurde der Waffenstillstand dann noch weiter verlängert und am 21. März in einer Conferenz zwischen Pretorius, Kruger und Sir Evelyn Wood und unter Mitwirkung des gleichfalls anwesenden Präsidenten Brand ein präliminarer Friedensvertrag vereinbart, dessen Hauptbestimmungen Gladstone bereits am 22. März dem britischen Unterhause mittheilte, nämlich: 1) Die Oberherrlichkeit (Suzerainty) der Königin im Transvaal wird anerkannt; 2) die Boers erhalten Selbstregierung; 3) Controle über auswärtige Angelegenheiten wird der Königin vorbehalten; 4) ein britischer Resident wird in der Hauptstadt des Transvaal eingesetzt; 5) eine königliche Commission, bestehend aus Sir Evelyn Wood, Sir Henry de Villiers, Sir Hercules Robinson, zur Festsetzung der Vorschriften für die Behandlung der Eingeborenen und zur Entscheidung von Grenzstreitigkeiten wird eingesetzt; 6) die Boers ziehen sich von Laings-Nek nach dem Transvaal zurück; 7) die britischen Besatzungen bleiben bis zum definitiven Friedens-

schluß im Transvaal stehen; 8) Sir Evelyn Wood geht nicht vor und sendet keine Kriegsvorräthe ins Transvaal.

Wegen Mangels an Proviant hatte am 21. die Besatzung von Potchefstroom sich ergeben, weil der mit Proviant versehene Wagenzug, welchen Sir Evelyn laut Waffenstillstandsbestimmung abgesandt hatte, nicht angekommen war. Da zur Zeit der Uebergabe der Waffenstillstand stattfand, so verlangte Sir Evelyn Wood die Zurückstellung der Kanonen und der sonstigen zu Potchefstroom bei der Uebergabe vorhandenen Regierungsvorräthe sowie das Recht, den Platz wieder zu besetzen. Die Besatzung hatte während der Belagerung 18 Mann an Todten und 20 Mann an Verwundeten. Schließlich wurde das Abkommen getroffen, daß den Engländern die Kanonen wieder zurückgestellt werden und daß sie das Fort zu Potchefstroom wieder besetzen sollten.

Am 30. März erfolgte im Oberhause ein starker Angriff auf die Politik der englischen Regierung bezüglich des Transvaal seitens des gelehrten Lord Cairns, des Marquis von Salisbury und anderer conservativer Peers. Das House of Assembly am Cap sprach einstimmig seine Freude über den Frieden aus.

Die nach den Friedensstipulationen eingesetzte königliche Commission trat am 10. Mai zu Newcastle zusammen, siedelte jedoch nach Pretoria über, weil dort fortwährend die erforderlichen Documente nachgesehen werden konnten. Wegen Verzögerung der zugesagten Rücklieferung der Kanonen wurden die Sitzungen erst am 14. Juni zu Pretoria eröffnet. Der zu Heidelberg sitzende Volksraad ernannte Stellvertreter bei der Commission, welche als solche von derselben anerkannt wurden. Sir Evelyn Wood war der Ansicht, daß eine östliche Grenzstrecke des Transvaal unter britischer Jurisdiction verbleiben sollte, um Grenzstreitigkeiten zwischen den Boers und den Zulu oder den Swasi zu vermeiden. Die Boers widersetzten sich dem Antrage mit Nachdruck und die Commission gab nach. Bezüglich des lange strittigen Gebietes im Südosten des Transvaal, des sogenannten „Keate-Award", entschied die Commission nach den Bestimmungen der speciellen Commission von 1879, nach welchen den Boers die von ihnen in jenem Gebiet thatsächlich eingenommenen, besetzten und benutzten Lande verbleiben sollten, wogegen die von ihnen nur nominell in Gehöfte vertheilten Lande, nämlich die Gebiete der Baralong, Korama, Batlapin, Mankeroäne, Machlabana, Gasibon, vom Transvaal ausgeschlossen werden sollten. Die zwischen der königlichen Commission und den Repräsentanten des Transvaal in solcher Weise vereinbarte Convention wurde am 3. Aug. abgeschlossen. Die Ratification derselben durch Regierung und Volksraad des Transvaal sollte innerhalb drei Monate erfolgen. Die Civilregierung des Transvaal sollte den Behörden der Boers sofort nach Abschluß der Convention übergeben, die britischen Truppen aber erst nach erfolgter Ratification aus dem Transvaal zurückgezogen werden; falls dieselbe nicht innerhalb der anberaumten Frist erfolgen sollte, werde Ihre Majestät ihre Souveränetät im Lande wieder übernehmen. Betreffs der Entscheidung von Ansprüchen auf Entschädigung für Verluste im Kriege wurde eine Untercommission eingesetzt.

Ueber die Befugnisse der bei der Regierung des Transvaal zu accreditirenden

britischen Residenten bestimmte die Convention: Dem Residenten steht die Controle der auswärtigen Angelegenheiten des Staates, die Controle der Grenzangelegenheiten desselben und die Beschützung der Interessen der Eingeborenen zu. Für die Eingeborenen innerhalb des Staates sollen besondere Ländereien abgemarkt werden in den Bezirken Waterberg und Zoutpansberg; sie erhalten das Recht der Freizügigkeit unter dem Paßreglement des Staates. Die Verordnungen der Sand-River-Convention über Sklaverei sollen aufrecht gehalten werden. Dem Suzerän bleibt bei allen die Eingeborenen betreffenden Maßnahmen ein Veto vorbehalten.

Der britische Colonialminister Lord Kimberley hatte beantragt, daß der Bezirk Zoutpansberg den Eingeborenen als ein unabhängiges Gebiet gegeben werde; dies wurde von der Commission nicht genehmigt. Freier Verkehr und freier Gottesdienst wird festgestellt. Bezüglich der Finanzen wird bestimmt: Die Schuld der Republik zur Zeit der Annexion betrug 301727 Pfd. St. Davon wurden während der britischen Administration abgetragen 150000 Pfd. St. Infolge neucontrahirter Verbindlichkeiten stellte sich die Schuld des neuen Staates Ende 1881 auf 425893 Pfd. St., nämlich Vorschüsse der Cape-Commercial-Bank 48000 Pfd. St., Eisenbahnobligationen 85667 Pfd. St., Waisenhausfonds 27226 Pfd. St., Guthaben der britischen Regierung 265000 Pfd. St.

Die Civilregierung wurde am 8. Aug. dem Triumvirat übergeben, und letzteres beeilte sich mit der Einberufung des Volksraads. In diesem erregte die Convention, deren Ratification verlangt wurde, lange und heftige Debatten. Namentlich wurde die Anerkennung der britischen Oberherrlichkeit beanstandet, in welcher man eine, wenn auch immerhin nur nominelle Schmälerung der erkämpften Unabhängigkeit erblicken mußte. Die zur Ratification anberaumten drei Monate waren fast verstrichen, und die Convention war noch immer nicht ratificirt. So groß war die Opposition, daß das Triumvirat Gladstone telegraphisch um einige Modificationen der Convention ersuchte. Allein England blieb fest und bestand auf Annahme derselben in der festgesetzten Form. Der Volksraad gab sich denn endlich zufrieden mit der im wesentlichen erlangten Unabhängigkeit und ratificirte endlich den Vertrag am 25. Oct. 1881.

Eine Massenvolksversammlung wurde vom 13. bis 16. Dec. 1881 zu Paardekraal gehalten zur Feier des Friedens- und Unabhängigkeitsfestes mit Gottesdienst, Reden und Spielen.

Chronik der Gegenwart.

Theatralische Revue.

Wir haben früher öfters von den vereinzelten Aufführungen neuer Tragödien gesprochen, die bald hier, bald dort auftauchten: in dieser Saison sind die Aspecten für das Trauerspiel günstiger, dank den Erfolgen eines jüngern Dichters. Die Aufführung eines Trauerspiels von Ernst von Wildenbruch ist für jede anständige Bühne jetzt fast obligatorisch geworden, und da einer jeden die Wahl zwischen vier Trauerspielen bleibt, so sind auch Hemmnisse in Bezug auf die Besetzung der Rollen ausgeschlossen. Hier wird „Harold" gegeben, dort „Die Karolinger"; die frankfurter Bühne läßt auf den „Mennoniten" „Väter und Söhne" folgen; die neue Stägemann'sche Direction in Leipzig hat „Harold" mit vielem Erfolg gegeben und stellt ein ganzes Wildenbruch'sches Repertoire in Aussicht. Wir haben die vier Dramen des Dichters, welche gleichzeitig den Siegesmarsch über die vier Bühnen antreten, bereits in unserer letzten „Theatralischen Revue" näher analysirt. Inzwischen hat der Dichter den Boden des mittelalterlichen Geschichtsdramas und des neugeschichtlichen Familiendramas verlassen und ein modernes sociales Drama „Opfer um Opfer" geschrieben, welches am hannoverischen Hoftheater mit Erfolg in Scene ging. Aus der Angabe des Inhalts, wie sie die Zeitungen bringen, kann man nur ersehen, daß es sich hier um ein schwieriges psychologisches Problem handelt, das einer innerlichen Vertiefung bedarf, und man mag darauf gespannt sein, wie Wildenbruch's thatkräftige Muse sich mit diesen mehr passiven Helden oder vielmehr Heldinnen abgefunden hat. Die Frage, ob Hedwig und Christine dramatische Gestalten sind, ist von der Kritik aufgeworfen worden. Wir können nicht umhin, das Thema als solches, wie es die Zeitungen angeben, für novellistisch zu halten. Zwei verwaiste Professorentöchter, Hedwig und Christine Roßlau, lieben beide einen und denselben Mann, den Professor Wernshausen, einen Afrikareisenden: ein beliebter Typus in neuen Lustspielen und Rührstücken. Der ernste Gelehrte wird mehr von der jüngern liebenswürdigen Christine gefesselt als von der tiefer angelegten Hedwig. Christine erkennt die Liebe ihrer Schwester und verlobt sich, die eigene Liebe opfernd, mit einem Herrn Kellenberg. Nun verlobt sich der Afrikareisende mit Hedwig . . . pourquoi? Wie wir erfahren, theils aus Zorn über Christinens Verlobung, theils aus Freundschaft für Hedwig. Der Ausgang ist, wie sich bei solcher Motivirung erwarten ließ, nicht der erwünschte. Christine fühlt sich unglücklich, Wernshausen auch, und nun entsagt Hedwig und befreit auch Christine aus ihren Banden. Wenn Wildenbruch aus diesem Stoffe ein gutes Drama gemacht hat, so hat er das Ei des Columbus zur Hand gehabt.

Neben den Wildenbruch'schen Tragödien traten nur wenig ernste Dichtungen auf den Bühnen auf. Die weimarische Hofbühne, welche unter Leitung ihres feingebildeten Intendanten, des Freiherrn von Loën, sehr oft mit der Aufführung

neuerer dramatischer Werke die Initiative ergriff, hat auch Paul Heyse's im „Münchener Dichterbuch" abgedrucktes Drama „Alcibiades" zuerst zur Aufführung gebracht, und zwar mit Beifall; denn der anwesende Dichter wurde mehrfach hervorgerufen. Die gefällige Anmuth des dichterischen Stils rechtfertigt, gegenüber der Ueberflutung unserer Bühne mit den Stillosigkeiten der Possenschwänke, eine solche Aufnahme. Im übrigen hat der Held selbst weder einen genialen noch einen wahrhaft interessirenden Zug: er ist ein Frauenliebling und seine Liebesgeschichten werden ihm zum Verhängniß. Das Drama spielt in Persien, in Daskylion, wo Alcibiades bei dem Satrapen Pharnebazos eine Zuflucht gefunden hat. Die Spartaner verfolgen ihren Gegner auch hier: einer von ihnen, Brasidas, hat hier vergeblich einen Angriff auf ihn gemacht. Der Satrap hat zwei Schwestern: mit der einen, Kassandra, hat der geniale Athener ein Liebesverhältniß gehabt; doch hat er sie verlassen und sie starb an gebrochenem Herzen. Diese Liebesnovelle gehört der Vergangenheit an. Jetzt aber liebt ihn die andere Schwester, die leidenschaftliche Mandane: Alcibiades aber führt eine Korintherin Timandra mit sich und schwankt nun zwischen der stolzen Perserin und der Griechin. Als er schon auf Mandane's Wagen getreten ist, die ihn entführen will, springt er wieder herunter. Ihre Liebe wird zum glühenden Haß; sie wirft die Fackel in die Hütte des Alcibiades und läßt ihn durch ihre Perser tödten. Der Charakter der Mandane, welche die eigentliche thatkräftige Heldin des Dramas ist, stellt den Alcibiades selbst in den Schatten. Im ganzen fehlt überhaupt dem Stück der männlich-energische Zug, und wir möchten den Dramen „Königsmark" und „Elfriede" den Vorzug geben.

Am berliner Hoftheater ist ein Schauspiel von Felix Dahn: „Skaldenkunst", zur Aufführung gekommen, eine dramatisirte Ballade dieses Dichters, welche durch das poetische Element, das ihm innewohnt, wohl ansprach, ohne daß indeß die dramatische Kraft für einen nachhaltigen Erfolg sich ausreichend erwiesen hätte. Der Dichter beruft sich in einer Widmung zu seinem im Druck erschienenen Werke*) auf die Thatenlosigkeit in Goethe's „Iphigenie" und „Tasso"; doch behandelt „Skaldenkunst" einen mehr äußerlichen Vorgang und es fehlt die in feingezogenen Linien sich fortbewegende dramatische innere Entwickelung jener Goethe'schen Dramen. Die „Skaldenkunst" besteht darin, daß ein Sangesmeister Swan den Sohn und Vater, König Ring und Ringbert von Thule, die sich infolge der Intriguen böswilliger Gegner feindlich gegenüberstehen, dadurch wieder zusammenführt, daß er beide an eine gewaltige Eiche, den einen links, den andern rechts von derselben bestellt, und durch eine Todtenklage, die er improvisirt, jeden zum Glauben bringt, der andere habe sich um seinetwillen den Tod gegeben. Beide ergreift tiefer Schmerz um den vermeintlichen Todten, und in diesem Gefühle treten sie vor, erkennen und versöhnen sich. Das ist wol der Stoff für eine große Scene, für ein einactiges Drama, kann aber nur mit Hülfe von Episoden, wie die Liebe der Königstochter Bathild zu Swan und dessen Zug nach Seeland, um dort die Königskrone zu erhalten, zu einem dreiactigen Schauspiel ausgeweitet werden; doch herrscht ein warmer dichterischer Ton darin, der anmuthend berührt.

Ueber das neueste Schauspiel des Prinzen Georg von Preußen: „Alexandros", das jüngst in Düsseldorf mit Erfolg zur Aufführung kam, liegen uns noch keine genauern Angaben vor: es soll die Culturzüge des großen Königs nach dem Osten und Süden behandeln; doch finden wir noch nicht näher ausgeführt, wie dieser epische Stoff dramatisch beschränkt und concentrirt wurde. Gewiß fehlt es nicht an schwunghaften Ergüssen, welche schon der „Phädra" dieses Dichters in einzelnen Scenen eigen waren.

*) „Skaldenkunst. Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Dahn" (Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1882).

Das neue Schauspiel von Richard Voß: „Pater Modestus“*), ist in Frankfurt am Main mit schönem Erfolg in Scene gegangen; der Dichter, der für seine „Patricierin“ einen frankfurter und für seine „Luigia Sanfelice“ einen manheimer Preis erhielt, ist jedenfalls derjenige der jüngern Autoren, der mit Ernst von Wildenbruch sich um die Erfolge auf dem Gebiet der Tragödie zu theilen hat: er hat mehr Innerlichkeit als dieser; aber er liebt das Grelle und Gewaltsame in den Situationen und seine Trauerspiele haben alle eine Stelle, wo sie sterblich sind. Auch vertreten beide Dichter entgegengesetzte Pole der Weltanschauung; Wildenbruch ist durchaus conservativ in Denken und Dichten; die Conflicte, in welche seine Helden im Drama gerathen, deren Stoff er der neuern Geschichte entnimmt, sind Conflicte des Patriotismus mit engherzigen Anschauungen und hemmenden Schranken. Richard Voß, der Verfasser der „Scherben“, hat, abgesehen von einzelnen pessimistischen Extravaganzen, mehr revolutionäres Blut; besonders bevorzugt er die Conflicte der freien Ueberzeugung mit dem kirchlichen Zwang. Das war schon in seinem „Savonarola“ der Fall: auch in seinem „Pater Modestus“ wiederholt sich derselbe Kampf. Das Werk spielt in der Campagna, in der allerneuesten Zeit. Vertreter der entgegengesetzten Principien des Klerikalismus und der freigeistigen Politik, wie sie gegenwärtig in Italien sich feindlich gegenüberstehen, sind die Fürstin Romanelli und Graf della Rocca, beide sehr gut gezeichnete Charaktere, die erste in ihrem ebenso energischen wie blinden Kirchenthum, der letztere mit seiner weltmännischen Gewandtheit und seinem überlegenen Humor. Der Sohn der Fürstin, Rugero, der Zögling eines Pater Modestus, und die Tochter des Grafen, Sylvia, lieben sich: der Pater segnet sie ein hinter dem Rücken der Aeltern. Er selbst hat eine Tochter, die Frucht einer Jugendsünde, Turturella, welche gegen ihren und seinen Willen durch die Fürstin ins Kloster gebracht wird. Vor dem entscheidenden Acte, der sie auf immer bindet, sucht er sie zu befreien, und da kein anderes Mittel mehr ihm zur Verfügung steht, da er den Mann des Gesetzes, den Syndicus von Castello, vergeblich angefleht hat, so bewegt er die Hirten, das Kloster anzugreifen und in Brand zu stecken. Diese Scenen, die Schlußscenen des ersten Actes, sind theatralisch sehr wirksam arrangirt. Im letzten Act, in welchem die junge Gräfin Sylvia, aber unter glücklichern Umständen als Luigia Sanfelice, Mutter geworden ist, löst sich alles in Wohlgefallen auf: Pater Modestus, der Klosterstürmer, braucht sich wegen dieser Gewaltthat keine Sorge zu machen. Rugero sagt ihm, der Bischof möge nur kommen, sein Kloster sei seine Burg; der Graf tröstet ihn, kein Bischof werde wagen, ihn anzuklagen. Pater Modestus will sich der Arbeit weihen und genießt zum ersten mal das Vollgefühl menschlichen Lebens.

In diesem Stücke, besonders in den ersten Acten, ist die intensive Kraft, mit welcher sich die Gefühle und Leidenschaften aussprechen, besonders anzuerkennen; es ist ein auf das Große und Allgemeine gerichteter Zug in dem Stück; die Charaktere sind markig gezeichnet. Doch es ist zu viel Vorgeschichte darin; es kommen späte Enthüllungen vor, wie diejenige, daß der Pater der Bruder der Fürstin ist, und diese Enthüllungen sind nicht einmal dramatisch verwerthet, sie verpuffen nutzlos. In der Motivirung vermissen wir bisweilen verständige Klarheit; an Stelle derselben tritt allzu oft der excentrische Gefühlserguß. Am schwächsten ist der letzte Act: daß der auf der Bühne so eindringlich zur Anschauung kommende Klostersturm als etwas Gleichgültiges und Folgenloses für den Pater erscheint, das nimmt ihm auch seine dramatische Bedeutung. Das Stück war auf die Tragödie angelegt und muß nicht mit schwächlichen Rührreffecten schließen.

---

*) „Pater Modestus. Schauspiel in fünf Acten von Richard Voß“ (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1883).

Von den Aneignungen classischer Meisterwerke fremder Autoren hält sich Calderon's Schauspiel „Der Richter von Zalamea", in der gewandten Bearbeitung von Adolf Wilbrandt, auf der Bühne des wiener Burgtheaters. In seiner ursprünglichen Fassung enthält das Stück allzu grelle Scenen; aber es ist das markigste von Calderon's Dramen. Klein sagt in seiner „Geschichte des Dramas": „In dem bewältigenden Uebergangswechsel von spannungsvollem Situationspathos und handelnder Bewegtheit, analog jenen Phänomenen auf physikalischem Gebiet, daß Spannkraft in Bewegung, Potentialenergie in Bewegungsenergie sich verwandelt, liegt die Hauptstärke des spanischen Dramas, der Spreng- und Schlagpunkt des dramatischen Genies jener gewaltigen Meister. Und in keinem Schauspiel erscheint diese Kunstbravour so innerlich geplant und begründet, so aus den Hauptcharakteren und dem Kern der Handlung entwickelt, wie in dem «Alcalde de Zalamea» und Lope's «El mejor Alcalde el Rey», weshalb wir auch diesen beiden Dramen, als den einzigen spanischen Schauspielen, die, unserer Ansicht nach, kein bloßes nationalzeitliches Kunstinteresse darbieten, sondern Werke von allgemeingültigem poetischen Kunstwerthe in vollendeter Form und mit wesenhaft dramatischem Gehalt darbieten, unbedingt die Palme zuerkennen." Und weiterhin erklärt Klein, „daß diese zwei bewundernswerthen Dramen allein von allen spanischen Bühnenspielen in das Schatzhaus der universal dramatischen Dichtwerke aufzunehmen seien". Es ist dieser Versuch in der That mehrfach unternommen worden: der Schreckensmann Collot d'Herbois, seines Zeichens bekanntlich ein Schauspieler, hatte das Stück unter dem Titel „Le Paysan perverti" für die französische Bühne bearbeitet, angezogen von dem spanischen Revolutionstribunal, das sich da im Hause des Bauern constituirt. Schröder's „Amtmann Graumann" war lange Zeit beliebtes Bühnenstück, Stephanie der Jüngere hat das Stück unter dem Titel „Der Oberamtmann und die Soldaten" bearbeitet und in den sechsten Band seiner „Sämmtlichen Schauspiele" aufgenommen. In neuerer Zeit ist man in Deutschland wol vor dem verletzend grellen Stoff zurückgeschreckt: es bleibt ein Verdienst Wilbrandt's, ein so bedeutendes Stück dem Publikum eines ersten deutschen Theaters annehmbar gemacht zu haben.

In München hat Ernst Possart ein bisher auf deutschen Bühnen noch nicht gegebenes Jugenddrama Shakspeare's, den „Perikles von Tyrus", in das Repertoire der Hofbühne aufgenommen, mit Hülfe der ansprechenden Musik des Baron von Perfall und einer glänzenden scenischen Ausstattung. Ohne Frage bedurfte es zu solcher Aneignung nicht nur äußerer Hülfsmittel, sondern auch einer in vieler Hinsicht schöpferischen Bühneneinrichtung, denn die Dichtung Shakspeare's selbst hat viel Unreifes und Automatenhaftes. Auch schlugen nur einzelne Scenen ein, und man bezweifelt, daß dem Repertoire durch das Stück ein dauernder Gewinn erwachsen sei, trotz der auch in dieser Einrichtung bewährten Bühnenpraxis und Regiekunst Possart's. Die Autorschaft Shakspeare's an dem „Perikles" ist keineswegs eine zweifellose: wir verweisen auf den eingehenden Artikel, welchen Nikolaus Delius im dritten Jahrgange des „Shakspeare-Jahrbuchs" über dies Stück und den Verfasser desselben veröffentlicht hat.

Der Intendant des stuttgarter Hoftheaters, Feodor von Wehl, hat schon mehrfach Beweise seiner Begeisterung für die hervorragende dramatische Dichtung ältern Stils gegeben. So hat er Grabbe's Hohenstaufentragödien in Scene gehen lassen und neuerdings die ganze Trilogie Grillparzer's: „Das goldene Vlies", von welcher sich bisher auf deutschen Bühnen nur das dritte Drama: „Medea", besonders durch Tragödinnen von Ruf, die das Stück bei ihren Gastspielen geben, behauptet hat. Die Gesammtaufführung der Trilogie bringt nicht nur ein vorzügliches Dichtwerk zu Ehren, sondern ist auch für das Verständniß der aus dem ganzen Cyklus losgelösten „Medea" besonders werthvoll.

Abgesehen von den Wildenbruch'schen Trauerspielen, welche der Zug der Mode und der Nachahmungstrieb der deutschen Directoren fast auf alle Bühnen bringt, ist den übrigen Kindern Melpomene's nach wie vor nur das anspruchslose Glück sporadischer Aufführungen beschieden. Desto lebhafter geht's auf dem Gebiete der Komödie und des Lustspielschwankes zu: da trifft man überall dieselben Namen, und die Repertoires sehen sich zum Verwechseln ähnlich.

Das Lustspiel „Fourfix" von Hugo Bürger ist bei seiner Wanderung über die deutschen Bühnen auch auf dem leipziger Theater erschienen. Die Theaterkritik hat diesem neuen Stücke zum Theil übel mitgespielt und ihm in der Serie der Bürger'schen Bühnenproductionen eine untergeordnete Stelle angewiesen. Gleichwol bezeichnet das Stück eine Wendung der Lustspielweise dieses Autors zu einer leichtern Productionsmanier. Und diese Wendung ist als eine günstige zu betrachten; denn Bürger arbeitete bisher mit einem Hochdruckapparat von Motivirungen, die außerdem so ineinandergenestelt und -gewirrt waren, daß man jede einzelne nur mit Mühe von der andern loslösen konnte. Ihm war nicht das Geheimniß der dramatischen Wirkung aufgegangen, welches darin besteht, daß ein starkes durchschlagendes Motiv sich ebenso an das Verständniß wie an die Theilnahme des Publikums wendet. Mindestens durchsichtig müssen die Motive sein, und das ist in „Fourfix" der Fall. Die Handlung ist zwar dürftig genug, aber sie ist durchaus verständlich und mit guter Laune durchgeführt, ohne das schwere Geschütz tiefsinniger Perioden, welches Hugo Bürger in seinen andern Stücken mit ins Feuer führte, obschon diese Gedankenbatterien nirgends das dramatische Terrain vollkommen beherrschten. Nur einen Grundfehler hat die Composition: der „Fourfix" ist nur mit einigen satirischen Streiflichtern beleuchtet; er ist nicht in den Mittelpunkt der Handlung gerückt, welche zu ihm nur in ganz zufällige Beziehungen kommt. Die Tochter eines Rentiers liebt einen berühmten Reisenden, der zu einem jour fixe geladen wird, welchen die ästhetisch angeflogene Mutter arrangirt, um den Ton anzugeben und Berühmtheiten um sich zu versammeln. So bildet der Fourfix nur den Ausgangspunkt für die eigentliche Intrigue des Stückes. Eine originelle Figur, mit dem bekannten „kronländischen oder vielmehr westöstlichen Localcolorit ausgestattet, wie einige Figuren Laube's und Lindner's in die „Böse Zungen" und „Ein Erfolg", doch mit gemüthlicher Färbung, nicht solche Bösewichter wie diese, der Rumäne Botuschanu liebt das Mädchen auch; doch er verzichtet, dem Freunde zu Liebe: eine allerdings wohlfeile Großmuth, da das Mädchen nicht ihn, sondern den Freund liebt. Eine Sammlung zu Gunsten des Reisenden, der seine wissenschaftlichen Schätze verloren hat, bildet ein nebenhergehendes Motiv. Dieser will nach Asien zurückkehren, um noch einmal durch seinen Sammlerfleiß das Verlorene zu ersetzen: doch die ins Meer versunkenen Sammlungen werden wieder hervorgeholt, und auch das Hinderniß einer baldigen Verlobung und Ehe, die abermalige Reise in den fernen Welttheil fällt fort. Ein Arzt, der in der Hauptstadt ein leichtfertig-fashionables Leben beginnt und von seiner liebenden Gattin geheilt wird, ist der Held einer Nebenhandlung, welche mehr durch Familienbeziehungen als durch innern gedanklichen Zusammenhang mit der Haupthandlung verknüpft ist.

Auch Paul Lindau's „Jungbrunnen" ist in Leipzig gegeben worden: das Stück gehört nicht zu den siegreichen Saisonstücken. Nachdem es am Wallner-Theater in Berlin keinen Erfolg gehabt, haben sich die norddeutschen Bühnen, für welche Berlin das ἓν καὶ πᾶν, die dramatische Kaaba ist, dem Stück gegenüber spröde verhalten. In München und Dresden hat es indeß angesprochen, und auch in Leipzig war die Aufnahme eine freundliche. Eine starke Wirkung wird es freilich nirgends ausüben können: dazu ist die Handlung eine zu homöopathisch verdünnte und das fortwährende Zurückkommen auf Theaterverhältnisse in neuen Stücken kann auch nicht mehr das Publikum anregen. Den Inhalt

des Stückes haben wir schon in unserer letzten Revue angegeben: bei der Aufführung machte der zweite Act, in welchem die Zerstreutheit des Professors gegenüber dem Jugendfreunde ihren Gipfelpunkt erreicht und dieser letztere sich mitten im ehelichen Kampfe so tapfer hinter seine Flaschen verschanzt, den ergötzlichsten Eindruck. Später stört es die Theilnahme, daß der Miserfolg der auf einen Abend zur Bühne zurückkehrenden Künstlerin nicht genugsam motivirt ist; auch verläuft die Handlung ohne irgendein neues spannendes Moment. Dagegen ist der Dialog fast durchweg im Salonton gehalten; es sind ihm Lichter eines feinen Esprit aufgesetzt. Gerade hierin unterscheidet sich das Stück von den Lustspielschwänken, welche das Wallner-Theater zu geben pflegt, und es ist begreiflich, daß das an derbere Kost gewöhnte Publikum dieses Theaters sich bei dem Lindau'schen Lustspiel nicht erwärmen konnte.

Die Lustspielcompagnie Schönthan-Moser, welche mit „Krieg im Frieden" die besten Geschäfte gemacht, hat sich neuerdings wieder aufgelöst; jeder dieser Autoren componirt und speculirt jetzt wieder für sich. Franz von Schönthan hat ein Lustspiel, „Der Schwabenstreich", verfaßt, welches am hamburger Thaliatheater, am wiener Stadttheater und an mehrern andern Bühnen gefiel und auch in Leipzig in Scene ging. Schönthan geht von einem Grundgedanken aus, strebt also nach künstlerischer Composition. Jeder begeht einmal in seinem Leben einen Schwabenstreich, und da auch das Alter nicht vor Thorheit schützt, so kann das unvermeidliche Verhängniß sich auch noch in späten Lebensjahren geltend machen. Wäre dieser Grundgedanke in parallelliegenden und interessanten Verwickelungen durchgeführt, so müßte ein solches Lustspiel allen Anforderungen entsprechen, welche man auch vom strengsten ästhetischen Standpunkt an die Lustspieldichtung stellt. Doch der Autor hat einen trivialen Untergrund für sein dramatisches Gemälde gewählt: den poetischen Dilettantismus, der von dem Winkelliteratenthum ausgebeutet wird, und daran anknüpfend die Abenteuer des Provinzmannes in der Residenz, das über die Schnur schlagende Spießbürgerthum. Dies letztere ist eins der abgetragensten Motive in unserer neuen Lustspieldichtung. In diesem Zweige der Handlung tritt der Grundgedanke wenigstens deutlich hervor: in den andern Nebenhandlungen erblaßt er allzu sehr. Der Autor, der jedenfalls in den Compagniedramen die Partien bearbeitet hat, in denen ein zusammenhängender Dialog überwiegt, zeigt auch in seinem eigenen Stücke das eifrige Bestreben, geistigen Inhalt in einem bisweilen etwas höher gestimmten Conversationston vorzutragen und die Vorgänge auf der Bühne nicht blos mit einem Sprühfeuer von Aphorismen und Epigrammen zu beleuchten. Auch finden sich in dem Stücke zwei Motive, die entschieden komisch und auch originell erfunden sind. Die Frau des dilettantischen Poeten und Gutsbesitzers, die ihren Mann auf einmal zu einer literarischen Berühmtheit in die Höhe zu schrauben sucht, gibt hinter dem Rücken desselben mit Hülfe des literarischen Winkelagenten die Gedichte, die er während ihrer Brautzeit an sie gerichtet hat, in Druck, um ihm mit der eleganten Ausgabe derselben eine angenehme Ueberraschung zu bereiten. Der Erfolg ist freilich der entgegengesetzte: denn der Dichter hat damals nur berühmte Gedichte geplündert und umschrieben und geräth über die Veröffentlichung seiner Jugendsünden außer sich: er kauft die ganze Auflage an sich, ehe sie dem Publikum in die Hände geräth. Das zweite komische Motiv ist die Suche nach dem Original eines Bildes, auf welchem ein Mädchen mit einem Hunde abgemalt ist. Das Mädchen ist die Tochter des dichtenden Vaters und der ehrgeizigen Mutter: jener vermeintliche Kunstfreund, ein vornehmer Herr, schickt seinen Secretär, einen frühern Tanzlehrer, aus, um das Urbild ausfindig zu machen. Die Mutter knüpft an diese Thatsache bereits die schönsten Hoffnungen. Da ergibt es sich am Schluß, daß es jenem hochgestellten Sportsman nicht auf das Mädchen, sondern auf den Hund ankam. Auch dies ist eine echt komische Erfindung: schade nur, daß wir dabei den rade-

brechenden Tanzlehrer Tamburini, einen etwas grob nachgepinselten Riccault de la Marlinière, mit in den Kauf nehmen müssen.

Weniger als Moser und Schönthan ist den Directoren ein anderer Lustspieldichter, Rudolf Kneisel, geläufig, der, obschon er mit mehrern Stücken recht hübsche Erfolge errungen hat, doch auf die großen Hoftheater nicht gedrungen ist. An Talent steht dieser Autor durchaus nicht zurück hinter den anerkannten Lieblingen der großen Bühnen: auch nicht in Bezug auf künstlerischen Instinct, der nach architektonischem Aufbau und der entsprechenden Gliederung eines dramatischen Organismus strebt, indem er eine ihm vorschwebende Idee zur Trägerin des Stückes macht und sie symmetrisch in den Grundriß desselben einfügt. Dies zeigt sich wieder in dem neuen Stück „Die Kuckucks"; doch hat der Grundgedanke in demselben etwas Schielendes; denn während auf der einen Seite die Reclame als der Kuckucksruf des Selbstlobes in satirischer Beleuchtung erscheint, gilt sie auf der andern als das einzige Mittel, um auch dem echten Talent den Weg zu bahnen. Ein armer Maler schafft Vorzügliches und lebt doch in den dürftigsten Verhältnissen, weil es seinem Talent an der verdienten Anerkennung gebricht. Einer seiner Gläubiger, ein junger Publicist, kommt in sein Atelier, erkennt die Bedeutung seiner künstlerischen Begabung und beschließt ihn berühmt zu machen, indem er sich selbst für den Schöpfer dieser Kunstwerke ausgibt; denn der alte Maler mit seiner derben Offenherzigkeit und Naivetät würde sich weder Ruhm verschaffen noch eine Berühmtheit repräsentiren können. In der That gelingt es dem gewandten jungen Mann, sich in glänzender Weise Bahn zu brechen, während der eigentliche Schöpfer dieser Gemälde zu seinem großen Aerger als ein unbedeutender Verwandter beiseitegeschoben wird. Dieser Aerger explodirt, als wider seinen Willen eins seiner Werke in der Soirée eines Präsidenten ausgestellt wird: jetzt reclamirt er seinen eigenen Ruhm; sein Stellvertreter wirft die Maske ab, denn er hält seine Arbeit für gethan. In diese Katastrophe spielt einiges Novellistische, Vorgeschichtliche mit herein, welches zwar zur Erhöhung des Effects dient, aber doch nicht organisch aus der Handlung des Dramas herauswächst. In einem reizenden Nachspiel gelangt noch die Liebe des jungen Publicisten zur Tochter des Malers, die sich schon im ersten Acte angekündigt hat, zum ersehnten Ziel. Das Stück hat entschieden geistvolle Züge und erhebt sich auch im Dialog über die Alltagswaare.

G. von Moser's „Reif-Reiflingen" setzt seine Spaziergänge über die deutschen Bühnen fort: dieser naive Offizier macht nun einmal Glück; man ist ihm in Gnaden gewogen, wenn auch seine Abenteuer und Erlebnisse selbst kein besonderes Interesse in Anspruch nehmen. Das Stück wird überall gegeben: besonders die beiden ersten Acte sind durch den frischen Ton und die ungezwungenen Verwickelungen, in welche der Held geräth, von ergötzlicher Wirkung. Nachher drängen sich zuweilen Episoden in den Vordergrund. Noch mehr ist dies aber bei dem neuesten Lustspiele Moser's: „Glück bei Frauen", der Fall, welches am hamburger Thaliatheater und am leipziger Stadttheater sowie an mehrern andern Bühnen zur Aufführung kam. Reif-Reiflingen ist ja auch ein Held, welcher sich seines Glückes bei Frauen rühmt: insofern kann das neue Stück als ein Absenker und Seitentrieb der beiden Offizierskomödien betrachtet werden. Doch mit diesem Motiv wirthschaftet der Dichter in dem neuen Stücke in leichtfertigster Weise: nur in einzelnen Scenen kommt es zur Geltung; im übrigen fährt die Handlung nach allen Gegenden der Windrose auseinander. Die Verhältnisse der Frau von Güsen und der Edelmuth ihres Enkels nehmen in dem Stücke einen breiten Platz ein: sie geben zu einigen Scenen Anlaß, welche mehr mit dem Benedix'schen Pinsel ausgemalt sind, in denen eine bei Moser sonst sehr seltene warme Atmosphäre des Gemüthslebens vorherrscht: doch was haben diese Scenen mit dem Grundgedanken des Stückes zu thun? Ebenso wenig wie die Liebe der hitzigen Marie

zu dem Assessor Max von Güsen, oder die kleinen recht glücklich retouchirten Ehestandsbilder aus den Flitterwochen des Georg Falk und seiner Gattin Livia, oder das Misgeschick, welches die stets gestörte Tischordnung des Herrn Schöller trifft, oder der Gegensatz zwischen dem langweiligen genealogischen Schwätzer Herrn von Sensenheim und dem derben, braven Getreidehändler Holzmann. Eine Mosaik von episodischen Scenen: das ist das neue Stück von Moser, welches, auffallend genug bei einem so überaus erfolgreichen Bühnenschriftsteller, an elementarische Anfänge dramatischer Composition erinnert. Allerlei sehr niedliche und ergötzliche Einzelheiten können über die Zusammenhanglosigkeit des Ganzen nicht hinwegtäuschen.

Von neuern Schriften auf dramaturgischem Gebiet erwähnen wir „Die Dramaturgie der Classiker" von Heinrich Bulthaupt (2 Bde., Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung), in welcher der Autor die Beziehungen berühmter dramatischer Dichtungen zur Bühne näher zu erläutern sucht. Dieser Gesichtspunkt bietet manches Neue dar, um so mehr, als das Werk kein Fachinteresse voraussetzt und sich an alle Gebildeten wendet. Gewiß kann man dem Verfasser zugeben, daß alle Aufsätze von reicher theatralischer Erfahrung Zeugniß ablegen und nicht ohne genaue Fühlung mit allen Einzelheiten des Dramas und seiner scenischen Wirkung concipirt sind. Der erste Band behandelt die Dramen von Lessing, Goethe, Schiller und Heinrich von Kleist; der zweite diejenigen Shakspeare's. Ueberall zeigt sich der Verfasser frei von blindem Autoritätsglauben, sondert das Aufführungsfähige von demjenigen, das blinde Pietät oder Manie auf die Bühne zu bringen sucht, wie er sich denn mit Recht gegen eine Aufführung des zweiten Theiles von Goethe's „Faust" erklärt.

Die „Dramaturgie" Bulthaupt's enthält eine Reihe sehr treffender Bemerkungen über die Darstellung einzelner Charaktere, besonders solcher, die von den Schauspielern oft vergriffen oder wenigstens nicht in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt werden. Zu diesen rechnen wir besonders Mortimer: wir besitzen einen interessanten Brief von Dawison über diesen Charakterkopf, in welchem er ihn auf das feinste schildert und zwar als eine Aufgabe, welche zu lösen noch seiner eigenen darstellenden Kraft vorbehalten sei. Mortimer müsse nicht nach der Liebhaberschablone, sondern als ein jesuitischer Fanatiker gespielt werden. Aehnlich sagt Bulthaupt, daß Mortimer's „jesuitische Doppelzüngigkeit, wahnwitzige, alle Grenzen überschreitende Sinnlichkeit in dem gewöhnlichen, gefühlvollen, schönklingenden Gesang der jugendlichen Liebhaber unterzugehen pflege. «Ich zähle zwanzig Jahre, Königin!» das fließt förmlich wie Musik von den Lippen. Die Schwärmerei dieses Menschen ist aber nicht die holde, reine des Max Piccolomini; sie athmet die versengende Glut der italienischen Sommersonne, den Weihrauchduft von Sanct-Peter, die ganze Berauschung der römischen Ostern, und sie begehrt schon lüstern des schönen gefangenen Weibes, auch ehe die Krone vom Haupte der Maria abgefallen. Mortimer ist ein scharfgeschnittener Charakterkopf, kein verschwimmendes Milchgesicht. Welch sinnliche Gewalt steckt in dem Ueberfall im Garten! Ein Schauspieler, der diese Scene glaubhaft wiedergeben kann, braucht vor keiner Verkörperung der Leidenschaft zurückzuschrecken".

Ebenso treffend sind die Bemerkungen über die Rolle des Prinzen von Homburg in dem Drama von Heinrich von Kleist: „Die Rolle läßt sich nicht ausarbeiten, sie muß nachgelebt werden. Nur eine traumhafte, sensible Künstlernatur vermag sie zu erschöpfen. Jene unsagbar graziösen Wendungen, die im Zusammenhang der Situation fast sinnwidrig, nur der Ausfluß eines zarten Empfindens sind, wie die Antwort auf die Frage des Rittmeisters: «Kann ich dir eine Nelke reichen?» «Lieber, ich will zu Hause gehen, sie ins Wasser setzen», trifft kein Darsteller, der an das Pathos der Melchthal und Mortimer denkt; sie quellen

unbewußt, mühelos von den Lippen und sind fast wie ein Hauch, traumwandelnde Worte. Von diesem zarten Stoff ist die ganze erste Scene. Der Homburg bei der Parole und auf dem Schlachtfelde ist leichter durch künstlerischen Willen und schauspielerische Thätigkeit zu erreichen. Wenn nach der Entdeckung des Prinzen, Natalien gehöre der Handschuh, den er am Gürtel trägt, seinen triumphirenden Worten: «Dann wird er die Fanfare blasen lassen», ein Lächeln im Zuschauerraum folgte, so ist dies ganz in der Ordnung: in dieser Beziehung des Schlachtbefehls zu seinem Liebesleben liegt ein entzückender feiner Humor, und je spielender wir über das Dictat hinweggeführt werden, desto kräftiger wirkt Homburg's ausbrechende Kampfbegier auf dem fehrbelliner Felde. Hier ist nichts von Feuer, leidenschaftlicher, fast prophetischer Macht der Sprache zu sparen. Der Grundzug des Charakters, das Unbewußte, Unüberlegte, Impulsive, Wechselvolle ist auch in diesem entscheidenden Auftreten deutlich betont. Homburg ist der echte Epimetheus, seine Ueberlegung kommt immer zu spät."

Porträts einiger jüngern Dramatiker, nicht geschmeichelte, sondern mit ätzender Darstellungsmanier ans Licht geförderte, bringen die „Kritischen Waffengänge" der Gebrüder Hart (Leipzig, O. Wigand). Im dritten Heft dieser „Waffengänge" wird, wie schon früher Paul Lindau, Hugo Bürger kritisch beleuchtet, oder vielmehr als eine literarische Krankheit bezeichnet, welche das Theater inficire. Gewiß kann der Vorwurf der Nachahmung französischer Dramatik diesen Autoren nicht erspart werden; doch immerhin ist das Bestreben, der deutschen Bühne den feinen Salonton zu wahren, mit dieser Nachahmung verknüpft. Die Kritik der einzelnen Stücke, wie sie diese jungen Autoren ausüben, hat viel Begründetes: doch der sporenklirrende Ton und die kritische Zerstörungsmanier, die in den „Waffengängen" herrscht, hat etwas allzu Jugendliches, um überzeugen zu können. Die Bühne braucht „Futter für Pulver", einen beträchtlichen alltäglichen Unterhaltungsstoff, nur darf derselbe nicht die höhere Dramatik ganz verdrängen. Und diese Gefahr ist jetzt allerdings näher gerückt als früher: das Publikum wird immer spröder dem Gediegenen und Poetischen gegenüber. Deshalb mag man sich auch die Extravaganzen einer sanglanten Kritik gefallen lassen, die aber eine gute Tendenz vertritt, wenngleich es besser wäre, der Kritiker der Bühnenschriftsteller bewahrte eine maßvolle Haltung und gäbe sich nicht das Ansehen eines Hercules, der mit allem Kraftaufwande einen Augiasstall reinigen möchte.

Politische Revue.

15. November 1882.

Am 19. Oct. fanden die Urwahlen, die Wahlen der Wahlmänner zum preußischen Abgeordnetenhause statt; am 27. Oct. die Wahlen der Abgeordneten. Das Resultat derselben war, daß sich der Besitzstand der Parteien nur unwesentlich geändert hat. Am wenigsten erfreulich mußte das Resultat der Fortschrittspartei sein, welche die Agitation im großen Stil mit ganz außergewöhnlicher Rührigkeit betrieben hatte und deren Blätter eine große Siegesgewißheit athmeten. Wie viele Reden hatte Eugen Richter gehalten! Zwar die beiden größten Städte der Monarchie, Berlin und Breslau, hat die Partei sich wiedergewonnen; doch ihr Besitzstand hat sich, trotz ihrer Anstrengungen, nicht sehr geändert: 39 Mitglieder hatte sie in der vorigen Session; mit 37 tritt sie in die neue ein. Nur sind es nicht dieselben Wahlkreise, aus denen ihre Abgeordneten hervorgehen. In Ostpreußen, wo seit alter Zeit die Parteien sich so schroff gegenüberstehen, daß für die vermittelnden Richtungen, besonders für die Nationalliberalen, fast gar kein Boden ist, sondern nur die Conservativen und der Fortschritt sich be-

kämpfen, hat der letztere diesmal fast alle seine Sitze verloren; der dagegen ins Gewicht fallende Neuerwerb beschränkt sich im wesentlichen auf Wahlkreise, in denen der Fortschritt, getreu der Losung des berliner Centralcomité, das von einer großen liberalen Partei nichts wissen will, die Nationalliberalen aus dem Sattel gehoben hat. So kann das Resultat für die liberale Gesammtpartei nur ein ungünstiges sein. In der That haben die Nationalliberalen 22 Mandate verloren; ihre Zahl beträgt jetzt 67 Abgeordnete und betrug 89 in der letzten Session. Hannover hat, mit sehr vereinzelten Ausnahmen, nationalliberal gewählt; nicht nur spielt der Führer der Partei dort seit länger als 20 Jahren eine hervorragende und tonangebende Rolle: die Frage nationaler Einheit, um welche, gegenüber dem Welfenthum, die Liberalen dort schon vor der Annexion tapfer gekämpft haben, steht daselbst noch immer im Vordergrunde, und es haben sich dort keine zersetzenden Elemente geltend gemacht, welche den innern Bestand der Partei lockern konnten. In den andern annectirten Ländern walten andere Verhältnisse vor: in der Stadt Kassel selbst siegten die Nationalliberalen, in dem übrigen Hessen die Conservativen; in Nassau schwankt die Wage zwischen diesen und den Fortschrittlern und Secessionisten. Die letztern haben ebenfalls ihre Bestandziffer von 20 Mitgliedern behauptet. Sie sind zurückgedrängt auf die bescheidene Rolle einer liberalen Fraction neben den andern: wenn sie sich als keimfähiger Kern einer liberalen Gesammtpartei betrachten, so hat dieser Kern es nicht zu neuen Entfaltungen und Trieben gebracht; die Mission der Partei schlummert gleichsam noch latent in ihr. Die Richtung der Zeit ist einer organischen Entwickelung des Liberalismus überhaupt ungünstig.

Ohne Frage haben bei den letzten Wahlen die Conservativen den Sieg davongetragen. Am Schlusse der letzten Session betrug ihre Zahl 113; in der bevorstehenden ist dieselbe auf 136 herangewachsen: ein Gewinn von 23 Abgeordneten. Die Freiconservativen dagegen haben 6 verloren: ihre Zahl belief sich auf 54 und beträgt jetzt nur 48. Neuerdings freilich haben sich die Angaben über den Bestand der Partei verschoben; sie erhebt, wie es scheint, begründete Ansprüche auf eine beträchtliche Zahl von Mitgliedern, welche der conservativen Partei irrthümlich zugezählt wurden. Und nach den neuesten Angaben beträgt die Zahl der Conservativen nur 114. Das Centrum und die Welfen haben ihren Bestand mit ungefähr 100 Mitgliedern gewahrt. Polen und Dänen zählen 20 gegen 21 in der vorigen Session.

Von keiner Seite wird behauptet, daß der Sieg der Conservativen diesmal die Folge von Wahlbeeinflussungen seitens der Regierung sei: man wird nicht umhin können, ihn einer allgemeinen Strömung zuzuschreiben, welche die politische Situation beherrscht. Im ganzen gehören die vorliegenden Aufgaben der Volksvertretung nicht dem Kreise derjenigen an, welche ein besonderes Parteiinteresse zu entzünden vermöchten. Dadurch, daß die Liberalen die Gegnerschaft gegen die Socialpolitik des Reichskanzlers auf ihr Banner schrieben, haben sie sich eine nicht geringe Zahl derjenigen entfremdet, die ihnen sonst nach ihrem politischen Credo angehörten. So oft auch das Gegentheil behauptet wird, sind wir doch der Ansicht, daß es durchaus falsch ist, den Gegensatz zwischen den politischen Parteien auf den volkswirthschaftlichen Gegensatz hinauszuspielen. Unsere Parteien haben nicht eine lange Geschichte wie die englischen: sie sind von kürzerm Datum; gleichwol können sie nur nach ihrer historischen Genesis beurtheilt werden; ihr Ausgangspunkt aber war theils der Kampf um parlamentarische Gerechtsame, theils derjenige um die nationale Einheit; die volkswirthschaftlichen Principien spielten damals keine Rolle. Und auch lange nachher nicht: Fürst Bismarck selbst war ja früher ein Anhänger des Freihandels. Wenn auch die Liberalen in ihrer Mehrzahl zu den letztern gehören, so geht doch keineswegs eine solche Rechnung ohne Rest auf. Warum sollte nicht sogar ein deutscher Republikaner sich für das

Tabacksmonopol erklären, das ja in der französischen demokratischen Republik besteht? Umgekehrt gibt es auch eifrige Anhänger des Freihandels unter den Deutschconservativen. Dadurch, daß die Politik sich jetzt in der Hauptsache um die Achse der Wirthschaftspolitik dreht und daß die Initiative der Socialpolitik auf seiten der Regierung und der zu ihr stehenden conservativen Partei ist, während die Liberalen diesen Neuerungen gegenüber sich durchaus conservativ verhalten, ist das Zünglein der Wage zwischen den beiden Parteien ins Schwanken gekommen, und der Sieg der Conservativen, der freilich die Physiognomie des Abgeordnetenhauses nur unwesentlich verändert, mag damit erklärt werden, daß die parlamentarischen Führer der Liberalen jetzt fast ausschließlich mit Fracturschrift die wirthschaftlichen Fragen auf die Fahne der Wahlagitation schreiben: das ist aber nicht der Lebensquell, aus dem die Partei ihre Berechtigung und ihre Begeisterung schöpft.

Keinesfalls trägt das indirecte Wahlsystem die Schuld an dem für die Conservativen günstigen Ausfall der Wahlen; es erklärt nur, daß die Wahlen in den großen Städten zu Gunsten der Fortschrittspartei oder der Nationalliberalen ausfielen. Die in die erste Klasse eingeschätzten Urwähler, also die finanziellen Großmächte, gehören in den Städten der liberalen, auf dem Lande der conservativen Partei an. Die Beamten werden in dieser Klasse nicht mitzählen und nicht mitstimmen, sondern nur in der zweiten und dritten: damit ist von selbst ein tonangebender Einfluß derselben ausgeschlossen.

Das neue Abgeordnetenhaus bietet keine sichere Majorität für die Regierung oder gegen dieselbe, nicht einmal in irgendeiner bestimmten Frage; es kann darin nur zufällige Majoritäten geben. Das politische Rechenexempel wird aber dadurch ausnehmend erschwert, daß die Parteien nicht immer geschlossen stimmen. Ist dies aber einmal der Fall, so können die Conservativen und das Centrum zusammen eine conservativ-klerikale Mehrheit bilden. Doch ist nach den letzten Erfahrungen nicht anzunehmen, daß die Regierung Lust hat, sich auf eine solche Mehrheit zu stützen: deshalb würden auch von der conservativen Partei, wo es klerikale Ansprüche gilt, sehr bedeutende Bruchtheile abbröckeln. Die beiden Mittelparteien, die Freiconservativen und die Nationalliberalen, vermögen ebenfalls keine Majorität zu bilden, noch weniger natürlich der Fortschritt und das Centrum, die gelegentlich bei den Wahlen Hand in Hand gegangen sind. Die drei liberalen Parteien zusammengenommen, Nationalliberale, Fortschritt und Secessionisten, erreichen nur eine Höhe von 129 Mitgliedern, also ungefähr die Höhe der conservativen Partei; da das Abgeordnetenhaus 433 Mitglieder zählt und die absolute Majorität 217 beträgt, so sieht man, inwieweit sowol die Conservativen als auch die Liberalen hinter dieser Zahl zurückbleiben, die erstern sogar auch dann, wenn die Freiconservativen mit ihnen stimmen. Die rudis indigestaque moles des Centrums, unberechenbar in allen außerkirchlichen Fragen, wird daher oft den Ausschlag geben, wenn nicht den Nationalliberalen und Freiconservativen sich gelegentlich ein bedeutender Bruchtheil der conservativen Partei anschließt.

Die Eröffnung des Landtages fand am 14. Nov. im Weißen Saale durch den Kaiser selbst statt, welcher die Thronrede verlas. Sie begann mit einem Sonnenblick, indem der durch die Reichsgesetzgebung angebahnte Aufschwung der Gewerbthätigkeit und die gesegnete Ernte dieses Jahres betont wurde; dann aber wurde das Deficit, das Misverhältniß zwischen den Bedürfnissen und Mitteln des Staates, hervorgehoben und ein Anleihegesetz zur Deckung des Deficits angekündigt, ebenso Gesetzvorlagen zur Erleichterung der Communal- und Schullasten und Verbesserung der Beamtengehälter. Die Aufhebung der vier untersten Stufen der Klassensteuer ist jetzt bestimmt in Aussicht genommen und in der betreffenden Vorlage auch für die Deckung des Ausfalls Sorge getragen. Für Erweiterung des Verkehrs sind wichtige Eisenbahnverbindungen bestimmt, auch ein Kanalgesetz steht in Aussicht. In Betreff des Kirchenstreits werden die freund-

lichen Beziehungen zum Papste erwähnt. „Die Wiederanknüpfung des diplomatischen Verkehrs mit Rom ist zu meiner Freude der Befestigung freundlicher Beziehungen zu dem Oberhaupte der katholischen Kirche förderlich gewesen, und hege ich die Hoffnung, daß die versöhnliche Gesinnung, welche meine Regierung zu bethätigen nicht aufhören wird, auch ferner günstigen Einfluß auf die Gestaltung unserer kirchenpolitischen Verhältnisse üben werde." Am freudigsten wird der Schluß der Thronrede begrüßt werden: die Beziehungen zu allen auswärtigen Regierungen gewähren die Ueberzeugung, daß die Wohlthaten des Friedens gesichert sind.

Was die äußere Politik in Europa betrifft, so steht sie unter der Signatur der diplomatischen Compensationen. Darum handelt es sich jetzt besonders zwischen England und Frankreich: ein fait accompli, wie die Eroberung Aegyptens durch die englischen Waffen, läßt sich nicht rückgängig machen, auch nicht in seinen Folgen abschwächen: so bleibt nur, soll der Friede zwischen den beiden Staaten aufrecht erhalten werden, die Möglichkeit eines Ausgleichs auf Grundlage gegenseitiger Zugeständnisse. Es entsteht nun die Frage, ob die Annexion von Tunis, wie man die neuesten Schritte der französischen Regierung in dem alten Barbareskenstaat bezeichnen kann, hinreichende Ausgleichspunkte bietet. Offenbar ist eine vollkommene Gleichstellung der Verhältnisse beider Nationen in Tunis und Aegypten nicht wohl angebracht. In Tunis haben die Franzosen schon lange einen vorherrschenden Einfluß: in Aegypten theilten sie sich mit den Engländern in denselben; sie saßen mit ihnen gemeinsam in der Finanz-Controlcommission und haben überdies allen Grund, den Suezkanal als ein französisches Werk zu betrachten. England denkt offenbar nicht mehr daran, nach seinem Siege die frühere Finanzcontrole mit der Betheiligung der Franzosen wiederherzustellen: kann es dafür aber einen Ersatz bieten, indem es die Franzosen in Tunis gewähren läßt? Schon unter Freycinet war der geheime Annexionsvertrag zwischen dem Bei von Tunis und Frankreich entworfen und bei den europäischen Mächten, besonders Deutschland, darüber angefragt worden. Letzteres benutzte die Gelegenheit gern, Frankreich gefällig zu sein, und gab sich Mühe, die Zustimmung Rußlands und Oesterreichs zu erhalten. Duclerc fragte gleich, nachdem er ins Cabinet getreten, bei den Mächten an, ob sie auf die Capitulationen in Tunis verzichten und die Jurisdiction der französischen Gerichte anerkennen wollten. Mit Ausnahme von England und Italien waren auch die Mächte nicht abgeneigt, die Handelsverträge, welche die Regentschaft binden, abzuändern. Hier kann England ein Zugeständniß machen, welches die Herrschaft der Franzosen in Tunis sicherstellt. Inzwischen ist der alte Bei Sidi-Mohammed-es-Sadok am 28. Oct. gestorben, nachdem er in seinem letzten Lebensjahre noch Gelegenheit hatte, sich an den zahlreichen Ehrensäbeln zu erfreuen, welche ihm seine Willfährigkeit gegenüber den Ansprüchen Frankreichs verschaffte.

So wenig wie mit Frankreich, ist England bisjetzt mit der Türkei im Reinen betreffs aller Fragen, welche Aegypten und seine Reorganisation betreffen. Auf die Note der Pforte vom 25. Sept., welche die Zurückziehung der englischen Truppen verlangte, hat die englische Regierung erklärt, daß zwar ein Theil der englischen Truppen Aegypten verlassen habe, daß aber England nicht seine sämmtlichen Soldaten aus Aegypten zurückziehen könne, besonders bei dem Mangel einer eigenen ägyptischen Armee, da es für die vollständige und dauernde Pacification des Landes verantwortlich sei. Eine solche Armee wird allerdings inzwischen gebildet, und zwar von Baker-Pascha, der vom Vicekönig zum Serdar-Ekrem oder obersten Befehlshaber aller ägyptischen Streitkräfte ernannt wurde. Die Schnelligkeit, mit welcher der frühere englische Oberst sich dieser Aufgabe unterzieht, scheint nicht ganz den Beifall seiner Landsleute zu haben. Wenigstens bringt man die Sendung des britischen Botschafters bei der Pforte, des Lord

Dufferin, der sich nach Aegypten begeben hat, damit in Zusammenhang; der Lord soll über die englische Occupation, die ägyptische Armeereorganisation sowie über die Regelung der Finanzen und die Feststellung des Regierungssystems maßgebende Bestimmungen treffen. Andererseits findet man in der Sendung Dufferin's eine neue Bestätigung dafür, daß England jetzt den Schwerpunkt seiner Politik nach Aegypten verlegt, und die Verhandlungen in Konstantinopel selbst für minder wichtig hält.

Die rasche Bildung einer ägyptischen Armee ist um so mehr geboten, als im Sudan ein großer Negeraufstand die Herrschaft des Vicekönigs gefährdet. Baker-Pascha, der im Jahre 1869 den ägyptischen Eroberungszug in die Länder des Weißen Nil anführte, ist der unentbehrliche Rathgeber des Vicekönigs gegenüber dieser bedrohlichen Rebellion, welcher die dortigen türkischen Befehlshaber nicht entfernt gewachsen sind. Der Aufstand hat einen religiösen Charakter; ein schwarzer Prophet, Mahdi-Imam, steht an der Spitze der Negerstämme von Darfur und Kordofan, hat die ägyptischen Truppen zu Tausenden niedergemetzelt und bedroht jetzt Chartum, das Hauptbollwerk der ägyptischen Macht in jener Gegend. Dieser Negerprophet ist ein Panislamit wie Arabi-Bei und der Sultan in Konstantinopel, nur faßt er seine Aufgabe, den wankenden Islam zu stützen, in einer eigenartigen Weise auf, indem er dasselbe Aegypten, welches Arabi-Bei zu einem Hort des Islam gegenüber fremden Eindringlingen zu machen suchte, mit seinen schwarzen Reitervölkern, deren Zahl 100000 überschreiten soll, mit fanatischer Wuth angreift.

Arabi-Bei selbst wird inzwischen von englischen Anwälten vertheidigt; doch steht seine Sache nicht günstig, wenn der Beweis geführt werden kann, daß er sich an den Massacres in Alexandria als geistiger Urheber betheiligt habe. Auch gegen Talba-Pascha, den Commandanten, und Said-Bei, den höchsten Polizeibeamten der Stadt, sollen compromittirende Beweise vorliegen. In Alexandria selbst finden Executionen der Hauptschuldigen statt; damit wird aber die wichtige Entschädigungsfrage nicht gelöst; denn Aegypten will diese Entschädigung nicht aus den Staatseinnahmen zahlen.

Welche politische und diplomatische Reflexerscheinungen sich aus dem Krankheitsherde am Nil noch entwickeln werden, darüber läßt sich zunächst noch keine sichere Diagnose stellen: die gesetzgebenden Körperschaften sind inzwischen in England und Frankreich zusammengetreten, und man wird bald mehr in der Lage sein, der öffentlichen Meinung an den Puls zu fühlen.

England schwelgt noch immer in seinem Kriegsruhm; es hat in jüngster Zeit nicht oft solche Siege erfochten wie den von Tell-el-Kebir, und man darf sich nicht wundern, wenn es die siegreichen Feldherren mehr feiert als jene Generale, welche über die Zulus und die Afghanen den Sieg davongetragen hatten. Der greise Niederkartätscher von Alexandria, Seymour, und der Sieger von Tell-el-Kebir, Wolseley, werden von der Königin und dem Volke mit Auszeichnungen überhäuft. Das Ministerium Gladstone ist durch den erfolgreichen Feldzug in Aegypten in eine glänzendere Stellung versetzt worden, als sie je der Gegner Gladstone's, der imperialistische Politiker Lord Beaconsfield, eingenommen hat.

Wenn die Tories die Absicht haben, das Ministerium Gladstone zu stürzen, so werden sie keinen ungeeignetern Zeitpunkt für Erreichung dieses Zieles wählen können als den jetzigen; denn Gladstone hat sich niemals einer größern Popularität erfreut als in diesem Augenblicke. Den Glanz des Sieges von Tell-el-Kebir wollen sich die Engländer nicht rauben lassen, mögen auch die Northcote und Salisbury ihnen noch so lebhaft vorpredigen, daß eine Verschwendung von Geld und Menschenleben, wie sie diese Expedition gekostet habe, gar nicht nöthig gewesen sei, um Aegypten ganz in die englische Machtsphäre zu ziehen. Auch der Sturmlauf gegen das Ministerium im englischen Parlament, das am 24. Oct. eröffnet

wurde, konnte zu keinem Resultat führen, da das Ministerium den angreifenden Gegnern nicht Rede stand. Dem Sir H. Northcote gegenüber berief sich Gladstone auf die sehr delicaten Beziehungen Englands zu Aegypten, welche ihn hinderten, vor Ablauf der Session mit einem fertigen Plane vor das Haus zu treten; er gab indeß zu, daß die Lage Englands jetzt eine günstigere geworden sei, weil dasselbe freier vorgehen könne und frühere Verpflichtungen abgeschüttelt habe. Aehnlich sprach sich im Oberhause Earl Granville gegenüber einer Interpellation des Lord Salisbury aus. Auf den Antrag Gladstone's hin, der mit 98 gegen 47 Stimmen angenommen wurde, wird sich das Unterhaus zunächst mit der Reform der Geschäftsordnung des Hauses beschäftigen. Die sogenannte Clôturefrage, die Frage, ob zur entscheidenden Abstimmung über den Schluß der Debatte eine Zweidrittel-Mehrheit erforderlich sei (Antrag Gibson), wurde im Sinne Gladstone's, der dabei von der Irischen Partei unterstützt wurde, entschieden: es bleibt bei der Entscheidung durch einfache Majorität.

Inzwischen wurde den Parlamentsmitgliedern durch Mittheilung mehrerer sehr inhaltsvoller Blaubücher ausreichende Gelegenheit gegeben, sich mit der Vorgeschichte der ägyptischen Expedition bekannt zu machen. Unter den 150 Depeschen, aus der Zeit vom 17. Aug. bis 29. Sept., welche sich hauptsächlich auf die Verhandlungen über die Conferenz in Konstantinopel sowie die militärischen Operationen in Aegypten beziehen, erregte besonders eine Depesche des Lord Dufferin an Earl Granville vom 18. Sept. einiges Aufsehen, in welcher der britische Botschafter schilderte, wie er in Yildez-Kiosk 11 Stunden lang antichambriren mußte, mit dem Sultan, der im Nebenzimmer saß, nur schriftlich verkehren durfte und erst ganz zuletzt zur Audienz zugelassen wurde. Er sei eher wie der Vertreter einer Regierung, deren Armeen soeben auf dem Schlachtfelde vernichtet worden wären, wie als derjenige eines Staates, dessen Generale soeben glänzend gesiegt hatten, behandelt worden. Ein anderes voluminöses Blaubuch, das 688 diplomatische Depeschen, politische und sonstige Schriftstücke enthält, umfaßt die Zeit vom 23. Juni bis zum 17. Aug., die etwas weiter zurückliegende Vorgeschichte des Krieges. Von besonderm Interesse sind darin die Mittheilungen über die Verhandlungen mit Oesterreich und Deutschland, welche Staaten den Engländern zwar kein Mandat für Aegypten ertheilen wollten, aber ihnen doch ihre moralische Unterstützung zusicherten.

Am 26. Oct. verlangte die britische Regierung in beiden Häusern Dankvoten für die Armee. Der Wortlaut des Antrags der Regierung war in dem Ober- und Unterhause derselbe. Gladstone hob hervor, daß zu keiner andern Zeit das Parlament größere und freudigere Ursache gehabt habe, so herzliche Gefühle der Dankbarkeit auszusprechen. Um den Umfang der Operationen zu würdigen, müsse man sich des Zweckes derselben erinnern. Es habe sich darum gehandelt, ein großes Land von 8 Mill. Menschen der despotischen Herrschaft einer Militärmacht von nicht weniger als 60000 Mann und der Anarchie zu entreißen. Der Krieg sei in einer Entfernung von 3000 Meilen von England geführt worden, und den Civilabtheilungen des Kriegsministeriums und der Admiralität gebühre besonderer Dank für die erfolgreiche Art und Weise der Ausführung; denn in kaum einem Monat seien gegen 200 Schiffe mit Soldaten und Kriegsmaterial expedirt worden, 34000 Mann nebst 8—10000 Mann Nichtcombattanten und 18000 Pferde. Die britischen wie die indischen Truppen und die Marine hätten sich in gleicher Weise ausgezeichnet. Sir Garnet Wolseley habe während des Feldzuges eine Eigenschaft an den Tag gelegt, welche geradezu außergewöhnlich sei, nämlich die, seine Plane geheimzuhalten. Er und Admiral Seymour hätten beide die hohe Würde angenommen, welche die Königin ihnen durch Erhebung in den Pairsstand verliehen habe, und das Parlament werde ferner ersucht werden, ihnen eine ihrer Stellung angemessene Leibrente zu bewilligen. Der Antrag, für welchen sich auch

Northcote erklärte, wurde mit großer Mehrheit angenommen, aber doch nicht einstimmig. Sir Wilfried Lawson erklärte, er sei grundsätzlich gegen Dankesvota für geleistete Dienste; der Krieg selbst sei ungerechtfertigt gewesen und ein ungerechtfertigter Krieg sei das größte Verbrechen, dessen sich ein Ministerium schuldig machen könne. Die Truppen hätten nur ihre Pflicht gethan: der Antrag sei eine Beleidigung für die Armee und eine Huldigung gegen den Militärgeist, der so viel Unheil über die Welt gebracht habe. Andere Abgeordnete sprachen sich in gleichem Sinne aus; doch war die Zahl der Gleichgesinnten, wie sich bei der Abstimmung ergab, nicht größer als 17. Sobald indeß im Parlament der ägyptische Krieg selbst mit seinen Folgen zur Sprache kommen wird, dürfte die Minorität, zu der die ganze Opposition gegen Gladstone hinzutreten wird, eine viel bedeutendere sein.

In Frankreich sind die Kammern am 9. Nov. eröffnet worden. So wenig festen Halt das Ministerium Duclerc hat, so scheint die überaus kritische innere Lage doch den Gegnern desselben die Pflicht der Mäßigung aufzuerlegen. Die anarchistischen und legitimistischen Bestrebungen haben Frankreich in eine bedrohliche Situation versetzt, wie sie allerdings den Gesellschaftsrettern von Fach willkommen sein muß. Daß der Roi bereit ist, die Gesellschaft zu retten, versteht sich von selbst, allerdings nicht blos vor den Anarchisten, sondern, wie Graf de Mun auf einem Banket in Arles am 8. Oct. sich auszudrücken beliebte, vor den Beutelschneidern und Börsenjobbern, welche jetzt die höchsten Würden der Republik bekleideten. Von der andern Seite proclamiren die „République française" und der „Voltaire" Gambetta als den Retter, der sich übrigens auf einmal aus der Rue de la Chaussée d'Antin in ein bescheidenes Häuschen in der Rue Didier zurückgezogen, seinen Koch Trompette entlassen und die Allüren eines mäßig begüterten Bourgeois angenommen hat. Wenn man nur in Frankreich daran glaubte, daß ein Lucullus sich plötzlich in einen Curius Dentatus verwandeln und mit ländlichen Rüben begnügen könnte! „Gambetta ist kein reicher Mann mehr." Das Zeugniß wird ihm selbst von feindlichen Blättern ausgestellt, aber daß er's gewesen, und wie er's geworden, das bleiben dennoch unverlöschliche Anklagepunkte gegen ihn. Daß Gambetta als Gesellschaftsretter noch eine Rolle spielen könnte: das wird fast allgemein bezweifelt.

Die Anarchisten in Genf haben ihr Programm in den Verhandlungen vom 13. und 14. Aug. festgesetzt: ein Programm, das jetzt auch in den pariser Zeitungen veröffentlicht, im übrigen aber schon lange in der Seinehauptstadt von den Anhängern der Partei gepredigt wird. Die Hauptgrundsätze erinnern an Proudhon und fast noch mehr an den deutschen Philosophen Stirner, aus dessen Schrift „Der Einzige und sein Eigenthum" hier die praktische Nutzanwendung gezogen wird. Jede Autorität ist verwerflich, der monarchische wie der demokratische Staat mit seinen Beamten, Offizieren und Richtern; ein Feind ist der Gutsbesitzer, der die Bauern zu seinem Vortheil arbeiten läßt, der Arbeitgeber, der die Werkstätte besitzt und sie mit Leibeigenen des Lohnes füllt, der Priester, der mit Autoritätsbegriffen die guten Seelen regiert. „Wir erklären uns solidarisch mit jedem Manne, mit jeder Gruppe oder Gesellschaft, welche das Gesetz durch eine revolutionäre That verleugnet." Die Anarchisten erklären sich für Communisten und verlangen die Vernichtung der patrimonialen, Gemeinde-, provinzialen und nationalen Schutzsteine. Gegenüber den Anarchisten sind die Nihilisten, welche in Rußland wenigstens freiere Staatszustände verlangen, noch eine gemäßigte Partei, welche nicht zu den letzten Consequenzen vorgedrungen ist.

Inwieweit die Hüttenarbeiter von Montceau-les-Mines, die schwarze Bande, welche den ganzen District in Aufruhr versetzte, in Kirchen und Schulen große Verheerungen anrichtete, den Directoren der Werke offenen Widerstand leistete,

mit den genfer Anarchisten in Zusammenhang stehen, darüber hat die Untersuchung noch kein Licht verbreitet. Daß locale Einflüsse, ein ultramontaner Director, welcher die Anstellung der Arbeiter von ihrer kirchlichen Frömmigkeit abhängig machte, wie auch agents provocateurs, unter denen ein schon unter dem Kaiserreiche in solcher Weise thätiger Lagrange genannt wird, auf den Ausbruch der Unruhen großen Einfluß ausgeübt haben, ist wol nachgewiesen und wird auch durch die in erster Linie antikirchliche Richtung der Bewegung bezeugt. Am 18. Oct. begann der Proceß der Aufrührer vor dem Gericht von Châlon-sur-Saône. Die Drohung, das Gerichtsgebäude mit Dynamit in die Luft zu sprengen, veranlaßte die Richter zu einer Vertagung des Processes, welche von dem pariser Ministerrath am 26. Oct. gebilligt wurde. Dennoch hat der unbegreifliche Rückzug von Châlon nicht blos auf die Blätter, welche mit den Angeklagten sympathisiren und über die Verlängerung der Präventivhaft jammern, sondern auch auf andere, welche den regelmäßigen Lauf der Rechtspflege verlangen, einen sehr ungünstigen Eindruck gemacht. Die sinnlosen Bombenattentate in Lyon legen überdies Zeugniß ab von einer Zerstörungsmanie, welche die anarchischen Kreise ergriffen hat. In Paris selbst hat der Strike der Möbeltischler des Faubourg Saint-Antoine, ein Strike, der etwa 20000 Arbeiter umfaßt, und zwar meistens solche, die nicht zu den Communards und Anarchisten gehören, das bereits durch die allnächtlich angeschlagenen revolutionären Plakate aufgeregte Paris noch mehr in Unruhe versetzt; doch hatten hier die Bemühungen zu einem friedlichen Ausgleiche Erfolg. Für das Umsichgreifen der extremen Richtungen in der Hauptstadt spricht es wol, daß der über Gambetta hinausgehende Radicale Clémenceau in einer Versammlung seines Wahlbezirkes Montmartre nur mit Mühe zu Worte kommen konnte und ein Anhänger der Commune dort den Vorsitz erstritt. Freilich, nach außen hin ist die Propaganda der extremen Partei unglücklich, und Louise Michel machte in Gent nicht nur klägliches Fiasco, sondern konnte kaum vor der Volkswuth geschützt werden.

Unter solchen Auspicien beginnt die Sitzung der Kammern: mit Recht hob der Ministerpräsident in der Eröffnungsrede die innere Politik als entscheidend hervor. „Je nach dem Charakter, den Sie unserer innern Politik aufdrücken werden, wird die Wirksamkeit Frankreichs nach außen fruchtbar oder fruchtlos sein.“ Duclerc betont die Nothwendigkeit, gegen die Umsturzpartei vorzugehen, und schlägt als strengere Maßregel die Deportation der rückfälligen Verbrecher vor. Er verlangt daher, daß die Kammer alle andern Fragen zunächst beiseitelassen und das Budget berathen möge. Außerdem kündigt Duclerc eine Reihe von Gesetzentwürfen an, darunter einige, welche die Ausführung öffentlicher Arbeiten betreffen. Ein Gesetz gilt der Reorganisation der Gerichte, zwei andere der Vervollständigung der Land- und Seemacht. Zwei Gesetzentwürfe eröffnen Perspectiven, welche gegenüber der englischen Occupation Aegyptens doch einen Trost gewähren: der eine betrifft die Organisation der Finanzen und der Verwaltung in Tunesien, der andere die Förderung der Colonisation und die Sicherung und den weitern Ausbau des Colonialbesitzes der französischen Republik. Ueber diese Erklärung Duclerc's sagt der „Figaro“: „Das Stück Prosa ist ziemlich lang, verworren, kläglich, und ließe sich in den Vers des «Jungen Gefangenen» von André Chénier zusammenfassen: „Je ne veux pas mourir encore.“

Am 11. Nov. wurde von der Kammer eine wichtige, oft wiederkehrende Frage entschieden: die Abschaffung des Cultusbudgets wurde mit einer Mehrheit von 220 Stimmen nach einer lebhaften Debatte, an welcher sich besonders der beredte Bischof Freppel betheiligte, abgelehnt.

Verantwortlicher Redacteur: **Dr. Rudolf von Gottschall** in Leipzig.
Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Surrogate. Novelle von O. Ernst. I.—III. 1
Französische Stimmen über Deutschland und die Deutschen. Von Leo Tellenbach. I. 27
Die Administration Garfield's und der Guiteau-Proceß. Von Rudolf Doehn. I. 42
Ueber die letzterschienenen Kometen. Von M. Wilhelm Meyer. 59
Die Parteien im Deutschen Reichstage. Von Johannes Berg. III. 83
Afghanistan und der englisch-afghanische Krieg. Von William Balck. III. . 117
Aus deutschen Ateliers in Rom. Von E. Vely. 129
Reiseskizzen aus dem westlichen Himalaya- und dem Karakorumgebirge. Von Karl Eugen von Ujfalvy. I. 134

Chronik der Gegenwart:

Literarische Revue: Neue Lyrik: Dichterbücher und Anthologien; Gedichte von Albert Moeser, Stephan Milow, Ferdinand von Saar, Konrad von Prittwitz-Gaffron, Rudolf Baumbach, Otto Gensichen. — Romane von Hans Wachenhusen, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen, E. Vely, Robert Byr, Alfred Meißner. — Schriften zur Aesthetik und Literaturgeschichte. — Neuere historische Werke. 142
Politische Revue: Parlamentarische Beredsamkeit. — Die Debatten über das Tabacksmonopol im Reichstage. — Die Rede Bennigsen's. — Die Zolltarifnovelle. — Die Ereignisse in Aegypten. — Ignatiew's Abgang. 154

Surrogate. Novelle von O. Ernst. IV. V. (Fortsetzung.) 161
Aegypten und die Consulate. Von Hans Wachenhusen. 188
Charles Robert Darwin. Von J. Victor Carus. 200
Aus Metternich's nachgelassenen Papieren. Von Walter Rogge. 227
Die Administration Garfield's und der Guiteau-Proceß. Von Rudolf Doehn. II. 250
Französische Stimmen über Deutschland und die Deutschen. Von Leo Tellenbach. II. 268
Lessing in Frankreich. Von Ferdinand Groß. 290

Seite

Chronik der Gegenwart:

Revue der bildenden Künste: Locale Ausstellungen in Frankfurt a. M., Halle und Berlin. — Die Internationale Kunstausstellung in Wien. — Die Bairische Landes-Industrie- und Kunstausstellung in Nürnberg. — Die Heraldische Ausstellung in Berlin. — Denkmäler und Preisausschreiben. — Todtenschau. 301

Politische Revue: Die ägyptische Frage. — Die diplomatischen Verhandlungen und das englische Attentat. — Agrarverbrechen in Irland und Vorgänge im englischen Parlament. — Neues aus Rußland, dem Deutschen Reich und Frankreich. 315

Surrogate. Novelle von O. Ernst. VI.—VIII. (Fortsetzung.) 321
Welche Länder können Deutsche noch erwerben? Von Gerhard Rohlfs. . . . 354
Etwas über Heroencultus. Von Karl Braun-Wiesbaden. 368
Juan Eugenio Hartzenbusch. Von Gustav Diercks. 387
Beiträge zur Gesundheitslehre der Gesellschaft. Von Dr. Eduard Reich. I. . . 404
Afghanistan und der englisch-afghanische Krieg. Von William Balck. IV. . 417
Das Bühnenweihfestspiel in Bairenth. Von Eugen Zabel. 430
Reiseskizzen aus Südamerika. Von Franz Engel. I. 448
Ueber moderne Kriegführung. Von Fedor von Köppen. 465

Chronik der Gegenwart:

Revue der Erd- und Völkerkunde: Neue Entdeckungsreisen in Afrika und Amerika. 474

Surrogate. Novelle von O. Ernst. IX. X. (Schluß.) 481
Die gegenseitigen Beziehungen der Blumen und Insekten. Von Professor Dr. M. Willkomm. 503
Napoleon II. und Napoleon IV. Von Arthur Kleinschmidt. 516
Reiseskizzen aus dem westlichen Himalaya- und dem Karakorumgebirge. Von Karl Eugen von Ujfalvy. II. 534
P. K. Rosegger und seine gesammelten Schriften. Von Albert Moeser. . . 558
Das Transvaal und seine neueste Geschichte. I. 566
Die Anthropologie und die Urgeschichtsforschung. Von Friedrich von Baerenbach. I. Zur Anthropologie. 584
Černyševskij und sein Roman „Was thun?“. Von Raphael Löwenfeld. . . 608
Beiträge zur Gesundheitslehre der Gesellschaft. Von Dr. Eduard Reich. II. . 625

Chronik der Gegenwart:

Politische Revue: Der Rückzug aus dem Culturkampfe; die Mischehen und die Staatspfarrer. — Zersetzung der politischen Parteien, Versuche der Neubildung. — Das neue Ministerium und die Deutschenhetze in Frankreich. — Die irischen Bills und die Zustände in Irland. — Die Lage in Aegypten. 634

Seite

Verstoßen. Novelle von Emil Taubert. I. II. 641
Pariser Stimmungsbilder. (September 1882.) Von Rudolf von Gottschall. I. 672
Das Nildelta und seine Zukunft. Von Hans Wachenhusen. 690
Friedrich Wilhelm Rüstow. Ein Lebensbild von Hauptmann Zernin. 701
Reiseskizzen aus Südamerika. Von Franz Engel. II. 727
Die Anthropologie und die Urgeschichtsforschung. Von Friedrich von Baerenbach. II. Die Urgeschichtsforschung. 746
Das Transvaal und seine neueste Geschichte. II. 768
Herculanum. Von Alfred Meißner. 785

Chronik der Gegenwart:

Musikalische Revue: Das baireuther Festspiel und die Kritik. — Die Richard Wagner-Concerte. — Anton Rubinstein. — Reinthaler's „Käthchen von Heilbronn". — Reißmann's musikalische Schriften. 789
Politische Revue: Der Wahlkampf in Preußen. — Die Vorgänge in Aegypten. — Die europäische Situation. — Nachrichten aus Rußland. 795

Verstoßen. Novelle von Emil Taubert. III. IV. (Schluß.) 801
Pariser Stimmungsbilder. (September 1882.) Von Rudolf von Gottschall. II. 817
Die neueste religiöse Bewegung in Indien. Von Otto Henne-Am Rhyn. . . 836
Reiseskizzen aus dem westlichen Himalaya- und dem Karakorumgebirge. Von Karl Eugen von Ujfalvy. III. 852
Die periodische Literatur in Ungarn. Von Professor Leopold Palóczy. . . . 873
Nordafrika und seine Bedeutung in der Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. IV. 894
Die Anthropologie und die Urgeschichtsforschung. Von Friedrich von Baerenbach. III. Die Urgeschichtsforschung. 920
Das Transvaal und seine neueste Geschichte. III. 932

Chronik der Gegenwart:

Theatralische Revue: Dramen von Ernst von Wildenbruch, Felix Dahn, Richard Voß. — Stücke von Calderon und Shakspeare in neuen Einrichtungen. — Die Grillparzer-Trilogie in Stuttgart. — Lustspiele von Hugo Bürger, Paul Lindau, Franz von Schönthan, Rudolf Kneisel, G. von Moser. — Dramaturgische Schriften. 937
Politische Revue: Das Resultat der Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause. — Die Eröffnung des Landtages. — Englands Vorgehen in Aegypten. — Die ägyptische Frage im Parlament. — Eröffnung der französischen Kammern. 945

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 073907708